


ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·SIGILLUM
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Herausgegeben

von

Prediger Dr. Th. Arndt in Berlin,

Pfarrer Dr. E. Buß in Glarus u. Pfarrer J. Happel in Heubach (Hessen).

XI. Jahrgang.

Berlin 1896.

Druck und Verlag von A. Haack.

NW. Dorotheenstraße 55.

Inhalt.

Gehe hin, ich will dich ferne unter die Heiden senden.

Predigt über Apostelgeschichte 22, 11—21 bei der 11. Jahresversammlung des Allg. evang.-protest. Missionsvereins am 1. Oktober 1895 zu Pforzheim gehalten vom Stadtpfarrer F. W. Hitzig in Mannheim.

In ernster Entscheidungsstunde geht der neubekehrte Paulus in den Tempel, um zu beten; da erscheint ihm Christus der Herr, macht ihn seines Apostelberufes gewiß und sendet ihn aus dem Heiligtum hinaus in die ferne Heidenwelt. So sind auch wir in dieses Gotteshaus gekommen, um zu beten, die Herrlichkeit des Herrn zu schauen, Kraft und Zuversicht zu finden für unsere Aufgabe. Zum Festgottesdienst haben uns die Glocken gerufen Eine Festpredigt soll der festlichen Stimmung Ausdruck geben in Lob und Dank. Auch an unserm Verein hat Gott Großes gethan: das Saatkorn, vor 11 Jahren in die dunkle Furche gelegt, ist fröhlich aufgegangen; ist das Feld noch nicht weiß zur Ernte, so steht es doch im Grün der Hoffnung. Aus der Feststimmung, wenn sie rechter Art ist, muß die feste Stimmung erwachsen, welche dauert, wenn die Festfreude vorüber ist. Eine Festpredigt soll die Leute „fest predigen", — daß sie fest bleiben im Glauben und im Werke. Diese feste Stimmung thut uns allen not: die Morgenfrische ist vorüber, wir gehen der Mittagsschwüle entgegen. An die Stelle der ersten auflodernden Begeisterung muß die ausharrende Geduld, die Festigkeit des Herzens treten.

Zu dieser Festigkeit im Glauben und im Werke soll die Betrachtung des verlesenen Schriftwortes uns leiten, und ich erflehe dazu Gottes Geist und Segen für Euch und für mich.

Im 22. Kapitel der Apostelgeschichte erzählt Paulus seinen Landsleuten, die ihn in Jerusalem gefangen genommen hatten, sein Leben. Zweimal sei ihm Christus erschienen, das eine Mal bei Damaskus, dann wiederum, als er betete im Tempel zu Jerusalem. Dort ist er selbst bekehrt worden, hier wird er zur Bekehrung der Heiden verordnet: „Gehe hin, ich will dich ferne zu den Heiden senden". — Lasset uns dies Schlußwort des Textes zum Mittelpunkt unserer Betrachtung machen!

„Ich will dich ferne zu den Heiden senden! — richtet Euern Blick also zuerst auf diese heidnische Ferne, dahin uns Christus sendet! — Ich will dich senden —: richtet Euern Blick sodann auf den Herrn, von dem diese Sendung ausgeht! — Ich will Dich senden: blicket endlich auf den Verein, der heute seine Festfeier begeht, und sehet, wie diese Aufgabe gerade ihm in eigentümlicher Weise gestellt ist.

I.

„Ich will dich ferne zu den Heiden senden!" — Welch' geheimen Zauber, welche magnetische Gewalt übt doch die Ferne, die ahnungsvolle Weite über den Menschen aus! Dieser Zug in die Ferne ist ein Zeugnis seiner höhern Natur. Kein gemeines Interesse ist's, das ihn zu den Grenzen der Erdenpole treibt und seinen Blick in die unbegrenzten Himmelsräume

schweifen läßt. Der Freiheitstrieb, der unstillbare Erkenntnistrieb schwellt die Flügel des Geistes, hinaus über alle beengende Schranken. Das erhaben Große um uns und über uns weckt ein Erhabnes in uns auf, wie das der Dichterfürst ausspricht:

„Wenn am Tage mich die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht —

Alle Tag' und alle Nächte
Preis' ich so des Menschen Los;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Bleibt er ewig schön und groß."

Ja, ist nicht auch die Religion selber mit aus diesem Zug in die Ferne geboren? Durch das Menschenherz zieht die Klage: „Da wo du nicht bist, da ist das Glück" — das Dort ist niemals hier, in der Ferne liegt das verlorne Paradies, und in Sternenhöhe stehen die Ideale des Lebens über uns; und diese Sehnsucht müßte des Menschen Qual werden, wenn nicht in ihr selbst zugleich ihre Stillung und Erfüllung läge.

Darf ich es aussprechen, lieben Freunde, daß auch das Werk der Mission mit diesem Zug zur unbekannten Ferne zusammenhängt? Alle großen Missionsboten sind von diesem ungestümen Drange erfüllt gewesen. Ein Paulus wollte das Wort vom Kreuz bis ans Ende des Erdkreises tragen; »amplius, amplius!« — „immer weiter, immer weiter", war das Losungswort des großen Xaver, des Apostels der Indier. Große Missionare wie Livingstone sind große Entdecker gewesen, wie umgekehrt die Entdeckung ferner Länder und Völker eine neue Belebung des Missionssinnes zur Folge hatte. Die Zeit des Weltverkehrs wird heute die Zeit der Weltmission.

Doch das ist's nicht allein. Die Sendboten Jesu, welche in die Ferne der Heidenwelt hinauszogen, sind erfüllt gewesen von dem Gedanken, daß diese Völker, die uns ferne sind dem Raume nach, ferne sind von Gott, fern von der Gemeinschaft seines Heils in Christo Jesu. Der Blick in diese Gottesferne des Heidentums wird zum Blick in die Höllentiefe der Menschenwelt und des Menschenherzens. Hier, ja hier ist die Hölle, in welche nach dem Wortlaut des Glaubensbekenntnisses Christus niederfährt, das Morgenrot der Erlösung zu verkünden; hier schmachten die Geister im Gefängnis, hier hat auch die Freude etwas Grauenhaftes, hier atmet auch die Religion den Geruch des Todes und der Verwesung. Sie gleicht nur zu oft jenem Fetisch- und Opferbaum, von dem der Afrikareisende Lander erzählt: „Er stand in weiter Lichtung im Herzen des Urwaldes, nie hatte ich einen Baum von solcher Größe gesehen. Seine gewaltigen Äste waren mit Stücken menschlicher Leichname bedeckt, sein majestätischer Stamm mit Haufen von Schädeln umringt; Tausende von Raubvögeln flogen um ihre häßliche Nahrung. Die senkrecht niederschießenden Sonnenstrahlen, die schauerliche Öde und Stille des Platzes, die nur durch das Seufzen des Windes im dunkeln Blätterwald und durch das Kreischen der gefräßigen Geier unterbrochen wurde — all dies überwältigte mich, das Herz sank

mir in der Brust, es schwamm mir dunkel vor den Augen, und bewußtlos fiel ich in die Arme meines treuen Sklaven". So in Afrika, und dies ist nicht die einzige Qual, die auf diesem finstern Erdteil lastet. Aber auch, wo die Religion kein solcher Opferbaum ist, da ist sie doch jener Upasbaum in den südamerikanischen Wäldern, dessen betäubender Blütenduft die in seinem Schatten Ruhenden mit wilden Träumen und tödlicher Ohnmacht befällt, oder ein unfruchtbarer Baum, auf dem keine Früchte wahrer Heiligung und edler Menschlichkeit gedeihen.

Zwar „Gott ist auch der Heiden Gott", wie die Schrift sagt (Röm. 3. 29), und sie suchen ihn mit vielen Schmerzen. Bewundernswert und rührend ist die Kraft ihrer Andacht, die Opferwilligkeit, die freudig sich selbst und das Liebste in den Tod giebt; aber ein „vernünftiger Gottesdienst" (Röm. 12, 1) ist es nicht; es wallt das edelste Herzblut auf um einen Wahn. Die dunkle Flut chinesischer und ostindischer Weisheit birgt Perlen in ihrem Schoß von wundersamer Schönheit; aber es ist ein Tasten und Raten am großen Geheimnis des Lebens und des Todes, das seine Lösung nur finden kann in dem Worte: „Gott ist die Liebe", und in dem Thatbeweis dieser Liebe, der Jesus Christus heißt. Nur Seine Hand ist stark genug, das Bruderband um die geeinte Familie der Gotteskinder auf Erden zu schlingen, nur Er kann, die da ferne sind, herzuführen, daß sie eins seien mit uns in Ihm; oder wir werden nimmermehr eins sein. Ja, wir leben im Zeitalter des Weltverkehrs, aber Eisenschienen und Dampferlinien, Telegraphen und Telephone, alle Wunder der Technik, mit denen wir Raum und Zeitenferne überwinden, keine Gemeinsamkeit der Civilisation und Kultur, draußen so wenig wie daheim, werden uns einander nahe bringen, solange jene „Gemeinschaft des heiligen Geistes" fehlt, in der wir zu einander sagen:

„Ein Ziel, dahin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Gott, vor dem wir knieen,
Ein Himmel Dir und mir!" (Novalis.)

II.

Darum eben ist Er, Er selbst es, der da spricht: „Ich will dich ferne zu den Heiden senden". Alles andere, was die christlichen Völker den Heiden zu bringen haben, kann den heiligen Dienst der Mission nicht ersetzen, ja, es kann dieser Verkehr beiden zum Unsegen und zum Fluche werden ohne diesen Dienst. Eine ungeheure Sündenschuld gegen ihre schwächeren Brüder haben die europäischen Völker auf sich geladen. Sie haben sie verfolgt wie wilde Tiere, sie haben sie schamlos ausgebeutet, sie haben sie mit ihren Kanonen gezwungen, ihren Alkohol und ihr Opium anzunehmen, sie haben sie mit ihren Lastern vergiftet und mit ihrem Unglauben elend gemacht. Wie oft schon hat sich die Mission zum Schutzengel aufwerfen müssen gegen diese „Christen", um deretwillen der Name Christi geschmähet wird in der Heidenwelt!

„Aber, fragt Ihr vielleicht, wollen denn die Heiden unsern Dienst, können sie gebrauchen, was wir ihnen bringen, finden sie nicht schon ihre Befriedigung in dem Glauben, den sie haben?"

Als der Missionar Crane von Boston im Jahre 1805 die Indianer zum Evangelium bekehren wollte, hat ihm ein alter Häuptling folgendes

geantwortet: „Bruder, du sagst, du seist gesandt, uns zu lehren, wie der große Geist nach Wohlgefallen verehrt werde. Du sagst, wenn wir deine Religion nicht ergreifen, würden wir hernach sehr unglücklich werden und verloren sein. Woher weißt du das? Wenn das so ist, warum hat dich dein Gott nicht schon zu unsern Vätern gesandt? Du sagst, es gebe nur einen Weg, dem großen Geiste zu dienen — wenn das so ist, warum seid Ihr so uneinig unter einander? Bruder, der große Geist hat uns alle gemacht, aber er hat einen großen Unterschied geschaffen zwischen seinen weißen und seinen roten Kindern. Euch hat er viele Künste gegeben, für die unser Auge verschlossen ist; warum soll er uns nicht eine andere Religion gegeben haben nach unserm Verstande? Der große Geist thut recht, er weiß, was seinen Kindern gut ist, wir sind zufrieden". —

Darauf hat der christliche Missionar offenbar nichts Kluges zu sagen vermocht, denn er ging zornig weg mit den Worten: „Es giebt keine Gemeinschaft zwischen der Religion Gottes und den Werken des Teufels!" Einige unter Euch aber, liebe Zuhörer, denken im Stillen: Der alte Häuptling hat recht gehabt. Dann aber ist es sehr überflüssig gewesen, daß Gott seinen Sohn gesandt hat, Sünder selig zu machen, die es schon sind; dann ist es von diesem Sohn sehr überflüssig gewesen, seine Apostel unter die Heiden zu senden; dann aber laßt diese glücklichen Heiden Heiden sein und behängt sie nicht mit den bunten, ihnen so beschwerlichen Lappen Eurer sogenannten Civilisation!

Was wohl Paulus auf jene Rede erwidert hätte? Wir denken, etwa dasselbe, was er den Athenern und den Galatern gesagt hat (A. G. 17, Gal. 4): „Liebe Brüder, ich sehe, daß ihr recht fromm seid in eurer Art, und das ist angenehm vor euerm himmlischen Vater; eben deswegen will er, daß ihr noch völliger werdet, denn ihr seid noch sehr abergläubisch in euerm Glauben und unreif in eurer Sittlichkeit wie die Kinder. Darum seid ihr auch gut wie Kinder, heute menschlich, morgen aber ganz unmenschlich, nach dem Triebe eures natürlichen Herzens. Nun, liebe Brüder, es hat alles seine Zeit; ihr habt es bisher nicht besser gewußt. Gott hat die Zeit eurer Unwissenheit übersehen, nun aber gebietet Er euch, Buße zu thun, Buße auch für euren bisherigen Glauben, indem Er euch vorhält und vorstellt die wahre Gestalt des Glaubens in einem Manne, der für euch in den Tod gegeben und auferwecket ist — in Jesu Christo".

Ja, liebe Freunde, das ist Gottes Weg. Er führt zu seiner Zeit aus dem Anfangsglauben zum Vollendungsglauben, aus natürlicher Sittlichkeit zu christlicher Heiligkeit, aus armseliger Seligkeit zur reichen Seligkeit der Gotteskindschaft in Christus. Und dieser Weg zur Höhe führt durch die Tiefe der Selbsterkenntnis und der Buße. Das Lebensideal des Christentums ist nicht das harmlose, selbstzufriedene Naturkind, sondern der mit Christo gekreuzigte und auferstandene Geistesmensch. Jene scheinbar so harmlosen Naturkinder sind wie die grünen Eilande der Südsee, die ihre Palmen wiegen in ewigem Frühlingsblau, umrauscht von Meeresfluten so durchsichtig klar, als schwebte der Kahn in der Luft, der über sie hinfährt; aber es sind nur die Gipfel ungeheurer, aus der Ozeantiefe aufragender Vulkane, deren Ausbruch morgen schon das kleine Paradies zum Schauplatz des Entsetzens macht. — Ihr aber, Jünger und Jüngerinnen Jesu, wisset, daß Jesus unser Seligmacher eben darum ist, weil er alle falsche Welt-

seligkeit und alle falsche Gottseligkeit in uns zerstört und durch die göttliche Traurigkeit in uns wirket zur Seligkeit. Seine Religion ist die Religion des Kreuzes, und so fest schlingt sich die Himmelsrose um diesen Stamm, daß, wer sie haben will, das Kreuz selbst auf sich nehmen muß.

Religionen des hoffnungslosen Weltschmerzes giebt es auch im fernen Osten, dahin die Sendboten unseres Vereins ziehen. Die Religion der seligen Schmerzen, aus welchen die Versöhnung mit Gott geboren wird, hat Christus gebracht. Aus ihr, der Religion des heiligen Mitleids und der Barmherzigkeit, erwächst jene Brüderlichkeit, jene wahre Humanität, die an des Menschensohnes Geist und Namen geknüpft ist. Mit dem Ideal des Gottesreiches auf Erden hat er uns den tiefen Schmerz eingepflanzt um die Unvollkommenheit der Welt, jene tiefe heilige Unzufriedenheit mit den jeweiligen Zuständen der Gegenwart, die als Glut unaufhörlichen Fortschritts durch die Adern der christlichen Völker braust, während tausendjähriger Stillestand über den toten Wassern der asiatischen Völkerwelt lagert. —

Darum, darum treiben wir Mission im Namen Jesu, weil es Egoismus und Selbstsucht wäre, für uns behalten zu wollen, was Er allen seinen Brüdern zugedacht hat; darum arbeitet die Mission für die Seligkeit der Herzen, für den Weltfortschritt, für die Hervorbringung einer höhern Gestalt der Menschheit. Das erleben diejenigen, die aus Heiden Christen geworden; das neue Licht macht die Größe der alten Finsternis offenbar. In Haiti nennen die Christen die vergangenen Zeiten des Heidentums „die Tage der dunkeln Herzen". Die „Tage der dunkeln Herzen" vergehen zu machen, dies ist das Werk der Mission.

III.

An diesem großen Werke arbeiten gegenwärtig etwa 330 Missionsgesellschaften mit 5000 Missionaren, 4000 eingeborenen Geistlichen und 2800 Missionsfrauen; 25 Millionen Mark werden jährlich dafür aufgewendet. Wenn wir nun neben diese älteren hochverdienten Gesellschaften einen sie ergänzenden neuen Verein gestellt haben, eben unsern „Allgemeinen ev.-prot. Missionsverein", so ist es geschehen in der Überzeugung, daß auch ihm in eigentümlicher Weise das Christuswort gelte: „Ich will dich, gerade auch dich, ferne unter die Heiden senden".

Worin besteht denn die Eigenart gerade unseres Vereins? — In einem Doppelten: einmal, daß er sein Arbeitsfeld sich gewählt hat nicht unter noch völlig uncivilisierten Völkern, sondern unter den großen Kulturnationen Asiens, vornehmlich Japan und China. Zum andern: er ist der erste, der ausdrücklich auf die Grundlage des freien Protestantismus gestellt ist. Er ist „liberal", obwohl er sich nicht so nennt, denn er will es nicht sein im Sinne einer modernen Parteilosung, sondern im Geiste des ursprünglichen, reformatorischen Protestantismus.

Wie aber gerade dieses weitherzige evangelische Christentum, das seinen Schwerpunkt nicht im Dogmenglauben sucht, sondern in der Nachfolge Jesu und in dem „Gesinnetsein wie Er gesinnet war", das ist, was so viele unserer heimischen Gemeinden suchen und bedürfen, so ist es auch auf dem Arbeitsgebiet unsrer Missionare, vornehmlich in Japan. Aufgeklärt durch die europäische Geisteskultur, die dieses Volk mit allen Poren einsaugt, ist es vielfach nur aufgeklärt zum Unglauben. Sein scharfsinniger Verstand

sucht eine Religion, die nicht allein das Herz befriedigt, sondern auch vor dem prüfenden Denken standhält. Mit den Waffen europäischen Unglaubens wehrt es sich gegen den Glauben. Da müssen wir ihnen auch neue scharfgeschliffene Waffen christlicher Erkenntnis in die Hand geben, müssen ihnen, wie es auf unsern höhern Schulen dort geschieht, eingeborne Männer heranbilden, die unter ihren Landsleuten stehen als rechte Streiter Christi, mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken.

Daß wir hier auf rechtem Wege sind, dies bezeugen neben dem bisherigen Erfolge gewichtige Stimmen angesehener Japaner selbst. „Das Christentum ist die Religion der Zukunft", sagt der japanische Theologe Yokoi, „aber es ist ein Unglück, wenn die christlichen Missionare nicht bloß im Namen Christi kommen, sondern immer im Namen der Sekte, der sie angehören." „Der Geist des Protestantismus ist nicht erstorben", schreibt der einflußreiche Schriftsteller Murata, „es wird aus ihm eine zweite Reformation kommen, und auf ihr ruht die Hoffnung unsrer Zukunft. Das Christentum der Zukunft aber wird auch bei uns gegründet sein allein auf die große Persönlichkeit Christi selbst, den Katholiken und Protestanten, Orthodoxe und Liberale, so verschieden sie sonst sind, einmütig lieben und verherrlichen."

Indem wir also eigene, zum Teil neue Wege gehen, thun wir nur, was Paulus auch gethan hat. Auch er ist im Sinne seiner Zeit sehr freisinnig gewesen und hat seinen neubekehrten Heidenchristen gar viele gesetzliche Formen und Gebräuche nicht auferlegt, an welchen die konservativen Christen aus Israel noch festhielten. Die andern Apostel aber haben ihm deswegen die rechte Hand der Gemeinschaft nicht verweigert (Gal. 2), sondern die Gnade anerkannt, die auch ihm gegeben war. Der gesetzesfromme Ananias in unserm Texte ist nicht mit ihm auf den Missionsweg gegangen, aber er hat ihn gestärkt zu seinem Zeugenberuf an alle Menschen. Dürfen wir hoffen, daß auch bei uns einmal der gesetzestreue Ananias — ich meine damit unsere alten Missionsvereine — unser Werk anerkennen werden?

Denn daß Paulus seine eignen Wege ging, und „sein Evangelium" (Gal. 1) verkündete, das hat ja seinen Grund nur darin gehabt, daß er seinen Herrn mit eignen Glaubensaugen gesehen, nicht im Messiasmantel Israels und mit der Davidskrone, sondern als den „zweiten Adam, den himmlischen Menschen", der eine neue Menschheit schafft nach seinem Bilde, gerecht und selig allein durch den Glauben an die in ihm erschienene freie Gnade Gottes. So ist's auch uns geschehen: wir haben Christus geschaut mit unsern Augen, so wie Gott sie uns aufgethan. Und wie vor der tiefern Erforschung der Naturwelt der alte Wunderglaube dahinsank, und die große Gotteswelt jetzt wunderlos geworden ist und doch so wundervoll, so hat eine tiefere geschichtliche Forschung uns gelehrt, durch die goldne Wunderwolke des alten Kirchenglaubens hindurch den wirklichen, menschlich-geschichtlichen Jesus zu erkennen, der, obwohl der Sohn des ewigen Vaters, doch Mensch gewesen ist wie wir, und seinen Brüdern in allem gleich geworden ist, ausgenommen die Sünde (Phil. 2, 5 f.). Wir haben erkannt, daß das „Christentum Christi" selbst der Maßstab ist, nach dem schließlich jedes kirchliche Christentum sich richten muß.

Wenn aber eine fromme Ananiasseele uns mahnt, daß nur wirklich „gläubige" Leute Mission treiben können, und daß der geschichtlich er-

kannte Jesus noch nicht der Christus des Glaubens sei, so wollen wir alle das ja recht beherzigen. Denn es liegt darin die große Wahrheit, daß auch die geschichtliche Erkenntnis so gut wie die dogmatische einseitig ist und halbwahr, solange sie nicht zum gläubigen Schauen des Herrn führt. Die Geschichte hat es zu thun mit dem, was vergangen ist, der Glaube aber mit dem, was ewig ist. Er ist eine „Zuversicht des, das man hoffet, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht siehet" (Heb. 11).

Für den Glauben aber, d. h. für das wahrhaftige Schauen des Geistes im Licht der Ewigkeit, ist, wie für Gott selbst, auch das Vergangene unvergänglich in den diamantnen Tempelhallen der Ewigkeit. Für den Glauben sind auch unsere geliebten Toten nicht Vergangene, sondern Vorangegangene und Verewigte. Für den Glauben ist Jesus Christus gestern und heute derselbe, und auch in Ewigkeit. Nicht daraus ist dem Apostel sein hoher Christusglaube erwachsen, daß er von einem verstorbenen Jesus (Ap. G. 25, 19) erfahren hat, sondern dadurch, daß er Ihn selbst geschaut in tiefer Erschütterung bei Damaskus, in heiliger Entzückung und Wonne, da er betete im Tempel zu Jerusalem — als den Lebendigen, bei Gott Verherrlichten, in der Kraft seines verklärten Lebens fortwirkend in der auf Ihn hin geschaffenen Menschheit, daß sie durch Ihn auferbauet werde zu einem lebendigen Tempel Gottes! —

In diesem Glauben senden wir unsere Missionare hinaus in die ferne Heidenwelt, in diesem Glauben fordern wir Euch, liebe Brüder und Schwestern, zu thatkräftiger Mithilfe auf. Auch das Scherflein der Witwe ist uns hochwillkommen, wenn es eine Gabe des Glaubens ist. Es hilft uns nichts, Männer von Geist und Gaben, Missionare voll Eifer und Opfermut in unserm Verein zu haben, bis dieses Scherflein uns nicht mehr fehlt, zum Zeugnis, daß auch der Gemeinde unser Werk ans Herz gewachsen ist. Dem Missionar Abeel hat ein Chinese folgende Geschichte erzählt: „Eine alte Frau wollte sich an der Anschaffung einer Glocke für den heiligen Buddha beteiligen. Sie gab einen Casch, das ist ein chinesischer Heller. Der Sammler aber warf die Münze höhnisch in einen Teich. Die Glocke ward gegossen, aber sie hatte keinen Klang. Man goß sie um, mit demselben Erfolg. Da erschien der Buddha dem Sammler im Traum und sagte ihm, die Glocke werde nicht klingen, bis der Heller gefunden und in das Material eingeschmolzen sei. Der Teich wurde ausgetrocknet, der Heller gefunden, in die Glockenspeise geschmolzen und siehe da: sie klang hell und rein!"

O, helfet uns, daß auch unsere Glocke kann gegossen werden, daß ihr reiner Himmelsklang herzurufe, die noch ferne sind, daß sie mit uns einstimmen können in den Lobgesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Amen.

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt von Thekla Scipio in Eaton-Hall (England).

XIII.

81. Titus. In der Apostelgeschichte wird dieser wichtige Freund und Schüler des Paulus nicht erwähnt. Aus dem Briefe des Apostels an die

Galater wissen wir, daß Titus ein Grieche und unbeschnitten war (2. 3), obgleich er Paulus zu dem apostolischen Konzil nach Jerusalem begleitete (2. 1). Es war dies 14 Jahre nach des Apostels Bekehrung (vergl. 2. 1 mit 1. 18, da die Zahl 17 nicht mit der gewöhnlichen Zeitrechnung im Leben des Paulus übereinstimmt). Es wird nicht gesagt, wo Titus geboren war, und auch nicht, wo er bekehrt wurde; möglicherweise trat er der Gemeinde von Antiochien bei als ein Konvertit des Apostels, der ihn nennt „seinen rechtschaffenen Sohn nach unser beider Glauben" (Titus 1. 4. vergl. 1. Tim. 1. 2, „meinen rechtschaffenen Sohn im Glauben"). Als Grieche war er dem Apostel unter den Griechen in Korinth, wohin Paulus ihn zweimal gesandt hatte, von großem Nutzen. Das erste Mal wartete Paulus mit großer Sehnsucht auf seine Rückkehr, um durch ihn zu erfahren, wie die Dinge in Korinth standen. Paulus hatte daher „keine Ruhe in seinem Geist in Troas, obgleich ihm eine Thür aufgethan war in dem Herrn" (2. Kor. 2, 12/13; vergl. 7, 5). Darum ging er nach Macedonien, wo er Titus traf und durch die Nachrichten, die dieser brachte, getröstet wurde. Das zweite Mal ging Titus „von ihm selber" nach Korinth (8. 17), wenn er auch „die Ermahnung des Paulus angenommen hatte". „Gott hat solchen Fleiß für die Korinther in das Herz des Titus gegeben" (Vers 16), wie Paulus ihn selbst fühlte. „Es sei Titus halben, welcher mein Geselle und mein Gehilfe unter euch ist" (2. Kor. 8. 23). Paulus sandte seinen zweiten Brief durch Titus und ermahnte ihn, „daß er solche Wohlthat unter euch ausrichte" (8. 6), denn er hatte mit seiner Kollekte in Macedonien guten Erfolg gehabt. . . . Der Lebenslauf des Titus ist für einen Heidenchristen sehr rühmlich. Es wird nichts über seine Ausbildung gesagt, aber er muß ein gewisses Ansehen gehabt haben, da Paulus es wagte, ihn in einer so unruhigen Zeit nach Korinth zu senden. Der endgültige Erfolg des Evangeliums in fremden Ländern hängt sehr viel von solchen zuverlässigen Gehilfen ab, von denen Paulus gewöhnlich mehrere zur Verfügung hatte.

82. Die Weisungen, die Paulus seinem Gehilfen Titus erteilt, sind für uns von größtem Interesse, da Titus ein Heidenchrist und ein Diener der Kirche auf europäischem Boden war. Von den apostolischen Gemeinden in Kreta ist nichts Gewisses bekannt, außer daß sie noch in einem elementaren Zustande waren, als Paulus seinen Brief an Titus schrieb. Kein in Kreta wohnender Christ wird mit Namen genannt; Paulus richtet seinen Gruß nicht an eine bestimmte Person, sondern läßt nur im allgemeinen durch Titus sagen: „Grüße alle, die uns lieben im Glauben" (Tit. 3. 15).

Der Ausdruck B i s c h o f (Tit. 1. 7) ist in dem Sinne von „Ältester" gebraucht (Vers 5); „Haushalter Gottes", das ist die Bedeutung seines Amtes (V. 7). Wenn auch selbst ein Gemeindeglied, ist er doch ein Vorgesetzter, der als Diener Christi die Gnade Gottes verwaltet. Er ist seinem Gott für die getreue Erfüllung seiner Pflichten verantwortlich. Beachtenswert ist, daß ein Ältester nicht nur persönlich „untadelig", sondern auch verheiratet und zwar „eines Weibes Mann" sein muß, was Unverheiratete von dieser Würde ausschließt. Noch auffallender ist die Stelle: „der gläubige Kinder habe, nicht berüchtiget, daß sie Schwelger und ungehorsam sind" (Vers 6).

Alle Missionare stimmen darin überein, daß Polygamisten kein Amt in der Kirche versehen können; die immer offene Frage ist nur, ob dieselben überhaupt in die Kirche zugelassen werden können. Da der Nachdruck auf das Wort „ein

Weib" gelegt wird, und Paulus nirgends gegen die Wiederverheiratung von Witwen spricht, so scheint doch nur der Unterschied gemeint zu sein zwischen „einem" und „vielen", d. h. zwischen Monogamie und Polygamie. Die andre Bedingung, die gestellt ist: „der gläubige Kinder habe," wird zum Nachteil der eingebornen Gemeinden zu wenig beachtet. Wo die Kinder der Ältesten Heiden bleiben, hat der Vater viel Sorge und Kummer und kann seinen Pflichten als Ältester nicht mit Freudigkeit nachkommen. Die Familie ist gespalten, und nur selten kann sich unter solchen Umständen wirklich christliches Leben entfalten. Schlimmer ist's noch, wo äußerlich das Christentum bekannt wird, und wo dennoch ein ungehorsamer oder sogar aufrührerischer Geist herrscht, d. h. wo die Impulse menschlicher Leidenschaften vorwiegen und der menschlichen Autorität, wie dem göttlichem Gesetz trotzen. Die Söhne Aarons, Elis und Samuels sind solche Beispiele im alten Testament. Es ist gewiß immer besser, mit der Wahl eines Ältesten so lange zu warten, bis wir den richtigen Mann finden, als eine junge Gemeinde durch die Ernennung eines nur halb fertigen Christen zu ruinieren.

Die persönlichen Eigenschaften werden (Vers 7—9) einzeln angeführt und sind verständlich genug.

„Nicht eigensinnig", sondern, so weit es mit Gottes Willen übereinstimmt, dem Willen anderer unterthan; „nicht zornig", sondern auch unter Schwierigkeiten und mit Gegnern geduldig; „nicht ein Weinsäufer", sondern nüchtern in jedem Sinn; „nicht pochen", sondern sanftmütig sein; „nicht unehrliche Hantierung treiben", sondern ehrlich und freigebig sein; „gastfrei", was in Ländern, wie in China, wo gar keine oder wenigstens nur schlechte Gasthäuser für die Bequemlichkeit der Reisenden zu finden sind, eine unschätzbare Tugend ist; „gütig", in welcher Form es auch sei; „besonnen", nicht excentrisch; „gerecht" im Verkehr mit andern Leuten; „heilig", nicht profan, sondern Leib und Seele Gott geweiht und durch seinen heiligen Geist geheiligt; „keusch", nicht locker, sondern Selbstbeherrschung ausübend; „festhalten an dem wahrhaftigen Wort", gesund in den doktrinären Anschauungen: so allein ist er fähig, zu „ermahnen und zu strafen".

Titus sollte ihnen ein Vorgesetzter sein: „Allenthalben stelle dich selbst zum Vorbilde guter Werke, mit unverfälschter Lehre, mit Ehrbarkeit, mit heilsamem und untadeligem Wort, auf daß der Widerwärtige sich schäme und nichts habe, daß er von uns möge Böses sagen" (2. 7—8).

Wir sehen, daß der Apostel den höchsten christlichen Standpunkt im Auge hat. Aber können wir solche Leute unter unsern chinesischen Konvertiten finden? Sie sind gewiß selten. Wenn in den einheimischen Gemeinden die Notwendigkeit, Älteste zu haben, vorhanden ist, müssen wir uns erst überzeugen, daß der Geist Gottes in den Herzen derer, die wir ernennen, thätig ist, und die apostolischen Forderungen müssen ihnen nicht nur einmal im Jahr, sondern womöglich beständig vor Augen sein. — Diakonen werden in diesem Brief nicht erwähnt.

83. Die Ermahnungen an die Christen wenden sich auch an einzelne Personen, an alte Männer, alte Frauen, junge Frauen, jüngere Männer und Dienstboten. Diese Ermahnungen beziehen sich sicherlich auf bestimmte Laster, die als Reste des Heidentums noch unter den Christen herrschten. So wird z. B. von den Frauen gesagt, sie seien „Lästerinnen, Weinsäuferinnen" (2. 3); von den Knechten, daß sie „widerbellen, veruntreuen" (Vers 9—10, vergl. 3. 1 ff.).

Daß der Apostel die Eigentümlichkeiten der Kreter gründlich studiert hatte, beweist das von ihm angeführte Citat aus einem von ihren Propheten (1. 12); ein Citat, das nichts weniger als schmeichelhaft ist, zumal der Apostel die Wahrheit desselben bestätigt (Vers 13). Diese eine Bezugnahme auf einen einheimischen Autor zeigt uns, daß der Apostel die Eigentümlichkeiten des Volkes, mit dem er in Berührung kam, studiert hatte, und zwar nicht nur durch persönliche Anschauung und Erfahrung, sondern auch aus den Erzeugnissen der besten Erfahrungen des Landes selbst, wie er sie in der einheimischen Litteratur fand. Es ist nicht nur verhältnismäßig leichter, in wenigen Stunden oder Tagen das zu lernen, was der Verfasser durch die Lebenserfahrung vieler Jahre und das Studium anderer Schriftsteller lernen mußte, es ist auch weniger verletzend, wenn wir das, was unsern Zuhörern eine unangenehme Wahrheit ist, aus anerkannten Autoritäten citieren können, als wenn wir es als unsern eignen Eindruck oder unser eigenes Urteil vorbringen. Paulus fügte dem Verdikt des Epimenides (im 6. Jahrhundert v. Chr.) sein eigenes Urteil bei und vergrößerte dadurch die Kraft desselben. Epimenides war berühmt als ein Prophet, denn Cicero erwähnt ihn als solchen. Wir müssen die geistige Überlegenheit dieses heidnischen Propheten bewundern, der in so wenigen Worten den besondern Charakter einer Nation bezeichnen konnte, und dessen Worte wenigstens sechs Jahrhunderte lang wahr blieben. Wir hören außerdem, daß auch die griechische Kultur nicht imstande war, den moralischen Charakter des Volkes auf ein höheres Niveau zu bringen. Die Kreter waren berühmt als „Lügner und von schlechten Sitten" (Habgier und Sinnlichkeit). Für eine erfolgreiche Thätigkeit bei der Predigt des Evangeliums ist es unerläßlich notwendig, daß wir den moralischen Standpunkt des Volkes, unter dem wir predigen, so klar verstehen, wie Paulus es that. Wer alles gut und richtig findet, wer voll Lobes über eingebildete Vorzüglichkeiten ist, der ist gefährlich als Prediger.

Auch müssen wir im Auge behalten, daß unsere besten eingeborenen Christen sich doch nicht auf einmal von ihren nationalen Neigungen los machen können. Die alten Gewohnheiten werden ihren Einfluß wieder geltend machen, und dann wird es sich zeigen, was stärker ist, der Geist Gottes oder der Geist der Welt. Sicherlich der letztere, wenn die Prediger und Ältesten nicht auf ihrer Hut sind. Nationale Eigentümlichkeiten sind in der christlichen Kirche gewiß ebenso zulässig wie Individualitäten, aber nur dann, wenn sie dem Geiste Gottes unterthan und durch ihn geheiligt sind.

84. „Heilsame Lehren" werden mehr als einmal betont (1. 9; 2. 1, 8). „Gesund im Glauben" (1. 13; 2. 2). „Besonnen" (1. 8; 2. 2, 5—12). „Ketzerische Menschen" werden erwähnt (3. 10). Diese Art der Ketzerei war auf unmoralische Prinzipien gegründet. Die Anhänger derselben wollen auf keine wiederholte Warnung hören, „da ein solcher verkehrt ist und sündiget, der sich selbst verurteilet hat" (3. 11). Das ist die gefährlichste Quelle der Ketzerei. Die bösen Gewohnheiten und Neigungen des natürlichen Menschen werden nicht nur entschuldigt, sondern zu einer Art Dogma gemacht, um religiöse Heiligung zu empfangen. Da grober Unsittlichkeit durch die Gesetze der civilisierten Länder bald Einhalt gethan wird, so liegt die größte Gefahr in den Dingen, welche die Welt um uns erlaubt, die der christliche Geist aber verurteilt. Der Apostel erwähnt eines (1. 8—11) „schändlicher

Gewinn". Die Verse 10—11 führen eine starke Sprache, deren Wahrheit aber in jedem Lande leicht zu finden ist. „Denn es sind viele freche und unnütze Schwätzer und Verführer (sonderlich die aus der Beschneidung), welchen man muß das Maul stopfen, die da ganze Häuser verkehren und lehren, das nicht taugt, um schändlichen Gewinns willen". Wenn ein Prediger mit seinem Lebensunterhalt von der Gemeinde abhängig ist, mag er wohl in Versuchung kommen, so zu predigen, daß er den Reichen gefällt, damit sie ihn gut bezahlen. Auch ist man in den heidenchristlichen Gemeinden leicht geneigt, unehrlichen Handel in Gewerbe und Beruf zu entschuldigen. So wird die christliche Gerechtigkeit (oder Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit) dem Geldgewinn geopfert.

In China ist die größte Gefahr der „Ahnenkultus" und was damit zusammenhängt. Die unbekehrten Chinesen halten daran fest, wie die Juden an der Beschneidung festhielten, und thun ihr Äußerstes, auch in der christlichen Kirche darin fortzufahren. Es ist unmöglich, den Ahnenkultus hier eingehend zu erörtern; wir weisen nur darauf hin als auf die gefährlichste Quelle der Ketzerei unter chinesischen Christen. Eine andere Quelle der Ketzerei ist die Auslegung der christlichen Wahrheit durch die Philosophie der eingeborenen alten und modernen Schriftsteller. Dazu gehörte der Gnostizismus. Solange derselbe nur ein Spiel des Intellekts ist, ist er nicht so gefährlich, wie die auf alte religiöse und abergläubische Gebräuche gegründete Ketzerei. Wir müssen in Bezug auf diese letzteren sehr strenge sein und dem apostolischen Rate folgen (3. 10—11), nämlich solche Leute nach einmaliger oder zweimaliger Ermahnung „meiden", d. h. sie ausstoßen. Wir dürfen geschehen lassen, wenn es versucht wird, die Lehren des Christentums der gewohnten Terminologie des Landes anzupassen; dafür wird stetige Unterweisung in der gesunden Lehre und gründliche Kenntnis der Bibel das beste Mittel sein. Aber wir dürfen niemals dazu Ermutigung geben, daß vergessene Vorstellungen wieder belebt werden wegen der entfernten Ähnlichkeit mit irgend einer christlichen Wahrheit, einer Ähnlichkeit, die oft oberflächlich genug ist. Dahin gehört auch jeder Versuch, solche Gebräuche als obligatorisch in die Kirche einzuführen, die nicht von Christus und seinen Aposteln stammen, mögen sie auch so alt sein wie „jüdische Fabeln" und so weise wie alle „Gebote von Menschen" (1. 14), oder so gelehrt wie die „thörichten Fragen", oder für Familientraditionen so interessant wie die „Geschlechtsregister", oder mögen sie noch soviel Eifer für reine Lehre und gerechtes Leben beweisen durch „Zank und Streit über dem Gesetz". Der Apostel sagt: „entschlage dich ihrer, denn sie sind unnütz und eitel" (3. 9). Der Geist Gottes in allen seinen Kundgebungen findet seinen höchsten Ausdruck in dem Worte Gottes.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Abwehr wider Dalton.

IV.

Die Angriffe Dr. Daltons wider unseren Missionsverein haben in der gesamten kirchlichen Presse, mit Ausnahme einiger positiv gerichteten Blätter, eine nahezu einstimmige Verurteilung erfahren. Es würde daher überflüssig erscheinen, auf diese Angriffe, zumal sie schon in unserer Z. M. R. 95, S. 129 u. ff. gründlich abgefertigt worden sind, noch einmal zurückzukommen, wenn es nicht billig wäre, auch

unseren gegenwärtigen Missionaren in dieser Angelegenheit das Wort zu gestatten. Dr. Dalton hat sich zwar in erster Linie gegen unsere früheren Missionare gewandt, und so war es denn auch in der Ordnung, daß Dr. Spinner und Schmiedel zuerst gegen ungerechtfertigte Beschuldigungen sich verteidigten, er streift aber auch die Thätigkeit unserer jetzt in Japan wirkenden Missionare, und gewiß dürfte der überwältigende Eindruck von der Unerhörtheit der Daltonschen Angriffe nur erhöht werden, wenn wir im folgenden einige Äußerungen der Missionare Dr. Christlieb und Schiller verzeichnen, die unabhängig von den Urteilen in der Heimat und sogleich nach dem Eintreffen des Daltonschen Buches in Japan uns mitgeteilt worden sind. Allerdings hat der Centralvorstand unseres Missionsvereins in der Erwägung, daß unsere Sendboten ihre Zeit nötiger haben, als zu Repliken wider Gegner in der Heimat, keine ausführliche Entgegnung von Dr. Christlieb und Schiller verlangt, und wir begnügen uns daher, aus den kurzen Zuschriften beider Missionare an die Vereinsleitung das Wichtigste unseren Freunden zugänglich zu machen.

In einem Schreiben vom 28. Mai 1895 bezeichnet Dr. Christlieb die Punkte, in denen Dalton direkt unrichtige Angaben macht, oder wo er ein unrichtiges und irreführendes Bild von der Sachlage giebt. Direkt unrichtig sind folgende Notizen Dr. Daltons:

Die Kirche für die deutsche evangelische Gemeinde in Tokyo war schon ursprünglich nicht auf 600, sondern auf 300 Sitzplätze angelegt, wie Dr. Dalton wohl wissen mußte oder leicht in Erfahrung bringen konnte. Nach dem neuen verkleinerten Plane soll sie 150—180 Plätze haben.

Dr. Christlieb ist nicht, wie Dr. Dalton schreibt, nur stellvertretender Pfarrer der deutschen Gemeinde in Tokyo. Er gehört zwar nach wie vor der Badischen Landesgeistlichkeit an, hat aber dem Großherzog von Sachsen-Weimar, unter dessen Kirchenregiment jene Gemeinde steht, Treue und Gehorsam gelobt und ist als ordentlicher Pfarrer eingeführt worden.

Daß Frl. Diercks der Klöppelschule wegen nach Japan gesandt worden sei, ist Daltons eigene Erfindung, aus Z. M. R. 1889, S. 243, hätte er sich, wenn er gewollt hätte, eines Besseren belehren können.

Die theologische Schule unseres Missionsvereins in Tokyo ist kein „Anbau", wie Dalton behauptet, sieht auch nicht „dürftig" aus, auch nicht im Vergleich mit „kleineren" Missionsschulen. Wenn Dalton die Tohoku Gakuin in Sendai rühmend hervorhebt, so ist dies parteiische Voreingenommenheit, Dalton sollte nur die Geldmittel der amerikanischen Presbyterianer mit ihren 10 000 Christen in Japan gegen die unseren halten.

Alle Übelstände, die sich bei der gesamten evangelischen Mission in Japan finden, z. B. Austritte und Überläufereien der theologischen Schüler, bringt Dalton bei uns allein zur Sprache, während er bei den Orthodoxen nur das Gute hervorhebt, — war denn dort wirklich gar nichts zu tadeln? Oder hat er nicht so genau nachgeforscht?

Mißgünstig ist es, von Munzinger zweifelnd zu sagen, daß er der japanischen Sprache mächtig „sein soll" (S. 428), während doch vorher (S. 226) anerkannt wird, daß er es ist. Freilich auch hier mit dem mißgünstigen Beisatz: „ob er auch litterarisch thätig sein könne". Können denn das andere Missionare nach vier Jahren? Und konnte es jemand in irgend einer Mission, die zehn Jahre alt ist?

Beinahe wie eine wissentlich falsche Verdächtigung steht es aus,

wenn Dalton sagt (S. 335): „Man sprach von einem christianisierten Buddhismus“. Das muß (und soll doch wohl auch) den Schein erwecken, als ob wir das gethan, oder doch auch gethan hätten. Und doch giebt er (S. 409) zu, daß dieser Vorwurf „nicht völlig gerechtfertigt“ sei. Das muß er wissen, denn darüber habe ich (Dr. Christlieb) mit ihm gesprochen und ihm unsere Mißbilligung dieses unitarischen Verfahrens ausgesprochen.

Warum erwähnt ferner Dalton nicht, daß unsere Sonntagsschule schon damals (Herbst 1893) die größte in Tokyo war? Wir haben es ihm gesagt, denkt er etwa, wir hätten gelogen? Und wie ungerecht ist der vorwurfsvolle Ton, in dem er erwähnt: „Er (Maruyama) ‚der Japane‘ giebt deutschen Sprachunterricht, um persönliche Beziehungen zu gewinnen“ (S. 253). Bei den anderen Missionen fand Dalton es ganz natürlich, daß sie durch die Schule Anknüpfung suchten, aber bei uns ist eben alles schlecht.

Auch über Daltons Art, die Artikel der Zeitschrift Shinri zu kritisieren, worauf schon Schmiedel ausführlich eingegangen ist (Z. M. R. 95, S. 140 u. ff.), verbreitet sich Dr. Christlieb. Er bemerkt dazu mit Recht: „Wenn sich Dalton einbildet, daß bibelkritische Fragen in Japan unbekannt geblieben wären, wenn wir nicht hierher gekommen wären, so beweist dies eine völlige Verständnislosigkeit für die Lage der Dinge in Japan, und es wird jene haltlose Behauptung Daltons u. a. von Rev. Dr. Greene, dem rühmlichst bekannten, positiv gerichteten amerikanischen Missionar, rundweg verneint. Der episkopalistische Missionar Rev. E. R. Woodman hat ein japanisches Buch über Jesaja 1—39 veröffentlicht, das im Prinzip auf unserem kritischen Standpunkt steht, auch dieser Theologe nimmt spätere Redaktion, Einschübe, unechte Bestandteile an, — wo bleibt da die „Orthodoxie“ im Daltonschen Sinne? Davon, daß solche Fragen überall außer bei den Methodisten in einem wesentlich kritischen Sinne hier diskutiert und gelehrt werden, schweigt Dalton sorgfältig. Dies kommt aber einer Entstellung des Sachverhalts zu unseren Ungunsten gleich.“

Endlich verwahrt sich Dr. Christlieb gegen die Insinuation Daltons, als ob er nur aus Kollegienheften abgeschrieben habe, was er seinen theologischen Schülern vortrage, er weist auf seine umfassenden, selbständigen wissenschaftlichen Studien hin, die sich ja für jeden gewissenhaften Theologen in verantwortlicher Lehrerstellung von selbst verstehen, die aber nachzuprüfen Dalton entweder keine Neigung oder nicht die nötige Befähigung hatte. Daß Dalton die Predigt Christliebs am 17. September nicht gefiel, will Christlieb ihm nicht zum Vorwurf machen, denn „niemand kann lebhafter als ich“, so schreibt Christlieb, „von meiner unzulänglichen Begabung für die Predigt überzeugt sein. Daß aber in dieser Predigt eine unumwundene Aussprache der Kritik des A. T. (S. 424) enthalten sei, muß ich wiederum als Erfindung bezeichnen“. Uns liegt diese Predigt im Manuskript vor, und wir müssen anerkennen, daß sie in tiefernster Weise den ewig bleibenden religiösen Gehalt des A. T. darlegt.

Pfarrer Emil Schiller, unser jüngster Missionar, der erst seit April 1895 in Japan ist, konnte naturgemäß auf die einzelnen Angriffe Daltons nicht eingehen, aber er hat doch schon während seines kurzen Aufenthalts auf dem Missionsfelde erkannt, wie ungerecht und wie oberflächlich diese Angriffe sind. Er schreibt am 26. Juli 1895:

„Durch seine Voreingenommenheit ist Dalton so blind geworden, daß er selbst dem schmucken, stattlichen Bau unserer theologischen Schule, der eine Zierde des ganzen Stadtteiles ist, keine Gerechtigkeit widerfahren läßt. — Unerlaubt ist, daß Dalton das, was ihm auf dem japanischen Missionsfelde nicht gefällt, nur bei uns erwähnt, als ob etwa wir allein den Schülern Stipendien zahlten, die Hilfe von Dolmetschern in Anspruch nähmen u. s. w. — Der Abfall des Rev. K. (S. 420) hat nach dem Zeugnis des Rev. Dr. Greene ganz andere Gründe, als die von Dalton angegebenen." —

In einem Artikel der Protest. Kirchenzeitung 1895, Nr. 48: „Die Beurteilung deutscher Missionsarbeit in Japan durch Dr. Dalton", nimmt der Lehrer J. Bolljahn in Tokyo namentlich die Person Dr. Spinners gegen die lieblosen, ungerechten Angriffe Daltons in Schutz, da er selbst Augenzeuge der umsichtigen und rührigen Thätigkeit Spinners auf dem Missionsfelde gewesen sei. Wir verzichten auf eine ausführliche Wiedergabe dieses Aufsatzes und beschränken uns auf den Abdruck des Schlußsatzes Bolljahns:

„Die deutsche Missionsthätigkeit hier braucht keine Kritik zu fürchten, aber gerecht muß sie sein, und das ist die Daltonsche leider nicht." —

In seiner Anzeige des Daltonschen Buches (A. M. Z. 1895, S. 426) bemerkt Dr. Warneck, daß er mit einem japanischen Missionar der Ch. M. S. Mr. Warren über dasselbe in Grindelwald gesprochen habe, und dieser kundige Mann habe die von Dalton mitgeteilten Thatsachen bezüglich unseres Missionsvereins bestätigt. Unser Missionar Pf. Munzinger, der übrigens zum größten Bedauern der Vereinsleitung wegen seiner andauernden Kränklichkeit nicht imstande ist, ausführlich Daltons Buch zu beleuchten, antwortet auf eine über dies Zeugnis Mr. Warrens an ihn gerichtete Anfrage:

„Die englisch-episkopale Mission gehört zu den engherzigsten in Japan. Mit anderen Missionen hat sie wenig Gemeinschaft, und ich habe sie von jeher für diejenige Fraktion gehalten, welche in ihrer blasierten Exklusivität den Pulsschlag der Mission in Japan nicht kennt. Daß unsere Orthodoxie besonders die Episkopalen anerkennt, ist ein schlimmes Zeichen für sie. Denn Verständnis für das Volk, geistiges Streben und — last not least — frommes Gemüt ist bei den Dissenters mehr zu Hause. Für den „Kundigen" ist ein Missionar der Ch. M. S. „kein kundiger Mann" in Sachen der japanischen Mission. Die Mission in Japan ruht auf den Schultern der Kongregationalisten und Presbyterianer; ein Urteil aus dem Munde autoritativer Personen dieser Gemeinschaften ist etwas wert."

Aus diesem Grunde gereicht es uns auch zu unserer besonderen Freude, ein außerordentlich günstiges Urteil über unsere Mission von hervorragend sachverständiger Seite, von dem seit länger als 25 Jahren in Japan wirkenden amerikanischen Missionar Rev. Dr. Greene, der nicht den theologischen Standpunkt unserer Missionare teilt, aber einen klaren Blick für das wirkliche religiöse Bedürfnis des japanischen Volkes hat, hier anfügen zu können. Es steht dies Urteil, das Dr. Greene in einem uns zur Verfügung gestellten Privatschreiben an Pf. Munzinger ausspricht, im direkten Gegensatze zu den hämischen, absprechenden Bemerkungen, denen unser Missionswerk seitens Daltons und seiner Genossen ausgesetzt gewesen ist. Rev. Dr. Greene schreibt an Pf. Munzinger am 1. Mai 1895:

»For you and Dr. Christlieb especially I have even entertained not merely sincere respect, but a very warm regard. I remember

saying to Dr. Knox several years ago, that I regarded your mission inspite ot its advanced theology as a valuable addition to the christian force in Japan. What I said in my address last December, you know. — I have felt, that the criticism of your mission which have appeared in some of the German missionary magazines have been unjust and that the effort to make your mission responsible for the recent reaction against christianity, or orthodox christianity, was due to a very superficiel view of the situation«.

In deutscher Übersetzung lautet diese zutreffende Widerlegung der Daltonschen Beschuldigungen:

„Insbesondere habe ich für Sie und Dr. Christlieb stets nicht bloß aufrichtige Achtung, sondern eine sehr warme Verehrung gehabt. Ich erinnere mich, daß ich vor einigen Jahren zu Dr. Knox sagte, ich betrachte Ihre Mission trotz ihrer fortgeschrittenen Theologie als eine wertvolle Zugabe zu der christlichen Streitmacht in Japan. Was ich in meinem Vortrag im letzten Dezember sagte (vgl. Z. M. R. 95, S. 89 ff.), wissen Sie. — Ich habe empfunden, daß die Kritiken Ihrer Mission, welche in einigen deutschen Missionsmagazinen erschienen sind, ungerecht waren, und daß der Versuch, Ihre Mission verantwortlich zu machen für die gegenwärtige Reaktion gegen das Christentum oder das orthodoxe Christentum, auf eine sehr oberflächliche Betrachtung der Situation zurückzuführen ist."

Zum Schluß verweisen wir noch auf einen Artikel des Ostasiatischen Lloyd, des in Shanghai erscheinenden Organs für die deutschen Interessen im fernen Osten, vom 4. Oktober 1895, abgedruckt in der Protest. Kirchen-Zeitung 1895, Nr. 49. In diesem Artikel, der die auch in unserer Z. M. R. bereits ausgesprochenen Urteile über den geringen sachlichen Wert des Daltonschen Buches bestätigt, sind noch einige charakteristische Bemerkungen enthalten, die wir unseren Freunden auch an dieser Stelle mitteilen möchten:

„Der Verfasser (Dalton) ist ein warmer Bewunderer der Arbeit der englischen und amerikanischen Missionen. Über seine eigene Nationalität macht er in dem Buche widerspruchsvolle Angaben: er spricht von „unserer deutschen Kirche" (208) und nennt doch den englischen Gesandten in Japan „unsern Landsmann" (34). Bei der Beschreibung der eigentlichen Missionsarbeit verweilt er mit wohlverdienter Anerkennung besonders bei dem Werk der Kongregationalisten und der Presbyterianer. Nichts von Anerkennung, sondern scharfer, bitterer, und — wir müssen hinzufügen — einseitiger und oberflächlicher Tadel begegnet uns da, wo der Verfasser auf die Arbeit unserer Landsleute, auf das Werk des „Allg. ev.-prot. Miss.-Vereins" zu sprechen kommt. Während er selbst von dem breiten Graben spricht, der zwischen moderner Weltanschauung und dem traditionellen Dogma des Christentums klafft, macht er es jenem Verein direkt zum Vorwurf, daß er sich das Ziel gesetzt hat, diesen Graben zu überbrücken, daß er nicht die Sonderlehre irgend einer kirchlichen Denomination oder Partei, sondern das eine über allen Parteigegensätzen stehende Evangelium den Japanern bringen will, nicht in jener fertigen theologischen Schulform, wie sie im Lauf der Jahrhunderte durch unsere abendländische Entwicklung gestaltet worden ist, sondern gleichsam wieder eingetaucht in den warmen Strom

religiösen Empfindens und darum löslich und aufnehmbar für ein Volk mit eigentümlicher Kultur.

Weil in den Schriften dieses Missionsvereins neben der positiven Darstellung der christlichen Heilswahrheit, — die der Verfasser allerdings mit absichtlichem Stillschweigen übergeht — auch die Probleme der modernen Theologie, der Bibelkritik, der Wunderfrage u. s. w. offen und ehrlich behandelt werden, deshalb macht der Verfasser ihm den völlig oberflächlichen Vorwurf, daß erst durch die Arbeit seiner Sendboten der die Stätte Gottes verwüstende Rationalismus nach Japan gekommen sei. Als ob noch vor der Ankunft des ersten jener Arbeiter im Jahre 1885 Strauß, Renan, der moderne Materialismus und Atheismus in Japan unbekannt gewesen wären!

Seine Bitterkeit gegen den Verein und seine Arbeit macht den Verfasser so blind, daß er auch vor Widersprüchen nicht zurückschreckt. Auf der einen Seite bedauert er, daß die Missionare im allgemeinen sich um die Seelsorge an ihren eigenen Landsleuten wenig kümmern, und doch wirft er dem deutschen Missionsverein die Verbindung von Mission und deutscher Pastoration vor, die dieser als der erste unter allen Missionsvereinen in Tokyo und Yokohama sowohl als in Shanghai ins Werk gesetzt hat.

Die Sätze, die Dalton nun gar aus den japanischen Veröffentlichungen des Vereins giebt, sind aus dem Zusammenhang gerissen und haben nach ihrer viermaligen Übersetzung gewiß nicht an Schönheit und Milde des Ausdrucks gewonnen, zumal er selbst möglichst negativ klingende Worte in seiner deutschen Wiedergabe wählt. Die Vermutungen, mit denen er den Verein herabzusetzen strebt, auszusprechen, war an sich schon keine edle und vornehme Art der Polemik, da er auf Verlangen jederzeit in der Heimat zuverlässige Information hätte erlangen können. Welcher Zusammenhang vollends zwischen einer 1864 in der Schweiz erschienenen scharfen Kritik der früheren Missionen und dem 1884 gegründeten Missionsverein bestehen soll, ist gänzlich unerfindlich.

Alles in allem giebt das Buch von der englisch-amerikanischen Missionsarbeit in Japan, soweit es Heinrich Ritters Vorarbeit (Dreißig Jahre protestantischer Mission in Japan, Berlin 1890) folgt und sie durch einiges selbstgesehenes ergänzt, ein lesbares und richtiges, von der deutschen Mission aber ein durch blinde Parteibefangenheit gänzlich verzerrtes und falsches Bild[1])."

---

[1]) Soeben nach Schluß der Redaktion dieses Heftes gelangt die Erwiderung Daltons: „Der Allg. ev.-prot. Missionsverein in Japan. Ein Wort der Abwehr. Gütersloh 1896", in unsere Hände. Wir werden auf diese Broschüre, die zur Sache nichts Neues bringt, an geeigneter Stelle antworten, aber die Geduld unserer Leser nicht für persönliche Auseinandersetzungen, die Dr. Dalton fast ausschließlich in seiner neuesten Schrift kultiviert, in Anspruch nehmen. D. Red.

Japanisches.

XXV. Japan nach dem Kriege.

Japan erntet die Früchte des Sieges. Der Handel nimmt einen mächtigen Aufschwung; die Großhändler an den Küstenplätzen sind momentan gar nicht imstande, den Bedarf des Inlands zu decken. Die Preise der Waren sind durchgehends, in einzelnen Fällen bis zu 50%, gestiegen; das Silber gewinnt langsam höhern Kurs; Mitte Oktober wurde für den Yen, der sich früher kaum auf der Höhe von 2 Mark halten konnte, 2 Mark 30 Pf. bezahlt. Die rasch zunehmende Industrie, die durch die kriegerischen Erfolge einen mächtigen Antrieb erhalten, Japan auch auf handelspolitischem Gebiete selbständig zu machen, beweist die starke Zunahme des Imports von Rohmaterialien, wie Baumwolle, Wolle, Flachs, Hanf und Jute. Vor einem Jahre hatte Japan ein fertiges Eisenbahnnetz von 1938½ engl. Meilen; damals waren 994½ Meilen noch im Bau, von denen ein ziemlicher Teil schon jetzt benutzt wird. Postwertzeichen wurden im Jahre 1888 für 2 798 449 Yen verkauft, 1894 für 6 795 335 Yen. Über die für den Nationalwohlstand so charakteristischen Bankverhältnisse giebt folgende Tabelle Aufschluß:

	Nationalbanken:		Privatbanken:	
	Zahl	Kapital	Zahl	Kapital
Dezember 1890	134	48 644 662 Yen	272	25 571 175 Yen.
Dezember 1894	133	48 816 100 Yen	761	54 247 900 Yen.

Gesellschaften, die den Charakter von Banken tragen:

	Zahl	Kapital
Dezember 1890	1108	88 728 453 Yen.
Dezember 1894	894	103 064 000 Yen.

Um ein konkretes Beispiel für die enorme Steigerung des Warenverkehrs, die übrigens erst im Beginne steht, zu geben, sei erwähnt, daß während der letzten Baumwollensaison 160 000 Ballen allein auf der Nippon Tetsudo (einer Hauptbahnlinie) mehr als in der vorletzten Saison expediert worden sind. Der Wohlstand aller Klassen ist in sichtlichem Aufblühen begriffen.

Denselben bedeutsamen Fortschritt finden wir in Japans äußerer Politik. Der Verzicht auf Liaotang mag dem japanischen Chauvinisten wie eine Zertrümmerung der schönsten Hoffnungen des Landes erscheinen; in der That aber hat sich Japan damit den Anlaß zu künftigen Verwicklungen, denen es militärisch für die nächsten Jahre noch nicht gewachsen wäre, vom Halse geschafft und damit Zeit und Gelegenheit gewonnen, sich ungestört für künftige, größere Aufgaben vorzubereiten. Aus diesem Grunde läßt es sich leicht erklären, daß weiterblickende japanische Staatsmänner und mit ihnen der ruhiger denkende Teil des gebildeten Volkes in der vorläufigen Regelung der Liaotang-Frage ein nationales Unglück nicht zu sehen vermögen, und daß die nach dem Friedensschlusse lawinenartig anschwellende Oppositionspartei keine Aussicht hat, Regierung oder Volk aus dem Geleise weiser Mäßigung hinausdrängen zu können. Neben dem geräuschvollen Siege der Waffen hat man wohl zu sehr die Siege japanischer Diplomatie auf dem Gebiete der Revision der Handelsverträge übersehen. Mit Ausnahme

Deutschlands sind die führenden Mächte dem Beispiele Englands gefolgt, und bald werden auch die noch zögernden Japan neue Verträge gewähren müssen. Für die Missionare der mit Japan einig gewordenen Mächte ist das Ereignis insofern schon jetzt von großer Bedeutung, als ihnen Pässe mit der Erlaubnis zur Reise in allen Teilen des Landes für die Dauer eines Jahres ausgestellt werden. Auch will man eine Minderung des Fremdenhasses gegenüber den Angehörigen der Nationen mit neuen Verträgen bemerkt haben. Der Vertrag mit England, abgeschlossen am 16. Juli 1894 und in der Hauptsache maßgebend für die Verträge mit den andern Mächten, bestimmt u. a.: „In Bezug auf Rechte bei Niederlassung und Reisen . . . sollen die Unterthanen beider Vertragsmächte in den beiderseitigen Gebieten dieselben Privilegien, Freiheiten und Rechte . . . wie die Eingeborenen, die Unterthanen oder Bürger der am meisten begünstigten Nation besitzen." Der Vertrag tritt freilich erst 1899 in Kraft. Ein demselben angefügtes Protokoll hebt jedoch das bisherige, die christliche Propaganda durch fremde Missionare im Innern des Landes so sehr hemmende Paßsystem sofort auf: „Die japanische Regierung . . . . . erklärt sich mit einer Erweiterung des Reisepaß-Systems insofern einverstanden, als sie britischen Unterthanen auf Grundlage eines Empfehlungsschreibens des britischen Gesandten in Tokyo oder eines Konsuls Ihrer Majestät in den offenen Häfen Japans einen Reisepaß gültig für alle Teile des Landes und für eine beliebige Periode nicht über 12 Monate, ausgestellt von dem kaiserl. japan. auswärtigen Amte in Tokyo, oder von der obersten Behörde in Präfekturen mit offenen Häfen, gewährt." Selbstverständlich gilt diese Vergünstigung für die Unterthanen aller Mächte, die mit Japan einen neuen Handelsvertrag abgeschlossen haben.

Für das Christentum bedeutete der letzte Krieg Stärkung des Ansehens. Der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit wurde von den Christen glänzend widerlegt; in der Heimat organisierten sie auch in den kleinsten Landgemeinden christliche Liebesthätigkeit für die Pflege der Soldaten, und im Felde erwiesen sie sich selbst nach dem Zeugnis von religiösen Gegnern als musterhafte Krieger. Wo immer Gelegenheit sich bot, versorgten die Vertreter des Christentums die Militärstationen des Landes mit geistlicher Speise, und selbst im Lager in Feindesland verstummten ihre Zungen nicht. Die vereinigten Presbyterianer, Methodisten, Episkopalisten und Kongregationalisten trieben im militärischen Centrum, im Hauptquartiere von Hiroshima, eine gemeinsame Spezialmission (M. H. 143)[1]. Neben ihnen arbeiteten die Engländer. Täglich wurden an verschiedenen Plätzen Gottesdienste gehalten, Seelsorge getrieben, bei Kranken und Gesunden christliche Litteratur verteilt, wie dies auch anderwärts z. B. in Kumamoto durch die englische Mission geschah (P. C. 288). Wohl die meisten christlichen Soldaten trugen ihr kleines Neues Testament mit sich in den Krieg. Neben dem vorzüglich geschulten männlichen und weiblichen Pflegepersonal des Roten

[1]) Abkürzungen: M. H. = Missionary Herald, Boston. C. M. I. = Church Missionary Intelligencer, London. M. R. = Missionary Review of the World, New York. P. C. = Proceedings of the Church Missionary Society, London. T. M. = Tokyo Mail, Tokyo. Z. M. R. = Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. Überall ist der Jahrgang 1895 gemeint, wenn keine Jahreszahl genannt ist.

Kreuzes finden wir in Hiroshima die Krankenpflegerinnen des Doshisha-hospitales von Kyoto, und hier allen voran, vom Geiste ihres verstorbenen Gatten beseelt, die Witwe Nishimas; sie ernteten den Ruhm, die hingebendsten aller Pflegerinnen zu sein. Unvergeßliche Eindrücke nahmen christliche und nichtchristliche Soldaten von diesen Gottesdiensten in Hiroshima und anderwärts mit; denn im Angesichte des Ernstes bevorstehenden Geschickes erwies sich das Evangelium im Vergleiche zu Buddhismus und Shintoismus als eine Gotteskraft im Leben und Sterben. Diese Wirkung machte sich auch unter der nichtmilitärischen Bevölkerung jener Plätze spürbar, und besonders von Hiroshima wurde bemerkt, daß die Heiden, die vordem ihren Haß gegen das Christentum öfters dokumentiert, seine Bedeutung zu erkennen begannen. Überall offenbarte sich, daß die Buddhisten nicht imstande waren, die Christen an selbstverleugnendem Patriotismus, an Bewährung ihres Glaubens in Wort und Thal auch nur entfernt zu erreichen. Wie die ausziehenden, so wurden auch die heimkehrenden, und besonders die verwundeten Soldaten von den Christen mit rührender Liebe und Aufopferung geistlich und leiblich versorgt (C. M. J. 383). Von mancherlei Belegen dafür erwähnen wir nur, daß die englische Mission (C. M.) auf dem Militärplatz Fukuoka von den Offizieren unterstützt ein Soldatenheim mit Bibliothek gründete, das von japanischen Christen geleitet auf viele unter den 1500 Soldaten segensreich wirkte. Dem dortigen Bibelagenten wurde von seiten des Platzkommandanten bemerkt: „Soeben bin ich von Port Arthur zurückgekehrt. Ich bin nicht Christ, aber ich bemerkte unter den Truppen die vorzügliche Haltung der Christen, die ruhige, furchtlose Art, womit sie tapfer zum Kampfe gehen, und das musterhafte, ruhige Betragen hernach, ohne jene Aufregung, die die Disziplin immer gefährdet, so daß ich geneigt bin anzunehmen, daß es ein Glück wäre für die Armee, wenn alle Christen würden" (C. M. J. 774.) Eine Reihe christlicher Prediger begleitete die Armee nach China. Die Mittel hierfür wurden in Japan, Amerika, England und Australien aufgebracht. Nach Beendigung des Krieges ermöglichte die übrig gebliebene Summe die Sendung von 3 Predigern für die Armee in Formosa (M. H. 373), wo die japanischen Christen inzwischen eine Mission begannen. Ein kühner christlicher Prediger hat sogar schon ein beifällig aufgenommenes Projekt für eine christliche Kolonisation Formosas ausgearbeitet. Er will sich mit circa 300 Christen und Christenfreunden wahrscheinlich an der Nordostküste Formosas niederlassen und Seidenzucht treiben. Wird auch die Ausführung des Unternehmens bei den vorläufig noch recht unsichern Zuständen auf Formosa gute Weile haben, so zeigt dies im Zusammenhange mit manchen ähnlichen Symptomen der Unternehmungslust japanisch-christlicher Kreise, daß diese von neuen Hoffnungen belebt sind (T. M. 7./5.)[1]).

[1]) Die englischen und amerikanischen Bibelgesellschaften haben in der Kriegszeit eine rühmliche Thätigkeit entfaltet. Der bekannte Agent der amerikanischen Gesellschaft Loomis rühmt ebenfalls das Entgegenkommen der japanischen Offiziere. Wiederholt durfte eine Verteilung christlicher Litteratur auf direkten Befehl der Offiziere vorgenommen werden. In Takasaki, Yokosuka, Sendai u. s. w. kommandierten die Befehlshaber die Soldaten zum Anhören christlicher Ansprachen. Nicht nur das Verbot, heilige Schriften unter den Soldaten zu verbreiten, wurde zurückgenommen, sondern die kommandierenden Offiziere selbst ließen sich einen Vorrat davon zur Verteilung an die Mannschaft aushändigen. Charakteristisch ist eine Mitteilung eines Soldaten der kaiserlichen Garde in einem Briefe

Vergessen dürfen wir nicht, daß von staatlicher und nichtchristlicher privater Seite im letzten Kriege in der Liebesthätigkeit Großes geleistet worden ist. Wir erinnern nur an das japanische Rote Kreuz, an die private Gesellschaft zur Unterstützung der militärischen Kulis mit ihrem Hospital in Hiroshima, dem noch manches Ähnliche zur Seite zu stellen wäre. In allem aber ist leicht zu erkennen, daß die Muster zu solchen Unternehmungen die Früchte der spezifisch christlichen Liebesthätigkeit, wie ein christliches Europa sie erzeugt, gewesen sind. Ich kenne einen guten Teil der japanischen Förderer der Bestrebungen des Roten Kreuzes, ebenso die Leiter jenes Kulihospitals in Hiroshima, meist hervorragende Ärzte, und weiß, daß sie ihre Anleihen direkt beim Christentum entnehmen. — Den rechten Eifer, die reine Hingebung und den innigen Zusammenschluß geistiger Gemeinschaft traf man aber nirgends wie bei den Christen draußen und daheim. Was die englischen Missionare von Hiroshima schreiben, galt von der Armee im allgemeinen: „Unter den Regimentern und Brigaden, die zur Zeit in der Stadt einquartiert sind, ist eine große und einflußreiche Zahl (ziemlich über 100, wie ich vernehme) von Offizieren, Ärzten, Pflegerinnen und Privaten, die nicht nur Christen dem Namen nach, sondern eifrige Jünger des Herrn Jesus sind, die ihr Licht leuchten lassen. Sie vereinigen sich in der Gemeinschaft aufrichtiger Liebe, ohne nach der Konfession zu fragen, um Zeugnis abzulegen für ihren Meister und den Wünschen ihrer Mitkämpfer in geistlicher und materieller Beziehung gerecht zu werden" (P. C. 279.).

Die häufigen Siegesfeste gaben den Christen Gelegenheit, ihre Feinde, die ihren Patriotismus in Zweifel gezogen, vor aller Welt Lügen zu strafen. Da zeitigte die sorgsame Pflege patriotischer Gefühle von seiten der Vertreter unseres Missionsvereins ihre schönen Früchte; die Doshisha in Kyoto feierte die Einnahme von Port Arthur in einer Weise, die die Nichtchristen überraschte und hinriß (M. H. 66).

Aus alledem nun den Schluß zu ziehen, daß dem Christentum in Japan in nächster Zukunft ein großer Aufschwung beschieden sein werde, ist leider nicht gestattet. Der Japan abgenötigte Verzicht auf Liaotang hat weite Volkskreise aufs tiefste gegen den Dreibund und schließlich gegen alle Fremden verstimmt, so daß vorübergehend selbst der Bestand der griechisch-russischen Mission gefährdet war. Der japanische Partikularismus, der auch im christlichen Japan zu der Losung schwört: Japan für die Japaner! gewann im allgemeinen und ganz besonders wieder in den christlichen Gemeinden an Einfluß und dies in einem Maße, daß bei der Missionsgesellschaft, die dem Selbständigkeitsdrang der Japaner am meisten Rechnung getragen, den Kongregationalisten, die Frage der Reduktion der Missionsarbeit in ernstliche Erwägung gezogen wird. Dazu kommen neu auftauchende innere Wirren, hauptsächlich veranlaßt durch Oppositionsparteien, meist künstliche Produkte ehrgeiziger Demagogen, die das gemäßigte und thatkräftige Regiment Itos und Inouyes beseitigen möchten. Sie entzügeln zu dem

---

an Loomis (M. H. 290): „Als ich," erzählt er, „in die Armee eintrat, wurde mir nicht gestattet, eine Bibel zu besitzen, und als man eine solche bei mir fand, erhielt ich eine ernste Vermahnung. Doch nun ist dies Verbot verschwunden; die Offiziere selbst reichen einem öffentlich diese himmlische Speise. Warum, weiß ich nicht". Loomis bestätigt die Thatsache, daß auch die in Japan gefangenen Chinesen einen nachhaltig günstigen Eindruck von der christlichen Liebesthätigkeit in Japan erhalten haben (M. H. 174).

Zwecke allerlei Leidenschaften, vor allem den Haß gegen Europa, das Japan um die Früchte seiner Siege bringt, und in der Absicht, vor der 9. Session des Parlamentes möglichst Stimmung gegen die Regierung zu machen, ließen sie das Volk seit dem Friedensschluß nicht zur Ruhe kommen. Die Formosa-Expedition hat die Geister ebenfalls nicht beruhigen können. Doch in erster Linie war es der Gedanke, daß möglicherweise in naher Zukunft ein Zusammenstoß mit Rußland unvermeidlich sei, der die Phantasie des Volkes belebte und zu fieberhafter Eile in der Entwicklung der Kriegstüchtigkeit mahnte. Sehr langsam nur läßt diese Spannung politischer Unsicherheit nach, und wohl wird noch einige Zeit vergehen, bis man das seelische Gleichgewicht gefunden hat und an den ruhigen Ausbau der Werke des Friedens geht. Erst dann wird man mit einiger Sicherheit über die weitere Entwicklung des Christentums in Japan sprechen können.

Zur Zeit finden wir unter den Ansichten der in Japan arbeitenden Missionare 2 Strömungen: die eine verficht Reduktion, die andere Vermehrung der fremden, christlichen Arbeitskräfte. Man ist es vielerorts müde, in einem Lande zu arbeiten, wo sogar die eingebornen Christen der eigenen Mission es einem überall und täglich zu verstehen geben, daß man überflüssig, ja eigentlich ein Hemmschuh für eine selbständige, den Anschauungen, Bedürfnissen und der Geschichte des Volkes angepaßte Entwicklung des Christentums sei. Wir deuteten an, daß solche Neigung für Reduktion der Arbeit der Fremden sich bei einigen Leuten des American Board spüren läßt. Aus Japan nach Amerika zurückgekehrte Missionare sind mit amerikanischem Enthusiasmus als die Anwälte der Selbständigkeitsforderungen der christlichen Japaner aufgetreten und haben den hohen Grad der Entwicklung japanisch-christlichen Gemeindelebens, der wissenschaftlichen und praktischen Durchbildung der eingebornen Theologen, kurz die volle Reife japanischen Christentums in Gedanken und Leben in einer Weise zur Darstellung gebracht, daß man auch von diesen Gesichtspunkten aus in amerikanischen Missionskreisen, besonders unter den Kongregationalisten, den weitern Ausbau des japanischen Missionswerkes mit fremden Kräften und Mitteln nicht als wünschenswert erachten konnte. Eigentümlich steht gegenüber dieser optimistischen Auffassung das Urteil des jetzt inaktiven, langjährigen frühern Lehrers an der Doshisha Dr. J. D. Davis, der infolge trüber, persönlicher Erfahrungen nicht frei von Verbitterung von einem drohenden Zusammenbruch des christlichen Missionswerkes in Japan angesichts des Eindringens eines „Halbrationalismus“ in alle japanische Kirchen spricht (M. R. 942). Angesichts dieser widerstreitenden Ansichten, wozu die unten zu erwähnende der amerikanischen Presbyterianer und Reformierten von der Notwendigkeit der Eindämmung des allzusehr auf sich selbst vertrauenden Strebens nach Unabhängigkeit japanischer Christen noch hinzutrat, und im Hinblicke auf die gährenden, nach freier Bewegung verlangenden, japanischen Geister hat der American Board im letzten Herbst eine Spezialkommission bestehend aus Ellison (Boston) und den Geistlichen Sekretär Barton (Boston), Johnson (Chicago), Bradford und Montclairs abgesandt zur Untersuchung und zur Berichterstattung, die über die künftige Gestaltung des größten Missionswerkes einer ausländischen Missionsgesellschaft in Japan von entscheidender Bedeutung sein wird (M. R. 776, T. M. 19./12.). Aus allen Missionskreisen sind Wünsche und unverlangte

Gutachten der Kommission zugeflogen. Soweit sich bis jetzt überblicken läßt, spricht sich die Mehrzahl für eine Vermehrung der Missionskräfte in Japan und für energischen Weiterbau auf bisheriger Basis aus. Besonders bemerkenswert ist ein Artikel der Japan (bezw. Tokyo) Mail vom 18. Oktober: „The problem of high class education by missionaries“, der Missionskreisen entstammt und andeutet, daß die Doshisha den Zweck einer christlichen und christianisierenden Schule, den ihr Gründer Nishima im Auge hatte, nicht mehr erfüllt. Sie ist Universität geworden, die überwiegend weltliche Bildung vermittelt und mit Unrecht die oft mühsam ersparten Missionsgaben der Heimat für sich in Anspruch nimmt. Die Doshisha hat ihren jetzigen Charakter durch die immer ausschließlicher werdende japanische Leitung erhalten, und es wird sich auch fragen, ob für ein rein japanisches Institut Missionsgelder verwendet werden dürfen. Freilich ist hierbei nicht außer acht zu lassen, daß die Doshisha ihre Popularität nicht zum mindesten durch weitgehende Fernhaltung des nichtjapanischen Elementes erreicht hat, und daß sie ihre Bedeutung verlöre mit dem stärkern Hervortreten der sie unterstützenden, fremden Missionsgesellschaft.

Die zweite Strömung unter den Missionsfreunden Japans, die Vermehrung der Arbeitskräfte und thunlichste Beschränkung des Selbständigkeitstriebes japanischen Christentums verlangt, findet sich hauptsächlich unter den amerikanischen, presbyterianischen und reformierten und den englischen Missionaren. Ihre Auffassung fand in einer Botschaft an die Kirchen Amerikas einen ungemein energischen Widerhall[1]) Der Erlaß beruht auf Resolutionen, welche die geistesverwandten Missionare in einer Sommerkonferenz in Karuisawa faßten: „In der Erwägung, daß 1. keine Mühe in der Heranbildung eines tüchtigen eingeborenen Theologenstandes gespart werden dürfte, 2. der gegenwärtige Stand der fremden Missionare nicht nur erhalten bleiben, sondern, wo nötig, vermehrt werden sollte, 3. und die nach Japan gesandten Missionare Persönlichkeiten von hervorragender Bildung sein, die Sprache lernen und ihr ganzes Leben dem Missionsberuf widmen sollten, 4. erhöhte Aufmerksamkeit dem christlichen Erziehungswerk geschenkt werden muß, wird beschlossen, daß wir Missionare verschiedener in Japan arbeitender Missionsgesellschaften . . . angesichts der verschiedenen, ausgesandten Berichte bezüglich Notwendigkeit einer Vermehrung der fremden Missionare in Japan, es als unsere Meinung bekannt geben, daß die Zeit der Zurückziehung der Missionare von dem hiesigen Feld noch nicht gekommen ist, sondern daß es im Gegenteil not thut, viel mehr fremde Arbeiter in dieses Land zu rufen“.

---

[1]) M. R. 928. Wir werden in der nächsten Nummer vielleicht schon mit der Berichterstattung der American Board-Kommission eine Übersetzung dieses für die japanische Missionsgeschichte wichtigen Erlasses bringen. Im Zusammenhange mit dem Kommissionsberichte werden wir die Arbeit der Kongregationalisten in Japan besprechen. Sie haben 1895 ihr 25 jähriges Missionsjubiläum in Japan gefeiert. Die Jubiläumsschrift: A Chapter of Mission history in modern Japan, compiled by J. H. Pettee, Okayama, giebt in einer Zusammenstellung der von verschiedenen Missionsarbeitern abgefaßten Berichte über die geschichtliche Entwicklung und den gegenwärtigen Stand des kongregationalistischen Missionswerkes ein reichhaltiges und zuverlässiges Repertorium für letzteres. Die eilige Zusammenstellung des Buches ermöglichte leider eine einheitliche Durcharbeitung nicht. Immerhin wird es eine reiche Fundgrube für den Missionshistoriker bleiben und eine wertvolle Ergänzung der historischen Werke von Verbeck und Ritter bilden. Die bedeutendsten Beiträge hat fraglos der Nestor der Kongregationalisten-Missionare in Japan Dr. C. Greene geliefert.

Die Berichte der englischen Gesellschaften melden keine Störungen, wenn sie auch ebenso wie die andern keine wesentlichen Fortschritte zu verzeichnen haben. Ein Geistlicher und fünf Missionarinnen wurden neu ausgesandt. Neben dem englischen Bistum Tokyo wurde für Kiuschiu (Südjapan) ein solches in Nagasaki (Bischof Evington) und ein solches für den Hokkaido (Nordjapan) eingerichtet. Seit zwanzig Jahren wird in Yesso missioniert, wo in den letzten 7 Jahren 530 Ainos bekehrt und zehn Kirchen eröffnet wurden (P. C. 289 ff.). An Enttäuschungen und Rückschritten fehlt es auch diesen Missionen nicht. So schreibt Missionar Chappell über das Jahr 1894: „Eines der schwierigsten Jahre, die ich in Japan erlebt habe", und der Jahresbericht fügt bei: „Der Zustand der Christen in und um Gifu war entmutigend" (P. C. 282).

Mit gebührender Reklame angemeldet, hat die Heilsarmee im letzten Herbste Japan okkupiert. Was sie da thun will, erklärt der Conqueror mit folgenden Worten: „Sie wollen die Fahne des Blutes aufpflanzen, das Feuer schüren im Namen Gottes und der Armee und eine eingeborne Streitmacht von Heilssoldaten erziehen, um das Kaiserreich für Christum zu erobern. Sie (die Missionare) werden in der Zahl von 15 hingehen, sich kleiden, essen und leben wie Japaner[1]). Sie wollen nicht als eine Art höherer Wesen dahin gehen und Buddhisten, Geisteranbeter und Freidenker als Narren und Buben verdammen, noch versuchen die Wahrheit und Superiorität des Christentums in wissenschaftlichen Unterredungen zu beweisen". Brigadier Wright und seine Frau stehen an der Spitze dieser Mission. Im übrigen gehört ihr ein bekehrter Japaner und die Schwester des in dem Kutscheng-Blutbade umgekommenen Fräuleins Newcombe an (M. R. 958, Ostasiat. Lloyd 879, T. M. 13.8).

Sitten und Gebräuche in Japan.

Von Prof. Dr. R. Lange in Berlin.

V.

Das Fest des Wegegottes (Dōsojinmatsuri).

In Japan giebt es unter den zahllosen Gottheiten der einheimischen Religion auch einen Gott der Wege, der die verschiedensten Namen hat und die Wanderer vor bösen Dämonen schützt. Die Feier seines Festes wird aller Orten und zwar im Januar begangen, weicht aber in den einzelnen Gegenden von einander ab. Ganz eigentümlich ist dieselbe im Dorfe Matsuzato im Yamanashiken der Provinz Kai (Kreis Higashi yamanashi). An drei Abenden, dem 14., 15. und 16. Januar, findet hier zu Ehren des Gottes ein Umzug statt, der manches Sonderbare enthält.

Den Zug eröffnet der Träger eines sogenannten Matoi in Arbeiterkleidung, den Kopf mit einem vorn geknoteten Tuch umwunden. Die Matoi sind eigentlich Standarten von eigentümlich phantastischer Form, wie sie

[1]) Dies dürfte ihnen in den Augen der Japaner noch mehr Abbruch thun als ihr aufdringlich aggressives Wesen, wofür dem Japaner das Verständnis abgeht, so sehr ihm sonst militärisches Wesen sympathisch ist.

früher im Kriege zur Bezeichnung des Standquartiers und heute von den Feuerwehrleuten als Abzeichen der Kompagnie gebraucht werden. Diese Standarte hier besteht aus einer langen Stange; oben mit einem viereckigen schmalen langen Kasten versehen, der mit Papier beklebt ist, sieht sie aus, wie eine große Stocklaterne. Auf dem Kasten stehen die Worte: Fest des Wegegottes. Über demselben, an der Spitze der Stange, befindet sich das Gohei, das eigentümliche, eckig gefaltete Papier, das Symbol der Gottheit. Es folgen nun zwei sehr behäbig aussehende Bürger mit runden Papierlaternen in der Hand, auf denen die Worte sewayaki stehen, was etwa unserm „Ausschuß" oder „Komitee" entspricht. Nun kommen fünf Leute mit Standarten von derselben Form, wie die zuerst beschriebene, nur mit dem Unterschied, daß das Gohei fehlt. Auf dem Papier der Standarten sind u. a. die Worte zu lesen: Tenka banzai: „Lang dauere das Reich", oder: Tenka taihei d. i. „langer Frieden dem Reich" oder auch: „Gedeihen den fünf Feldfrüchten" d. h. Reis, Gerste und Weizen, Bohnen und zwei Hirsearten. Die soeben beschriebenen Personen bilden den Vortrab. Dahinter kommt eine von sechs Leuten getragene, große Pauke; zu einem hohen Berge aufgetürmt liegen darauf eine Menge Strohsäcke, die so aussehen, als ob sie mit Reis gefüllt sind; oben auf der Spitze thront wieder das Gohei. Mit der Pauke und einem großen flachen Metallbecken, das mit einem Klöpfel geschlagen wird, wird eine lärmende Musik gemacht. Es folgt nun eine sonderbar ausgeputzte, groteske Figur, welche den Wegegott selbst darstellt. Er trägt die Maske des Tengu, eines Waldgeistes, dessen charakteristische Eigentümlichkeit eine riesige Nase ist; auf dem Kopfe liegt ein Strohschuh, wie er den Pferden um die Hufe gebunden wird. Die Kleidung besteht aus einem kurzen, dick wattierten, gestreiften Nachtrock mit sehr weiten Ärmeln, und statt eines länglichen Täfelchens, welches Vornehme bei Audienzen vor der Brust zu tragen pflegen, hält er eine Schöpfkelle in der Hand. Hinter ihm kommen eine Menge Männer in Frauenkleidern und verschiedenen Masken, welche allerhand Späße machen und die Heiterkeit der Zuschauer zu erregen suchen. Ihnen schließen sich wieder Personen mit erleuchteten Standarten an und den Beschluß machen die Bewohner des Dorfes; alt und jung ohne Unterschied des Geschlechtes zieht hinter dem Zuge einher.

Das Teufelsfest (onimatsuri).

Ein anderes merkwürdiges Tempelfest, bei dem die Teufel (oni) eine Rolle spielen, findet im Dorfe Sasaokimura in der Provinz Bichū am Binnenmeere (Kreis Kuboya) statt und zwar am 12. Tage des 8. Monats nach altem Kalender. Der Tempel heißt Ashitakajinja und ist der gemeinschaftliche Tempel für eine Anzahl benachbarter Dörfer, was mit dem japanischen Worte gōsha bezeichnet wird.

Das Besondere nun an diesem Feste ist, daß die vielen Hundert jungen Leute, welche an dem üblichen Festzuge teilnehmen, als Teufel verkleidet erscheinen. Demgemäß tragen sie blaue schwarze, tiefrote, oder braune Röcke mit langen Ärmeln, weite Hosen von gleicher Farbe und um die Hüfte ein gelbgraues baumwollenes Tuch, das mit Streifen wie ein Tiger- oder Pantherfell bemalt ist. Die langen Ärmel schürzen sie durch Bänder von kostbarem Stoffe, oft Kreppseide auf. In diesen kostbaren Stoffen wird großer Luxus getrieben und jeder sucht den andern darin zu übertreffen. In der Hand tragen die Teufel 5 Fuß

lange Stöcke. Zur Garderobe eines Teufels gehört aber notwendig die Maske. Die Maske der jungen Leute hat nun dieselbe Farbe, wie die Kleider; wer also rote Kleider trägt, hat eine rote Maske u. s. w. Die Masken mit ihren lang herabhängenden Haaren sind zum Teil sehr grotesk und fürchterlich anzuschauen. Merkwürdigerweise tragen die Teufel alle, sobald sie hinter der Sänfte der Gottheit einhergehen, die Masken nicht vor dem Gesicht, sondern auf dem Kopfe und schreiten ernst und gemessen einher. Sobald sie aber nicht im Zuge sind, bedecken sie das Gesicht mit der Maske und werden von den sie verfolgenden Kindern gefoppt und verhöhnt; diese rufen Schimpfworte hinter ihnen her: z. B. Kerl mit Dünger auf der Schulter und dergl. Die Teufel thuen so, als ob sie sehr böse darüber sind, laufen den Kindern nach und werfen ihnen ihre Knüppel zwischen die Beine, um sie zu Fall zu bringen, was den Kindern natürlich unbändigen Spaß macht.

Ein anderes

Teufelsfest,

das noch interessanter ist, als das eben beschriebene, wird in der Stadt Toyōhashi, der ehemaligen Hauptstadt des früheren gleichnamigen Fürstentums in der Provinz Mikawa gefeiert und zwar in und vor dem Shintōtempel Shimmeigu am 14. des 1. Monats (a. K.?). Die Ceremonien dabei haben einen altertümlichen Anstrich und sind sehr merkwürdig.

Vor dem Tempel wird eine Scheibe aus weißem Holze aufgestellt. Es erscheinen nun 2 Personen in altertümlicher Tracht, dem sogenannten „Jagdkleid" (kariginu) und einem Käppchen mit langabstehender Spitze nach hinten (samurai ebōshi), mit Bögen aus dem dem Shintōdienste heiligen Sakakibaum (Cleyera Japonica) und weiß gefiederten Pfeilen. Der eine von diesen vertritt das dürre trockne Land des Fürstentums, der andere das reiche, fruchtbare. Sie schießen nun abwechselnd zwanzig Mal nach der Scheibe und jedesmal, wenn sie treffen, ertönt ein Signal auf einer Handtrommel, die sich vor dem Tempel befindet. Nach Beendigung dieses Bogenschießens ertönt wieder ein Signal und hervortanzt eine als roter Teufel verkleidete Person mit einer langen Stange bewaffnet, an deren Spitze sich ein kurzer Querbalken befindet (japanisch shumoku). Ihr folgt auf dem Fuße mit gemessenem Schritt eine andere Person in einer Rüstung, wie sie früher die Kriegerkaste, die samurai, trug und dem schon erwähnten Käppchen auf dem Haupte, das Gesicht mit einer langnasigen Maske des Waldgeistes bedeckt. Diese beginnt nun mit der langen Waffe, die sie in den Händen trägt, einem krummen Schwert an langer Stange, mit dem Teufel zu fechten und, nachdem sie sich dreimal gemessen, läuft der Teufel hinweg. Eine Anzahl Leute, welche zum Festkomitee gehören und deshalb auch Festkleider tragen, — als Wappen auf denselben eine Teufelsmaske — setzen dem Teufel nach. Dieser nimmt seinen Weg durch alle Straßen der Stadt, welche zum Tempel gehören und auf die das Fest beschränkt ist. Die Verfolger haben alle Beutel mit Ame d. i. einer weichen elastischen, teigartigen Masse aus Reis oder Hirse bereitet bei sich und werfen dies den Zuschauern am Wege zu und in die Häuser hinein. Dies nennt man Teufelsame und wer davon ißt, bleibt, wie allgemein gesagt wird, von gefährlichen Krankheiten bewahrt.

Wenn die Person mit der Maske des Waldgeistes den Teufel vertrieben

hat, wird die Sänfte des Gottes, die bis dahin im Hause des Priesters untergebracht war, herausgetragen und vor dem Tempel der Gottheit niedergesetzt, und es versammeln sich daselbst die nötigen Musikanten.

Es findet darauf eine Reihe von Tänzen statt, voran der Waldgeist mit seiner Waffe über der Schulter, dann die beiden erwähnten Leute in Kriegerrüstung, jeder eine Handtrommel in der Hand; sie stellen sich lahm und tanzen hinkend herum. Fünf bis sechs schöngeputzte Mädchen begleiten die Musik der Handpauken auf eigentümlichen Becken. Schließlich führen auch diese Kinder unter Begleitung von Flöte und Pauke einen Tanz auf.

Nach diesen Ceremonien setzt sich nun der Zug mit der Sänfte des Gottes in Bewegung, um nach dem sogenannten tabisho „dem Reiseziel" zu gelangen. Der Weg dahin beträgt etwa $^1/_8$ deutsche Meile. Voran zieht eine Person mit einem hölzernen Löwenkopf, hinter der Sänfte folgt ein Teufel mit schwarzer Maske, der einen großen Zweig des Sakakibaumes trägt.

Hat die Sänfte den Tempelhof verlassen, so findet dort eine ganz sonderbare Ceremonie statt. Man bringt nämlich einen ovalen Klotz vom Holze des Celtis chinensis oder orientalis (jap. e no ki) im Umfange von einem Fuß herbei, der mit einem dicken Strohseil, dessen Enden herabhängen, umwunden ist. Die beiden zuerst genannten Leute, die Vertreter des dürren und fruchtbaren Landes, kommen mit einer Stange aus dem Holz des heiligen Sakakibaums, die vorn einen Haken hat, herbei und suchen den Klotz einer dem andern streitig zu machen, indem sie ihn mit den Haken an sich zu ziehen suchen. Die Bauern aus den beiden erwähnten Gegenden teilen sich in zwei Parteien und feuern ihren Vertreter durch lautes Zurufen an. Dreimal setzen jene an und dann wird der Sieg oder die Niederlage entschieden. Siegt der Vertreter des dürren Landes, so tritt dort reiche Ernte ein und umgekehrt. (Fortsetzung folgt.)

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

XIII.

Zur Ergänzung der sprachlichen Psychologie der Bantu sei hier noch erinnert an verschiedene Vergleichungen, die sich nach dem vorsichtigen Ausdruck von Bastian (Vorstellungen von der Seele 1875 in Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge von Virchow und Holtzendorff X. 226 S. 9) bei der Bezeichnung für die Seele verwendet zeigen. Sehr gewöhnlich, sagt er, findet sich die Auffassung als Atem. Dieser begegneten wir schon oben im Zuluwort amahlosi für Verstorbene. Wie großer Vorsicht es aber bedarf in Deutung dieser Worte, ob sie im eigentlichen oder bildlichen Sinne zu verstehen sind, erhellt aus synonymen Bezeichnungen. So sagt Bastian nachher: „Schattenhaft schwebt die Seele bei den Zulu als tunzi. Geht ein Basuto unvorsichtiger Weise zu nahe am Fluß hin, mag ein Krokodil seinen Schatten (Seriti oder Seele) erfassen und mit ihm den Körper ins Wasser hinabziehen". Scheint hiernach die Seele mit dem Schatten identisch, so kann sie doch nicht der Atem sein. Aber beides kann irgendwie zum Leben der Seele gehörig gedacht sein und weist möglicherweise auf eine eigentümliche Psychologie der

Bantu zurück, der nachzuspüren hier zu weit führen würde, ein Analogon zur Teilung oder Vervielfältigung der Seele bei andern Völkern. Der Glaube, daß ein Toter keinen Schatten werfe, zeigte sich auch in Ostafrika bei dem Galgen des rebellischen Häuptlings Buschiri; weil seine Leiche einen Schatten warf, galt er nicht für tot. Auch bei den Wanika heißen die Abgeschiedenen sowohl Mulungu (s. o.) als auch Koma (Schatten), weilen aber bald im Grab, bald über der Erde, bald im Donner und Blitz, re-inkarnieren sich auch in Neugeborenen und werden durch Opfer versöhnt (Krapf I. S. 348).

Was noch die Bestattungsbräuche bei den Bantu betrifft, so gehören zu denselben auch bei ihnen die excentrischen, langdauernden, zuweilen zu bestimmten Zeiten wiederholten Totenklagen, von denen Wasmannsdorf (Trauer um die Toten bei den verschiedenen Völkern 1885 in Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge von Virchow XX. 457 S. 4) mit Recht sagt, daß sie nicht nur das bekümmerte Herz erleichtern, sondern zugleich die Verstorbenen ehren und die Geister derselben freundlich stimmen sollen. Zeitweiliges Fasten, Haarschur und sonstige Trauerzeichen hätte W. noch erwähnen können. Zwar gilt auch annähernd von den Bantu, was er von den Negern anführt, daß die Stimmung der Trauer schnell in die entgegengesetzte umschlägt, nämlich bei den Mahlzeiten, die sich an die Tieropfer knüpfen, welche dem Verstorbenen gebracht werden. Mit Recht erinnert er aber auch (S. 5) an die von Güßfeldt aus der Bangoküste bezeugte Furcht vor der Anklage auf Zauberei, die den Todesfall veranlaßt haben könnte, wozu die an das jüdische Ritualgesetz erinnernde Furcht vor Verunreinigung durch die Leiche hinzuzurechnen ist, die erst nach vollbrachten Reinigungsceremonien weicht; die Leiche gilt eben als nächster Anknüpfungspunkt für gefährliche Einwirkungen des eben abgeschiedenen Geistes oder auch anderer Geister, denen der jüngst verstorbene erlegen ist. Anderseits ist ein geheimer Schädelkult bei einigen ost- und westafrikanischen Bantustämmen nachgewiesen; die Reliquien dienen hier jedenfalls als Medium für Konsultationen und Citationen des Geistes, von dem man für den gespendeten Kult Erkenntlichkeit erwartet; bei den Wapare (Baumann, Usambara S. 239) wird der Schädel aber erst nach 1 Jahr dem Grabe entnommen; das wirft vielleicht Licht auf die auch bei einigen andern Bantustämmen vorkommende Sitte einer Ausgrabung von Gebeinen nach einer bestimmten Frist. Bei der ersten und meist allerdings einzigen Bestattung wird das Grab sorgsamst geschützt nicht bloß gegen Leichenraub und Hyänen, sondern um zu hindern, daß der noch in oder am Grabe weilende Geist, der nach Rückkehr in sein Haus verlangt, dieselbe ausführe, zu diesem Zweck werden auch beim Hinaustragen der Leiche allerlei Vorsichtsmaßregeln beobachtet, ja das Haus des Verstorbenen eine Zeitlang gemieden oder zerstört. Auch unheilbar Kranke werden vielfach ausgesetzt, um den an ihnen zehrenden Geistern zu entgehen; Greise dagegen werden vor ähnlicher Behandlung vielfach beschützt durch die Ehrfurcht vor der ihnen nah bevorstehenden Vergöttlichung. Begräbnisse gemeiner Leute werden ebenso beschleunigt, wie die von Fürsten verzögert, nicht nur zur Vorbereitung einer würdigen Trauerfeier für diese, sondern auch zu möglichster Geheimhaltung ihres Todes, bis die Thronfolge gesichert ist, was gleichwohl vielfach nicht hindert an dem Ausbruch einer Anarchie, die aber zugleich zu massenhaften Totenopfern benutzt wird und den Fürsten ein großes Geleit aus seinem Volk ins Jenseits sichert. Die Königsgräber werden geheim gehalten als ein besonderes Heiligtum; sonst ist das Begräbnis im Viehkaal uralte Sitte, ebenso die Beisetzung in hockender Stellung, wie sie sich auch bei den Hottentotten findet, wo sie als die embryonische für eine Wiedergeburt gedeutet wird (s. oben Jahrgang VIII S. 113). Der Wangketsihäuptling Makaba setzte jedoch Moffats Predigt von

der Auferstehung entschiedensten Widerspruch entgegen und wollte von diesem Thema nichts mehr hören, freilich, wie er dann eingestand, aus Furcht vor den von ihm erschlagenen Tausenden, die dann wieder lebendig werden würden (Wilh. Hoffmann, Missionsstunden 1847 I. S. 405 f.). Der Lügenprophet Unxele, der die Kaffern zum Krieg gegen die Engländer verleitete, fand zwar sogar Glauben mit seinem Anspruch, er habe die Macht empfangen, die Toten an einem bestimmten Tage aufzuerwecken, hatte aber nachweislich die christliche Auferstehungslehre durch den Missionar van der Kemp kennen gelernt, sie mit mancherlei heidnischen Aberglauben vermischt und daraus sich einen eignen Glauben zurechtgemacht (Kropf im Beiblatt zum Berliner Missionsfreund 1888 S. 20 f.). Auch was Livingstone von Ahnungen der Auferstehung bei den ostafrikanischen Bantu andeutet, reicht nicht aus, ihnen eine klare Idee derselben zu imputieren. Er wurde ja freilich selbst vielfach für ein Revenant gehalten, wie viele Weiße, die zu bisher unbekannten Stämmen im Innern vordrangen, wie Pogge und Wißmann bei den Tuschilang sogar bestimmt mit verstorbenen Prinzen identifiziert wurden, weil die weiße Farbe den dunklen Bewohnern Afrikas, deren Haut erst im Tode bleicht, als Geisterfarbe gilt. Aber der Glaube, daß diese Rückkehr Verstorbener mittels einer Auferstehung sich vollziehe, wird nirgends berichtet, jene steht vielmehr mit dem Seelenwanderungsglauben im Zusammenhang, der ein hochwichtiger Bestandteil auch der Bantureligion ist und später eingehend behandelt werden soll, da er aus dem Ahnenkult zum Totemismus und Fetischismus überleitet.

Das aber muß auch schon von vornherein zum Verständnis des Ahnenkults ins Auge gefaßt werden, daß den abgeschiedenen Geistern ein wesentlicher Zug zu neuer Inkorporierung oder Materialisierung zugeschrieben wird. Dieser Widerspruch haftet dem Ahnenkult an, daß man den Geistern einerseits göttliche Macht zuschreibt, anderseits sie in ihrem abgeschiedenen Zustand doch mit dem Mangel der vollen Leiblichkeit und dem Bedürfnis derselben, dem Verlangen nach derselben behaftet denken muß. Die ganze weitere Ausgestaltung der Bantureligion mit ihren ebenso seltsamen als schrecklichen Irrgängen läßt sich spekulativ begreifen als eine „natürliche Dialektik", welche diesen Widerspruch zu lösen sucht, wobei das Streben, ihn zu lösen, immer tiefer in den Aberglauben hineinführt, weil der Widerspruch schon im Prinzip des Ahnenkults selbst liegt. Eben darum schon werden die abgeschiedenen Geister gefürchtet, weil sie in den Lebenden, die sie nach sich ziehen, und denen sie nachgehen, einen Ersatz für die eigene im Tod zerstörte Leiblichkeit suchen. Damit sie die Lebenden verschonen, giebt man ihnen nun das Surrogat des Opferfleisches und Opferbluts, womöglich sogar von geopferten Sklaven, dazu sonstige Speis- und Trankspenden. Aber da ergiebt sich ein neuer Widerspruch. Wie können sich die abgeschiedenen Geister derselben bemächtigen, da ihnen doch der eigene Leib entrissen ist? Sie können höchstens das günstige dieser Nahrung, wir würden sagen, die Idee derselben in sich aufnehmen und verlangen doch nach Nahrungsmitteln zur Anbildung einer neuen Leiblichkeit. Um diesem Verlangen zu genügen, treten sie wieder in Kontakt mit ihren Körperresten, aber ohne dieselben neubeleben zu können, selbst nicht mit Hilfe des Opferkults. Die westlichen Bantu geben ihnen einen künstlichen Ersatz des Leibes in den Ahnenbildern, zu denen aber die südlichen und östlichen nicht — einzelne Fälle und Symbole abgerechnet — sich versteigen, da ein totes Schutzwerk doch kein Leib ist. Aus diesen Schwierigkeiten heraus soll dann die Idee der Seelenwanderung helfen, die sich freilich nur in neue Schwierigkeiten verwickelt.

Wir glauben mit dieser unserer Auffassung des Ahnenkults auch den von uns oben beanstandeten Gedanken Runzes gerecht zu werden, indem wir in ihnen auch ein Wahrheitsmoment vertreten finden, nämlich 1. daß es sich bei den Opfergaben wirklich um Nahrung für die Geister handle — gewiß ist es von seiten der Opfernden ein Ernährungsversuch, und, was damit zusammenhängt, 2. daß es sich bei den Menschenopfern vor allem um die Fortexistenz des Häuptlings handle, dem sie gebracht werden — wir sagen nur, um die Art seiner Fortexistenz, nämlich um einen Ersatz für die eigne Leiblichkeit in dem Fleisch und Blut der Opfer, aber diese Opfer geben ihrem Häupling doch nur ihre Leiblichkeit, ihr Geist bleibt daher neben diesem, freilich an ihn gebunden als seine Begleitung und Gefolge. Und es waren doch immer nur tote Leiber, ja Fleisch und Blut von getöteten Tieren, die dem Abgeschiednen nur ein Scheinbild eines lebendigen Leibes und eventueller Nahrung geben konnten; auch der einfache Naturmensch mußte sich ursprünglich sagen bei Darbringung der Opfer an die Ahnen: Die Geister erhalten in Wahrheit doch nur ein Bild der Nahrung. Die Widersprüche, welche sich in der Beurteilung dieser Dinge bei den Religionsphilosophen und selbst in der Berichterstattnng bei den Reisenden finden, ergeben sich bei genauerer Untersuchung so vielfach als Reflex der Amphibolie, die der Sache selbst anhaftet.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

V. Chicago und Indien.

Fortsetzung.

Bestärkt werden mußten die gewandten Redner in solchen irrtümlichen Vorstellungen durch die unseres Erachtens allzugroße Weitherzigkeit der Amerikaner, die sie nicht nur, wie berichtet wird, das Vater Unser sprechen ließen, sondern auch ihnen ihre Kanzeln zur Verfügung stellten. So predigte der genannte Mozoombar in vielen christlichen Kirchen, z. B. am 3. September in der Plymouth-Kirche zu New-York, der ebenfalls erwähnte Nagarkar in der Unitarierkirche zu Davenport (Jowa), wo schon Rabbiner ihre Stimmen haben hören lassen dürfen, Nagarkar, Damarpála und Mozoombar, sowie zwei Japaner am 17. September in der Unitarierkirche Chicagos neben amerikanischen Pastoren und dem russischen Fürsten Wolkowsky, eine Toleranz, über welche sich die amerikanischen Zeitungen ganz enthusiasmiert äußerten. Kein Wunder, daß sich nach solchen Vorgängen eine Bewegung in Amerika geltend machte, die unter dem Namen der „universellen Kirche“ „auf der breiten Grundlage der Humanität einen Tempel der Universal-Religion errichten will, die dem forschenden Geiste des Fortschritts ebensowohl, wie der helfenden Liebe geweiht ist“, wie es in einem von dem Rabbiner Hirsch in Chicago, dem unitarischen Geistlichen Jones daselbst und einem Universalistenprediger in New-Jersey unterzeichneten Aufrufe heißt.

Nach alledem ist es nicht wunderbar, wenn infolge dieses Weltkongresses einerseits in Amerika das Interesse für die Mission erheblich nachzulassen begann, was nicht wenige Missionsgesellschaften auch an den geringeren Einnahmen spürten, andererseits viele Missionare Indiens ihr großes Bedauern über die üblen, ihnen fühlbaren Folgen jener Versammlung auszusprechen sich genötigt sahen. „Wie konnten“, so sagte ein junger

(allerdings japanischer) Christ zu einem amerikanischen Missionar, „wie konnten amerikanische Christen nur solchen Mißgriff thun, daß sie eine Versammlung beriefen, welche das Christentum so schädigte und seinen Einfluß so untergrub"! Bischof Campbell aber, der diesem Parlamente beiwohnte, hat öffentlich sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er zu dem Plane seine Zustimmung gegeben, und Dr. Pierson schließt seine Besprechung des Kongresses mit der Bemerkung: „In Sa. Humanitarianismus, Unitarismus, Universalismus und Romanismus triumphierten auf dem Parlament, und wir können die Zeichen der Zeit nicht lesen". Auch die Miss. Rev. of the World übt eine herbe Kritik am Kongreß: „Er habe die Parole Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit in laxity, apathy and compromise verkehrt, Veranlassung zum Lobpreis, ja zur Empfehlung des Islam gegeben, die Hindu und Buddhisten in ihrer Ablehnung des Christentums bestärkt, die Toleranz zur Gleichgültigkeit gestempelt, den Anspruch des Christentnms als der einen Religion preisgegeben, eine Union proklamiert, die nur eine Konfusion sei, und der evangelischen Mission statt Förderung nur Hindernisse bereitet". „Je mehr ich die Früchte dieses blasphemischen Liebesfestes kennen lerne, desto mehr werde ich überzeugt, daß der Fürst dieser Welt sein eigentlicher Urheber gewesen ist".

Nach solchen Erfahrungen sollte man es nicht für möglich halten, daß es evangelische Christen geben könnte, die schon wieder ähnliche Unternehmungen in Aussicht nehmen. Und doch schlägt ein Dr. Crafts in Pittsburg für das Jahr 1900 „eine christliche, weltumfassende Feier vor, welche durch ein ganzes Jahr sich erstrecken und in einer Reise von 1000 Missionaren und christlichen Touristen um die Welt herum bestehen soll". Von Boston soll die Reise über New-York, Philadelphia (mit einem Kongreß über den Weltfrieden) und Washington nach San Francisco gehen, wo eine Versammlung der evangelischen Allianz stattfinden soll, dann nach Hawaii, Japan, China, Indien, Jerusalem, Griechenland, Rom, Paris und London. Der Methodistenbischof J. P. Newmann aber faßt ein Doppelparlament ins Auge, das eine bestehend aus christlichen Abgeordneten aller Denominationen, das andere aus Abgeordneten aller Religionen, also ganz ähnlich dem großen Chicagoer Kongreß. In jüngster Zeit aber hat ein katholischer Priester (Abbé Charbonnet), welchem bereits von seiten des französischen Großrabbiners Zadoc Kahn eine freudig zustimmende Antwort zu teil geworden ist, für die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900 einen Weltkongreß nach Vorbild des Chicagoer vorgeschlagen, ein Vorschlag, der freilich alsbald auf Grund eines eingeholten Gutachtens des Pariser Erzbischofs den Widerspruch des Papstes erfahren hat. Nun, wir meinen, daß es bei den Vorschlägen bleiben wird: vestigia terrent (A. M.-Ztschr. 1893, 553 ff.; 1894, 91 f., 126, 186 f. Allg. ev.-luth. Kztg. 1893, 1041 f., 1053, 1124; 1894, 196 ff., 237, 286 f., 830 f., 1057 f.; 1895, 1218. Christl. Welt 1893, 1053 f., 1074 f., 1125 ff., 1148 ff., 1174 f.).

VI. Andere europäische Thorheiten.

Einen ähnlichen Eindruck, wie das berühmte Religions-Welt-Parlament dürfte auf den Buddhismus auch das bekannte bereits 1894 in dritter Auflage erschienene Buch von Nikolaus Notowitsch machen: La vie inconnue de Jésus Christ (Cartes et Illustrations Paris, Paul Allendorf) ein Buch, welches, alles geschichtlichen Wertes bar, voller Irrtümer und Geschichtswidrigkeiten, sich als das schlaue Machwerk theosophistischer und junginдischer Schwärmer und Fälscher entpuppt. Notowitsch, der im ersten Teile des genannten Buches seine angebliche Reise beschreibt, will von Rawalpindi, einer an der großen Bahnlinie Delhi, Lahore, Peschawer, Kabul, Bokhara gelegenen Stadt der

Pandschab, nach Ladak, einer am Indus gelegene Landschaft Kaschmirs, gereist sein und dort in der Nähe von Loh, der Hauptstadt dieses Landes, in einem großem Kloster Himmis gelegentlich seines dortigen durch einen Beinbruch veranlaßten unfreiwilligen Aufenthaltes auf zwei großen alten Bücherrollen mit vergilbten Blättern sein vielgerühmtes, angeblich in der Pali-Sprache verfaßtes Manuskript gefunden haben. Leider ist diese ganze Geschichte von seinem längeren Aufenthalte in jenem Kloster bereits als „frommer Betrug“ durch eine Dame aufgedeckt worden, die in jenem Orte wohnt und in einen Brief an Max Müller in Oxford diesem mitgeteilt hat, daß man dort von einem russischen Reisenden gar nichts weiß, daß in den letzten 50 Jahren niemand mit einem gebrochenen Bein dort Aufnahme gefunden hat und daß man noch weniger etwas von einem Manuskript über das Leben Jesu-Issas wisse, ein Irrtum aber ausgeschlossen sei, da in jenes abseits von der Landstraße liegende Kloster nur selten jemand kommt und jeder Fremdenbesuch ein bedeutsames Ereignis ist, das man nicht so leicht vergißt. Auch hat der aus der badischen Revolution von 1848 bekannte Karl Blind (jetzt in London), der anfangs der Notowitsch'schen Entdeckung sympathisch gegenüberstand, durch eingezogene Erkundigungen beim obersten Lama jenes Klosters und bei den Missionaren Weber und Schald in Leh informiert, festgestellt, daß das Werk eine Fälschung ist. Es sind Protokolle aufgenommen, vom Lama unterschrieben und an Max Müller in Oxford gesandt worden, durch die deutlich das ganze Lügengewebe enthüllt wird. Außerdem giebt es nach Max Müllers Ausführungen in der Nineteenth Century (1894 Heft 10) vollständige Kataloge über alle einigermaßen wichtige buddhistische Manuskripte und Bücher in Tibet und China, so daß es ganz unbegreiflich wäre, warum gerade eine solche wichtige Handschrift ausgelassen worden sein sollte. Von derselben Feder werden wir in derselben Zeitschrift demnächst einen neuen, Notowitsch an den Pranger stellenden Artikel zu erwarten haben. Aber auch der zweite Teil des Buches, der einen Überblick über die Geschichte Israels und dann die eigentliche Lebensbeschreibung des angeblich von den dortigen Buddhisten verehrten, aber dem Volke unbekannten Issa bietet, ist abgesehen von dem durchaus nicht tibetanischen oder indischen Stile so voll innerer Widersprüche, daß für jeden Kundigen die Fassung auf der Hand liegt. Danach soll Jesu-Issa der Sohn einer armen, aber frommen israelitischen Familie, im Alter von 13 Jahren mit Kaufleuten nach Indien entflohen, dort von den Aryas, den Brahmanen, den Buddhisten unterrichtet, nach Persien gegangen und nach verschiedenen Streitigkeiten, dort wegen der Lehre der Veden, hier wegen der Zoroasters, als 29jähriger Mann in die Heimat zurückgekehrt sein, um daselbst als Volksaufwiegler gekreuzigt zu werden. Wunderbar ist bei dieser Darstellung besonders, daß die Schuld des Pilatus und des Hohenrats gänzlich umgekehrt wird (jener allein ist Schuld an Christi Kreuzestod, diese finden keine Schuld an ihm), und daß die Lüge vom Leichendiebstahl, in der Pilatus mit hineingezogen wird, von neuem in veränderter Form wiederkehrt. Es mutet uns Notowitsch im dritten Teile seines Buches, in dem er sein Geschichtsbild von Jesus der buddhistischen Wissenschaft und der christlichen Überlieferung gegenübergestellt, viel zu, wenn er uns glauben machen will, daß das von ihm herausgegebene Nachwort eine größere Glaubwürdigkeit verdienen, als die Bibel. Ganz unmöglich machen das schon die zahlreichen Anachronismen, die ihm in seiner Unkenntnis unterlaufen. Wie kann z. B. Jesu den Tempel des Dschapganath bei Orissa besucht haben, da dieser doch erst um das Jahr 1100 nach Christus entstanden ist, von der indischen Trinitätslehre, der Trimurti, die erst um das Jahr 1400 sich ausgebildet hat, und dem Verdanta, die beide in ganz falsche Zeiten versetzt werden, gar nicht zu reden. Aber wenn solche Arbeiten — wir rechnen hierher auch die populari-

sierten Seydel'schen Forschungen von Seiten Hübbe-Schleidens (Jesus ein Buddhist? u. s. w.) — in die Hände der leichtgläubigen und phantastischen Inder geraten und mit indischer Geschicklichkeit ausgenutzt werden, so dürfte darin ein weiteres Hemmnis für die Ausbreitung des Christentums in Indien liegen.

Was wir von Notowitsch gesagt haben, gilt vollends von dem allerdings nur 19 Seiten langen Essay des Dr. Adolf **Brodbeck**: Leben und Lehre Buddhas, des indischen Heilands, 600 Jahre vor Christo, Zürich, 1893, Verlags-Magazin. Brodbeck, der übrigens auch in Chicago als Redner aufgetreten ist und der Gründer einer neuen modernen Religions-Gemeinschaft werden möchte, gibt nach den „gründlichen Forschungen von ersten Autoritäten“, die er aber nicht nennt, nach langen Ausführungen über die wahre Religion und dergl., die über ein Dritteil des ganzen Schriftchens ausmachen, einige Parallelen im Leben und in der Lehre Gautamas und Christi, um sie „ehrlichen Leuten zum Nachdenken vorzulegen“, und die Lehren und Einrichtungen der christlichen Kirche als den Buddhisten gestohlen hinzustellen. Er ist im ganzen geneigt, diesen ungeheuerlichsten, weltgeschichtlichen Betrug hauptsächlich den Juden (die überhaupt in seiner Schrift nicht gut wegkommen) in die Schuhe zu schieben, da „diese ja sogar die Gottheit zum Lügner und Betrüger machen wollen beim Auszug aus Ägypten“, und wagt es, von einem 1800 Jahre lang im Vatikan gehüteten Geheimnis vom wahren Ursprung der christlichen Religion zu sprechen, womit er sich selbst und seine Leistungen wohl genügend charakterisiert.

Dagegen vermögen wir in **Subhadra Bhikschus** „buddhistischem Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gotamo“ (VII und 83 Seiten, 4. Aufl., Braunschweig, Schwetschke & Sohn 1894), in dem in 174 Fragen und Antworten in kurzer, übersichtlicher Form ein Bild von Buddhas Leben und Lehre gegeben wird, um das christliche Abendland für den Buddhismus zu gewinnen (die Einleitung schließt mit dem Wunsche: „Und so möge denn das Licht der welterleuchtenden Wahrheit, das aus dem fernen Osten, woher ja alles Licht stammt, jetzt seine Strahlen in das westliche Abendland hinübersendet, sich siegreich ausbreiten zum Heile, zur Erlösung für jedermann“), keine Gefahr für das Christentum und die Mission zu erblicken. Mag immer Buddhas Lehre und Leben bekannt werden, es wird nichts schaden, das Evangelium und das Leben Jesu werden ihnen gegenüber allezeit hoch und herrlich bleiben.

Wie sollten aber die Buddhisten Indiens nicht irregeführt werden, wenn englische Dichter, wie Sir Edwin Arnold[1]) in einem längeren Gedichte (The light of Asia) es gethan hat, Buddha als Licht Asiens so verherrlichen und den Buddhismus, diese „Darlegung göttlicher Wahrheit“ so feiern, daß sogar Engländer und Amerikaner sich hierdurch blenden lassen? Wie sollte das leicht erregbare Selbstbewußtsein jener sich nicht steigern, wenn sie hören, daß englische Gräfinnen in stattlicher Anzahl (10) zum Buddhismus übertreten? daß englische Geistliche, wie Leadbitte, englische Damen, wie Frl. Flynn, christliche Amerikaner, wie Powell, sich in Ceylon feierlich in die Gemeinschaft

[1]) Daß Arnold es keineswegs darauf abgesehen hat, für den Buddhismus Propaganda zu machen, sondern lediglich im Ausdruck seiner Bewunderung Buddhas zu weit gegangen ist, geht schon daraus hervor, daß er nicht lange nach der Veröffentlichung des „Lichtes von Asien“ (1891) als Gegenstück zu diesem Gedichte unter dem Titel „The Light of the World“ (das Licht der Welt) ein Epos über Christus veröffentlicht hat, in welchem er sich besonders an die Buddhisten wendet (darauf lassen schon die vielen indischen Worte schließen, die er einfließen läßt), um ihnen die Superiorität des christlichen Religionsstifters gegenüber dem ihrigen nahezulegen. Aber die bedenklichen Folgen des ersten Gedichtes bleiben bestehen.

der Buddhisten aufnehmen lassen? Nach dem evangelisch-lutherischen Missions-Blatt (1890, 15 f.) hielt der Zuletztgenannte bei Gelegenheit dieser feierlichen Aufnahme, die vom buddhistischen Oberpriester unter Beistand von 11 in gelben Oberkutten gekleideten Mönchen vollzogen ward, eine Rede über seine „Bekehrung zum Buddhismus", in der er erzählte, daß er schon 40 Jahre zuvor als Kind durch das Bild Buddhas, das er in einem Buche aus seines Vaters Bibliothek gefunden, sich angezogen gefühlt habe, daß er trotz seiner streng kirchlichen Erziehung und trotz dem Wunsche seiner Eltern, die ihn für den geistlichen Stand bestimmt hatten, dem Agnostizismus verfallen und schließlich durch das Gedicht Arnolds veranlaßt worden sei, ein Buddhist zu werden.

Geradezu verderblich muß es auch wirken, wenn Männer, wie der bekannte englische Gottesleugner Bradlaugh in Indien das große Wort führen. Dieser wurde beim fünften indischen Nationalkongreß in Bombay gelegentlich der Beratung und Annahme seines Vorschlages, eine Volksvertretung in der indischen Regierung anzubahnen, als „der Löwe des Tages" durch großartige Versammlungen, Dankadressen von 37 Städten Indiens gefeiert und nach dem Kongreß durch eine aus Europäern, Halbeuropäern und Eingeborenen bestehende Deputation als Vorkämpfer des (antichristlichen) Freisinns mit einer Ansprache begrüßt, in der man u. a. sagte: „Wir haben, angefeuert durch ihr Vorbild, die Religion der Humanität angenommen, deren Glaubensbekenntnis in dem einen Satze besteht: „Die Welt ist mein Vaterland und Gutes thun ist meine Religion", in der er gebeten wurde, durch Aussendung von Predigern seiner Richtung dazu mit beizutragen, daß seine freisinnigen Anschauungen in Indien immer weiter verbreitet würden, und in der ihm versichert wurde, daß sie bereit seien, allen Aberglauben, inländischen und ausländischen, über Bord zu werfen, und daß seine Schriften, wie die anderer englischer Freigeister Tausenden von Studenten in allen Teilen Indiens bekannt seien. Daß von antichristlichen Zeitungen Indiens mit Vorliebe die Worte europäischer, namentlich auch deutscher Gelehrten angeführt werden, sei hier nur nebenbei bemerkt. — Die Kunde von solchen Übertritten und solchem Auftreten dringt auch in die entlegensten Gegenden; sogar die Missionare in den weltfremden Bergthälern des Himalaya berichten davon, wie ihnen dort bisweilen triumphierend entgegengehalten wird: „In Europa giebt es Menschen, welche das Christentum aufgeben und Buddhisten werden", und sie mit bedeutsamen Blicken gefragt werden, ob das wirklich Thatsache sei.

Überaus traurig aber ist es, daß von Europa aus auch dadurch dem Heidentum Vorschub geleistet wird, daß hier nicht nur Götzenbilder für Indien angefertigt werden — das ist ja schon seit längerer Zeit bekannt, — sondern auch bunte Farbendruckbilder, die anstößige Dinge aus der indischen Göttersage zur Darstellung bringen. Wenn am Fuße der Bilder steht: Printed in Germany (gedruckt in Deutschland), so möchte es wohl genauer heißen: gedruckt in Berlin, da von hier aus ein derartiger Handel schon etliche Jahre getrieben wird und zwar von denselben „Kunstanstalten", die ganz ebenso christliche Bilder anfertigen lassen, ein trauriger Beweis dafür, wie jüdischer und heidnischer Geschäftsgeist auch sogenannte christliche Firmen ergriffen hat.

Es möge gestattet sein, hier zum Schluß ein Beispiel von deutsch-evangelischer Gesinnungstüchtigkeit eines Reisenden zu berichten, die in einem um so schöneren Gegensatz zu den früher erwähnten Gesinnungslosigkeiten der meisten evangelischen Reisenden steht, als es ein deutscher Fürst ist, der auch in Indien von seinem Glauben Zeugnis abgelegt hat. Herzog Heinrich von Mecklenburg nämlich, der kürzlich Indien bereist hat, hat noch vor seiner Ankunft in Madras den deutschen Konsul davon in Kenntnis gesetzt, daß er den Senior der Leipziger Mission zu sprechen wünsche, und hat sich dann von dem telegraphisch von Trankebar herbeigerufenen Senior Pamperrien die Kirchen und Schulen der

evangelischen Gemeinde zeigen, sich auch von deren eingeborenen Pastor, Bakkalaureus Davasagayan Pülli, mit einer deutschen Ansprache begrüßen lassen und lebhaftes Interesse an der Entwicklung der Gemeinde zur großen Freude derselben bekundet. — Möchten doch die Europäer endlich lernen, in ihrer Bewunderung der buddhistischen Religionsformen, Gründer, Tempel, Gebräuche vorsichtiger und zurückhaltender zu werden und es verlernen, ihren Glauben in falscher Scham und Scheu oder sträflichem Leichtsinn zu verleugnen. Solches Verhalten der Europäer bringt der Mission unendlichen Schaden. (Ev.-luth. Miss.-Bl. 1890, 14 ff., 76 f. Miss.-Bl. der Brüdergem. 1891, 214. Christl. Welt 1894, 481 ff.) 1086; Deutsches Prot.-Bl. 1894, 154 f.) 180 ff.; Allg. ev.-luth. Kztg. 1895, 31 ff., 287, 885 f.; Ztsch. f. prakt. Theol. 1894, 381 f.) (Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Goßners Mission unter den Kols in Britisch-Ostindien

hat im verflossenen Jahr ihr 50 jähriges Jubiläum gefeiert. Am 2. November 1845 schlugen die vier ersten Sendboten bei Ranschi, der Hauptstadt der bengalischen Provinz Tschutia Nagpur ihr Zelt auf, und gegenwärtig besteht dort schon eine Heidenchristengemeinde aus über 40 000 Seelen. An diesen arbeiten auf 10 Stationen 23 Missionare, 19 eingeborene Pastoren, 200 Katechisten, 100 Lehrer. Die Gemeinden und einzelnen Familien sind über 1150 Dörfer verbreitet. Gewiß ein reich gesegnetes Werk; aber ein Werk harter, mühevoller Arbeit und vieler Geduld! Wie schwer war schon der Anfang! Erst nach fünf Jahren konnten die ersten Taufen gemeldet werden. Und welche Stürme sind über das Werk dahingebraust und haben es in seinen tiefsten Tiefen erschüttert, als es dann schnell wuchs und bald eine stattliche Zahl von Bekennern zählte! Der erste Schlag war der Militäraufstand 1857. Die Missionare mußten ihre Stationen verlassen, alle Gebäude wurden von den haßerfüllten Hindus und Mohammedanern geplündert. Einige Missionare kehrten entmutigt nach Europa zurück, die, welche ihren Posten wieder einnahmen, wurden von ihren Christen mit Jubel begrüßt. Und herrlich gedieh das Werk in der folgenden Zeit; aber bald schlichen sich unter den Missionaren Unregelmäßigkeiten ein, dazu kamen Zwistigkeiten, Hader und Streit. Wir sind im Jahre 1867. Die (wohl von Miss.-Insp. Plath herausgegebene) Festschrift, der wir obige Angaben entnommen haben, berichtet: „Bisher (d. h. 22 Jahre) war alles nach ‚ungeschriebenen Gesetzen‘ geordnet und geregelt worden, und ein der Mission so wohlanstehendes patriarchalisches Verfahren hatte . . . Platz gehabt“. Man erkannte aber, daß es nicht so weiter gehen könnte, und so wurde denn ein für alle Missionare verpflichtendes Organisationsstatut ausgearbeitet. Inspektor P. Ansorge nahm es mit nach Indien. Als er in Ranchi anlangte, fand er die 12 Missionare in zwei gleich starke Parteien geschieden. Jede Vermittelung war vergeblich. Die 6 älteren Missionare, welche die bisherigen Formen beibehalten wissen wollten, traten aus und, was das betrübendste ist, sie trugen die Spaltung in die Gemeinde. Sie schlugen ein großes Zelt zu Gegengottesdiensten auf und machten alle Anstrengungen, die Gemeinde für sich zu gewinnen. Aber nur eine Minderheit folgte ihnen, bald traten sie in die Dienste der halbrömischen Society for the propagation of the Gospel, die nun auch unter den Kols zu missionieren begann. Die Spaltung suchte sich die römische Kirche zu Nutzen zu machen. Und so sind sie gekommen, die alten Gegner des lutherischen wie des anglikanischen Glaubens, und sind nicht allein zu den Heiden gegangen, sondern auch zu den Christen, und haben sich jedes Mittel erlaubt, diese zum Übertritt zu bewegen.

Während der letzten 20 Jahre zeigt die Kolsmission eine größere Stetigkeit in ihrer Entwicklung; und wenn sie auch hier noch manche Krisis zu überstehen hatte, nichts hat das stetige Fortschreiten ihres Werkes hemmen können. Und so wünschen auch wir ihr an dieser Stelle weiteres gesegnetes Gedeihen. Möge auch die letzte Krisis, ihr Mangel an ausreichenden Mitteln, bald überwunden werden! H. Lehmpfuhl.

Die Thüringer Missionskonferenz

fand auch in diesem Jahre wieder, wie alljährlich, am letzten Mittwoch im Juni in dem kleinen altenburgischen Städtchen Roda statt und erfreute sich eines guten Besuches, besonders von seiten weimarischer, altenburgischer und preußischer Geistlicher; aber auch Lehrer, Landwirte und eine stattliche Anzahl Damen waren vertreten. Die Präsenzliste wies im ganzen 171 Namen auf. Hatte die vorjährige Konferenz den Zweck gehabt, die Theilnehmer einen tiefen Blick in die Missionsarbeit der Brüdergemeine thun zu lassen, so war es die Aufgabe dieser Konferenz, über die Leipziger Missionsgesellschaft und ihre Thätigkeit zu orientieren. — Nach einer biblischen Ansprache des Seminardirektors Besser aus Altenburg über die 3 letzten Verse der Epistel des vorausgegangenen 2. Trinitatissonntags (1. Joh. 3, 16—18), in der er besonders die Frage: Hast du die Heiden lieb? recht eindringlich behandelte, gab der Vorsitzende, Pfarrer Kurze aus Bornshein bei Altenburg, einen kurzen Überblick über die bisherigen 10 Thüringer Missionskonferenzen, die seit 1886 in Roda stattgehabt, wies auf die mancherlei Anregungen hin, die hier von Männern, wie Warneck, Grundemann, Zahn, Nippold u. a. ausgegangen, und auf die immer steigende Teilnahme an den Konferenzen, gab nach Vahl eine statistische Übersicht über den jetzigen Stand der Mission (im ganzen giebt es jetzt 331 Missionsgesellschaften, 5638 Missionare, 2893 unverheiratete Missionsarbeiterinnen, 4074 eingeborene Geistliche, 1091124 Kommunikanten, eine halbe Million Schüler, 2 479 521 Pfd. Sterl. = 49 590420 M. Missionseinnahme) und fordert zu eifriger Teilnahme an dem großen Werke auf.

Alsdann hielt Missionsdirektor v. Schwartz aus Leipzig einen längern, eingehenden, durchaus maßvollen und nüchternen Vortrag über „das höhere Schulwesen in Indien und das Verhältnis, in dem die Mission zu ihm steht", der so sehr den Grundsätzen unseres Vereins entsprach, daß Pfarrer Schmiedel, der übrigens von gleichen Erfahrungen aus Japan berichtete (er führte besonders die Doshisha in Kyoto und Meiji-Gakuin in Tokyo an), seiner besonderen Freude Ausdruck geben konnte. Aus dem umfangreichen und interessanten Vortrag, der in der Allgemeinen ev.-luth. K.-Ztg. 1895 S. 899 ff. im Druck erschienen ist und dessen Lektüre wir sehr empfehlen können, heben wir nur hervor, daß eine starke Strömung in den Missionsgesellschaften vorhanden ist, welche die gewaltigen Missionskräfte und Geldmittel, die alljährlich das höhere Schulwesen verschlingt, bedeutend herabmindern möchte, um sie für andere Missionsunternehmungen frei zu haben, zumal da der augenblickliche Erfolg ein sehr geringer ist. v. Schwartz erklärte sich für Beibehaltung der höheren Missionsschulen, besonders wegen der allmählichen sauerteigartigen Wirkung des Evangeliums auf die künftigen Beamten, die aus den Regierungsschulen fast nur als Skeptiker und Atheisten hervorgehen. Wenn einst die Stunde schlägt, dann werden die in den Missionsschulen gebildeten Beamten vorangehen im Bekenntnis zu Christo.

Den folgenden Vortrag hielt Missionar Päsler aus Plauen über „die Leipziger Missions-Expedition nach dem Kilimandscharo", die unter seiner Leitung in der Zeit vom 14. September bis zum 5. Oktober 1893 stattgefunden hat. Da ein großer Teil seiner Ausführungen aus dem Allgemeinen ev.-luth.

Miss.=Blatt (Abonnement jährlich 1,20 M.) und aus den „Lichtstrahlen im dunklen Erdteile“ Nr. 1—2 (Von Mombasa nach dem Kilimandscharo, 60 S., 30 Pf., Leipzig 1895, Selbstverlag der ev.=luth. Miss.) und Nr. 4 (Kwarango, die 1. Station der Leipz. ev.=luth. Miss. in Deutsch=Ostafrika, ebendaselbst, 32 S. mit einer Karte, 15 Pf.) bekannt oder leicht zugänglich ist, so können wir uns wohl ein Referat ersparen.

Zahlreiche Schriften der Leipziger Miss.=Ges. u. a. wurden verkauft und Einladungen zum Abonnement auf den jetzt eben erschienenen Grundemannschen Missionsatlas verteilt. Wohl befriedigt verließen die Mitglieder die anregende Versammlung, die wie gewöhnlich mit Gesang und Gebet eröffnet und geschlossen wurde.

Buttstädt. A. Schillbach.

Litteratur.

Kausch, H. Missionsinspektor und Missionar **F. Hahn.** 50 Bilder aus der Goßnerschen Kols=Mission mit erläuterndem Text und Karte. Zum fünfzigjährigen Jubiläum dargeboten und herausgegeben. Buchhandlung der Goßnerschen Mission. Berlin=Friedenau. (1894) 110 S. und 50 Bilder, gebunden 4 M.

Zwei Missionsjubiläen brachte uns das Jahr 1895, das 100jährige der Londoner und das 50jährige der Goßnerschen Missionsgesellschaft. Letztere hat den glücklichen Gedanken gefaßt, zum Gedächtnis an dieses Jubiläum und zugleich wohl auch, um sowohl der finanziellen Not, in der sich seit etlichen Jahren Berlin II. befindet und die zu wiederholten Hilferufen Veranlassung gegeben hat, etwas aufzuhelfen, als auch weitere Kreise für ihr Missionswerk zu interessieren und zu erwärmen, ein Missions=Bilderbuch in größerem Stile herauszugeben, an dessen Hand man einen trefflichen Überblick über den gesamten Missionsbetrieb der Gesellschaft gewinnt, der in der That wohlgeeignet erscheint, Interesse und Sympathien zu erwecken. Ein gelungeneres Missions=Bilderbuch, das sich noch dazu durch Wohlfeilheit auszeichnet, ist dem Unterzeichneten nicht bekannt geworden. Die Auswahl der meist trefflich gelungenen und deutlichen Bilder, sowie die Anordnung des Ganzen ist gut. Die 1. Abteilung berichtet in 2 Bildern von der Mission daheim, die 2. in 8 Bildern von den heidnischen Kols und ihrem Lande, die 3. in 40 Bildern von der Missionsarbeit unter den Kols und zwar A. von der Arbeit unter den Heiden, B. von der Arbeit in der Gemeinde, C. von den Ausbildungs=Anstalten, D. von den eingeborenen Helfern, E. von der dienenden Liebe, F. von der Ruhe nach der Arbeit. Die beiden ersten Bilder bringen die bekannte Darstellung des „Vaters Goßner“ und eine getreue Abbildung des neuen Missionshauses in Berlin=Friedenau mit Beschreibung. Geleitet von Bildern, die einen Flußübergang, Kols auf der Dreschtenne, heidnische Frauen im Dorfe, tanzende Kols, den bará=Lál und die sozialen Bedrücker, den Raja von Udaipûr darstellen, gewinnt man dann einen Einblick in die Flora und Fauna, die Schönheiten und Gefahren, die Bebauung und Kultur des Landes, die Wohnung und Kleidung, die Gewohnheiten und Arbeiten, Festlichkeiten und Schmuckgegenstände, sowie die Not und die Bedrücker des Volkes. Im folgenden werden uns zumeist Bilder von Missionsanstalten, Kirchen und Kapellen, Schulen und Seminarien, Asylen und Krankenhäusern geboten, vor denen bekannte und unbekannte Personen stehen, sitzen, liegen, dazwischen Bilder aus dem Reise= und Zeltleben, von Bazarpredigten und Reisegottesdiensten unter

Bäumen und auf Dorfstraßen, Darstellungen von heidnischen Sprachlehrern und christlichen Bauern, von Schülern (Mädchen und Knaben) und Seminaristen, von einzelnen Lehrern und Pastoren, Gemeindeältesten und Katechisten. Durch die Beschreibung einzelner Personen, die besonders hervorgehoben werden und deren Lebensgeschichte man in großen Zügen erfährt, gewinnt die Darstellung ungemein an Anschaulichkeit, und wird das Interesse lebhaft erweckt. Den Schluß bildet der Friedhof von Ranchi, der Hauptstation der Goßner'schen Mission, der mit seinen Kreuzen und Grabsteinen einen durchaus christlichen Eindruck macht und manche traurige Kunde bringt von der Treue junger und älterer Missionare, die ihr Leben draußen für ihren Heiland gelassen, von englischen Beamten und Soldaten, aber auch von eingebornen Christen. Beigegeben ist dem Album eine Karte, ein Geschenk des bekannten Missionsgeographen Dr. Grundemann, entnommen dem im Verlage der Calwer Vereinsbuchhandlung (Dr. Gundert) in Stuttgart erscheinenden „Neuen Missions-Atlas" desselben, welches Werk auch wir angelegentlich empfehlen. Es ist schade, daß die Namen des Textes und der Bilder mit denen der Karte bisweilen nicht übereinstimmen: Abgesehen von den gelegentlich der Inhaltsangabe angeführten Unterschieden (ch des Textes = tsch der Karte, j des Textes = dsch der Karte, wie Ranchi = Rantschi, Chainpur = Tschainpur) finden sich folgende Differenzen: S. 13 Subarnrakha gegen Subarnrikha der Karte, S. 35 Chakrdharpur gegen Tschakradharpur, S. 52 b, 57, 73 Chaibassa gegen Tschaibasa, S. 55 und sonst Goßmrpur gegen den alleinigen Namen Govinpur, S. 61 Raophunathpur gegen Ragonathpur. Auch sonst bleibt die Orthographie sich nicht immer gleich. So wird auf Bild 9 Bara-Lal, auf S. 29 dagegen bará Lál geschrieben, auf Bild 16 Pandit, S. 41 Pándit, auf Bild 10 Udaipur, S. 27 Udaypur, S. 59 und 60 steht Tarkama wiederholt für Tákama, S. 28 Commissionärs für Commissionars. Bisweilen könnte die Lage der genannten Ortschaften genauer angegeben sein, damit das Auffinden derselben auf der Karte leichter vor sich gehen kann. Referent hat z. B. trotz allen Suchens Chati nicht finden können. Bequemer wäre es auch, wenn die Bilder so angebracht wären, daß man nicht gezwungen ist, ein oder zwei Blätter umzuwenden, um bezeichnete Personen zu suchen. Doch das sind nur kleine, sehr nebensächliche Ausstellungen, die bei einer etwaigen späteren Auflage des Albums mit Leichtigkeit gehoben werden können. — Aber nicht nur in den angeführten Gegenständen wird man orientiert, nebenbei gewinnt man auch einen Einblick in allerlei andere Dinge, z. B. in die ja auch von andern Missionsgebieten her bekannte wenig noble Missionsmethode der anglikanischen Ausbreituugsgesellschaft, die mit bewußter Verletzung der Missionary comity sich in die Arbeitsfelder anderer evangelischer Missionsgesellschaften eindrängt (S. 54), in die Leichtfertigkeit und Hinfälligkeit der römischen Mission des berühmten Pater Lingens, der im Vorbeireiten vom Pferde herab mit einem Fläschchen viele einst getauft hat (494), in das planmäßige Vordringen der Jesuiten auch in das Goßnersche Missionsgebiet, das sie mit ihren großen Geldmitteln, ihrem bedeutenden Arbeiterpersonal und ihren Köder- und Bestechungs-Praktiken oft erfolgreich ins Werk setzen (58, 62), die mancherlei Geschenke an die Mission durch König Friedrich Wilhelm IV. (58) und andere (59), in die von wilden Tieren drohenden Gefahren (60), in das Treiben wunderlicher Heiligen (62), in die innere Ausstattung der indischen Kirchen sonst und jetzt (65), den Predigtinhalt (66 f.), Gesänge (68), Feste und Opfer (68), gewiß ein recht mannigfaltiger Inhalt mit vielen Anregungen! Möchte das Buch recht viele und fleißige Leser finden und der Goßnerschen Mission neue und treue Freunde erwecken! Sie bedarf ihrer und ist sie wert. Auf dem Friedhofe zu Ranchi befindet sich noch ein heidnischer Götzentempel, aber

dieser Tempel ist zu einer christlichen Grabkapelle geworden, und sein Dach schmückt das Kreuz Christi (108). Mögen immer mehr Arbeiter hinausgehen in das Land der Kols, damit die große Ernte, die dort winkt, auch glücklich eingebracht und geborgen werde, auf daß das Kreuz Christi unbestritten siegreich sich erhebt auf den Trümmern des dahingesunkenen Heidentums auch in jenem Lande!

Buttstädt. A. Schillbach.

Fries, W., Dr., Direktor der Franckeschen Stiftungen, Geschichten und Bilder aus der Mission. Unter Mitwirkung von Dr. Warneck. H. 13. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1895. 32 S. Preis 25 Pf.

Die alljährlich in Einem Hefte erscheinenden „Geschichten und Bilder aus der Mission" bedürfen keiner weiteren Empfehlung. Sie haben ihren festen Abnehmerkreis und gewinnen immer neue Freunde. Das soeben erschienene 13. Heft enthält wie gewöhnlich ein kurzes Geleitswort von Warneck, dem das von P. Graßmann-Sanzkow verfaßte Lebensbild einer „Heldin unter den Missionsfrauen": Christine Coillard von der evangel. Missionsgesellschaft von Paris, die ihrem Ehemann auf seinen beschwerlichen Missionswegen in Südafrika gefolgt und bei ihm treu ausgehalten, bis sie, geistig und körperlich den Anstrengungen nicht gewachsen, selig heimging (1891). Schließlich finden wir eine Schilderung der „Gefahren und Siege der Mission auf den Neuhebriden" aus der Feder des Pastors Strümpfel, in welcher dieser die Thätigkeit des Missionars, jetzigen Präsidenten der Presbyterianerkirche von Viktoria in Australien John Paton auf Tanna und Aniva beschreibt. Beides ist interessant geschrieben und liest sich gut. Wir empfehlen auch dieses Heft, welches auch einen Holzschnitt (Rast in Leschane) und ein eingedrucktes Bild (Häuptling in Tanna) enthält, besonders zum Vertrieb in der Gemeinde und auf den Missionsfesten. Wann aber wird wohl endlich das Versprechen des Neudrucks der ersten Hefte, auf dessen Erfüllung wir nun schon so manches Jahr gewartet haben, eingelöst werden?

Buttstädt. A. Schillbach.

Kurze, G. Wie die Kannibalen von Tongoa Christen wurden. Ein Blatt aus der Missionsgeschichte der Neuhebriden. Leipzig, Akademische Buchhandlung 1894. 111 S. 1 M.

Das ist das erste größere Buch, mit dem der als Missionsschriftsteller schon lange rühmlichst bekannte Gründer und Leiter der „Thüringer Missionskonferenz" in Roda, S.-A. an die Öffentlichkeit tritt. Mir hat die Lektüre von Anfang bis zu Ende Freude bereitet; das mag seinen Grund haben in der Frische der berichteten Thatsachen und in der Unmittelbarkeit der Quellen. Berichtet doch Verfasser „nach den eigenhändigen Aufzeichnungen des Missionars O. Michelsen". Der Inhalt des Buches ist ein hochinteressanter Ausschnitt aus der neuesten Missionsgeschichte, der darum so ansprechend ist, weil das schwierige Werk der Bekehrung der Kannibalen auf Tongoa von demselben Manne angefangen und mit Gottes Gnade glücklich zu Ende geführt worden ist. Die Erzählung schließt sich natürlich an die Fortschritte des Missionswerks an, aber doch zwanglos; hie und da findet sie einen Ruhepunkt, von dem Land und Leute betrachtet werden. Die Sprache ist schlicht, ohne Phrase gehaltvoll. An die breiten Schichten des Volkes herangebracht, wird das Buch sich viele Freunde erwerben.

Neustadt a. Orla. Diak. Wünscher.

Warneck, Dr. G., Missionsstunden. 1. Band: Die Mission im Lichte der Bibel. 4. verm. Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. Preis 4 M. 20 Pf. 350 S.

Bereits im 1. Jahrg. unserer Z. M. R. (1886, S. 170 ff.) haben wir die wertvollen Beiträge Dr. G. Warnecks in seinen „Missionsstunden" zur Missionskenntnis und zum Missionsverständnis gewürdigt und auf sie als eine fast unerschöpfliche Fundgrube brauchbarsten Missionsmaterials hingewiesen. Nunmehr liegt der 1. Band dieser Missionsstunden, der „die Mission im Lichte der Bibel" behandelt, bereits in 4. Auflage vor. Dr. Warneck hat gerade an diesem Band wenig geändert, obwohl er seit seinem ersten Erscheinen 17 Jahre älter geworden ist und in dieser Zeit „an Missionskenntnis und -Verständnis manches hinzugelernt hat". „Aber der biblische Grund, auf dem ich stehe", so fährt Dr. Warneck fort, „ist derselbe geblieben und auch an der Form, welche diese missionsbiblischen Betrachtungen ursprünglich getragen haben, habe ich nichts ändern wollen, weil ich fürchtete, ihrem einheitlichen Geist und vielleicht auch ihrer jugendlichen Frische dadurch Eintrag zu thun." Dr. Warneck entwickelt in diesem Bande die Missionsgedanken der Bibel, deren unverbrüchliche Autorität ihm zunächst als eine von außen gegebene erscheint, von ihm aber auch innerlich erfaßt und begründet wird. Überall stellt er die Mission in den Zusammenhang der Heilsgeschichte und der Heilslehre hinein, — es fehlt auch in diesem 1. Bande nicht an religionsgeschichtlichen Erörterungen über die Notwendigkeit und Berechtigung der christlichen Mission, so namentlich in der neu eingefügten Barmer Festpredigt aus dem Jahre 1892 über Röm. 1, 14—17: „Die Rechtfertigung durch den Glauben und die Mission". Weniger bedeutend sind die neu aufgenommenen Betrachtungen über das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus und die Überschrift über dem Kreuz, in denen ein tieferes Eingehen auf die sich in Überfülle darbietenden Missionsgedanken des Textes vermißt wird. Die statistischen Angaben sind bis auf die Gegenwart fortgeführt. W. zählt etwa 4000 evangelische Missionare, 3 Mill. Heidenchristen, 3 Mill. Mark Missionsbeiträge aus Deutschland und der Schweiz, 36 Mill. Mark aus England und Amerika. „Noch immer nimmt die Mission die Stellung eines kirchlichen Almosens ein". Die Kaiserswerther Anstalten allein hatten eine Jahreseinnahme von etwa 8 Millionen Mark. Auch die illustrierenden geschichtlichen Mitteilungen sind berichtigt und ergänzt. Die Bemerkung über die Unfruchtbarkeit der Vertreter der sog. „freien Theologie" auf dem Missionsgebiete, die sich noch in der 2. Aufl. auf S. 189 befand, ist wohl infolge der Äußerung unseres Rezensenten in Z. M. R. 1886, S. 171 schon in der 3. Aufl. gestrichen, und wir nehmen gern die Gelegenheit wahr, zu bekennen, daß wir uns bei der Missionsarbeit eins wissen mit Dr. Warneck und allen anderen Missionsfreunden im Gehorsam gegen den Befehl unseres Herrn und Meisters. Aus der Seele ist auch uns das treffliche Wort Warnecks gesprochen (S. 240): „Es ist ein großer Unterschied, ob ich sage: Jesus Christus ist ein Herr oder er ist mein Herr. Dieser eine kleine Buchstabe m bewirkt eine große Veränderung; er weiß, daß das Wort Jesu in mir eine Triebkraft zum Gehorsam wird und zwar zum willigen, fröhlichen Gehorsam". Th. Arndt.

Grundemann, Dr. R., Neuer Missionsatlas mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Missionen. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1896. Preis 8 Mark.

Dieser „Neue Missionsatlas" des bewährten Missionskartographen Dr. R. Grundemann ist ein wahres Meisterstück, was Genauigkeit, Übersicht

und Vollständigkeit des Missionsmaterials anbetrifft. Auf 35 Karten, darunter mehrere doppelseitig, in Groß-Quartformat ist ein abgerundetes Bild von der gegenwärtigen Ausdehnung der Mission gegeben. Den Übersichtskarten der Erdteile sind Spezialkarten beigegeben, so orientieren z. B. über die Mission in Afrika 10 Karten, die durch übersichtliche, klare Zeichnung und Bearbeitung des neuesten geographischen Materials volle Anerkennung finden werden. Dieses neueste kartographische Werk Dr. Grundemanns hält die Mitte zwischen dem großen Missionsatlas von 72 Blättern (1867—70) und dem kleinen Missionsatlas (2. Aufl. 1886), der mit seinen 12 Karten nur ein dürftiges Hilfsmittel bei den Missionsstudien bot. Grundemann schildert im Vorworte die ungeheueren Schwierigkeiten und Kosten, die die Herstellung eines neuen Kartenwerkes nach dem Plane des großen Missionsatlasses verursachen würde, und wie bisher auch alle Pläne, einen ähnlichen Atlas in englischer Sprache herauszugeben, gescheitert sind. — Die einzelnen Missionsstationen hat Grundemann auf seinen Karten durch die Signaturen der Missionsgesellschaften kenntlich gemacht. Unserem Missionsvereine hat er die Signatur A E P gegeben; wir müssen uns diese, obgleich sie nur verkürzt unseren Namen wiedergiebt, wohl gefallen lassen. In der Regel sind nur die Hauptstationen verzeichnet, so fehlt z. B. unsere 2. japanische Station in Osaka. Als Hilfsmittel beim Gebrauch des Atlasses empfiehlt Grundemann das Werk Dr. H. Gunderts, „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten". Wir können nur wünschen, daß Grundemanns tüchtige Arbeit allgemeinste Beachtung findet, und daß sein Atlas fleißig zum Missionsstudium benutzt wird. Th. Arndt.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

F. H. Krüger, Missionar A. Mabille (A. M. Z. 95, 10)[1]. E. Paul, Aus dem Leben einer Jubilarin (Londoner Missionsgesellschaft) (ebenda, 11). E. Wallroth, Geographische Rundschau (ebenda). J. Haller, Missionslehrkurse, ein neues Mittel zur Verbreitung und Belebung des Missionsinteresses (B. M. M. 95, 11). H. Christ, Über die Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangelischen Heidenmission (ebenda, 12). Jahresfest der Rheinischen Miss.-Gesellsch. (Rhein. Miss. 95, 10). Jahresbericht der deutschen Kolonialgesellschaft. Die Londoner Missionsgesellschaft am Ende ihres 1. Jahrhdts. (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 11). J. Smith u. L. Barton, Annual Survey of the work of the American Board 1894/95 (The Miss. Her. 95, 11). Hole, The History of the Church Missionary Society (Church Miss. Int. 95, 10). D. L. Leonhard, Diversity of operations in the mission field (Miss. Rev. of the World 95, 10). J. M. Gray, Criticisms on the Christian Endeavor Convention (ebenda). W. G. Puddefoot, The importance of frontiers (ebenda, 11). A. C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. •39, 2). Inlandsche Evangelie-predikers (Maandber. v. Nederl. Zendelingg 95, 10). J. Vahl, Kristendom og Hedenskap (Nordisk M. T. 95, 3). J. Flood, Den evangeliske Mission (ebenda).

---

[1]) Die Allgemeine Missions-Zeitschrift, herausgegeb. von D. Warneck, erscheint vom 1. Jan. d. J. ab im Verlage von Martin Warneck, Inh. d. Rotherschen Buchhandlung, Berlin W., Linkstr. 4. Indem wir alle unsere Freunde, die die anerkannt treffliche Zeitschrift lesen, hiervon in Kenntnis setzen, wünschen wir derselben auch in ihrem neuen Verlage bestes Gedeihen. Anmerkg. d. Red.

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

G. Kurze, Amerika, Missionsrundschau (A. M. Z. 95, 10). Labrador (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 10 u. 11). Moskitoküste (ebenda, 12). Süd-Amerika (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 12). Richter, Der Untergang des Moskito-Staates (D. evang. Miss. 95, 12). D. G. Armstrong, Brazil through an evangelist's eye (Miss. Rev. of the World 95, 11). O. E. Boyd, Rev. Sheldon Jackson, pioneer missionary to Alaska (ebenda 11). E. J. Peck, The mission of the Eskimo of Cumberland Sound (Church Miss.-Int. 95, 12). General Survey (The Americ. Miss. 95, 11). C. J. Ryder, The Americ. Miss. Association among our Americ. highlanders (ebenda, 12).

B. Afrika.

Fr. Autenrieth, Im Nordosten von Kamerun (B. M. M. 95, 11 u. 12). A. Merensky, Hohenfriedberg, eine Missionsstation unter den Waschamba in Deutsch-Ostafrika (Miss.-Freund 95, 9). Südafrika-Ost (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 12). Geisterglaube (Ostafr. M. N. 95, 11). H. C. Penzhorn, Aus der Betschuanen-Mission (Hermannsb. Miss.-Bl. 95, 10). West-Afrika (Norbd. Miss.-Bl. 95, 10). Mission oder Islam? (D. Kol. Z. 95, 45 u. 50). La mission dans l'Erythreé (Rev. d. miss. contemp. 95, 11). A. T. Pierson, Miracles of missions. XXIV. The Romance of the Hova Bible. (Miss. Rev. of the World 95, 10). J. Johnston, The latest blow to the african slave power (ebenda). H. W. Hogg, Educational work in Egypt (ebenda, 12). T. A. Gurney, Fifty year's progress in East Africa (Church Miss. Int. 95, 12). J. Vahl, Missionen i Mashonaland (Nordisk M. T. 95, 3).

C. Asien.

F. Hartmann, Charakterzüge der Chinesen (A. M. Z. 95, 10). Gareis, Korea (ebenda, 11 u. 12; Miss. Freund 95, 10). Tibet ein verschlossenes Land (B. M. M. 95, 10—12). M. Schaub, Der Ursprung der bedeutendsten Umwälzung in Alt-China (ebenda). Unruhen in der chinesischen Provinz Kanton (ebenda). Die Zerstörung der Basler Missionsstation Moilim in China (ebenda, 12). Sumatra (Rhein. Miss. 95, 11 u. 12). Knak, Unsere Missionare in China (Berl. M. B. 95, 21 u. 22). Müller, Zum 50 jähr. Jubiläum der Goßnerschen Mission (Miss-Freund 95, 11). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 10 u. 11). Bericht über die Arbeit der Indischen Mission i. J. 1894 (Hermannsb. Miss.-Bl. 95, 9—11). Die chinesischen Greuel (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 10). O. Hering, Das Land der aufgehenden Sonne (D. evang. Miss. 95, 10). Derselbe, Bei den Buddhisten Japans (ebenda, 12). Nottrott, Zum 50jährigen Jubiläum der Kols-Mission (ebenda, 10). Richter, Pastor Fabers Mohammedaner-Mission (ebenda, 11). F. Hahn, Die Wandelungen im Volke der Kols nach 50jähriger Missions-Arbeit (Biene a. d. Missionsf. 95, 11 u. 12). Deutschlands Stellung in Ostasien (D. Kol. Z. 95, 39). Pillages et massacres en Chine (Rev. d. Miss. contemp. 95, 10). La Mission à Formose (ebenda, 11). Cole, Rev. Simeon Tavitian, apostle of the evangelical Armenians in Kurdistan (The Miss. Her. 95, 10). Woodin, The vegetarian Sect and recent massacres in China (ebenda). Tyler, Religion of the Kaffir race (ebenda). The Anti-foreign riots in China (ebenda, 11). H. Blodget, After the war with Japan, what? (ebenda, 12). The massacre of Ku-cheng Missionaries (Church Miss. Int. 95, 10). W. G. Peel, The development of the missionary spirit in Indian christians (ebenda, 11). The diocese of Kiu-shiu, southern Japan (ebenda). China: Vindication of treaty

rights: I. The British ultimatum regarding the St.-Chuen riots, II. Official inquiry into the Kucheng massacre, III. Troubles in Hog-Chiang (ebenda). F. T. Haig, The rise and progress of modern christian missions in Arabia (Miss. Rev. of the World 95, 10). S. G. Wilson, The Jews in Persia (ebenda 10 u. 11). W. A. Shedd, Relation of the protestant missionary effort to the Nestorian church (ebenda). S. A. Moffat, The work of the spirit in North Korea (ebenda, 11). A. T. Pierson, John Livingston, the modern apostle of China (ebenda, 12). H. H. Jessup, The Jews in Palestine and Syria (ebenda). H. W. Woods, The recent riots in China and their causes (ebenda). W. O. Elterich, Medical missionary work in Southern Shantung (Church at home and abr. 95, 11). Java, Môdjô-warnô; Kediri (Maandber. v. Nederl. Zendelingg. 95, 11). Een feestzondag te Môdjô-warnô (ebenda, 12).

D. Südsee.

G. Kurze, Australien und Ozeanien (A. M. Z. 95, 11 u. 12). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 12). A. T. Pierson, Miracles of missions. XXV. — What John Williams saw in the South Seas (Miss. Rev. of the world 95, 11).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Stations- und Arbeitsbericht über die Zeit vom Juni bis November 1895.

Dr. Christlieb schreibt uns:

I. Theologische Schule.

Durch Munzingers Abreise veranlaßt hielten wir diesmal das Semesterexamen und das historisch-philosophische erste Hauptexamen in der Weise ab, daß Munzinger in seinen Fächern im Anfang Juni vor den Ferien und ich in den meinigen im Anfang September nach den Ferien prüften. Im Semesterexamen waren die Fragen für die schriftlichen Aufgaben folgende:

Munzinger:	I. N. T. Einleitung:	1. Der Jakobusbrief. 2. Verhältnis der Apostelgeschichte zu den paulin. Briefen.
"	II. N. T. Exegese:	Exegese v. 1. Cor. 15, 44—49 (griech. Text).
Christlieb:	III. Geschichte der Philosophie:	Einteilung und Inhalt der Kritik der reinen Vernunft.
"	IV. A. T.:	Die Litteratur und Theologie des Exils.

Das erste Hauptexamen wurde von 4 Schülern gemacht, von denen Miroi und Aoki 4 Semester in unserer, Kikuchi 3 in unserer und 4 in der universalistischen Theologischen Schule studiert haben. Komai ist erst 3 Semester da, wurde aber immer zusammen mit den andern unterrichtet und ist 4 Jahre älter als die andern. Außerdem hat der Erfolg gezeigt, daß wir Recht hatten, ihn das Examen schon jetzt machen zu lassen; denn er erhielt die beste Note. Die schriftlichen Aufgaben waren außer griechischen und deutschen Übersetzungen folgende:

I. Kirchengeschichte (zus. mit Dogmengeschichte):	1. Entwicklung der Lehre von der Person Christi. 2. Zwingli. 3. Ursprung des Methodismus.

II. Altes Testament: Der Einfluß der großen Männer Israels auf die Entwicklung und Ausbildung der A. Tl. Religion.

III. Geschichte der Philosophie: Die erkenntnistheoretischen Richtungen in der Philosophie seit der Renaissance.

Das neue Semester begann am 10. September, nachdem ich aus Nikko zurückgekehrt war. Dort hatte ich mich auf die neuen Fächer vorbereitet, die ich dieses Semester zu geben habe. Die Schule hat 6 ordentliche Schüler und einen Zuhörer; seit kurzer Zeit habe ich noch einen weiteren Zuhörer in der Geschichte der Philosophie allein. Ich lese für beide Kurse zusammen Geschichte der neuesten Philosophie, für den Oberkurs allein: Allgemeine Dogmatik und jüdische Religionsgeschichte. Für den neueingetretenen Schüler Isawa und den Zuhörer gebe ich Altes Testament (Gesch. Israels, A. T. Einleitung und A. T. Theologie), ersten Teil; für den wegen Militärverhältnisse zwei Monate abwesend gewesenen Minagawa: Geschichte der neueren Philosophie (Aufklärung und Kant). Diese Vorlesung wird von ihm ins Japanische übersetzt für Shinri, in welchem bis Dezember die Geschichte der Philosophie von den Anfängen bis zu Spinoza erschienen ist (in 12 Abschnitten). Ebenso wird der Teil meiner Vorlesung, der von Veda handelt, übersetzt.

Da wir nun alle auf einem Platze zusammen wohnen, haben wir die Schulandacht erweitert. Wir halten sie jetzt oben im Saale, es wird ein Lied aus dem Gesangbuch zu Anfang und zum Schluß gesungen, ein Abschnitt aus der Bibel verlesen und ein Gebet gesprochen. Montags leitet Schiller, Mittwochs Minami und Freitags ich, an den übrigen Tagen einer der Schüler die Andacht, für welche die Bibelabschnitte von Schiller bestimmt werden. Da meine Frau regelmäßig daran teilnimmt und Frl. Inasawa die Harmoniumbegleitung spielt, so versammelt diese Andacht uns alle regelmäßig zu gemeinsamem Gebet.

II. Sonstige Stationsarbeit.

Die Deutsche Schule hat einen recht guten und regelmäßigen Besuch seit den Ferien gefunden, 41 Schüler sind neu eingetreten. Außer uns beiden unterrichtet wieder Herr Krug und Herr Bolljahn, der letztere in dankenswerter Weise wieder unentgeltlich, außerdem 3 japanische Lehrer. Ich habe mit meinen Schülern (in 2 Wochenstunden) Minna von Barnhelm beendigt und lese jetzt auf ihren Wunsch mit ihnen Wallenstein. Die Gottesdienste in der Deutschen Gemeinde wurden vom 15. September an wieder regelmäßig aufgenommen, ebenso der Religionsunterricht an deutsche Kinder.

Im Oktober habe ich einer Aufforderung der philosophischen Gesellschaft zu Folge vor derselben einen Vortrag gehalten über „Das Verhältnis des Christentums zur Philosophie in den ersten drei Jahrhunderten", und werde im Sol Oriens einen halten über „Goethes Religion".

Wir können in gegenwärtiger Zeit nicht erwarten, große Erfolge zu erleben, und müssen zufrieden sein, wenn es uns gelingt, wenigstens den Samen der Wahrheit auszusäen. Der, in dessen Dienst wir mit unsern schwachen Kräften arbeiten, wird es an seinem Segen nicht fehlen lassen; in diesem Vertrauen gehen wir auch ins neue Jahr hinüber.

Pfarrer Schiller's Bericht über das IV. Quartal 1895.

Nachdem ich von Anfang Juni bis Ende September in Shiobara gewohnt hatte, wo ich vorwiegend mit dem Studium der japanischen Umgangssprache beschäftigt war, trat ich Ende September in die Missionsarbeit in Tokyo ein.

Meine Hauptarbeit ist die Beteiligung am Unterrichte in der Theol. Schule, in der ich wöchentlich 18 Stunden erteile. Der unteren Abteilung allein gebe ich

4 Stunden Logik, 3 Stunden Griechisch und 2 Stunden Deutsch; der oberen Abteilung allein 4 Stunden Exegese des Matthäusevangeliums auf Grund des griechischen Textes und 2 Stunden Deutsch; beiden Abteilungen zusammen 2 Stunden praktische Exegese des Matthäusevangeliums zur Vorbereitung auf die Praxis des künftigen Berufes in Predigt, Bibelstunde, Seelsorge und 1 Stunde Vorbereitung auf den Kindergottesdienst (Vorbereitung und Kindergottesdienst zusammen stellen eine Art katechetisches Seminar dar).

Der Kindergottesdienst, den ich anfangs des Wintersemesters mit den Studenten unserer Theologischen Schule und Frl. Inasawa übernahm, ist auf den Wunsch des Pastors Minami hin aus der Hongokirche in den Saal unserer Theologischen Schule verlegt worden. Herr Minami beabsichtigt nämlich, zusammen mit seiner Frau, mit Herrn Fujimoto und Herrn Ogawa oder auch nötigenfalls noch anderen Helfern, in Hongo eine zweite Sonntagsschule zu beginnen. Da die Kinder unserer bestehenden Sonntagsschule fast sämtlich Glieder unserer Armenschule sind, für die schon ohnehin unser Grundstück mit der Armenschule central gelegen ist, so kann die Frequenz der Sonntagsschule durch die jetzige günstigere Lage nur wachsen.

In unserer Deutschen Schule in Iidonosaka gebe ich wöchentlich zwei Stunden: eine Stunde Konversation in der Mittelklasse und eine Stunde Erklärung Schillerscher Gedichte in der Oberklasse. Die Deutsche Schule suche ich für unsere Mission fruchtbar zu machen durch Abhaltung einer zweistündigen Bibelerklärung in deutscher Sprache. Wir lesen das Markusevangelium und ergänzen das Leben Jesu nach Matthäus und Lukas. 18 Teilnehmer haben sich bis jetzt beteiligt, meist Studenten der Universität und des Gymnasiums. Trotzdem Samstag Nachmittag ihr einziger freier Nachmittag während der Woche ist, an dem vielerlei Abhaltung vorliegt, war doch der regelmäßige Besuch dieser Bibelstunden recht stark. Hoffentlich giebt Gott seinen Segen dazu, daß aus dieser Zahl strebsamer junger Leute einige durchs Wort der Bibel festgehalten und fürs Evangelium gewonnen werden.

Durch die Bemühungen eines eifrigen Mitgliedes unserer Hongogemeinde, des Studenten der Handelsschule Kawai, konnte ich zunächst mit 6 Studenten der Handelsschule regelmäßigen Unterricht im Christentum in englischer Sprache beginnen. Es finden jeden Samstag zwei Stunden statt. Die Teilnehmer sind zunächst keine Taufbewerber, aber sie sind willig, das Christentum kennen zu lernen und sollen ernste, strebsame Leute sein. Möchte es mir gelingen, ihre Herzen zu erwärmen für die Fülle des Heils, die in Christo Jesu, unserm Herrn, beschlossen liegt!

Die Thätigkeit in Yotsuya hatte den Sommer hindurch vollständig geruht. Durch die Bemühungen unserer beiden, dort wohnenden Schüler Hiroi und Aoki ist aber auch dort jetzt wieder eine kleine Anzahl von Leuten zusammengebracht worden, welche willig sind, das Christentum kennen zu lernen. Ich habe letzten Sonntag dort die Arbeit selbst begonnen und halte zunächst Vorträge über das Christentum mit geringer gottesdienstlicher Umrahmung. Als Dolmetscher fungieren zunächst Hiroi und Aoki, vielleicht gelegentlich auch die anderen Schüler. Allmählich hoffe ich dort zu regelmäßigen Sonntagsgottesdiensten zu kommen. Bis dahin wird aber von dem geringen Anfang an noch ein weiter Weg sein. Die Dolmetscherarbeit ist zugleich eine Übung in religiösem Vortrag für unsere Studenten.

Bei allen diesen Arbeiten und überhaupt während meines ganzen bisherigen Aufenthaltes in Japan ist mir ein besonders feindseliges oder zurückhaltendes Benehmen der Japaner gegen mich als Fremden oder Deutschen in keiner Weise entgegengetreten. Herr Pred. Minami und besonders Herr Maruyama haben mir versichert, daß der Einfluß eines auswärtigen Missionars immer noch verhältnismäßig groß sei im Vergleich zu dem eingeborenen Prediger. Durch zahlreiche Besuche mit missionarischer Zweckabsicht suche ich darum ebenfalls für die Ausbreitung des Christentums zu arbeiten. In meiner Wohnung versammeln sich jeden Sonntag Abend einige Studenten, um sich mit mir zu besprechen. Bisher sind es nur wenige; aber ich hoffe, daß diese ständige Einrichtung allmählich größeren Zuspruch erfährt.

An der Arbeit für Shinri habe ich mich ebenfalls beteiligt. In der Hongogemeinde und der deutschen Gemeinde predige ich gelegentlich zur Aushilfe. Das Studium der japanischen Umgangssprache treibe ich weiter.

Sehe ich auf die bisherige Arbeit in Japan zurück, so sind es allerdings nur schwache und geringe Anfänge. Aber es ist doch auch schon hier durch mich manches Samenkorn ausgestreut auf den mancherlei Acker der Menschenherzen. Gott gebe, daß es nicht ganz vergeblich geschehen sei, daß das, was gesäet wird in Schwachheit, auferstehe in Kraft! Ich selbst aber bin voll Dankes, daß mir Gott gegeben hat diese Gnade, unter den Heiden zu verkündigen den unausforschlichen Reichtum Christi.

Der Bazar in Tokyo,

für den in der Heimat so fleißig gearbeitet und gesammelt worden war, daß 7 große Kisten wertvoller Gaben durch Pastor Burggraf in Bremen abgesandt werden konnten, hat am 16. und 17. Oktober d. J. im Saale unserer Theologischen Schule unter Leitung unserer Missionare, namentlich der unermüdlich thätigen Frau Pf. Dr. Christlieb stattgefunden. Nach den neuesten Nachrichten, die eingelaufen sind, beläuft sich die Einnahme auf die kaum erwartete Summe von circa 1800 Mk. Das Geld wird z. T. für eine Erweiterung der Armenschule, die sich so großen Zuspruches erfreut, verwendet werden. Allen freundlichen Gebern und Geberinnen aber sagen wir auch an dieser Stelle unseren herzlichen Dank.

Shinri.

Dezember 1894. (Nr. 61) H. Minami, Am Scheideweg. — Dr. M. Christlieb, Der behauptete Aufenthalt Christi in Indien. — J. Bolljahn, Beitrag des Erziehungssystems zu den japanischen Siegen. — M. Maruyama, Liebes-Werke und -Einrichtungen in Deutschland und England (Schluß). — E. Munzinger, Paulus und Jesus. I. Notwendigkeit, Wichtigkeit und Recht dieses Problems.

März 1895. (Nr. 62) M. Maruyama, Zwei wichtige christliche Fragen. — Dr. M. Christlieb, Die kosmologische Periode der griechischen Philosophie. — S. Fujita, Die Religion in Korea. — E. Munzinger, Jesus und Paulus. II. — M. Maruyama, Anfang der Christologie. I. — S. Fujita, Die europäischen Elemente im japanischen Sprachschatz. — S. Akashi, Über eine Thatsache in Herrn Yokois neuem Buch. — Schmiedel-Maruyama, Eine kurze Skizze von Ritschls Leben und Theologie.

April 1895. (Nr. 63) M. Maruyama, Stephanus und seine Gegner. Eine Betrachtung über Akt. 6 und 7. — E. Munzinger, Jesus und Paulus. III. S. Akashi, Herder: Sein Leben und seine Gedanken. I. — S. Fujita, Apokryphische Evangelien. — Dr. M. Christlieb, Die anthropologische Periode der griechischen Philosophie (Sokrates und die Sophisten). — M. Maruyama, Anfang der Christologie. II.

Mai 1895. (Nr. 64) M. Maruyama, Der erste Schritt zur christlichen Nächstenliebe. — Dr. M. Christlieb, Systematische Periode der griechischen Philosophie. I. Demokritos und Plato. — S. Akashi, Herder: Sein Leben und seine Gedanken. II. — E. Munzinger, Jesus und Paulus. IV. — M. Maruyama, Ursprung der Christologie. (Schluß). — Derselbe, Die Parabel vom verlorenen Sohn in Lotus und Luke.

Juni 1895. (Nr. 65) M. Maruyama, Sei dankbar für jede Lage deines Lebens. — Derselbe, Was ist Religion? — Derselbe, Geschichtliche Notwendigkeit der Einführung des Christentums in Japan. — Derselbe, Über „Das schöne Japan". — Dr. M. Christlieb, Christenglaube und Bibelkritik. — Derselbe, Systematische Periode der griechischen Philosophie. II. — S. Akashi, Herder: Sein Leben und seine Gedanken. III.

Juli 1895. (Nr. 66) E. Schiller, Der religiöse Geist des Christentums. — Dr. M. Christlieb, Systematische Periode der griechischen Philosophie. III. — S. Akashi, Herder: Sein Leben und seine Gedanken. IV. — Dr. M. Christlieb, Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Pentateuch-Kritik. — Dr. Groth, Freiheit des Lehrens und Lernens im Westen. — Pred. Ritter †. — Dr. Fabers Werke.

Aus China.

Aus Dr. Fabers Bericht für das 2. und 3. Vierteljahr 1895.

„Die Hitze wurde schon im Juni recht drückend in meinem Häuschen, so daß ich froh war, als ich endlich am Nachmittag des 13. Juli mit dem Kollegen Hackmann abreisen konnte. Am 15. waren wir mit Tagesanbruch in Nagasaki und den Nachmittag des nächsten Tages schon oben in Unzen, woselbst ich auch im vorigen Jahre einige Wochen verbracht hatte. Leider mußte Kollege Hackmann schon nach 14 Tagen zurück. Dafür kam aber Kollege Kranz, mit dem ich dann auch die Rückreise angetreten habe. Die Witterung war in diesem Sommer sehr ungünstig. Ein Taifun nahm das Dach des Hotels fort, so daß wir flüchten mußten und dann Unterkommen in einem japanischen Privathause fanden. Kaum zwei Wochen später begann ein anderer Sturm, der mit geringen Pausen zehn Tage anhielt. Ein dritter brauste nnten an der Meeresbucht in Obama während der Nacht an uns vorüber, aber uicht so tobend als oben im Gebirge. Regen hatten wir ebenfalls viel, ich leider zwei bis drei Wochen lang sogar in der Stube. Gesundheitlich hatte ich daher nicht so guten Erfolg, als im vergangenen Jahr. In der Arbeit war ich natürlich ebenfalls sehr gestört. Immerhin entging ich der sehr ungesunden Jahreszeit in Shanghai, in welcher viele Leute starben, teilweise an Cholera. Mein chinesischer Mitarbeiter, Herr Kwu, erkrankte auch schwer bald nach meiner Abreise und erholt sich erst jetzt allmählich. Herr Yang blieb verschont, sieht aber recht angegriffen aus. Mit den Klassikern gehts darum, wie mit allem Chinesischen, nur langsam voran. Es ist eben anstrengende Arbeit, besonders für mich, da ich ein ungeheures Material zu bewältigen habe. Hoffentlich kann ich aber noch in diesem Winter mit der Veröffentlichung des ersten Bandes beginnen.

Der Druck der 20 Flugschriften geht seiner Vollendung entgegen, 16 davon liegen fertig vor mir (vgl. Z. M. R. 1895, S. 178 ff.).

Das schwerste Ereignis des Quartals war die schauerliche Ermordung der Missionsangehörigen in Kutscheng, Fukien-Provinz. Soviel bis jetzt bekannt ist, erfolgte diese Greuelthat nicht in augenblicklicher Erregung, sondern war längere Zeit geplant und vorbereitet und wurde dann in kaltblütiger und grausamer Weise ausgeführt. Das ist Massenmord ohne mildernde Umstände. Daß die Ortsmandarinen Anstifter oder auch nur Mitwisser waren, ist nicht anzunehmen, wohl aber, daß sie aus irgendwelchen Gründen es unterließen, die Schauderscenen zu verhindern. Ich fürchte sehr, daß diese erneuten Exzesse die Folge sind von den Schandschriften, welche von Hunan aus massenhaft und weithin im Lande verbreitet worden sind. Solche Drachensaat kann nur verhängnisvolle Früchte bringen. Das Volk ist eben sehr unwissend und selbst die Gelehrten voller Aberglauben und Vorurteile gegen die Ausländer. Die Vertreter der auswärtigen Mächte hätten diesen boshaften Verleumdungen sofort energisch entgegenwirken sollen. Das wurde versäumt. Die Schritte, welche gethan wurden, geschahen zögernd und waren nicht ausreichend, den Schaden zu verhüten. Umsomehr ist zu bedauern, daß gerade jetzt besonders Deutsche ihrem Missionshasse Luft machen. Ich las mit tiefem Schmerz die Auslassungen des Exministers Herrn v. Brandt in der Deutschen Rundschau, November 1894. Auch der in Shanghai erscheinende Ostasiatische Lloyd wird nun von deutschen Konsulatsbeamten (v. Brandts Schülern) dazu benutzt, Missionshetze zu treiben.

Ein anderer dieser Herren spreizt sich damit, die Leugnung einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode als höchste Logik (?) zu empfehlen.

Dergleichen wird natürlich den Chinesen schnell bekannt. Ist es dann ein Wunder, wenn Missionare nicht soviel einwirken können, als man sonst erwarten sollte?"

Aus den Berichten des Missionars Pf. Kranz für das 2. und 3. Vierteljahr 1895.

Schon unser letzter Jahresbericht (vgl. Z. M. R. 95, S. 252 ff.) hat auf diese Berichte des Pf. Kranz Bezug genommen und über seine chinesischen Studien während des verflossenen Halbjahres eingehend berichtet. Gegenwärtig verwendet er seine ganze Zeit und Kraft auf die Herausgabe seines chinesischen Katechismus. Wie ungeheuer schwierig und zeitraubend diese Arbeit ist, zeigt auch sein letzter Brief, in dem er schreibt: „Ich muß jede Frage und Antwort Satz für Satz mit meinem Lehrer neu bearbeiten. Da die chinesische Sprache nur ein sehr unvollkommenes, schwer zu handhabendes Werkzeug ist, um unsere tiefen religiösen Empfindungen verständlich auszudrücken, so nimmt diese Arbeit sehr viel Zeit und Geduld in Anspruch. Luther fand es schwierig, die hebräischen Schriftsteller des Alten Testaments deutsch reden zu machen. Es ist sicher unendlich viel schwieriger, die verschlungenen Perioden und Gedankengänge eines deutschen Schriftstücks chinesisch wiederzugeben. Mein Hauptziel bei dem Katechismus ist aber, daß alles auch für den einfachen Mann verständlich wird. So wird es wohl noch 6 Monate d. h. den ganzen Winter in Anspruch nehmen, ehe ich den Katechismus in Druck geben kann und das Drucken dauert auch wieder mehrere Monate".

Verbreitung der Schriften Dr. Fabers durch Pf. Kranz.

Wie schon früher, so hat auch jetzt wieder Pf. Kranz eine namhafte Summe zur Verbreitung der Schriften Dr. Fabers verwendet. Er schreibt:

„Die 200 000 Traktate Dr. Fabers (vgl. S. 46), welche ich drucken lasse, sind nun fast alle fertig gestellt, und die Verbreitung wird bald beginnen. Letzte Woche habe ich ferner der Chinese Tract Society den Auftrag gegeben, für 800 Dollars 2000 Exemplare von Dr. Fabers fünfbändigem Marcuskommentar drucken zu lassen und an solche eingeborene Gehilfen (Pastoren, Evangelisten) gratis zu geben, welche fähig und willig sind, das Werk wirklich zu studieren, deren Mittel aber so beschränkt sind, daß sie es schwer finden würden, ein Exemplar zu kaufen, und an solche gebildete Chinesen (Heiden), bei denen Anzeichen vorhanden sind, daß sie das Werk studieren und schätzen werden."

Wir teilten schon mit, daß auf den Aufruf des Pf. Kranz hin uns von einem nicht genannten Freunde unseres Vereins 100 M. zur Verbreitung Dr. Faberscher Schriften zugesandt wurden. Weitere Gaben nimmt der Vorsitzende, Prediger Dr. Arndt, sowie alle Vertrauensmänner gern entgegen.

Pf. Kranz' Besuch in Japan.

Den Sommer hat Pf. Kranz in Japan zugebracht und uns ausführlich auch über seinen Besuch unserer dortigen Missionsstationen berichtet. Leider ist es uns wegen Mangels an Raum nicht möglich, seine hochinteressanten Reisebeschreibungen vollständig abzudrucken; im folgenden geben wir aus ihnen nur die unser japanisches Missionsfeld direkt betreffenden Stellen im Wortlaut wieder.

Am Sonntag, den 16. Juni nachmittags reiste Pf. Kranz mit seiner Frau Gemahlin und Herrn Clark, dem Pflegevater derselben, auf dem französischen Dampfer Saghalien nach Nagasaki, wo er am 18. Juni morgens eintraf. Er schreibt über Nagasaki: „Die Einfahrt in den sehr geschützten, von lieblichen bewaldeten Hügeln

umgebenen Hafen ist reizend . . . Nicht weit vom Eingang ragt mitten aus dem Wasser ein kleiner Felsen, von dem vor nicht ganz 300 Jahren bei der großen Christenverfolgung viele Tausende japanischer Christen hinabgestürzt sein sollen, weil sie das Kreuz nicht mit Füßen treten wollten . . . Nagasaki macht einen recht anmutigen Eindruck. Die Menschen, die offenen Läden und Häuser sehen alle freundlich und nett aus, alles ist sauber und mehr appetitlich als in China". Um 11 Uhr gings mit dem Dampfer weiter nach Kobe durch die schöne „Inland Sea". Am Mittwoch Nachmittag 5 Uhr langte Pf. Kranz mit seinen Begleitern dort an, leider bei strömendem Regen. Interessant ist, was er über sein Zusammentreffen mit dem presbyterianischen Missionar Rev. Hope erzählt, mit dem er sich über den Charakter der Japaner unterhielt und der sehr die Undankbarkeit der Kumiai-Christen (Kongregationalisten) tadelte, welche ihren Missionaren jetzt vielfach den Stuhl vor die Thüre setzen. „Bauplätze und Häuser für Missionszwecke im Inneren können ja bis jetzt von den Missionaren nicht auf eigenen Namen, sondern nur auf den Namen von Japanern erworben werden. Dem Namen nach und vor dem Gesetz sind also Japaner Eigentümer der Grundstücke, während das Geld natürlich von der Mission stammt. Es ist nun mehrfach vorgekommen, daß die japanischen Christen, auf den Buchstaben des Gesetzes sich berufend, wirklich allein das Eigentumsrecht auf Missionsgebäude in Anspruch nehmen und den Missionaren erklären, sie seien jetzt entbehrlich und sollten nur nach Hause gehen, die Japaner könnten jetzt das Christentum allein und ohne fremden Rat vertreten und verbreiten. An und für sich ist ja dieses Streben der japanischen Christen nach Selbständigkeit zu loben, aber traurig ist dabei die Thatsache, daß sie nach dem wohlerwogenen Urteil erfahrener Missionare eben noch nicht reif sind für diese Selbstverwaltung, sondern daß sie im Interesse des Evangeliums und des stetigen Fortschrittes des Christentums im Lande der Kontrolle durch die Missionare noch sehr bedürfen."

Weiter berichtet dann Pf. Kranz:

„Am Freitag, den 28. Juni, fuhren wir per Eisenbahn nach dem 50 Minuten von Kobe entfernten Osaka. Maruyama war leider nicht dort, sondern in den Ferien mit Herrn Schiller in Shiobara, nördlich von Nikko. Unter allen Städten Japans bezeugt Osaka am deutlichsten den großen Fortschritt der Japaner auf industriellen Gebieten. Osaka ist eine große Fabrikstadt. Bei unserer Annäherung an die Stadt zählte ich etwa 150 rauchende hohe Schornsteine. Wir sahen nach unserer Ankunft die alte Festung an, deren Wälle aus erstaunlich großen Felsblöcken gebaut sind. In der großartigen kaiserlichen Münze, der zweitbesten der Welt, sahen wir die Herstellung von einer Unmenge Silbergeldes. In einer Kunsthandlung beobachteten wir die moderne Satsume-Porzellanmalerei. Osaka hat ca. 490 000 Einwohner und ist gewiß ein großartiges Feld für Maruyamas Missionsarbeit."

Am Sonnabend, den 29. Juni, reiste Pf. Kranz mit seinen beiden Begleitern von Kobe per Bahn nach dem 2½ Stunde entfernten Kyoto. Dort besuchten sie die in diesem Sommer abgehaltene Gewerbeausstellung. Die 58 Fuß hohe Kolossalbüste des Buddha, den Daibutse, einen Tempel, der 33 000 vergoldete Bilder der Kwannon oder Kwanyün (der weiblichen Darstellung des Buddha) enthält, zwei andere neue große buddhistische Tempel, durch die Menge und Pracht der Vergoldung und kunstvoller Schnitzarbeiten beredte Zeugen der Macht des Buddhismus über die Herzen des Volkes, und die berühmte japanische Hochschule, die Doshisha.

Weiter berichtet dann Pf. Kranz:

„Am Montag, den 1. Juli, reisten wir nach Tokyo weiter. Die Bahn passiert Otsu am Biwasee, berüchtigt durch das Attentat eines Japaners auf den damaligen russischen Kronprinzen am 11. Mai 1891, und ferner die Gegend bei Gifu, wo im Oktober 1891 das schreckliche Erdbeben stattfand. Die Nacht zum Dienstag blieben wir in Shidzuoka, wo sich meine Frau in dem kleinen, dürftig eingerichteten Hotel leider eine heftige Erkältung holte. Dienstag, den 2. Juli,

um ½6 Uhr abends langten wir nach 23stündiger Eisenbahnfahrt von Kobe gerechnet, glücklich in Tokyo an. Herr Dr. Christlieb empfing uns am Bahnhof und brachte uns in das schöne Imperial-Hotel. Um 7 Uhr kam auch Frau Dr. Christlieb zu uns, und wir verbrachten zusammen einen recht interessanten Abend. Mittwoch, den 3. Juli, war leider heftiges Regenwetter. Wir fuhren um 11 Uhr in Kurumas zu Dr. Christliebs Haus. Es ist ein sehr nettes, freundliches Haus, in halbjapanischem Stil erbaut, dicht bei der Theologischen Schule. So war es mir denn zum ersten Mal vergönnt, die Missionsanstalt mit eigenen Augen zu sehen, von der ich schon soviel gehört und für die ich seit langer Zeit ein reges Interesse hatte. Nach dem Essen kamen Herr Minami und Fräulein Inasawa zu einer Tasse Thee, und wir hatten eine recht angenehme Unterhaltung. Wir besichtigten dann das Gebäude der Armenschule, die Theologische Anstalt und die Bibliothek. Besonders gefiel mir der Saal oben, in dem alle 14 Tage die deutschen Gottesdienste gehalten werden. Kollege Munzinger war leider schon nach Hause abgereist und Schiller zum Studium der japanischen Sprache in die Berge gegangen. Herr und Frau Dr. Christlieb sahen beide recht wohl aus. Frau Dr. Christlieb fuhr mit meiner Frau und Herrn Clark zu einem japanischen Bazar, während Kollege Christlieb mir noch die imponierenden Gebäude der kaiserlichen Universität und das Haus zeigte, wo die Hongogemeinde ihre Gottesdienste hält und sonst auch deutscher Unterricht an Japaner gegeben wird. Wir wollten dann einen Besuch machen bei Dr. Greene und Herrn Bolljahn, beide aber waren leider nicht zu Hause. Am Donnerstag, den 4. Juli, nahmen wir einen Wagen und fuhren mit Dr. Christlieb bei schönem Wetter zu einem Jahrmarkt im Asakastadtteil, dann zu dem herrlichen Uenopark, besuchten das moderne japanische Museum und den kleinen zoologischen Garten und kehrten dann nochmals in Dr. Christliebs Haus ein, von wo Herr Clark und meine Frau zu einem Besuch bei einer sehr entfernt wohnenden englischen Dame weiterfuhren, während ich mit Dr. Christlieb auf der Veranda seines Hauses einige Stunden über den Zustand unserer Mission und andere Fragen eine für mich sehr lehrreiche Unterhaltung hatte. Gegen Abend besuchte ich Herrn Minami in seinem hübschen neuen japanischen Hause.

Freitag, den 5. Juli, fuhren wir mit Dr. Christlieb per Bahn (etwa 50 Minuten Fahrt) nach Yokohama. Wir sahen dort den deutschen Klub, seine Bibliothek und Lesezimmer, gingen dann zu den Bankhäusern, wo wir Geld zu erheben hatten, danach zum Zollhaus und der Landungsbrücke, von der wir einen schönen Blick auf Stadt, Hafen und Berge hatten. Das deutsche Kanonenboot Iltis, welches wir sonst so oft in Shanghai gesehen, lag im Hafen. Dr. Christlieb zeigte uns auch den Saal, in welchem er alle 14 Tage deutschen Gottesdienst hält. Am Nachmittag fuhren wir auf den Bluff, einen ziemlich langgedehnten Hügel an der Seite der Geschäftsstadt Yokohamas, wo viele fremde Kaufleute schöne, von reizenden Gärten umgebene Villen bewohnen. —

Sonnabend, den 6. Juli, fuhren Herr Clark, meine Frau und ich per Bahn nach Nikko weiter, 5½ Stunden von Tokyo. Nikko ist ein beliebter Sommeraufenthalt der Fremden in Japan, da es 2000 Fuß über dem Meere liegt und deshalb kühler ist als Tokyo. Die japanische Natur zeigt sich hier in ihrem schönsten Glanze. Berge, Wasserfälle, herrlicher Wald und reich ausgestattete Tempel bilden vereinigt einen Hauptanziehungspunkt für alle Besucher Japans. Ursprünglich war es unsere Absicht, hier etwa 6 Wochen zuzubringen, da Dr. Christlieb und Frau hier einen Tempel gemietet haben und 2 Monate hier bleiben wollen. Die Erkältung meiner Frau hat sich aber so verschlimmert, daß wir es für ratsam halten, daß sie morgen mit Herrn Clark nach Kobe zu Mrs. Ballard zurückkehrt, wo sie einen guten Arzt zu Rate ziehen kann und auch ordentliche Medizin bekommt. Ich bleibe noch etwa 4 Tage länger hier, um eine Zusammenkunft mit Herrn Schiller und Maruyama, welche 8 Stunden von hier in den

Bergen sind, zu ermöglichen. Christliebs sind gestern, am Montag, hier angekommen".

Pf. Kranz schließt seinen Julibericht mit den Worten: „Was ich von Japan und besonders von unserem Missionswerk gesehen, hat mir erwünschte Antwort auf manche, seit langer Zeit in mir schlummernde Fragen gegeben und wird mich auch manches in China besser verstehen lehren. Ich kann die Missionsfreunde zu Hause versichern, daß Japan ein höchst interessantes und vielversprechendes Arbeitsfeld für die Mission ist, welches die größte Aufmerksamkeit und Selbstaufopferung der Missionsfreunde verdient, da Japans Haltung dem Christentum gegenüber für die Evangelisation von ganz Asien schon bald von weitreichender Bedeutung sein wird".

In seinem Oktoberbriefe erzählt dann Pf. Kranz zunächst, wie er sich vergeblich bemüht habe, mit Pf. Schiller in Nikko eine Zusammenkunft zu stande zu bringen, und bringt dann ausführliche Schilderungen seiner Touren, die er von Nikko aus unternommen hat.

Am 15. Juli langte er wieder in Kobe an, wo er seine Gattin bedeutend besser antraf. Hier hatte er auch mit unserem japanischen Gehilfen Maruyama eine Zusammenkunft, der Pf. Schiller hatte verlassen müssen, da man bei ihm in Osaka eingebrochen hatte. Wegen der geringen Entfernung Osakas von Kobe war es Herrn Maruyama leicht, der Einladung des Pf. Kranz zu folgen, und so sind sie beide am Mittwoch, den 17. Juli, etwa 10 Stunden zusammengewesen.

Am 19. Juli reiste Pf. Kranz mit seiner Gattin nach Arima, einem beliebten Sommeraufenthalt der Missionare in der Nähe Kobes, wo sie 8 Tage verweilten.

Am 26. Juli kehrten beide nach Kobe zurück und gingen am 28. Juli abends an Bord des französischen Postdampfers Caledonien, Pf. Kranz, um nach Nagasaki, von wo er zu Dr. Faber nach Unzen wollte, Frau Pf. Kranz, um direkt nach Shanghai zurückzukehren, wo bessere ärztliche Hilfe zu finden und wohin ihr Pflegevater schon vor dem 15. Juli abgereist war.

Am 30. Juli langten sie wieder in Nagasaki an. „Hier mußten wir uns trennen. Gerade als ich meiner Frau Lebewohl sagen wollte, klopfte mir plötzlich von hinten Pastor Hackmann auf die Schulter. Er war von Unzen herunter gekommen, wohin er Dr. Faber (vgl. S. 46) auf 14 Tage begleitet hatte und wollte nun mit demselben Dampfer nach Shanghai zurück. So wußte ich meine Frau wenigstens in guter Reisebegleitung. Um 8 Uhr abends fuhr der Dampfer weiter, und ich ging etwas vereinsamt ins Hotel in Nagasaki." Am nächsten Morgen gings per Dampfer nach Obama, von dort nach Shinyu. Es liegen dort 2500 Fuß über dem Meere 3 kleinere Ortschaften dicht bei einander, Unzen, Shinyu, Kojigoku. Pf. Kranz schreibt: „Dr. Faber wohnte, wie ich wußte, in Shinyu; so ging ich denn direkt zu ihm und fand auch noch ein kleines, dürftiges Zimmer in dem japanischen Bauernhaus, in dem Faber ein Obdach gefunden hatte. Das größere japanische Hotel nämlich, welches mehr für Ausländer eingerichtet ist, hatte vor einigen Tagen durch den schlimmen Taifun das Dach verloren und war vorläufig unbewohnbar." Hier in Shinyu hat denn Pf. Kranz eifrig an seinem Katechismus gearbeitet. Am 7. September hat er mit Herrn Dr. Faber seine Heimreise nach Shanghai angetreten, wo beide am 12. September glücklich wieder eintrafen.

Aus dem Berichte des Pfarrers Lic. Hackmann

über seine Thätigkeit als Geistlicher der evangelischen Gemeinde und Leiter der deutschen Schule in Shanghai vom April bis September 1895 teilen wir folgendes mit:

a. Kirche.

„Das vergangene Halbjahr war eine Zeit stiller Weiterentwicklung in der hiesigen Gemeinde. Wohl fehlte nicht Neugestaltung und Umgestaltung, aber alles verlief geräuschlos und stetig, wie gesundes Leben es verlangt.

Auf dem Gebiete des engeren kirchlichen Lebens war die wichtigste Thatsache, die zu verzeichnen ist, die Anschließung der in China zerstreuten Deutschen als eine Art Außengemeinde von Shanghai. Über den Plan, diese Verbindung, vorläufig nur durch regelmäßige Übersendung von Predigten, zu bewerkstelligen, konnte ich ja schon in meinem letzten Berichte Nachricht geben. Mittlerweile ist aus dem Plane vollendete Thatsache geworden. Etwas über 20 Deutsche an verschiedenen Orten von Nordchina erklärten ihren Wunsch, auf die Predigten aus der deutschen Gemeinde in Shanghai zu abonnieren, dazu kamen noch etwa 10 Mitglieder der Gemeinde in Shanghai selbst, so daß die Druckkosten gedeckt werden konnten. Da weit mehr Exemplare gedruckt werden, als unter die Abonnenten zur Verteilung kommen, so kann der Rest allmählich der Verteilung unter Seeleute, der Versendung an die Schiffe der kaiserlichen Marine, soweit kein Schiffsgeistlicher auf ihnen ist, dienen[1]).

Hoffen wir, daß dies nur der Ansatzpunkt zur Sammlung mehrerer sei. Nähere Beziehungen zwischen den Gliedern dieser „Außengemeinde" und uns werden sich mit der Zeit gewiß schon ergeben. Bereits jetzt zeigt sich, wie das der Fall sein wird. Eine Familie in Hsialu bei Hankow hat mich gebeten, zur Taufe eines Kindes und Austeilung des Abendmahles zu ihnen zu kommen. Obwohl die arge Hitze mir die Reise in diesen Ferienmonaten verbot, hoffe ich doch in kurzem, Ende September oder Anfang Oktober, die Absicht auszuführen und so zuerst das Band persönlicher Verbindung nach außen zu knüpfen. Bei dem starken Fluktuieren grade der jüngern Leute, die hier im Osten leicht aus einem Orte in einen andern versetzt werden, ist für später Aussicht auf die Ausbreitung unserer evangelischen Interessen durch jüngere, jetzt in Shanghai lebende Gemeindemitglieder, und dabei würde das Bestehen unserer Außengemeinde nicht unwesentlich sein.

Am Charfreitag, dem 12. April, feierten wir unser erstes Gemeindeabendmahl. Etwa 30 Kommunikanten nahmen teil. Mein Kollege Kranz teilte mit mir aus. Der Eindruck der Feier wurde allgemein tief empfunden. Gebe Gott gesegneten Fortgang!

Taufen fanden im vergangenen Halbjahre drei statt.

Am Gründonnerstag vollzog ich eine Hauskonfirmation von zwei Schwestern, deren eine durch ein längeres Leiden ans Bett gefesselt war. Die Konfirmierten genossen nach der Konfirmation mit ihrer Mutter gemeinsam das Abendmahl.

Die Sonntagsschule mußte, als die Hitze des Hochsommers näher kam, für eine Zeit aufgegeben werden. Mit dem September werden wir um so eifriger wieder beginnen.

Beerdigungen wurden viermal vollzogen.

Ein Gottesdienst im Juli wurde ausgesetzt; die große Hitze legte das nahe, und mir wurde damit die Gelegenheit zu einer dreiwöchentlichen Reise nach Japan gegeben.

b. Schule.

Was unsere Schularbeit im vergangenen Halbjahre anbetrifft, so können wir auf dieselbe mit Dank und Freude zurückblicken. Es ist das erste Halbjahr einer selbständigen deutschen Schule in Ostasien. Die Vorgeschichte habe ich in den früheren Berichten gegeben. Am 2. April konnten wir in den schönen neuen Schulräumen des jetzt als Schule und Pfarre dienenden Hauses 22 Whangpoo

[1]) Auch dem Centralbureau geht regelmäßig eine Anzahl dieser sehr gehaltvollen und formvollendeten Predigten zu. Die Heftchen, in denen sie erscheinen, tragen die Überschrift: „Als die Unbekannten und doch bekannt. 2 Cor. 6, 9. Sonntagsgruß. An die Deutschen in Ostasien aus der deutschen Gemeinde zu Shanghai." Pf. Hackmann hat uns ermächtigt, Freunde unserer Mission auf Wunsch Exemplare seiner Predigten gegen Einsendung eines freiwilligen Beitrags zu den Druckkosten regelmäßig zuzusenden. — Der Centralvorstand.

Road die dreiklassige Schule mit 24 Kindern und drei Lehrkräften eröffnen. Die Arbeit der Lehrenden geschah in Einmütigkeit und Frohsinn, und derselbe Geist beherrschte die Schule. Am 3. Juli schloß ein Schulfest im Garten eines der Gemeindemitglieder, des Herrn Arnhold, der uns auf das liebenswürdigste entgegenkam, das Sommerhalbjahr ab. Daß wir jetzt die verheißungsvolle Grundlage einer deutschen Schule besitzen, auf welcher sich, will's Gott, noch ein tüchtiger Bau erheben wird, ist uns Ursache zu innigem Danke gegen Gott, nicht zum wenigsten auch deshalb, weil ein gutes Schulwesen naturgemäß das Rückgrat auch für das kirchliche Gemeindewesen bildet.

c. Marine.

Mit unserer Marine bin ich in diesem Sommer nicht so sehr in Kontakt gewesen, wie im vergangenen Winter. Der Grund lag vor allem darin, daß die Schiffe, welche hier verkehrten, größere Schiffe waren, welche nicht nach Shanghai heraufkommen konnten, sondern in Woosung vor Anker liegen mußten. Die große Entfernung aber macht es fast unmöglich, einen Verkehr zu unterhalten, und die Matrosen kommen nur stundenlang am Tage auf Urlaub nach Shanghai herauf. Als die kleinere „Iltis" hier lag, habe ich an Bord Gottesdienst gehalten.

Meine Gedanken sind schon länger auf die Einrichtung eines Lesesaales für Seeleute gerichtet. Noch immer können wir kein geeignetes Lokal finden, das für einen solchen Zweck zu mieten wäre. Daher werde ich wohl in diesem Winter die deutsche Schule, welche ja Raum genug bietet und auch für die Seeleute praktisch gelegen ist, wie für Zwecke von Vorträgen, so auch für die Seemannsmission benutzen. Wir würden eine Unterstützung auch so sehr gut gebrauchen können, da es sich um verschiedene Ausgaben handelt, über deren Deckung ich noch im Unklaren bin, nämlich: 1) Anschaffung von Stühlen, da die Kinderbänke für Erwachsene nicht brauchbar sind; 2) Beschaffung einer kleinen Büchersammlung für die Seeleute; 3) Mittel für eine einfache Bewirtung derselben an den geselligen Abenden. Für letzteres würden, wenn nötig, wohl eine Reihe von Damen in Shanghai aufkommen; die ersten zwei Punkte aber erfordern eine Summe Geldes.

Die Vorlesungen der Art, wie im vorigen Winter, hoffe ich fortzusetzen, da sie willkommen zu sein scheinen. (Einladungen dazu sind bereits ergangen.) Auch ist bereits der Gedanke eines litterarischen Abends mit einer Anzahl junger Kaufleute besprochen und scheint zur Verwirklichung reif. Das ist mir besonders lieb, weil ich so jungen Männern näher kommen kann, die aus Menschenfurcht oder anderen Gründen am kirchlichen Leben und allem, was Kirche heißt, nicht recht Anteil nehmen mögen.

Gott gebe seinen Segen zu dem, was gut ist."

Die elfte Jahresversammlung des Allg. evang.-prot. Missionsvereins zu Pforzheim am 1. und 2. Oktober 1895.

Die diesjährige Generalversammlung unseres Missionsvereins in Pforzheim hatte durch die Anwesenheit unseres aus Japan heimgekehrten Missionars Pf. Munzinger eine besondere Anziehungskraft ausgeübt. Von nah und fern waren die Deligierten der Zweigvereine herbeigeeilt. Selbst Hamburg und Bremen hatten ihre Vertreter gesandt. Aber wenn die Begeisterung eine so große, wenn die Teilnahme eine so herzliche war, so war dies doch auch eine Antwort auf die schmählichen Angriffe, die unser Werk in letzter Zeit, namentlich durch das bekannte Buch D. Daltons: Auf Missionspfaden in Japan, zu erdulden

hatte. Wir wissen von manchem, der zweifelnden Herzens zu der Jahresfeier reiste, daß er nach Hause zurückgekehrt ist mit der Gewißheit, daß ein Werk so vieler Liebe und Hingebung nicht der Zerstörung, sondern dem Aufbau dienen muß.

Dienstag, den 1. Oktober tagte von früh 9 Uhr bis nachmittags 4 Uhr die Konferenz des Centralvorstandes, in der über recht wichtige, für die Christianisierung Japans bedeutsame Fragen verhandelt wurde (vgl. S. 62). Von den Centralvorstandsmitgliedern waren anwesend: Pred. Dr. Arndt, Prof. Dr. Bassermann, Stadtpf. Bickes, Prof. Dr. Gerland, Prof. Dr. Holtzmann, Prof. Dr. Kesselring, Pred. Lic. Dr. Kind, Konsul R. Schöller, Stadtpf. Schück, Superint. Dr. Spinner, Konsul C. E. Weber. Außerdem wohnten den Verhandlungen mit beratender Stimme bei Oberkirchenrath Oehler als Vertreter des badischen Oberkirchenrats, Pf. Munzinger, Pf. Schmiedel, Stadtpf. Klein als Vorsitzender des Pforzheimer Festkomitees und Pf. Schönholzer aus Zürich als Festredner.

Die eigentliche Feier begann abends $6^1/_2$ Uhr mit einem Festgottesdienst in der altehrwürdigen Schloßkirche. Stadtpfarrer Hitzig aus Mannheim hielt die Predigt über Ap.-Gesch. 22, 12—21, die in diesem Heft S. 1 ff. abgedruckt ist. Darauf ergriff Oberkirchenrat Oehler aus Karlsruhe das Wort zu einer Begrüßungsansprache und unter gespannter Aufmerksamkeit der zahlreichen, die große Kirche bis auf den letzten Platz füllenden Festgemeinde führte er folgendes aus:

„Es ist mir eine Freude, daß es mir vergönnt ist, in Vertretung der obersten evangelischen Kirchenbehörde unseres Landes und zugleich der eigenen Neigung folgend hier in der Gemeinde Pforzheim, an der immer noch ein gut Stück meines Herzens hängt, das Jahresfest des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins mitzufeiern. Mein Kommen hierher soll ein Zeugnis sein von der Teilnahme der Behörde an der Arbeit und den Bestrebungen dieses Vereins. Ich bringe deshalb herzlichen Gruß und Segenswunsch. Wenn freilich alles richtig wäre, was in jüngster Zeit ein von vielen unter uns hochgeachteter Mann über diesen Verein und seine Arbeiter geurteilt hat, wenn seine Arbeit wirklich mehr eine zerstörende als eine aufbauende wäre, dann glaube ich nicht, daß ich hierher gesendet worden wäre, dann dürften wir uns auch nicht ein wenig freuen, wir könnten nur trauern und klagen und zur Buße mahnen. Nimmer dürften wir es wagen, den Segen Gottes für sein Gedeihen zu erflehen; wir müßten eher bitten: Gott, zerbrich die Waffen, mit denen solche Männer kämpfen. Hindernisse und Schwierigkeiten, wie jedem Missionswerke, sind auch dem unseres Vereins in den Weg getreten, aber man hat dieselben, statt sie als Prüfungen und Anreize neuer Arbeit anzusehen, unserm Verein als Schuld angerechnet und Mißgriffe und Fehler, welche er gemacht, und welche seine Arbeiter nicht leugnen und noch weniger beschönigen, in nicht brüderlicher Weise beurteilt. Er wird sich aber das, was er versehen hat, auch wenn's Gegner ihm sagen, zu Herzen nehmen und sich's zur Selbstprüfung dienen lassen. Mit inniger Teilnahme und herzlicher Sorge begleitet die Behörde unserer Landeskirche die Arbeit der längst bestehenden Missionsvereine, mit dankbarer Freude begrüßt sie jede Bekehrung als einen Zuwachs zur großen evangelischen Christengemeinde, mit Bewunderung gedenkt sie derer aller, die ihr Gut und Leben hingebungsvoll in den Dienst ihres Herrn stellen. Sie kann nur aufrichtig wünschen, daß auch die Arbeiter des Allgem. ev.-prot. Missionsvereins ihren Beruf draußen als einen Lebensberuf ansehen. Die gleiche Teilnahme, wie den älteren Vereinen, bringen wir auch dem jüngsten derselben entgegen. Er redet zwar in neuen Zungen, aber er verkündet das alte urewige Evangelium von der Gotteskindschaft und pflanzt es hinein in Herzen und Häuser; und seine Boten sind bei ihrer Arbeit getragen von inniger Glaubens- und Liebeskraft. Darum kränke diesen Verein niemand, sondern jeder freue sich, daß und wenn nur überall Christus verkündigt wird.

Wir wissen und beklagen es tief: Es besteht so viele Gegnerschaft, so manches Vorurteil gegen jegliche Arbeit der christlichen Mission. Man sagt hier wohl einmal: „Willst du immer weiter schweifen, sieh', das Böse (statt „Gute") liegt

so nah". Es giebt so viel in christlichen Landen aufzufrischen oder neuzugründen, daß man nicht nötig hat, hinaus in Heidenlande zu gehen. Wer so spricht, der versteht den Apostel Paulus nicht, der zu den Heiden gesandt ward, noch ehe sein eigenes Volk bekehrt war; der müßte zu dem Lehrer sprechen: Du hast kein Recht an der Erziehung der Kinder anderer Eltern zu arbeiten, bis deine eigenen Engel geworden; ja, der müßte zu dem barmherzigen Kind, das selbst noch hungrig, sein Stücklein Brod mit dem ärmeren Kinde teilt, sagen: Thörichtes Kind, das du ein anderes speisтest, ehe du satt geworden. Andere sagen: der Gewinn, der durch den Verbrauch so mancher christlichen Arbeitskraft und durch den Aufwand so vieler Geldmittel der Mission unter den Heiden erwächst, ist verschwindend gegenüber dem Schaden, der durch die Entziehung dieser Kräfte und Mittel christlichen Ländern zugefügt wird. Wer so spricht, der kennt das Geheimnis der christlichen Liebe nicht, die den Segen, den sie draußen stiftet, tausendfach wieder zurückströmen läßt in den Quell, dem sie entsprang. Andere giebt's, und ihre Zahl ist erschreckend groß, die die Missionare Thoren und ihr Werk Ausgeburt von Schwärmerei nennen, weil sie jegliches religiöse Empfinden für Wahn und Täuschung erklären, denn ihre Losung heißt: „Es ist kein Gott". Sie aber gleichen dem thörichten Manne, der vor mächtigen Erscheinungen staunend steht, aber den Schluß nicht zieht auf eine mächtige Ursache; der vor einem gewaltigen, himmelanragenden Gebäude steht, aber leugnet den festen, soliden Grund des Baues. Allen solchen gegenüber thut es immer von neuem not, Recht und Pflicht der Mission zu verteidigen. Auch dieses Fest soll diesem Zwecke dienen. Es ist doch wahrlich das Recht jedes Menschen, das Gottesbild, das ihm der Ewige selbst auf der Seele Grund gezeichnet, rein ausgestaltet zu sehen. Es ist das Recht jedes Unmündigen, mündig zu werden. Jeder Gedrückte und Gequälte darf die Forderung erheben, von Qual und Druck befreit zu werden. Solche sich Sehnende, Beladene, Unmündige sind nun aber die Heiden und sie machen ihr Recht geltend gegenüber uns, die wir mündig sind, die wir in Christo das wahre vollkommene Ebenbild Gottes besitzen in seiner reinen Gestalt. Die nach Wahrheit und Seligkeit Lechzenden treten mit ihren Ansprüchen auf gegenüber denen, welche in Christo den Quell der Gnade und Wahrheit gefunden haben. Was aber jenen ein heiliges Menschenrecht ist, das wird uns Christen heilige Menschenpflicht, gottgewollte, heilige Aufgabe. O, es ist keine Täuschung, es ist gewisseste Gewißheit: das tiefste Sehnen der Seele geht aufwärts, Gott entgegen. Und wer je dieses Sehnen selbst empfunden und an der Stillung desselben bei andern gearbeitet hat, der weiß es auch, daß je höher wir aufwärts steigen, desto leichter wir atmen in der reinen Luft, je höher unser Geist emporstrebt, desto mehr schwindet der irdischen Sorge Bleigewicht, desto mehr weicht das Schuldgefühl! Es ist und bleibt der Seele ureigenstes Bedürfnis, von dem Flügelpaar des Glaubens und der Hoffnung sich emportragen zu lassen zu dem Quell des Daseins, zu dem Gott der Liebe. Gott aber ist die Liebe für uns geworden in Christo Jesu. Drum ist es Christenpflicht und Aufgabe auszuteilen von dem, was uns geschenkt, den Nichtbesitzenden, nämlich Erkenntnis der Wahrheit, Glut der Liebe, selige Gewalt des Friedens und der Freude, Kraft und Mut zum Sieg der geistigen und göttlichen über alle materiellen Mächte, und dadurch Mittel und Wege zu eröffnen zu wahrer, christlicher Kultur.

Unser Verein ist sich dieser Pflicht wohl bewußt und ist bestrebt, im Bewußtsein menschlicher Schwachheit, aber bauend auf den, der ihn mächtig macht, Christus, evangelisches Christentum zu pflanzen namentlich unter den gebildeten Völkern Ostasiens. Mit Teilnahme begleiten wir ihn auf diesem seinem Pfade und wünschen ihm den göttlichen Segen.

Lasset uns heute geloben, allein zu Gottes Ehre und den irrenden Brüdern unter den Heiden zum Heil unsre Arbeit zu thun. Es kommt dann gewiß die Zeit, wo alle Gegnerschaft aufhört. Ja, möchte sie kommen die Zeit, wo die ältern Brüder dem jüngsten zurufen: Wir stehen im Weinberg unseres Gottes zwar fern

von dir, wir sehen manchmal deine Arbeit nicht, aber das wissen wir: der Weinberg unseres Gottes ist groß und weit; es arbeiten viele ungesehen von einander und doch treu; es knieen viele ungesehen und beten mit uns. Im Geiste reichen sich doch alle und so wir auch dir die Bruderhand. Der Weinberg gehört unserm gemeinsamen Vater; als dessen Kinder wollen wir einander brüderlich lieben, hoffend in alle Ewigkeit bei unserm Vater zu sein und zu bleiben. Amen".

Um 8 Uhr abends fand eine Begrüßungsversammlung im Gasthof zum „Schwarzen Adler" statt, in der Stadtpfarrer Klein aus Pforzheim den Gästen einen Willkommensgruß entbot, der von dem Hamburger Delegierten Hauptpastor Dr. Grimm und dem Vereinspräsidenten Pred. Dr. Arndt erwidert wurde. Die anwesenden Vertreterinnen des Berliner und Mannheimer Frauenvereins begrüßte Oberkirchenrat Oehler. Groß war die Zahl der zum Fest erschienenen Gäste. Sehr erfreulich war die rege Teilnahme auch der jüngeren badischen Geistlichen.

Am Mittwoch, den 2. Oktober, früh 9 Uhr war der geschäftliche, nichtöffentliche Teil der Generalversammlung gleichfalls im Gasthof zum „Schwarzen Adler". An dieser beteiligten sich die stimmberechtigten Delegierten folgender Zweig- resp. Landesvereine: Baden (36 Stimmen), Berlin (14 St.), Bremen und Braunschweig (22 St.), Frankfurt a. M. (6 St.), Hamburg (4 St.), Ilmenau (2 St.), Karlsruhe (4 St.), Pfalz (160 St.), Potsdam (5 St.), Schweiz (21 St.), Weimar (25 St.). — Aus den Verhandlungen heben wir hier nur hervor, daß die vier statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes Konsistorialrat Dr. Ehlers, Prof. Dr. Gerland, Prof. Dr. Holtzmann, Prof. Dr. Pfleiderer auf 3 Jahre wiedergewählt wurden, für den am 27. Mai 1895 verstorbenen Pred. Ritter wurde der frühere Missionar D. Schmiedel, jetzt Gymnasiallehrer in Eisenach, gewählt. Die wichtigsten Beschlüsse der Generalversammlung enthält der auf S. 62 abgedruckte Bericht des Centralvorstandes an die Vorstände der Zweigvereine und Vertrauensmänner.

Um 11¼ Uhr begann der öffentliche Teil der Generalversammlung. In seiner Eröffnungsansprache wies der Vorsitzende auf die Erinnerungen an Joh. Reuchlin und Ph. Melanchthon, die aufs innigste mit der Stadt Pforzheim verbunden sind, sowie auf die Waldenser-Versammlung 1704 in Pforzheim hin und sprach aus, daß der Missionsverein beides, was jene historischen Erinnerungen nahe legen, zu seiner Arbeit brauche: die Kraft evangelischen Glaubens und die Kraft aufopfernder Liebe. Auf die Einladung zum Jahresfeste hatte der Protektor, Großherzog Karl Alexander von Sachsen seinen Dank und seine Wünsche durch General-Superintendent D. Hesse in Weimar entboten. Die Generalversammlung beschloß die Absendung folgenden Begrüßungstelegramms an den Großherzog: „Seinem durchlauchtigsten Protektor, dem allezeit treuen Hüter des Erbes der Reformation, dem unermüdlich eifrigen Förderer jedes echtchristlichen Werkes sendet der zur Feier seines XI. Jahresfestes in Pforzheim versammelte Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein ehrerbietigen Gruß und erneuert das Gelübde, unentwegt an der großen Aufgabe der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden mit aller Kraft weiter arbeiten zu wollen".

Oberkirchenrat Oehler überbrachte die Grüße des badischen Oberkirchenrats. Oberbürgermeister Habermehl hieß die Versammlung im Namen der Stadt Pforzheim willkommen nnd führte aus, wie Pforzheim durch seine Industrie, die den Weltmarkt beherrsche, den Sinn seiner Bürger in die Ferne lenke und darum wohl geeignet zum Festort eines Missionsvereins sei, der auch den Bahnen des Weltverkehrs nachgehe. Von den zahlreichen deutschen und ausländischen Missionsgesellschaften, die zum Fest eingeladen waren, hatte nur die dänische einen Gruß gesandt. Mit der gleichzeitig in Zwickau tagenden Generalversammlung des Evangelischen Bundes wurden Grüße ausgetauscht. Ein herzliches Willkommen rief der Vorsitzende dem erst kürzlich aus Japan heimgekehrten Missionar Pfarrer Munzinger zu. Festgaben waren eingegangen aus Pforzheim von einem nicht

genannt sein wollenden Freunde unserer Sache 300 M., vom Mannheimer Frauenverein 100 M. und vom Senator Wessels 20 M. Telegramme und briefliche Grüße hatten gesandt Pfarrer Dr. Buß, Amtsgerichtsrat Adler, Oberkirchenrat Dr. Dreyer, Konf.-Rat Dr. Ehlers, Pf. Apfelstedt und Pf. Horn. — Auf Grund des gedruckten Jahresberichts sprach dann der Vorsitzende über die hauptsächlichsten Ereignisse aus dem Leben des Vereins im verflossenen Jahr und betonte am Schluß desselben, wie gerade in Ostasien die Mission ein Werk unsäglicher Geduld sei, schließlich aber doch einen reichen Segen ernten werde, wenn sie nur im rechten Geiste und auf die rechte Weise betrieben werde.

An den Bericht des Vorsitzenden schloß sich ein Vortrag des Missionars Pf. Munzinger über die eigentümlichen Schwierigkeiten, mit denen die christliche Mission in Japan zu kämpfen habe. Er wolle, so führte der Redner aus, einmal über dieses Thema sprechen, da man in der Mission überall so gern geneigt ist, stets nur die Erfolge und nicht die Niederlagen zu berichten. Und in der That seien die Schwierigkeiten für die Mission in Japan groß. Da sei einmal die Verquickung des Christentums mit der Politik, die der Mission ungeheure Hindernisse in den Weg legt. Alle, auch die bekehrten Japaner sind in erster Linie Japaner und dann erst Christen! Geht eine europäische Nation gegen sie vor, so sind sie gleich geneigt, ihr Christentum im Stich zu lassen. So hat denn auch das japanische Christentum selbst einen politischen Zug. Besonders gefährlich aber ist, daß die Christen fast immer den radikalen Parteien angehören. Die vielen Missionsgesellschaften bilden keine Gefahr, da der gemeine Mann den Unterschied der Konfessionen nicht kennt, der gebildete Japaner aber nur das geschlossene Ganze, das Christentum dahinter sieht; nur das sei das Betrübende, daß die japanischen Christen so leicht von einer Missionsgesellschaft zur andern überlaufen; es fehlt ihnen die Treue. Hiermit zusammen hängt ihre Vorliebe für alles Neue. Dazu kommt, daß die Prüfung der sich Anmeldenden so schwer ist. Man sieht in den jetzigen Jahren der Reaktion nur zu leicht auf die Zahl und zu wenig auf den inneren Wert der Christen. — Der schwierigste Punkt ist die Frage, ob die Japaner religiös veranlagt seien! Die Laien behaupten es, die Missionare verneinen es. Die gebildete Volksklasse ist religionslos, viel schlimmer als bei uns. Sie sind moderne Materialisten. Dazu hat der Japaner wenig Gemütstiefe, aber große Schärfe des Verstandes. Er ist Realist; er besitzt nicht die Vernunft, die hinter den Schein der Dinge dringt, metaphysischer Sinn fehlt ihm. Er ist wohl sentimental; so ist z. B. Selbstmord aus Sentimentalität häufig; aber innere Vertiefung geht ihm ab. Daher ist ihm auch nicht das Gebet, sondern die Organisations- und Dogmenfrage das Wesentliche. Darum werde auch dem Japaner der Begriff eines persönlichen Gottes und einer persönlichen Unsterblichkeit so schwer, und er lege so gern den Hauptnachdruck auf das sittliche und nicht auf das religiöse Moment im Christentum.

Um 2 Uhr mittags fand ein Festmahl im großen Saale des Gasthofes zum „Schwarzen Adler“ statt, der Vorsitzende brachte den Trinkspruch auf den Kaiser und auf den Großherzog von Sachsen aus; nach ihm sprachen noch Professor Dr. Bassermann, Stadtpfarrer Klein, Oberkirchenrat Oehler, Oberbürgermeister Habermehl, Professor Dr. Holsten, Professor Dr. Holtzmann, Stadtpfarrer Dr. Hasenclever, Stadtpfarrer Hitzig, Pfarrer Munzinger und Pfarrer Schönholzer, die durch manches ernste und heitre Wort das Mahl würzten.

Abends 8 Uhr war in demselben Saale die volkstümliche Versammlung. Den ersten Vortrag hielt hier Pf. Munzinger. Er erzählte seinen zahlreichen Zuhörern, wie ihm überall, bei seinen Reisen in Asien und Amerika Sendboten des Evangeliums begegnet seien, wie das Christentum die Weltreligion geworden sei. Tausende von Missionsarbeitern stehen draußen — ein gewaltiges Heer. Und wenn die Wege, auf denen sie ihr Ziel zu erreichen suchen, auch verschieden sind, in dem einen sind sie alle einig, Jesus Christus zu bringen! — Darauf

ging der Redner auf Japan über, den „Stern, der im Osten aufgegangen ist". Er schilderte Japans moderne Kultur, besonders auch den Anteil Deutschlands an derselben, und zeigte dann, wie die gegenwärtigen Religionen, der Shintoismus, Buddhismus und Konfuzianismus, nicht die Macht haben, Japan auf eine wirklich hohe Stufe zu heben. Es bedarf einer anderen Lebensmacht in Japan, der Lebensmacht des Christentums. Aber wenn unser Missionsverein in die Reihe der vielen andern in Japan thätigen getreten ist, was haben wir besonderes zu bieten? Wir haben in schwerer Zeit gearbeitet; aber vieles ist uns gelungen: Wir haben die Theologische Schule, die im Mittelpunkt unserer Thätigkeit steht, neben dieser Schule unsere japanische Zeitschrift Shinri, die eifrig gelesen wird; wir haben auch die Armenschule, die Handarbeitsschule und zu Propagandazwecken die Litteraturschule. Und nun führte der Redner seine Zuhörer in seine eigene praktische Missionsthätigkeit ein. Er schilderte einen Sonntagsmorgen, wie da zuerst die Kinder mit ihren lieblichen Gesichtern und bunten Gewändern in die Sonntagsschule, der blühendsten in Tokyo, kommen; wie sich dann der Saal nach und nach auch mit Erwachsenen füllt, unter ihnen mancher Freund der früheren Missionare, mancher auch, der von ihm selbst getauft wurde, — mancher aber kommt auch nicht. Um ½11 Uhr beginnt der Gottesdienst für die Erwachsenen. Er verläuft wie in der Heimat. Und wenn auch der Form nach die Predigt nicht dieselbe ist, so doch dem Inhalt nach: Wir wollen Jesus Christus predigen, nicht Dogmen, nicht unsere Kirche. War des Redners Arbeit auch aufregend, es waren doch Stunden des Glückes. Es sei heute für unseren Verein nicht mehr so schwer in Japan zu arbeiten wie vor 10 Jahren; wir brauchen aber mehr Arbeiter, damit sich die einzelnen draußen mehr aufeinander stützen können. Sollte es nicht möglich sein, diese Bitte zu erfüllen? — Reicher Beifall lohnte den fesselnden Vortrag.

Pred. Lic. Dr. Kind führte seine Hörer auf das Missionsfeld in **China** und forderte auf, die Mission in diesem Lande thatkräftiger zu unterstützen, als es bisher von unserer Seite geschehen ist. Dazu mahnen die jüngsten Ereignisse, die aus dem Lande der Mitte gemeldet werden, dazu ermuntert die glänzende litterarische Thätigkeit unseres Dr. Faber, dazu fordere auch die Entwicklung auf, die Pf. Kranz genommen hat, der als Pfarrer der deutschen Gemeinde nach Shanghai ging, bald aber den unwiderstehlichen Zug in seinem Innern spürte, sich ganz dem Volk der Chinesen zu widmen. Und wie groß ist das Missionsfeld! Welche ungeheure Arbeit ist hier noch zu thun! Durch Faber lernt man verstehen, wodurch es mit diesem so hochbegabten Volk abwärts geht und welche Macht allein imstande ist, eine Reformation hier zu bewirken, die Macht nämlich, die da heißt: Christlicher Geist! — Und wenn Dr. Faber am Ende seiner neuen Flugschrift versichert: „Unsere Arbeit an den Chinesen ist nicht vergeblich. Ich habe mich überzeugen können, daß das Evangelium eine Kraft Gottes an den Herzen ist und aus Sündern Gotteskinder macht", dann wollen auch wir mehr als bisher China Gegenstand unserer herzlichen Fürsorge und unserer Gebete sein lassen! — Auch dieser klare und mit Wärme vorgetragene Vortrag wurde mit Dank aufgenommen. Gegen 100 Exemplare der neuen Faberschen Flugschrift: **China in historischer Beleuchtung**, waren in kurzer Zeit verkauft.

Einen wahren Beifallssturm erntete aber Pf. **Schönholzer**'s Ansprache über die **Vorurteile gegen die Mission**, die wir im nächsten Heft vollständig abdrucken werden.

Zum Schluß teilte noch der Vorsitzende das Dank- und Glückwunschtelegramm des **Großherzogs Karl Alexander von Sachsen** mit, das inzwischen von der Wartburg eingetroffen war und folgenden Wortlaut hatte: „Ich danke dem Allg. evang.-protest. Missions-Verein herzlich mit dem Wunsche, daß Gott das große Werk, das die Aufgabe des Vereins ist, allezeit segnen und fördern möge. Karl

Alexander". Der Vorsitzende schloß die elfte Jahresfeier mit dem Ausdruck des Dankes für die freundliche Aufnahme, die der Verein in Pforzheim gefunden hatte, und rief den versammelten Freunden und Gästen ein frohes Wiedersehen zu.

Aus den Zweigvereinen.

Das Thüringer Missionsfest in Hildburghausen.

Die Landesvereine des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins" für Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg-Gotha feierten am 16. und 17. Juli d. J. in der im bergumkränzten Werrathale gelegenen meiningischen Stadt Hildburghausen zum erstenmal ein gemeinsames Missionsfest. Die wahrhaft vortreffliche Vorbereitung und Leitung des Festes seitens des Ortskomitees, die große Zahl der auswärtigen Gäste, die rege Beteiligung der Stadt Hildburghausen an den einzelnen Veranstaltungen, die Mannigfaltigkeit der Darbietungen, nicht zum wenigsten auch das schöne Festwetter — das alles wirkte zusammen, das Fest zu einem wohlgelungenen zu gestalten. Es begann mit der Vorfeier am Abend des 16. Juli im Saale des Tivoli. In herzlichen Worten begrüßte Kirchenrat Sauerteig namens des Kirchgemeindevorstandes und der Diözesangeistlichkeit die erschienenen Festgäste, indem er gleichzeitig auf die hohen und heiligen Ziele der Heidenmission hinwies und den Wunsch aussprach, daß auch das gegenwärtige Fest reichen Segen für alle Teilnehmer und für das Werk der Mission bringen möchte. Pfarrer Ernst aus Weimar, der Vorsitzende des Weimarischen Landesvereins, brachte namens der fremden Gäste herzlichen Dank für den warmen Empfang dar. In eindringlichen, begeisternden Worten stellte er die Mission als Lebensäußerung und Lebensbedingung des Christentums hin. Wie der Tannenbaum in Thüringens Wäldern, so lange Leben in ihm sei, alljährlich frische, junge Triebe hervorbringe, so müsse auch das Christentum in der Heidenmission neue Zweige treiben, und es sei aus mit seinem inneren Leben, wenn es das nicht mehr thue. Er schloß mit dem Wunsche, daß hier in Hildburghausen, das zwischen zwei hochberühmten, uns Evangelischen teuren Vesten, der Wartburg und der Veste Koburg, liege und wo bisher schon lebendiges Missionsinteresse zu Hause gewesen sei, sich auch fernerhin Herzen und Hände für das heilige Werk aufthun möchten. Hierauf gab Pfarrer D. Hering aus Oberroßla eine Schilderung des Japans von einst und jetzt. Er wies darauf hin, wie der japanisch-chinesische Krieg auf seiten Chinas alle Greuel des Heidentums trotz hochentwickelter Kultur, auf seiten Japans aber zweifellose Einflüsse und Erfolge des Christentums offenbart habe, verhehlte aber auch nicht die Sorgen, die die gegenwärtige politische Lage in Ostasien, im besondern die Beteiligung Deutschlands an dem Einschreiten von Rußland und Frankreich gegen den Frieden von Shimonoseki, ein drohender Krieg zwischen Japan und Rußland und der zunehmende Fremdenhaß in China dem Missionsfreunde bereiten müßten. Das alles mahne, mit um so regerem Eifer und um so innigerer Liebe für die Mission zu arbeiten. Superintendent Dr. Spinner aus Ilmenau, der dann das Wort ergriff, führte in begeisternder Weise aus, wie die Ereignisse, deren 25jährige Wiederkehr wir in dieser Zeit feiern, ihre Wirkungen auf allen Meeren, auch im fernen Ostasien haben sehen lassen, und wie auch Japan aus ihnen Nutzen gezogen habe. Aber wir sollen Japan nicht bloß die äußeren Mittel und Erfolge unserer Kultur bringen. Gerade Japans Erfolge, wie auch die gegenwärtige politische Lage in Ostasien stellen dem christlichen Europa seine Missionspflicht eindringlich vor die Augen. Redner erkennt an, wie unser Missionsverein von Anfang

an in Thüringen festen Fuß gefaßt habe. Es wehe ein frischer Wind aus Thüringens Bergen. „Frisch auf zur fröhlichen, heiligen Fahrt!“ Das sei auch fernerhin die Losung. Zum Schluß sprach Pfarrer Schmiedel aus Göttern, der von früheren Vorträgen her in Hildburghausen wohlbekannt war. In liebenswürdiger, fesselnder Erzählungsform schilderte er das gegenwärtige Personal unserer Mission in Japan, die Herzen der Missionsfreunde auch für die einzelnen auf dem Missionsgebiete arbeitenden Personen erwärmend.

Am Vormittag des 17. Juli fand der Festgottesdienst statt. Der Festprediger, Pfarrer Oskar Müller aus Gotha, sprach auf Grund von Jesaias 49, 1—6 über den Missionsberuf der christlichen Gemeinde, indem er hinwies 1. auf den Grund, auf dem diese Aufgabe ruht, 2. auf die Erfahrungen, unter denen der Beruf getrieben wird, 3. auf die Kraft, in welcher er allein recht getrieben werden kann. Von mächtiger, innerer Begeisterung getragen fesselte die Predigt die Gemeinde sichtlich und drang mit der ihr eigenen Unmittelbarkeit von Herzen zu Herzen. An den Gottesdienst schloß sich eine Versammlung der anwesenden meiningischen Geistlichen, in welcher sich der meiningische Landesverein förmlich konstituierte. Oberkirchenrat Dr. Dreyer aus Meiningen wurde zum Vorsitzenden, Kirchenrat Sauerteig aus Hildburghausen zum Stellvertreter gewählt. Die nachfolgende Delegiertenversammlung, an welcher 40 Herren teilnahmen, wurde von Oberbürgermeister Kammerherrn von Stocmeier namens der Stadt und von Oberkirchenrat Dr. Dreyer namens des Oberkirchenrates begrüßt. Letzterer leitete auch die Verhandlungen. Zunächst wurde von den Vertretern aus Weimar (Pfarrer Ernst), Gotha (Superintendent Haupt), Meiningen (Pfarrer Horn) und Koburg (Pfarrer Eberhardt) über den gegenwärtigen Stand der Mission in den einzelnen thüringischen Landen berichtet. Derselbe darf als ein durchweg erfreulicher bezeichnet werden. Auch Koburg, das bisher zurückgeblieben war, hat einen guten Anlauf genommen. Das vom Verein herausgegebene Missionsblatt ist in Weimar, Gotha, Meiningen in 1236, 700 und 350 Exemplaren verbreitet. Um den durch dies Fest gewonnenen engeren Zusammenschluß der betreffenden thüringischen Landesvereine auch für die Zukunft beizubehalten und womöglich noch enger zu gestalten, wurde beschlossen, im Jahre 1897 ein zweites gemeinsames Missionsfest in Eisenach zu feiern. Dort sollen auch nähere Vorlagen für die Form dieses Zusammenschlusses gemacht werden. Im Jahre 1896 feiert jeder Landesverein sein eignes Fest. Sodann bat der gegenwärtige Vorsitzende der Thüringer Geschäftsstelle die anwesenden Geistlichen, sich dieser Einrichtung bei beabsichtigter Begründung von Ortsvereinen, zur Vermittelung von Vorträgen der Missionare des Vereins, sowie zum Bezuge der Vereinsschriften recht fleißig zu bedienen. Er stellte den Bezug einer Sammlung japanischer Photographien in Aussicht, die mit Erklärung versehen bei den Thüringer Vereinen cirkulieren und dazu dienen soll, bei Missionsvorträgen das oft schmerzlich vermißte Anschauungsmaterial zu bieten und das Interesse für das Missionsgebiet zu wecken. — Am Nachmittag fand eine öffentliche Missionsversammlung in den Anlagen des „Schützenhofes“ statt, die ebenfalls sehr zahlreich besucht war. Es sprachen Superintendent Dr. Spinner über „heidnische und christliche Gottesdienste“ in Japan und Pfarrer Schmiedel über „die Thätigkeit eines Missionars in Japan“. Die vortrefflichen Vorträge zweier Gesangvereine trugen zur Verschönerung und Belebung der Versammlung bei. So war das Hildburghäuser Fest von Anfang bis zum Ende ein anregendes und belebtes und hat des tiefen Eindruckes auf die Teilnehmer nicht verfehlt.

H.

Missions-Frauenvereine in Kusel und Landau.

Stadtpfarrer Bickes in Ludwigshafen teilte uns bei Gelegenheit des Jahresfestes mit, daß auch in Kusel und Landau 2 blühende Frauenvereine schon seit längerer Zeit beständen, und hat uns jetzt folgenden Bericht gesandt:

„Der Frauenverein in Kusel wurde schon im Jahre 1891 durch den für unsere Vereinssache sehr thätigen Dekan Brion ins Leben gerufen. Kusel ist ein kleines Amtsstädtchen mit ungefähr 3000 Einwohnern, von denen $^4/_5$ protestantisch sind. Der Verein, der unter Leitung von Dekan bezw. Frau Dekan Brion steht, zählt z. Z. 49 Damen als Mitglieder. Sie bringen im Durchschnitt jährlich 80—90 Mark für den Allg. ev.-prot. Missionsverein auf, eine verhältnismäßig recht respektable Leistung.

Der andere Frauenverein, umfangreicher und bedeutender als der vorige, verdankt seine Entstehung unserem im vorigen Jahre erlassenen Aufruf zur Gründung von Frauenvereinen. Frau Pfarrer Unger in Landau, der Gattin des rührigen Ausschußmitgliedes unseres pfälzischen Hauptvereins, gebührt das Verdienst, ihn gesammelt zu haben. Sie ließ sich die Mühe nicht verdrießen, sozusagen von Haus zu Haus zu gehen, um edle Frauenherzen für unsere Mission zu gewinnen. Ihre Mühe war nicht umsonst. Absagen wurden ihr fast nirgends zu teil und in verhältnismäßig kurzer Zeit waren 100 Damen aus dem Bürger- und Beamtenstand zu einem lebens- und leistungsfähigen Missionsverbande vereinigt. Die Damen erklärten sich nicht bloß zu vierteljährlichen oder jährlichen Beiträgen, sondern teilweise auch zur Fertigung und Lieferung von Handarbeiten gern bereit. Nachdem man in Erfahrung gebracht, daß letztere zum Versand nach Japan sich nicht eignen, werden sie zum Besten des Allg. ev.-prot. Missionsvereins verlost werden. Man unterscheidet in diesen Frauenvereinen aktive, d. h. zugleich arbeitende und passive, d. h. bloß zahlende Mitglieder. Die Aktiven, 20 an der Zahl, vereinigen sich allmonatlich zu einem Missionskranz, der abwechselnd in den Wohnungen derselben stattfindet. Während die Damen arbeiten (natürlich bei einem Täßchen Kaffee!) werden ihnen aus dem Missionsblatte oder unserer Zeitschrift die wichtigsten und für Frauen interessantesten Mitteilungen zur Verlesung gebracht. Der Verein hat im vorigen Jahr 300 Mark abgeliefert, pro 1895 wird er 600 Mark in die Vereinskasse abführen können!

Was in dem kleinen Kusel und in der ehemaligen Grenzfeste Landau möglich war, sollte das in vielen anderen Städten des evangelischen Deutschlands, wo die Verhältnisse ungleich günstiger liegen, unmöglich sein?"

Das Jahresfest des Pfälzischen Hauptvereins

wurde am 18. August v. J. in Kusel gefeiert. Vormittags 11 Uhr traten die Abgeordneten der einzelnen Zweigvereine und die Mitglieder des Ausschusses zur Berichterstattung und Beratung zusammen. Dekan Brion begrüßte die Anwesenden als Konsistorialkommissär und Presbyterialvorstand und wies darauf hin, daß durch den Allg. ev.-prot. Missionsverein der Missionsgedanke in vielen Herzen geweckt wurde, die demselben bisher verschlossen waren. Der Vorstand, Pfarrer Bickes-Ludwigshafen, dankte für die freundlichen Worte und begrüßte den anwesenden Missionar Munzinger. Die Jahresbeiträge des Pfälzer Hauptvereins haben sich gegen das Vorjahr um 580 M. gesteigert. Die Ausgabe beträgt 4290.15 M., wovon 4100 M. an die Kasse des Centralvereins in Berlin abgeführt wurden. Die von den Herren Koch und Hussong in Ludwigshafen geprüfte Rechnung wurde anerkannt und der Rechner entlastet. Ein Antrag von Pfarrer Schäfer-Spesbach, Vereinsorganisation betreffend, wurde angenommen und die Ausführung dem Ausschuß übertragen,

der aus folgenden zwölf Mitgliedern besteht: Bickes-Ludwigshafen, Vorstand, Bayer-Neustadt, Schriftführer und Rechner, Dekan Künkele-Wachenheim, Bahnbeamter Koch-Ludwigshafen, Pfarrer Stepp-Kaiserslautern, Pfarrer Croneiß-Kandel, Rechtsanwalt Bangratz-Landau, Pfarrer Unger-Landau, Pfarrer Oster-Oppau, Rechtsanwalt König-Zweibrücken, Pfarrer Claus-Münchweiler und Obersteiger Zentz von Grube Bexbach.

Als um 2 Uhr die Glocken zum Gottesdienste riefen, war die geräumige Kirche schon besetzt, viele konnten nicht mehr eintreten und harrten vor der Thüre. Nach Gesang, Gebet und Schriftlesung begrüßte Pfarrer Schmitt-Kusel die Festgemeinde in herzlichen Worten und Dekan Künkele-Wachenheim hielt die Festpredigt über Ev. Matth. 14, 23—32, gedankenreich und formvollendet, die die Hörer bis zum letzten Worte in Spannung hielt. Das Thema war: Jesus Christus wandelnd über dem Meer — ein Bild, das uns lehrt, weitherzig sein in der Beurteilung der Heidenmission, das uns mahnt, unverzagt sein in dem Werke der Heidenmission, das uns heißt, fest sein in der Zuversicht auf einen gesegneten Erfolg in der Heidenmission. Wie es beim diesjährigen Jahresfest erwartet werden mußte, wurden die auf einer höchst oberflächlichen Beobachtung während 3—4 Wochen beruhenden und von gehässiger Art zeugenden Angriffe auf unseren Missionsverein und das von ihm in Japan betriebene Missionswerk, wie sie Konsistorialrat Dalton-Berlin in seinem Buche „Auf Missionspfaden in Japan" gemacht hat, zurückgewiesen. Nach der Predigt hielt Missionar Munzinger auf Grund von Römer 1, 11: „Denn mich verlanget, euch zu sehen, auf daß ich euch mitteile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken", eine sehr interessante Ansprache aus seinen eigenen Erlebnissen im Lande der „aufgehenden Sonne". Mit Gebet und Segen schloß die Feier um 4 Uhr. Der Kuseler Kirchenchor unter Leitung seines Dirigenten Ludwig hat wesentlich zur Erhöhung der Festfeier beigetragen in der Kirche wie in der Nachversammlung. Die beim Ausgang erhobene Kollekte zum Besten der Missionssache ertrug 110.86 M. und die Ausstellung verschiedener japanischer Gegenstände im Schulhause lieferte den Ertrag von 77.50 M.

Das Jahresfest des Apoldaer Zweigvereins in Oberroßla

fand am Sonntag, den 8. September statt. Die Festpredigt hatte Pfarrer Ernst aus Weimar übernommen, der über Ap.-Gesch. 16, 8—10 sprach. Der Ruf: „Komm herüber und hilf uns!" ergeht auch an uns. Er kommt aus den Ländern der Heiden, er kommt auch aus dem hochcivilisierten Japan, es ist wahr, was ein Japaner sagte: „Der Geist des Christentums durchdringt die europäische Civilisation so innig, daß sie ohne Christentum annehmen soviel hieße, wie einen Leib aufbauen wollen ohne Blut". — Und dieser Ruf ergeht an alle, die die Segnungen des Christentums empfangen haben, besonders auch an unser deutsches Volk. — „Gott will es!" das war die Losung der Kreuzfahrer. Heute gilt es aber viel mehr zu erobern als ein totes Grab, lebendige Menschenherzen. Darum laßt uns den Ruf hören! — In der Nachversammlung hielten Pf. Dr. Hering, Pf. Ernst, Pf. Wohlfarth, Pf. Neumärker und Pf. Schmiedel Ansprachen. Pf. Reuße aus Denstedt sang hier wie in der Kirche einige Soli. Den Vertrieb unserer Flugschriften hatten in liebenswürdiger Weise die Mitglieder des Apoldaer Jungfrauenvereins übernommen. — Der Ertrag der Sammlung in der Kirche ergab 38 M.

Das Jahresfest des Ortsvereins in Ludwigshafen.

Stadtpfarrer Bickes schreibt uns: „Der Ortsverein Ludwigshafen a. Rh. feierte am 27. Oktober in der neuen, von Baurat Otzen in Berlin erbauten Kirche

sein Jahresfest. Die Beteiligung war derart, daß weder die geräumige Kirche, noch später beim Familienabend der große Festsaal die Menge der Missionsfreunde fassen konnte. Die Anwesenheit Pf. Munzingers, der vor bald 6 Jahren von Ludwigshafen nach Japan ausgesandt wurde, hatte natürlich besondere Anziehungskraft ausgeübt. Beim Gottesdienste wie beim Familienabende wirkte der 100 Sänger zählende Kirchenchor der neuen Kirche mit."

Der Berliner Haupt- und Frauen-Verein

veranstaltete am 7. Nov. v. J. unter Mitwirkung von Prof. Dr. Joachim und andern namhaften Künstlern in der Neuen Kirche ein Konzert, dessen Reinertrag in der Höhe von 1898,32 M. der Centralkasse zur Schuldentilgung überwiesen worden ist.

Aus dem Centralvorstande.

Beschlüsse der Generalversammlung am 2. Oktober 1895.

Über die Beschlüsse der Generalversammlung am 2. Oktober 1895 hat der Centralvorstand ein Rundschreiben an die Zweigvereine und Vertrauensmänner am 28. Oktober 1895 gerichtet, aus dem wir im folgenden das Wichtigste mitteilen:

„In unseren Versammlungen am 1. und 2. Oktober konnten wir es dankbar verkündigen, daß unser Werk sowohl in der Heimat als auch im fernen Osten im verflossenen Geschäftsjahr manchen schönen Fortschritt zu verzeichnen hatte. Aber neue Aufgaben sind an uns herangetreten, wohl wert, daß wir neue und größere Anforderungen an unsere Freunde stellen dürfen.

Einen guten Teil der Kraft und Arbeit unserer Missionare in den nächsten Jahren wird die Schaffung einer japanischen theologischen und allgemein-christlichen Litteratur in Anspruch nehmen, die ins Werk zu setzen die Konferenz des Centralvorstandes am 1. Oktober definitiv beschlossen hat. Zunächst soll ein von Dr. Christlieb aus seinen Vorlesungen erwachsenes Werk über das Alte Testament erscheinen; gleichzeitig damit eine Übersetzung des Neuen Testaments nebst kurzem Kommentar. Wir halten es für eine Ehrenpflicht unserer Mission, dies Unternehmen ins Leben zu rufen und durchzuführen. Wir werden dadurch einen bestimmenden Einfluß auf die Christianisierung des ganzen japanischen Volkes gewinnen, freilich aber auch dafür bedeutende Mittel aufwenden müssen. Ferner wird in absehbarer Zeit die Errichtung eines Betsaales in Osaka, wo unser japanischer Gehilfe Maruyama mit Erfolg thätig ist, notwendig werden. Sehr wünschenswert wäre es auch, wenn wir bald einen 4. Missionar aussenden könnten. Zu allen diesen bald notwendigen Ausgaben kommt, daß im Laufe des Jahres einige Schuldposten endlich abgetragen werden müssen.

Für den Betriebsfonds sind bisher nur wenige Beiträge eingegangen. Sollen wir vorwärts kommen, sollen uns nicht immer wieder alte Verpflichtungen ein Hemmschuh sein, unser Werk weiter auszudehnen, so müssen die Zweigvereine und Vertrauensmänner ihre Anstrengungen vergrößern und ihre Beiträge vermehren.

Für die Propaganda und Gewinnung neuer Mitglieder haben sich unsere Flugschriften (vgl. Jahresbericht Z. M. R. 95, S. 238 f.) als ein geeignetes Mittel gut bewährt. Leider haben bisher die wenigsten Zweigvereine eine feste Niederlage für ihren Vertrieb errichtet, was im Interesse unseres Werkes dringend wünschenswert wäre. Wiederholt machen wir auf das Abonnement und die Gewinnung neuer Leser für unsere Zeitschrift aufmerksam. Das von Pfarrer Lic. Kirmß abgefaßte Flugblatt für die Konfirmanden wird neu aufgelegt und gedruckt werden. Die günstigen Resultate, die damit im letzten Winter erzielt

worden sind, lassen uns hoffen, daß recht viele Bestellungen auf dasselbe beim Centralbureau Berlin C., Friedrichsgracht 53, einlaufen, von dem das Blatt unentgeltlich und franko in jeder beliebigen Anzahl von Exemplaren versandt wird. Dringend legen wir unseren Freunden auch die Bildung neuer Frauenvereine ans Herz.

Pfarrer Lic. Hackmann, der sich nach wie vor auch die Seelsorge der deutschen Matrosen angelegen sein läßt, hat uns wiederholt um passende Lektüre für diese ersucht, und wir bitten herzlich, geeigneten Lesestoff zu sammeln und dem Centralbureau zur Weiterbeförderung zuzusenden.

Die aufblühende deutsche Gemeinde in Shanghai, deren Mitgliederzahl von Jahr zu Jahr größer wird, hat den lebhaften Wunsch, eine eigene Kirche zu errichten. Die Generalversammlung hat beschlossen, diesem Kirchbau sympathisch gegenüber zu treten.

Die Generalversammlung hat ferner beschlossen, beim Großherzogl. Sächsischen Staatsministerium die Genehmigung folgender Änderung der §§ 8 nnd 12 der Statuten nachzusuchen:

„§ 8: Die Generalversammlung bilden der Centralvorstand, die mit schriftlicher Vollmacht versehenen Abgeordneten der Zweigvereine und die Vertrauensmänner, sowie die übrigen anwesenden Mitglieder des Vereins (die letztgenannten mit beratender Stimme). Auf einen Beitrag bis zu 100 Mark entfällt eine beschließende Stimme; auf Beiträge über 100 Mark entfällt für jede weiteren 100 Mark bis zu 500 Mark noch je eine beschließende Stimme; auf Beiträge über 500 Mark entfällt außer den 5 Stimmen für die ersten 500 Mark noch je eine beschließende Stimme für jede weiteren 500 Mark. Vereine und Vertrauensmänner können ihre Stimme jedem Mitglied des Gesamtvereins übertragen. Ein Abgeordneter kann eine Mehrheit von Stimmen in sich vereinigen.

§ 12: Der Centralvorstand besteht: 1) aus 15 Mitgliedern, welche samt dem Präsidenten von der Generalversammlung gewählt werden, 2) aus je einem Vertreter derjenigen Zweigvereine, welche 2000 Mark oder mehr als jährlichen Beitrag zahlen. Auch diese Mitglieder des Centralvorstandes, sowie der Präsident werden auf 3 Jahre gewählt, und zwar so, daß jedes Jahr ein Drittel zum Austritt kommt."

Zum Mitglied des Centralvorstandes für den verstorbenen Pred. Ritter hat die Generalversammlung den früheren Missionar Pfarrer D. Schmiedel in Göttern b. Magdala (jetzt seit November 1895 Gymnasiallehrer in Eisenach) gewählt; der Schweizer Landesverein, der jetzt über 1000 Mitglieder zählt, hat als seinen Vertreter den Bankdirektor Saxer in St. Gallen in den Centralvorstand abgeordnet.

Mit großer Freude hat die Generalversammlung die Einladung des Schleswig-Holsteiner Landesvereins zur Feier des XII. Centraljahresfestes in Kiel entgegen genommen."

Centraljahresfest.

Unser diesjähriges XII. Centraljahresfest wird ausnahmsweise bereits in den Tagen vom 23.—25. Juni in Kiel stattfinden, da eine Festversammlung zur gewöhnlichen Zeit im Herbst aus örtlichen Gründen in Kiel unmöglich sein würde. Die Festpredigt hat Pred. Lic. Dr. Kirmß-Berlin, den Vortrag in der Generalversammlung Superint. Dr. Spinner-Ilmenau übernommen. In den nächsten Wochen hoffen wir in den Kirchenzeitungen und im Missionsblatt das Festprogramm vollständig bekannt geben zu können.

Berichtigung.

In unserer Jahresrechnung (vgl. Jahresbericht S. 35) ist sub. Tit. V. Beiträge zur Bildung eines Betriebsfonds die Gabe von 150 M., die uns aus Pforzheim übersandt wurde, irrtümlich als Beitrag des Heidelberger Zweigvereins angegeben worden.

Bibeln und Neue Testamente,

noch gut erhalten, in deutscher Sprache, auch Familienbibeln erbitten unsere Missionare in Japan von den Missionsfreunden in der Heimat. Die Sammelstelle hat Pfarrer Burggraf in Bremen übernommen.

Unser Missionar Pf. Munzinger

hat leider bisher die in der Heimat erhoffte Wiederherstellung seiner Gesundheit nicht gefunden. Sein Hausarzt Dr. Schroer in Glan-Münchweiler hat ihm in einem amtlichen ärztlichen Attest vom 16. Dezember 1895 die Rückkehr auf sein japanisches Arbeitsfeld verboten. Pf. Munzinger hat uns daher gebeten, ihn von seiner Verpflichtung zu entheben, am 1. April d. J., wie wir es in Aussicht genommen hatten, nach Japan zurückzugehen.

Wie es allen unseren Missionsfreunden äußerst schmerzlich sein wird, Pf. Munzinger aus unseren Diensten scheiden zu sehen, so haben auch wir mit tiefstem Bedauern, der gebieterischen Notwendigkeit gehorchend, sein Entlassungsgesuch genehmigt, geben uns aber der Hoffnung hin, daß es unserem Freunde, wenn sich seine Gesundheit wieder kräftigen sollte, möglich sein wird, noch einmal in sein altes Arbeitsfeld wiedereinzutreten.

Mit Rücksicht auf seine Gesundheit hat uns auch Herr Pf. Munzinger gebeten, ihn von den Vortragsreisen vorläufig ganz zu entbinden.

Für die Leitung unseres Vereins erwächst nunmehr die Aufgabe mit der Aussendung eines neuen Missionars recht bald vorzugehen, damit unsere beiden Missionare in Japan Dr. Christlieb und Schiller die dringend gewünschte Hilfe erhalten.

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Laufe dieses Jahres erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen nnd Lebenslauf sind an den unterzeichneten Centralvorstand zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Der Centralvorstand
des Allgemeinen evang.-protestant. Missionsvereins.

Berlin, den 3. Januar 1896.

Prediger Dr. Arndt,
Berlin C. Friedrichsgracht 53.



Dr. Martin Luther und die Heidenmission.

Von E. Lachmann, Pfarrer zu Wechmar bei Gotha.

In den Tischreden Dr. Martin Luthers findet sich folgendes schöne Zwiegespräch: D. M. Luther fragte den Hieronymum Weller, wie es ihm ginge? Da sprach er: „Kümmerlich und betrübt, ich weiß nicht, wie es gehet". Darauf antwortete D. M. Luther: „Seid ihr denn nicht getauft? O, wie eine große Gabe Gottes ist die Taufe, welche die Türken und andere Ungläubige nicht haben. Überdies ist Gottes Wort eine große Gabe und Gnade Gottes; darum sollen wir Gott von Herzen danken, daß wir sein Wort haben. Denn Gott ist es, der uns tröstet und stärket, Kraft und Macht giebt, darauf er uns seinen heiligen Geist zum Pfand und Mahlschatz gegeben hat".

Und wieder an einer anderen Stelle mahnt er, die köstlichen Güter wohl zu behalten und zu bewahren, die uns in dem Sakrament der heiligen Taufe von Gott geschenkt werden. „Der Himmel[1]) ist mir umsonst gegeben und ist mein Geschenk, und ich habe Briefe und Siegel darüber, das ist, ich bin getauft und gehe zum Sakrament. Darum verwahre den Brief, daß ihn der Teufel nicht zerreiße, das ist, lebe und bleibe in Gottes Furcht und bete das Vater Unser. Gott hat mir die Seligkeit und das Evangelium nicht können höher und besser vergewissern, denn mit dem Tode, Leiden und Sterben seines lieben Sohnes. Und wenn ich gläube, er habe den Tod überwunden und sei für mich gestorben, und ich sehe die Verheißung des Vaters an, so habe ich den Brief vollkommentlich, und das Siegel der Taufe und Sakraments des Altars, unsres Herren Christi wahren natürlichen und wesentlichen Leibs und Bluts, daran hangen, so bin ich wohl versorget."

Aus dieser Wertschätzung des Sakramentes der heiligen Taufe, aus dieser tiefen Erkenntnis des reichen Gottessegens, der für das Menschenleben aus dem Gottesbund im Sakrament hervorquillt, ergiebt sich die Frage D. Martins an seine Käthe: „Ob[2]) sie auch gläubte, daß sie heilig wäre?" Da verwunderte sie sich und sprach: „Wie kann ich heilig sein, bin ich doch eine große Sünderin". Darauf sagte D. Martin: „Sehet nur da den päpstischen Gräuel, wie er die Herzen verwundet, Mark und alles Inwendiges eingenommen und besessen hat, also, daß sie nichts mehr sehen können, denn nur die äußerliche persönliche Frömmigkeit und Heiligkeit, so ein Mensch selber vor sich thut". Und er wandte sich zu ihr und sprach: „Gläubest du, daß du getauft und eine Christin bist, so mußt du auch gläuben, daß du heilig bist. Denn die heilige Taufe hat solche Kraft, daß sie die Sünden ändert und verwandelt; nicht, daß sie nicht mehr vorhanden wären und nicht gefühlet würden, sondern daß sie nicht verdammen. Der Taufe Wirkung, Kraft und Macht ist so groß, daß sie alle Anfechtungen aufhebt und wegnimmt". Da aber M. Antonii L. Weib gefragt ward, sprach sie, sie wäre heilig, soviel sie gläubete; wäre aber eine Sünderin, sofern sie ein Mensch

[1]) Colloquia.
[2]) Colloquia.

wäre. „Ja," sprach D. Martin, „ein Christ ist ganz und gar heilig, denn wenn der Teufel den Sünder wegführete, wo bliebe der Christe? Darum taugt dieser Unterschied und Antwort nichts. Die Taufe muß man mit festem Glauben fassen, alsdann werden, ja, sind wir heilig".

Herzig und sinnig, — unser Geschlecht in seinen unchristlichen Geschmacklosigkeiten könnte sich ein Beispiel daran nehmen, — ist die schlichte, aber der Würde und Bedeutung der heiligen Taufe angemessene „Form D. Martin Luthers, Gevattern zu bitten": „Gnade[1]) und Friede in Christo! Ehrbare, tugendsame Frau, liebe Freundin! Ich bitte Euch um Gottes willen, Gott hat mir eine arme, junge Heidin bescheret, von meinem und meiner lieben Hausfrauen Leibe, Ihr wollet so wohl thuen und derselben armen Heidin zur Christenheit helfen und ihre geistliche Mutter werden. Damit sie durch Eueren Dienst und Hilfe (durch's Gebet) auch komme aus der alten Geburt Adams zur neuen Geburt Christi durch die heilige Taufe. Das will ich wiederum verdienen. Hiermit Gott befohlen. Amen".

Wenn es not thäte, bei einer Persönlichkeit, wie bei der Luthers, dessen ganzes von Christi Geist und Lebensmacht erfülltes und getragenes Leben wie ein offenes Buch vor uns liegt, erst noch ihre Überzeugung von dem Quell alles Lebens in Gottes Gnade durch Jesum Christum nachzuweisen, so dürften die vorstehenden Äußerungen unseres großen Reformators, die doch nur vereinzelte Stichproben sind, bereits genügen.

Aber mir schwebt eine andere Frage vor der Seele. Daß Luther mit seinem ganzen Leben und Wirken voll und ganz auf dem Boden christlicher Welt- und Lebensanschauung gestanden, bedarf für uns, sowie für jeden ehrlichen Gegner, der sehen will, wohl keines weiteren Beweises. Eine andere Frage aber ist es: Wie hat er diese christliche Weltanschauung realisiert? Ich denke dabei an die Scene vor dem hohen Rat: „Da hießen[2]) sie die Apostel hinausgehen aus dem Rat und handelten mit einander und sprachen: Was wollen wir diesen Menschen thun? Denn das Zeichen, durch sie geschehen, ist kund, offenbar allen, die zu Jerusalem wohnen, und wir können's nicht leugnen. Aber auf daß es nicht weiter einreiße unter das Volk, lasset uns ernstlich sie bedräuen, daß sie hinfort keinem Menschen von diesem Namen sagen. Und riefen ihnen und geboten ihnen, daß sie sich allerdinge nicht hören ließen, noch lehreten in dem Namen Jesu. Petrus aber und Johannes antworteten und sprachen zu ihnen: „Richtet ihr selbst, ob's vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen denn Gott. Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben."

Ich meine also: Wie hat Luther den Christus in seinem Herzen der Welt gepredigt? War's ihm auch ein heiliger, unwiderstehlicher Drang, zu zeugen von dem, was er an Heilserfahrungen persönlich erlebt hat?

Die Geschichte des Reiches Gottes und diejenigen, die ihre Geschehnisse niedergeschrieben, antworten mit einem unumwundenen und unbestreitbaren Ja, soweit es sich um die Thätigkeit und um den Einfluß Luthers auf seinem eigensten Kampfgebiet handelt, auf das ihn Gott gestellt und dem er seine Kräfte nach Gottes Willen in erster Linie zu widmen hatte, das

---

[1]) Colloquia.
[2]) Act. 4, 15—20.

heißt auf dem Kampfesfeld gegen die Verirrungen der römisch-päpstlichen Kirche. Hier ist er einem jeden protestantischen Kinde bekannt und lieb und wert als der kühne Held, der der Pauke ein Loch macht, indem er seine Thesen anschlägt an die Thür der Schloßkirche von Wittenberg, als der unverzagte Kämpfer, der vor Kaiser und Reich sich nur in einem gebunden weiß, in Gottes Wort und in seinem Gewissen, als der tapfere Gottesstreiter, der wie ein zweiter Siegfried als Junker Jörg auf der Wartburg sich den Flamberg des verdeutschten Gotteswortes schmiedete, als der gottgetreue Pilger, der sterbend noch mit einem Ja antwortet auf die Frage seines Freundes Justus Jonas: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf den Trost des Evangeliums, das Ihr verkündet und danach Ihr gelebt, auch sterben?"

Nicht so gleichmäßig und nicht so unbedingt ist die Antwort, wenn wir fragen, wie denn eigentlich extensiv die Zeugniskraft und Zeugniswucht sich offenbart, die doch in jedem Jünger Christi zu suchen ist, und die wir in ganz besonderer Weise in religiös so reich begabten, so tief beanlagten Naturen wie in einem Luther erwarten.

Ich meine, wenn Luthers Verdienst um die Läuterung der heimischen christlichen Kirche laut Zeugnis der Geschichte unbestreitbar ist, wie steht es denn mit seiner Stellung zur Ausdehnung, zur Ausbreitung dieser geläuterten christlichen Kirche, um die Predigt des reinen Evangeliums bei denen, die von einem Evangelium überhaupt noch nichts wissen, das heißt, bei den Heiden?

Das Thema: Dr. Martin Luther und die Heidenmission ist bereits mehrfach teils gestreift, teils eingehender behandelt, aber fast von jedem Autor wieder in einer anderen Weise zur Entscheidung geführt.

Da lese ich in Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende, 7. Aufl., Bd. II, § 143, 7: „Für die Heidenmission geschah (in der 1. Periode der Reformationsgeschichte, im 16. Jahrhundert) noch wenig. Die Ursachen dieses Mangels liegen nahe. Die lutherische Kirche war vorerst noch zu sehr durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen; sie hatte weder die Aufforderung zur auswärtigen Mission, welche der katholischen Kirche in den politischen und merkantilischen Beziehungen [illegible] Staaten zu den fernen Heidenländern gegeben war, noch die Mittel [illegible] Ausführung, welche jener in ihren Mönchsorden dargeboten waren. [illegible] finden sich Anfänge einer lutherischen Mission schon in dieser [illegible] Gustav Wasa von Schweden gründete schon 1559 eine solche [illegible] nachlässigten Lappländern".

Das ist alles. Von der prinzipiellen Stellung [illegible] Reformatoren zur Heidenmission nicht ein einziges Wort.

Zur Abwechselung schlug ich auch einmal ein [illegible] das Meyersche, da ich bei allen religiösen Fragen [illegible] erfahren, in welcher Beleuchtung sie in die [illegible] getragen werden. Da findet sich Band XI, S. [illegible] Satz: „In der protestantischen Kirche erwachte [illegible] hunderts der Missions[illegible] war so, [illegible] Pietisten, Methodi[illegible] Wer[illegible]

Also auch hier, wenn es gestattet wird, das Schweigen auszulegen, das Resultat: Die Reformatoren, speziell Luther, haben keine Veranlassung gehabt, zu dem großen Thema der Mission Stellung zu nehmen, oder aber, sie haben keinen Sinn und kein Verständnis für die Missionsaufgabe und die Missionspflicht der Gemeinde Christi gehabt.

Mein liebes Lehrbuch, Hase, Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen, X. Aufl. habe ich dann durchsucht. Auch hier bestand die Antwort in Schweigen. Auch in Hases Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen fand ich nicht das Gewünschte. § 246 im III. Teil, erste Abteilung, handelt zwar von der Mission, streift aber mit keiner Silbe die Stellungnahme der Reformatoren zu derselben, sondern mit den Worten anhebend: „Die römische Kirche in ihrer neuen Kräftigung dachte die einheimischen Verluste durch auswärtige Eroberungen zu ersetzen und so ihre Universalität zu retten" — geht der Paragraph alsbald zu der Geschichte der katholischen Mission über. Und in der zweiten Abteilung des III. Teiles heißt es in § 316 „Missions- und Bibelgesellschaften" ganz kurz: „Der Protestantismus hat keinen Mittelpunkt der Missionsbestrebungen wie der Katholizismus an der römischen Propaganda. Daher bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts vornehmlich von Herrenhut und dem hallischen Waisenhaus nur einzelne Missionäre ausgingen, von der englischen und dänischen Regierung benutzt für ihre Kolonien".

Auch in der kurzen Einleitung, die H. Gundert seinem vorzüglichen Buch: „Die Evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten", vorausschickt, das eine Fundgrube alles Einschlägigen bildet, finde ich als charakteristisch für die Reformationszeit den Satz: „Während um die Zeit der Reformation die katholische Kirche einen neuen Anlauf zur Bekehrung der Heiden nahm, wurden die evangelischen Kirchen ihrer Verpflichtung zur Teilnahme an diesem Werk sich nur langsam bewußt. Ein erster Missionsversuch der Genfer in Brasilien mißlang 1557; dagegen geschah etwas 1559 für die Lappen in Schweden".

Mit Gundert, der dieser kurzen Äußerung nach mit Kurtz und Hase übereinzustimmen scheint, komme ich auf das Gebiet der eigentlichen Missionsschriftsteller hinüber. Ich nenne neben Gundert drei Namen, bei denen ich mich über Luthers Stellung zur Heidenmission erkundigt habe. Sie haben alle einen guten Klang. Aber wieder, wo nun endlich eine Auskunft zu erwarten ist, wie verschieden lautet dieselbe! Jul. Wiggers, Plitt, Warneck, lauter respektable Missionsmänner, bei denen ich als schlichter, junger, wißbegieriger, für die Mission begeisterter Landpfarrer gern in die Schule gehe, um von diesen Altmeistern der heiligen Missionssache zu lernen. Wenn sie doch nur in unserer Frage harmonierten!

Wie habe ich mich doch, als ich zuerst unsere Frage erwog, gefreut, daß Wiggers[1]) mir die Antwort gab: „In Deutschland hatte schon der Führer und Fürst der Reformation, Martin Luther, mehrfach auf die heilige Pflicht der Heidenbekehrung hingewiesen", und zugleich einige Citate (aus der Auslegung des 117. Psalms und aus der Auslegung des Evangeliums vom Himmelfahrtstage aus der Kirchenpostille) hinzufügte, in denen Missionsgedanken entwickelt zu sein schienen. Ich weiß nicht, bei dem

[1]) Geschichte der evangelischen Mission 1845, 1. Bd. S. 25—27.

Schweigen der obengenannten Lehrbücher habe ich immer die Empfindung gehabt: Wenn Luther jeder Missionsgedanke abgegangen ist, dann fehlt mir etwas an ihm, was ich an ihm als Christen und als Homileten mit Bestimmtheit gesucht habe und was ich nur mit Schmerzen an ihm vermissen könnte.

Auch aus Plitts „Geschichte der lutherischen Mission" [1]) habe ich viel Tröstliches gelernt, wenn ich auch wohl dasselbe Gefühl nicht loswerden kann, das Warneck beschlichen hat, daß nämlich mit dem Begriff „Mission" bei Plitt eigentlich doch ein quid pro quo getrieben ist. Jedenfalls stößt sich Warneck mit gutem Recht daran, wenn bei Plitt unter „Mission" etwas anderes substituiert wird, als was darunter wirklich zu verstehen ist. Unter Mission ist nach Warneck zu verstehen: „Sendung [2]) von Predigern das Evangelii zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, d. h. den nichtchristlichen Völkern". Diesen kaum anfechtbaren Begriff zugegeben, kann man doch nicht von einem Missionieren reden, wie es bei Plitt geschieht: „Die Heiden [3]), die Luther meint und von denen er auch oft sagt, wir Heiden, sind die nicht jüdischen Völker, welche in die christliche Kirche eingegangen waren; sie loben Gott, wie schon Psalm 117 geweissagt hat, und unter ihnen soll das Evangelium immer mehr im Schwange gehen. Unter sie gingen dann Luthers Schüler hinaus als Boten des Evangeliums und gründeten Missionsstationen. Auch jetzt suchten sie die Hauptplätze des Verkehrs, die größeren Städte zuerst auf, und von da verbreitete sich die Predigt in immer weiteren Kreisen, bis diese Kreise sich berührten und in einander übergingen, sodaß es ein zusammenhängendes evangelisches Kirchengebiet gab. Auf solche Weise predigte und trieb Luther evangelische Mission, und für den Fortgang dieses Missionswerkes lehrte er die evangelischen Christen beten, indem er in der Auslegung der zweiten Bitte schrieb: Derhalben bitten wir nun zum ersten, daß solches bei uns kräftig werde und sein Name so gepreiset durch das heilige Wort Gottes und christlich Leben, beide, daß wir, die es angenommen haben, dabei bleiben und täglich zunehmen, und daß es bei anderen Leuten ein Zufall und Anhang gewinne und gewaltiglich durch die Welt gehe, auf daß ihr viel zu dem Gnadenreich kommen, der Erlösung teilhaftig werden, durch den heiligen Geist herzugebracht, auf daß wir also allesamt in einem Königreich, jetzt angefangen, ewiglich bleiben".

Das ist der Reformator Luther, aber nicht der Missionsmann Luther!

Abgesehen von dieser irrigen, flüssigen, unklaren Begriffsbestimmung, die sich durch die gesamten Ausführungen Plitts über Luther hindurchzieht und sie leider nicht unwesentlich beeinträchtigt, enthalten diese doch viel Dankenswertes, und man kann sich manches unbedenklich aneignen, wenn er seine Gesamtausführungen über unser Thema in nachfolgende Sätze zusammenfaßt: „Luther [4]) vernachlässigte den Missionsbefehl des Herrn an seine Kirche nicht, sondern suchte mit Wort und That ihm gerecht zu werden;

---

[1]) Neu herausgegeben von Hardeland. Vergleiche als hierher gehörig Bd. I, S. 3—15.

[2]) Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen, 1882.

[3]) A. a. O. S. 9.

[4]) A. a. O. S. 14.

aber er ließ sich von der Lage, in welcher er die Kirche fand, sagen, wie und wo solches zu geschehen habe. Er sah, daß man in der Kirche nicht wußte, was der Inhalt der Missionspredigt sein solle, und daß man vergessen hatte oder nicht wissen wollte, auf welche Weise das Reich Gottes auszubreiten sei. Dadurch war ihm auch hier die Aufgabe, zu reformieren, gestellt. Er zeugte gegen die Verweltlichung der Missionsthätigkeit, nach welcher man meinte, mit dem Schwerte in der Hand die Feinde des christlichen Namens niederschlagen zu müssen; und er zeigte, welches die Botschaft sei, die von der Kirche Christi unter alle Völker gebracht werden solle. Diese Botschaft verkündigte er selbst, wo sein Beruf es von ihm verlangte. Ihre Bestimmung, durch die Welt zu gehen, betonte er laut und wollte nicht zugeben, daß ihr als mit Recht irgendwo Grenzen gesteckt werden dürfen".

Gegenüber den Ausführungen Plitts herrscht bei Warneck[1]) eine vollständige Klarheit vor. Freilich, sie bringt uns, was uns nicht wohl, sondern mir wenigstens sehr wehe thut.

Mit einem kurzen Sätzchen giebt Warneck allerdings zu, „daß die Reformation der Mission einen großen indirekten Dienst gethan, indem sie den Inhalt der Missionspredigt der Kirche wieder zum Bewußtsein brachte durch ihre energische Proklamation des lauteren biblischen Evangelii. Mit allem Nachdruck bekämpfte Luther die Verweltlichung der Missionsthätigkeit, nach welcher man meinte, mit dem Schwerte in der Hand die Feinde des christlichen Namens niederschlagen zu müssen, und zeigte, welches die Botschaft sei, die von der Kirche Christi unter alle Völker gebracht werden solle. Aber er that das eigentlich nicht im Blick auf die damalige Heidenmissionsthätigkeit, sondern im Zusammenhange mit der Präcisierung seiner Stellung zu den Türkenkriegen. Und wenn er mit allem Nachdruck auf die Predigt des Evangeliums dringt und für dieselbe freie Bahn verlangt, — so bezeichnet er doch nirgends die Heiden als das Objekt der Evangelisationsarbeit". Warneck schließt seine Ausführungen mit dem Resultat: „So schwer es uns auch werden mag, uns in diese Thatsache zu finden, so dürfen wir sie doch nicht verschleiern: Der Blick in die Missionsaufgabe der Kirche hat dem großen Reformator wirklich gefehlt".

Wenn ich Warneck noch mehr hätte lieb gewinnen können, als es schon der Fall war, dann wäre es geschehen durch die unbestechliche Lauterkeit und Wahrheitsliebe, mit der er eine gewonnene Überzeugung ehrlich ausspricht, auch wo sie ihm bitter leid thut, und wo er weiß, daß sie vielen Missionsfreunden nicht erhofft, nicht erwünscht ist. Ich glaube es ihm von Herzen, dem alten Diener seines Herren Jesu Christi, daß ihm das Eingeständnis „schwer" geworden ist. Indes, er hat Recht, auf dem Boden evangelischen Christentums heißt es: Nur keine Verschleierungen und Beschönigungen und damit Diskreditierung des Kirchlichen, sondern Wahrheit in allem!

Es liegt mir vor allem daran, auch in dieser Arbeit nur Wahrheit und Klarheit zu geben; und ich werde das dadurch versuchen, daß ich zumeist unseren Luther redend einführe. Sollten diese Zeilen Warneck, mit dem ich nicht in allen Stücken harmoniere, zu Gesicht kommen, so bitte ich

---

[1]) A. a. O. S. 7 ff.

ihr, — es ist nicht eine captatio benevolentiae, sondern die schuldige pietas eines jungen Geistlichen gegen seinen so viel älteren, vielerfahrenen Amtsbruder, zu dem er in dankbarer Verehrung aufschaut, — sie so aufzufassen, wie sie gemeint sind: Geschrieben in warmer Liebe zu dem, dem wir die Predigt des lauteren Evangeliums verdanken, zu unserem Dr. Martin Luther, und in warmer Begeisterung für das heilige Werk, das die eine hohe, unvergleichliche Aufgabe hat, sich hinauszuwenden an alle Welt und das heilige Gottesevangelium zu predigen aller Kreatur. —

Als das Evangelium im Evangelium kann man das Wort im Evangelium Johannis bezeichnen: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben". Damit sind die beiden Brennpunkte der Religion Jesu Christi gegeben: Die Sünde der Menschen und die Gnade Gottes, die Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit des Herzens und die vergebende Liebe Gottes in Jesu Christo, das Verlorensein der Welt ohne Christus und das Gerettetwerden der Welt durch Christus.

In dieser persönlichen Erfahrung, die jedes echte Christenherz kennt, liegt Wurzel und Triebkraft der Mission. Das durch Christus erlöste Herz kann nicht die Liebe des Vaters eigensüchtig für sich behalten, sondern muß die erfahrene Seligkeit anderen mitteilen und sie auf den Weg des Lebens hinweisen.

So ziehe ich denn die Folgerung: Wo Mission getrieben wird, da ist auch die Erkenntnis der Sünde und der Gnade lebendig. Und umgekehrt: Wo Erkenntnis der Sünde und der Gnade lebendig ist, da sind auch die Positionen gegeben, von denen aus Missionsleben sich entfalten kann.

Beide Voraussetzungen sind bei Luther überaus stark entwickelt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. **Ernst Faber**, aus dem Englischen übersetzt von **Thekla Seipio** in Eaton-Hall (England).

XIV.

Paulus in Rom.

85. Da das ausgerichtet war (sein großer Erfolg in Ephesus), beschloß Paulus, durch Macedonien und Achaja zu reisen, und nach Jerusalem zu wandern, indem er sprach: „Wenn ich dort gewesen bin, muß ich auch Rom sehen" (Apostelgesch. 19. 21). Paulus schreibt von Ephesus aus selbst an die Korinther, daß er gedächte, „zu Ephesus zu bleiben bis auf Pfingsten", daß er dann durch Macedonien ziehen und endlich längere Zeit, selbst den Winter hindurch, in Korinth bleiben wolle (1. Kor. 16. 5—9). Seine Reise nach Jerusalem macht er von dem Erfolg der Kollekte abhängig (16. 3—4). Paulus mußte Ephesus etwas früher verlassen, als

er beabsichtigt hatte; da er aber den Ertrag der Kollekte in Macedonien und Achaja über Erwarten groß fand, hielt er es für das beste, sie selbst nach Jerusalem zu bringen. Ehe er diese seine letzte Reise nach Jerusalem antrat, schrieb er, höchst wahrscheinlich von Korinth aus, seinen Brief an die Römer. „Nun aber sage ich, ich fahre hin gen Jerusalem, den Heiligen zu dienen“ (Röm. 15. 25.).

Er beabsichtigte jedoch, seine Reise über Rom nach Spanien fortzusetzen (15. 24—28). Der Grund zu dieser Ausdehnung seines ursprünglichen Planes wird nicht angegeben, wenn wir ihn nicht aus den Worten entnehmen wollen: „Nun ich aber nicht mehr Raum habe in diesen Ländern“ (15. 23). Es gab noch viele Städte in Griechenland, die vom Evangelium nichts wußten, und die Dörfer waren kaum aufgesucht worden; dennoch hielt Paulus seine Aufgabe für schon vollendet; das Feuer war in den Hauptorten der Provinzen entzündet und Paulus hatte volles Vertrauen auf die eigene missionierende Kraft des Evangeliums. Es ist ein trauriger Anblick, wenn für die Dauer von Generationen unsere Missionen einen komplizierten Apparat westlicher Institutionen und sonstige Hilfe nötig haben, um eine eingeborene Gemeinde zusammen zu bringen. Obgleich die Umstände, unter denen wir in China und andern Ländern arbeiten, ganz verschieden sind, (vergl. §§ 26, 28, 35), so können wir doch noch viel von der apostolischen Art und Weise lernen. Paulus rühmt, „daß von Jerusalem an und umher bis nach Illyrien ich alles mit dem Evangelium Christi erfüllet habe“ (Röm. 15. 19). Wir wissen nichts von einer Reise des Paulus nach Illyrien; er mag sie während der beiden Jahre gemacht haben, die er in Korinth verlebte. Es kann auch sein, daß Paulus, statt in Korinth zu überwintern, nach Nikopolis hinübergegangen ist, wie er an Titus schrieb (Tit. 3. 12). Jedenfalls hatte er Illyrien berührt, ehe er seinen Brief an die Römer schrieb. Es wird nicht berichtet, ob er seine beabsichtigte Reise nach Spanien ausführte. Sein Plan, Rom zu besuchen, wurde von dem Herrn selbst gutgeheißen; er stand in der Nacht bei ihm und sprach: „Sei getrost; denn wie du von mir zu Jerusalem gezeuget hast, also mußt du auch zu Rom zeugen“ (Apostelgesch. 23. 11). Es kann sein, daß diese Erklärung des Herrn selbst Paulus später bewog, sich „auf den Kaiser zu berufen“ (25. 11). Diese Berufung war es, die ihn als Gefangenen nach Rom brachte.

86. Das Evangelium war in Rom, ehe Paulus oder ein anderer Apostel dorthin gekommen war. Paulus konnte Gott in Bezug auf die römischen Christen danken, „daß man von euerm Glauben in aller Welt saget“ (Röm. 1. 8). Er sagt ihnen, daß sie „berufen sind von Jesu Christo“, „die Geliebten Gottes und berufenen Heiligen“ (1. 6—7). Er hatte sich oft vorgenommen, zu ihnen zu kommen, und war immer verhindert worden (13). Seine Absicht war, „auf daß ich euch mitteile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken“ (11). „Daß ich auch unter euch Frucht schaffte, gleich wie unter den anderen Heiden“ (13). Paulus glaubte, daß er Frucht unter den Römern schaffen würde und zwar nicht die Frucht menschlichen Wissens oder philosophischer Moral oder natürlicher Religion, sondern die der geistlichen Gaben, und er war überzeugt, daß er ihnen dieselben durch die Predigt des Evangeliums mitteilen würde, „denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben“ (Röm. 1. 15—16).

Im Hinblick auf seine Erfahrung unter andern Gläubigen spricht der Apostel seine Zuversicht aus, daß er auch den Gläubigen in Rom einen Teil dieser Kraft Gottes werde mitteilen können. Er empfand dies als eine ganz besondere Pflicht. „Ich bin ein Schuldner beider, der Griechen und der Barbaren, der Weisen und der Unweisen (1. 14)." Die Römer fühlten sich als Nichtgriechen in den Begriff „Barbaren" miteingeschlossen, gewiß nicht zur Steigerung ihres Nationalstolzes. Paulus ist mit seinem Lob der christlichen Tugenden sehr freigebig, aber niemals verweilt er mit demselben auf den rein menschlichen Vorzügen (vgl. § 48). Da er nicht die Absicht hatte, in Rom zu bleiben, sondern nur auf der Durchreise nach Spanien dort verweilen wollte (15. 24—28), sandte er seinen Brief voran als eine Art Einführung bei der dortigen Gemeinde. „Ich weiß aber sehr wohl von euch, liebe Brüder, daß ihr voll Gütigkeit seid, erfüllet mit aller Erkenntnis, daß ihr euch unter einander könnet ermahnen. Ich habe es aber dennoch gewagt, und euch etwas geschrieben, liebe Brüder, euch zu erinnern, um der Gnade willen, die mir von Gott gegeben ist, daß ich soll sein ein Diener Christi unter den Heiden" (15. 14—16). Obgleich Paulus sich seiner besonderen Berufung durch Christus selbst und seiner unausgesetzten Verbindung mit ihm wohl bewußt war, so wußte er doch den Wert christlicher Gemeinschaft, selbst in der Ferne, wohl zu schätzen. „Ich ermahne euch aber, liebe Brüder, um unseres Herrn Jesu Christi und der Liebe des Geistes, daß ihr mir helfet kämpfen in euren Gebeten zu Gott für mich, auf daß ich errettet werde von den Ungläubigen in Judäa, und daß mein Dienst, den ich für Jerusalem habe, angenehm werde den Heiligen, auf daß ich mit Freuden zu euch komme durch den Willen Gottes und mich mit euch erquicke" (Röm. 15. 30—32).

Als Paulus diesen Brief schrieb, war er noch in Griechenland, hatte aber schon beschlossen, vor seiner Reise nach dem Westen Jerusalem zu besuchen. Er besaß nicht das sanguinische Temperament, das den Menschen mit sentimentalen Hoffnungen erfüllt und alle Schwierigkeiten übersehen läßt; er war sich über die Gefahren, die ihn in Jerusalem erwarteten, vollständig klar. Die Christen dort waren bekehrte Juden, die sich an das mosaische Gesetz gebunden fühlten. Gott ließ es geschehen, daß die alten Opfer im Tempel fortgesetzt wurden. Doch zeigten die Christen sowohl bei den Disputationen auf dem apostolischen Konzil (Apostelgesch. 15) als auch bei des Apostels letztem Besuch gesundes religiöses Leben. Die Brüder nahmen ihn mit Freuden auf. „Er erzählte eins nach dem andern, was Gott gethan hatte unter den Heiden durch sein Amt. Da sie aber das hörten, lobten sie den Herrn" (Apostelgesch. 21. 17—20). Es war das eine Antwort auf das Gebet, zu welchem Paulus die Römer in seinem Brief ermahnt (15. 31). Jedoch war dies nur ein Teil der von ihm erbetenen Fürbitte; und auch der andere Teil, die „Errettung von den ungläubigen Juden", sollte ihm erfüllt werden, wenn auch in ganz anderer Art, als er gedacht hatte. Seit der Kreuzigung triumphierten die Feinde Christi in Jerusalem; ihre That schien wie von Gott selbst geheiligt. Wir können darum den starken Glauben der Christen in Judäa während dieser Zeit nur bewundern.

Die Zerstörung Jerusalems einige Jahre später und die Zerstreuung der Juden war das selbst der Welt verständliche Urteil Gottes. Jene

Berichtigung.

In unserer Jahresrechnung (vgl. Jahresbericht S. 35) ist sub. Tit. V. Beiträge zur Bildung eines Betriebsfonds die Gabe von 150 M., die uns aus Pforzheim übersandt wurde, irrtümlich als Beitrag des Heidelberger Zweigvereins angegeben worden.

Bibeln und Neue Testamente,

noch gut erhalten, in deutscher Sprache, auch Familienbibeln erbitten unsere Missionare in Japan von den Missionsfreunden in der Heimat. Die Sammelstelle hat Pfarrer Burggraf in Bremen übernommen.

Unser Missionar Pf. Munzinger

hat leider bisher die in der Heimat erhoffte Wiederherstellung seiner Gesundheit nicht gefunden. Sein Hausarzt Dr. Schroer in Glan-Münchweiler hat ihm in einem amtlichen ärztlichen Attest vom 16. Dezember 1895 die Rückkehr auf sein japanisches Arbeitsfeld verboten. Pf. Munzinger hat uns daher gebeten, ihn von seiner Verpflichtung zu entheben, am 1. April d. J., wie wir es in Aussicht genommen hatten, nach Japan zurückzugehen.

Wie es allen unseren Missionsfreunden äußerst schmerzlich sein wird, Pf. Munzinger aus unseren Diensten scheiden zu sehen, so haben auch wir mit tiefstem Bedauern, der gebieterischen Notwendigkeit gehorchend, sein Entlassungsgesuch genehmigt, geben uns aber der Hoffnung hin, daß es unserem Freunde, wenn sich seine Gesundheit wieder kräftigen sollte, möglich sein wird, noch einmal in sein altes Arbeitsfeld wiedereinzutreten.

Mit Rücksicht auf seine Gesundheit hat uns auch Herr Pf. Munzinger gebeten, ihn von den Vortragsreisen vorläufig ganz zu entbinden.

Für die Leitung unseres Vereins erwächst nunmehr die Aufgabe mit der Aussendung eines neuen Missionars recht bald vorzugehen, damit unsere beiden Missionare in Japan Dr. Christlieb und Schiller die dringend gewünschte Hilfe erhalten.

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Laufe dieses Jahres erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen nnd Lebenslauf sind an den unterzeichneten Centralvorstand zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Der Centralvorstand
des Allgemeinen evang.-protestant. Missionsvereins.

Berlin, den 3. Januar 1896.

Prediger Dr. Arndt,
Berlin C. Friedrichsgracht 53.



Dr. Martin Luther und die Heidenmission.

Von E. Lachmann, Pfarrer zu Wechmar bei Gotha.

In den Tischreden Dr. Martin Luthers findet sich folgendes schöne Zwiegespräch: D. M. Luther fragte den Hieronymum Weller, wie es ihm ginge? Da sprach er: „Kümmerlich und betrübt, ich weiß nicht, wie es gehet". Darauf antwortete D. M. Luther: „Seid ihr denn nicht getauft? O, wie eine große Gabe Gottes ist die Taufe, welche die Türken und andere Ungläubige nicht haben. Überdies ist Gottes Wort eine große Gabe und Gnade Gottes; darum sollen wir Gott von Herzen danken, daß wir sein Wort haben. Denn Gott ist es, der uns tröstet und stärket, Kraft und Macht giebt, darauf er uns seinen heiligen Geist zum Pfand und Mahlschatz gegeben hat".

Und wieder an einer anderen Stelle mahnt er, die köstlichen Güter wohl zu behalten und zu bewahren, die uns in dem Sakrament der heiligen Taufe von Gott geschenkt werden. „Der Himmel [1]) ist mir umsonst gegeben und ist mein Geschenk, und ich habe Briefe und Siegel darüber, das ist, ich bin getauft und gehe zum Sakrament. Darum verwahre den Brief, daß ihn der Teufel nicht zerreiße, das ist, lebe und bleibe in Gottes Furcht und bete das Vater Unser. Gott hat mir die Seligkeit und das Evangelium nicht können höher und besser vergewissern, denn mit dem Tode, Leiden und Sterben seines lieben Sohnes. Und wenn ich gläube, er habe den Tod überwunden und sei für mich gestorben, und ich sehe die Verheißung des Vaters an, so habe ich den Brief vollkommentlich, und das Siegel der Taufe und Sakraments des Altars, unsres Herren Christi wahren natürlichen und wesentlichen Leibs und Bluts, daran hangen, so bin ich wohl versorget."

Aus dieser Wertschätzung des Sakramentes der heiligen Taufe, aus dieser tiefen Erkenntnis des reichen Gottessegens, der für das Menschenleben aus dem Gottesbund im Sakrament hervorquillt, ergiebt sich die Frage D. Martins an seine Käthe: „Ob [2]) sie auch gläubte, daß sie heilig wäre?" Da verwunderte sie sich und sprach: „Wie kann ich heilig sein, bin ich doch eine große Sünderin". Darauf sagte D. Martin: „Sehet nur da den päpstischen Gräuel, wie er die Herzen verwundet, Mark und alles Inwendiges eingenommen und besessen hat, also, daß sie nichts mehr sehen können, denn nur die äußerliche persönliche Frömmigkeit und Heiligkeit, so ein Mensch selber vor sich thut". Und er wandte sich zu ihr und sprach: „Gläubest du, daß du getauft und eine Christin bist, so mußt du auch gläuben, daß du heilig bist. Denn die heilige Taufe hat solche Kraft, daß sie die Sünden ändert und verwandelt; nicht, daß sie nicht mehr vorhanden wären und nicht gefühlet würden, sondern daß sie nicht verdammen. Der Taufe Wirkung, Kraft und Macht ist so groß, daß sie alle Anfechtungen aufhebt und wegnimmt". Da aber M. Antonii L. Weib gefragt ward, sprach sie, sie wäre heilig, soviel sie gläubete; wäre aber eine Sünderin, sofern sie ein Mensch

[1]) Colloquia.
[2]) Colloquia.



wäre. „Ja," sprach D. Martin, „ein Christ ist ganz und gar heilig, denn wenn der Teufel den Sünder wegführete, wo bliebe der Christe? Darum taugt dieser Unterschied und Antwort nichts. Die Taufe muß man mit festem Glauben fassen, alsdann werden, ja, sind wir heilig".

Herzig und sinnig, — unser Geschlecht in seinen unchristlichen Geschmacklosigkeiten könnte sich ein Beispiel daran nehmen, — ist die schlichte, aber der Würde und Bedeutung der heiligen Taufe angemessene „Form D. Martin Luthers, Gevattern zu bitten": „Gnade[1]) und Friede in Christo! Ehrbare, tugendsame Frau, liebe Freundin! Ich bitte Euch um Gottes willen, Gott hat mir eine arme, junge Heidin bescheret, von meinem und meiner lieben Hausfrauen Leibe, Ihr wollet so wohl thuen und derselben armen Heidin zur Christenheit helfen und ihre geistliche Mutter werden. Damit sie durch Eueren Dienst und Hilfe (durch's Gebet) auch komme aus der alten Geburt Adams zur neuen Geburt Christi durch die heilige Taufe. Das will ich wiederum verdienen. Hiermit Gott befohlen. Amen".

Wenn es not thäte, bei einer Persönlichkeit, wie bei der Luthers, dessen ganzes von Christi Geist und Lebensmacht erfülltes und getragenes Leben wie ein offenes Buch vor uns liegt, erst noch ihre Überzeugung von dem Quell alles Lebens in Gottes Gnade durch Jesum Christum nachzuweisen, so dürften die vorstehenden Äußerungen unseres großen Reformators, die doch nur vereinzelte Stichproben sind, bereits genügen.

Aber mir schwebt eine andere Frage vor der Seele. Daß Luther mit seinem ganzen Leben und Wirken voll und ganz auf dem Boden christlicher Welt- und Lebensanschauung gestanden, bedarf für uns, sowie für jeden ehrlichen Gegner, der sehen will, wohl keines weiteren Beweises. Eine andere Frage aber ist es: Wie hat er diese christliche Weltanschauung realisiert? Ich denke dabei an die Scene vor dem hohen Rat: „Da hießen[2]) sie die Apostel hinausgehen aus dem Rat und handelten mit einander und sprachen: Was wollen wir diesen Menschen thun? Denn das Zeichen, durch sie geschehen, ist kund, offenbar allen, die zu Jerusalem wohnen, und wir können's nicht leugnen. Aber auf daß es nicht weiter einreiße unter das Volk, lasset uns ernstlich sie bedräuen, daß sie hinfort keinem Menschen von diesem Namen sagen. Und riefen ihnen und geboten ihnen, daß sie sich allerdinge nicht hören ließen, noch lehreten in dem Namen Jesu. Petrus aber und Johannes antworteten und sprachen zu ihnen: „Richtet ihr selbst, ob's vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen denn Gott. Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben."

Ich meine also: Wie hat Luther den Christus in seinem Herzen der Welt gepredigt? War's ihm auch ein heiliger, unwiderstehlicher Drang, zu zeugen von dem, was er an Heilserfahrungen persönlich erlebt hat?

Die Geschichte des Reiches Gottes und diejenigen, die ihre Geschehnisse niedergeschrieben, antworten mit einem unumwundenen und unbestreitbaren Ja, soweit es sich um die Thätigkeit und um den Einfluß Luthers auf seinem eigensten Kampfgebiet handelt, auf das ihn Gott gestellt und dem er seine Kräfte nach Gottes Willen in erster Linie zu widmen hatte, das

[1]) Colloquia.
[2]) Act. 4, 15—20.

heißt auf dem Kampfesfeld gegen die Verirrungen der römisch-päpstlichen Kirche. Hier ist er einem jeden protestantischen Kinde bekannt und lieb und wert als der kühne Held, der der Pauke ein Loch macht, indem er seine Thesen anschlägt an die Thür der Schloßkirche von Wittenberg, als der unverzagte Kämpfer, der vor Kaiser und Reich sich nur in einem gebunden weiß, in Gottes Wort und in seinem Gewissen, als der tapfere Gottesstreiter, der wie ein zweiter Siegfried als Junker Jörg auf der Wartburg sich den Flamberg des verdeutschten Gotteswortes schmiedete, als der gottgetreue Pilger, der sterbend noch mit einem Ja antwortet auf die Frage seines Freundes Justus Jonas: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf den Trost des Evangeliums, das Ihr verkündet und danach Ihr gelebt, auch sterben?“

Nicht so gleichmäßig und nicht so unbedingt ist die Antwort, wenn wir fragen, wie denn eigentlich extensiv die Zeugniskraft und Zeugniswucht sich offenbart, die doch in jedem Jünger Christi zu suchen ist, und die wir in ganz besonderer Weise in religiös so reich begabten, so tief beanlagten Naturen wie in einem Luther erwarten.

Ich meine, wenn Luthers Verdienst um die Läuterung der heimischen christlichen Kirche laut Zeugnis der Geschichte unbestreitbar ist, wie steht es denn mit seiner Stellung zur Ausdehnung, zur Ausbreitung dieser geläuterten christlichen Kirche, um die Predigt des reinen Evangeliums bei denen, die von einem Evangelium überhaupt noch nichts wissen, das heißt, bei den Heiden?

Das Thema: Dr. Martin Luther und die Heidenmission ist bereits mehrfach teils gestreift, teils eingehender behandelt, aber fast von jedem Autor wieder in einer anderen Weise zur Entscheidung geführt.

Da lese ich in Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende, 7. Aufl., Bd. II, § 143, 7: „Für die Heidenmission geschah (in der 1. Periode der Reformationsgeschichte, im 16. Jahrhundert) noch wenig. Die Ursachen dieses Mangels liegen nahe. Die lutherische Kirche war vorerst noch zu sehr durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen, sie hatte weder die Aufforderung zur auswärtigen Mission, welche der katholischen Kirche in den politischen und merkantilischen Beziehungen ihrer Staaten zu den fernen Heidenländern gegeben war, noch die Mittel zu ihrer Ausführung, welche jener in ihren Mönchsorden dargeboten waren. Doch finden sich Anfänge einer lutherischen Mission schon in dieser Periode, denn Gustav Wasa von Schweden gründete schon 1559 eine solche unter den vernachlässigten Lappländern“.

Das ist alles. Von der prinzipiellen Stellung Luthers oder anderer Reformatoren zur Heidenmission nicht ein einziges Wort!

Zur Abwechselung schlug ich auch einmal ein Konversationslexikon auf, das Meyersche, da ich bei allen religiösen Fragen immer begierig bin zu erfahren, in welcher Beleuchtung sie in die weiteren Volkskreise hinausgetragen werden. Da findet sich Band XI, S. 608 (3. Aufl.) folgender Satz: „In der protestantischen Kirche erwachte erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Missionseifer und zwar so, daß fast durchweg die Dissenters, Pietisten, Methodisten u. s. w. das Werk begründeten, die Kirche nur zögernd nachfolgte“.

Also auch hier, wenn es gestattet wird, das Schweigen auszulegen, das Resultat: Die Reformatoren, speziell Luther, haben keine Veranlassung gehabt, zu dem großen Thema der Mission Stellung zu nehmen, oder aber, sie haben keinen Sinn und kein Verständnis für die Missionsaufgabe und die Missionspflicht der Gemeinde Christi gehabt.

Mein liebes Lehrbuch, Hase, Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen, X. Aufl. habe ich dann durchsucht. Auch hier bestand die Antwort in Schweigen. Auch in Hases Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen fand ich nicht das Gewünschte. § 246 im III. Teil, erste Abteilung, handelt zwar von der Mission, streift aber mit keiner Silbe die Stellungnahme der Reformatoren zu derselben, sondern mit den Worten anhebend: „Die römische Kirche in ihrer neuen Kräftigung dachte die einheimischen Verluste durch auswärtige Eroberungen zu ersetzen und so ihre Universalität zu retten" — geht der Paragraph alsbald zu der Geschichte der katholischen Mission über. Und in der zweiten Abteilung des III. Teiles heißt es in § 316 „Missions- und Bibelgesellschaften" ganz kurz: „Der Protestantismus hat keinen Mittelpunkt der Missionsbestrebungen wie der Katholizismus an der römischen Propaganda. Daher bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts vornehmlich von Herrenhut und dem hallischen Waisenhaus nur einzelne Missionäre ausgingen, von der englischen und dänischen Regierung benutzt für ihre Kolonien".

Auch in der kurzen Einleitung, die H. Gundert seinem vorzüglichen Buch: „Die Evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten", vorausschickt, das eine Fundgrube alles Einschlägigen bildet, finde ich als charakteristisch für die Reformationszeit den Satz: „Während um die Zeit der Reformation die katholische Kirche einen neuen Anlauf zur Bekehrung der Heiden nahm, wurden die evangelischen Kirchen ihrer Verpflichtung zur Teilnahme an diesem Werk sich nur langsam bewußt. Ein erster Missionsversuch der Genfer in Brasilien mißlang 1557; dagegen geschah etwas 1559 für die Lappen in Schweden".

Mit Gundert, der dieser kurzen Äußerung nach mit Kurtz und Hase übereinzustimmen scheint, komme ich auf das Gebiet der eigentlichen Missionsschriftsteller hinüber. Ich nenne neben Gundert drei Namen, bei denen ich mich über Luthers Stellung zur Heidenmission erkundigt habe. Sie haben alle einen guten Klang. Aber wieder, wo nun endlich eine Auskunft zu erwarten ist, wie verschieden lautet dieselbe! Jul. Wiggers, Plitt, Warneck, lauter respektable Missionsmänner, bei denen ich als schlichter, junger, wißbegieriger, für die Mission begeisterter Landpfarrer gern in die Schule gehe, um von diesen Altmeistern der heiligen Missionssache zu lernen. Wenn sie doch nur in unserer Frage harmonierten!

Wie habe ich mich doch, als ich zuerst unsere Frage erwog, gefreut, daß Wiggers[1]) mir die Antwort gab: „In Deutschland hatte schon der Führer und Fürst der Reformation, Martin Luther, mehrfach auf die heilige Pflicht der Heidenbekehrung hingewiesen", und zugleich einige Citate (aus der Auslegung des 117. Psalms und aus der Auslegung des Evangeliums vom Himmelfahrtstage aus der Kirchenpostille) hinzufügte, in denen Missionsgedanken entwickelt zu sein schienen. Ich weiß nicht, bei dem

---

[1]) Geschichte der evangelischen Mission 1845, 1. Bd. S. 25—27.

Schweigen der obengenannten Lehrbücher habe ich immer die Empfindung gehabt: Wenn Luther jeder Missionsgedanke abgegangen ist, dann fehlt mir etwas an ihm, was ich an ihm als Christen und als Homileten mit Bestimmtheit gesucht habe und was ich nur mit Schmerzen an ihm vermissen könnte.

Auch aus Plitts „Geschichte der lutherischen Mission“ [1]) habe ich viel Tröstliches gelernt, wenn ich auch wohl dasselbe Gefühl nicht loswerden kann, das Warneck beschlichen hat, daß nämlich mit dem Begriff „Mission“ bei Plitt eigentlich doch ein quid pro quo getrieben ist. Jedenfalls stößt sich Warneck mit gutem Recht daran, wenn bei Plitt unter „Mission“ etwas anderes substituiert wird, als was darunter wirklich zu verstehen ist. Unter Mission ist nach Warneck zu verstehen: „Sendung [2]) von Predigern das Evangelii zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, d. h. den nichtchristlichen Völkern“. Diesen kaum anfechtbaren Begriff zugegeben, kann man doch nicht von einem Missionieren reden, wie es bei Plitt geschieht: „Die Heiden [3]), die Luther meint und von denen er auch oft sagt, wir Heiden, sind die nicht jüdischen Völker, welche in die christliche Kirche eingegangen waren; sie loben Gott, wie schon Psalm 117 geweissagt hat, und unter ihnen soll das Evangelium immer mehr im Schwange gehen. Unter sie gingen dann Luthers Schüler hinaus als Boten des Evangeliums und gründeten Missionsstationen. Auch jetzt suchten sie die Hauptplätze des Verkehrs, die größeren Städte zuerst auf, und von da verbreitete sich die Predigt in immer weiteren Kreisen, bis diese Kreise sich berührten und in einander übergingen, sodaß es ein zusammenhängendes evangelisches Kirchengebiet gab. Auf solche Weise predigte und trieb Luther evangelische Mission, und für den Fortgang dieses Missionswerkes lehrte er die evangelischen Christen beten, indem er in der Auslegung der zweiten Bitte schrieb: Derhalben bitten wir nun zum ersten, daß solches bei uns kräftig werde und sein Name so gepreiset durch das heilige Wort Gottes und christlich Leben, beide, daß wir, die es angenommen haben, dabei bleiben und täglich zunehmen, und daß es bei anderen Leuten ein Zufall und Anhang gewinne und gewaltiglich durch die Welt gehe, auf daß ihr viel zu dem Gnadenreich kommen, der Erlösung teilhaftig werden, durch den heiligen Geist herzugebracht, auf daß wir also allesamt in einem Königreich, jetzt angefangen, ewiglich bleiben“.

Das ist der Reformator Luther, aber nicht der Missionsmann Luther!

Abgesehen von dieser irrigen, flüssigen, unklaren Begriffsbestimmung, die sich durch die gesamten Ausführungen Plitts über Luther hindurchzieht und sie leider nicht unwesentlich beeinträchtigt, enthalten diese doch viel Dankenswertes, und man kann sich manches unbedenklich aneignen, wenn er seine Gesamtausführungen über unser Thema in nachfolgende Sätze zusammenfaßt: „Luther [4]) vernachlässigte den Missionsbefehl des Herrn an seine Kirche nicht, sondern suchte mit Wort und That ihm gerecht zu werden;

---

[1]) Neu herausgegeben von Hardeland. Vergleiche als hierher gehörig Bd. I, S. 3—15.

[2]) Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen, 1882.

[3]) A. a. O. S. 9.

[4]) A. a. O. S. 14.

aber er ließ sich von der Lage, in welcher er die Kirche fand, sagen, wie und wo solches zu geschehen habe. Er sah, daß man in der Kirche nicht wußte, was der Inhalt der Missionspredigt sein solle, und daß man vergessen hatte oder nicht wissen wollte, auf welche Weise das Reich Gottes auszubreiten sei. Dadurch war ihm auch hier die Aufgabe, zu reformieren, gestellt. Er zeugte gegen die Verweltlichung der Missionsthätigkeit, nach welcher man meinte, mit dem Schwerte in der Hand die Feinde des christlichen Namens niederschlagen zu müssen; und er zeigte, welches die Botschaft sei, die von der Kirche Christi unter alle Völker gebracht werden solle. Diese Botschaft verkündigte er selbst, wo sein Beruf es von ihm verlangte. Ihre Bestimmung, durch die Welt zu gehen, betonte er laut und wollte nicht zugeben, daß ihr als mit Recht irgendwo Grenzen gesteckt werden dürfen".

Gegenüber den Ausführungen Plitts herrscht bei Warneck[1]) eine vollständige Klarheit vor. Freilich, sie bringt uns, was uns nicht wohl, sondern mir wenigstens sehr wehe thut.

Mit einem kurzen Sätzchen giebt Warneck allerdings zu, „daß die Reformation der Mission einen großen indirekten Dienst gethan, indem sie den Inhalt der Missionspredigt der Kirche wieder zum Bewußtsein brachte durch ihre energische Proklamation des lauteren biblischen Evangelii. Mit allem Nachdruck bekämpfte Luther die Verweltlichung der Missionsthätigkeit, nach welcher man meinte, mit dem Schwerte in der Hand die Feinde des christlichen Namens niederschlagen zu müssen, und zeigte, welches die Botschaft sei, die von der Kirche Christi unter alle Völker gebracht werden solle. Aber er that das eigentlich nicht im Blick auf die damalige Heidenmissionsthätigkeit, sondern im Zusammenhange mit der Präcisierung seiner Stellung zu den Türkenkriegen. Und wenn er mit allem Nachdruck auf die Predigt des Evangeliums dringt und für dieselbe freie Bahn verlangt, — so bezeichnet er doch nirgends die Heiden als das Objekt der Evangelisationsarbeit". Warneck schließt seine Ausführungen mit dem Resultat: „So schwer es uns auch werden mag, uns in diese Thatsache zu finden, so dürfen wir sie doch nicht verschleiern: Der Blick in die Missionsaufgabe der Kirche hat dem großen Reformator wirklich gefehlt".

Wenn ich Warneck noch mehr hätte lieb gewinnen können, als es schon der Fall war, dann wäre es geschehen durch die unbestechliche Lauterkeit und Wahrheitsliebe, mit der er eine gewonnene Überzeugung ehrlich ausspricht, auch wo sie ihm bitter leid thut, und wo er weiß, daß sie vielen Missionsfreunden nicht erhofft, nicht erwünscht ist. Ich glaube es ihm von Herzen, dem alten Diener seines Herren Jesu Christi, daß ihm das Eingeständnis „schwer" geworden ist. Indes, er hat Recht, auf dem Boden evangelischen Christentums heißt es: Nur keine Verschleierungen und Beschönigungen und damit Diskreditierung des Kirchlichen, sondern Wahrheit in allem!

Es liegt mir vor allem daran, auch in dieser Arbeit nur Wahrheit und Klarheit zu geben; und ich werde das dadurch versuchen, daß ich zumeist unseren Luther redend einführe. Sollten diese Zeilen Warneck, mit dem ich nicht in allen Stücken harmoniere, zu Gesicht kommen, so bitte ich

[1]) A. a. O. S. 7 ff.

ihn, — es ist nicht eine captatio benevolentiae, sondern die schuldige pietas eines jungen Geistlichen gegen seinen so viel älteren, vielerfahrenen Amtsbruder, zu dem er in dankbarer Verehrung aufschaut, — sie so aufzufassen, wie sie gemeint sind: Geschrieben in warmer Liebe zu dem, dem wir die Predigt des lauteren Evangeliums verdanken, zu unserem Dr. Martin Luther, und in warmer Begeisterung für das heilige Werk, das die eine hohe, unvergleichliche Aufgabe hat, sich hinauszuwenden an alle Welt und das heilige Gottesevangelium zu predigen aller Kreatur. —

Als das Evangelium im Evangelium kann man das Wort im Evangelium Johannis bezeichnen: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben". Damit sind die beiden Brennpunkte der Religion Jesu Christi gegeben: Die Sünde der Menschen und die Gnade Gottes, die Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit des Herzens und die vergebende Liebe Gottes in Jesu Christo, das Verlorensein der Welt ohne Christus und das Gerettetwerden der Welt durch Christus.

In dieser persönlichen Erfahrung, die jedes echte Christenherz kennt, liegt Wurzel und Triebkraft der Mission. Das durch Christus erlöste Herz kann nicht die Liebe des Vaters eigensüchtig für sich behalten, sondern muß die erfahrene Seligkeit anderen mitteilen und sie auf den Weg des Lebens hinweisen.

So ziehe ich denn die Folgerung: Wo Mission getrieben wird, da ist auch die Erkenntnis der Sünde und der Gnade lebendig. Und umgekehrt: Wo Erkenntnis der Sünde und der Gnade lebendig ist, da sind auch die Positionen gegeben, von denen aus Missionsleben sich entfalten kann.

Beide Voraussetzungen sind bei Luther überaus stark entwickelt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt von Thekla Scipio in Eaton-Hall (England).

XIV.

Paulus in Rom.

85. Da das ausgerichtet war (sein großer Erfolg in Ephesus), beschloß Paulus, durch Macedonien und Achaja zu reisen, und nach Jerusalem zu wandern, indem er sprach: „Wenn ich dort gewesen bin, muß ich auch Rom sehen" (Apostelgesch. 19. 21). Paulus schreibt von Ephesus aus selbst an die Korinther, daß er gedächte, „zu Ephesus zu bleiben bis auf Pfingsten", daß er dann durch Macedonien ziehen und endlich längere Zeit, selbst den Winter hindurch, in Korinth bleiben wolle (1. Kor. 16. 5—9). Seine Reise nach Jerusalem macht er von dem Erfolg der Kollekte abhängig (16. 3—4). Paulus mußte Ephesus etwas früher verlassen, als

er beabsichtigt hatte; da er aber den Ertrag der Kollekte in Macedonien und Achaja über Erwarten groß fand, hielt er es für das beste, sie selbst nach Jerusalem zu bringen. Ehe er diese seine letzte Reise nach Jerusalem antrat, schrieb er, höchst wahrscheinlich von Korinth aus, seinen Brief an die Römer. „Nun aber sage ich, ich fahre hin gen Jerusalem, den Heiligen zu dienen" (Röm. 15. 25.).

Er beabsichtigte jedoch, seine Reise über Rom nach Spanien fortzusetzen (15. 24—28). Der Grund zu dieser Ausdehnung seines ursprünglichen Planes wird nicht angegeben, wenn wir ihn nicht aus den Worten entnehmen wollen: „Nun ich aber nicht mehr Raum habe in diesen Ländern" (15. 23). Es gab noch viele Städte in Griechenland, die vom Evangelium nichts wußten, und die Dörfer waren kaum aufgesucht worden; dennoch hielt Paulus seine Aufgabe für schon vollendet; das Feuer war in den Hauptorten der Provinzen entzündet und Paulus hatte volles Vertrauen auf die eigene missionierende Kraft des Evangeliums. Es ist ein trauriger Anblick, wenn für die Dauer von Generationen unsere Missionen einen komplizierten Apparat westlicher Institutionen und sonstige Hilfe nötig haben, um eine eingeborene Gemeinde zusammen zu bringen. Obgleich die Umstände, unter denen wir in China und andern Ländern arbeiten, ganz verschieden sind, (vergl. §§ 26, 28, 35), so können wir doch noch viel von der apostolischen Art und Weise lernen. Paulus rühmt, „daß von Jerusalem an und umher bis nach Illyrien ich alles mit dem Evangelium Christi erfüllet habe" (Röm. 15. 19). Wir wissen nichts von einer Reise des Paulus nach Illyrien; er mag sie während der beiden Jahre gemacht haben, die er in Korinth verlebte. Es kann auch sein, daß Paulus, statt in Korinth zu überwintern, nach Nikopolis hinübergegangen ist, wie er an Titus schrieb (Tit. 3. 12). Jedenfalls hatte er Illyrien berührt, ehe er seinen Brief an die Römer schrieb. Es wird nicht berichtet, ob er seine beabsichtigte Reise nach Spanien ausführte. Sein Plan, Rom zu besuchen, wurde von dem Herrn selbst gutgeheißen; er stand in der Nacht bei ihm und sprach: „Sei getrost; denn wie du von mir zu Jerusalem gezeuget hast, also mußt du auch zu Rom zeugen" (Apostelgesch. 23. 11). Es kann sein, daß diese Erklärung des Herrn selbst Paulus später bewog, sich „auf den Kaiser zu berufen" (25. 11). Diese Berufung war es, die ihn als Gefangenen nach Rom brachte.

86. Das Evangelium war in Rom, ehe Paulus oder ein anderer Apostel dorthin gekommen war. Paulus konnte Gott in Bezug auf die römischen Christen danken, „daß man von euerm Glauben in aller Welt saget" (Röm. 1. 8). Er sagt ihnen, daß sie „berufen sind von Jesu Christo", „die Geliebten Gottes und berufenen Heiligen" (1. 6—7). Er hatte sich oft vorgenommen, zu ihnen zu kommen, und war immer verhindert worden (13). Seine Absicht war, „auf daß ich euch mitteile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken" (11). „Daß ich auch unter euch Frucht schaffte, gleich wie unter den anderen Heiden" (13). Paulus glaubte, daß er Frucht unter den Römern schaffen würde und zwar nicht die Frucht menschlichen Wissens oder philosophischer Moral oder natürlicher Religion, sondern die der geistlichen Gaben, und er war überzeugt, daß er ihnen dieselben durch die Predigt des Evangeliums mitteilen würde, „denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben" (Röm. 1. 15—16).

Im Hinblick auf seine Erfahrung unter andern Gläubigen spricht der Apostel seine Zuversicht aus, daß er auch den Gläubigen in Rom einen Teil dieser Kraft Gottes werde mitteilen können. Er empfand dies als eine ganz besondere Pflicht. „Ich bin ein Schuldner beider, der Griechen und der Barbaren, der Weisen und der Unweisen (1. 14).“ Die Römer fühlten sich als Nichtgriechen in den Begriff „Barbaren“ miteingeschlossen, gewiß nicht zur Steigerung ihres Nationalstolzes. Paulus ist mit seinem Lob der christlichen Tugenden sehr freigebig, aber niemals verweilt er mit demselben auf den rein menschlichen Vorzügen (vgl. § 48). Da er nicht die Absicht hatte, in Rom zu bleiben, sondern nur auf der Durchreise nach Spanien dort verweilen wollte (15. 24—28), sandte er seinen Brief voran als eine Art Einführung bei der dortigen Gemeinde. „Ich weiß aber sehr wohl von euch, liebe Brüder, daß ihr voll Gütigkeit seid, erfüllet mit aller Erkenntnis, daß ihr euch unter einander könnet ermahnen. Ich habe es aber dennoch gewagt, und euch etwas geschrieben, liebe Brüder, euch zu erinnern, um der Gnade willen, die mir von Gott gegeben ist, daß ich soll sein ein Diener Christi unter den Heiden“ (15. 14—16). Obgleich Paulus sich seiner besonderen Berufung durch Christus selbst und seiner unausgesetzten Verbindung mit ihm wohl bewußt war, so wußte er doch den Wert christlicher Gemeinschaft, selbst in der Ferne, wohl zu schätzen. „Ich ermahne euch aber, liebe Brüder, um unseres Herrn Jesu Christi und der Liebe des Geistes, daß ihr mir helfet kämpfen in euren Gebeten zu Gott für mich, auf daß ich errettet werde von den Ungläubigen in Judäa, und daß mein Dienst, den ich für Jerusalem habe, angenehm werde den Heiligen, auf daß ich mit Freuden zu euch komme durch den Willen Gottes und mich mit euch erquicke“ (Röm. 15. 30—32).

Als Paulus diesen Brief schrieb, war er noch in Griechenland, hatte aber schon beschlossen, vor seiner Reise nach dem Westen Jerusalem zu besuchen. Er besaß nicht das sanguinische Temperament, das den Menschen mit sentimentalen Hoffnungen erfüllt und alle Schwierigkeiten übersehen läßt; er war sich über die Gefahren, die ihn in Jerusalem erwarteten, vollständig klar. Die Christen dort waren bekehrte Juden, die sich an das mosaische Gesetz gebunden fühlten. Gott ließ es geschehen, daß die alten Opfer im Tempel fortgesetzt wurden. Doch zeigten die Christen sowohl bei den Disputationen auf dem apostolischen Konzil (Apostelgesch. 15) als auch bei des Apostels letztem Besuch gesundes religiöses Leben. Die Brüder nahmen ihn mit Freuden auf. „Er erzählte eins nach dem andern, was Gott gethan hatte unter den Heiden durch sein Amt. Da sie aber das hörten, lobten sie den Herrn“ (Apostelgesch. 21. 17—20). Es war das eine Antwort auf das Gebet, zu welchem Paulus die Römer in seinem Brief ermahnt (15. 31). Jedoch war dies nur ein Teil der von ihm erbetenen Fürbitte; und auch der andere Teil, die „Errettung von den ungläubigen Juden“, sollte ihm erfüllt werden, wenn auch in ganz anderer Art, als er gedacht hatte. Seit der Kreuzigung triumphierten die Feinde Christi in Jerusalem; ihre That schien wie von Gott selbst geheiligt. Wir können darum den starken Glauben der Christen in Judäa während dieser Zeit nur bewundern.

Die Zerstörung Jerusalems einige Jahre später und die Zerstreuung der Juden war das selbst der Welt verständliche Urteil Gottes. Jene

Zeit war aber noch nicht da; noch mußten die Christen auf ihren Glauben hinleben und geduldig im Leiden sein. Paulus war den Juden als der eifrigste Prediger Jesu bekannt, und ihr Haß gegen Jesus wandte sich naturgemäß gegen Paulus, seinen lebenden und thätigen Stellvertreter. Die Gebete der Christen wandten diesen Haß dazu, die Sicherheit des Apostels zu vergrößern; römische Soldaten mußten ihn gegen alle üblen Anschläge der Juden schützen. Von den Offizieren, denen er anvertraut war, wurde er mit Hochachtung behandelt; er fand Gelegenheit, vor den höchsten Würdenträgern das Evangelium zu predigen; er durfte an seine christlichen Freunde Briefe schreiben; er erhielt die Erlaubnis, nicht nur Besuche zu empfangen, sondern auch selbst solche zu machen. Endlich wurde er in Sicherheit nach Rom gebracht, und dort hatte er für ungefähr zwei Jahre Ruhe.

87. Obgleich Paulus mit einer Anzahl Christen in Rom persönlich bekannt war (vgl. die Grüße für Rom, Röm. 16), so war er doch nie bei ihnen gewesen und hatte ihr kirchliches Leben nicht beobachten können. Wir können daher in diesem Brief auch nicht eine Erörterung über allerlei praktische Fragen erwarten, wie wir sie in den beiden Briefen an die Korinther finden. Paulus hält sich nicht damit auf, zu zeigen, wie das Evangelium unter den Mitgliedern einer besonderen Gemeinde wirkt, oder wie es mit besonderen Schwierigkeiten an einem besonderen Orte zu kämpfen hat; er stellt in den Vordergrund die Natur des Evangeliums und das ist die Herrlichkeit Gottes, die uns als seine Gnade zu teil wird. Das Evangelium ist wirklich eine Gabe Gottes für den Menschen, nicht etwas, das der Mensch sich selbst geben kann. Gott bietet sich selbst und alle seine Herrlichkeit in einer Weise an, die unseren menschlichen Verhältnissen angemessen ist. Wenn wir unser Herz diesem göttlichen Einfluß öffnen, so stehen wir im Glauben; es ist ein freundliches Verhältnis zu Gott, das aufwärts zur endlichen Vereinigung mit ihm führt. Wie Gott der Schöpfer aller Menschen ist, so ist auch seine Gnade für alle Menschen vorhanden. Obgleich die Offenbarung Gottes eine Geschichte hat, und die Juden sich früher großer Vorrechte erfreuten, so haben sie doch selbst die göttliche Huld verworfen. Jetzt steht der Bund Gottes allen Völkern offen. Das Gesetz hatte einen erziehlichen Zweck. Es sollte das Volk bereit machen, den Messias, der vom Himmel kam, um das Reich Gottes auf Erden zu gründen, zu erkennen und aufzunehmen. Das Reich Gottes ist die Erfüllung der Verheißungen Gottes, nicht das einem bestimmten Volke gewährte Vorrecht. Israel und von der ganzen Nation der Stamm Levi und von den Leviten die Familie Arons, — sie alle waren für einen göttlichen Zweck nicht wegen ihrer persönlichen Verdienste auserlesen. Sie waren die Diener Gottes, sofern sie die Absichten Gottes ausführten; sie wurden seine Feinde, sobald sie menschlichen Gedanken folgten, die nicht mit denen Gottes übereinstimmten. Und darum wurden sie verworfen. Jetzt sind die Gläubigen in Christo das auserwählte Volk Gottes und die Träger seiner Gnade in der Welt und für die Welt. Gott ist unter seinen Kindern gegenwärtig. Die Kirche ist der lebendige Tempel Gottes, die Verwirklichung dessen, was der Tempel in Jerusalem typisch war. Jeder Christ muß diesen Zweck Gottes zu seinem eigenen machen und zwar nicht nur intellektuell, sondern in persönlicher Hingebung. Alle Christen sollten sich als Bürger des

Reiches Gottes in Liebe verbunden fühlen und ein Volk Gottes, den Leib Christi bilden. Das ist der leitende Gedanke in dem Briefe des Apostels an die Römer, der für jeden Christen, aber besonders für die Missionare, wichtig ist.

88. Die Charakteristik des Heidentums im ersten Kapitel ist tief und zutreffend. Die hervortretenden Züge derselben sind „Gottlosigkeit" und dementsprechend „Ungerechtigkeit" (1. 18). Gottes ewige Kraft und Gottheit kann jeder wissen; obgleich selbst unsichtbar, können sie doch durch die sichtbaren Dinge erkannt werden. Aber „dieweil sie wußten, daß ein Gott sei, haben sie ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedanket". Das ist die Wurzel des heidnischen Irrtums und der Sünde. Ihr Dichten wurde eitel, ihr unverständiges Herz verfinstert, sie wurden thöricht und machten Götterbilder (1. 20—23). Darum wurden sie Sklaven ihrer Lüste und entehrten ihre eigenen Körper und die Körper ihrer Mitmenschen. Dann folgten alle anderen Laster. Doch das Gewissen ist noch da; sie kennen das göttliche Gesetz der Wiedervergeltung (2. 14—16), aber ihr besseres Wissen hat die Kontrolle über Körper und Geist verloren; „sie thun es (die schlechten Dinge) nicht allein, sondern haben auch Gefallen an denen, die es thun" (1. 28—32).

Wenn Paulus auf dem Areopag den Vorzügen der Griechen großes Lob zollte (siehe § 48), so macht er auch nicht die leiseste Anspielung auf irgend eine vorzügliche Eigenschaft der Römer. Auf dem Areopag sprach er zu gebildeten Heiden; er citierte darum einige von ihren eigenen Dichtern, aber keinen Propheten der Bibel (§ 51); in seinem Brief an die Christen in Rom erwähnt er keinen heidnischen Schriftsteller, führt aber viele Stellen aus dem Alten Testament an und erklärt die Gedanken der Offenbarung Gottes von Anfang bis zu Ende.

Das ist lehrreich für uns. Wir Missionare des Evangeliums haben den Beruf, die Chinesen mit allem, was Gott für sie offenbart hat, bekannt zu machen. Das Studium des Chinesischen kann diesem Zweck dienen, aber es kann auch eine Versuchung werden. Dasselbe kann der Fall sein bei wissenschaftlichen Studien, bei Reisen, Artikelschreiben, oder beim Übersetzen von weltlicher Litteratur und von Neuigkeiten. Es wäre sehr interessant gewesen, wenn Paulus seine Meinung über die Schriften Ciceros, Virgils, Horaz', Livius' und anderer berühmter römischer Schriftsteller abgegeben hätte. Aber kein litterarisches Interesse könnte sich mit dem mächtigen Einfluß vergleichen, den dieser Brief auf Millionen Leser und auf die Geschichte der christlichen Kirche gehabt hat. Paulus hielt sich streng auf religiösem Boden, und selbst das, was manchen Lesern vielleicht als eine Abschweifung erscheint, ist im Licht der göttlichen Offenbarung geschrieben. So hat Paulus ein Musterwerk für alle Generationen geschaffen [1]).

92. „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit" (13. 1). Die Bedeutung ist nicht miszuverstehen; die Christen sollen den heidnischen Beamten gehorchen. Der Grund wird angegeben: „Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet". Es ist leicht zu verstehen, daß die Christen es manchmal schwer fanden, sich der Regierung von Leuten zu unterwerfen, die in Götzendienst und Laster lebten.

[1]) Die rein dogmatischen §§ 89—91 sind ausgelassen.

Es scheint widersinnig, daß die „Ungerechten" über die Kinder Gottes herrschen sollen, und es ist dies gewiß nicht die normale Lage der Dinge. Da aber die Zahl der aus dem Geist Geborenen verschwindend klein ist gegen die Zahl der nicht Wiedergeborenen, so müssen jene daran denken, daß sie, solange sie im Fleische leben, auch den Bedingungen dieses Lebens unterworfen sind, wie Christus es auf dieser Erde auch war. Die Menschheit kann nicht bestehen ohne Einteilung in Nationen, Staaten und Regierungen. Da die Menschen mehr unter dem Einfluß ihrer Leidenschaften als unter dem der göttlichen Gedanken stehen, ist das äußere Gesetz notwendig, sie in Ordnung zu halten. Das Gesetz aber bedarf einer Macht, die es in Wirkung bringt, und die Beamten der Regierung sind die Stellvertreter und Werkzeuge dieser Macht. Sie sind in dem jetzigen Stand der menschlichen Verhältnisse eine Notwendigkeit. Paulus redet dabei nicht dem Absolutismus das Wort. Die Regierung ist von Gott verordnet.

Es wird keine bestimmte Form angegeben, weil die verschiedenen Formen durch die verschiedenen Verhältnisse und Umstände des menschlichen Lebens bedingt werden. Wie jede Regierung von Gott eingesetzt ist, so ist sie auch dem Willen und Zweck Gottes unterworfen, „sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut". Dies ist die von den verschiedenen Regierungen mehr oder weniger verwirklichte Idee, und die Macht der Regierung hängt davon ab. Jede Mißachtung des göttlichen Gedankens wird immer Entsittlichung der Beamten zur Folge haben, wird ihr Ansehen bei den Leuten untergraben und den Untergang des Staates herbeiführen. Diejenigen, die die Macht in Händen haben, sollten manchmal an diese Wahrheit erinnert werden. Jesus that das vor Pilatus (Joh. 19. 11), Petrus und Johannes bei der Verantwortung zu Jerusalem (Apostelgesch. 4. 19), und Paulus vor dem Magistrat zu Philippi (Apostelgesch. 16. 37).

Wenn wir eine Regierung verbessern, machen wir sie zu gleicher Zeit stärker. Hingegen ist Widersetzlichkeit gleichbedeutend mit Rebellion und in jedem Fall verderblich. Die Unordnung muß unterdrückt und das Gesetz aufrecht erhalten werden. Für die Christen ist es eine wichtige Pflicht, sich gebührlich zu betragen, denn wenn sie dem Gesetz zuwiderhandeln, hat der Pöbel gute Gelegenheit, ihnen feindlich entgegenzutreten. Die goldene Regel des Apostels sollte sich dem Gemüt jedes chinesischen Christen einprägen: „So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt" (Röm. 13. 7).

Die Steuern in China sind nicht hoch, aber schlecht verteilt und auch die Art der Einziehung ist nicht zu billigen, und die ungesetzmäßigen Gebühren und „Erpressungen" sind manchmal unerträglich. Solange jedoch alle angesehenen Chinesen solchen Forderungen nachkommen, wird es für die Stellung der chinesischen Christen nicht ratsam sein, sich denselben zu widersetzen oder sie zu umgehen. Sie können von dem Beispiel unseres Herrn (Matth. 17. 24—27) lernen, was am besten für sie ist.

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches.

XXVI. Die Kokumin Shimbun über den religiösen Geist der Nation.

Die Kokumin Shimbun ist eine der verbreitetsten und erfolgreichsten Zeitungen der japanischen Hauptstadt. Einen großen Teil ihres Leserkreises nimmt die studierende Jugend ein, sodaß also dieses Blatt auf die Denkweise der nächsten Jahrzehnte von großem Einflusse ist. In seiner Redaktion sitzen verschiedene Christen, darunter selbst ein früherer Schüler unserer theologischen Schule. Überhaupt sind unter den Herausgebern und Mitarbeitern der in Tokyo erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften verhältnismäßig viele Christen. Bei einer Versammlung derselben, die im letzten November stattfand, erschienen etwa 50, die sich zu gemeinsamer Aktion enger zusammenschlossen. Die volle Zahl dieser Christen ist aber auf das Doppelte bis Dreifache zu schätzen.

Der mitgeteilte Leitartikel ist darum besonders erfreulich, weil eine so angesehene politische Zeitung es wagen kann, so offen die religiöse Frage zu berühren und in so verständiger Weise zu behandeln. Der Artikel liegt in der Linie einer Reihe von Aufsätzen über Erziehungswesen, mit welchem sich die Kokumin Shimbun besonders eifrig beschäftigt. Die Notstände, wie sie sich nach Einführung der Religionsfreiheit ergeben haben, sind klar erfaßt; aber freilich ein Weg, der sicher aus den Schwierigkeiten herausführt, wird nicht angegeben. Die Notstände werden bleiben, so lange nicht die einzelnen Religionsgemeinschaften selbst den Moralunterricht als Religionsunterricht erteilen. Doch dergleichen ist vorläufig unmöglich. Der Shintoismus würde jedenfalls bei dem Mangel eines ausgesprochenen Lehrsystems zu kurz kommen. Und der Shintoismus ist doch immer noch die ehrwürdige Staatsreliquie, deren Wert offiziell nicht bezweifelt werden darf, wenn auch der betreffende Leitartikel ihn mit Stillschweigen übergeht.

Die Kokumin Shimbun (Nr. 1729 vom 25. Oktober 1895) schreibt folgendermaßen:

„Wir brauchen natürlich nicht erst zu sagen, daß Religion für die Existenz eines Volkes notwendig ist, daß es geradezu eine Art Selbstmord ist, wenn eine Nation die Religion verachtet oder verwirft. Seit alten Zeiten bis auf diesen Tag hat es Nationen gegeben, welche eine Religion unterstützten und andere verwarfen, aber keine, welche Religion überhaupt verwarf als etwas Nutzloses oder gar Schädliches.

Das scheint selbstverständlich zu sein, und doch haben wir die erstaunliche Thatsache zu konstatieren, daß der Moralunterricht in unserm Lande, so wie er in den der Unterrichtsverwaltung unterstellten Schulen betrieben wird, geradezu eine irreligiöse Wirkung ausübt. Dieser Unterricht ist aufgebaut auf japanisierten Konfuzianismus, der, wenn er auch denselben Namen und Ursprung hat, wie der chinesische Konfuzianismus, doch von dem letzteren verschieden ist. In China hat der Konfuzianismus die religiöse Form der Verehrung des Himmels und des Konfuzius, in Japan dagegen

ist er eine reine Morallehre geworden. Es ist natürlich nicht zwecklos, Moral zu lehren; aber kann es genügen, wenn man die geistliche Ausbildung lediglich dem langweiligen und mechanischen Moralunterricht überläßt, der so ungenießbar ist, wie Sand an Stelle von Brot? Der Moralunterricht giebt Nahrung für den Kopf, aber nicht für das Herz, oder mit anderen Worten, er lehrt den Weg, den man gehen soll, aber er vermag nicht, die Kraft einzuflößen, daß man ihn auch gehen kann. Ja, noch mehr: Die sogenannte moralische Erziehung ist nicht nur ziemlich resultatlos, sondern thut sogar ungeheuren Schaden an den jungen Herzen, deren natürliche religiöse Gefühle sie erkältet und zerstört. Obgleich wir es für unrichtig halten, den Schulen einen direkt religiösen Charakter zu geben, so halten wir doch den Zustand, daß dieselben geradezu Stätten zur Bekämpfung der Religion, Werkzeuge zur Zerstörung der religiösen Gesinnung geworden sind, für im höchsten Grade verderblich. Wie ist der thatsächliche Zustand des Moralunterrichtes in Volks- und Mittelschulen? Mit wenigen Ausnahmen werden die Schüler angeleitet, die Religion zu ignorieren oder zu hassen, nämlich entweder wird die konfuzianische Moral gepriesen, der Buddhismus verspottet und das Christentum mit Haß überschüttet, oder die Schüler werden gar zu der materialistischen Gesinnung geführt, Gott (Götter), Buddha, Geist für nichts zu halten. Sind nun Knaben in einer Schule, welche christliche Kirchen besuchen, so versuchen die Lehrer die religiöse Gesinnung derselben zu beseitigen durch Tadel und Scheltworte vor der ganzen Klasse, gehen andere mit ihren Eltern zum buddhistischen Gottesdienste, so greift der Lehrer die buddhistischen Lehren von Paradies und Hölle an und sagt, daß Buddhismus höchstens gut genug sei für ungebildete Leute. So wird der religiöse Geist vieler Schüler durch die Schule erstickt, aber damit doch auch die moralische Erziehung selber beeinträchtigt.

In Wirklichkeit sollte Moral eine Vorstufe der Religion bilden und der Moralunterricht der Schule eine Stütze abgeben für den religiösen Glauben des Elternhauses, sei es der christliche oder der buddhistische. So falsch es wäre, wollten die Lehrer geradezu für eine bestimmte Religion Propaganda treiben, so viel schlimmer ist es, wenn man die Schüler anleitet, Religion überhaupt zu verwerfen. Im Gegenteil, die Lehrer müßten die Schüler darüber aufklären, warum Religion für das menschliche Leben, für die Existenz des Staates notwendig ist, und so die Religion tiefer gründen. Moralbücher und Moralunterricht lassen des Lebens Licht und wahren Weg nicht finden, darum sollte man die Schüler darin bestärken, zur Kirche und Predigt zu gehen, wenn sie es so gewohnt sind.

Der Grund dafür, daß heutzutage der Buddhismus abnimmt und auch das Christentum nicht emporblickt, mag mit darin gefunden werden, daß die buddhistischen Mönche und christlichen Geistlichen nicht vollgeeignet sind für ihren Beruf, aber die Hauptsache ist doch die Abnahme des religiösen Geistes der Nation, und die Ursache hierfür ist der religionsfeindliche Moralunterricht unserer Schulen."

E. Schiller.

Sitten und Gebräuche in Japan.

Von Prof. Dr. R. Lange in Berlin.

VI.

Das Rinderfest im Tempel Kōryūji.

Noch seltsamer, als das soeben beschriebene, ist ein Fest in einem buddhistischen Tempel Kōryūji im Dorfe Uzumaki, unweit der ehemaligen Residenzstadt Kyōto. Dieser Tempel ist der älteste Tempel der ganzen Gegend, denn er soll vor mehr als 1300 Jahren auf Befehl des um die Befestigung und Verbreitung des Buddhismus in Japan hochverdienten Prinzen Shōtoku gegründet worden sein. Wie sein Name besagt (kō = weit, ryū = groß), bedeckt er ein großes Areal und zwar beträgt es an Umfang etwa eine halbe deutsche Meile, und zahlreich sind die Tempelgebäude innerhalb dieses Grundstücks. In der letzten Zeit waren die Gebäude etwas in Verfall geraten; es bildete sich daher ein Verein zur Erhaltung derselben, der sich der Unterstützung des Prinzen Arisugowa erfreut, und dem Eifer der Mitglieder dieses Vereins ist es gelungen, die Reparatur der Gebäude ausführen zu lassen. Der Tempel ist reich an wertvollen Reliquien aus dem Altertum; so befinden sich dort mehrere alte Buddhastatuen, von denen eine der erwähnte Prinz selbst geschnitzt haben soll, ferner berühmte Gemälde und sonst seltene Gegenstände von künstlerischem Werte. Auch befindet sich dort ein sehr altertümliches, achteckiges Gebäude, das der Legende nach ebenfalls von jenem Prinzen aus heiligem Holze geschnitzt sein soll. Eine andere Merkwürdigkeit ist der im Volksmunde unter dem Namen „der tönende Brunnen" bekannte Ziehbrunnen. Derselbe ist viele Ellen tief und unten ist es schwarz wie die Nacht; es braust und rauscht von unten herauf, gleich einem Wasserfall.

Das merkwürdigste aber an diesem Tempel ist das Jahresfest des Tempels, das unter dem Namen Ushimatsuri oder Rinderfest weit und breit bekannt ist. Dasselbe wurde bis zum Jahre 1875 am 12. Tage des 9. Monats nach altem Kalender um die Stunde der Ratte, d. i. Mitternacht, begangen. Seit 1875 war die Feier unterlassen worden, und erst den Bemühungen einiger Leute ist es vor einigen Jahren gelungen, die Feier des höchst merkwürdigen Festes wieder durchzusetzen. Es wird nun zwar ganz in der alten Weise begangen, jedoch wird es, um möglichste Übereinstimmung mit der neuen Zeitrechnung zu erzielen, einen Monat später gefeiert und beginnt gegen die frühere Gewohnheit etwas vor Mitternacht.

Der Ursprung des Festes wird auf eine Legende zurückgeführt. Um das Jahr 980 kam ein Priester Namens Keishin in diesen Tempel und verbrachte 7 Tage und 7 Nächte mit dem Lesen buddhistischer Gebete (tsūya). Um Mitternacht erschienen seiner erregten Phantasie die verschwommenen Gestalten eines auf einem Rinde reitenden Kindes und von vier Teufeln von blauer und roter Farbe, die eine Lanze in der Hand hatten; bald darauf verschwanden diese Erscheinungen wieder. Der Priester deutete die Erscheinung des Kindes als Madaragott oder Mandaragott, die vier Teufel aber als die unter dem Namen Himmelskönige (tennō) bekannten buddhistischen Götter. Der Ausdruck „Mandāla" (jap. Mandara) bezeichnet eigentlich einen Kreis, dann aber in der buddhistischen Kunst jedes Bild, das eine größere Gruppe von

buddhistischen Gottheiten darstellt. Auch wird der oberste Gott des Nordbuddhismus Amida oder verkürzt Mida bisweilen mit dem das Gesetz symbolisch darstellenden Rad auf der rechten Hand dargestellt und heißt dann „Mandara no Mida". Die genannten vier Himmelskönige beschützen nach buddhistischer Lehre die Welt vor den Angriffen der Dämonen und befinden sich oft in den inneren Nischen der buddhistischen Tempelthore, Waffen in der Hand und Teufel unter den Füßen.

Die Figuren des auf dem Rinde reitenden Kindes und der vier Teufel sind daher der Mittelpunkt in dem Festzuge, welcher am Jahresfest des Tempels veranstaltet wird. Das Fest hat den Zweck, die Götter durch Gebete zur Gewährung einer guten Ernte zu bewegen, sowie die Dämonen und ansteckende Krankheiten zu vertreiben. Als eine Merkwürdigkeit wird erwähnt, daß an diesem Feste in der Gegend kein Regen fällt, mag der Himmel noch so bewölkt sein. Allgemein sagt man daher schon seit alten Zeiten, man brauche an diesem Tage keinen Schutz gegen Regen. Für die Zuschauer und den Festzug, der zum größten Teil auf dem Tempelgrunde stattfindet, werden gegen Abend Fackeln aufgestellt, die den Ort tageshell erleuchten. Kaufleute breiten ihre Ware auf Matten auf der Erde aus und warten hinter denselben kauernd auf Käufer. Gegen Anbruch der Nacht strömen dann die Leute aus der Umgegend herbei und bedecken in dichten Scharen den Tempelgrund.

Kurz nach 11 Uhr wird der Zug geordnet. Voran zwei Fackelträger in weißen Gewändern, vier Leute in braunen Kleidern, jeder zwei Becken aneinander schlagend, dann zwei Leute in demselben Gewande mit Pauken und schließlich wieder Leute in weißen Kleidern mit Fackeln und hohen Stocklaternen mit der Inschrift auf der einen Seite: „Gedeihen den 5 Feldfrüchten", auf der andern Seite: „Der 12. Tag des Chrysanthemummonats", d. i. der 9. Monat. Alle diese Personen tragen eigentümliche Kappen aus steifem, schwarz lackiertem Papier, den sogenannten Ebōshi auf dem Kopfe. Es folgen nun vier Teufel mit roten oder blauen fürchterlichen Masken, mit beiden Händen eine lange Stange tragend, an der ein altjapanisches zweischneidiges Schwert mit breiter Spitze befestigt ist. Diese Masken werden alle Jahre neu angefertigt, und man sagt, wer sie im Zimmer aufhängt, bleibt vor ansteckenden Krankheiten bewahrt. Nun kommt die Hauptperson, eine Person auf einem Rinde reitend, mit der grotesken Maske eines Kindes, eine hohe spitze Mütze auf dem Kopf, von deren unteren Rand zwei steife Papierstreifen fast rechtwinklig abstehen. Vorn auf dem Sattel steht das schon oft erwähnte Gohei, das eigentlich nur den Göttern der einheimischen Religion zukommt. Das Rind wird von zwei Leuten geführt. Den Zug beschließen wieder Fackelträger und Leute mit Laternen von verschiedenen Formen.

Nachdem der Zug durch einen großen Teil des Tempelbezirks gezogen, verläßt er diesen durch das Eingangsthor, welches auf der westlichen Seite des Grundstückes liegt, geht dann vorbei am großen zweistöckigen Hauptthor (rōmon) und betritt den Tempelgrund wieder durch das östliche Thor. Es ist dies ein Weg von etwa einer halben deutschen Meile. Hier beim östlichen Thor liegt nun ein Tempel, der dem „heilenden Buddha" geweiht ist. Vor der Front dieses Gebäudes ist ein überdachtes, nach allen Seiten hin offenes Gebäude errichtet, um welches ein Strohseil gezogen ist. Dieses Strohseil, aus sieben, fünf und drei Strohschnüren nach links gedreht, so

daß an den beiden Enden etwa 8 Zoll lange Strohschnüre herunterhängen, hängt hauptsächlich am Eingangsthor der Tempel der einheimischen Religion und soll das Böse abhalten. Es wird auch zu Neujahr beim Schmuck der Häuser gebraucht. Von der Vorderseite des temporären Gebäudes ist nach der Front des Tempels des heilenden Buddha eine Verbindung durch Bretter geschaffen, ein Zugang, der jedoch nicht jedermann offen steht. Die vier Teufel laufen nun sofort die Stufen zum Gebäude hinauf und stellen sich, auf die Lanzen gestützt, in zwei Reihen auf, während der Madaragott dreimal um das Gebäude herumreitet. Nachdem dies geschehen, steigt er direkt vom Rinde in das Gebäude und nimmt dort Platz, das Antlitz dem Tempel des „heilenden Gottes" zugewendet. Die Festordner, welche in dem Kamishimo genannten Festgewande erschienen sind und sich inzwischen ebenfalls dort gesetzt haben, verbeugen sich zweimal tief und überreichen dem Gott ehrfurchtsvoll das Gohei. Letzterer nimmt es in Empfang, schwingt es und verliest dann mit lauter Stimme ein Gebet, dessen Inhalt aber den Anwesenden unverständlich bleibt. Die Festordner überreichen dann eine Rolle, nehmen das Gohei in Empfang und treten ehrfurchtsvoll zurück. Der Gott öffnet die Rolle sehr gemessen und beginnt zusammen mit den vier Teufeln das darin verzeichnete Gebet zu verlesen. Dasselbe besteht aus 23 Abschnitten. Ist ein Abschnitt zu Ende, so rufen die jungen Leute in der Versammlung: „Noch einen!" Diese Gebetsrolle wird von alters her sehr geheim gehalten und im Schatzhause des Tempels wohl verwahrt; niemand bekommt sie daher zu sehen, weshalb es schwierig ist, den Inhalt des ganzen Gebetes anzugeben. In der Hauptsache wird darin um reiche Ernte und Vertreibung aller bösen Krankheiten gebeten.

Sobald die Verlesung des Gebetes zu Ende ist, ertönt in dem gegenüberliegenden Tempel ein Schlag mit einer großen Pauke, und auf dieses Signal hin stürzen der Madaragott und sämtliche Personen, welche in dem Gebäude anwesend sind, unter donnerähnlichem Getöse durch den erwähnten Gang nach dem Tempel hinüber. Damit hat das Fest sein Ende erreicht, es ist das ungefähr 2 Uhr nachts. Fast ebenso schnell, wie die Gottheit mit ihrem Gefolge, verlassen auch die Zuschauer die Stelle; in 5 Minuten ist der ganze Platz leer und liegt öde da.

Es wird noch berichtet, daß die Person, welche die Gottheit darstellt, sich 3 Tage lang vorher, die vier Teufel einen Tag vorher der Fleischspeisen enthalten müssen.

Das Okamifest in Hachinoe.

Die Stadt Hachinoe, eine ehemalige Schloßstadt des früheren Fürsten von Nambu im Norden der Hauptinsel, liegt an der Küste des Stillen Ozeans, in der Mitte etwa zwischen den beiden bedeutenden Städten Morioka und Aomori. Sie hat 40 Straßen, 2000 Häuser und etwa 11 000 Einwohner. Durch die günstige Lage an der See und der Eisenbahn ist sie der Mittelpunkt des Handels der Umgegend geworden. Ihre Wohlhabenheit datiert aber schon aus der Feudalzeit; in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts nämlich führte ein Minister im Einverständnis mit seinen Fürsten viele treffliche Einrichtungen ein und förderte dadurch den Wohlstand der ganzen Gegend.

Der Schutzgott des Ortes ist nun der Regendrachengott (der Drache soll Wolken und Regen erzeugen), dessen Fest jährlich mit großer Pracht und großem Aufwand am 20. Tage des 7. Monats nach altem Kalender gefeiert wird. Der Festzug, der an Großartigkeit im ganzen Norden Japans nicht seinesgleichen haben soll, begiebt sich vom ehemaligen Schloß aus nach dem Südende der Stadt, wo der Ahnentempel der ehemaligen Fürsten in einem schönen Park liegt. Dort rastet der Gott einen Tag und kehrt dann am nächsten Tage wieder nach seinem Tempel zurück.

Der Festzug setzt sich nun, wie folgt, zusammen:

An der Spitze marschieren 1) zwei Träger mit großen Fahnen, auf denen der Name des Tempels mit Gold gestickt ist. Es folgt 2) die überlebensgroße Figur eines Gottes der japanischen Mythologie (Saruda hiko no mikoto) mit roter Maske und langer Nase, auf dem Haupte eine hohe steife Kappe und an den Füßen Holzschuhe mit nur einem Querbrett unter der Sohle, das die kolossale Höhe von einem Fuß hat. Die Puppe ist nur sechs Fuß hoch, sieht aber von unten aus, als ob sie eine Höhe von mindestens zehn Fuß hat. Es schließen sich 3) 20 maskierte Personen und ein junges Mädchen mit lang herabwallenden Haaren an. Solche junge Mädchen tanzen bei Götterfesten vor dem Tempel und sollen auch die Fähigkeit besitzen, mit den Göttern in Verbindung zu treten und ihren Willen zu erforschen. Pauke und Flöte geben den Takt an, in dem alle marschieren. Es folgen 4) eine Menge Musikanten, vor denen her eine als Löwe verkleidete Person einherhüpft, wie der Schmetterling, wenn er um die Blume fliegt. 5) Kommt die Darstellung eines Tigers im Bambusgebüsch, gezogen von vielen Personen in Kleidern, auf denen der Tigertanz abgebildet ist. Der Tiger sieht so aus, als ob er durch den Lärm der folgenden 8 Pauken, 4 Flöten und 3 Metallbecken aufgeregt, aus dem Gebüsch herausspringen will. 6) Eine Anzahl Leute in roten Festkleidern, flachem, großem Hut und mit den 2 Schwertern an der Seite, wie sie früher die Kriegerkaste trug. Sie marschieren langsam einher, unter Begleitung von Pauke, Flöte, der japanischen Guitarre Lieder singend. 7) folgen 300 dem Tempel geweihte Fahnen, je eine von zwei Leuten getragen. Die Kleider dieser Leute sind schwarz, sie tragen rote Gamaschen und Strohsandalen und marschieren einher, indem sie den Kriegsruf ausstoßen.

Es folgen nun 8) zwanzig Triumphwagen, die von den größeren Straßen der Stadt gestellt sind. Auf ihnen allen steht eine lange Stange, an deren Spitze sich ein altjapanisches zweischneidiges Schwert befindet. Die Darstellungen auf den Wagen sind meist aus der alten Geschichte oder Figuren der Glücksgötter. Zu ersteren gehört z. B. die Darstellung eines patriotischen Helden aus dem 14. Jahrh. n. Chr., der dem von seinen Gegnern gefangenen Kaiser Go Daigo Nachricht geben will, daß Hilfe bereit sei und zu diesem Zwecke die Rinde eines Kirschbaums abschabt und ein auf die Situation passendes chinesisches Gedicht mit der Pfeilspitze einritzt, ferner der berühmte greise Minister der kriegerischen Kaiserin Jingō, Namens Takenouchi no S'kune, der, wenn die Daten der japanischen Geschichte richtig wären, an 300 Jahre gelebt haben müßte; der berühmte Feldherr Katō Kyomasa, wie er bei seiner Anwesenheit in Korea während des großen Feldzuges vor grade 300 Jahren einen Tiger erlegt u. s. w. Geleitet wird

jeder Triumphwagen von etwa dreißig Leuten, alle in gleicher Kleidung (schwarz und rote Gamaschen, eckigem Eboshi s. o.).

Diesem großartigen Zuge von Triumphwagen folgt 9) eine große Fahne aus weißem Krepp; auf derselben ist mit Gold der Name der Gottheit gestickt. An der Fahne sind eine Menge Flaschenkürbisse von einer kleinen Art befestigt. Dies soll an Japans größten Feldherrn Taikō erinnern, der vor 300 Jahren Krieg mit Korea führte und jedesmal nach einem Siege an seiner Fahne einen Flaschenkürbis befestigte. Dieser Fahne schließen sich 10) etwa zwanzig Fahnen der verschiedensten Form an. Es folgen 11) Büßermönche in verschiedenster Tracht, den ihnen eigentümlichen, sehr hübschen Büßermönchtanz tanzend, und 12) fünf Shintōpriester zu Pferde, angethan in brokatne Gewänder und eine hohe schwarzlackierte Kappe auf dem Haupte. Selbstverständlich sind auch die Pferde ausgeputzt.

Nun folgt 13) die Göttersänfte, vor der Fahnen und ein großer heiliger Baum (Sakaki, Cleyera Japonica) mit der Wurzel vorausgetragen wird. Die Sänfte ist mit Gold und kostbaren Steinen geschmückt und strahlt ebenso, wie der metallne Spiegel darin, das Symbol der Gottheit, im hellsten Glanze. Fünfzig Mann in weißen Gewändern und schwarzen Kappen tragen sie auf der Schulter. Es kommen hinterher eine Menge Tempelgeräte, alle in brokatnen Beuteln verwahrt, 14) folgen etwa dreißig junge Mädchen von 8—14 Jahren in reicher Kreppseide gekleidet, das Haar lang herabhängend, aber mehrere Mal geknotet. Der Schnitt ihrer Kleider, sowie die Haartracht ist die sehr vornehmer Damen. Sie schreiten artig daher, zur Seite geht eine alte und eine junge Frau, die eine hält einen Schirm über die jungen Mädchen, die andere führt dieselben an der Hand. 15) folgen wieder Triumphwagen oder sonstige kunstvoll verfertigte Gegenstände, die die einzelnen Straßen nach Belieben stellen, so tragbare Bühnen mit einem Walfisch von 180 Fuß Höhe, der aus dem Rücken Wasser speit, was in der Hitze, die zu dieser Zeit herrscht, sehr angenehm ist, dann Wagen, auf denen junge Leute Theater spielen oder sonst Kunststücke machen, Wagen mit Musikanten, die außer der üblichen Guitarre, Pauke und Flöte auch die chinesische Gekin, die japanische Koto, (ein liegendes Seiteninstrument) und die japanische Violine spielen. Ein Wagen wird von zwei geschmückten Stieren gezogen, die von zehn jungen Tänzerinnen in geschmackvollen eleganten Kleidern geführt werden. 16) fünf Kompagnien Feuerwehrleute, jede siebzig Mann stark, alle im eng anliegenden Kittel mit braunem 3 Fuß langen Gürtel darüber. Sie tragen einen Stab mit Metallringen, die eigentümliches Geräusch machen, wenn man sie mit Wucht auf die Erde setzt, und haben 30 Fuß lange Leitern, Pumpen, Fahnen und ihre eigentümlichen Standarten bei sich und erklettern auf den Befehl ihrer Führer an den ihnen befohlenen Stellen die Leitern. 17) fünfzig Lanzen mit langem Stil von je zwei Leuten getragen. Jeder Träger hat eine Größe von sechs Fuß, was in Japan selten ist, trägt einen großen, schwarzlackierten Hut, schwarzgefärbte Kleider mit langen Ärmeln und ein langes Schwert. Diese marschieren unter lautem Geschrei vorwärts. 18) folgen zwanzig Kompagnien zu je dreißig Mann in kriegerischer Haltung unter den Tönen der Pauken und Metallbecken, voran reitet jeder Kompagnie ein Kommandeur im alten Kettenpanzer mit Fahne und Lanze. Beim Anblick

dieses Zuges wird einem zu Mute, als ob man Krieger von 1570, der Zeit, wo ganz Japan vom Kriegslärm durchtobt wurde, vor sich sieht.

Den Nachtrab bildet nun der Festausschuß, der teils zu Wagen, teils zu Pferde im langsamen Schritte dem Gotte das Geleit giebt. Die Mitglieder tragen große, aus einem Schilfgewächs geflochtene Hüte und das schon oft erwähnte Festkleid, das Kamishimo.

Die Länge des Zuges ist über eine Viertelmeile und, wenn die Spitze desselben den schon erwähnten Park und Ahnentempel erreicht, ist der Nachtrab noch immer an der Stelle, von wo der Zug ausgegangen ist.

In dem Park, der das Reiseziel des Gottes bildet, finden nun die mannigfachsten Vorstellungen zur Belustigung der Zuschauer und Teilnehmer statt; da giebt es Theater, Wettrennen, Ringkämpfe, Festvorstellungen und Polospiel, das unter den höheren Klassen sehr beliebt ist. Auch giebt es Ausstellungen von Blumen, Figuren und andere Sehenswürdigkeiten, die das Publikum anlocken. Kommt der Abend heran, wird ein Feuerwerk veranstaltet, und viele Fackeln mit buntem Licht werden aufgestellt.

Die Zuschauer kommen aus einem Umkreis von etwa 10 deutschen Meilen herbei, um sich dieses großartige Fest anzusehen und stehen, wie der japanische Ausdruck lautet, wie ein Berg über dem andern.

(Fortsetzung folgt.)

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

XIV.

Nach unserer allgemeinen Erörterung über den Ahnenkult der Bantu müssen wir seiner Ausgestaltung bei den einzelnen Völkergruppen derselben uns zuwenden. Kommt doch Réville p. 159 cf. 146 die Religion der Kaffern betreffend zu dem Ergebnis: Le culte des ancêtres domine presque exclusivement, wie auch Missionssuperintendent Merensky in einem Vortrag am 9. Dezember 1886 im Deutschen Kolonialverein zu Berlin über die farbigen Bewohner Südafrikas eine Art Ahnenkultus als Mittelglied zwischen Gottesglauben und Fetisch- oder vielmehr Amulettendienst ihre eigentliche Religion genannt hat. Zwar scheint dazu wenig zu stimmen, wenn J. Barrow, Account of Travels into the interior of southern Africa in the years 1797/1798, Lond. 1801 p. 220 berichtet, daß die Kaffern bloß Fürsten und Kinder begraben, alle andern den Schakalen hinwerfen. Meiners, Allg. krit. Gesch. der Religionen 1807 II S. 727 f. vergleicht aber dazu das Aussetzen der Leichen für die Raubvögel auf den Türmen des Schweigens bei den Parsi, die doch eine sehr ausgebildete Eschatologie mit Auferstehungslehre haben, sibirische Stämme, welche für die noch bei den Leichen weilenden abgeschiedenen Seelen Plagereien durch unholde Geister unter der Erde fürchten, und Südasiaten, welche sich glücklich schätzen, lebend oder tot von Tieren verzehrt zu werden, weil diese entweder als Stammväter ihres Volks oder als die

Wohnungen der abgeschiedenen Seelen ihrer Vorfahren verehrt werden. Auch abgesehen von dem Seelenwanderungsglauben der Kaffern erklärt sich jene für unser Gefühl roheste Behandlung der Leichen aus der Furcht vor den abgeschiedenen Geistern, die sich der Lebenden zu bemächtigen suchen und mit jeder Beute, die sie erhaschen, ihre Zahl vermehren. „Furcht des Todes", sagt D. Kropf (das Volk der Xosa-Kaffern 1889 S. 155) „umgiebt die Kaffern ihr Leben lang. Sie mögen kein Wort vom Sterben hören und laufen weg, wenn man davon spricht oder verstecken ihr Gesicht und erbeben; schon das graue Haar flößt ihnen Todesfurcht ein". So erklärt sich, daß der Zulukönig Ketschwayo eine Gesandtschaft an die Königin Viktoria schickte um eine Medizin gegen das Ergrauen des Haars. Auch Kropf sagt S. 160: „Früher wurden nur die Häuptlinge begraben, während der gemeine Mann, wenn's zum Sterben ging, entweder noch lebend in eine nicht tiefe Grube eingestampft oder im Walde den wilden Tieren zum Fraße ausgesetzt wurde, weil sie glauben, daß der Tod eines Erwachsenen dem Hause, in dem er stirbt, auf immer Unglück, Krankheit und Tod bringe, weshalb in solchem Fall das Haus mit allem, was darin ist, verbrannt werden und die Familie sich einen andern Wohnplatz erwählen muß. Manchmal wird das Haus nur eingerissen, aber niemand wagt davon ein Stückchen Holz zu seinem Gebrauch zu nehmen. Seit 1820 etwa werden auf Anordnung des falschen Propheten Nxele auch die gemeinen Leute zur Erde bestattet, deren Grab oft nur ein tiefes Loch, 3 Fuß weit ist, in das der Leichnam mit seinem Nachlaß, Kleidern, Matten, Messern u. s. w. hineingepreßt und mit wenigen Zweigen bedeckt wird". Schon diese Grabbeigaben, wie die Vernichtung des Hauses lassen sich als ein Opfer an den Toten ansehen; sein Eigentum, für das der Wilde entgegen der Theorie eines ursprünglichen Sozialismus oder Kommunismus einen noch exklusiveren Begriff als der moderne Individualist hat, muß dem Toten folgen, oder er kehrt zurück und holt sich die sich daran vergreifenden Lebenden nach. Es fragt sich aber auch, ob jener Nxele mit dem allgemeineren Begräbnis nicht eine ältere Sitte, die nur in Verfall geraten war, hergestellt hat. Rheinische Missionare fanden 1843 in den Karreebergen einen kleinen Xosastamm vor, der, durch Krieg mitten unter die Hottentotten verschlagen, noch 30 Jahre nach seiner Einwanderung seine Nationalität und Sprache bewahrte, ja selbst in der Weise des Begräbnisses der heimischen Sitte treu geblieben war. Sie machten eine Grube und höhlten unten an der einen Seite derselben eine Art Kammer aus, in die der in eine Decke gehüllte Leichnam hineingeschoben wurde; vor die Öffnung wurde dann eine Matte gesetzt und vor diese wieder große Steine, um die Erde von der Leiche abzuhalten, und hierauf wurde das Grab mit Erde zugeschüttet (Missionsfreund 1862 Nr. 2). Es findet sich aber auch die hier nicht erwähnte Sitte, die die Kaffern gewiß ursprünglich mit den Hottentotten gemein hatten, den Leichnam in hockender Stellung in das Grab hineinzusetzen. Hellwald S. 66 stellt es als allgemeine Kaffernsitte hin, nur daß bei mehreren Stämmen des Innern die Leichen ärmerer Leute ausgesetzt wurden für die Hyänen zum Fraß. Freilich hätte dies letztere Hellwald abhalten sollen, da, wo die Leiche begraben wird, das Zudecken des Grabes mit Steinen und die Pflanzung einer Dornhecke auf demselben auf den Schutz vor der „Entweihung desselben durch wilde Tiere" zu deuten; sonst wäre ja das anderweitige Preisgeben der Leiche an diese erst recht eine Entweihung derselben; vielmehr bezweckt beim Grabe die sorgsame Bedeckung den Schutz der Lebenden vor dem nach Rückkehr verlangenden Abgeschiednen. Man könnte auch das Festbinden der Leiche in die hockende Stellung daraus erklären; doch deutet auch die Einrichtung des Grabes darauf, daß es als eine Wohnung gedacht ist, in der es dem Geist gefallen soll, bei der Leiche zu

verweilen. Darauf führt z. B. eine Beschreibung aus Natal in den Berliner Missionsberichten 1887 S. 522 f.: „Das Grab ist etwa ein 5 Fuß tiefes, 6 Fuß im Durchmesser haltendes Loch; an der Seite nach Westen ist ein kleines Loch in die Wand desselben gemacht, so groß, daß der Tote zusammengebunden in hockender Stellung darin Platz findet, das Gesicht nach Osten gewandt, eine wunderbare Manier, ein unbewußt sich hinneigendes Gefühl nach dem Lichte, selbst in düstrer schauriger Todesnacht. Vor dies eigentliche Totenkämmerchen werden Steine gestellt, so daß die Leiche nicht mit Erde bedeckt wird, sondern in einem freien Raum sich befindet, für mich ein schrecklicher Gedanke; denn da die Kaffern sogleich, wenn der Tote nach ihrer Meinung gestorben ist, begraben wird, so bezweifle ich nicht, daß eine ganze Anzahl Scheintoter lebendig begraben wird, und nun das Sitzen in einem leeren Raum! Ich selbst (Prozesky) habe ein Mädchen vom Lebendigbegrabenwerden gerettet, sie war zusammengeschnürt, das Grab fertig; sie sollte eben hineingesetzt werden; durch Überreden und Drohen brachte ich die Leute dahin, sie loszubinden; ich wickelte sie in nasse Decken und nach einer Stunde kam sie zu sich, lebt noch als Frau Umkankonyekes". Freilich mußte selbst D. Kropf in Britisch-Kafferland ein altes Glied seiner Gemeinde, das in der Nacht gestorben war, schon am folgenden Tage begraben, bei der fürchterlichen Hitze, die hier herrschte, 53° R. (Berl. Missionsber. 1895 S. 139). Doch erklärt sich die gewöhnliche Beschleunigung der Begräbnisse aus derselben Furcht der heidnischen Kaffern, die auch das grausame Abthun Totkranker zur Folge hat; vgl. Hellwald S. 66: „Bei einigen Stämmen ist es Sitte, den Kranken, sobald man seinen Tod befürchtet, aus der Umzäunung an einen abgelegnen Ort zu schaffen, damit das Haus und die Inwohner desselben durch einen Toten nicht verunreinigt werden. Dort wird der Kranke so lange gelassen, bis er gestorben ist, oder Hoffnung auf seine Besserung eintritt; in letzterem Fall schleppt man ihn wieder in seine Hütte zurück, wo er mit Mundvorrat versehen und dann größtenteils sich selbst überlassen wird". Es ist gewissermaßen eine Ansteckungsfurcht, die gegenüber Totkranken, aber auch noch Leichen empfunden wird, in Wahrheit die Furcht vor den nachzehrenden Geistern, auf die auch die sog. „Krankheitsdämonen" zurückgehen; man hat schon die moderne Bakterienfurcht dazu in Parallele gesetzt. Hieraus ergiebt sich der kaffrische Begriff der Unreinheit als im Bereich der Infektion durch einen nachzehrenden Geist stehend. Kranz, kgl. engl. Distriktarzt in Südafrika, sagt in seinem „Natur- und Kulturleben der Zulus" 1880 S. 112: „Alles, was tot ist, wird als unrein betrachtet und, wer den Toten anrührt oder auch nur auf dessen Grabe sitzt, der muß sich durch gewisse Opfer reinigen. Dies wird sogar soweit beobachtet, daß sie nicht gern von einem Toten sprechen, und wenn sie einen solchen berührt oder auch nur einen Menschen verwundet haben, der nachher an den Wunden gestorben ist, so ist Vorschrift, daß sie sich am Fluß ganz und gar waschen müssen, ehe sie ihre Wohnung betreten, essen oder trinken". Kropf (Xosa S. 157 f.) schildert eingehend, wie sich die Trauer dem entsprechend gestaltet: „Stirbt der Vorsteher eines Kraals, so werden alle Einwohner desselben für einige Tage für unrein geachtet und gewöhnlich der Platz verlassen. Ein Ehemann ist 8 Tage unrein nach dem Tode seiner Frau, ebenso die Frau 12 bis 14 Tage nach dem Tode ihres Mannes samt der Familie. Die erwachsenen Glieder der Familie müssen 3 Tage lang trotz Regen und Kälte im Busche kampieren, alsdann sich im Flusse baden, mit dem Fette eines frisch geschlachteten Tiers sich einreiben und allesamt das Haar abrasieren und Totenklage erheben. Letzteres thun dann auch weitläufigere Verwandte zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit und Teilnahme. Stirbt ein Kind, so sind nur seine Eltern unrein und müssen an sich die soeben angegebenen Ceremonien vollziehen. Bei

allen Sterbefällen aber dürfen die nächsten Verwandten nicht in ihren alten Kleidern aus dem Busch nach Hause zurückkehren, sondern müssen sie wegwerfen und sich neue anschaffen oder, wenn jene noch gut sind, sich dafür von anderen andere eintauschen. Wenn die für unrein Geachteten des Häuptlings Kraal betreten, ehe sie durch den Doktor (Priester) gereinigt worden sind, was durch das Schlachten eines Stücks Vieh geschieht, so können sie bestraft werden. Das Ende der Trauertage wird nicht vom Besuch des Doktors und dessen Reinigungsceremonien gerechnet, sondern von dem Tage, wo der Häuptling gekommen, zu kondolieren und mit den Trauernden „Brot zu essen"".

Daß das Reinigungsopfer zugleich ein Versöhnungsopfer an den abgeschiednen Geist ist, bezeugt Kropf S. 190. Aus seiner Beschreibung des Begräbnisses eines großen Häuptlings bei den Xosa S. 158 ff. ist folgendes hervorzuheben: „Seine Räte senden Boten durchs ganze Land mit der Weisung, alle Leute zum Begräbnis zu versammeln, und erwählen Männer von guter Familie, um den Leichnam aus der Hütte zu tragen, der in eine Matte oder Decke gerollt ist, die der Verstorbene vor seinem Tode gebraucht. Der Leichnam wird in den Viehkraal getragen, wo inzwischen ein flaches Grab, 2 höchstens 3 Fuß tief, aber von schönerer Form als das der gemeinen Leute gegraben worden, in das der Leichnam mit allem Hausrat und was sonst von dem Verstorbenen benutzt wurde, gelegt wird. Das Grab wird mit Erde und niedrigen stachlichen Büschen ausgefüllt[1]). Die Totengräber reißen dann das Haus der Verstorbenen ein und verbrennen es mit allem seinem Hausrat. Das Grab wird eingezäunt und von einem oder 2 dazu mit Gewalt gepreßten Wächtern 2 und mehr Jahre bewacht zum Schutz einer Schlange, in der der Geist des Verstorbnen Wohnung nehmen könnte, zur Abhaltung von Grasbränden und von Hexen, sich der Gebeine zu ihren Künsten zu bedienen. Die Wächter müssen aus guter Familie sein und erhalten für das einsame, unreine, angstvolle Leben am Grabe Vieh, Ratswürde und Unstrafbarkeit bei allen nur möglichen Vergehen; aber auch das Vieh des Wächterkraals darf nach keinem andern Ort im Lande gebracht werden; anderseits ist „das Grab des Herrn" Freistätte für Flüchtlinge, heilig; keine Hacke, kein Spaten darf dort eingesetzt werden." Danach ist zu ergänzen, wenn nach der Calwer Missionsgeschichte 1846 S. 83 den Xosa „heilige Gräber" fehlen. Auch bemerkt Kropf S. 159, daß die großen Häuptlinge inmitten des Kraals, kleine und Kraalvorsteher rechts im Eingang desselben begraben werden, der Eingang zum Kraal mit Querbalken versehen und das Vieh in einen neuen Kraal plaziert wird. So erklärt es sich, daß die heiligen Gräber auf den verlassenen Plätzen den Fremden früher unbekannt blieben, wie sie wohl absichtlich vor ihnen geheim gehalten wurden. Wenn Hellwald S. 66 erwähnt, daß das Grab oft noch mit Hörnern verziert wird, so wird das für andre Stämme gelten, da Kropf S. 192 nur die Aufstellung der Schädel von Opfertieren auf die Hütten vermerkt und ein Verfallen des Opferritus bei den Xosa im Vergleich zu dem anderer Stämme, namentlich der Zulu anerkennt. S. 159 f. beschreibt er noch das Begräbnis eines Königs der Mpondo 1887: Die allgemeine Landestrauer äußerte sich in Entfernung des eigentümlichen Kopfringes, den dies Volk mit den Zulu

---

[1]) Auch Kropf giebt hier als Zweck an, „um Menschen und Tiere zu verhindern, den Leichnam zu beunruhigen". Nach unsern bisherigen Ausführungen wäre eher der Zweck umgekehrt, den Abgeschiedenen zu verhindern, Menschen und Tiere zu beunruhigen. Dieser Zweck ist wenigstens nicht ausgeschlossen, auch nicht durch das, was Kropf S. 159 über die Aufgabe der Grabwächter sagt.

gemein hat, in Unterlassung der Rotbemalung des Leibes und der Morgengabe bei Eheschließungen. Obgleich von christlichen Kaffern ein Sarg besorgt worden, wurde der König doch im Eingang des Viehkraals in einer tiefen Grube begraben, sein Haus verbrannt, die übrigen Häuser des Kraals niedergerissen, vor dem Grabe eine große Hütte errichtet für die 2 Wächter. Kropf erwähnt auch die Flucht derer, die fürchteten beschuldigt zu werden, seinen Tod herbeigeführt zu haben durch Zauberei. Durch solche Beschuldigungen folgen den Todesfällen bei allen Kafferstämmen vielfach Menschenopfer. Von diesen sind aber noch diejenigen zu unterscheiden, die bei den Zulufürsten zu massenhaften Tieropfern am Grabe hinzukommen. Es sind dies die sogenannten amunxusa, die getöteten Diener, die dem König auch im Jenseits dienen sollen (Bastian, Ethnische Elementargedanken 1895 I S. 45. 61). Der Despot Tschaka ließ beim Tode seiner Mutter nicht nur über 1000 Rinder opfern und seine Krieger, die am Grabe Wache hielten, damit festlich bewirten, sondern auch 10 Jungfrauen lebendig mit der Verstorbenen begraben und noch mehrere tausend Menschen von den Kriegern zu Ehre der Toten, zu ihrem Hofstaat im Jenseits niedermetzeln (Hellwald S. 65). Die gegenseitige exaltierte Zerfleischung der Krieger (Fynn bei Rob. Hartmann, Völker Afr. S. 191) erinnert an die aus dem Totenkult der Etrusker stammenden Gladiatorenkämpfe im alten Rom.

Nach dem Tod des Zulukönigs Umpanda 1872 schreibt ein Missionar: „Eine Anzahl Ochsen sind ihm schon geschlachtet, damit er zu essen hat, und eine Anzahl seiner Bedienten sind auch bereits zu seinem Dienst mittels Kopfumdrehens in die Ewigkeit befördert" (Miss.-Freund 1873 S. 164)[1]. Bei den Vorfahren der Fürsten wird geschworen (Wangemann S. 14). „Nachdem den in Schmeichelnamen der Allmacht gepriesenen Königshäuptlingen (singoi-tonga, pl. ama-tongo) die Zulu ihre Himmel angewiesen[2]), mögen sie mit dem Gefolge ihrer zum Teil beim Leichenbegängnis mitverstorbenen amanxusa dort einziehn[3]), sich an metereologischen Prozessen beteiligen und allerlei „machen"[4]); die amachlosi[5]) würden ermatten[6]) von der Kälte auf

[1]) Schneider S. 144: „Die mit den Zulu verwandten Matabele teilen deren Geisterglauben ... Lo Bengula ehrte das Andenken seines großen Vaters Mosilikatsi, des Gründers des Matabelenreichs († 1868) durch Massenopfer. 3 Frauen des Toten gaben sich auf seinem Grabe selbst den Tod, und über 300 Sklaven wurden abgeschlachtet. Der königliche Leichnam ruht in einer abgelegenen wilden Thalschlucht inmitten von Felsstücken; der Besuch dieser Stätte ist bei Todesstrafe verboten, wurde jedoch Fairbairn und Delpelchin (Depelchin et Cronenberg, de pays des Matabélés 1882 p. 302) gestattet". Bei den andern Kafferstämmen Südafrikas haben wenigstens die menschlichen Totenopfer längst aufgehört.

[2]) Und darin nach den Generationen wie bei den von den Tangaroa auf Samoa bewohnten übereinander geschachtelt sind. Bastian. Nach Kranz S. 112 freilich denken die Zulu sich die Geisterwelt in unterirdischen Räumen, unermeßlichen Abgründen, die sich nie füllen, doch nicht als eine Strafanstalt, sondern als eine andere Heimat. Sie kamen ja auch nach ihrer Sage aus einer Höhle (Bast. S. 41); aber die Unterwelt verschwimmt mit dem Himmel zum unendlichen Raum auch schon bei den afrikanischen Naturvölkern, und bei den überirdischen Himmeln handelt es sich zunächst um die Königshäuptlinge.

[3]) Regenbogen wie Milchstraße Seelenweg, Bastian.

[4]) D. h. zaubern, übernatürliches wirken.

[5]) Sing. i-chlozi: Geist eines gewöhnlichen Verstorbenen, Wangemann, Gesch. der Berliner Mission III. 2, S. 15.

[6]) So übersetze ich figürlich das von Bastian englisch wohl wegen fraglicher Übersetzung mitgeteilte will die of cold on the mountain, wegen des eingeklammerten eat grashoppers, oder es ist an Tierinkarnationen gedacht. Auf den Bergen ist die niederste Himmelslage.

den Bergen und müßten Grashüpfer (Heuschrecken) essen, wenn sie ihr Dorf durch Krankheit zu Grunde gehen ließen, ohne Versöhnlichkeit durch Opfer". (Bastian, Vorgeschichtl. Schöpfungslieder S. 35 f.). — Also eine nach den irdischen Rangverhältnissen abgestufte Göttlichkeit der Seelen, die für die niederen nur eine dürftige ist! Dennoch leiten die Zulustämme Glück und Unglück im gewöhnlichen Leben von den Geistern der Abgeschiedenen her (Merensky S. 125); es werden ihnen Opfer, namentlich von Rindern, gebracht und zu ihnen wird gebetet, besonders wenn Krankheit oder Tod eine Familie heimsucht (ebd. S. 126), und fragt man, ob die amachlosi das Opfer essen, so heißt es: Nein, aber sie beriechen und belecken das Fleisch (ebd. S. 129); es ist also doch nur der feinste Duft als Geisterspeise gedacht. Dabei dient das Opfer nicht bloß zu dieser, sondern auch zur Sühne; denn es werden dabei die Vergehungen der Familie oder der Person bekannt, um derentwillen der Geist etwa zürne (ebd. S. 128), und auch, wenn der Priester erklärt hat, daß der oder jener Abgeschiedne zürne und durch ein Opfer versöhnt werden müsse, wird doch die Weihe desselben eingeleitet mit dem Ruf: „Ehre sei allen Geistern unsers Stammes", und diese alle werden zur Teilnahme am Opfermahl eingeladen (ebd. S. 129). Über den Ahnenkult insbesondre der Xosa vgl. Kropf S. 156: „Das Sterben nennen sie Nachhausegehen und opfern für die Geister ihrer Vorfahren; alle Krankheiten an Menschen und Vieh, deren Ursache sie nicht erklären können, schreiben sie dem Einfluß solcher Geister zu, die ihnen nicht wohlwollen". S. 188: „Die abgeschiednen Geister, besonders die der Könige sind zu fürchten und zu verehren. Sie stehen noch fortwährend mit den Lebenden in Verkehr und existieren in einer andern Welt als eine höhere Macht, der man aus Furcht dient, die wohl helfen, aber vielmehr schaden können. Zieht ein Häuptling in den Krieg, ruft man ihm zu: „Die Geister der Vorfahren mögen dich schützen" (ein Beispiel S. 35). Des Vaters und Großvaters Geist verehrt man als Schutzgeister, imilondekaya, „die das Heim bewahren". Damit die Geister in ihrer Welt in Ruhe leben können, müssen ihnen die Mittel dazu aus dem Diesseits, Opfer, dargereicht werden, da sie sonst die Lebenden als ishologu (böser Geist) oder Schatten (itunzi) durch Träume und Nachtgesichte in Unruhe versetzen und ihnen an Leib oder Vieh schaden. Früher war jedes Schlachten eines Tiers ein Opfern; ein Stückchen Fell warf man ins Feuer, „damit der Rauch davon aufsteige nach oben und angenehm sei". „Die Geister belecken das Fett und beriechen dessen Rauch". Kropf unterscheidet S. 188 ff.: „Versöhnungsopfer, Reinigungsopfer nach Todesfall, Beschneidung, Geburt und Rückkehr aus dem Krieg, Bitt-, Dankopfer, Stärkungsopfer (ukukafala) beim Auszug in den Krieg mit Besprengung von der Galle des Opfertiers". Dies uk. ist übrigens bei verschiedenen Stämmen in verschiedener Art üblich. Nach Fritsch (Die Eingeborenen Südafrikas 1882 S. 100 ff.) schneiden sich die Krieger Asche vom Schenkelknochen eines den abgeschiednen Geistern (imishologu) geopferten, lebendig zerstückten Ochsen in die Haut, nach Réville p. 152 zur Vereinigung mit den Geistern, nach welcher rührende Sehnsucht sich auch in einer von ihm p. 155 aus Casalis (les Bassoutos 1859 p. 250) mitgeteilten Totenklage der Basutofrauen ausspricht. Über die Totenbestattung bei den Betschuanen vgl. Hellwald S. 81: „Dem Toten werden die Kniegelenke durchschnitten und die Arme vor der Brust zusammengebunden. Ist er vornehm oder Häuptling, so schlachtet man ein Rind[7]) und legt ihn ins Fell, dazu einen Bock, dessen Fell sein Lendenschurz (setfiba) wird. Bis-

[7]) Merensky S. 131 erwähnt auch Spuren früherer Menschenopfer bei diesen Stämmen.

weilen wird das Grab vor und nach der Beisetzung mit durch Wurzelextrakt zauberkräftigem Wasser begossen, auch die Fußtapfen der Träger damit besprengt und der Topf auf dem Grab zerschlagen, da sonst Regen ausbliebe. Nach der Totenklage werden Riemchen von dem Kuhfell den Witwen um die Stirn gebunden[8]). Die Totenklage beim Kraal wiederholt sich tagelang um einen großen Mann. Schwangere Frauen sind weitab vom Hause im Feld zu begraben, damit der Regen nicht ausbleibe, werden aber oft mit List wo anders begraben, da die Regenmacher das Fruchtwasser, auch von Gebärenden holen, um damit unter Flötenspiel Regen herbeizuziehen". Zum Totenkult der Herero vgl. Daheim 1886 S. 301: „Ihr religiöser Dienst bezieht sich zunächst auf die Seelen der Verstorbenen; den Ahnen gelten ihre Opfer; an die Ahnen richten sie ihre Gebete. Klagend und weinend sammelt sich der Stamm um seine Toten; unter besonderen Gebräuchen werden sie bestattet. Man bringt Totenopfer, indem man Ochsen schlachtet, legt Trauerkleidung an und zieht weiter. Kehrt der Stamm, was häufig geschieht, zur Grabstätte später zurück, so werden den Toten abermals Opfer gebracht und Milch auf sein Grab gespendet. Väter legen vor ihrem Tod segnend die Hand auf der Kinder Haupt. Die Gräber der Häuptlinge stehen meist am Fuß ansehnlicher Bäume. In das enge, aber tiefe Grab senkt man die Leichen in sitzender Stellung mit dem Gesicht nach Norden. Die Leiche umhüllt man mit Fellen, das Grab mit Dornhecken und Steinen zum Schutz gegen Hyänen. Eine Menge Rinder je nach dem Reichtum des Toten werden zum Totenopfer

---

[8]) Ratzel S. 189 fügt denselben Angaben noch hinzu: „Die Leichenträger werden gereinigt, indem sie an den Fingern geritzt und mit Medizin eingerieben werden; die nächsten Leidtragenden werden am ganzen Leib geritzt und durch Betupfen der Beine mit einem fettbeschmierten Holz von der Unreinigkeit befreit. Statt mit Fett und roter Erde schmieren sich die Leidtragenden mit Fett und Kohle ein. Der ganze Kraal betupft sich dann das Gesicht mit Asche, ißt von dem Getreide des Toten ein Korn mit trocknem Kuhmist, besucht seine Hütte und kehrt in die eigne, den Kopf zuletzt, zurück. Dann wird der Schmuck des überlebenden Vaters oder der Mutter dem jüngsten Kind umgehängt. Die Leute des Kraals waschen endlich mit Wasser über frischem Kuhmist ihre Trauer ab". Dazu Ratzel S. 299: „Man giebt dem Betschuanen-Mann Keule, Speer, Schüssel, Löffel, Getreide, Kürbiskerne mit. Für die Leiche wird eine eigene Öffnung in der Hüttenwand gemacht, durch die man sie hinausträgt; das Begräbnis wird beschleunigt. Häuptlinge werden in ihrem Viehkraal begraben und das Vieh darüber getrieben, ihre Weiber und Kinder aber unter der Einfriedigung des Gehöfts. Auch Getreide wird vom Grab bis zur Hütte des Toten gestreut, damit dieser nicht feindlich gegen die Lebenden gesinnt sei. Was von seinem Eigentum nicht weggeworfen, wird sorgsam gereinigt. Oft sitzen die Kondolenten, nachdem sie klagend eingetreten, stundenlang bei den Leidtragenden still (cf. Hiob 2. 13). Die Witwe des Häuptlings Mahutu begrub nach Chapman ihren Schmuck mit ihm". Vgl. noch Campbells 2. Reise 1823 S. 241: „Stirbt jemand in der Stadt, darf niemand an diesem Tage Feldarbeit thun". S. 243: „Nach Tod eines Kindes darf der Vater 2 Monate das Haus nicht betreten, noch eine Jagd mitmachen, und mit der Mutter werden verschiedene Prozeduren vorgenommen. Als der König von Krankheit genas, wurde ein Ochs vor ihm in einer Wassertonne erstickt, die Krankheit angeblich vom König auf ihn übertragen, er aber dann doch verzehrt. Die Leichen Armer werden zuweilen aufs Feld vor den Schakal geworfen". Ratzel S. 300: „Die Betschuanen beten zu den Seelen der Vorfahren, die sie im Innern der Erde wähnen, und es entspricht dem, daß wenigstens einzelne Stämme wie die Barolong auch den Wahnsinnigen als der Seele beraubten Verehrung erweisen". Letzteres doch wohl, weil sie sie von einem abgeschiedenen Geist besessen glauben (so Merensky S. 130) und das beweist auch das Fließende in der Vorstellung des Aufenthaltsorts der Ahnen, die doch gerade vorzugsweis Barimo „die Oben" heißen; auch ist die Milchstraße Seelenweg bei den Basuto, Casalis p. 194, Réville p. 142.

gebracht, die Hörner auf dem Grab befestigt, auf dem auch Bogen und Pfeile des Häuptlings niedergelegt werden. Kinder werden nicht selten mit der Mutter begraben. Alte Leute sucht man aus dem Wege zu schaffen, daher es nach Andersson wenig alte Leute gab". Ebd. 1885 S. 536. „Öfter tragen sie Speise aus Grab eines Freundes oder Verwandten und bitten ihn zu essen und sich gütlich zu thun. Sie erbitten sich dafür seinen Segen und rufen ihn an um Sieg gegen Feinde, Überfluß an Vieh, zahlreiche Frauen und Glück in ihren Unternehmungen. Die Seelen der Verstorbenen erscheinen, wie man glaubt, nach dem Tod, doch selten in der Gestalt, die sie bei Lebzeiten hatten, gewöhnlich in der eines Hundes mit Straußfüßen" (tjrurn Ratzel S. 346)[1]). Bei den Ovambo, die ihre Toten durch Schweigen ehren (vgl. Ratzel S. 357)[2]), wurden einige Frauen und Räte des verstorbenen Fürsten mit ihm begraben, erst beim Tod des Königs Ncembonde in Ondonga fand das nicht mehr statt; auch durften beim Regierungsantritt des Nachfolgers keine Menschen mehr geschlachtet werden (Missionsinsp. Wendland in „Quellwasser" 1885 S. 714).

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

VI. Andere europäische Thorheiten.

Fortsetzung.

Die römischen Übergriffe.

Ein weiteres Hindernis für die gedeihliche Entwicklung der evangelischen Mission in Indien ist die katholische Gegenmission, die wie auf fast allen Missionsgebieten, so auch in Indien sich breit macht. Im Jahre 1894 fand in London eine „allgemeine kirchliche Missionskonferenz" statt, die wohl besonders von den Freunden der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) in der Absicht ins Leben gerufen wurde, der größten aller Missions-

---

[1]) Die zum Opfern bestimmten Tiere werden mit einem Speer getötet, die zur Nahrung dienenden erdrosselt; stirbt ein Mann, wird ein Teil seines Viehs mit Keulen erschlagen. Ratzel S. 347. Nach Andersson wird auch ein Häuptling, wenn er es wünscht, nicht begraben, sondern auf einer Erhöhung in der Mitte seiner Hütte in zurückgelehnter Stellung beigesetzt, worauf die Hinterbliebenen einen starken Zaun um dieselbe ziehen. Fern von der Heimat werfen sie die Leichen den wilden Tieren vor. Das Dorf, in dem der Häuptling stirbt, wird nach einem andern Ort versetzt; nach Jahren aber kehrt es wieder und der Häuptling erzählt es flüsternd am Grab seines Vorgängers und bittet um langes Leben und Vermehrung der Herden. Jahrelang wird die Totenklage bei Wiederkehr der Zeit des Todesfalls erneut; nicht alle Kafferstämme teilen diesen Brauch. Ebd. S. 340. Die Verehrung für den Alten des Stammes hört nach seinem Tod nicht auf, das Grab bleibt heilig, und wenn nicht der Alte selbst durch ein Orakel verlangt, das Brüllen der Rinder wieder bei seinem Grab zu hören, dürfen die Kinder nicht seine Ruhe stören. Ebd. S. 342.

[2]) Aus Furcht, durch Nennung ihres Namens sie herbeizurufen.

gesellschaften, der Kirchenmissionsgesellschaft (Ch. M. S.), ein Gegengewicht zu schaffen. Auf dieser hielt der hochkirchliche Bischof von Lahore, der — ein Bote der S. P. G. — gewiß ein unverdächtiger Zeuge betreffend die katholische Mission ist, und der auch sonst mit dem Ausdruck der Bewunderung der römischen Kirche und ihrer Missionserfolge keineswegs zurückhielt, einen Vortrag über „Beziehungen zu den anderen christlichen Denominationen auf dem Missionsfelde", indem er die Klagen über die römischen Über- und Eingriffe wiederholte und u. a. folgendes sagte: „Was unsre Beziehungen zu der römischen Kirche betrifft, so pflegen sie in einer Hinsicht (und nur in einer) sehr intimer Art zu sein. Ich lebe seit mehr als einem Vierteljahrhundert in Indien, ich habe Gelegenheit gehabt, die Missionsarbeit in Bengalen, Birma, in den Nordwestprovinzen und im Pandschab zu beobachten. Nie und nirgends habe ich unter Heiden oder Muhammedanern eine römische Mission getroffen außer in Gebieten, in denen Gott vorher die Bemühungen einer anderen christlichen Kirche sichtlich gesegnet hatte . . . Unter diesen Umständen ist ein modus vivendi zwischen Rom und den anderen missionierenden Gemeinschaften unmöglich. Wir müssen uns darauf beschränken, gegen diese marodierende Politik Protest zu erheben und uns um so mehr Mühe geben, unsere Christen durch Befestigung in nicht-katholischen Grundsätzen gegen die römischen Intriguen zu wappnen".

Und gewiß ist Rom — abgesehen von dem großen Vorsprung, den es durch eine mehr als dreihundertjährige Erfahrung in der Missionsarbeit hat — gegenüber der evangelischen Mission besonders durch zwei Dinge sehr im Vorteil, durch die einheitliche Leitung und durch die Orden. In ersterer Hinsicht hat besonders Leo XIII. seit seinem Regierungsantritt eine fieberhafte Thätigkeit entfaltet. Das 1894 ausgegebene päpstliche Staatshandbuch (La Gerarchia cattolica, la famiglia e la cappella pontif. per l'anno 1894 con appendix, Roma, typografia Vaticana 1894, XV, 729 ss.) weist seit den 16 Jahren seines Pontifikates allein für Vorderindien über 20 neue Gründungen auf, die großenteils auf britisches Gebiet entfallen. Das alte portugiesische Erzbistum Goa, das noch immer seine aus dem 16. Jahrhundert datierenden Primatialrechte beanspruchte, aber sich als völlig unfähig erwies, die Leitung in den britischen Gebieten zu übernehmen, das auch durch die Gründung zahlreicher Vikariate und die Unterstellung derselben unter die Propaganda bereits an die Wand gedrückt worden war, wurde —, nachdem mancherlei Irrungen und sogar ein kleines Schisma vorausgegangen waren —, 1886 vollends bei Seite geschoben und eine völlig neue Hierarchie auf englischem Boden gegründet. Der Erzbischof von Goa erhielt zur Entschädigung den glänzenden Titel eines Patriarchen von Ostindien und zu seinen alten Suffraganen Kochin, St. Thomas von Maliapor (?) und Macao noch das neugegründete Bistum Daman. Neu errichtet wurden folgende 7 Metropolen: Agra mit den Suffraganen Allahabad und Lahor, Bombay mit den Suffraganen Mangalur, Puna, Tritschinapalli, Kalkutta mit den Suffraganen Krischnagar und Dhaka, Kolombo mit den Suffraganen Dschaffna und Kandy, wozu 1892 noch Galle, Port Viktoria auf den Seychellen und Trinkomali gekommen sind, Madras mit den Suffraganen Haiderabad, Nagpur und Wisakhapetam, Pondichery (Pudutscheri) mit den Suffraganen Koimbatur und Maisur, Verapoly mit Quilon. Dazu kommen noch die zum Bistum vorbereitenden Institute, die apostolischen Vikariate und Präfekturen, die unter Leo XIII. ebenfalls eine erhebliche Steigerung erfahren haben. — Wir sehen also eine stattliche Hierarchie, die ganz Indien umspannt, und die durch ihre mehr oder weniger einheitliche Leitung wohl im stande ist, einem Gegner ernste Schwierigkeiten zu bereiten. Damit soll

freilich keineswegs gesagt sein, daß die römische Mission von einem einzigen Centrum aus geleitet werde. Die verschiedenen Orden haben ihre separate Mission und geraten oft genug mit einander in Streit.

Diese ganze Hierarchie besteht nämlich aus Ordensgeistlichen. Gewisse Orden haben sämtliche Ordinariate einer Provinz besetzt, so die Kapuziner die der Provinz Agra, die Jesuiten Bombay, die Karmeliter Verapoly, in Pondicherry teilen sich die Missions étrangères und die Jesuiten u. s. w. Und gerade durch diese Orden hat die römische Mission in Indien einen gewissen Vorteil. Auf der ebengenannten allgemeinen kirchlichen Missionskonferenz in London wurde unter anderem, allerdings von hochkirchlicher Seite — unseres Erachtens ist das übertrieben und soll uns ja nicht veranlassen, römische Einrichtungen etwa nachzuahmen, aber ein richtiger Kern liegt darin — gesagt: Indien kann nur durch das asketische Leben gewonnen werden. Die Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams sind dem Volksgeiste so sehr kongenial, daß man sie geradezu als Hindubegriffe bezeichnen kann.

Fast überall nun haben sich die Römischen in die evangelische Missionsarbeit eingedrängt. Wir wollen das an einem besonders in die Augen fallenden Beispiele nachweisen, an der Goßner'schen Kolsmission, die im vorigen Jahre ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hat. Im Jahre 1890 schrieb die katholische „Germania“: „So“ — nämlich verwirrt durch die Separation einiger Goßner'schen Missionare und die Gründung einer anglikanischen Mission (S. P. G.) — „standen (1868) die Verhältnisse, als man den katholischen Bischof von Kalkutta auf dieses Missionsfeld aufmerksam machte, auf die Bereitwilligkeit der armen Eingeborenen und auf die Verwirrung, welche der Protestantismus angerichtet hatte. Unter den englischen Beamten Indiens sind bekanntlich nicht wenige Katholiken, und diese waren der Ansicht, man solle den Kols Gelegenheit bieten, auch einmal wirkliche Padris, rechtmäßige Nachfolger jener katholischen Ordensleute, von denen diese Benennung abstammt, kennen zu lernen. Kann man es dem katholischen Oberhirten verargen, daß er unter solchen Umständen einen Pater nach Tschota Nagpur sandte, um die Bewohner auch mit der katholischen Auffassung des Evangeliums bekannt zu machen? Es ist gewiß kein einladendes Schauspiel für die Heiden, wenn die Verkündiger des Evangeliums Altar gegen Altar errichten. Aber das war hier nun einmal geschehen, und die Verwirrung war bereits so groß, daß es nichts mehr zu verderben gab. Dazu fanden sich neben den dreißig- oder vierzigtausend Namenchristen immer noch Millionen von Heiden, die auf Hunderten von Quadratmeilen zerstreut wohnten. Somit konnten trotz einem halben Dutzend hadernder Prediger auch die Jesuiten noch Arbeit genug finden“. Mit dankenswerter Offenheit hat hier einmal der Katholizismus eingestanden, daß er sich nur zu gern in evangelische Missionsgebiete eindrängt, um womöglich im Trüben zu fischen.

Unter den Kols, auf die es besonders abgesehen zu sein scheint — in der Hauptstation der Goßner'schen Mission Rantschi befanden sich schon 1887 6 Jesuitenpatres, schon 1889 gab es da im ganzen 20 Jesuitenmissionare, und war die Zahl ihrer Stationen schon mehr als noch einmal so groß, als die der Goßner'schen Mission —, entfaltet namentlich der Jesuit Lievens, „der Urheber und Hauptleiter, die Seele der ganzen Bewegung“, eine „reichgesegnete“ Thätigkeit; er benutzte die gerade damals auf das Höchste gestiegene soziale Notlage vieler Kols, ihre Erbitterung über die Erpressungen, Betrügereien und Bedrückungen der Steuerpächter und versprach ihnen, wie es die Demagogen zu thun pflegen, Hilfe. „Eure bisherigen Padris“, sagte

er, der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagend, — denn sie haben gethan, was sie konnten — „haben euch nicht geholfen! Kommt alle, Christen und Heiden zu mir! Ich werde die Sache in die Hand nehmen und euch helfen.“ Oder er veranlaßte die zu ihm gegangenen Christen, ihre noch heidnischen Verwandten aus irgend einem Grunde bei der Polizei zu verklagen. Sind sie nun vorgeladen, so läßt er sie zu sich kommen und sagt: „Wenn ihr (kath.) Christen werdet, will ich euch helfen, sonst müßt ihr ins Gefängnis“. Auch lügen die Jesuiten ihnen vor, wenn sie katholisch würden, brauchten sie sich nicht an den von der Obrigkeit vorgeschriebenen Frondiensten zu beteiligen; man werde ihnen behilflich sein, daß sie ihre Gläubiger nicht zu bezahlen brauchten. Wie überall, so zahlen auch hier die Jesuiten den Konvertenden öfters Geld, wie Lievens, der z. B. im Dorfe Birta 10 Christenfamilien „bekehrte“, indem er jeder ungefähr 20 Mark zahlte. Hervorragende Sardare versuchte er durch Aufhetzung gegen die deutschen Missionare auf seine Seite zu bekommen. Polizeiliche Untersuchungen haben ergeben, daß er die Unruhen der folgenden Jahre hervorgerufen hat. Seine Wühlereien wurden nachgerade so arg, daß seinen Vorgesetzten von den Behörden ein Wink gegeben wurde, ihn zu versetzen, — und erstere haben den Wink befolgt und ihn ihn nach Rantschi versetzt, wo er — die Leitung aller Stationen erhalten hat.

Aber noch mehr! Die Jesuiten bestärken sogar die Eingeborenen in ihrem Heidentum und in ihren Sünden, in ihrer Meinung, daß das Götzenopfer und die Hexenprozesse, das Branntweintrinken und das (unsittliche) Tanzen keine Sünde seien. Von einem der Jesuiten schreibt der 1861 ausgesandte Goßner'sche Missionar Onasch: „Er empfiehlt nicht nur das Branntweintrinken, sondern macht es den Christen selbst vor, so daß er nicht selten betrunken ist. Ich teile das nach fester, unumstößlicher Vergewisserung mit. Dieser Jesuitenmissionar erlaubt nicht nur seinen Christen das Tanzen, sondern fordert sie sogar zum Einrichten ihrer eigenen, von denen der Heiden gesonderten Tanzplätze auf. Das thut er alles, um unsere Christen zu gewinnen. Die von den Jesuiten verführten Leute sind zum größten Teil Säufer, freche Lügner und Übertreter des 3. Gebotes geworden. Leider sind auch einige unserer nicht abgefallenen Christen durch das schlechte Beispiel dieser Leute in ihrem Wandel nachlässig geworden“.

Können wir uns da wundern, wenn die katholische Mission „großartige, immer trostreichere“ Fortschritte aufzuweisen hat? Die im Jahre 1885 von dem in diesem Jahre „allein und arm ankommenden“, „nur Brevier und Rosenkranz sein eigen nennenden“ Lievens gegründete Station Torpa hatte am 1. Dezember 1886 bereits 2500 „Christen“ zu verzeichnen, nach seiner eigenen Aussage erlebte er täglich 15—20 Bekehrungen, angeblich eine Folge der Gebete „zum heiligsten Herzen“ und der Fürbitte des heiligen Josef. Mehrere protestantische Katechisten hatten „Opfergeist genug, eine lohnende Stelle aufzugeben, um sie mit der eines notdürftig bezahlten katholischen Katechisten zu vertauschen“. „Der Zug der Gnade scheint gegenwärtig in seinen Wirkungen ebenso mächtig zu sein, wie in den Tagen des großen Apostels von Indien, des heiligen Xaver.“ „Ganze Dörfer bekehren sich wie ein Mann, und zwar eins nach dem andern. Seit dem letzten Jahre hat sich die Zahl der Katechumenen verdreifacht.“ Am 1. August 1888 wurden 50 381 Katholiken gezählt, nämlich 11 291 Getaufte und 39 060 Katechumenen; ein Jahr später, am 1. August 1889, überstieg die Zahl der Getauften bereits 25 000, also in 12 Monaten eine Zunahme von ungefähr 12 000, und „das unerwartet große Wachstum dauert fort“. In einem Orte taufte Lievens an einem Tage 1557 Personen, Männer, Frauen und Kinder,

n einem andern 9000, „und es bleibt noch eine viel größere Zahl übrig, die noch auf die Taufe wartet“. Wie leichtfertig die jesuitische Taufpraxis ist, geht — um von den oft mit „heiliger List“ und „frommem Betrug“ ausgeführten Taufen von Kindern und Erwachsenen in Todesgefahr zu schweigen (P. Tissot schreibt z. B. in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens 1892, V, über die Thätigkeit der Ordensschwestern vom Kriege in Amrawati im Westen von Nagpur in Centralindien in einem von übertriebenen Lobeserhebungen strotzenden und doch wieder sich selbst verratenden Bericht u. a. folgendes: „Wie oft brachte man ihnen in die Armenapotheke arme, kleine Kinder, für welche das einzige Heilmittel und das beste von allem das Taufwasser war. Mehr als eine Mutter nahm, ohne es zu wissen, einen kleinen Christen mit sich fort, der unterwegs in ihren Armen starb . . . Diese Taufen in Todesgefahr mehren sich in solchem Grade, daß sie im Jahre 1891 die Zahl 600 überstiegen. Brahmanen schöpften schließlich Verdacht bezüglich dieses Heilmittels (!) neuer Art und klagten die Ordensschwestern an, daß sie die Kinder mit ihrem Zauberwasser töteten“) — u. a. aus dem Berichte eines Pater Haghenbeck hervor, welcher schreibt: „Ich habe Ende Oktober sämtlichen Bewohnern von Tilsiri die heilige Taufe gespendet . . . Padria ist ein sehr großes Dorf und zählt über 100 Häuser; es ist vollständig christlich geworden . . . Die Nachbardörfer werden, wie man uns versichert, sehr bald dem allgemeinen Zuge folgen. Auf diese Weise bildet sich ein Kreis von katholischen Gemeinden, rings um Tschati herum, wo die Lutheraner letztes Jahr eine hübsche Kapelle errichtet und einen Eingebornen als Pastor eingesetzt haben . . .“ Bezeichnend ist auch die Stelle des Berichtes, die von Rantschi handelt: „Hier im Herzen der Mission von Tschota Nagpur ist ein von Schwestern geleitetes Pensionat (Mädchenschule) eine dringende Notwendigkeit. Da stehen die kostspieligen (?) Anstalten der Lutheraner und Anglikaner, die Hunderte von Kindern aufnehmen können. Wir dürfen auch auf diesem Gebiete der Irrlehre nicht die Herrschaft überlassen“.

Solche Über- und Eingriffe werden von fast allen Missionsgesellschaften berichtet. Besonders wird mitgeteilt, daß die Katholiken es namentlich auf einflußreiche Personen und auf junge Leute abgesehen haben, daß sie den Übertretenden reichliche Unterstützung verabfolgen, daß sie auch sonst ihnen behiflich sind, daß sie z. B., wenn einer ans Heiraten denkt, der bei einer andern Mission nicht sogleich findet, was er sucht, ihm nicht nur eine Braut, sondern auch einen Weg zeigen, wie er sich als Rechtgläubiger versorgen kann, daß sie alles maßlos übertreiben, daß sie mit Vorliebe Unwahrheiten über evangelische und katholische Missionsthätigkeit in Umlauf bringen, wobei sie ganz nach dem Worte verfahren. „Was ich denk' und thu', trau' ich andern zu.“ Ein drastisches Beispiel zu letzterer Behauptung ist die Verleumdung des Leipziger Missionars Brunotte in Wulupuram, der von dem eingebornen katholischen Priester Mariapragásam in einem von dem Erzbischof von Pondichery im 4. Heft der Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens 1890 veröffentlichten Bericht beschuldigt worden war, mit allen „Erfindungen“, ja mit „glänzendem Golde — bis zu 5000 Frank“ „die Neubekehrten“ und „alten Christen“ des genannten Priesters zu Meyoor zum Protestantismus verführt oder wenigstens solches versucht zu haben. Natürlich war alles erlogen, und es ist schon deshalb ganz unmöglich, weil Brunotte solche Summen gar nicht zur Verfügung stehen; auch hat Brunotte ohne Not — wie sie z. B. bei Verheiratung und in ähnlichen Fällen vorkommen kann, — keinen Römischen aufgenommen, jedenfalls aber nicht einen einzigen römischen Christen, der dem Bereich des Priesters von Meyoor angehört, obwohl er es sehr oft mit Leichtigkeit gekonnt hätte, und obwohl

aus dem im Bericht angeführten Kallpatti und aus anderen Orten Abgeordnete der römischen Gemeinden zu ihm kamen mit der Bitte um Aufnahme, die sie mit schweren Sünden eben jenes Priesters in Meyoor gegen das 6. und 7. Gebot begründeten, während umgekehrt letzterer unmittelbar, nachdem er seinen Bericht an den Erzbischof abgeschickt hatte, wieder einige Familien in Mampallapatti, die Brunotte aus den Heiden gesammelt, unterrichtet und getauft hatte, entweder selbst oder durch andre verführte, ihre Schulden bezahlte und noch einmal bezahlte — ganz wie bei uns. Und der Koadjutor des Erzbischofs, dem die Antwort Brunottes in französischer Übersetzung gesandt worden war, hat in seiner Entgegnung, die nach langer Zeit eintraf, die Hauptfrage ganz umgangen und in der ganzen Angelegenheit nichts gethan.

Daß solche äußerlich gewonnenen und leichtsinnig getauften Christen sehr unzuverlässig sind und in den alten Glauben zurückfallen, daß gerade in der Kolsmission ganze Gemeinden wieder zur evangelischen Mission zurückkehren, werden wir nach alledem sehr begreiflich finden.

Es wäre aber verkehrt, anzunehmen, die katholische Mission befolge diese Taktik nur in bevölkerteren, dem Verkehr zugänglicheren Gegenden, nein, sie sendet ihre Boten auch in die abgelegensten Dörfer, wenn evangelische Missionare im Segen dort thätig sind. So berichtet Missionar Redslob von der Brüdergemeinde unter dem 18. August 1888: „Als ich am 16. August (von einer Reise) wieder nach Leh (im weltfernen Himalaya) ankam, hatte sich eben ein katholischer Priester eingefunden, der sich zu einer Gegenmission hier ansiedeln will . . . Derselbe ist schon im Mai auf Rekognoszierung hier gewesen, hat mich aber weder gesehn noch gegrüßt, dagegen dem Kommissioner gesagt, daß ich ihn unfreundlich behandelt habe, was nicht mit der Wahrheit besteht“ . . . Bei dem einen ist's natürlich nicht geblieben, und an Konkurrenzunternehmungen römischerseits fehlt es nicht.

Aber es hilft ihnen nichts. Das Wachstum des Protestantismus ist auch in Indien prozentuell ein viel größeres, als das der römischen Kirche, und die Zeit wird nicht allzu fern sein, wo letztere ganz geschlagen sein wird. Was der bekannte Generalsekretär der Ch. M. S., Eugen Stock, auf der obengenannten Londoner Missionskonferenz im Anschluß an den Ausspruch eines ehemaligen Mitgliedes der englischen Universitätenmission in Central-Afrika über die Fehler der katholischen Mission sagt, das gilt auch von Indien. Der Rückfall der eingebornen römischen Christen ins Heidentum ist folgendem zuzuschreiben: 1. der Massentaufe ohne ordentliches Katechumenat, 2. der Akkomodation an heidnischen Aberglauben und Gebräuche, 3. der Vernachlässigung der Jugenderziehung, 4. der Unterstützung des schwindenden Einflusses durch vorgebliche Wunder, 5. der grausamen Bestrafung der kleinsten Abweichung von den kirchlichen Regeln (Baseler Missions-Magazin 1887, 92. 121. 172. 347. 473; 1888, 170. 220; 1889, 467 ff.; 1890, 300 ff.; 1895, 358; Missionsblatt der Brüdergemeinde 1889, 54; 1891, 42; 1893, 87; Leipziger evang.-luther. Miss.-Blatt 1888, 113 ff.; 1889, 191; 1890, 157. 335. 345. 376; 1891, 10; 1892, 31. 75; 1893, 112; Allg. Miss.-Ztschr. 1889, 257 ff.; Allg. evang.-luth. K.-Ztg. 1893, 832. 1159; 1894, 779 ff. 945 ff. 962; Ztschr. f. prakt. Theol. 1894, 321 f.; „Goßners Mission unter den Kols in Britisch-Ostindien“, Friedenau-Berlin 1895, 38 ff. Vgl. auch Warneck, Protest. Beleuchtung der röm. Angriffe auf die evang. Heidenmission, Gütersloh, Bertelsmann 1894 und Warneck, Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission I—III: Flugschriften des Evangelischen Bundes 14. 17. 25).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Beurteilung der Mission in China durch Exminister von Brandt.

In verschiedenen politisch-liberalen und ultramontanen Blättern, denen sich auch der Ostasiatische Lloyd in Nr. 50, Jahrg. 9, angeschlossen hat, ist kürzlich die Arbeit der Mission in China bei Besprechung des Blutbades in Kutscheng und des japanisch-chinesischen Krieges einer durchaus abfälligen Kritik unterzogen worden. Alle diese Berichte stützen sich auf ein von dem australischen Reisenden Morrison herausgegebenes Buch: „Ein Australier in China", das in seiner Beurteilung der Missionserfolge von durchaus schiefen Gesichtspunkten ausgegangen ist und einen so hämischen Ton anschlägt, daß zu seiner Kennzeichnung die Anführung einiger Sätze genügt. Herr Morrison schreibt: „Während meines Aufenthaltes in China habe ich eine Menge Missionare kennen gelernt. Sie waren alle mit ihrem Erfolge zufrieden. Derselbe bestand allerdings darin, daß durchschnittlich jeder Missionar zwei Chinesen im Jahre bekehrte." An einer anderen viel kolportierten Stelle heißt es: „Im Jahre 1893 traten 3127 Chinesen zum protestantischen Christentum über; ob sie wirklich alle jetzt Christen sind, ist eine andere Frage. Es wirkten 1511 protestantische Missionare in China. Die Bekehrung kostete 350 000 Pfund Sterling, d. h. die jährliche Gesamteinnahme von 10 der größten Londoner Hospitäler. Die Bekehrung eines Chinesen kostet also durchschnittlich 2238½ M. Wenn schneller nicht bekehrt wird, so wird es 123 441 Jahre dauern, bis die 386 Millionen Chinesen Christen geworden sind 2c." Herr Morrison hat in der Allgem. Miss.-Ztschr. 1895, Heft 9 durch Dr. Warneck eine gründliche Abfertigung bekommen, auf die wir unsere Freunde hiermit verweisen. Dr. Warneck sagt treffend: „Man wird es müde, diese hundertmal widerlegten albernen Berechnungen immer von neuem zu beleuchten", und spricht Herrn Morrison, der die chinesischen Christen als „eine Handvoll von Strolchen, Reischristen und Dieben" bezeichnet, jede Kompetenz ab.

Dagegen ist dem in der Deutschen Rundschau, Nov. 1894 erschienenen Aufsatze des Exministers v. Brandt: „Ostasiatische Probleme", der sich auch ausführlich über die Mission verbreitet, meines Wissens noch keine Besprechung zu teil geworden; und doch verdient gerade diese Beurteilung der Missionsarbeit in China, schon wegen der Persönlichkeit des Autors, eingehender beleuchtet zu werden.

Wie schmerzlich muß schon gleich der zweite Satz des ersten Teils S. 242 jeden Missionsfreund berühren, in dem behauptet wird: „Die Opium- und Missionarfrage gehörten, und eine von ihnen gehört wenigstens noch (gemeint ist die Missionarfrage) zu den offenen Schäden des chinesischen Reichs". S. 247 wird dann behauptet, daß die öffentliche Agitation der protestantischen Missionare, namentlich der englischen keine guten Früchte getragen hat. Weiter wird dann auf den Schaden hingewiesen, den die protestantischen Missionare, wenn auch, wie zugegeben wird, unbewußt, durch Verkauf von sog. Anti-Opiumpillen verursacht hätten. — Schon in diesen Sätzen fällt die Animosität auf, die dieser Gegner jeglicher Mission mit vielen seiner Gesinnungsgenossen vorzüglich gegen die protestantische Mission hat; sie zieht sich durch alle seine Ausführungen. Zu seiner Ehre soll es aber gesagt sein, daß sich seine Polemik in erster

Linie gegen die englischen und amerikanischen Missionare richtet, die deutschen sind wenigstens ausdrücklich nirgends genannt. Am besten kommt bei ihm die russische Mission der griechisch-katholischen Kirche fort, — weil sie keine Propaganda macht! Sehr geneigt zur milden Beurteilung ist er der römischen Kirche gegenüber, für die er, auch wo er sie tadelt, immer ein Wort der Entschuldigung hat, und deren Methode er durchweg vor der der protestantischen Gesellschaften den Vorzug giebt. Ein sehr bedenkliches Licht auf seine Kompetenz zur Beurteilung der „Missionarfrage“ wirft die Verteidigung der Missionspraxis der Jesuiten im 16. und 17. Jahrh. in China, die selbst von den Päpsten schließlich desavouiert worden ist. Die Dominikaner und Lazaristen werden Zeloten genannt, weil sie „die weitherzige Auffassung“ der Jesuiten, die selbst den Ahnenkultus bestehen ließen, als unchristlich verdammten! S. 261, wo Herr v. Brandt die Zersplitterung der protestantischen Mission gegenüber der Einheitlichkeit der katholischen hervorhebt, zeigt sich eine allzugroße Geneigtheit, nach oben abzurunden; nicht 40, wie Herr v. Brandt behauptet, sondern nur 30 protestantische Missionsgesellschaften arbeiten in China. Geradezu abgeschmackt ist es aber, wenn er von „dem aufgezwungenen Segen der christlichen Propaganda“ spricht. Dann wäre es also besser gewesen, wenn auch der Apostel Paulus in Palästina geblieben wäre und Europa nicht mit den Segnungen des Christentums beglückt hätte! Wenn Herr v. Brandt die planlose Ausbreitung aller biblischen Schriften tadelt, so können wir ihm in dieser Hinsicht nicht durchaus widersprechen; ebenso ist ihm zuzugeben, daß viele Stellen der Bibel in den vorhandenen Übersetzungen dem Chinesen unverständlich sind. Das wissen aber die Missionare auch, und Herrn v. Brandt dürfte nicht unbekannt sein, wie gerade die protestantischen Missionsgesellschaften aufs eifrigste und unausgesetzt bemüht sind, die Übersetzung zu vervollkommnen. Es kommt eben immer darauf an, von welchem Standpunkt aus man eine Sache betrachtet und darstellt!

Alles in allem, Herr von Brandt hat einige Mißgriffe englischer und amerikanischer Missionare nachgewiesen, — und wo kommen solche nicht vor? — dem vorurteilsfreien Leser seines Artikels wird es aber nicht entgehen, daß ihm jedes Verständnis für die hohen und idealen Aufgaben der Mission abgeht.

Er ist nun mit seiner Kritik nicht allein geblieben. Seine Schüler haben im Ostasiatischen Lloyd seine Angriffe wiederholt; wir brauchen auf dieselben nicht weiter einzugehen. Es genügt, hier eine einzige Stelle aus der Nr. 11 vom 13. Dez. v. J. S. 228 wiederzugeben, um zu zeigen, wes Geistes Kinder die Angreifer sind: „Die Thatsache verbleibt . . ., daß für die Bekehrung Chinas zum Christentum kein Grund vorzuliegen scheint, ausgenommen von dem Standpunkte der Missionare selber. Mag der Aberglaube der Chinesen auch im Auge der Europäer lächerlich erscheinen, so ist derselbe jedenfalls völlig harmlos“. Wer so etwas schreiben kann, der zeigt eine solche Verständnislosigkeit für die Aufgaben der Mission und eine solche Unwissenheit der Zustände in China, daß mit ihm eine sachliche Auseinandersetzung eben unmöglich ist.

Es trifft sich nun günstig, daß sich gleichzeitig auch der Minister der Vereinigten Staaten in China Denby im Chinese Recorder, Sept. 1895 S. 424 ff. über die Arbeit der christlichen Missionen geäußert hat. Unser Missionar Pfarrer Kranz sandte uns eine Übersetzung dieser Auslassungen mit der Bitte, sie in unserer Zeitschrift abzudrucken. Wir thun dies um so lieber, als sie gerade die Punkte betreffen, die Herr von Brandt in seiner einseitigen Beurteilung chinesischer Missionsarbeit verschwiegen hat. Herr v. Brandt hat den Lesern der Deutschen Rundschau nichts gesagt, von den Wohlthaten, die den Chinesen durch die Mission zugeführt werden. Herr

Denby schreibt darüber: „Ich denke, niemand kann die offene Thatsache leugnen, daß die Chinesen durch die Arbeit der Missionare in ihrer Mitte enorme Wohlthaten empfangen. Fremde Hospitäler sind eine große Hilfe für die Kranken. Vor der Ankunft der Fremden wußte China nicht, was Chirurgie ist. Es giebt nun mehr als 20 Wohlthätigkeits-Hospitäler in China, an deren Spitze Männer von einer ebenso großen Geschicklichkeit stehen, als man sie sonst in der Welt findet. Dr. Karrs Hospital in Kanton ist eines der größten Institute der Art in der Welt. Der Vizekönig Li Hung Tschang hat in Tientsin Jahre lang ein ausländisches Hospital auf eigene Kosten unterhalten. In der Sache der Erziehung ist die Bewegung ungeheuer stark. Es giebt Schulen und höhere Lehranstalten über ganz China hin, an denen Missionare die Lehrer sind. . . . . . Ich will in diesem Aufsatz nicht von den religiösen Wohlthaten reden, die in der persönlichen Bekehrung von Chinesen zum Christentum bestehen. Dies ist natürlich der eine höchste Gegenstand und Zweck der Missionare, dem alles andere nur dienstbar ist; aber dieser Gegenstand kann nicht von einem Minister der Vereinigten Staaten erörtert werden. . . . . Ich kann nur sagen, daß die zum Christentum Bekehrten zahlreich sind. Man nimmt an, daß es jetzt 40000 protestantische und wenigstens 500000 katholische Bekehrte in China giebt. Es giebt viele christliche Kirchen der Eingeborenen. Die Bekehrten scheinen ebenso aufrichtig fromm zu sein, als die Leute irgend einer anderen Rasse".

Herr von Brandt hat aber auch nichts gesagt von dem Nutzen, den das Missionswerk in China für die eigene Heimat hat. Es mag hier wieder hingesetzt werden, was Herr Denby darüber schreibt: „Die Missionare sind die Pioniere von Handel und Verkehr. Civilisation, Kenntnisse, Unterricht erzeugen neue Bedürfnisse, welche der Handel befriedigt. Beachte nur den elektrischen Telegraphen, der jetzt in jeder Provinz in China mit Ausnahme von einer existiert. Beachte die Dampfschiffe, welche an der Küste entlang von Hongkong bis nach Niutschuang und auf dem Yangtze bis hinauf nach Itschang verkehren. Beachte die Städte, welche entstanden sind, wie Shanghai, Tientsin, Hankau, schöne ausländische Städte, — ein Anschauungsunterricht für die Chinesen. Beachte die Eisenbahn, welche jetzt vom Gelben Meer bis zum Amur gebaut wird und von der etwa 200 Meilen fertiggestellt sind. Will irgend jemand behaupten, daß die 1500 Missionare des Protestantismus und vielleicht eine noch größere Zahl von Katholiken zu diesen Resultaten nicht mit beigetragen haben? . . . . Das Innere Chinas würde der Außenwelt beinahe unbekannt geblieben sein, wenn nicht die Missionare es besucht und beschrieben hätten. Mancher mag vielleicht sagen, daß die Agenten des Handels ebensoviel hätten ausrichten können, aber sie haben nicht die Erlaubnis sich im Innern niederzulassen. Der Missionar, von heiligem Eifer getrieben, geht überall hin, und allmählich folgt fremder Verkehr und Handel. Ich glaube, wenn immer ein uncivilisiertes oder halbcivilisiertes Land civilisiert wird, so vergrößert sich sein Handel und sein Verkehr mit den Nationen des Westens. Die Menschheit hat keine bessere Maschine zur Civilisation wilder Völker erfunden, ja nicht einmal eine, die ebenso gut wäre als das Verlangen, Bekehrte fürs Christentum zu gewinnen. Die Geschichte der Welt bezeugt diese Thatsache.

Im Interesse der Civilisation darum sollten Missionare nicht nur geduldet werden, sondern sie sollten von den Beamten den Schutz erhalten, zu dem sie berechtigt sind, und von anderen Leuten Ermutigung".

Soweit Herr Denby. Für uns ist es ausgemacht, daß diese Beurteilung die gerechtere ist. Die von Herrn von Brandt und seinen Schülern so hart angegriffene evangelische Mission kann jede Kritik vertragen, aber gerecht muß sie sein, und das ist die seinige leider nicht. H. Lehmpfuhl.

Die Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen,

über deren Bestrebungen auf dem Gebiete der litterarischen Mission wir schon wiederholt berichtet haben, hat ihren 8. Jahresbericht herausgegeben, der wieder so viel Bemerkenswertes enthält, daß wir an ihm nicht vorübergehen dürfen.

Es gewinnt doch den Anschein, daß der Krieg auch für China segensreiche Folgen haben wird. Die intelligenteren Chinesen fangen an, den Wert der europäischen, aus dem Christentum erwachsenen Kultur einzusehen. Oder giebt es nicht zu denken, daß der Kaiser von China die von der genannten Gesellschaft herausgegebene Geschichte des 19. Jahrhunderts studiert hat und mit ihm viele seiner Berater? Daß der sog. moderne Weise Chinas, Kang-Yen-Wei, dem Sekretär der Gesellschaft Th. Richard gegenüber äußerte, daß China auf einer moralischen Basis reformiert werden müßte? „Die Vaterschaft Gottes und die Brüderlichkeit der Völker müßte anerkannt werden durch die chinesischen Konfuzianisten. Bisher waren sie zu exklusiv in ihrer Lehre. Die wahre Lehre müßte sich aufbauen auf Gottes universeller Liebe gegen alle Menschen“. Der vielgenannte Vizekönig Li Hung Chang schrieb ein Vorwort zu einer der Veröffentlichungen der Gesellschaft und ein Sekretär des Geheimen Rates schrieb unaufgefordert ein anderes. Vornehme Chinesen haben die Bücher und Zeitschrift der Gesellschaft gekauft und in ihren Kreisen cirkulieren lassen. „Früher waren wir froh, wenn wir sahen, daß die Chinesen uns unterstützten, in diesem Jahr sehen wir sie versuchen, unsere Ratschläge in verschiedenen Teilen des Kaiserreiches in die Praxis zu übersetzen und, was am bemerkenswertesten ist, in Peking selbst, der Hauptfeste des Konservatismus“. Verschiedene Reformgesellschaften unter den Litteraten haben sich gebildet. Peking, wo bisher seit 1000 Jahren nur die Peking Gazette erschien, hat eine neue Zeitung bekommen, die denselben Titel hat und von demselben Geiste geleitet ist, wie die Zeitung der genannten christlichen Gesellschaft. Und wenn das auch alles nicht viel bedeuten will für das Riesenreich China, es sind doch Anzeichen eines neuen Frühlings, oder sollte alles wirklich nur augenblickliche Begeisterung sein und die Chinesen nicht mehr die Kraft haben, sich wirklich ernstlich und für die Dauer modernen Reformideen hinzugeben?

Im vergangenen Jahr hatte ein Herr Hanbury 500 Taels für Preise an chinesische Studenten für die besten Aufsätze über 5 verschiedene Themata betr. notwendige Reformen in China ausgesetzt. 172 Arbeiten wurden eingesandt, von denen 70 mit einer Geldauszeichnung bedacht wurden.

Als dringend notwendig hat sich die Errichtung eines Centraldepots in Shanghai mit Bureaus zur Herausgabe, Übersetzung und Abfassung von Litteratur und zur Beaufsichtigung der Verteilung jeglicher nützlicher Litteratur herausgestellt. „Man kann sich wenige Dinge denken, die für China jetzt von größerem Nutzen wären als eine solche Einrichtung“. Aber wer giebt die Mittel dazu her?

Endlich sei noch erwähnt, daß unser Freund Pf. Kranz während einer längeren Abwesenheit des Sekretärs der Gesellschaft Th. Richard das Sekretariat versehen hat.

Madagaskar.

Die Befürchtungen, die man für die evangelische Mission in Madagaskar wegen der Eroberung durch die Franzosen hatte, haben sich bisher zum Glück nicht erfüllt. Die französische Regierung hat vielmehr den Protestanten gegen-

über eine sehr freundliche Stellung eingenommen. Sie hat zum Generalresidenten den Herrn Laroche gemacht, der einer alten protestantischen Familie angehört und für seine Person ein Freund der Mission sein soll. Sie hat sich auch durch das Geschrei vieler Zeitungen, die hiergegen auf das lebhafteste protestierten und die von den französischen Jesuiten geleiteten katholischen Missionen protegiert wissen wollten, nicht irre machen lassen. Im Auftrage der evangelischen Pariser Missions-Gesellschaft ist Prof. Krüger und Pastor Langer im Januar nach Madagaskar abgegangen, um die Missionszustände zu studieren und bei der Neuordnung der Verhältnisse mitzuwirken. — Um so schmerzlicher ist es, daß sich unter der eingeborenen Bevölkerung Räuberbanden gebildet haben, die mehrere Missionsstationen zerstört und den Quäker-Missionar Johnson, der 25 Jahre in Madagaskar gewirkt hatte und sehr beliebt war, mit seiner Gattin umgebracht haben.

Armenien.

Wer hätte nicht mit tiefstem Schmerz die Artikel über die Greuel in Armenien gelesen, die in den letzten Monaten die Zeitungen gebracht haben? Es ist in der That ein grausiges Schauspiel, das sich unter den Augen der europäischen Großmächte abspielte, und wer die Artikel in Nr. 4 und 11 der Christl. Welt gelesen hat, die von Augenzeugen herrühren, wird es begreiflich finden, daß uns die Worte fehlen, um jene Vorgänge treffend zu bezeichnen.

Ganz besonders nahe geht uns aber das Schicksal der 10000 evangelischen Armenier, die vom American Board durch eine mehr als 50jährige Arbeit zu geordneten Gemeinden gesammelt worden sind. „Fast alle diese Gemeinden sind augenblicklich in der Auflösung begriffen, viele ihrer Glieder sind getötet, viele geflohen, einige auch zum Islam abgefallen. Die ausgedehnte und überaus erfolgreiche Schulthätigkeit ist fast zum Stillstand gebracht; viele Schulhäuser sind zerstört, der gesamte Verlust des Board durch Brand und Zerstörung seiner Missionshäuser beläuft sich auf mehr als eine Million Mark. Von den amerikanischen Missionaren, die allen Gefahren trotzend im Lande geblieben sind, ist bis jetzt allerdings noch keiner getötet, aber von den eingeborenen Pastoren und Lehrern haben viele — man weiß die Zahl noch nicht — ihr Leben zum Teil unter grausamen Martern verloren". (A. M. Z. 1896, 3.)

Missionar J. G. Christaller† und Pfarrer Dr. H. Hahn†.

Am 16. Dezember v. J. starb J. G. Christaller, einer der verdientesten Missionare der Baseler Mission. Christaller wurde am 17. November 1827 in dem württembergischen Städtchen Winnenden geboren. Schon frühe zeigte er eine hervorragende Begabung für Sprachwissenschaften. Als Schreiberlehrling auf dem Rathause seiner Vaterstadt trieb er emsig fremde Sprachen; aber gerade, als er sich nach Absolvierung einer mehrjährigen Lehrzeit auf ein philologisches Examen vorbereiten und die Universität beziehen wollte, um dort die nötigen Studien für das Verwaltungsfach zu machen, trat an ihn auf einem Missionsfest der Missionsgedanke heran. Er trat nach längerem Schwanken 1848 als Zögling ins Baseler Missionshaus ein. 1852 wurde er nach der Goldküste ausgesandt, wo das Werk seiner Missionsgesellschaft in den ersten Anfängen stand. Eine der größten Schwierigkeiten bot die Landessprache, das Tschi, das erst zur Schriftsprache erhoben werden mußte. Es ist nun Christallers unauslöschliches Verdienst, diese Arbeit geleistet zu haben. Er hat nicht nur die ganze heilige Schrift in die Tschi-Sprache übersetzt, sondern neben vielen kleineren Publikationen auch eine Grammatik und ein

Wörterbuch der Tschi-Sprache herausgegeben. Die französische Akademie der Wissenschaften verlieh ihm in Anerkennung seiner Verdienste die goldene Medaille. Nachdem Christaller schon früher wiederholt wegen des ungesunden Klimas und seiner angegriffenen Gesundheit Urlaubsreisen hatte antreten müssen, mußte er 1868 für immer nach Europa zurückkehren. Er ließ sich im württembergischen Städtchen Schorndorf nieder, wo er bis zu seinem Tode seinen sprachlichen Arbeiten obgelegen und der Baseler Missionsgesellschaft noch manche wertvollen Dienste geleistet hat.

Ebenso hat die Rheinische Mission in Dr. Hugo Hahn einen der bedeutendsten Missionare verloren. Dr. Hahn, geboren am 18. Oktober 1818 in Riga, war von Hause aus Ingenieur, trat aber dann in die Dienste der Rhein. Mission und ging 1841 nach Afrika. Er ist der Missionar der Herero geworden. Ungeheuer groß und fast unüberwindlich waren die Schwierigkeiten, mit denen er auf seinem Arbeitsfeld zu kämpfen hatte. Es kostete allein viele Jahre mühevoller Arbeit, ehe sich das Rätsel der Hererosprache lösen wollte, noch längere Zeit dauerte es, ehe die ersten Taufen vollzogen werden konnten. Dazu war er fast stets in Lebensgefahr. Mehrfach ist Dr. Hahn nach Europa zurückgekehrt, um über seine Mission zu berichten und das Feuer von neuem anzufachen. Während seines ersten Aufenthaltes gab er auch seine ersten Arbeiten über die Hererosprache heraus, wegen deren ihm später von der Universität Berlin der Doktortitel verliehen wurde. 1873 trat Hahn einer Meinungsverschiedenheit wegen aus dem Verbande der Rheinischen Mission aus und wurde Pastor einer deutschen Gemeinde in Kapstadt. 1882 ist er noch einmal als Kommissar der englischen Regierung im Hererolande gewesen. 1884 knüpfte er nach Niederlegung seines Pfarramtes wieder Verbindungen mit der Rheinischen Mission an und hat es noch erleben dürfen, daß diese die Missionsarbeit im Ovambolande von neuem aufnahm, zu der er gleichfalls den Grund gelegt hatte, die aber wegen mangelnder Mittel damals nicht hatte weitergeführt werden können. Dr. Hahn starb in Kapstadt am 24. Nov. v. J.

Die Studenten-Missions-Konferenz in Liverpool.

In den Tagen vom 1.—5. Januar tagte in Liverpool zum erstenmal eine internationale Studenten-Missions-Konferenz, die den Zweck hatte, das Missionsinteresse unter den Studierenden weiter auszubreiten, die Universitäten des europäischen Festlandes in die Bewegung mit hineinzuziehen und die ganze evangelische Christenheit zu größeren Missionsanstrengungen anzufeuern. Entstanden ist die Bewegung vor etwa 10 Jahren und zwar beinahe gleichzeitig in England und in Amerika, und wir bezeugen gern, daß sie bisher schon hoch erfreuliche Früchte getragen hat: 300 durch sie angeregte Studenten stehen bereits im praktischen Missionsdienst. Andererseits müssen wir aber gestehen, daß sie vieles hat, was unserem deutschen Gefühl fremd ist.

Die Wogen der Begeisterung bei den Versammlungen in Liverpool gingen hoch: Die Konferenz zählte etwa 1000 Mitglieder. 24 Nationen waren vertreten. Man sah dort Studenten aus Amerika, Norwegen, Holland, Frankreich, Deutschland, Belgien, der Schweiz, China, Japan 2c., 40 Missionsgesellschaften hatten ihre Sekretäre gesandt. — Den Vorsitz bei der Eröffnungsversammlung führte der ehrwürdige Lordbischof von Liverpool, Dr. Ryle, der auch am 1. Tage die Begrüßungsansprache hielt. Der bedeutendste Redner der Konferenz war Dr. Pierson, der Herausgeber der Miss. Review of the World, der größten amerikanischen Missionszeitschrift. Die Vormittage der Versammlungstage dienten dazu, ein möglichst übersichtliches Bild von dem gesamten Missionswerk zu geben: So fanden am 2. Januar gleichzeitig für

die einzelnen Missionsgesellschaften in verschiedenen Räumen Konferenzen für Indien, Südamerika, China, Japan, Afrika und die Judenmission statt. Am folgenden Tage wurde über die Reisepredigt, die ärztliche Mission, die Schulmission 2c. verhandelt. Am 4. Januar endlich boten die 10 bedeutendsten englischen Missionsgesellschaften je in einer besonderen Versammlung den Freiwilligen Gelegenheit, über ihre Arbeit sich genauer zu unterrichten. — An den Nachmittagen fanden in den weiten Räumen der Liederhalle vor Tausenden von Zuhörern jeden Standes und Alters die allgemeinen Meetings statt. Hier sprach auch unter großem Beifall Missionar Studd, derselbe Mann, der vor etwa 10 Jahren in England die ganze Bewegung ins Leben gerufen hatte.

Aus der Schlußversammlung am Sonntag, den 5. Januar ist besonders die Rede des Dr. Pierson hervorzuheben, deren Thema das Losungswort der ganzen Bewegung war: Evangelisation der ganzen Welt in dieser Generation!

Es sei endlich noch erwähnt, daß auch die 20 dort anwesenden deutschen Studenten eine besondere Konferenz veranstalteten, in der die Gründung eines „Freiwilligen Studenten-Missionsbundes" für Deutschland beschlossen wurde. Die Mitgliedschaft wurde wie bei den Engländern abhängig gemacht von der Unterzeichnung des Gelübdes: „Es ist mein Entschluß, falls es Gott zuläßt, Missionar zu werden". Von den Anwesenden unterzeichneten sofort 11.

Die Brandenburger Provinzial-Missionskonferenz.

Am 3. und 4. Februar d. J. veranstaltete die Brandenburger Provinzial-Missionskonferenz in Berlin ihre 12. ordentliche Jahresversammlung. Eingeleitet wurde dieselbe durch eine Obmännerversammlung und Helferkonferenz am Nachmittag des 3. Februar. Am Abend desselben Tages fand eine öffentliche Missionsversammlung im großen Saale des Stadtmissionshauses statt, in der Miss.-Inspektor Merensky über „Frauenelend und Frauenhilfe in Afrika" und Pastor Dr. Grundemann über dasselbe Thema mit Bezug auf Indien sprach.

Hervorragend und von Interesse auch für weitere Kreise war der Vortrag, den Pastor Richter aus Rheinsberg in der Hauptversammlung am Vormittag des 4. Februar über das Thema: „Mission und Kolonialpolitik" hielt. Wir geben von demselben ein ausführliches Referat. Redner stellte zuerst fest, daß es sich nicht um eine Vermischung oder Verbindung beider Gebiete handeln könnte; denn die Aufgaben und Ziele der Mission und der Kolonialpolitik seien diametral verschieden. Die Mission hat die Aufgabe, den Befehl des Herrn: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!" zu verwirklichen und darf sich nie ihr Ziel niedriger stecken; die Kolonialpolitik will dagegen den Gliedern unseres Volkes, die in der Heimat keinen Raum finden, in der Ferne eine neue Heimat bereiten und für Handel und Gewerbe Absatzgebiete schaffen, in denen wir Käufer und Verkäufer sind, und niemand uns Konkurrenz machen kann. Es ergiebt sich daraus 1.: Mission und Kolonialpolitik sollen gegenseitig ihre Berechtigung in ihrem besonderen Gebiete wahren. Die Völker in unseren Kolonien stehen auf einer tiefen Stufe der Gesittung. Die Kolonialpolitik soll sie auf ein höheres, sittliches und geistiges Niveau erheben. Dafür ist aber die Mission sehr wertvoll. Ja, sie giebt der Kolonialpolitik erst ihr sittliches Recht. Letztere fragt nur nach dem Gewinn und Erwerb, und wir erscheinen den Eingeborenen solange als Räuber, als wir ihnen nicht mehr geben, als wir von ihnen empfangen! So hat man auch in kolonialpolitischen Kreisen immer mehr den Wert der Mission erkannt und sie als eine unentbehrliche Ergänzung schätzen

gelernt. Aber wenn dies so ist, so werden sie sich a) nicht in die inneren Verhältnisse der Mission mischen, z. B. nicht die Gebiete der evangelischen und katholischen Mission abzugrenzen suchen; sie werden b) auch nicht der Mission die Art ihrer Arbeit vorschreiben wollen; die evang. Mission läßt sich auf kein bestimmtes Arbeitsprogramm festnageln; sie hat sich einen Schatz praktischer Erfahrungen gesammelt und aus diesem schöpft sie für ihre Arbeit. Ferner c) werden die Kolonialpolitiker nicht verlangen, daß wir nur nationale Mission treiben. Das Reich Gottes ist international, und es ist Selbstmord, wenn Frankreich alle fremden Missionen aus seinen Gebieten zu verdrängen sucht. Endlich d) werden die kolonialen Instanzen den Missionaren ihren Schutz nicht versagen, den Schutz, den man ja auch Reisenden und Kaufleuten gewährt. — Die Missionsfreunde dagegen haben vorsichtig zu sein der Kolonialpolitik gegenüber und dürfen nie vergessen, daß diese einen praktischen Gesichtspunkt hat. Daher sollen sich die Missionare hüten, sich in ein nationales Programm zu mischen. Kein afrikanisches Volk mit Ausnahme der Karthager und Ägypter hat von sich eine Kultur erreicht; es ist darum nur in der Ordnung, daß die Afrikaner Lehrgeld zahlen müssen. Doch braucht man nicht zu dulden, daß ihre Besitzungen als herrenloses Gut und sie selbst als Tiere angesehen und behandelt werden. Die Missionare dürfen ferner auch keine Unterstützung der weltlichen Faktoren verlangen, aber sie können doch absolute Gerechtigkeit in Missionssachen fordern; jedes Liebäugeln mit den Heiden verunehrt ja nur die Regierung selbst! — Die 2. These des Referenten lautete: Wo Mission- und Kolonialpolitik zusammen arbeiten, da heißt es, vereint schlagen und getrennt marschieren. Wo die Mission hinkommt, da zerbricht das alte und neue Zustände entwickeln sich. Ebenso hat die Kolonialpolitik die Aufgabe, heidnische und unsittliche Gebräuche abzustellen. Die Bekämpfung des Sklavenhandels und Sklavenraubes ist ein Ruhmesblatt unserer Kolonialpolitik. Ferner ist die Vielweiberei für die Kolonialpolitik ein am Marke des Volkes zehrendes Übel; sie macht den Neger arbeitsscheu; für die Mission ist sie ein schweres Hindernis; ebenso das Zaubereiwesen, die Sitte des Gifttrankes, die Götzentänze. Dagegen müssen beide, Mission und Kolonialpolitik, ankämpfen, aber beide auf ihrem Gebiete. — Aus diesen Ausführungen ergiebt sich 3., daß die Kolonialpolitik der Mission nicht unnötig ihre Arbeit erschweren oder gar zerstören darf, und umgekehrt, daß die Mission der Kolonialpolitik keine unnötigen Schwierigkeiten machen darf. Die Bemerkungen, die Referent zu dieser These machte, waren so treffend und fein, daß wir bedauern, dieselben nicht wörtlich hier wieder geben zu können, da sein Vortrag noch nicht im Druck erschienen ist. Er zeigte zunächst, daß viele Weiße ein schweres Hindernis für die Mission sind. Die Handelsleute und die Kolonialbeamten sind die einzigen Weißen, die die Schwarzen zu Gesicht bekommen, und von diesen sehen sie oft viel Schlechtes. Die Weißen sollten doch bedenken, daß in Afrika dasselbe Sittengesetz gilt wie in Europa! Aber auch in der Heimat ist das Urteil der Reisenden oft von schwerem Schaden für die Mission. Der Referent gestand, daß sein Urteil über die Reisenden in stetiger Abnahme sei. Das, was der Missionar mit Liebe errichtet hat, wird von diesen oft in den Schmutz gezogen. Da heißt es dann: Die Gebäude der Missionsstation sind mangelhaft, die Erziehungsmethode ist eine verkehrte ꝛc. Und wo holen sich die Reisenden Auskunft? Etwa bei den Missionaren? Nein, gewöhnlich bei Leuten, die aus irgend welchen Gründen von der Station fortgejagt worden sind! Und von diesen hören sie auch nur wieder, was sie hören wollen. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß, wie es in den Wald hineinschallt, so auch heraus-

tönt! Zu den Hindernissen der Mission gehört auch der Opium und der Branntwein. Beide haben mehr Unheil gebracht, als alle andere Arbeit hat Segen stiften können. Der Schnapshandel ruiniert einfach unsere Kolonien: Er liegt in Togo und Kamerun in deutschen Händen. Dagegen müssen wir unsere Stimme erheben. Zum Schluß wies Referent darauf hin, daß es von der höchsten Bedeutung sei, für die ausgeführten Ideen die Missionsfreunde und die öffentliche Meinung zu gewinnen und überhaupt in diesen Dingen eine gesunde öffentliche Meinung zu schaffen.

Der Diskussion über den anregenden Vortrag konnten wir nicht beiwohnen, da am gleichen Tage auch vom Brandenburger Provinzial-Ausschuß unseres Missionsvereins eine Konferenz zusammen berufen worden war, in der über recht wichtige Organisations- und Agitationsfragen für unser Werk verhandelt wurde. Sein diesjähriges Wander-Missions-Fest wird der Brandenburger Provinzial-Ausschuß am 31. Mai in Guben feiern.

H. Lehmpfuhl.

Die Hallesche Missonskonferenz

fand unter überaus zahlreicher Beteiligung am 10. und 11. Februar in Halle zumeist im großen geräumigen Saale des „Prinzen Karl" statt, der fast immer — sogar die Gallerie — völlig gefüllt, ja überfüllt war. Im Eröffnungsgottesdienst, der abends 6 Uhr in der Marktkirche stattfand, predigte Missionsdirektor Gensichen aus Berlin (I.), und in der Vorversammlung (abends 8 Uhr) sprach Pfarrer Strümpfel aus Herrengosserstedt bei Buttstädt über die „Mission auf den Kreissynoden und Familienabenden" frisch, lebendig, praktisch. Der Schwerpunkt der Konferenz lag aber naturgemäß in der Hauptversammlung am Vormittag des 11. Februar, in der nach einer einleitenden biblischen Ansprache des Professors Kähler aus Halle, in welcher er übrigens wiederholt Gedanken aussprach, die nachher auch der Hauptreferent berührte oder ausführte, und nach Mitteilungen des Vorstandsmitgliedes, Pfarrers Eger-Nienstedt, über seinen „Wegweiser durch die volkstümliche Missionslitteratur" und den in Aussicht genommenen „Wegweiser durch die pastorale und homiletische Missionslitteratur", die „Geschichten und Bilder aus der Mission", die Missionsartikel in Volkskalendern, die Missionspredigtreisen in der Provinz Sachsen (1895 nur 2), den Vorstand, die Kassenverhältnisse, nach einer Aufforderung des Pfarrers Richter-Rheinsberg zum Abonnement auf Warnecks Allg. Miss.-Ztsch. Richters Familienblatt und den Missionsfreund (welcher letzterer nebst der Ztsch. „Afrika" verteilt wurde), nach einem Nekrolog des Pfarrers Dr. Hofmann-Halle auf den verstorbenen Missionsfreund und das treuverdiente Vorstandsmitglied, Buchhändler Fricke in Halle, und einem Apell des Vorsitzenden Dr. Warneck betreffend den Missionsnachwuchs in der Heimat, — Pastor Stosch-Berlin, der früher im Dienste der Leipziger Mission in Indien gearbeitet hat, einen tiefdurchdachten und erschöpfenden, gründlichen und im ganzen weitherzigen Vortrag hielt über „Paulus als Typus für die evangelische Mission", wohl die Quintessenz seines demnächst über den Apostel Paulus erscheinenden Werkes. Referent sprach zunächst vom Charakter, dann vom Wirken des Apostels, im ersten Teile von seiner Stellung zum Alten Testament, wobei auch die Inspirationsfrage gestreift wurde, allerdings in einer Weise, daß man über die Stellung des Referenten nicht ganz im klaren war, von seiner Stellung zur heidnischen Litteratur und desgl. überhaupt zu den treibenden Mächten in der Heidenwelt, von seinem Durchdrungensein von der Gnade Gottes in Christo, aus der alles andere fließt, von seiner Pietät gegen das Volk seiner Väter, im zweiten Teile von seiner Stellung zur

gratia praeveniens, wobei sich freilich die sonderbare Dämonologie des Referenten bisweilen geltend machte, vom Individualisieren, Völkerchristianisieren, wobei er sich mit Grundemanns in den „Missionsstudien und Kritiken“ ausgesprochener Ansicht berührte, u. s. w. In der Debatte, an der sich auch Kähler, Gensichen, Warneck beteiligten, wurde dem Referenten aus Grundemanns Munde das Lob zu teil, daß der Vortrag es wohl verdient hätte, vor einer Versammlung von Fachleuten, wie auf der Bremer Missionskonferenz, gehalten zu werden. Generalsuperintendent Dr. Vieregge sprach das Schlußgebet. Es sei noch bemerkt, daß gelegentlich der Konferenz eine Erklärung für Stöcker contra Kladderadatsch kolportiert wurde, und daß zahlreiche Missionsschriften des verschiedensten Inhaltes (auch die unseres Vereins und Daltons neueste Schriften) zum Verkaufe angeboten wurden. — Nachdem beim Mittagsessen manches treffliche Wort gesprochen worden war, vereinte die Abendversammlung (6 Uhr) wiederum ein außerordentlich zahlreiches Publikum (Vorsitzender Pastor Wächtler-Halle). Hier hielt Missionar Genähr einen Vortrag über „Schwierigkeiten und Erfolge der Mission in China“, dann Konsistorialrat Dalton einen solchen über Japan, in dem er sich übrigens jeglicher Polemik gegen unsern Verein enthielt. Nebenbei bemerkt sei, daß er auch in diesem Vortrag „Buddhism“ aussprach und der Akkusativ Singularis von Missionar „den Missionaren“ bildete, wie in seinem Buche. Gensichen dankte im voraus für die Kollekte, die auf der Konferenz besonders für Berlin I gesammelt werden sollte. Superintendent Thiel sprach im Schlußwort über Missionsgaben, in dem er allerdings etwas ganz anderes bot, als die meisten erwartet haben mochten. — Unterzeichneter hat außerdem noch als Gast die Versammlung des Vorstandes des Provinzialvereins für die Goßnersche Mission besucht, in der Missionsinspektor Kausch in lebendiger und herzlicher Weise die wichtigsten Erlebnisse der Kolsmission mitteilte; die allgemeine studentische Abend-Missionsversammlung dagegen, die am 12. Februar stattgefunden, und in der Missionar Genähr über China referiert hat, zu besuchen, ist dem Unterzeichneten, der auch den am gleichen Tage im Anschluß an die Missionskonferenz stattfindenden beiden Versammlungen der evangelisch-sozialen Konferenz beiwohnte, nicht möglich gewesen. Alles in allem dürfte auch diese Missionskonferenz, auf der man wie gewöhnlich viele Missionskoryphäen finden konnte, des Anregenden sehr viel geboten haben.

Buttstädt. A. Schillbach, Diakonus.

Litteratur.

Deussen, Paul. Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. 1. Band, 1. Abteilung: Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's. Leipzig, Brockhaus. 1894. 8°. XVI u. 336 S. M. 7,—.

In der Epoche des Altertums, in der wir überall die aus der kulturlosen Zeit hervortretenden Indogermanen sich rüsten sehen, das Erbe der niedergehenden semitischen Kulturwelt anzutreten, in der die Griechen ihre gewaltige Kolonialpolitik entwickelten und den bis dahin allein auf den Meeren herrschenden Phöniziern ernste Konkurrenz zu machen begannen, in der das verfallende Ägypten der indogermanischen Expansionskraft Rechnung tragend griechischen Söldnern, Kaufleuten und Lehrern seine Thore öffnete,

in der das israelitische Zehnstämmereich der assyrischen Macht und diese samt dem Reiche Juda der babylonischen Herrschaft erlag, die ihrerseits in naher Zeit vor der Kraft der indogermanischen Perser dahinsinken sollte, in der Zeit also, wo wir die unwiderstehliche Flut der Indogermanen von allen Seiten über die alten semitischen Kultur-Lande hereinbrechen und auch die letzten beiden Säulen dieser alten Welt, die Macht Babylons und Karthagos unterwaschen sehen, in derselben Zeit regt sich auch in dem entferntesten Lande, bis zu welchem die indogermanische Völkerflut ihre Wellen entsandt hatte, in Indien, ein neues kräftiges Leben. Was die indogermanischen Indier damals physisch leisteten, davon vernehmen wir nur noch verhallende, nicht mehr zusammenhängende und voll verständliche Kunde aus Epos und Sage. Aber die Blüten, die ihr kraftvolles Geistesleben damals zeitigte, die haben wir noch schauen, an ihrem Dufte haben wir uns noch erfreuen dürfen. In eben jener Zeit, da das Wehen eines neuen Geistes durch die Welt ging, entstand in Indien aus der alten Naturreligion des Rigveda eine neue gewaltige philosophische Religion oder religiöse Philosophie, die großartigste pantheistische Lehre, die jemals irgendwo verkündet worden ist, die Lehre vom All-Einen, das „hier in diese Welt eingedrungen ist bis in die Nagelspitzen und ist wie ein Scheermesser, das in seiner Scheide ruht", das „atmend der Odem, sprechend die Stimme, sehend das Auge, denkend der Geist heißt". Nach Tag und Stunde können wir nicht die Periode des Entstehens dieser Lehre angeben. Aber wir wissen, daß sie vorhanden und Gemeingut vieler Gebildeten war, als der Buddha auftrat, und das geschah in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor Christi Geburt. Wir Abendländer kennen sie, in sehr unzulänglicher Form freilich, seit Anquetil Duperron und besonders seitdem Schopenhauer sie, auf Duperrons indirekte Übersetzung gestützt, durch seine eigene Philosophie populär gemacht hat. Colebrooke und andere haben ebenfalls schon sie in Europa bekannter zu machen gesucht, aber eigentlich in diese Philosophie einzudringen, ihr Wesen und auch ihr Werden zu verstehen beginnen wir doch erst jetzt. Viel können wir darüber lernen aus den Upanishaden-Übersetzungen z. B. in M. Müllers Sacred Books of the East (Band I, XV, XXXIV) und aus H. Oldenbergs „Buddha". Aber ganz im Zusammenhang dargestellt hat sie doch erst Prof. Deußen, der die Durchforschung und Popularisierung derselben zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, und der über sie das kompetenteste Urteil besitzt. Schon früher hat er das System dieser Philosophie in seiner reifsten Entwicklung dargestellt in dem Buche „Das System des Vedânta nach den Brahma-Sûtras des Bâdarâyana und dem Kommentare des Çankara über dieselben als ein Kompendium der Dogmatik des Brahmanismus vom Standpunkte des Çankara aus dargestellt", Leipzig 1883, und den Zugang zu der Quelle desselben hat er uns eröffnet in seinem Leipzig 1887 erschienenen Werke „Die Sûtras des Vedânta oder die Çârîraka Mimâmsâ des Bâdarâyana nebst dem vollständigen Kommentare des Çankara, aus dem Sanskrit übersetzt". Jetzt, im vorliegenden Halbbande, hat er die erste Entwicklungsgeschichte dieses Pantheismus bis dahin geschrieben, wo die Lehren desselben sich in besonderen philosophischen Werken zu krystallisieren anfingen, in den Upanishad's, auf denen dann erst das späte System des Vedânta sich aufbaut, das Deußen in jenem oben erwähnten Werke behandelt hat. Aber Deußens Verdienst ist nicht nur, daß er diese Entwicklung aus den noch in den Rigveda zurückreichenden kleinsten Anfängen heraus gezeichnet hat — denn das hatte, wenn auch nicht so ausführlich und wenn auch ohne einige der von Deußen gegebenen neuen Gesichtspunkte, ebenfalls schon Oldenberg („Buddha") gethan. Sein ausschließliches Verdienst aber ist, daß er diesen hohen indischen Lehren endlich einen Platz auch in der Geschichte der Philosophie gesichert hat. Zwei Wissenszweige aus dem großen Gebiete der

Indologie hat man bisher immer als nicht vorhanden betrachtet, die indische Geschichte und die indische Philosophie, trotz der wichtigen Fortschritte, die die Kenntnis der Fachkreise von der ersteren in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, und trotz der hohen Bedeutung, die der letzteren inne wohnt. Für die indische Geschichte wird das hoffentlich mit dem Erscheinen des in Arbeit befindlichen Grundrisses der indischen Philologie anders werden; für das Bekanntwerden der indischen Philosophie aber wird Deußen durch die vorliegende Arbeit sorgen. Daß diese Philosophie, wenn sie nur erst genügend bekannt ist, sich nicht dauerndes Interesse sichern sollte, ist nicht zu erwarten. Dazu sind, das muß auch der billig und hoch denkende Christ zugestehen, ihre Grundgedanken zu groß und erhaben. Vieles erscheint ja zwar noch abstrus und für unser Empfinden lächerlich; manches mag es vielleicht auch bleiben; das gleicht indessen nur dem wertlosen Muttergestein, das den Diamanten birgt.

Vieles wird aber auch unserem abendländischen Denken teils durch die philologische Arbeit und teils durch das philosophische Sich-Hinein-Versenken in jene alten indischen Gedankengänge noch verständlich werden. Wir sind geneigt, z. B. das phantastische Spiel der Identifizierungssucht als albern zu belächeln, das uns des öfteren in den Upanishaden und sonst entgegentritt. Aber wenn z. B. das Brahman mit dem Liede gleich gesetzt wird, ist das so ungereimt? Wir werden freilich alte Kulte nie ganz verstehen lernen, wenn wir sie nur mit dem kritischen Verstande betrachten. Das Denken allein hat nie und nirgends eine Religion hervorgebracht und erhalten, die wichtigere Rolle hat dabei das Gefühl gespielt. Aber das ist der Spiritus, das Aroma, das keine geschichtliche Überlieferung festzuhalten vermag und das wir nicht in uns wachzurufen vermögen, weil das Gefühl etwas geschichtlich Gewordenes und Bedingtes ist, das nicht existieren kann, wo die Bedingungen nicht vorhanden sind, die es hervorbrachten. Was wir in den Namen der alten Götter und Kult-Dinge besitzen, das sind ja doch nur die Schalen, den Inhalt können wir, wenn es gut geht, uns nur annähernd vorstellen. Wenn wir den Namen „Zeus" hören, so glauben wir alles zu wissen, indem wir uns der sprachwissenschaftlichen Gleichung und der Etymologie erinnern. Aber Zeus war durchaus nicht bloß und nicht mehr der Himmel. Er hatte seine Geschichte. Er war für die Gläubigen eine Persönlichkeit. Und er war vor allem auch die Summe der Gefühle und Erinnerungen, die sich für jeden einzelnen an die Nennung seines Namens knüpften. Wir wissen ja doch, daß für einen jeden von uns jedes Wort seine besondere Bedeutung hat, die es für niemanden anders haben kann, denn es verbinden sich damit für jeden andere Ideenassoziationen. Das Jugendglück, das das griechische Kind empfand, wenn der Vater oder die Mutter es auf ihrem Schoße hielten, zum Himmel emporzeigten und es den großen Zeus dort droben verehren lehrten, das und alle die anderen Lebenserfahrungen, die der Heranwachsende mit dem Gotte in Beziehung brachte, alles das wurde ja doch für ihn gewissermaßen auch mit zum Zeus. Und darum können wir fremde Religionen nicht bis in die tiefsten Tiefen verstehen, wir können ja das Hauptelement derselben, das Mystische, die Inbrunst, nicht nachempfinden. Also auch, wenn wir z. B. hören, daß das Lied Brahman sei, sollten wir nicht blasiert lachen. Wer jemals in einem weihevollen Gotteshause den erhebenden Klängen eines herrlichen Gesanges gelauscht hat, der weiß oder sollte wissen, was es heißt, wenn der indische Denker oder Dichter sagt, das Lied sei Gott. Auch Deußen scheint, was mich sehr sympathisch berührt hat, ganz ähnliche Anschauungen zu hegen, wenn er S. 173 bemerkt, mit Beziehung auf die entwicklungsgeschichtlich zwischen Rigveda und Upanishaden stehende Litteraturgruppe der „Brahmana" genannten Ritualwerke, die seit jeher durch ihre öde

Langweiligkeit der Schrecken der Indologen gewesen sind: „Aber gewiß wären sie nicht die geistige Nahrung langer Zeitalter gewesen, mit diesem Eifer gepflegt, mit dieser Sorgfalt zuerst mündlich, dann schriftlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden, wenn nicht mehr in ihnen läge, als unsere einseitige Stellung denselben abzugewinnen vermag. Wer würde wohl über die Bedeutung, die Schönheit und den ästhetischen Wert einer Oper abzuurteilen sich getrauen, von der ihm nichts als das Textbuch bekannt wäre? Ein solcher ästhetischer und das Gemüt erbauender Wert war aber ohne Zweifel auch dem Kultus der Brahmanen eigen, und wir können uns von dem Gepränge der Aufzüge, der Priesterkleidungen und Geräte, von der Feierlichkeit und Weihe der Handlung keinen ausreichenden Begriff mehr machen", oder wenn er auf S. 284 gegen Oldenberg bemerkt: „Und wir hoffen durch unsere Darstellung im Vorhergehenden und Nachfolgenden zu zeigen, daß der indische Genius weder so düster noch so phantastisch ist, wie er manchen bisher erschien". Diese, wie mir scheint, richtigere religionsgeschichtliche Auffassung hat Deußen auch die Möglichkeit zu einer sehr ansprechenden, jedenfalls viel tieferen Interpretation der Idee des Brahman, des Centralbegriffs der pantheistischen Philosophie der Inder, gegeben. Als Produkt der Deifizierung des Gebetes oder von etwas Analogem galt das göttliche Brahman (in der Philosophie durchaus Neutrum und erst im entarteten Glauben der Menge dann Maskulinum) schon immer. Aber die Ausmalung des Prozesses, durch den das Gebet zur Gottheit wurde, geschah bisher nicht in der tiefsinnigen Weise, in der sie Deußen gelungen ist. S. 241 sagt er mit einem Selbstcitat aus seinem „System des Vedânta": „Ursprünglich nämlich bedeutet das Wort brahman . . . von barh, farcire, „die Anschwellung", d. h. „das Gebet", aufgefaßt nicht als ein Wünschen (εὔχεσθαι) oder Wortemachen (orare, precari) oder Fordern (bidjan) oder Erweichen . . oder gar Beräuchern (עָתַר), sondern als der zum Heiligen, Göttlichen emporstrebende Wille des Menschen". Er fährt S. 242 fort: „brahman ist ursprünglich . . . die Anschwellung des Gemüts, die Erhebung und das Erhabensein über den Individualstand, welche wir erleben, wenn wir auf den Schwingen der Andacht zu einer vorübergehenden Einswerdung mit dem Göttlichen gelangen. Die Worte des Gebetes sind nur der Ausdruck dieses Gefühles der Vereinigung mit Gott, sie gehören nicht dem Menschen als solchen an, sondern Gott ist es, der sie in uns und durch uns redet". S. 244: „Und diese unendliche Wesenheit fühlte der Betende in sich erwachen, trug er in sich; in den geheimnisvollen Tiefen der eigenen Brust gewahrte der durch die Andacht des Gebetes (brahman) über seine eigene Individualität hinausgehobene Beschauer eine Macht, welche er allen anderen Mächten der Schöpfung überlegen fühlte, eine göttliche Kraft, die, wie er empfand, allem irdischen und überirdischen Sein als innerlich regierendes Prinzip . . einwohnt, auf der alle Welten und alle Götter beruhen, aus Furcht vor der das Feuer brennt, die Sonne leuchtet, das Gewitter, der Sturmwind und der Tod ihr Werk verrichten (Kâthaka Upanishad 6, 3), und ohne welche kein Strohhalm von Agni verbrannt, von Vâyu fortgeführt werden kann (Kena Upanishad 3, 19, 23). Dieselbe poetische Gestaltungskraft nun, welche Agni, Indra und Vâyu mit Persönlichkeit umkleidet hatte, eben dieselbe war es, welche dann weiter jene „in niederer Enge nach allen Seiten sich entfaltende, als Erfreuer der großen (Götter) mit Macht wachsende, als Gott zu den Göttern weithin sich ausbreitende und dieses Weltall umfassende" (Rigv. 2, 24, 11) Kraft der Andacht . . . über alle Götter erhob". Und S. 262: „Wer begreift, daß das Gebet im Grunde nichts andres ist als eine vorübergehende Abstreifung der Individualität, eine Rückkehr des im

Beter verkörperten individuellen Willens zu Gott als seinem eigenen, raumlosen, zeitlosen, individualitätslosen Selbst, — dem wird die Thesis des indischen Weisen: „Das Gebet ist der Urgrund der Dinge“ nicht allzu parador erscheinen“.

In der indischen Religionsgeschichte sehen wir ganz besonders klar und mannigfaltig ein Gesetz walten, das, wenn auch nicht gleich stark, sich in der Geschichte jeder Religion bethätigt, nämlich den Kampf zweier stets nebeneinander bestehenden und abwechselnd in den Vordergrund tretenden Richtungen, die man als die philosophische und die mythologische oder ähnlich bezeichnen kann. Die eine ringt fortwährend nach Vereinheitlichung und Vergeistigung des Göttlichen und nach Veredelung des Kultus, die andere vergröbert, versinnlicht Gottesauffassung und Gottesverehrung, sie löst die Einheit des Göttlichen immer wieder in eine Vielheit auf, zieht den erhabenen Gottesgedanken wieder zu sich herab, und Opfer und Gebet werden unter ihren Händen zu Zaubermitteln. Zur Rigvedazeit hatten die arischen Inder schon eine für den damaligen Kulturzustand der Welt hochstehende Naturreligion geschaffen, ja sie waren schon weiter gegangen und hatten an Göttergestalten wie die des Varuna und des Dyaus hohe monotheistische, vergeistigende und moralisierende Gedanken und Attribute angeknüpft. Aber die Glanzperiode beider Gottheiten ist schon im Rigveda dahin. Ein Gott von gröberem Korn, Indra, macht ihnen siegreich Konkurrenz. Und dann sank diese schon gesunkene Religion in der Periode der Brâhmanas noch tiefer und wurde zu Ritualwerk und pedantischem Formelwesen. Die höhere, vergeistigende Tendenz aber keimte schon seit dem Ausgang der Rigveda-Zeit von neuem und wuchs dann, als ihre Stunde wiedergekommen war, zu dem mächtigen und wunderbaren Baum der Upanishaden-Philosophie heran, die das eine absolute universale Brahman auf den Götterthron erhob. Kaum war das geschehen, da machten sich indessen die mythologisierenden Bestrebungen wieder an diese Gestalt heran und schufen das neutrale absolute Brahman anthropomorphisch in einen Gott Brahma um. Das geschah schon in der Zeit vor Buddha, denn schon in der alten Buddhalegende spielt derselbe eine Rolle. Buddhas Lehre war eine neue Reaktion des nach oben gehenden Strebens gegen jene Richtung nach unten, wenn auch, philosophisch betrachtet, seine widerspruchsvolle und mit alten Lappen verbrämte Predigt nicht im Entferntesten sich mit der Größe der Upanishaden-Philosophie messen kann. Aber auch seine wenigstens dem Streben nach hohe Religion fand in Indien keine bleibende Stätte und die grobe Religionsform des Hinduismus trat an ihre Stelle. Höhere Anschauungen haben dann wieder vereinzelte Reformatoren bis zur Gegenwart herab ohne erheblichen Erfolg zur Geltung zu bringen versucht. Dieses seit Jahrtausenden rastlos sich bethätigende und wie sonst nirgends typische Ringen, das aber immer schwächer wurde und vermutlich mit dem dauernden Siege der Pöbelreligion geendet haben würde, wenn Indien nicht neuerdings durch die Europäerherrschaft mit frischem Blute und frischen Ideen imprägniert worden wäre, ist ethnologisch betrachtet auf Grund der Bevölkerungsverhältnisse leicht verständlich: es ist das Ringen des edlen indogermanischen Geistes des herrschenden Erobervolkes mit der Indolenz der autochthonen oder wenigstens alteingesessenen Elemente. Und weil überall das unerbittliche Naturgesetz waltet, daß kein eroberndes Volk dauernd in einem fremden Lande fortbesteht, sondern aufgesogen wird und seine Eigenart verliert, darum wurden aus den herrschenden Indogermanen allmählich Inder, und darum verlor die nach oben strebende religiöse Tendenz immer mehr an Energie, und darum ist sie allmählich ganz erstorben. Es ist aber wunderbar, wie Hohes dieser indogermanische Geist in

den Zeiten seiner Kraft in Indien geleistet hat, und um so wunderbarer, weil die herrschenden indogermanischen Volkselemente offenbar nur eine dünne der indischen Bevölkerung aufgelagerte Schicht bildeten. Man kann nicht annehmen, daß gewaltige Massen aus der indogermanischen Heimat bis in das so fernliegende Indien gelangten, denn diese Eroberer Indiens waren ja doch nur die Ausläufer, die Vorposten der indogermanischen Bewegung. Daß aber das Ausstrahlungscentrum derselben in Europa lag und nicht in Asien, wie man früher allgemein annahm und jetzt noch zum Teil annimmt, dafür spricht doch, abgesehen von allen jetzt vorgebrachten besonderen Gründen, schon eine ganz allgemeine Erwägung. Welches Volk ist es denn, das jetzt die ganze Erde beherrscht und sich über sie ausbreitet? Es ist das germanische. Die überschäumende Kraft, die es jetzt noch bewährt, muß ihm in noch viel stärkerem Maße in seiner Jugend eigen gewesen sein, und darum glaube ich, daß die Triebfeder für die ganze indogermanische Völkerbewegung in Europa lag. Mit dem Glanz der griechischen und römischen Kultur war es vorbei, als die dünne Schicht der körperlich und geistig tüchtigen indogermanischen Eroberer von der Autochthonen-Bevölkerung aufgesogen war. Gerade so war es in Indien. Die Kshatriya-, d. h. die Krieger- und Königskaste, stellt selbstverständlich am reinsten den Typus des Erobervolkes dar. Daher kommt es auch, daß die Upanishaden-Philosophie anerkanntermaßen von den Kshatriyas und nicht von den Brahmanen ausging, die doch als Lehrer des Volkes zunächst dazu berufen gewesen wären, auch seine Denker zu sein. Daher kommt es aber auch, daß diese erhabenen Gedanken bald wieder mit Nebel umhüllt und verdunkelt wurden. Die herrschende Kriegerkaste ist naturnotwendig auch diejenige, die aus innerem Drange und Berufe sich zuerst in den Kämpfen aufreibt. An ihre Stelle tritt dann wieder der körperlich und geistig unbefähigte Beherrschte, der Plebejer, der Proletarier. So war es in Rom, so war es in Frankreich. Und wie in Frankreich wurde auch in Indien durch eine Revolution nachgeholfen, um das unbequeme Herrscherblut abzuzapfen. Wir haben aus dem indischen Altertum dunkle Kunde, daß einmal sämtliche Kshatriyas abgeschlachtet worden wären. Dezimiert worden waren sie schon durch die Kämpfe, die im Epos Mahabharata geschildert sind, und dieses verrät uns auch, wie die ehrlichen tapferen Kämpen der unterliegenden Partei nur unterlagen, weil sie gegen List und Niedertracht der anderen Partei nicht aufkommen konnten. Als das einheimische Element sich dann des fremden adligen Blutes fast ganz entledigt hatte, war es auch mit den großen Schöpfungen in Religion und Philosophie vorbei. Des Buddha Auftreten war die letzte nennenswerte Reaktion gegen die nivellierenden Tendenzen. Aber der Buddha Çakyamuni war ein Kshatriya!

Die Geisteskämpfe, die ich hier nur in Umrissen gezeichnet habe, wiederholen sich nun typisch auch im einzelnen in der Entwicklungsgeschichte der Idee vom All-Einen, die uns Deußen im vorliegenden Bande entworfen hat. Wir sehen genau dasselbe rastlose Streben der nach oben gerichteten Tendenz, immer neue Gedanken auszusprechen, immer neue Namen für das Absolute zu finden. Es wird damit gegangen sein wie mit dem Brahman. Sobald die Konzeption des All-Einen gelungen war, kam die religiöse Handwerkspartei und ebnete den aufgerichteten Bau wieder ein. Was vom Absoluten bildlich gesagt war, — weil doch nun einmal das abstrakte Denken die Sprache gebrauchen muß, die für materielle Dinge geschaffen ist, und weil erst in einer langen philosophischen Entwicklung auch die philosophische Sprache genügend abstrakt werden kann, um den materiellen Nebensinn abzustreifen, — dieses Bildliche nahm sie als das Wirkliche und so verfiel der philosophisch gedachte Gott stets wieder der Mythologie.

Vielleicht haben wir dafür ein ganz krasses Beispiel in einem Gottesnamen, den Deußen S. 305 ff. behandelt und sehr scharfsinnig erklärt, in dem Ucchishta des Atharvaveda. Der Name bedeutet „Rest“, und gemeint ist damit nach Deußen das Abstrakte, Göttliche, das Ding an sich, das übrig bleibt, wenn man alle empirischen Attribute absondert. Von diesem „Rest“, diesem Absoluten konnte natürlich ein Atharva-Hymnus singen:

„Im Rest ist Name und Gestalt, im Rest die Welt enthalten ist,
Im Rest ist Indra, ist Agni, vom Rest umschlossen wird das All.
Im Rest sind Himmel und Erde nebst allem, was geworden ist“ u. s. w.

und Strophe 14:

„Die neun Erden, die Weltmeere, auch die Himmel im Rest beruhn“ u. s. w.

Wenn wir nun sehen, daß in der späteren Litteratur ein Schlangendämon Çesha, d. h. ebenfalls „Rest“, der die Erde trägt und auf dem Vishnu ruht (vergl oben „Im Rest ist Indra, ist Agni“), eine Rolle spielt, da dürfen wir vielleicht annehmen, daß diese grobe Konzeption von Geistesproletariern nichts als das beschmutzte und entstellte Abbild jenes hohen Begriffes des Ucchishta ist.

Den denkenden Köpfen, die über das Absolute philosophierten, erwuchs so immer wieder von neuem die Aufgabe, dasselbe mit anderen, noch abstrakteren Namen zu benennen, und so sproßte die Reihe der Namen und Göttergestalten — nicht eigentlich neue Götter, sondern nur neue Namen für dasselbe göttliche Wesen — von Prajapati bis zu Brahman und Âtman empor, die Deußen in diesem ersten Halbbande der Geschichte der Philosophie lichtvoll erläutert und mit den Textstellen belegt hat. Die philosophische und die mythologische Anschauung sehen wir in den von diesen Gottheiten handelnden Texten fortwährend sich bekämpfen und sich mischen. Das kann ich nicht alles einzeln vorführen, ich muß dafür auf Deußen verweisen. Ich will nur noch hinzufügen, daß der Verfasser des Werkes den eingehenden Erörterungen über die besprochenen Texte und die in ihnen enthaltene Philosophie in anerkennenswerter Weise Bemerkungen über die Litteratur und die Kultur der in Frage kommenden Periode vorausschickt, und daß er in der Einleitung eine kurze Übersicht über die ganze Geschichte der Philosophie giebt. Möge der Erfolg des Werkes seinem Werte entsprechen.

Königsberg i. Pr. R. Otto Franke.

Lloyd, M. A., Rev., Development of Japanese Buddhism.

Als XXII. Band der „Transactions of the Asiatic Society of Japan“ ist ein Aufsatz (gelesen am 14. Nov. 1894) erschienen, der, wie wir hoffen, den Anfang einer Reihe von weiteren Arbeiten über die Entwicklung des Buddhismus in Japan bildet. Bisher war man für dieses Studium im wesentlichen auf das japanische Buch „Jū ni shu kōyō“ „Hauptlehre der zwölf Sekten“ von Ogurisu angewiesen, von dem bis jetzt zwei Übersetzungen vorhanden sind. Die eine, englische (A short history of the twelve buddhistic sects in Japan, Tokyo 1887) ist von Bunyu Nanjo, dem verdienten Herausgeber des „Catalogue of the Tripitaka“ und (mit seinem Lehrer Max Müller zusammen) des in Japan aufgefundenen Sanskrittextes des größeren und kleineren Sukhâvati vyûha (Dai muryō ju kyō und Amida kyō). Die andere, französische Übersetzung, mit Benutzung einiger anderer japanischen und chinesischen Werke gemacht, deren Titel leider nicht genannt sind, ist von Ryôon Fujishima und hat den Titel „Le Bouddhisme Japonais, doctrines et histoire des douze grandes sectes Bouddhiques du Japon, Paris 1889 (zuerst erschienen in Nouvelle Revue 15. Okt. 1888). Diese beiden folgen ihrem Original in der wesentlich

schematischen Aufzählung der Lehren der einzelnen Sekten, wie sie bei den Buddhisten allerorten üblich ist: Da trifft man überall, wohlgezählt und wohlbeziffert, die 4 Wahrheiten, die 5 Gebote, die 6 Elemente, die 6 Tugenden, den achtteiligen Pfad, die 10 Welten, die 12 Ursachen u. s. w., Dinge, die wie Oldenberg[1]) (wie uns scheint mit Recht trotz des Widerspruchs von Pfleiderer[2])) hervorhebt, schon beim Ursprung des Buddhismus in dem Zuge zur Abstraktion, Klassifizierung und Systematisierung begründet liegen. Lloyd schlägt im Gegensatz hierzu mehr den Weg einer genetischen Darstellung ein und schildert uns die Entwicklung der einzelnen Sekten. Er hat das Buch von Nanjo ausgiebig benutzt, daneben aber verarbeitet er noch Quellen anderer Art: Zusammenstellungen der Lehren einzelner Sekten, die von hervorragenden Priestern eigens für ihn gemacht wurden. Dies scheint auf den ersten Anblick ein überaus wertvolles Quellenmaterial darzustellen, aber nach meinen Erfahrungen ist doch wohl Vorsicht geboten, denn in solchen Fällen wird häufig nur auf den guten Eindruck hin gearbeitet, den der betreffende Priester damit erzielen will, was z. B. ganz bestimmt von der Schrift gilt, die für das Religionsparlament — (fast hätte ich geschrieben: für die Religionsausstellung) in Chicago gemacht ist: „Outlines of the Mahâyâna as taught by Buddha“ von Kuroda (Jôdô Sekte). Meine Erfahrungen, die ich in dieser Beziehung mit dem von Lloyd (S. 394) sehr gerühmten Priester Unsho Shaka von der Shingon Sekte gemacht habe, sind vielleicht interessant genug, um hier mitgeteilt zu werden. Zusammen mit dem österreichischen Geschäftsträger und einem deutschen Professor an der hiesigen Hochschule hörte ich bei ihm eine Reihe von Vorträgen über den Buddhismus, die er für uns hielt, und wobei er auch direkte Fragen beantwortete. Bei solchen Zusammenkünften kommt außerordentlich viel auf den Dolmetscher an, und wir waren nicht jedesmal vom Schicksal begünstigt. Doch war es in hohem Grad interessant, in dem Gemach eines Tempels vor dem Priester zu sitzen, zwischen ihm und uns ein Weihrauchgefäß, und an den Wänden entlang die Schar seiner Schüler, die ehrfürchtig die goldenen Worte nachschrieben, die von den beredten Lippen ihres Meisters flossen. Freilich wurde uns auf direkte Fragen immer nur mit einem wohl klassifizierten Ausschnitt aus dem System geantwortet, auch wurden wohl ausweichende oder sich widersprechende Antworten gegeben. Das Schlimmste war aber, daß der schlaue Priester in seinen Zeitschriften veröffentlichte, wir hätten große Hinneigung zum Buddhismus, später, wir seien übergetreten, (was natürlich niemand ernst nahm), daß er dem österreichischen Geschäftsträger ein japanisches Schreiben zur Unterschrift sandte, das die Erklärung des Übertritts zum Buddhismus enthielt, und daß er uns seine Führung und Erklärung bei einem Gang durch den Tempel nur unter der Bedingung gewähren wollte, daß wir uns vor dem Buddhabild niederwarfen. Diese Forderung, — die wir selbstverständlich nicht erfüllten, — war selbst unserm Dolmetscher zu stark, und er sagte uns, daß die Buddhisten selbst dies nicht thäten; und wir waren ja auch schon in vielen Tempeln herumgeführt worden, ohne daß dies von uns verlangt worden war. Von demselben Unsho rühmt Lloyd, daß er „vieles zur Förderung der Sittlichkeit seiner Landsleute gethan habe“ S. 394.

Doch ich will eine kurze Inhaltsprobe des Lloydschen Buches geben. Im ersten Kapitel (337—344) bespricht der Verfasser das Verhältnis des Buddhismus zum Brahmanismus und des nördlichen (Mehayana) zum südlichen (Hinayana) Buddhismus. Im zweiten Kapitel (344—371) giebt er

---

[1]) Buddha 2. Aufl. 195.
[2]) Genetisch-spekulative Religionsphilosophie, 1884, II. 65.



ein Leben Buddhas nach dem japanischen Buch Shaka Jitsu Roku („Buddhas wahre Geschichte"), natürlich voller Legenden und Mirakel, aber merkwürdig durch die Einteilung in 5. Perioden, in denen sowohl die Hinayana- als die Mehayana-Lehre untergebracht wird.

Im dritten Kapitel erhalten wir eine kurze Skizze der Entwicklung des Buddhismus vom Tode Buddhas bis zum Eindringen in Japan, wobei der Verfasser leider der japanischen Chronologie folgt, die den Tod Buddhas auf das Jahr 948 setzt, also um beinahe 500 Jahre zu früh, statt 477 v. Chr. Das vierte Kapitel erzählt die Festsetzung des Buddhismus in Japan von 522—621 n. Chr. und giebt eine Darstellung der Lehren der ältesten Sekten nach einem für Lloyd geschriebenen Aufsatz des Abtes Kobayashi.

Vom fünften Kapitel an beginnt die Darstellung der einzelnen Sekten: Die Tendai- (371—382), Shingon- (382—405), Jōdo- (405—412), Shin- (412- 430), Zen- (430—437), und Nichiren-Sekte (437—443). Bei der Shinsekte giebt er die Übersetzung eines Gespräches, das Guimet mit einem Mitglied der Sekte geführt und in den Annales du Musée Guimet 1880 veröffentlicht hat.

Im Schlußkapitel (443—449) räumt der Verfasser ein, daß er „sein möglichstes gethan habe, nur die guten Seiten hervorzuheben" (445), und giebt ein auch für die Entwicklung des japanischen Christentums bemerkenswertes Urteil über die unglaubliche Neigung der Japaner zum Sektenwesen, die sich in der Entwicklung des Buddhismus in diesem Land gezeigt hat.

Dem Buche sind 4 Anhänge beigefügt: Der erste (450—52) giebt einen Auszug aus den „Transactions of te Asiatic Society of Bengal" 1882 über die Bedeutung Nagārjunas, des zur Würde eines Boddhisattva erhobenen Weisen, den Lloyd ins zweite Jahrhundert vor Christus versetzt, während Monier Williams[1]) nach Beal für ihn das erste oder zweite Jahrhundert nach Christus annimmt. Der zweite Anhang (453—462) enthält die Übersetzung des Traktates „Soto kyō kwai Shūshōgi", die „Grundsätze und Lehren der Sotosekte", einer Abteilung der Zensekte. Im dritten (463—466) weist der Verfasser auf die terra incognita hin, welche die japanische Hymnologie dem Forscher bietet, und im vierten (467—481) giebt er ein „System der Ethik" nach Aufsätzen des oben erwähnten Unsho Shaka, nach Beals „Catena of Buddhist Scriptures from the Chinese" und andern japanischen Autoritäten. Den Schluß bildet ein Leben Nichiseno in Versen 482—506.

Das Buch wird dem Missionar in Japan und allen, die sich für den japanischen Buddhismus interessieren, eine treffliche Einführung geben. Leider hat der Verfasser den neusten Band der Sacred Books of te East (XLIX) nicht mehr benützen können, in welchem die von Lloyd oft erwähnten Sutras, die beiden Sukhâvatî vyûha, der Vajracchedika, Prajnâ-pâramitâ-hridaya und Amitâyur-dhyâna sûtra, der letzte von J. Takakusu, die andern von Max Müller übersetzt, enthalten sind.

Als bloßes Versehen darf vielleicht angemerkt werden, daß japanisch Shamon nicht mit dem dem indischen Sravaka (S. 365), sondern dem Skt çramana (Pali samana) entspricht, wie japanisch baramon (chinesisch pho-lo-men) dem indischen brahmana.

Tokyo. Dr. M. Christlieb.

A Chapter of Mission History in modern Japan 1869—1895, a sketch for the period since 1869 and a report for the year since 1893 of the American Board's Mission and the Kumiai Churches in their affiliated work, compiled by James H. Pettee, Okayama, Japan. 193. XII.

Eine Jubiläumsschrift bestehend aus Berichten und historischen Rückblicken

von 31 Missionaren, Missionarinnen und japanischen Theologen der auf Grundlage der Mission des American Board ruhenden Kumiai-Kirche, die eine kurze Geschichte der American Board-Mission und eine Berichterstattung über ihren dermaligen Stand sein will. Sie ist etwas rasch entstanden, entbehrt, wie das bei der Mannigfaltigkeit der Gaben und Aufgaben der Mitarbeiter nicht anders zu erwarten ist, etwas der Gleichmäßigkeit in der Berücksichtigung der verschiedenen Momente. Andererseits liegt aber grade in dieser großen Zahl der nach Alter, Nationalität, Geschlecht, Arbeit so sehr verschiedenen Verfasser der einzelnen Artikel ein besonderer Reiz und in dem Gebotenen ein Reichtum an Details, wie man ihn in einem Buche von 193 Seiten kaum vermutet. Der Herausgeber hat sich darauf beschränkt, die Kategorien für die verschiedenen Berichte aufzustellen, nämlich: Introductory matters, personalties, mission stations and the cities they occupy, evangelistic enterprises, literary work, educational enterprises, work for women and children, eleemosynary enterprises, side lights, looking backward and forward, die er selbst in gedrängter Übersicht behandelt und durch die Beiträge seiner Mitarbeiter ergänzt. Es ist ein ungemein vielgestaltiges Bild, das auf diese Weise entworfen und ohne Ruhmredigkeit und phantasievolle Ausschmückung in einem Matter of fact Stile ohne dessen langweilige Trockenheit zur Darstellung kommt und einen tiefen Eindruck von den Verdiensten des American Board um die Christianisierung Japans machen muß. Hoffentlich hat es auch bei den japanischen Christen die Wirkung, daß ihre Dankbarkeit gegenüber dem American Board, die in letzten Jahren etwas zu wünschen übrig ließ, tiefer wurzelt. Man übersehe bei der Lektüre des Buches, dessen Studium den Freunden japanischer Mission nicht genug empfohlen werden kann, die den einzelnen Abschnitten vorangehenden Mottos, Aussprüche eingeborener und fremder Missionsarbeiter des American Board, nicht. Sie enthalten eine Fülle, oft überraschender, treffender Urteile tiefgehender, japanischer Missionserfahrung, Urteile, die sich decken mit den Grundsätzen, nach denen unser Missionsverein in Japan bisher gearbeitet hat. Das Buch schmückt eine große Zahl von Reproduktionen der Photographien, die Personen und Stätten des japanischen American Board-Missionsfeldes recht gut wiedergeben. Sp.

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft. Verlag von J. Harder in Altona.
VI. Die Reformirten und Mennoniten Altona's. Von Prof. Dr. Paul Piper. 97 S. 2 M.
VII. Die Jesuiten-Mission in Altona. Von Dr. Richard Ehrenberg. 70 S. 2 M.

Mit diesen Heften schließt eine Reihe von Studien zur Geschichte von Altona ab, welche die Anfänge der Stadt bis 1640 aus archivalischen Quellen gemeinverständlich schildern. Beide geben hoch interessante Bilder aus den Tagen der Gegenreformation, indem die Schauenburger Grafen Reformierten, Mennoniten, Katholiken in Altona die freie Religionsübung gestatteten, die ihnen in Hamburg versagt war, und verdienen die Beachtung nicht bloß solcher Leser, die lokalgeschichtlich interessiert sind. H. O. Stölten.

Arbeit und Aufgabe der Evangelischen Kirchen in Jerusalem. Berlin 1895. E. S. Mittler & Sohn.

Das Schriftchen, das sehr nett ausgestattet ist und dem eine Abbildung der Erlöserkirche in Jerusalem beigegeben ist, bietet ein anschauliches Bild des Werdens und Wachsens der Deutschen evangelischen Gemeinde und zeigt am Schluß, welche Aufgaben auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit,

die nicht nur den Glaubensgenossen, sondern auch den Eingeborenen gilt, und so auch der Mission dient, von der evangelischen Christenheit in Jerusalem zu lösen sind.

Der Ertrag des Schriftchens, dessen Lektüre wir unseren Freunden empfehlen, ist für das Werk der evangelischen Kirchen in Jerusalem bestimmt.

H. Lehmpfuhl.

Nippold, Prof. Dr. Die internationale Seite der päpstlichen Politik und die Mittel der Abwehr. Vortrag bei der VIII. Generalversammlung des Evangel. Bundes in Zwickau am 2. X. 1895. Leipzig, C. Braun 1895. Preis 75 Pf.

Der interessante und äußerst gehaltreiche Vortrag, der in der 1. Hälfte zeigt, wie die päpstliche Politik planmäßig darauf hinarbeitet, das römische Imperium zu erneuern und alle Völker der Erde unter ihre Gewalt zu bringen, und wie gerade Leo XIII., der sog. Friedenspapst, es ist, der alle Mittel zur Erreichung dieses Zieles in Bewegung setzt, in seinem 2. Teil aber die religiösen Mittel der Abwehr darthut, andere Mittel verwirft der Verf. mit Recht, — bedarf keiner besonderen Empfehlung nach der warmen Anerkennung, die er überall gefunden hat. Hier sei besonders darauf hingewiesen, daß unter den religiösen Mitteln der internationalen Abwehr auch die Mission eine Stelle findet. Sehr treffend ist der Hinweis, daß gerade die Missionsgesellschaften dazu beitragen, das Grundübel des protestantischen Staatskirchentums, seinen Partikularismus, zu überwinden, und in unserer evangelischen Kirche das echt katholische Ideal des christlichen Universalismus wieder zur Geltung zu bringen: „Wohl steht die Katholizität der evangelischen Mission überall im Kampfe mit der gewaltthätigen Propagonda. Aber nur um so höher haben wir sowohl unsere vielsprachigen Missionsgemeinden wie die Gustav Adolf-Gemeinden in der Diaspora in der Heimat zu achten. Beide sind die auf der Wacht stehenden Vorposten der evangelischen Predigt. Sie sind die Extremitäten des Kirchenkörpers, ohne deren frisches Leben die mittleren Partien desselben nur zu leicht der Herzverfettung oder dem Magenkrebs oder dem Marasmus senilis verfallen würden". H. Lehmpfuhl.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Ed. Kriele, Der gegenwärtige Stand der Rheinischen Mission (A. M. Z. 96, 1). Gensichen, Die Missionsgesellschaft Berlin I. (ebenda, 3). L. Clemen, Die Missionsbewegung unter den Studenten Englands und Großbritanniens (ebenda). J. G. Christaller (B. M. M. 1896, 2). J. Haller, Eine erfreuliche und wichtige Anordnung der württembergischen Ober-Kirchen- und Schulbehörde (ebenda, 3). A. Schneider, Dr. Hugo Hahn (Rhein. Miss. 96, 2). A. Merensky, Ein evangelischer Missions-Bischof (Bischof Maples) (Miss.-Freund 96, 2). Buchner, Ein Überblick über die Missionsarbeit der Brüdergemeine (D. evang. Miss. 96, 1). J. Jöns, Die Missionsbewegung in der Studentenwelt (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 3). Th. Arndt, Daltons Wort der Abwehr (Prot. Kirch.-Ztg. 96, 4). Schmiedel, Zur Abwehr wider Dalton (ebenda, 13). Zur Abwehr wider D. Dalton (Deutsches Prot.-Bl.

---

[1]) Buddhism in its connexion with Brahmanism and Hinduism, 2. ed. London 1890, S. 192.

96, 5). Ehlers, Der Allgem. evang.-prot. Miss.-Ver. u. D. Dalton (Christl. Welt 96, 11). A. T. Pierson, The outlook: Some signs of the times (Miss. Rev. of the World 96, 1). F. B. Meyer, The motive force of missions (ebenda). G. Smith, A missionary romance I. Capitain J. Wilson (ebenda). R. E. Speer, The foreign missionary work of the Salvation Army (ebenda). A. T. Pierson, The great convention of student volunteers at Liverpool (ebenda, 2). The Church's relation to foreign missions (Church Miss. Int. 96, 1). J. D. Tremlett, Bishop Heber, poet and chief missionary (ebenda). G. H. Pole, Christ as our example in dealing with individual souls (ebenda, 3). P. Ireland Jones, The Prayer-Book and Articles, their witnes against error in doctrine and praktice (ebenda). The Centenary of the London Missionary Society (ebenda). T. W. Drury, The mission of Christ issuing in the mission of the Church (ebenda). L. C. Schuller tot Peursum, J. Ch. Neurdenburg, 20. VII. 1815 bis 24. IV. 1895 (Medeelingen v. Nederl. Zendelingg. 39, 3). J. Vahl, Missionsinteresse, Missionskjaerlighet, Missionskundskab (Nordisk M. T. 95, 4). Flood, Bastianen A. Fontane (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Grönland (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 2). Suriname (ebenda, 3). Peck, Aus dem Tagebuche eines Eskimo-Missionars (D. evang. Miss. 96, 2). W. Chamberlain, Brazilian Notes (Miss. Rev. of the World 96, 2). E. Speer, Mexico, her needs and our duty (ebenda, 3). C. J. Scofield, The Indians of Central-America (ebenda). E. Emerson, Annual Meeting, Report (The Americ. Miss. 96, 1). The Field 1895—1896 (ebenda, 2). A. L. Dawes, The present need of the Indians (ebenda, 3).

B. Afrika.

G. Kurze, Die Lage in Madagaskar I. (A. M. Z. 96, 3). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 1). Südafrika-Ost (ebenda, 2). Nachrichten von unseren Stationen in Britisch-Kafferland (Berl. M. B. 95, 23 u. 24). Nachrichten von der Kapkolonie aus dem Jahre 1895 (ebenda). Nachrichten aus dem Kondelande (ebenda). Grützner, Der gegenwärtige Stand der Berliner Mission im Oranje-Freistaat (Beiblatt z. Berl. Miss.-Freund 95, 4—6). Berlin, Die schwedische Mission am Roten Meere (Miss.-Freund 95, 12). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Kap-Kolonie (Berl. M. B. 96, 1). Nachrichten über unsere Stationen im Oranje-Freistaat (ebenda). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Süd-Transvaal (ebenda, 2). Die Wakilindi und Waschambaa (Ostafr. M. N. 96, 2). Unsere Betschuanen-Mission in Afrika (Hermannsb. Miss.-Bl. 96, 1). Von unsern Nord-Sulu-Stationen (ebenda, 2). Erfreuliches aus Mathe (Nordd. Miss.-Bl. 96, 2). Merensky, Schrift und Buch als Mittel zur Evangelisierung Afrikas (D. evang. Miss. 96, 3). K. Blind, Eine Sprachbewegung in der Südafrikanischen Republik (D. Kol. Ztg. 95, 12). Merensky, Die Buren (ebenda 96, 7). Larsen, Zambese Industrimission (Nordisk M. T. 95, 4).

C. Asien.

F. Hartmann, Die neueren christenfeindlichen Bewegungen in China (A. M. Z. 96, 1). Bilder aus Japan (B. M. M. 96, 1—3). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 1—3). China (Rhein. Miss. 96, 1 u. 2). Nias (ebenda, 3).

Grundemann, Das Blutbad bei Kutscheng (Miss.-Freund 96, 1). Nottrott, Die Jubiläumstage in Ranschi (Biene a. d. Missionsf. 96, 1 u. 2). P. Eidnäs, Die Gründung der neuen Station Khutitoli (ebenda, 3). O. Flex, Eine verlassene Missionsstation (D. evang. Miss. 96, 2). Hering, Alt- und Neujapan und das Christentum (ebenda, 3). Segensfrüchte des japanisch-chinesischen Kriegs (Calw. Miss.-Bl. 96, 1). A. T. Pierson, Miracles of missions XXVI. The story of Makay and Formosa (Miss. Rev. of the World 96, 2). A. T. Sibbald, The Taoist religion (ebenda). Notes on Kiang-si, China (ebenda). J. Smith, The missionary status in Turkey (ebenda, 3). Ph. Vollmer, The Armenian church (ebenda). Albrecht, A notable conference of native ministers (Japan). — A declaration (The Miss. Her. 96, 1). — The massacres in Turkey (ebenda, 2). Farnsworth, What shall the missionaries in Turkey do? (ebenda). The present outlook in Japan (ebenda, 3). Farnsworth, Some results of missionary work in Turkey (ebenda). W. Mackworth Young, Laymen and missions in India (Church Miss. Int. 96, 1). E. Sell, Recent controversies on Islam (ebenda, 2). B. C. Henry, New yeare's horoscope of missions in Far East (The Church at Home and Abr. 96, 1). B. Smith, Central China mission (ebenda, 2). P. Martin, Chinese mandarins (ebenda). P. Chalfant, Present crisis in China (ebenda). J. Vahl, Om de forskjellige Missionsmethoder i Indien (Nordisk M. T. 95, 4). H. Rooker, Staat van de gemeente en de scholen, in de werkringen Môdjô-warnô en Kediri over 1894 (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 39, 3). Derselbe, Staat der Gemeenten en scholen in de Residentie Kediri op Ultimo 1894 (ebenda). Derselbe, Staat der Genvotschapsscholen in de Minahassa op ultimo December 1894 (ebenda).

D. Südsee.

Die Rheinische Mission im deutschen Schutzgebiet von Neu-Guinea (B. M. M. 96, 1). Neu-Guinea (Rhein. Miss. 96, 2).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Bericht Pf. Schillers.

Unser Missionar Pfarrer Schiller schreibt uns in einem Briefe vom 9. Januar d. J.: „Unsere Missionsarbeit schreitet in der gewohnten Weise weiter. Nächsten Sonntag wird in der Hongo-Kirche die Taufe von zwei Studenten stattfinden — zum ersten Male wieder, seit langer Zeit. Einige Frauen werden dann voraussichtlich nach einiger Zeit auch zur Taufe kommen, und andere noch ferner Stehende Mut zum gleichen Schritte erhalten . . .“

In seinem Briefe vom 24. Januar äußert er sich über die allgemeine Lage der Mission in Japan und über die Aussichten unseres Vereins, wie folgt: „Wenn ich rückwärts schaue, so kann ich es mir gar nicht anders denken, als daß mein Lebensgang einmünden mußte in den Missionsberuf. Ich bin recht froh darüber, daß ich nicht zu früh aufs Missionsfeld hinauskam. Augenblicklich ist der Ausblick der Mission nicht gerade ein trüber. Der Tiefpunkt scheint

überwunden zu sein, und das gesamte Missionswerk in aufsteigender Linie sich weiter zu bewegen. Während vor dem Kriege die Japaner den Fremden mißtrauisch, gereizt, ja geradezu feindselig gegenübergestanden haben sollen, nehmen sie jetzt eine ruhigere, objektivere Haltung ein, weil sie sich auf Grund ihrer Kriegserfolge mehr gleichberechtigt fühlen. Man muß sich wundern, daß die Erfolge das japanische Volk nicht übermütig gemacht haben; es ist das für mich ein Beweis, daß ein tüchtiger Kern in diesem Volke steckt, sonst könnte es nicht so objektiv seinen eigenen Erfolgen gegenüberstehen. Die Japaner wissen ganz genau, daß die glänzenden Siege über den chinesischen Koloß bedingt waren durch die faulen Zustände im Nachbarreiche, und daß ihrer in Formosa weit schwerere Aufgaben warten.

Unser Verein hat unbestreitbar eine Aufgabe hier zu lösen, und er wird sie lösen, wenn es Gottes Wille ist. Viel hängt freilich davon ab, ob unsere japanischen Gehilfen imstande sein werden, nicht bloß die intellektuelle, sondern auch die gefühlsmäßige Seite des Christentums nach Gebühr zu erfassen und zu verbreiten. Das ist auch ein Grund, warum der europäische Missionar auf die praktische Arbeit, neben der mehr wissenschaftlichen fürs erste auf keinen Fall verzichten darf. Freilich, es ist leichter, in einer fremden Sprache das auszudrücken, was verstandesmäßig, als das, was gefühlsmäßig ist, ganz abgesehen davon, daß der Fremde dem japanischen Volksgemüte nur sich annähern, aber nie ganz in dasselbe eindringen kann.

Vor kurzem hatten wir zwei Taufen von Studenten, die ersten wieder seit langer Zeit. Ein Philologe, der nahe vor dem Staatsexamen steht, hat sich bei mir vor wenigen Tagen Taufunterricht ausgebeten, nachdem er jahrelang geschwankt hat."

Aus China.

Dr. Fabers Jahresbericht für 1895.

Dr. Faber hat sich in seinem Berichte über das Jahr 1895 eingehend auch wieder über die Gesamtlage in China geäußert. Wir drucken denselben deshalb hier vollständig ab, weil es für unsere Leser von Interesse sein wird, bei der hohen Bedeutung, die die gegenwärtig in Ostasien sich abspielenden Vorgänge auch für uns haben, das Urteil eines mit den dortigen Verhältnissen so vertrauten Mannes wie Dr. Faber zu hören: „Der Friede zwischen China und Japan ist geschlossen, auf Formosa aller Widerstand gebrochen, Millionen schon bezahlt und die Liaotang-Halbinsel geräumt. Die sturmbewegten Wellen des Völkerlebens sind ruhig geworden. Allerdings geht Japan ganz anders aus dem Konflikt hervor als China. Japan erfreut sich eines blühenden Handels, hat ein geordnetes, zuverlässiges Staatswesen, tüchtige Armee und Marine, auch an Formosa einen beträchtlichen Zuwachs von Hilfsquellen, wodurch die japanische Bevölkerung sich in etlichen Jahren um fünf und mehr Millionen mehren kann. Durch die hohe Kriegsentschädigung hat Japan ferner reichliche Mittel, seine Macht zu Land wie zur See weiterzuentwickeln.

Was aus Korea werden wird, ist noch nicht recht abzusehen. Wie es scheint, lassen die Amerikaner es sich angelegen sein, dort Einfluß zu erlangen. Bei der inneren Zerfahrenheit der koreanischen Parteien und der mißlichen Lage zwischen Rußland, China und Japan ist das wohl nicht zu bedauern. Es wird nicht leicht sein, in Korea haltbare Zustände zu schaffen, weil es dazu an vorbereiteten, einigermaßen zuverlässigen einheimischen Männern fehlt. Ob nicht doch noch eine der Großmächte wird die Vormundschaft zu übernehmen haben? Dasselbe gilt von China. Obschon China so bedeutende Hilfsmittel zur Verfügung hat, daß es bei genialer Leitung sich schnell erholen würde, sieht es gegenwärtig durchaus

nicht danach aus. Für die Westmächte dürfte die Aufrechterhaltung des chinesischen Reiches eine ernste Frage des Weltfriedens sein. Jetzt aber sucht eine Macht die andere zu überbieten, an den Zipfeln Chinas herumzuzupfen. Rußland, von Frankreich unterstützt, hat bereits bedeutende Zugeständnisse erlangt. Frankreich hat sich ebenfalls wohlbedacht und könnte leicht über die drei Südprovinzen Chinas (Yunnan, Kuangsi und Kuangtung) dominieren. Daß England nicht ruhig zusehen wird, noch kann, liegt auf der Hand. Die Eröffnung eines Hafens am Westfluß (von Kanton) ist zu unbedeutend; wahrscheinlich werden wir mehr hören von der langen Nord- und Ost-Grenze des britischen Reiches in Indien und Birma. Auch an der Nordküste Chinas wird England einer Kohlen- und Waffenstation bedürfen. England hat dazu die Mittel und wird durch seine Verhältnisse gezwungen, sich die Herrschaft auf dem Meere zu sichern, da der Fortbestand des einzigartigen britischen Reichs davon abhängt.

Es war einige Zeit auch die Rede davon, daß Deutschland sich eine Kohlenstation an der Küste Mittelchinas erwerben wolle. Wahrscheinlich ist das aber nur ein leeres Gerücht. Im Frieden können überall Kohlenlager angelegt werden. Im Kriege aber könnte Privateigentum unter den Schutz einer befreundeten Macht gestellt werden, während eine staatliche Kohlenstation verteidigungsfähig sein müßte. Dazu bedürfte es Befestigungen ersten Ranges, hinreichende Bemannung, Magazine, Werkstätten rc. Dazu wären viele Millionen Mark erforderlich, gar nicht zu reden von einer entsprechenden Mehrung deutscher Kriegsschiffe in den ostasiatischen Gewässern.

Die Angelegenheit der Zerstörung des Missionseigentums in der Sztschuen-Provinz ist noch nicht völlig erledigt. Die amerikanische Kommission ist noch an Ort und Stelle beschäftigt. Die französische Regierung hat bereits Ersatzgeld erlangt für die katholische Mission und der Vizekönig ist seit einiger Zeit schimpflich entlassen. Für die Ermordung der Missionare in Kutscheng bei Futschau ist die Mehrzahl der aktiven Mörder hingerichtet worden. Weiteres habe ich noch nicht in Erfahrung gebracht. Diese Excesse kann man nur ansehen als Resultat der gemeinen Schandlitteratur, welche während der letzten Jahre weithin durchs Land verbreitet wurde. Von der Beteiligung an dieser geflissentlichen Pflege des Fremdenhasses können sich die Mandarine und Gelehrten des Landes nicht freisprechen. Diese Leute suchen auf jede Weise ihre Gewalt über das unwissende Volk aufrecht zu erhalten, da das die einzige Quelle ihrer Bereicherung ist. Dadurch daß man den Ausländern alle möglichen Schandthaten aufbürdet, sucht man sie beim Volke verhaßt zu machen und die Herzen zu verschließen gegen irgendwelche Belehrung von seiten der Fremden. Die ernsten Folgen jener Excesse werden doch wohl manchem die Augen öffnen, wenn auch die Fremden noch lange nicht beliebter machen. Sehr bedauerlich sind darum die mancherlei Kundgebungen des Widerwillens gegen die Missionare besonders von seiten des deutschen Exministers von Brandt [vergl. S. 97 ff.] und seiner Satelliten. Dergleichen wird natürlich den Chinesen schnell bekannt und den Einsichtsvollen den Beweis liefern, daß in der Politik der Westmächte eben nur Silberlinge ausschlaggebend sind. Die englische Regierung hat jedoch durch lange Erfahrung gelernt, die Bemühungen der Missionare besser zu schätzen. Alle Hemmnisse, welche früher der Krämergeist für nötig erachtete, sind längst beseitigt, ja die Mission wird vielfach direkt begünstigt (z. B. grand-in-aid system of education).

Über den Zusammenbruch der holländischen Herrschaft auf Formosa urteilen auch zwei Engländer, der berühmte Reisende A. R. Colquhoun und der jetzige Kolonialsekretär J. H. Stewart-Lockhart von Hongkong in einer Weise, welche Beherzigung verdient. Am Schlusse einer längeren Abhandlung, welche in China Review Vol. XIII gedruckt ist, geben die genannten Herren folgende Gründe an (S. 206):

I. „Divided counsels and vacillation", d. h. Zwiespalt und Schwankungen in den Beschlüssen.

II. Das unkluge Regierungssystem, welches nicht auf die Mitwirkung des Volkes abzielte.

III. „The policy adopted of suppressing in Formosa the teaching of Christianity, in order to secure and maintain trade with Japan, thus retarding the progress of education, and giving the natives a poor opinion of their standard of morality", d. h. „Die Politik, durch welche man auf Formosa den Unterricht im Christentum unterdrückte, um den Handel mit Japan betreiben zu können; damit wurde der Fortschritt der Erziehung aufgehalten und den Eingebornen eine geringe Meinung über das Maß ihrer (der Holländer) Moralität gegeben". Diese Thatsache möge sich Herr v. Brandt zur Berichtigung seiner Behauptung über den Nichterfolg der protestantischen Mission in Formosa dienen lassen.

Die Missionsarbeit hat im vergangenen Jahre, trotz der traurigen Ereignisse doch guten Fortgang gehabt. Nach Nachrichten aus der Mandschurei, Shantung und Fukien, sowie von Hupeh war die Zahl der Taufen größer als in früheren Jahren. Aber vollständige Statistiken sind noch nicht zur Hand. Das Missionshandbuch hat auch die Presse noch nicht verlassen. Die Verzögerung ist hauptsächlich verursacht durch die Reise des Herausgebers Rev. Tim. Richard nach Peking, woselbst er sich seit etlichen Monaten aufhält, um auf die höheren Mandarine einzuwirken. Man versucht daselbst allerlei, aber, wie es scheint, lähmt der Gegensatz der Parteien jede kräftige Bewegung.

Von meiner Arbeit erschien im Laufe des Jahres das kleine Schriftchen „Confucianism", das weithin Verbreitung und überall willkommene Aufnahme gefunden hat. Die Denkschrift fand ich zu meiner Überraschung hier schon im Buchhandel, noch ehe ich selber Exemplare erhalten hatte. Die zwanzig verschiedenen Flugschriften sind in 200 000 Exemplaren gedruckt und schon ausgegeben, so daß ich selber nicht einmal etliche erlangen konnte, es wird bereits eine neue Auflage gedruckt. Aus Korea erfuhr ich, daß meine Werke über Markus und Civilisation dort ebenfalls benutzt werden, ich habe nun Proben meiner anderen Werke dorthin gehen lassen. Das Werk über die chinesischen Klassiker ist weitergediehen, ich gedenke alle meine Abhandlungen in fünf Teile zu gruppieren, aber jeder Teil wird zwei bis drei Bände umfassen, es werden also circa zwölf Bände oder doppelt soviel als mein Lukas. Der erste Teil in zwei Bänden ist nun soweit zum Abschluß gekommen, daß ich bald mit dem Druck beginnen kann. Wahrscheinlich werde ich hier in Shanghai von Metalltypen drucken und kurz nach dem chinesischen Neujahr damit vorangehen."

Jahresbericht des Missionars Pf. Kranz für 1895.

Pf. Kranz äußert sich in demselben zunächst ausführlich über die Aufgaben speziell unseres Vereins in China:

„Da uns die Mittel fehlen, durch Gemeindegründung oder durch Errichtung einer höheren Schule hier in China eine Erfolg versprechende Missionsthätigkeit zu beginnen, so sind wir auf litterarische Missionsarbeit angewiesen. Diese ist auch in China besonders nötig und aussichtsreich, da die Chinesen ein bücherliebendes Volk sind . . . . .

Vor zwei Jahren ließ ich durch die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese 2000 Exemplare von Dr. Fabers ausführlichem Werke über die christliche Civilisation an die höheren Mandarine im Reiche verteilen. Das Werk ist fast von allen mit Dank angenommen. Dies Jahr hat die hiesige Chinese Tract Society auf meine Kosten 200,000 Exemplare

Vielleicht haben wir dafür ein ganz krasses Beispiel in einem Gottesnamen, den Deußen S. 305 ff. behandelt und sehr scharfsinnig erklärt, in dem Ucchishta des Atharvaveda. Der Name bedeutet „Rest", und gemeint ist damit nach Deußen das Abstrakte, Göttliche, das Ding an sich, das übrig bleibt, wenn man alle empirischen Attribute absondert. Von diesem „Rest", diesem Absoluten konnte natürlich ein Atharva-Hymnus singen:

„Im Rest ist Name und Gestalt, im Rest die Welt enthalten ist,
Im Rest ist Indra, ist Agni, vom Rest umschlossen wird das All.
Im Rest sind Himmel und Erde nebst allem, was geworden ist" u. s. w.

und Strophe 14:

„Die neun Erden, die Weltmeere, auch die Himmel im Rest beruhn" u. s. w.

Wenn wir nun sehen, daß in der späteren Litteratur ein Schlangendämon Çesha, d. h. ebenfalls „Rest", der die Erde trägt und auf dem Vishnu ruht (vergl oben „Im Rest ist Indra, ist Agni"), eine Rolle spielt, da dürfen wir vielleicht annehmen, daß diese grobe Konzeption von Geistesproletariern nichts als das beschmutzte und entstellte Abbild jenes hohen Begriffes des Ucchishta ist.

Den denkenden Köpfen, die über das Absolute philosophierten, erwuchs so immer wieder von neuem die Aufgabe, dasselbe mit anderen, noch abstrakteren Namen zu benennen, und so sproßte die Reihe der Namen und Göttergestalten — nicht eigentlich neue Götter, sondern nur neue Namen für dasselbe göttliche Wesen — von Prajapati bis zu Brahman und Âtman empor, die Deußen in diesem ersten Halbbande der Geschichte der Philosophie lichtvoll erläutert und mit den Textstellen belegt hat. Die philosophische und die mythologische Anschauung sehen wir in den von diesen Gottheiten handelnden Texten fortwährend sich bekämpfen und sich mischen. Das kann ich nicht alles einzeln vorführen, ich muß dafür auf Deußen verweisen. Ich will nur noch hinzufügen, daß der Verfasser des Werkes den eingehenden Erörterungen über die besprochenen Texte und die in ihnen enthaltene Philosophie in anerkennenswerter Weise Bemerkungen über die Litteratur und die Kultur der in Frage kommenden Periode vorausschickt, und daß er in der Einleitung eine kurze Übersicht über die ganze Geschichte der Philosophie giebt. Möge der Erfolg des Werkes seinem Werte entsprechen.

Königsberg i. Pr. R. Otto Franke.

Lloyd, M. A., Rev., Development of Japanese Buddhism.

Als XXII. Band der „Transactions of the Asiatic Society of Japan" ist ein Aufsatz (gelesen am 14. Nov. 1894) erschienen, der, wie wir hoffen, den Anfang einer Reihe von weiteren Arbeiten über die Entwicklung des Buddhismus in Japan bildet. Bisher war man für dieses Studium im wesentlichen auf das japanische Buch „Jū ni shu kōyō" „Hauptlehre der zwölf Sekten" von Ogurisu angewiesen, von dem bis jetzt zwei Übersetzungen vorhanden sind. Die eine, englische (A short history of the twelve buddhistic sects in Japan, Tokyo 1887) ist von Bunyu Nanjo, dem verdienten Herausgeber des „Catalogue of the Tripitaka" und (mit seinem Lehrer Max Müller zusammen) des in Japan aufgefundenen Sanskrittextes des größeren und kleineren Sukhâvatî vyûha (Dai muryō ju kyō und Amida kyō). Die andere, französische Übersetzung, mit Benutzung einiger anderer japanischen und chinesischen Werke gemacht, deren Titel leider nicht genannt sind, ist von Ryōon Fujishima und hat den Titel „Le Bouddhisme Japonais, doctrines et histoire des douze grandes sectes Bouddhiques du Japon, Paris 1889 (zuerst erschienen in Nouvelle Revue 15. Okt. 1888). Diese beiden folgen ihrem Original in der wesentlich

schematischen Aufzählung der Lehren der einzelnen Sekten, wie sie bei den Buddhisten allerorten üblich ist: Da trifft man überall, wohlgezählt und wohlbeziffert, die 4 Wahrheiten, die 5 Gebote, die 6 Elemente, die 6 Tugenden, den achtteiligen Pfad, die 10 Welten, die 12 Ursachen u. s. w., Dinge, die wie Oldenberg[1]) (wie uns scheint mit Recht trotz des Widerspruchs von Pfleiderer[2])) hervorhebt, schon beim Ursprung des Buddhismus in dem Zuge zur Abstraktion, Klassifizierung und Systematisierung begründet liegen. Lloyd schlägt im Gegensatz hierzu mehr den Weg einer genetischen Darstellung ein und schildert uns die Entwicklung der einzelnen Sekten. Er hat das Buch von Nanjo ausgiebig benutzt, daneben aber verarbeitet er noch Quellen anderer Art: Zusammenstellungen der Lehren einzelner Sekten, die von hervorragenden Priestern eigens für ihn gemacht wurden. Dies scheint auf den ersten Anblick ein überaus wertvolles Quellenmaterial darzustellen, aber nach meinen Erfahrungen ist doch wohl Vorsicht geboten, denn in solchen Fällen wird häufig nur auf den guten Eindruck hin gearbeitet, den der betreffende Priester damit erzielen will, was z. B. ganz bestimmt von der Schrift gilt, die für das Religionsparlament — (fast hätte ich geschrieben: für die Religionsausstellung) in Chicago gemacht ist: „Outlines of the Mahâyâna as taught by Buddha" von Kuroda (Jôdô Sekte). Meine Erfahrungen, die ich in dieser Beziehung mit dem von Lloyd (S. 394) sehr gerühmten Priester Unsho Shaka von der Shingon Sekte gemacht habe, sind vielleicht interessant genug, um hier mitgeteilt zu werden. Zusammen mit dem österreichischen Geschäftsträger und einem deutschen Professor an der hiesigen Hochschule hörte ich bei ihm eine Reihe von Vorträgen über den Buddhismus, die er für uns hielt, und wobei er auch direkte Fragen beantwortete. Bei solchen Zusammenkünften kommt außerordentlich viel auf den Dolmetscher an, und wir waren nicht jedesmal vom Schicksal begünstigt. Doch war es in hohem Grad interessant, in dem Gemach eines Tempels vor dem Priester zu sitzen, zwischen ihm und uns ein Weihrauchgefäß, und an den Wänden entlang die Schar seiner Schüler, die ehrfürchtig die goldenen Worte nachschrieben, die von den beredten Lippen ihres Meisters flossen. Freilich wurde uns auf direkte Fragen immer nur mit einem wohl klassifizierten Ausschnitt aus dem System geantwortet, auch wurden wohl ausweichende oder sich widersprechende Antworten gegeben. Das Schlimmste war aber, daß der schlaue Priester in seinen Zeitschriften veröffentlichte, wir hätten große Hinneigung zum Buddhismus, später, wir seien übergetreten, (was natürlich niemand ernst nahm), daß er dem österreichischen Geschäftsträger ein japanisches Schreiben zur Unterschrift sandte, das die Erklärung des Übertritts zum Buddhismus enthielt, und daß er uns seine Führung und Erklärung bei einem Gang durch den Tempel nur unter der Bedingung gewähren wollte, daß wir uns vor dem Buddhabild niederwarfen. Diese Forderung, — die wir selbstverständlich nicht erfüllten, — war selbst unserm Dolmetscher zu stark, und er sagte uns, daß die Buddhisten selbst dies nicht thäten; und wir waren ja auch schon in vielen Tempeln herumgeführt worden, ohne daß dies von uns verlangt worden war. Von demselben Unsho rühmt Lloyd, daß er „vieles zur Förderung der Sittlichkeit seiner Landsleute gethan habe" S. 394.

Doch ich will eine kurze Inhaltsprobe des Lloydschen Buches geben. Im ersten Kapitel (337—344) bespricht der Verfasser das Verhältnis des Buddhismus zum Brahmanismus und des nördlichen (Mehayana) zum südlichen (Hinayana) Buddhismus. Im zweiten Kapitel (344—371) giebt er

[1]) Buddha 2. Aufl. 195.
[2]) Genetisch-spekulative Religionsphilosophie, 1884, II. 65.



ein Leben Buddhas nach dem japanischen Buch Shaka Jitsu Roku („Buddhas wahre Geschichte"), natürlich voller Legenden und Mirakel, aber merkwürdig durch die Einteilung in 5. Perioden, in denen sowohl die Hinayana= als die Mehayana=Lehre untergebracht wird.

Im dritten Kapitel erhalten wir eine kurze Skizze der Entwicklung des Buddhismus vom Tode Buddhas bis zum Eindringen in Japan, wobei der Verfasser leider der japanischen Chronologie folgt, die den Tod Buddhas auf das Jahr 948 setzt, also um beinahe 500 Jahre zu früh, statt 477 v. Chr. Das vierte Kapitel erzählt die Festsetzung des Buddhismus in Japan von 522—621 n. Chr. und giebt eine Darstellung der Lehren der ältesten Sekten nach einem für Lloyd geschriebenen Aufsatz des Abtes Kobayashi.

Vom fünften Kapitel an beginnt die Darstellung der einzelnen Sekten: Die Tendai= (371—382), Shingon= (382—405), Jōdo= (405—412), Shin= (412—430), Zen= (430—437), und Nichiren=Sekte (437—443). Bei der Shinsekte giebt er die Übersetzung eines Gespräches, das Guimet mit einem Mitglied der Sekte geführt und in den Annales du Musée Guimet 1880 veröffentlicht hat.

Im Schlußkapitel (443—449) räumt der Verfasser ein, daß er „sein möglichstes gethan habe, nur die guten Seiten hervorzuheben" (445), und giebt ein auch für die Entwicklung des japanischen Christentums bemerkenswertes Urteil über die unglaubliche Neigung der Japaner zum Sektenwesen, die sich in der Entwicklung des Buddhismus in diesem Land gezeigt hat.

Dem Buche sind 4 Anhänge beigefügt: Der erste (450—52) giebt einen Auszug aus den „Transactions of te Asiatic Society of Bengal" 1882 über die Bedeutung Nāgārjunas, des zur Würde eines Boddhisattva erhobenen Weisen, den Lloyd ins zweite Jahrhundert vor Christus versetzt, während Monier Williams [1]) nach Beal für ihn das erste oder zweite Jahrhundert nach Christus annimmt. Der zweite Anhang (453—462) enthält die Übersetzung des Traktates „Soto kyō kwai Shūshōgi", die „Grundsätze und Lehren der Sotosekte", einer Abteilung der Zensekte. Im dritten (463—466) weist der Verfasser auf die terra incognita hin, welche die japanische Hymnologie dem Forscher bietet, und im vierten (467—481) giebt er ein „System der Ethik" nach Aufsätzen des oben erwähnten Unsho Shaka, nach Beals „Catena of Buddhist Scriptures from the Chinese" und andern japanischen Autoritäten. Den Schluß bildet ein Leben Nichiseno in Versen 482—506.

Das Buch wird dem Missionar in Japan und allen, die sich für den japanischen Buddhismus interessieren, eine treffliche Einführung geben. Leider hat der Verfasser den neusten Band der Sacred Books of te East (XLIX) nicht mehr benützen können, in welchem die von Lloyd oft erwähnten Sutras, die beiden Sukhâvatî vyûha, der Vajracchedika, Prajnâpâramitâ-hridaya und Amitâyur-dhyâna sûtra, der letzte von J. Takakusu, die andern von Max Müller übersetzt, enthalten sind.

Als bloßes Versehen darf vielleicht angemerkt werden, daß japanisch Shamon nicht mit dem dem indischen Sravaka (S. 365), sondern dem Skt çramana (Pali samana) entspricht, wie japanisch baramon (chinesisch pho-lo-men) dem indischen brahmana.

Tokyo. Dr. M. Christlieb.

A Chapter of Mission History in modern Japan 1869—1895, a sketch for the period since 1869 and a report for the year since 1893 of the American Board's Mission and the Kumiai Churches in their affiliated work, compiled by James H. Pettee, Okayama, Japan. 193. XII.

Eine Jubiläumsschrift bestehend aus Berichten und historischen Rückblicken

von 31 Missionaren, Missionarinnen und japanischen Theologen der auf Grundlage der Mission des American Board ruhenden Kumiai-Kirche, die eine kurze Geschichte der American Board-Mission und eine Berichterstattung über ihren dermaligen Stand sein will. Sie ist etwas rasch entstanden, entbehrt, wie das bei der Mannigfaltigkeit der Gaben und Aufgaben der Mitarbeiter nicht anders zu erwarten ist, etwas der Gleichmäßigkeit in der Berücksichtigung der verschiedenen Momente. Andererseits liegt aber grade in dieser großen Zahl der nach Alter, Nationalität, Geschlecht, Arbeit so sehr verschiedenen Verfasser der einzelnen Artikel ein besonderer Reiz und in dem Gebotenen ein Reichtum an Details, wie man ihn in einem Buche von 193 Seiten kaum vermutet. Der Herausgeber hat sich darauf beschränkt, die Kategorien für die verschiedenen Berichte aufzustellen, nämlich: Introductory matters, personalties, mission stations and the cities they occupy, evangelistic enterprises, literary work, educational enterprises, work for women and children, eleemosynary enterprises, side lights, looking backward and forward, die er selbst in gedrängter Übersicht behandelt und durch die Beiträge seiner Mitarbeiter ergänzt. Es ist ein ungemein vielgestaltiges Bild, das auf diese Weise entworfen und ohne Ruhmredigkeit und phantasievolle Ausschmückung in einem Matter of fact Stile ohne dessen langweilige Trockenheit zur Darstellung kommt und einen tiefen Eindruck von den Verdiensten des American Board um die Christianisierung Japans machen muß. Hoffentlich hat es auch bei den japanischen Christen die Wirkung, daß ihre Dankbarkeit gegenüber dem American Board, die in letzten Jahren etwas zu wünschen übrig ließ, tiefer wurzelt. Man übersehe bei der Lektüre des Buches, dessen Studium den Freunden japanischer Mission nicht genug empfohlen werden kann, die den einzelnen Abschnitten vorangehenden Mottos, Aussprüche eingeborener und fremder Missionsarbeiter des American Board, nicht. Sie enthalten eine Fülle, oft überraschender, treffender Urteile tiefgehender, japanischer Missionserfahrung, Urteile, die sich decken mit den Grundsätzen, nach denen unser Missionsverein in Japan bisher gearbeitet hat. Das Buch schmückt eine große Zahl von Reproduktionen der Photographien, die Personen und Stätten des japanischen American Board-Missionsfeldes recht gut wiedergeben. Sp.

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft. Verlag von J. Harder in Altona.
VI. Die Reformirten und Mennoniten Altona's. Von Prof. Dr. Paul Piper. 97 S. 2 M.
VII. Die Jesuiten-Mission in Altona. Von Dr. Richard Ehrenberg. 70 S. 2 M.

Mit diesen Heften schließt eine Reihe von Studien zur Geschichte von Altona ab, welche die Anfänge der Stadt bis 1640 aus archivalischen Quellen gemeinverständlich schildern. Beide geben hoch interessante Bilder aus den Tagen der Gegenreformation, indem die Schauenburger Grafen Reformierten, Mennoniten, Katholiken in Altona die freie Religionsübung gestatteten, die ihnen in Hamburg versagt war, und verdienen die Beachtung nicht bloß solcher Leser, die lokalgeschichtlich interessiert sind. H. O. Stölten.

Arbeit und Aufgabe der Evangelischen Kirchen in Jerusalem. Berlin 1895. E. S. Mittler & Sohn.

Das Schriftchen, das sehr nett ausgestattet ist und dem eine Abbildung der Erlöserkirche in Jerusalem beigegeben ist, bietet ein anschauliches Bild des Werdens und Wachsens der Deutschen evangelischen Gemeinde und zeigt am Schluß, welche Aufgaben auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit,

die nicht nur den Glaubensgenossen, sondern auch den Eingeborenen gilt, und so auch der Mission dient, von der evangelischen Christenheit in Jerusalem zu lösen sind.

Der Ertrag des Schriftchens, dessen Lektüre wir unseren Freunden empfehlen, ist für das Werk der evangelischen Kirchen in Jerusalem bestimmt.

H. Lehmpfuhl.

Nippold, Prof. Dr. Die internationale Seite der päpstlichen Politik und die Mittel der Abwehr. Vortrag bei der VIII. Generalversammlung des Evangel. Bundes in Zwickau am 2. X. 1895. Leipzig, C. Braun 1895. Preis 75 Pf.

Der interessante und äußerst gehaltreiche Vortrag, der in der 1. Hälfte zeigt, wie die päpstliche Politik planmäßig darauf hinarbeitet, das römische Imperium zu erneuern und alle Völker der Erde unter ihre Gewalt zu bringen, und wie gerade Leo XIII., der sog. Friedenspapst, es ist, der alle Mittel zur Erreichung dieses Zieles in Bewegung setzt, in seinem 2. Teil aber die religiösen Mittel der Abwehr darthut, andere Mittel verwirft der Verf. mit Recht, — bedarf keiner besonderen Empfehlung nach der warmen Anerkennung, die er überall gefunden hat. Hier sei besonders darauf hingewiesen, daß unter den religiösen Mitteln der internationalen Abwehr auch die Mission eine Stelle findet. Sehr treffend ist der Hinweis, daß gerade die Missionsgesellschaften dazu beitragen, das Grundübel des protestantischen Staatskirchentums, seinen Partikularismus, zu überwinden, und in unserer evangelischen Kirche das echt katholische Ideal des christlichen Universalismus wieder zur Geltung zu bringen: „Wohl steht die Katholizität der evangelischen Mission überall im Kampfe mit der gewaltthätigen Propaganda. Aber nur um so höher haben wir sowohl unsere vielsprachigen Missionsgemeinden wie die Gustav Adolf-Gemeinden in der Diaspora in der Heimat zu achten. Beide sind die auf der Wacht stehenden Vorposten der evangelischen Predigt. Sie sind die Extremitäten des Kirchenkörpers, ohne deren frisches Leben die mittleren Partien desselben nur zu leicht der Herzverfettung oder dem Magenkrebs oder dem Marasmus senilis verfallen würden". H. Lehmpfuhl.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Ed. Kriele, Der gegenwärtige Stand der Rheinischen Mission (A. M. Z. 96, 1). Gensichen, Die Missionsgesellschaft Berlin I. (ebenda, 3). L. Clemen, Die Missionsbewegung unter den Studenten Englands und Großbritanniens (ebenda). J. G. Christaller (B. M. M. 1896, 2). J. Haller, Eine erfreuliche und wichtige Anordnung der württembergischen Ober-Kirchen- und Schulbehörde (ebenda, 3). A. Schneider, Dr. Hugo Hahn (Rhein. Miss. 96, 2). A. Merensky, Ein evangelischer Missions-Bischof (Bischof Maples) (Miss.-Freund 96, 2). Buchner, Ein Überblick über die Missionsarbeit der Brüdergemeine (D. evang. Miss. 96, 1). J. Jöns, Die Missionsbewegung in der Studentenwelt (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 3). Th. Arndt, Daltons Wort der Abwehr (Prot. Kirch.-Ztg. 96, 4). Schmiedel, Zur Abwehr wider Dalton (ebenda, 13). Zur Abwehr wider D. Dalton (Deutsches Prot.-Bl.

[1]) Buddhism in its connexion with Brahmanism and Hinduism, 2. ed. London 1890, S. 192.

96, 5). Ehlers, Der Allgem. evang.-prot. Miss.-Ver. u. D. Dalton (Christl. Welt 96, 11). A. T. Pierson, The outlook: Some signs of the times (Miss. Rev. of the World 96, 1). F. B. Meyer, The motive force of missions (ebenda). G. Smith, A missionary romance I. Capitain J. Wilson (ebenda). R. E. Speer, The foreign missionary work of the Salvation Army (ebenda). A. T. Pierson, The great convention of student volunteers at Liverpool (ebenda, 2). The Church's relation to foreign missions (Church Miss. Int. 96, 1). J. D. Tremlett, Bishop Heber, poet and chief missionary (ebenda). G. H. Pole, Christ as our example in dealing with individual souls (ebenda, 3). P. Ireland Jones, The Prayer-Book and Articles, their witnes against error in doctrine and praktice (ebenda). The Centenary of the London Missionary Society (ebenda). T. W. Drury, The mission of Christ issuing in the mission of the Church (ebenda). L. C. Schuller tot Peursum, J. Ch. Neurdenburg, 20. VII. 1815 bis 24. IV. 1895 (Medeelingen v. Nederl. Zendelingg. 39, 3). J. Vahl, Missionsinteresse, Missionskjaerlighet, Missionskundskab (Nordisk M. T. 95, 4). Flood, Bastianen A. Fontane (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Grönland (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 2). Suriname (ebenda, 3). Peck, Aus dem Tagebuche eines Eskimo-Missionars (D. evang. Miss. 96, 2). W. Chamberlain, Brazilian Notes (Miss. Rev. of the World 96, 2). E. Speer, Mexico, her needs and our duty (ebenda, 3). C. J. Scofield, The Indians of Central-America (ebenda). E. Emerson, Annual Meeting, Report (The Americ. Miss. 96, 1). The Field 1895—1896 (ebenda, 2). A. L. Dawes, The present need of the Indians (ebenda, 3).

B. Afrika.

G. Kurze, Die Lage in Madagaskar I. (A. M. Z. 96, 3). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 1). Südafrika-Ost (ebenda, 2). Nachrichten von unseren Stationen in Britisch-Kafferland (Berl. M. B. 95, 23 u. 24). Nachrichten von der Kapkolonie aus dem Jahre 1895 (ebenda). Nachrichten aus dem Kondelande (ebenda). Grützner, Der gegenwärtige Stand der Berliner Mission im Oranje-Freistaat (Beiblatt z. Berl. Miss.-Freund 95, 4—6). Berlin, Die schwedische Mission am Roten Meere (Miss.-Freund 95, 12). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Kap-Kolonie (Berl. M. B. 96, 1). Nachrichten über unsere Stationen im Oranje-Freistaat (ebenda). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Süd-Transvaal (ebenda, 2). Die Wakilindi und Waschambaa (Ostafr. M. N. 96, 2). Unsere Betschuanen-Mission in Afrika (Hermannsb. Miss.-Bl. 96, 1). Von unsern Nord-Sulu-Stationen (ebenda, 2). Erfreuliches aus Mathe (Nordd. Miss.-Bl. 96, 2). Merensky, Schrift und Buch als Mittel zur Evangelisierung Afrikas (D. evang. Miss. 96, 3). K. Blind, Eine Sprachbewegung in der Südafrikanischen Republik (D. Kol. Ztg. 95, 12). Merensky, Die Buren (ebenda 96, 7). Larsen, Zambese Industrimission (Nordisk M. T. 95, 4).

C. Asien.

F. Hartmann, Die neueren christenfeindlichen Bewegungen in China (A. M. Z. 96, 1). Bilder aus Japan (B. M. M. 96, 1—3). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 1—3). China (Rhein. Miss. 96, 1 u. 2). Nias (ebenda, 3).

Grundemann, Das Blutbad bei Kutscheng (Miss.-Freund 96, 1). Nottrott, Die Jubiläumstage in Ranschi (Biene a. d. Missionsf. 96, 1 u. 2). P. Eidnäs, Die Gründung der neuen Station Khutitoli (ebenda, 3). O. Flex, Eine verlassene Missionsstation (D. evang. Miss. 96, 2). Hering, Alt- und Neujapan und das Christentum (ebenda, 3). Segensfrüchte des japanisch-chinesischen Kriegs (Calw. Miss.-Bl. 96, 1). A. T. Pierson, Miracles of missions XXVI. The story of Makay and Formosa (Miss. Rev. of the World 96, 2). A. T. Sibbald, The Taoist religion (ebenda). Notes on Kiang-si, China (ebenda). J. Smith, The missionary status in Turkey (ebenda, 3). Ph. Vollmer, The Armenian church (ebenda). Albrecht, A notable conference of native ministers (Japan). — A declaration (The Miss. Her. 96, 1). — The massacres in Turkey (ebenda, 2). Farnsworth, What shall the missionaries in Turkey do? (ebenda). The present outlook in Japan (ebenda, 3). Farnsworth, Some results of missionary work in Turkey (ebenda). W. Mackworth Young, Laymen and missions in India (Church Miss. Int. 96, 1). E. Sell, Recent controversies on Islam (ebenda, 2). B. C. Henry, New yeare's horoscope of missions in Far East (The Church at Home and Abr. 96, 1). B. Smith, Central China mission (ebenda, 2). P. Martin, Chinese mandarins (ebenda). P. Chalfant, Present crisis in China (ebenda). J. Vahl, Om de forskjellige Missionsmethoder i Indien (Nordisk M. T. 95, 4). H. Rooker, Staat van de gemeente en de scholen, in de werkringen Môdjô-warnô en Kediri over 1894 (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 39, 3). Derselbe, Staat der Gemeenten en scholen in de Residentie Kediri op Ultimo 1894 (ebenda). Derselbe, Staat der Genvotschapsscholen in de Minahassa op ultimo December 1894 (ebenda).

D. Südsee.

Die Rheinische Mission im deutschen Schutzgebiet von Neu-Guinea (B. M. M. 96, 1). Neu-Guinea (Rhein. Miss. 96, 2).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Bericht Pf. Schillers.

Unser Missionar Pfarrer Schiller schreibt uns in einem Briefe vom 9. Januar d. J.: „Unsere Missionsarbeit schreitet in der gewohnten Weise weiter. Nächsten Sonntag wird in der Hongo-Kirche die Taufe von zwei Studenten stattfinden — zum ersten Male wieder, seit langer Zeit. Einige Frauen werden dann voraussichtlich nach einiger Zeit auch zur Taufe kommen, und andere noch ferner Stehende Mut zum gleichen Schritte erhalten . . . "

In seinem Briefe vom 24. Januar äußert er sich über die allgemeine Lage der Mission in Japan und über die Aussichten unseres Vereins, wie folgt: „Wenn ich rückwärts schaue, so kann ich es mir gar nicht anders denken, als daß mein Lebensgang einmünden mußte in den Missionsberuf. Ich bin recht froh darüber, daß ich nicht zu früh aufs Missionsfeld hinauskam. Augenblicklich ist der Ausblick der Mission nicht gerade ein trüber. Der Tiefpunkt scheint

überwunden zu sein, und das gesamte Missionswerk in aufsteigender Linie sich weiter zu bewegen. Während vor dem Kriege die Japaner den Fremben mißtrauisch, gereizt, ja geradezu feindselig gegenübergestanden haben sollen, nehmen sie jetzt eine ruhigere, objektivere Haltung ein, weil sie sich auf Grund ihrer Kriegserfolge mehr gleichberechtigt fühlen. Man muß sich wundern, daß die Erfolge das japanische Volk nicht übermütig gemacht haben; es ist das für mich ein Beweis, daß ein tüchtiger Kern in diesem Volke steckt, sonst könnte es nicht so objektiv seinen eigenen Erfolgen gegenüberstehen. Die Japaner wissen ganz genau, daß die glänzenden Siege über den chinesischen Koloß bedingt waren durch die faulen Zustände im Nachbarreiche, und daß ihrer in Formosa weit schwerere Aufgaben warten.

Unser Verein hat unbestreitbar eine Aufgabe hier zu lösen, und er wird sie lösen, wenn es Gottes Wille ist. Viel hängt freilich davon ab, ob unsere japanischen Gehilfen imstande sein werden, nicht bloß die intellektuelle, sondern auch die gefühlsmäßige Seite des Christentums nach Gebühr zu erfassen und zu verbreiten. Das ist auch ein Grund, warum der europäische Missionar auf die praktische Arbeit, neben der mehr wissenschaftlichen fürs erste auf keinen Fall verzichten darf. Freilich, es ist leichter, in einer fremden Sprache das auszudrücken, was verstandesmäßig, als das, was gefühlsmäßig ist, ganz abgesehen davon, daß der Fremde dem japanischen Volksgemüte nur sich annähern, aber nie ganz in dasselbe eindringen kann.

Vor kurzem hatten wir zwei Taufen von Studenten, die ersten wieder seit langer Zeit. Ein Philologe, der nahe vor dem Staatsexamen steht, hat sich bei mir vor wenigen Tagen Taufunterricht ausgebeten, nachdem er jahrelang geschwankt hat."

Aus China.

Dr. Fabers Jahresbericht für 1895.

Dr. Faber hat sich in seinem Berichte über das Jahr 1895 eingehend auch wieder über die Gesamtlage in China geäußert. Wir drucken denselben deshalb hier vollständig ab, weil es für unsere Leser von Interesse sein wird, bei der hohen Bedeutung, die die gegenwärtig in Ostasien sich abspielenden Vorgänge auch für uns haben, das Urteil eines mit den dortigen Verhältnissen so vertrauten Mannes wie Dr. Faber zu hören: „Der Friede zwischen China und Japan ist geschlossen, auf Formosa aller Widerstand gebrochen, Millionen schon bezahlt und die Liaotang-Halbinsel geräumt. Die sturmbewegten Wellen des Völkerlebens sind ruhig geworden. Allerdings geht Japan ganz anders aus dem Konflikt hervor als China. Japan erfreut sich eines blühenden Handels, hat ein geordnetes, zuverlässiges Staatswesen, tüchtige Armee und Marine, auch an Formosa einen beträchtlichen Zuwachs von Hilfsquellen, wodurch die japanische Bevölkerung sich in etlichen Jahren um fünf und mehr Millionen mehren kann. Durch die hohe Kriegsentschädigung hat Japan ferner reichliche Mittel, seine Macht zu Land wie zur See weiterzuentwickeln.

Was aus Korea werden wird, ist noch nicht recht abzusehen. Wie es scheint, lassen die Amerikaner es sich angelegen sein, dort Einfluß zu erlangen. Bei der inneren Zerfahrenheit der koreanischen Parteien und der mißlichen Lage zwischen Rußland, China und Japan ist das wohl nicht zu bedauern. Es wird nicht leicht sein, in Korea haltbare Zustände zu schaffen, weil es dazu an vorbereiteten, einigermaßen zuverlässigen einheimischen Männern fehlt. Ob nicht doch noch eine der Großmächte wird die Vormundschaft zu übernehmen haben? Dasselbe gilt von China. Obschon China so bedeutende Hilfsmittel zur Verfügung hat, daß es bei genialer Leitung sich schnell erholen würde, steht es gegenwärtig durchaus

nicht danach aus. Für die Westmächte dürfte die Aufrechterhaltung des chinesischen Reiches eine ernste Frage des Weltfriedens sein. Jetzt aber sucht eine Macht die andere zu überbieten, an den Zipfeln Chinas herumzuzupfen. Rußland, von Frankreich unterstützt, hat bereits bedeutende Zugeständnisse erlangt. Frankreich hat sich ebenfalls wohlbedacht und könnte leicht über die drei Südprovinzen Chinas (Yunnan, Kuangsi und Kuangtung) dominieren. Daß England nicht ruhig zusehen wird, noch kann, liegt auf der Hand. Die Eröffnung eines Hafens am Westfluß (von Kanton) ist zu unbedeutend; wahrscheinlich werden wir mehr hören von der langen Nord- und Ost-Grenze des britischen Reiches in Indien und Birma. Auch an der Nordküste Chinas wird England einer Kohlen- und Waffenstation bedürfen. England hat dazu die Mittel und wird durch seine Verhältnisse gezwungen, sich die Herrschaft auf dem Meere zu sichern, da der Fortbestand des einzigartigen britischen Reichs davon abhängt.

Es war einige Zeit auch die Rede davon, daß Deutschland sich eine Kohlenstation an der Küste Mittelchinas erwerben wolle. Wahrscheinlich ist das aber nur ein leeres Gerücht. Im Frieden können überall Kohlenlager angelegt werden. Im Kriege aber könnte Privateigentum unter den Schutz einer befreundeten Macht gestellt werden, während eine staatliche Kohlenstation verteidigungsfähig sein müßte. Dazu bedürfte es Befestigungen ersten Ranges, hinreichende Bemannung, Magazine, Werkstätten ꝛc. Dazu wären viele Millionen Mark erforderlich, gar nicht zu reden von einer entsprechenden Mehrung deutscher Kriegsschiffe in den ostasiatischen Gewässern.

Die Angelegenheit der Zerstörung des Missionseigentums in der Sztschuen-Provinz ist noch nicht völlig erledigt. Die amerikanische Kommission ist noch an Ort und Stelle beschäftigt. Die französische Regierung hat bereits Ersatzgeld erlangt für die katholische Mission und der Vizekönig ist seit einiger Zeit schimpflich entlassen. Für die Ermordung der Missionare in Kutscheng bei Futschau ist die Mehrzahl der aktiven Mörder hingerichtet worden. Weiteres habe ich noch nicht in Erfahrung gebracht. Diese Excesse kann man nur ansehen als Resultat der gemeinen Schandlitteratur, welche während der letzten Jahre weithin durchs Land verbreitet wurde. Von der Beteiligung an dieser geflissentlichen Pflege des Fremdenhasses können sich die Mandarine und Gelehrten des Landes nicht freisprechen. Diese Leute suchen auf jede Weise ihre Gewalt über das unwissende Volk aufrecht zu erhalten, da das die einzige Quelle ihrer Bereicherung ist. Dadurch daß man den Ausländern alle möglichen Schandthaten aufbürdet, sucht man sie beim Volke verhaßt zu machen und die Herzen zu verschließen gegen irgendwelche Belehrung von seiten der Fremden. Die ernsten Folgen jener Excesse werden doch wohl manchem die Augen öffnen, wenn auch die Fremden noch lange nicht beliebter machen. Sehr bedauerlich sind darum die mancherlei Kundgebungen des Widerwillens gegen die Missionare besonders von seiten des deutschen Exministers von Brandt [vergl. S. 97 ff.] und seiner Satelliten. Dergleichen wird natürlich den Chinesen schnell bekannt und den Einsichtsvollen den Beweis liefern, daß in der Politik der Westmächte eben nur Silberlinge ausschlaggebend sind. Die englische Regierung hat jedoch durch lange Erfahrung gelernt, die Bemühungen der Missionare besser zu schätzen. Alle Hemmnisse, welche früher der Krämergeist für nötig erachtete, sind längst beseitigt, ja die Mission wird vielfach direkt begünstigt (z. B. grand-in-aid system of education).

Über den Zusammenbruch der holländischen Herrschaft auf Formosa urteilen auch zwei Engländer, der berühmte Reisende A. R. Colquhoun und der jetzige Kolonialsekretär J. H. Stewart-Lockhart von Hongkong in einer Weise, welche Beherzigung verdient. Am Schlusse einer längeren Abhandlung, welche in China Review Vol. XIII gedruckt ist, geben die genannten Herren folgende Gründe an (S. 206):

I. „Divided counsels and vacillation“, d. h. Zwiespalt und Schwankungen in den Beschlüssen.

II. Das unkluge Regierungssystem, welches nicht auf die Mitwirkung des Volkes abzielte.

III. „The policy adopted of suppressing in Formosa the teaching of Christianity, in order to secure and maintain trade with Japan, thus retarding the progress of education, and giving the natives a poor opinion of their standard of morality“, d. h. „Die Politik, durch welche man auf Formosa den Unterricht im Christentum unterdrückte, um den Handel mit Japan betreiben zu können; damit wurde der Fortschritt der Erziehung aufgehalten und den Eingebornen eine geringe Meinung über das Maß ihrer (der Holländer) Moralität gegeben“. Diese Thatsache möge sich Herr v. Brandt zur Berichtigung seiner Behauptung über den Nichterfolg der protestantischen Mission in Formosa dienen lassen.

Die Missionsarbeit hat im vergangenen Jahre, trotz der traurigen Ereignisse doch guten Fortgang gehabt. Nach Nachrichten aus der Mandschurei, Shantung und Fukien, sowie von Hupeh war die Zahl der Taufen größer als in früheren Jahren. Aber vollständige Statistiken sind noch nicht zur Hand. Das Missionshandbuch hat auch die Presse noch nicht verlassen. Die Verzögerung ist hauptsächlich verursacht durch die Reise des Herausgebers Rev. Tim. Richard nach Peking, woselbst er sich seit etlichen Monaten aufhält, um auf die höheren Mandarine einzuwirken. Man versucht daselbst allerlei, aber, wie es scheint, lähmt der Gegensatz der Parteien jede kräftige Bewegung.

Von meiner Arbeit erschien im Laufe des Jahres das kleine Schriftchen „Confucianism“, das weithin Verbreitung und überall willkommene Aufnahme gefunden hat. Die Denkschrift fand ich zu meiner Überraschung hier schon im Buchhandel, noch ehe ich selber Exemplare erhalten hatte. Die zwanzig verschiedenen Flugschriften sind in 200 000 Exemplaren gedruckt und schon ausgegeben, so daß ich selber nicht einmal etliche erlangen konnte, es wird bereits eine neue Auflage gedruckt. Aus Korea erfuhr ich, daß meine Werke über Markus und Civilisation dort ebenfalls benutzt werden, ich habe nun Proben meiner anderen Werke dorthin gehen lassen. Das Werk über die chinesischen Klassiker ist weitergediehen, ich gedenke alle meine Abhandlungen in fünf Teile zu gruppieren, aber jeder Teil wird zwei bis drei Bände umfassen, es werden also circa zwölf Bände oder doppelt soviel als mein Lukas. Der erste Teil in zwei Bänden ist nun soweit zum Abschluß gekommen, daß ich bald mit dem Druck beginnen kann. Wahrscheinlich werde ich hier in Shanghai von Metalltypen drucken und kurz nach dem chinesischen Neujahr damit vorangehen.“

Jahresbericht des Missionars Pf. Kranz für 1895.

Pf. Kranz äußert sich in demselben zunächst ausführlich über die Aufgaben speziell unseres Vereins in China:

„Da uns die Mittel fehlen, durch Gemeindegründung oder durch Errichtung einer höheren Schule hier in China eine Erfolg versprechende Missionsthätigkeit zu beginnen, so sind wir auf litterarische Missionsarbeit angewiesen. Diese ist auch in China besonders nötig und aussichtsreich, da die Chinesen ein bücherliebendes Volk sind . . . . .

Vor zwei Jahren ließ ich durch die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese 2000 Exemplare von Dr. Fabers umfhändigem Werke über die christliche Civilisation an die höheren Mandarine im Reiche verteilen. Das Werk ist fast von allen mit Dank angenommen. Dies Jahr hat die hiesige Chinese Tract Society auf meine Kosten 200,000 Exemplare

von Dr. Fabers Bogentraktaten verbreitet und steht jetzt im Begriffe, 2000 Exemplare von Dr. Fabers fünfbändigem Kommentar und Predigten über das Markusevangelium an unbemittelte eingeborne Prediger und Gehilfen zu verschenken. Der Erfolg dieser Unternehmungen läßt sich natürlich nicht statistisch darstellen, aber von vielen Seiten sind schon anerkennende Dankesschreiben eingetroffen, und wenn nur Gott der Allmächtige seinen Segen auf das Lesen dieser Schriften legt, so kann dadurch sicherlich manches Herz für das Christentum neu gewonnen oder in dem schon erworbenen, aber noch schwachen Glauben gestärkt werden. — Freilich könnte man sagen, was ist das alles unter so viele! Die Menschenmassen Chinas sind so dicht, was können da ein paar Tausend Bücher helfen? Ja, in der That, es ist schrecklich, wie wenig der einzelne für China thun kann; aber der große, allmächtige Gott kann auch das Wenige segnen. Ich habe durch diese Schriftenverbreitung auch hauptsächlich nur zur Nachahmung anregen wollen. Ist das nicht eine billige Missionsmethode mit 400 Dollars 200 000 oder, da jeder Traktat wohl von wenigstens 2, ja manchmal von 4 oder 5 Personen gelesen wird, etwa 500,000 Chinesen beeinflussen zu können? Reizt das nicht zur Nachahmung, mit 800 Dollars 2000 eingeborne Prediger und Gehilfen mit einem der besten Werke über das Christentum versehen und ihnen so eine wirksame Hilfe und fruchtbare Gedanken für ihre vielen Predigten bieten zu können? Sollte es nicht möglich sein, in Deutschland größere Mittel, und seien es auch nur 5000 Mark jährlich, für diese spezielle Art von Missionsthätigkeit zusammenzubringen, bei der so wenig nebenhergehende Unkosten vorhanden sind? Anstalten können leer stehen, Gemeinden können verfallen, Missionare können sterben oder nach Hause gehen, Reden werden vergessen und vergehen — Bücher, gute Bücher bleiben, sie sind ein unausrottbares Zeugnis, sie werden von Tausenden gelesen, stille und im Verborgenen thun sie ihre Wirkung, und noch nach Jahren und Jahrzehnten haben sie ihren Wert. — Blessed are the writers of good books! — Wir haben jetzt in China etwa 1500 evangelische Missionskräfte. Gewiß ist das im Vergleich zu der furchtbaren Masse von 400 Millionen Heiden noch sehr wenig. Aber angenommen einmal, wir hätten 100 Missionare weniger in China, als wir haben, was für eine Unmasse von guter christlicher Litteratur könnten wir im Lande verbreiten für den Jahresgehalt dieser 100 Missionare! Bücher sind billig in China; Dr. Fabers Markuskommentar z. B. enthält 1100 Druckseiten und kostet im Hundert nur 40 cent., d. h. etwa 85 Pfennig pro Stück. Ich möchte nicht mißverstanden sein, als wollte ich weniger Missionare und mehr christliche Bücher im Lande haben. Nein, wir brauchen sicherlich noch mehr Missionare. Bücher allein thuns freilich nicht. Vor allem muß das Evangelium durch christliche Persönlichkeiten vertreten und dem Volke bezeugt werden. Was ich hervorheben will, ist nur, daß es sich für einen kleinen, aber geisteskräftigen Missionsverein besonders empfiehlt, für Verbreitung von christlicher Litteratur zu wirken, da man auf diesem Gebiet auch mit geringen Mitteln weitreichenden Einfluß erlangen kann."

Über seine Arbeiten und Studien schreibt Pf. Kranz:

„Seit Mitte September habe ich täglich von 9 bis 12½ und von 1 bis 3½ Uhr mit meinem Sekretär Schen Schao Ping chinesisch gearbeitet. (Nur eine Woche war ich abwesend zu einem Besuche der Stadt Hangchow). Schon im Frühjahr und Sommer hatte ich zunächst in deutscher Sprache eine christliche Heilslehre in 100 Fragen und Antworten nebst reichhaltiger Spruchsammlung hergestellt. Ich hatte einen befreundeten, deutsch-amerikanischen Missionar in Chinkiang gebeten, da er schon viele Jahre in China und im Unterrichten chinesischer Knaben geübt ist, die Fragen und Antworten für mich ins Chinesische zu übersetzen. Die Übersetzung erwies sich mir aber im großen und ganzen als völlig unverständlich und unbrauchbar. Ich habe deshalb seit Mitte September die Fragen und Antworten mit meinem Lehrer selbständig aufs neue übersetzt. Ich

fand es natürlich nicht leicht, für unsere christlichen Gedanken entsprechende chinesische Ausdrücke zu finden, und die Arbeit hat viel Geduld gekostet. Anfang Dezember habe ich die Übersetzung der Fragen und Antworten beendet, und bin nun damit beschäftigt, die vielen Bibelsprüche aus dem chinesischen Neuen Testament hinzuzufügen, korrigiere aber auch noch viel an dem Text der Fragen und Antworten. Meine Absicht ist, eine ziemlich erschöpfende Darstellung der christlichen Heilslehre auf biblischer Grundlage zu geben. Damit möglichst jeder im Volke das Buch verstehen kann, habe ich nicht das Wenli, den Buchstil, sondern die Volkssprache (Kuanhoa) zum Ausdruck der Gedanken gewählt. In der Spruchsammlung bin ich jetzt erst bei der 24. Frage. Das nochmalige Revidieren der Fragen und Antworten und das Ausschreiben der Sprüche nimmt durchschnittlich einen Tag für jede Frage in Anspruch. Es wird also wohl noch 3 Monate dauern, ehe ich das Werk in Druck geben kann. Angeregt bin ich zu dieser Arbeit vor allem durch den Gedanken, daß auch bei uns in Deutschland der **Katechismus** und die **großgedruckten Stellen der Bibel** wohl den stärksten Einfluß auf das religiöse Leben des Volkes haben. Als Grundlage habe ich den kleinen Lutherschen und den neuen Wiesbadener Katechismus benutzt, habe aber vieles verändert, vieles selbständig hinzugefügt und andererseits manches Unwesentliche oder hier draußen Unverständliche weggelassen.

Daß das Evangelium für alle Welt und die ganze Welt für das Evangelium bestimmt ist, kann man auch daraus sehen, daß sogar eine so schwerfällige und unentwickelte Sprache wie die chinesische fähig ist, die kostbaren Wahrheiten dieses Evangeliums verständlich auszudrücken.

Es geht hier draußen alles langsamer als zu Hause. Das **Handbook of Missions in China**, welches Rev. T. Richard herausgiebt, ist immer noch nicht erschienen, und es wird wohl noch ein Vierteljahr dauern, ehe es fertig ist. Rev. Richard ist seit September in Peking, wo er Gelegenheit gefunden hat, direkt auf die höchsten Beamten des Reiches einzuwirken. Infolgedessen habe ich in den letzten Monaten das **Sekretariat der Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese** geführt. Am 19. Dezember war unsere öffentliche Jahresversammlung, und in Verbindung damit hatte ich ziemlich viel Arbeit. Ich habe einen neuen **Katalog**, einen **Jahresbericht** und einen **Bericht über die Versammlung** drucken lassen und selbst die letzten Korrekturbogen revidiert. Der Jahresbericht (wesentlich vom Rev. Richard verfaßt) und die Reden, welche in der Versammlung gehalten wurden, enthalten manches, was auch deutsche Leser interessieren wird (vgl. S. 99). Der Weg nach Peking ist im Winter zugefroren. Im Frühling denkt Rev. Richard hierher zurückzukehren und dann so schnell als möglich nach England zu reisen, um dort mehr Freunde und Beiträge für die Diffusion Society zu sammeln. Wir sind hier alle sehr gespannt, ob die höchsten Beamten in Peking wirklich ernstlich und für die Dauer sich modernen Reformideen hingeben werden, oder ob sie keine Kraft mehr haben, sich zu energischen Thaten aufzuraffen."

Über die **allgemeine Lage** in China bemerkt er:

„Es ist nicht mein Beruf, Politik zu treiben, aber das Gefühl ist hier wohl allgemein verbreitet, daß wir noch lange nicht am Ende der **politischen Verwicklungen** in Ostasien stehen. Persönlich habe ich den Eindruck, daß Rußland, sobald sich ein günstiger Vorwand bietet, Korea annektieren wird. Vielleicht wartet es noch, bis die Bahn durch Sibirien vollendet ist; ich vermute, daß Rußland noch früher vorgehen wird. Wie England und Japan sich dazu verhalten werden, weiß man nicht. Hoffentlich entbrennt kein Weltkrieg darüber! Wird wohl das messianische Friedensreich auf Erden je zur Wirklichkeit werden?

Die Zerstörung der Missionsgebäude in Szechuen und der Mord der wehrlosen Missionsfrauen in Kutscheng deuten dem Verständigen an, welch' harten Kampf das Evangelium hier gegen die große Macht des alten Heidentums zu kämpfen

hat. Dennoch geht das Missionswerk rüstig voran. Eine Mission allein, die Methodist Episcopal Mission im Fochowbezirk, hat im letzten Jahre über 1900 neue Mitglieder gewonnen. Auf allen Gebieten zeigt sich Fortschritt. Gott ist mit uns. Das Werk ist sein Werk. Erst vor einigen Tagen kam dieser Gedanke aufs neue mit wunderbarer Macht über mich. Wie unrecht thun wir, wenn wir uns ängstigen und sorgen über die Einführung des Christentums in China, als ob wir alles durch unsere Anstrengungen, unsere Bücher u. s. w. vollbringen müßten. Gott selbst wünscht, daß das Evangelium hier Einzug halte. Darum dürfen wir alle Sorgen auf ihn werfen, er wird seine Sache schon zum Siege führen. Er kann auch die Herzen der stolzen Chinesen mürbe machen, daß sie sich demütigen und sich nach Hilfe sehnen. Er selbst bringt jetzt das Evangelium nach China; wir sind nur arme Werkzeuge in seiner Hand. Es ist nichts als Gnade, wenn er uns gebraucht und uns mithelfen läßt. „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ, die Sach' an der wir stehen, und weil es deine Sache ist, kann sie nicht untergehen". Wir können China nimmer bekehren. Gott selbst muß es thun durch seinen Geist. Möge er uns als Träger und Dolmetscher dieses Geistes in Gnaden gebrauchen, zur Ehre seines Namens und zum Heile dieser Millionen unsterblicher Seelen!"

Aus den Zweigvereinen.

Das Jahresfest des Berliner Hauptvereins

wurde am Sonntag, den 9. Februar in der St. Petrikirche gefeiert. Den Bericht erstattete Pred. Dr. Arndt im Anschluß an Ap.-Gesch. 16, 9. Die Festpredigt hielt Pred. Lic. Dr. Kirmß unter Zugrundelegung des Gleichnisses vom Säemann Luc. 8, 4 ff. Ihr Thema war: Saat und Ernte draußen auf dem Missionsfelde. Es fällt zwar viel Same auf unfruchtbares Land, aber der gute Same bringt hundertfältige Früchte. Auch in der Heidenwelt sehen wir Herzen, die hart geworden sind, weil sie überall nur Härte erfahren, Herzen, die nichts wissen von der Pflugschar der Buße und der Gnade Gottes. Und wenn man einem solchen Volke die Botschaft von der ewigen Liebe Gottes bringt, wie soll es dieser Botschaft glauben? — Aber es giebt auch Völker, die dem Samen gleichen, der auf den Felsen fällt, aufgeht und verdorrt, Völker, die begeistert sind für alles Neue, mit einem lebhaften Drang nach Fortschritt. In solchen Völkern hat das Christentum schon wunderbare Blüten erlebt, — aber es waren nur Blüten! — Noch andre gleichen Dornenfeldern, die üppiges Unkraut bringen, wo die Rache als etwas Gutes und die Feindesliebe als etwas Thörichtes erscheint. — So giebt es viel unfruchtbares Land. Aber unsere Arbeit ist doch nicht vergeblich. Thun wir nur unsere Pflicht, Gott sorgt schon dafür, daß das Land gut wird. Muß doch selbst die Sünde ihm dienen, seine erzieherischen Pläne an den Menschen auszuführen; muß doch auch unsere Kultur ihm dienen und den Hunger nach einer höheren Kultur, nach der Bildung des Menschen zum Ebenbilde Gottes erzeugen! Ein christliches Volk, das eifrig an der Ausbreitung des Evangeliums arbeitet, wird selbst den Segen davon spüren; denn je mehr wir dafür sorgen, daß die Gefährten draußen das ewige Vaterland kennen lernen, desto mehr lernen auch wir unsere Augen auf die Ewigkeit richten!

Bei der Nachfeier sprach zuerst Prof. Dr. Pfleiderer, der die Missionsfreunde zu thatkräftiger Weiterarbeit auch in der Heimat aufforderte, darauf Lic. Dr. Kind, der für eine wirksamere Unterstützung Dr. Fabers bei seiner litterarischen Mission unter den Chinesen eintrat. Großen Beifall erntete auch die Ansprache des Japaners Munio Kubo, der folgendes ausführte: „Zu den schwierigsten Kulturarbeiten gehört die Mission. Stößt man doch schon in der Heimat nur allzu häufig auf Indolenz und Teilnahmlosigkeit. Bekommt man doch nur zu oft die Antwort:

„Was habe ich damit zu thun?“ Und doch wie notwendig ist es, die zu unterstützen, die alles verlassen haben, um — oft unter den größten Schwierigkeiten — einem fremden Volk zu dienen! Wer, wie der Redner, den Segen der Mission an sich selbst erfahren hat, der kann dies bezeugen. — In Japan hat die Mission mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das eigentliche Bedürfnis nach Religion fehlt, die Heiterkeit ist der Grundzug des Wesens des japanischen Volkes. Die große Masse ist abergläubisch, die Gebildeten huldigen dem Unglauben. Die neue Ära hat manche einschneidende Veränderung gebracht. Die Ruhe, die heitere Lebensfreude ist vorbei. Was dem japanischen Volke not thut zum inneren Frieden, das ist die Religion Jesu Christi“. Der Redner glaubte freudig versichern zu können, daß seine Landsleute die Fähigkeit haben, das Christentum anzunehmen, und er hofft mit der Missionsgemeinde, daß das Christentum dereinst in Japan siegen wird.

Aus dem vom Berliner Hauptverein herausgegebenen Jahresberichte teilen wir mit, daß die Zahl seiner Mitglieder von 348 auf 361 seit dem vorigen Jahre gestiegen ist; dazu kommen noch 105 Mitglieder des Ortsvereins der Dankeskirchengemeinde. Die Einnahme betrug 3080 M. und außerdem 1898 M., Reinertrag eines in Verbindung mit dem Berliner Frauenverein veranstalteten Konzertes.

Der Berliner Frauenverein

veranstaltete am Dienstag, den 3. März im großen Konferenz-Saale des Anhalter Bahnhofes seinen diesjährigen Familienabend. Nach der Begrüßung und einem kurzen Bericht des Pred. Dr. Arndt, nach dem der Verein im vergangenen Jahre 212 Mitglieder mit 1075 M. Beiträgen zählt, zu denen die schon genannten 1898 M. Reinertrag aus dem in Verbindung mit dem Berliner Hauptverein veranstalteteten Konzerte kommen, hielt Oberlehrer Dr. Groth einen sehr interessanten Vortrag über das Thema: „Völker Europas wahrt eure heiligsten Güter!“ im Anschluß an das mit diesem Motto versehene Bild Kaisers Wilhelm II. Der Japaner Munio Kubo wies dann in einer kurzen Ansprache auf die überaus segensreiche Wirksamkeit der protestantischen Mission in seinem Vaterlande hin. Das Schlußwort sprach Pred. Lic. Dr. Kind.

Der Wiesbadener Zweigverein

feierte am Sonntag, den 9. Februar sein erstes Jahresfest. Die Festpredigt hielt Prof. Dr. Bassermann im Anschluß an das Zwiegespräch Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen (Joh. 4, 19—24), der der zahlreich versammelten Festgemeinde „Unsere Missionsaufgabe“ (1. worin sie besteht, 2. wodurch sie begründet ist und 3. welche praktischen Folgen sich für uns daraus ergeben) in überaus anregender und fesselnder Weise darlegte und mit einer warmen Aufforderung zur Teilnahme an dem großen Liebeswerke der Heidenmission schloß. Die gesellige Nachfeier hatte sich eines so zahlreichen Besuches zu erfreuen, daß der große Saal des evangelischen Vereinshauses die Festteilnehmer kaum zu fassen vermochte. Nach der Eröffnung durch Chorgesang hieß der Vorsitzende Pf. Bickel unter Hinweis auf die eigentümlichen Aufgaben des Vereins die Versammlung herzlich willkommen und teilte ihr zugleich mit, daß sich in den letzten Wochen auch in Wiesbaden ein Missions-Frauenverein gebildet habe, der bereits an 70 Mitglieder zähle und auch für den Zweigverein eine kräftige Hilfe zu werden verspreche. Der frühere Missionar Gymnasiallehrer Schmiedel aus Eisenach führte sodann die Versammlung in die Arbeit eines Missionars in Japan ein, indem er an einer Reihe interessanter, aus dem Leben gegriffener „Missionsbilder“ zeigte, was der Missionar unter dem geistig angeregten und vorwärts strebenden Volke der Japaner zu lehren und zu lernen habe. Auf diesen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag folgte nun der mehr musikalische Teil des Programms. Ein gutes und packendes Schlußwort

sprach Herr Lieber, indem er allen denen, die zu dem Gelingen des Festes bereitwillig beigetragen hatten, herzlich dankte. Mit dem Choral: „Ach bleib mit deiner Gnade“, welchen die Versammlung stehend sang, schloß das schöne Fest.

Ein neuer Zweigverein,

und zwar ein Missions-Frauenverein, ist, wie schon aus obigem hervorgeht, am 16. Dezember v. J. in Wiesbaden gegründet worden. Der Vorsitz wurde Frau Oberpf. Bickel übertragen. Der Verein zählt bereits gegen 70 Mitglieder.

Aus dem Centralvorstande.

Der Protektor unseres Missionsvereins
Seine Königliche Hoheit Großherzog Karl Alexander von Sachsen

hat auf die Übersendung unseres Jahresberichts in einem huldvollen Schreiben vom 12. März d. J. geantwortet, aus dem wir folgendes mitteilen:

„Mit der gewohnten herzlichen Teilnahme habe Ich diese Sendung entgegengenommen und aus dem Berichte mit Freuden ersehen, welche namhaften Erfolge der Verein im letzten Jahre bei seiner Missionsthätigkeit in Japan und China sowohl im allgemeinen wie im einzelnen errungen hat.

Die günstigen Ergebnisse dieses einen Jahres dürfen uns gewiß nicht darüber täuschen, daß es noch langer Zeit und ernster, angestrengter Arbeit im Dienste der evangelischen Sache bedürfen wird, bis die Existenz unserer Kirche in jenen Ländern als gesichert betrachtet werden kann; wir wollen jedoch unsere Herzen in Dankbarkeit für das bis jetzt Erreichte zu Gott erheben und Seiner gnädigen Führung auch das künftige Schicksal der evangelischen Missionen im fernen Osten anvertrauen, in der festen Zuversicht, Er werde wie bisher, so auch fernerhin das Werk unserer Hände bei uns fördern! —

Für die gedeihliche Weiterentwicklung der evangelischen Gemeinde in Japan und seiner Hauptstadt erscheint es sehr wichtig, daß die im Bau begriffene Kirche zu Tokyo bald vollendet und dem Gebrauche übergeben werde. Mit besonderer Befriedigung habe Ich daher vor einiger Zeit aus einem Berichte des Architekten Muthesius, der die Pläne für diesen Bau angefertigt hat, entnommen, daß derselbe seiner Vollendung so rasch entgegengeht . . . .

Die Segenswünsche für Mich und Mein Haus, denen der Centralvorstand am Schlusse seines Berichtes Ausdruck giebt, erwidere Ich mit Freuden durch die erneute Versicherung Meiner Teilnahme für die evangelische Mission und ihre Interessen, in deren Schutze Ich eine Meiner wichtigsten und zugleich eine Meiner liebsten Aufgaben erblicke.“

Erklärung.

Die erneuten Angriffe, die Dr. Dalton wider unseren Missionsverein in seinem „Worte der Abwehr“ (Gütersloh 1896) richtet, haben bereits durch Prediger Dr. Arndt in der Protest. Kirchenzeitung 1896, Nr. 4, durch Konsistorialrat Dr. Ehlers in der Christlichen Welt 1896, Nr. 11, durch Gymnasiallehrer O. Schmiedel in der Protest. Kirchenzeitung 1896, Nr. 13, sowie im Deutschen Protestantenblatt 1896, Nr. 5 eine ebenso gründliche als verdiente Abfertigung erfahren, die hoffentlich bei allen Kennern und Freunden der Mission für alle Zeiten die Meinung zerstören wird, als ob Dr. Dalton eine „objektive“ Kritik unserer Missionsarbeit hätte liefern wollen, und als ob es ihm bei Abfassung seines Buches nur darauf angekommen wäre, unseren Missionsverein zur Erkenntnis begangener Fehler und zur Wahl einer besseren Missionsmethode zu veranlassen. Es ist

daher überflüssig, in unserem Vereinsorgan noch einmal auf Dr. Daltons Broschüre einzugehen, zumal wir beschlossen haben, in einer demnächst erscheinenden Schrift eine vollständige Übersicht vom Daltonschen Handel zu geben. Nur die Besprechungen, die Dr. Daltons Broschüre in der Allg. Miss. Zeitschr. 1896, Nr. 2 von Dr. Warneck und in J. Richters illustriertem Familienblatt „Die evangelischen Missionen" 1896, Nr. 3 gefunden hat, veranlassen uns zu folgender Erklärung:

1. Noch ehe Dr. Dalton den Boden Japans betrat, war schon in unsere Dienstordnung seit 1893 die Bestimmung aufgenommen, daß, „wer als Missionar in den Dienst des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins treten will, der Mission sich als Lebensberuf widmen muß". Abmachungen mit den ersten Missionaren unseres Vereins, die sich auf eine begrenzte Amtszeit bezogen, haben keine grundsätzliche Bedeutung gehabt, und wie die Leiter anderer Missionsgesellschaften haben auch wir uns längst durch die Erfahrung von der Notwendigkeit überzeugt, daß auch Theologen mit voller akademischer Bildung und Reife für den heimatlichen Kirchendienst nur auf Lebenszeit in den Missionsberuf eintreten. Es ist daher unrichtig, wenn es als eine Eigentümlichkeit unseres Vereins hingestellt wird, daß er seine Missionare nur auf wenige Jahre hinaussendet, und ebenso unrichtig, daß erst Dr. Daltons Kritik eine Änderung unseres Verfahrens veranlaßt habe.

2. Das Erlernen der japanischen Sprache ist unseren Missionaren stets aufgegeben worden, — wenn früher nicht mit ausnahmsloser Strenge auf Erfüllung dieser Aufgabe gedrungen wurde, so erklärt sich dies aus den eigentümlichen, von Dr. Spinner (Z. M. R. 1895 S. 151 u. ff.) geschilderten Verhältnissen des japanischen Arbeitsfeldes. Seit 3 Jahren hat auch in dieser Hinsicht unsere Dienstordnung feste Normen geschaffen; es heißt in ihr: „Die Kenntnis der Sprache und des Wesens des Volkes, unter dem die Missionare und Missionarinnen wirken, haben sie sich anzueignen und durch fortgesetztes Studium zu vertiefen".

3. Das Arbeitsergebnis unserer japanischen Mission ist aus unseren Jahresberichten zu erkennen, in denen wir uns einer vollen Objektivität befleißigen. Waren die Leiter unseres Vereins zu einer Zeit überraschenden Aufschwungs der Christianisierung Japans Mitte der 80er Jahre berechtigt, mit Dank gegen Gott und Freude von den Fortschritten auch unserer Arbeit zu berichten, so sind wir verpflichtet, in der jetzigen Zeit der Reaktion auch die Mißerfolge nicht zu verschweigen, denen unsere Mission wie jede andere gegenwärtig in Japan ausgesetzt ist, — die Loomissche Tabelle meldet für 1895 einen Rückgang der japanischen Christen von 39 240 auf 38 710. Niemand aber wird uns verbieten wollen, mit derselben Offenheit auch von Fortschritten zu berichten, die nach wie vor unsere Mission in einzelnen Zweigen ihrer Thätigkeit zu verzeichnen hat. Wir hoffen zu Gott, daß bald die Stunde schlägt, wo wieder ein neuer Frühling für die Mission in Japan anbrechen wird.

4. In Sachen der litterarischen Arbeit unserer Missionare, namentlich in betreff der Einführung der wissenschaftlichen Theologie in Japan gestehen wir prinzipiell Diskussionsfreiheit zu und nehmen weder für uns noch für unsere Missionare Unfehlbarkeit in der Wahl der besten Methode in Anspruch. Wir scheuen keine Kritik und begrüßen dankbar jede Mitarbeit bei der Verpflanzung unserer Theologie auf japanischen Boden, wenn sie nur vom Standpunkte eines wahrhaft frommen und zugleich freien und unbefangenen Protestantismus aus geschieht. Aber gegen verleumderische Entstellungen der theologischen Arbeiten unserer Missionare müssen wir energische Verwahrung einlegen.

Der Standesbeamte Ernst Stolze,

unser langjähriger Generalschatzmeister für Deutschland, ist vom Berliner Hauptverein auf Grund von § 12 der revidierten Statuten vom 28. Dez. 1895 in den Centralvorstand deputiert worden. Der Centralvorstand hat ihn gleichzeitig zum Mitglied des Geschäfts-Ausschusses ernannt.

11. Centraljahresfest und Generalversammlung.

Die Generalversammlung unseres Vereins wird, wie schon mitgeteilt, in den Tagen vom 23.—25. Juni in Kiel stattfinden. Das Programm derselben ist folgendes:

Dienstag, den 23. Juni, Vormittags 9 Uhr: Konferenz des Centralvorstandes im Gesellschaftshause, Schuhmacherstraße 18. — Abends 6 Uhr: Gottesdienst in der St. Nikolai-Kirche unter Mitwirkung des Kieler Gesangvereins. Predigt: Pred. Lic. Dr. Kirmß aus Berlin. — Abends 8 Uhr: Zwanglose Zusammenkunft im „Seegarten". Begrüßungen.

Mittwoch, den 24. Juni, Vormittags 9 Uhr: Generalversammlung, geschäftlicher, nicht öffentlicher Teil, in der „Aula der Universität". Versammlung der Abgeordneten der Zweigvereine und der übrigen Mitglieder des Vereins (diese mit beratender Stimme gemäß § 8 der Statuten). Tagesordnung: 1. Ersatzwahl für die statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes. 2. Rechnungslegung. 3. Etat für 1896/97. 4. Anträge des Centralvorstandes. 5. Berichte und Anträge der Abgeordneten der Zweigvereine und der Vertrauensmänner. — Vormittags 11½ Uhr: Generalversammlung, öffentlicher Teil, in der „Aula der Universität". 1. Eröffnung. 2. Begrüßungen. 3. Jahresbericht, erstattet vom Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt-Berlin. 4. Vortrag des früheren Missionars Superintendent Dr. Spinner-Ilmenau. — Nachmittags 2½ Uhr: Gemeinschaftliches Essen im „Seegarten". (Kouvert 2,50 Mk. ohne Wein). — Abends 8 Uhr: Volkstümliche Versammlung in „Wriedts Etablissement" unter Mitwirkung des St. Nikolai-Chors. 1. Eröffnung durch Pastor Clausen-Kiel. 2. Ansprachen des Professors Dr. Pfleiderer-Berlin und des Japaners Munio Kubo aus Tokyo.

Donnerstag, den 25. Juni, Vormittags 9 Uhr: Fahrt in See und nach dem Kaiser Wilhelm-Kanal. Besichtigung der Provinzial-Gewerbe- und der Internationalen Schifffahrts-Ausstellung.

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher, wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Laufe dieses Jahres erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Centralvorstand bis zum 15. Mai d. J. zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin, den 3. Januar 1896.

Der Centralvorstand des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins.
Prediger **Dr. Arndt, Berlin C.**, Friedrichsgracht 53.

Anmerkung der Redaktion.

Die Rede Pf. Schönholzers auf der volkstümlichen Abendversammlung des Pforzheimer Jahresfestes am 2. Oktober v. J. über die Vorurteile gegen die Mission, die in diesem Heft zum Abdruck kommen sollte, können wir leider wegen Raummangels nicht bringen. Wir verweisen jedoch auf unser Missionsblatt 1895, 12 und 1896, 1 und 2, das zum größten Teil diese Rede abgedruckt hat.

Dr. Martin Luther und die Heidenmission.

Von E. Lachmann, Pfarrer zu Wechmar bei Gotha.

(Fortsetzung und Schluß.)

In tiefsinniger, schöner Weise hat Luther den Gegensatz der erlösten und unerlösten Welt in einer (dritten) Predigt am Christtage[1]) geschildert. Von der Engel Lobgesang. Inhalt: Eine Meisterpredigt und Meistergesang der Engel, bei der Geburt Christi gehalten. Es heißt da: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Das ist ein Gesang von dreien Lesen oder Gesetzen. Das erste Gesetz müssen wir nicht allein so verstehen, daß es lehre, was wir thuen sollen, sondern daß es auch anzeige, wie es nun hinfort so gehen werde, weil dieser Heiland geboren ist, nämlich daß wir Gott sein Lob und Ehre geben werden. Als sollten die lieben Engel sagen: Also soll's gehen und also wird's gehen; weil dies Kindlein in seiner Wiegen lieget, so wird Gott geehret und gepreiset. Alles, was die Propheten verkündiget haben, das gehet nun an. **Zuvor ist's weit anders gewest, ehe dieses Kindlein geboren ist worden: da ist in der Welt nichts anderes denn eitel Gotteslästerung und Abgötterei gangen. Denn was außer und ohne Christo ist, es sei so herrlich und groß es immer wolle, so ist's nichts denn Gotteslästerung.** So aber Gott soll Gott sein, das ist, vor den Leuten für Gott gehalten und geehret werden, so muß es durch dies Kindlein allein geschehen; denn da allein können wir lernen und gewiß sein, daß Gott ein gnädiger, barmherziger, gütiger Gott ist; sintemal er seines eingeborenen Sohnes nicht verschonet, sondern ihn um unsertwillen hat lassen Mensch werden. Diese unaussprechliche große Wohlthat dringet und treibet darnach die Herzen, daß sie sich in rechter Liebe, Vertrauen und Hoffnung gegen Gott aufthun, ihn darum loben und danken. Solche Frucht, fingen die Engel, wird folgen und gehet nun an, daß Gott recht geehret werde in der Höhe. Nicht mit äußerlichen Werken, die können hinauf in Himmel nicht steigen, sondern mit dem Herzen, das sich von der Erde in die Höhe zu solchem gnädigen Gott und Vater mit Danksagung und herrlicher Zuversicht erhebet und über sich schwinget. **Vorhin hat man Gott in aller Welt geunehret, geschändet und gelästert. Was heilige Väter gewesen sind auf Erden, so Christum im Geist erkannt haben, die haben in Christo Gott mit uns geehret und gepreiset; was aber Menschen auf Erden gewesen sind, welche ohne und außer Christo sind dahingegangen, die haben Gott geunehret und gelästert in ihrem besten Thun und Werken. Aber nun forthin wird durch dies Kindlein, in aller Welt gepredigt, Gottes Lob und Ehre recht angehen. Also wird durch diesen englischen Gesang alles, was außer und ohne Christo ist, verdammt als Gotteslästerung, Abgötterei und Greuel vor Gott. Soll Gott geehret werden, so muß es durch und in diesem Kind-**

[1]) Hauspostille.

lein, welches ist Christus, der Herr, geschehen; außer ihm findet und ehret man Gott nicht, sondern fehlet sein und schändet ihn auf's höchste. Das heißt rein aufgehoben alles, was Gottesdienst und Ehre mag in der weiten Welt genennet werden. Ein lebendig, heilig und Gott wohlgefällig Opfer und vernünftiger Gottesdienst soll heißen Christus und in Christo, oder soll kein Gottesdienst sein. Gott hat seine Ehre all gefasset in dies Kindlein; wo er in diesem Kindlein nicht geehret wird, da ist keine Ehre Gottes. Wo nun das Kindlein Jesus nicht erkennet wird, da ist's unmöglich, daß man könnte Gott recht ehren. Wie denn alle Welt, auch sein eigen Volk, da er kam, voll Abgötterei war; einer ging dahin, der andere dorthin; richteten soviel Gottesdienst an, soviel sie Berge, ja Bäume im Lande hatten, die schön waren; wie man in den Propheten stehet und wir im Papsttum auch gethan haben. Solches war die hohe Abgötterei, da sie Gott mit Ernst sucheten, opferten, fasteten und thäten dem Leibe und Leben wehe damit. Aber es war damit niemand denn dem Teufel und eigenen Gedanken gedienet, denen gab man die Ehre, die Gott gehöret. Das ist dann die größte Unehre und Lästerung, die Gott in der Welt begegnet, die daraus entstehet, daß man Christum nicht kennt. Dieselbe soll hinfort, wie die Engel singen, Gottlob! aufhören, daß die Leute werden nicht mehr den Teufel oder sich, sondern Gott in der Höhe ehren."

So herrscht denn ohne Christum überall Finsternis; nur, wo er ist, da ist auch das Licht. Auch wo man Gott gesucht, ihm hat dienen wollen, ist man doch alsbald auf die Irrwege der Sünde, des Götzendienstes geraten, wenn nicht Gott der Herr seinen Diener und Führer Jesum Christum gesendet.

„Diese Prophezei", so heißt es in einer Predigt [1]) auf den heiligen Christtag aus dem 9. Kap. V. 1—9 des Propheten Jesajä, (Inhalt: Von dem Siege Christi) „diese Prophezei gehet vornehmlich auf das heutige Fest; derhalben ist es nütz und gut, daß man nicht allein die Historie aus dem Evangelisten Lucas lerne, sondern auch mit Fleiß besehe, was Gott durch die lieben Propheten von solcher Geburt so eine lange Zeit zuvor hat predigen lassen. Denn die Propheten zeigen wohl die Historie auch an, wie Esajas hier thut, da er sagt: Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben; und oben im 7. Kap. V. 14: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären u. s. w., aber darnach gehen sie mit sonderem Fleiß damit um, daß sie anzeigen, was Gottes Rat und Wille gewesen, und was er durch solche Geburt bei uns Menschen habe wollen ausrichten. Das ist denn der rechte Kern von solchem Handel, dadurch die Gewissen wider Sünde und Tod, wider Gottes Zorn und den Teufel sich schützen und aufhalten können. Das Licht, da der Prophet hier von sagt, daß es scheine im finsteren Lande über die, so in Finsternis wohnen, ist nichts anderes, denn die große Gnade und Barmherzigkeit, welche durchs Evangelium geprediget wird, daß Gott der armen Sünder und verdammten Welt sich annimmt und schickt ihr seinen Sohn, daß derselbe durch seine Menschwerdung und Opfer sie vom Tode, von Sünde und des ganzen Teufels Reich erledigen

[1]) Hauspostille.

soll. Solches Licht und gnadenreiche Predigt, spricht der Prophet, scheinet und leuchtet im finsteren Lande über die, so im Finsteren wohnen, das ist, unter den Heiden, die von Gottes Wort und dem rechten Trost wider Sünde und Verdammnis nichts wissen, und derhalben sind, wie ein Mensch, dem entweder die Augen ausgestochen oder in Finsternis ist: der kann keinen Fuß vor sich setzen, er muß besorgen, er stoße und verletze sich. Also sind wir Heiden hier auf Erden gewesen. Die Jüden aber haben einen trefflichen Vorteil vor uns gehabt, denn sie hatten Gottes Wort; nicht allein das Gesetz, daß sie wußten, was sie sollten thun, sondern auch Gottes Verheißung von des Weibes Samen, daß sie damit wider die Sünde und böse Gewissen sich trösten konnten. Das war bei den Heiden nicht: die waren in Sünden, und wußten doch nicht, wie sie sollten herauskommen. Und war das noch der höheste Jammer, wenn sie meinten, sie wollten Gott am besten dienen, versündigten sie sich am allergreulichsten. Das ist Finsternis, und das blinde Volk, welches (wie Zacharias, des heiligen Johannis Vater, auch sagt Luc. 1, V. 79) sitzet in Finsternis und in Schatten des Todes; aber durch dies Licht des heiligen Evangelii kommen sie zum Erkenntnis Gottes, daß sie wissen, daß Gott gnädig und barmherzig ist, und alle Sünde um Christi seines Sohnes willen nachlassen und schenken will; und daß man ihm nicht bas kann dienen, denn daß jedermann solche Gnade, durch Christum uns erworben, mit Glauben annehme; und darnach gegen seinen Nächsten auch alle Liebe beweise, wie Gott gegen ihn bewiesen hat. Solche Erkenntnis und Kunst bringt dies Licht mit sich unter die Heiden."

In den eben angeführten Schlußworten ist das eigentliche Grundprinzip aller missionierenden Thätigkeit klar erkannt und ausgesprochen: die erfahrene Gottesliebe zwingt uns, sie dem Nächsten zu verkünden. Und es klingt fast wie ein fröhlicher Ausblick auf das weite Erntefeld der Welt, wenn Luther fortfährt:[1]) „Darum spricht der Prophet: Du machst der Heiden viel. Denn niemand wollte gern verdammt sein; jedermann will einen gnädigen Gott haben. Darum haben die Heiden solche Predigt mit Haufen angenommen, wie die Historie ausweiset. Solches hat den Jüden wehe gethan. Sie wollten nicht gläuben, was die Heiden gläubten und erhuben Christum und sein Reich. Das meinet der Prophet, da er sagt: Der Freude machest du nicht viel. Denn da er unter die Jüden als in sein Eigentum kam, wie Johannes Kap. 1, 11 sagt, haben die Seinen ihn nicht wollen annehmen. Was aber von Heiden und Jüden ihn haben angenommen, daselbst, spricht der Prophet, ist auch eine Freude gefolget, wie sie in einem reichen Herbst oder Ernte ist: da ist jedermann fröhlich, jedermann singet und jubilieret, und verdreußt die Leute keiner Mühe noch Arbeit, sie sind lustig und fröhlich dazu. Item, es ist eine Freude gefolget, wie sie unter einem Heere ist nach einem herrlichen Sieg, da die Feinde erlegt sind. Da ist niemand faul, jedermann fördert und tummelt sich, daß er eine gute Beute davon bringe. Also, sagt der Prophet, wird es auch gehen, wenn das liebe Evangelium unter die Heiden aus-

[1]) A. a. O.

gepredigt wird; da wird jedermann zu sich reißen, und nieman wollen der Letzte sein."

Überhaupt fehlt es nicht an Hinweisen auf die Universalität d göttlichen Gnade, die da will, daß allen Menschen geholfen werde und kei Ansehen der Person, des Standes, des Volkes kennt.

So heißt es in der anderen Predigt[1]) am Tage der h. drei König von der Taufe Christi, Evangelium Matth. 3, V. 13—17: „Das höchs und größeste Wunderwerk, davon man auf dies Fest predigen soll, ist, da Christus getaufet ist von Johanne im Jordan. Aber ihr junges Vo sollet heute auch lernen, daß wir Gott danken sollen für diese Gnade, da Christus, geboren zu Bethlehem, sich auch offenbaret hat den Heiden. D Heiden gehörten nicht zum jüdischen Volk, sondern waren Fremde; denno hat Gott angefangen, zu sich zu locken dies Volk, welches nicht sein Vo war, nämlich die Heiden, daß sie an unserm Herrn Gott nicht verzweifel sollten, als gehörten sie ihm nicht an. Zu solchem Locken gehöret au dies, daß Christus seine Geburt den Heiden offenbaret, auf daß die Heide sich zu trösten haben, daß Christus sie angehöret, und daß sie sich se annehmen sollen, also wohl als die Jüden, ob sie gleich nicht sein Vo sind wie die Jüden. Denn diese Weisen sind ja Heiden gewest, die kein Priester, wie die Jüden, keinen Gottesdienst, kein Gottes Wort hatte waren unbeschnitten, ohne Tempel, ohne Kirchen, ohne Propheten; dennoc unangesehen solches alles, kommen sie als fremde, blinde und gar unve diente Leute zu dem Licht, dem Herren Christo, und empfahen ihn, falle auf ihre Knie, beten ihn an und thun ihm Geschenke. Er nimmt sie au an und lässet ihm ihr Anbeten und Geschenke gefallen. Solches ist un zum Troste geschrieben, daß wir Gott dafür danken sollen, daß wir Heide von dem Sohn Gottes nicht so gar verworfen sind, sondern eben sowo als die Jüden angenommen werden; und daß Gott durch Christum ei solch Reich auf Erden hat angerichtet, in welchem nicht na Verdienst, sondern nach Gnaden mit uns gehandelt wird".

Als locus classicus für den Reichtum, die Tiefe, die Weite d göttlichen Gnade und die Herrlichkeit der Predigt, die ihre Stimme i allen Landen ertönen läßt, will mir die dritte Predigt[2]) am Tage d Himmelfahrt Christi — über das Evangelium Marc. 16, v. 14—2 Inhalt: Von Christi Befehl, das Evangelium zu predigen; wie auch ein Predigt vom Glauben und Unglauben — erscheinen. Da sagt Luthe „Das Hauptstück in diesem Evangelio ist der Befehl, den der Herr Christu seinen Jüngern giebt, da er spricht: Gehet hin in alle Welt und predi das Evangelium aller Kreatur. Es ist zumal ein starker und gewaltig Befehl, daß der Herr seine Jünger sendet, nicht in eine Stadt noch Dor nicht allein in das jüdische Land zu dem Volk Israel, nicht allein ge Jerusalem zu den Priestern und Leviten, nicht in ein Königreich un Fürstentum der Heiden; sondern in die ganze Welt, zu allen Königen Fürsten und Herren, und allen Menschen unter dem Himmel, e seien Jüden oder Heiden, Edele oder Unedele, Mann oder Weil jung oder alt. Das heißt das Maul weit aufthun und nicht i

[1]) Hauspostille.
[2]) Hauspostille.



Winkel, sondern frei öffentlich predigen, also, daß es vor allen Kreaturen, Sonn, Mond u. s. w. erschalle, und daß es alle Menschen und alles, was im menschlichen Geschlecht Kreatur heißt, oder geordnet ist (wie St. Petrus solche Ordnung menschliche Kreaturen heißet 1. Epistel 2), hören könne; auf daß sich niemand zu entschuldigen habe, noch sagen dürfe, er habe es nicht gehöret. Dieser Befehl ist so groß und stark, daß kein größerer noch stärkerer Befehl oder Gebot je in die Welt ausgegangen ist. Denn eines jeden Königs, Kaisers, Fürsten und Herren Gebot gehet nicht weiter, denn über sein Königreich, Kaisertum, Fürstentum, Land und Leute; gleichwie eines jeden Hausvaters Befehl gehet nicht weiter, denn über sein Hausgesinde. Aber dieses Königs Befehl gehet über alle Könige, Kaiser, Fürsten, Land, Leute, Große und Kleine, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte: Denn es fasset es alles auf einen Haufen und spricht: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. In Summa: Das Evangelium soll allenthalben geprediget werden, in der ganzen Welt. Denn obgleich die Apostel nicht persönlich in alle Welt kommen sind, noch alle Winkel des Erdkreises gesehen haben; dennoch ist ihre Predigt in alle Welt kommen, wie der 19. Psalm v. 4 sagt: Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Ihre Schnur gehet aus in alle Land und ihre Rede an der Welt Ende. Der Apostel Wort und Predigt ist, nach Laut des Befehles Christi, in alle Welt kommen, obschon ihre Person und Füße nicht in alle Welt kommen sind. Unsere Väter und Voreltern haben dasselbe Wort (wiewohl es zu einer Zeit klärer ist gepredigt worden denn zu der anderen) gehöret vor uns: wir hören es jetzt nach ihnen. Das Wort gehet immerdar fort, durch andere und andere Personen. Die Apostel haben es angefangen in aller Welt zu predigen; der Apostel Nachkommen treiben es fort bis an den jüngsten Tag.

Diesen Befehl soll man wohl merken; denn damit unterscheidet Christus selbst die Predigt des Evangelii von allen anderen Lehren auf Erden. Denn weil er spricht: die Apostel sollen gehen in alle Welt und das Evangelium predigen aller Kreatur, so folget, daß alle Welt mit all ihrer Weisheit, Kunst und Lehre nichts weiß noch verstehet vom Evangelio Christi; denn wo sie es aus ihrem eignen Kopfe wüßte und verstände, so dürfte sie nicht der Apostel Sendung und Predigt. Wo es die Griechen gewußt hätten, so hätte St. Paulus nicht dürfen zu ihnen kommen und den Gehorsam des Glaubens unter ihnen aufrichten, Röm. 16, 26. Darum werden mit diesem Befehl alle Gelehrten dieser Welt, Philosophi, Juristen, Theologi mit alle dem, das sie wissen, verstehen und in aller Welt lehren, zur Schule geführet und den armen Bettlern und ungelehrten Fischern, den Aposteln unterworfen als den Boten, von Christo gesandt, die aller Welt Meister sein sollen, und welche alle Welt hören und von ihnen lernen, oder mit all ihrer Kunst und Weisheit verdammt sein sollen. Die Welt weiß und verstehet, wie man soll bauen, haushalten, essen, trinken, sich nähren, Land und Leute regieren u. s. w., aber von dem Reiche Christi, wie man solle selig werden, da weiß sie nichts von. Hier heißt es also: durch das Evangelium und Predigt von Jesu Christo ist das Geheimnis offenbaret, das von der Welt her verschwiegen gewesen ist, Röm. 16, 25. Und: wir

reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit, welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat, 1. Cor. 2, 7. 8. Und: das Geheimniß ist von der Welt her in Gott verborgen gewesen, Ephes. 3, 9. Darum Christus mit diesem Befehl die Predigt seines Evangelii unterscheidet von allen anderen Predigten und Lehren auf Erden; also, daß er auch nicht ausnimmt die Jüden mit dem Gesetz Mosis noch die Philosophos mit ihrer Weisheit. Gehet hin, spricht er, und saget allen Menschen, Jüden und Heiden, Griechen und Ungriechen, Gelehrten und Ungelehrten, das sie vorhin nicht wissen und doch lernen müssen, wollen sie anders selig werden. Derohalben soll man die christliche Predigt oder das Evangelium, welches in Christi Reich gehet, unterscheiden von allen anderen Lehren und Predigten, als die von Christo selbst über die anderen alle gesetzt ist und da alle Welt nichts von weiß. Diese Predigt ist eine hohe, himmlische Predigt, welche aller Welt verborgen und unbekannt ist und vom Himmel herab offenbart wird. Die anderen Predigten aber sind alle irdisch."

Ziehen wir die Summe der bisher gegebenen Ausführungen Luthers, so ergeben sich folgende Grundgedanken: die Welt ohne Christus geht in Irrtum, Sünde und Götzendienst hinein. Selbst wo sie Gott gesucht, ist sie in den Götzendienst verfallen. Nur einer ist es, der den Weg zu Gott führt, das ist der, den die sündenvergebende Liebe und Gnade des himmlischen Vaters gesandt hat, der Heiland Jesus Christus.

Damit hat aber Luther zugleich die Basis festgelegt, auf der alle Missionsgedanken und alle Missionsthätigkeit sich aufbauen. Es ist meines Erachtens doch nicht genug, wenn man Luther nur das indirekte Verdienst um die Mission zuerkennt, daß er, ganz allgemein ausgedrückt, das lautere Evangelium wieder verkündet. Gerade diese spezielle Hervorhebung von Sünde und Gnade, wie ich sie eben skizziert, ist mir von hoher Wichtigkeit. Wer so klar, so scharf beides erkannt wie Luther, für den ist die letzte Konsequenz: verbreitet die Botschaft von der sündenvergebenden Liebe Gottes in Christo! nur ein ganz kleiner Schritt; wie Luther, wenn auch nicht in praxi, so doch prinzipiell diesen Schritt bereits gethan in jener oben schon citierten Stelle: „daß man Gott nicht bas kann dienen, denn daß jedermann solche Gnade, durch Christum uns erworben, mit Glauben annehme; und darnach gegen seinem Nächsten auch alle Liebe beweise, wie Gott gegen ihn bewiesen hat".

Auch die Missionsgeschichte giebt mir Recht, wenn ich so großes Gewicht auf die genannten Grundgedanken Luthers lege und sie geradezu als Fundament und Ausgangspunkt des evangelischen Missionsgedankens bezeichne. Es ist bekannt genug, daß die Geschichte der praktischen Ausführung des Missionsgedankens zurückdatiert in den Ausgang des vorigen Jahrhunderts, und daß ihre Entstehung, daß die liebevollste, begeistertste, thatkräftigste Pflege der Mission lange Zeit hindurch zu suchen gewesen ist gerade in den pietistischen Kreisen der evangelischen Kirche, d. h. in den Kreisen, deren Brennpunkte „Sünde" und „Gnade" waren, die also im wesentlichen auf dem Boden der oben angeführten Worte Luthers standen. Wenn dem Pietismus das Verdienst gebührt, Stein auf Stein gefügt zu haben zu dem weiten Gotteshaus der Mission, dann nehme ich für Luther als unbestreitbar das hohe Verdienst in Anspruch, den Grundstein dieses Gotteshauses bereits

zeigt zu haben. Wenn Luther die Grund- und Kerngedanken der missionierenden Gottes- und Menschenliebe ausgesprochen, so hat der Pietismus nur ihre logischen Konsequenzen gezogen und ihnen die praktische Verwirklichung gegeben.

Doch zurück zu Luther selbst!

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde durch seinen Sohn Jesum Christum: das steht für Luther mit leuchtenden Buchstaben geschrieben über der Geburt Christi und dem Eintritt des Christentums in die Welt.

Und eine Bethätigung dieser frohen Botschaft sieht Luther in der Hilfe, die bis zu seiner Zeit bereits geleistet ist.

Damit offenbart Luther weiterhin ein offenes, klares Verständnis für die Missionsthätigkeit des Christentums, wie er sie auf Grund der historischen Thatsachen vor sich sah, das heißt, für die Missionsgeschichte. Mit besonderem Interesse wendet er sich dem zu, worauf ihn das Texteswort in seiner unmittelbaren Beziehung hinweist, also auf die erste Blütezeit der Mission in der Epoche der apostolischen Thätigkeit. Und mit Recht! In ihr liegt ja auch das Ur- und Vorbild alles Missionierens, und auf sie ist für jede Frage auf dem Gebiet der Mission zu rekurrieren.

Sie, die Apostel, sind freilich die geeignetsten Verkündiger des Evangeliums gewesen; haben sie doch das Licht von Gott selbst geschaut, wie es gekommen war, die Welt zu erleuchten. „Auf[1]) daß er ein Licht der Menschen würde, das ist, daß er bekannt würde, ist er kommen, hat sich unter sie leiblich und persönlich erzeiget und ist Mensch worden. Da ist das Licht in die Latern gesetzet und nicht der verlorene Groschen durch seine Werke und Licht der Latern nachgelaufen und sie gesuchet; sondern die Latern hat den Groschen gesuchet und funden mit ihrem Licht, hat darob das ganze Haus dieser Welt mit dem rechten Kehrbesen gekehret und in allen Winkeln gesuchet, suchet, kehret und findet auch noch bis an jüngsten Tag".

Was sich bereits aus dem Prinzip des Christentums von der allumfassenden Gnade ergeben, das hat in praxi die Missionsgeschichte bestätigt. Die Mission ist eben allumfassend. „Die Braut", so heißt es in einer Predigt vom 20. Sonntag nach Trinitatis[2]), „die Braut ist die christliche Kirche, wir und alle Welt, so ferne als wir glauben. Gehet hin auf die Straßen u. s. w: da sind sie ausgegangen auf die Straßen, d. i. zu uns Heiden, und haben uns vom Ende der Welt zusammenbracht in eine Gemeinde, darinnen sind Gute und Böse".

Mit diesem freien Standpunkt ist auch der Grenzzaun niedergeworfen zwischen dem jüdischen Volk und der Heidenwelt. Die Missionsgeschichte hat es gelehrt in ihrem Gang, daß die freie paulinische Auffassung des Evangeliums Christi der Wille Christi selbst gewesen. „Daß[3]) Christus sagt: Gehet in den Flecken, der vor euch oder gegen euch lieget, und schweiget seinen Namen, bedeutet, daß die Apostel sind gesandt nicht allein zu einem Volk, wie bisher die Jüden waren, von Gott ausgesondert von allen Heiden und allein mit dem Namen Gottes Volk genennet, und Gottes Wort oder Verheißung von dem zukünftigen Christo allein bei ihnen war. Jetzt aber,

[1]) Kirchenpostille, Predigt am dritten Christtage.
[2]) Kirchenpostille.
[3]) Kirchenpostille, Predigt über das Evangelium des ersten Advents.

nun Christus kömmt, sendet er seine Prediger aus in die ganze Welt und befiehlet ihnen, daß sie stracks sollten vor sich gehen und allenthalben von ihm predigen allen Heiden und wer ihnen vorkömmt; ohne Unterschied strafen, lehren und vermahnen, er sei, wer, wie groß, gelehrt, weise und heilig er wolle".

Daher weist die Missionsgeschichte denn auch deutlich genug auf das Erntefeld aus der Heidenwelt hin. „Diese Magi", hebt Luther in einer Epiphaniaspredigt[1]) an, „bedeuten und sind auch selbst das erste Stück der Heidenschaft, zum Glauben bekehret durch das Evangelium . . . daß nun die Magi gen Jerusalem kommen und nach dem neuen König fragen, ist nichts anderes, denn daß die Heiden, durchs Evangelium erleuchtet, kommen in die christliche Kirche und suchen Christum".

Nun ist wohl zuzugeben, und hierin gebe ich Warneck unbedingt Recht: den Gang dieser Missionsgeschichte und die Missionsaufgabe des Christentums sieht Luther im wesentlichen als erfüllt, als abgeschlossen an.

Befremdlich ist es schon, daß Luther in seiner Auslegung[2]) des vierten Hauptstückes vom Sakrament der heiligen Taufe vollständig schweigt über den fortgehenden Missionsbefehl, der in den Einsetzungsworten der heiligen Taufe ausgesprochen liegt: „Gehet hin in alle Welt, lehret alle Heiden und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes". Ihm tritt in den Mittelpunkt der ganzen Taufbelehrung das andere Wort: „Wer da gläubet und getauft wird, der wird selig, wer aber nicht gläubet, der wird verdammt". Er handelt da „zum ersten von Gottes Gebot und Einsetzung, daß man nicht zweifele, die Taufe sei ein göttlich Ding, nicht von Menschen erdacht oder erfunden; zum andern: weil wir nun wissen, was die Taufe ist und wie sie zu halten sei, müssen wir auch lernen, warum und wozu sie eingesetzt sei, das ist, was sie nütze, gebe und schaffe; auf's dritte, weil wir den großen Nutzen und Kraft der Taufe haben, so laß nun weiter sehen, wer die Person sei, die solches empfahe, was die Taufe giebt und nützet". Hier gerade erwarten wir einen Ausblick auf das Missionsfeld. Allein es folgt alsbald eine Auseinandersetzung über das Verhältnis von Glaube und Werken; und was wir erwartet und gehofft, bleibt aus.

Es erinnert mich das lebhaft an eine Predigt zum Himmelfahrtsfeste[3]). In der Einleitung führt Luther aus: „Aufs erste sind in diesem Evangelio zwei Stücke: Eines, daß der Herr den Aposteln befiehlet, das Evangelium zu predigen in aller Welt. Das andere von seiner Auffahrt. Wir wollen aber lassen anstehen das Vörderteil, da der Herr ihren Unglauben und hartes Herz strafet, und dazu greifen, da er spricht: Gehet hin in alle Welt u. s. w. Da hast du, was das Evangelium zu deutsch heißet, wenn ich spreche; wer da gläubet und getauft wird, der wird selig. In den Worten ist es gar gefasset; wer die hat, der hat das Evangelium".

Mit dieser Überleitung geht Luther alsbald hinüber zu einer Predigt über den Glauben. Genau, wie er die Glaubenspredigt in das Centrum

---

[1]) Kirchenpostille.
[2]) Großer Katechismus.
[3]) Kirchenpostille.

seiner Auslegung des vierten Hauptstückes gestellt mit völliger Übergehung des auf der Hand liegenden Missionsgedankens!

Auch an einer anderen Stelle des Katechismus erwarten wir eine Hindeutung auf das Werk der Mission. Die Missionsbitte des Katechismus ist die zweite Bitte: „Dein Reich komme". Aber Luther zieht den Gedankenkreis alsbald enge auf die christliche Gemeinde, wenn er sagt:[1] „Wir bitten hier, daß sein Reich kommen solle. Aber gleichwie Gottes Name an ihm selbst heilig ist, und wir doch bitten, daß er auch bei uns heilig sei, also kömmt auch sein Reich ohn unser Bitten von sich selbst; doch bitten wir gleichwohl, daß es zu uns komme, das ist, unter uns und bei uns gehe, also, daß wir auch ein Stück seien, darunter sein Name geheiliget werde und sein Reich im Schwang gehe".

Zwar, Luther fährt fort, und man könnte geneigt sein, in diesen Worten eine Hindeutung auf die Mission zu finden: „Derhalben bitten wir nun hier zum ersten, daß solches bei uns kräftig werde und sein Name so gepreiset durch das heilige Wort Gottes und christlich Leben, beide, daß wir, die es angenommen haben, dabei bleiben und täglich zunehmen, und daß es bei anderen Leuten einen Zufall und Anhang gewinne und gewaltiglich durch die Welt gehe, auf daß ihrer viel zu dem Gnadenreich kommen, der Erlösung teilhaftig werden, durch den heiligen Geist herzugebracht, auf daß wir also allesamt in einem Königreich, jetzt angefangen, ewiglich bleiben".

Allein mit diesen „anderen Leuten" hat Luther keineswegs die heidnische Welt im Sinne, sondern die Angehörigen der päpstlichen Kirche, die das lautere Evangelium und den reinen Glauben nicht haben und darum als die noch nicht bei Christo Seienden bezeichnet werden.

So bezeichnet Luther oft die Christenheit, sofern sie sich vom Boden des Evangeliums, von dem Glauben und der Gnade Gottes in Christo entfernt hat oder sich auf diesen in der Predigt des lauteren Evangelii zugänglich gemachten Boden noch nicht zurückgefunden hat. Wie weit ihm der Begriff „Heiden" ist, geht aus einer Predigt[2] vom 2. Sonntag nach Trinitatis über das Gleichnis vom großen Abendmahl hervor, in der es heißt: „Die an den Zäunen u. s. w. — das sind wir Heiden". Und auch in dem viel citierten 117. Psalm ist der Sinn kein anderer. „Wenn es im Psalm heißt: Lobet den Herren alle Heiden, so werden damit wir Heiden versichert und gewiß, daß wir auch zu Gott und in den Himmel gehören und nicht verdammt sein sollen, ob wir gleich nicht Abrahams leiblich Blut und Fleisch sind; wie die Jüden sich rühmen, als wären sie allein Abrahams Kinder und Erben des Himmels um der leiblichen Geburt willen, von Abraham und den heiligen Erzvätern, Königen und Propheten." „So alle Heiden sollen Gott loben, so muß das zuvor da sein, daß er ihr Gott sei worden. Soll er ihr Gott sein, so müssen sie ihn kennen und an ihn glauben und alle Abgötterei fahren lassen, sintemal man Gott nicht loben kann mit abgöttischem Munde oder mit ungläubigem Herzen. Sollen sie glauben, so müssen sie sein Werk zuvor hören und dadurch den heiligen Geist kriegen, der ihr Herz durch den Glauben reiniget und erleuchtet.

---

[1] Großer Katechismus.
[2] Kirchenpostille.

Sollen sie sein Wort hören, so müssen Prediger zu ihnen gesandt werden, die ihnen Gottes Wort verkündigen."

Das klingt zwar ganz wie ein klares Missionswort. Aber ich stimme Warneck völlig bei, wenn er sagt[1]): „Hierbei hat Luther nur τὰ ἔθνη im Sinn, im Gegensatz zu dem alttestamentlichen Bundesvolk, also die christlichen Völker, welche aus den Heiden stammen. Diesen und keinen anderen Sinn hat das Wort auch, wenn es in dem als Missionslied so viel gebrauchten: „Es woll' uns Gott gnädig sein" heißt:

„Und Jesus Christus Heil und Stärk
bekannt den Heiden werden
und sie zu Gott bekehren.
So danken Gott und loben dich
die Heiden überalle."

Daher sieht denn Luther die Missionshinweise in dem Gleichnis vom guten Hirten als erfüllt an, die „anderen Schafe" sind ihm eben die Christen aus den Heiden. „Viele[2]) sagen, daß dies noch nicht geschehen sei; aber ich sage nein, es ist schon geschehen. Die Jüden sind die ersten Schafe, denen hat Christus selbst erstlichen geprediget; denn der Jüden Name war dazumal so heilig wie jetzt der Christen. Die Heiden aber waren die fremden Schafe; und das sind wir. Dieselbigen hat Christus zusammenbracht in einen Schafstall, das ist, in eine christliche Gemeinde, durch seine Apostel und Prediger über die ganze Welt, welcher Amt noch immerzu gehet und seinen Lauf noch nicht gar verendet hat."

Auch bei Auslegung des Evangeliums vom zweiten Advent[3]) stützt er sich auf den citierten Ausspruch des Herren, eben in seiner Auffassung. „Dies Geschlecht nennt er die Jüden, und zwinget hier dieser Spruch klärlich, daß nicht wahr sei die gemeine Rede, daß die Jüden sollen alle Christen werden, und führen den Spruch dazu Joh. 10, 16: Es wird ein Hirte und ein Schafstall werden; welcher ist erfüllet, nicht, da die Jüden zu den Heiden, sondern da die Heiden zu den Jüden traten und Christen worden zu der Apostel Zeit; wie es auch St. Augustinus vielmal ausleget, auch die Worte Christi selbst geben, da er sagt Joh. 10, 16: Ich habe noch andere Schafe u. s. w. Hier siehest du klärlich, daß er redet von den Heiden, die zu dem jüdischen Schafstall kommen sind, darum ist der Spruch längst erfüllet."

In besonders kräftigen Zügen ist Luthers Standpunkt entwickelt in einer anderen Predigt des Sonntags Misericordias Domini[4]). „Es haben auch etliche diesen Spruch (ich habe noch andere Schafe u. s. w.) dahin gedeutet, daß es müsse erfüllet werden bald vor dem jüngsten Tage, wenn der Endchrist werde kommen und Elias und Enoch. Das ist nicht wahr, und hat's eigentlich der Teufel zugerichtet, daß man gläubt, die ganze Welt werde Christen werden. Der Teufel hat's darum gethan, daß er die rechtschaffene Lehre verdunkelte, daß man sie nimmer recht verstünde. Darum hüte dich dafür, dieser Spruch ist wahr worden und erfüllet bald darnach,

---

[1]) A. a. O.
[2]) Kirchenpostille, zweite Predigt am Sonntag Misericordias Domini.
[3]) Kirchenpostille.
[4]) Kirchenpostille.

da Christus gen Himmel ist gefahren und gehet noch immer im Schwange. Da das Evangelium anging, ward es den Jüden geprediget; dies Volk war der Schafstall. So sagt er nun hier: Ich habe noch andere Schafe u. s. w. Da saget er, daß den Heiden auch soll das Evangelium geprediget werden, daß sie auch an Christum gläuben, daß also aus Jüden und Heiden eine christliche Gemeinde werde; das hat er darnach durch die Apostel gethan, die den Heiden predigten und bekehrten sie zu dem Glauben. Also ist nun alles eine Kirche oder Gemeinde, ein Glaube, eine Hoffnung, eine Liebe, eine Taufe und dergl. Das währet noch heut zu Tage immerdar, bis auf den jüngsten Tag. Darum müßt ihr es nicht also verstehen, daß die ganze Welt und alle Menschen werden gläuben; denn wir müssen immer das heilige Kreuz haben, daß ihr das mehrere Teil sind, die die Christen verfolgen; so muß man auch immer das Evangelium predigen, daß man immer etliche herzubringe, daß sie Christen werden; denn das Reich Christi steht im Werden, nicht Geschehen."

Ich glaube, nicht zuviel zu behaupten, wenn ich, weiter fortschreitend, sage: Zwar ist Luther, wie nachgewiesen, im wesentlichen der Gang der Christianisierung abgeschlossen. Doch blickt hie und da der Gedanke durch, daß das Evangelium noch weiter laufen müsse.

Gewiß ist ihm das nächstliegende Objekt der Predigt die dem Evangelium entfremdete päpstliche Kirche einerseits, sowie andererseits er selbst und die evangelische Gemeinde, wie er letzteren Gedanken in seiner drastischen Weise ausspricht in einer Predigt vom Sonntag Septuagesimä[1]): „Darum ist auch wohl not, daß man dies Evangelium zu unseren Zeiten denen predige, die jetzt das Evangelium wissen, mir und meines Gleichen, die alle Welt lehren und meistern können und achten dafür, wir seien die nächsten und haben Gottes Geist rein aufgefressen mit Federn und Beinen". Beides, die päpstliche und die evangelische Gemeinde, erscheint vereint als Objekt der Predigt, wenn Luther sich in einer Predigt vom Sonntag Quasimodogeniti[2]) dahin äußert: „Darum sende ich euch in die Welt, wie mich mein Vater gesandt hat, das ist, daß ein jeglicher Christ seinen Nächsten soll unterweisen und lehren, daß er auch zu Christo komme".

Indessen hat Luther über dem Nächstliegenden das Fernerliegende nicht vergessen. Und es fehlt nicht an Gelegenheiten, bei denen der Universalismus des Christentums, das heißt, der Missionsgedanke zum Durchbruch kommt.

Den Einwurf: „Ja[3]), sprichst du, ich wollte gern gläuben, wenn ich wäre wie St. Petrus, Paulus und andere, die fromm und heilig sind; ich aber bin zu gar ein großer Sünder; und wer weiß, ob ich dazu erwählet bin?" — weist er zurück mit folgender schönen Antwort, die hinausdeutet auf das große Arbeits- und Erntefeld der Mission: „Antwort: Siehe doch die Worte an, wie und von wem er redet. Also hat Gott die Welt geliebet; item, auf daß alle, die an ihn gläuben. Nun heißet die Welt nicht allein St. Petrus, Paulus; sondern das ganze menschliche Geschlecht, alles mit einander, und wird hier keiner ausgeschlossen: für alle ist Gottes Sohn

[1]) Kirchenpostille.
[2]) Kirchenpostille.
[3]) Kirchenpostille, zweite Predigt am zweiten Pfingsttag.

gepredigt wird; da wird jedermann zu sich reißen, und niemand wollen der Letzte sein."

Überhaupt fehlt es nicht an Hinweisen auf die Universalität der göttlichen Gnade, die da will, daß allen Menschen geholfen werde und kein Ansehen der Person, des Standes, des Volkes kennt.

So heißt es in der anderen Predigt[1]) am Tage der h. drei Könige, von der Taufe Christi, Evangelium Matth. 3, V. 13—17: „Das höchste und größeste Wunderwerk, davon man auf dies Fest predigen soll, ist, daß Christus getaufet ist von Johanne im Jordan. Aber ihr junges Volk sollet heute auch lernen, daß wir Gott danken sollen für diese Gnade, daß Christus, geboren zu Bethlehem, sich auch offenbaret hat den Heiden. Die Heiden gehörten nicht zum jüdischen Volk, sondern waren Fremde; dennoch hat Gott angefangen, zu sich zu locken dies Volk, welches nicht sein Volk war, nämlich die Heiden, daß sie an unserm Herrn Gott nicht verzweifeln sollten, als gehörten sie ihm nicht an. Zu solchem Locken gehöret auch dies, daß Christus seine Geburt den Heiden offenbaret, auf daß die Heiden sich zu tröften haben, daß Christus sie angehöret, und daß sie sich sein annehmen sollen, also wohl als die Jüden, ob sie gleich nicht sein Volk sind wie die Jüden. Denn diese Weisen sind ja Heiden gewest, die keine Priester, wie die Jüden, keinen Gottesdienst, kein Gottes Wort hatten, waren unbeschnitten, ohne Tempel, ohne Kirchen, ohne Propheten; dennoch, unangesehen solches alles, kommen sie als fremde, blinde und gar unverdiente Leute zu dem Licht, dem Herren Christo, und empfahen ihn, fallen auf ihre Knie, beten ihn an und thun ihm Geschenke. Er nimmt sie auch an und lässet ihm ihr Anbeten und Geschenke gefallen. Solches ist uns zum Troste geschrieben, daß wir Gott dafür danken sollen, daß wir Heiden von dem Sohn Gottes nicht so gar verworfen sind, sondern eben sowohl als die Jüden angenommen werden; und daß Gott durch Christum ein solch Reich auf Erden hat angerichtet, in welchem nicht nach Verdienst, sondern nach Gnaden mit uns gehandelt wird".

Als locus classicus für den Reichtum, die Tiefe, die Weite der göttlichen Gnade und die Herrlichkeit der Predigt, die ihre Stimme in allen Landen ertönen läßt, will mir die dritte Predigt[2]) am Tage der Himmelfahrt Christi — über das Evangelium Marc. 16, v. 14—20. Inhalt: Von Christi Befehl, das Evangelium zu predigen; wie auch einer Predigt vom Glauben und Unglauben — erscheinen. Da sagt Luther: „Das Hauptstück in diesem Evangelio ist der Befehl, den der Herr Christus seinen Jüngern giebt, da er spricht: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur. Es ist zumal ein starker und gewaltiger Befehl, daß der Herr seine Jünger sendet, nicht in eine Stadt noch Dorf, nicht allein in das jüdische Land zu dem Volk Israel, nicht allein gen Jerusalem zu den Priestern und Leviten, nicht in ein Königreich und Fürstentum der Heiden; sondern in die ganze Welt, zu allen Königen, Fürsten und Herren, und allen Menschen unter dem Himmel, es seien Jüden oder Heiden, Edele oder Unedele, Mann oder Weib, jung oder alt. Das heißt das Maul weit aufthun und nicht im

[1]) Hauspostille.
[2]) Hauspostille.

Winkel, sondern frei öffentlich predigen, also, daß es vor allen Kreaturen, Sonn, Mond u. s. w. erschalle, und daß es alle Menschen und alles, was im menschlichen Geschlecht Kreatur heißt, oder geordnet ist (wie St. Petrus solche Ordnung menschliche Kreaturen heißet 1. Epistel 2), hören könne; auf daß sich niemand zu entschuldigen habe, noch sagen dürfe, er habe es nicht gehöret. Dieser Befehl ist so groß und stark, daß kein größerer noch stärkerer Befehl oder Gebot je in die Welt ausgegangen ist. Denn eines jeden Königs, Kaisers, Fürsten und Herren Gebot gehet nicht weiter, denn über sein Königreich, Kaisertum, Fürstentum, Land und Leute; gleichwie eines jeden Hausvaters Befehl gehet nicht weiter, denn über sein Hausgesinde. Aber dieses Königs Befehl gehet über alle Könige, Kaiser, Fürsten, Land, Leute, Große und Kleine, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte: Denn es fasset es alles auf einen Haufen und spricht: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. In Summa: Das Evangelium soll allenthalben gepredigt werden, in der ganzen Welt. Denn obgleich die Apostel nicht persönlich in alle Welt kommen sind, noch alle Winkel des Erdkreises gesehen haben; dennoch ist ihre Predigt in alle Welt kommen, wie der 19. Psalm v. 4 sagt: Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Ihre Schnur gehet aus in alle Land und ihre Rede an der Welt Ende. Der Apostel Wort und Predigt ist, nach Laut des Befehles Christi, in alle Welt kommen, obschon ihre Person und Füße nicht in alle Welt kommen sind. Unsere Väter und Voreltern haben dasselbe Wort (wiewohl es zu einer Zeit klärer ist gepredigt worden denn zu der anderen) gehöret vor uns: wir hören es jetzt nach ihnen. Das Wort gehet immerdar fort, durch andere und andere Personen. Die Apostel haben es angefangen in aller Welt zu predigen; der Apostel Nachkommen treiben es fort bis an den jüngsten Tag.

Diesen Befehl soll man wohl merken; denn damit unterscheidet Christus selbst die Predigt des Evangelii von allen anderen Lehren auf Erden. Denn weil er spricht: die Apostel sollen gehen in alle Welt und das Evangelium predigen aller Kreatur, so folget, daß alle Welt mit all ihrer Weisheit, Kunst und Lehre nichts weiß noch verstehet vom Evangelio Christi; denn wo sie es aus ihrem eignen Kopfe wüßte und verstände, so dürfte sie nicht der Apostel Sendung und Predigt. Wo es die Griechen gewußt hätten, so hätte St. Paulus nicht dürfen zu ihnen kommen und den Gehorsam des Glaubens unter ihnen aufrichten, Röm. 16, 26. Darum werden mit diesem Befehl alle Gelehrten dieser Welt, Philosophi, Juristen, Theologi mit alle dem, das sie wissen, verstehen und in aller Welt lehren, zur Schule geführet und den armen Bettlern und ungelehrten Fischern, den Aposteln unterworfen als den Boten, von Christo gesandt, die aller Welt Meister sein sollen, und welche alle Welt hören und von ihnen lernen, oder mit all ihrer Kunst und Weisheit verdammt sein sollen. Die Welt weiß und verstehet, wie man soll bauen, haushalten, essen, trinken, sich nähren, Land und Leute regieren u. s. w., aber von dem Reiche Christi, wie man solle selig werden, da weiß sie nichts von. Hier heißt es also: durch das Evangelium und Predigt von Jesu Christo ist das Geheimnis offenbaret, das von der Welt her verschwiegen gewesen ist, Röm. 16, 25. Und: wir

reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit, welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat, 1. Cor. 2, 7. 8. Und: das Geheimniß ist von der Welt her in Gott verborgen gewesen, Ephes. 3, 9. Darum Christus mit diesem Befehl die Predigt seines Evangelii unterscheidet von allen anderen Predigten und Lehren auf Erden; also, daß er auch nicht ausnimmt die Jüden mit dem Gesetz Mosis noch die Philosophos mit ihrer Weisheit. Gehet hin, spricht er, und saget allen Menschen, Jüden und Heiden, Griechen und Ungriechen, Gelehrten und Ungelehrten, das sie vorhin nicht wissen und doch lernen müssen, wollen sie anders selig werden. Derohalben soll man die christliche Predigt oder das Evangelium, welches in Christi Reich gehet, unterscheiden von allen anderen Lehren und Predigten, als die von Christo selbst über die anderen alle gesetzt ist und da alle Welt nichts von weiß. Diese Predigt ist eine hohe, himmlische Predigt, welche aller Welt verborgen und unbekannt ist und vom Himmel herab offenbart wird. Die anderen Predigten aber sind alle irdisch."

Ziehen wir die Summe der bisher gegebenen Ausführungen Luthers, so ergeben sich folgende Grundgedanken: die Welt ohne Christus geht in Irrtum, Sünde und Götzendienst hinein. Selbst wo sie Gott gesucht, ist sie in den Götzendienst verfallen. Nur *einer* ist es, der den Weg zu Gott führt, das ist der, den die sündenvergebende Liebe und Gnade des himmlischen Vaters gesandt hat, der Heiland Jesus Christus.

Damit hat aber Luther zugleich die Basis festgelegt, auf der alle Missionsgedanken und alle Missionsthätigkeit sich aufbauen. Es ist meines Erachtens doch nicht genug, wenn man Luther nur das indirekte Verdienst um die Mission zuerkennt, daß er, ganz allgemein ausgedrückt, das lautere Evangelium wieder verkündet. Gerade diese spezielle Hervorhebung von Sünde und Gnade, wie ich sie eben skizziert, ist mir von hoher Wichtigkeit. Wer so klar, so scharf beides erkannt wie Luther, für den ist die letzte Konsequenz: verbreitet die Botschaft von der sündenvergebenden Liebe Gottes in Christo! nur ein ganz kleiner Schritt; wie Luther, wenn auch nicht in praxi, so doch prinzipiell diesen Schritt bereits gethan in jener oben schon citierten Stelle: „daß man Gott nicht bas kann dienen, denn daß jedermann solche Gnade, durch Christum uns erworben, mit Glauben annehme; und *darnach gegen seinem Nächsten auch alle Liebe beweise, wie Gott gegen ihn bewiesen hat*".

Auch die Missionsgeschichte giebt mir Recht, wenn ich so großes Gewicht auf die genannten Grundgedanken Luthers lege und sie geradezu als Fundament und Ausgangspunkt des evangelischen Missionsgedankens bezeichne. Es ist bekannt genug, daß die Geschichte der praktischen Ausführung des Missionsgedankens zurückdatiert in den Ausgang des vorigen Jahrhunderts, und daß ihre Entstehung, daß die liebevollste, begeistertste, thatkräftigste Pflege der Mission lange Zeit hindurch zu suchen gewesen ist gerade in den pietistischen Kreisen der evangelischen Kirche, d. h. in den Kreisen, deren Brennpunkte „Sünde" und „Gnade" waren, die also im wesentlichen auf dem Boden der oben angeführten Worte Luthers standen. Wenn dem Pietismus das Verdienst gebührt, Stein auf Stein gefügt zu haben zu dem weiten Gotteshaus der Mission, dann nehme ich für Luther als unbestreitbar das hohe Verdienst in Anspruch, den Grundstein dieses Gotteshauses bereits

gelegt zu haben. Wenn Luther die Grund- und Kerngedanken der missionierenden Gottes- und Menschenliebe ausgesprochen, so hat der Pietismus nur ihre logischen Konsequenzen gezogen und ihnen die praktische Verwirklichung gegeben.

Doch zurück zu Luther selbst!

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde durch seinen Sohn Jesum Christum: das steht für Luther mit leuchtenden Buchstaben geschrieben über der Geburt Christi und dem Eintritt des Christentums in die Welt.

Und eine Bethätigung dieser frohen Botschaft sieht Luther in der Hilfe, die bis zu seiner Zeit bereits geleistet ist.

Damit offenbart Luther weiterhin ein offenes, klares Verständnis für die Missionsthätigkeit des Christentums, wie er sie auf Grund der historischen Thatsachen vor sich sah, das heißt, für die Missionsgeschichte. Mit besonderem Interesse wendet er sich dem zu, worauf ihn das Texteswort in seiner unmittelbaren Beziehung hinweist, also auf die erste Blütezeit der Mission in der Epoche der apostolischen Thätigkeit. Und mit Recht! In ihr liegt ja auch das Ur- und Vorbild alles Missionierens, und auf sie ist für jede Frage auf dem Gebiet der Mission zu rekurrieren.

Sie, die Apostel, sind freilich die geeignetsten Verkündiger des Evangeliums gewesen; haben sie doch das Licht von Gott selbst geschaut, wie es gekommen war, die Welt zu erleuchten. „Auf[1]) daß er ein Licht der Menschen würde, das ist, daß er bekannt würde, ist er kommen, hat sich unter sie leiblich und persönlich erzeiget und ist Mensch worden. Da ist das Licht in die Latern gesetzet und nicht der verlorene Groschen durch seine Werke und Licht der Latern nachgelaufen und sie gesuchet; sondern die Latern hat den Groschen gesuchet und funden mit ihrem Licht, hat darob das ganze Haus dieser Welt mit dem rechten Kehrbesen gekehret und in allen Winkeln gesuchet, suchet, kehret und findet auch noch bis an jüngsten Tag".

Was sich bereits aus dem Prinzip des Christentums von der allumfassenden Gnade ergeben, das hat in praxi die Missionsgeschichte bestätigt. Die Mission ist eben allumfassend. „Die Braut", so heißt es in einer Predigt vom 20. Sonntag nach Trinitatis[2]), „die Braut ist die christliche Kirche, wir und alle Welt, so ferne als wir glauben. Gehet hin auf die Straßen u. s. w: da sind sie ausgegangen auf die Straßen, d. i. zu uns Heiden, und haben uns vom Ende der Welt zusammenbracht in eine Gemeinde, darinnen sind Gute und Böse".

Mit diesem freien Standpunkt ist auch der Grenzzaun niedergeworfen zwischen dem jüdischen Volk und der Heidenwelt. Die Missionsgeschichte hat es gelehrt in ihrem Gang, daß die freie paulinische Auffassung des Evangeliums Christi der Wille Christi selbst gewesen. „Daß[3]) Christus sagt: Gehet in den Flecken, der vor euch oder gegen euch lieget, und schweiget seinen Namen, bedeutet, daß die Apostel sind gesandt nicht allein zu einem Volk, wie bisher die Jüden waren, von Gott ausgesondert von allen Heiden und allein mit dem Namen Gottes Volk genennet, und Gottes Wort oder Verheißung von dem zukünftigen Christo allein bei ihnen war. Jetzt aber,

[1]) Kirchenpostille, Predigt am dritten Christtage.
[2]) Kirchenpostille.
[3]) Kirchenpostille, Predigt über das Evangelium des ersten Advents.

nun Christus kömmt, sendet er seine Prediger aus in die ganze Welt und befiehlet ihnen, daß sie stracks sollten vor sich gehen und allenthalben von ihm predigen allen Heiden und wer ihnen vorkömmt; ohne Unterschied strafen, lehren und vermahnen, er sei, wer, wie groß, gelehrt, weise und heilig er wolle".

Daher weist die Missionsgeschichte denn auch deutlich genug auf das Erntefeld aus der Heidenwelt hin. „Diese Magi", hebt Luther in einer Epiphaniaspredigt[1]) an, „bedeuten und sind auch selbst das erste Stück der Heidenschaft, zum Glauben bekehret durch das Evangelium . . . daß nun die Magi gen Jerusalem kommen und nach dem neuen König fragen, ist nichts anderes, denn daß die Heiden, durchs Evangelium erleuchtet, kommen in die christliche Kirche und suchen Christum".

Nun ist wohl zuzugeben, und hierin gebe ich Warneck unbedingt Recht: den Gang dieser Missionsgeschichte und die Missionsaufgabe des Christentums sieht Luther im wesentlichen als erfüllt, als abgeschlossen an.

Befremdlich ist es schon, daß Luther in seiner Auslegung[2]) des vierten Hauptstückes vom Sakrament der heiligen Taufe vollständig schweigt über den fortgehenden Missionsbefehl, der in den Einsetzungsworten der heiligen Taufe ausgesprochen liegt: „Gehet hin in alle Welt, lehret alle Heiden und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes". Ihm tritt in den Mittelpunkt der ganzen Taufbelehrung das andere Wort: „Wer da gläubet und getauft wird, der wird selig, wer aber nicht gläubet, der wird verdammt". Er handelt da „zum ersten von Gottes Gebot und Einsetzung, daß man nicht zweifele, die Taufe sei ein göttlich Ding, nicht von Menschen erdacht oder erfunden; zum andern: weil wir nun wissen, was die Taufe ist und wie sie zu halten sei, müssen wir auch lernen, warum und wozu sie eingesetzt sei, das ist, was sie nütze, gebe und schaffe; auf's dritte, weil wir den großen Nutzen und Kraft der Taufe haben, so laß nun weiter sehen, wer die Person sei, die solches empfahe, was die Taufe giebt und nützet". Hier gerade erwarten wir einen Ausblick auf das Missionsfeld. Allein es folgt alsbald eine Auseinandersetzung über das Verhältnis von Glaube und Werken; und was wir erwartet und gehofft, bleibt aus.

Es erinnert mich das lebhaft an eine Predigt zum Himmelfahrtsfeste[3]). In der Einleitung führt Luther aus: „Aufs erste sind in diesem Evangelio zwei Stücke: Eines, daß der Herr den Aposteln befiehlet, das Evangelium zu predigen in aller Welt. Das andere von seiner Auffahrt. Wir wollen aber lassen anstehen das Vörderteil, da der Herr ihren Unglauben und hartes Herz strafet, und dazu greifen, da er spricht: Gehet hin in alle Welt u. s. w. Da hast du, was das Evangelium zu deutsch heißet, wenn ich spreche; wer da gläubet und getauft wird, der wird selig. In den Worten ist es gar gefasset; wer die hat, der hat das Evangelium".

Mit dieser Überleitung geht Luther alsbald hinüber zu einer Predigt über den Glauben. Genau, wie er die Glaubenspredigt in das Centrum

---

[1]) Kirchenpostille.
[2]) Großer Katechismus.
[3]) Kirchenpostille.

seiner Auslegung des vierten Hauptstückes gestellt mit völliger Übergehung des auf der Hand liegenden Missionsgedankens!

Auch an einer anderen Stelle des Katechismus erwarten wir eine Hindeutung auf das Werk der Mission. Die Missionsbitte des Katechismus ist die zweite Bitte: „Dein Reich komme“. Aber Luther zieht den Gedankenkreis alsbald enge auf die christliche Gemeinde, wenn er sagt:[1]) „Wir bitten hier, daß sein Reich kommen solle. Aber gleichwie Gottes Name an ihm selbst heilig ist, und wir doch bitten, daß er auch bei uns heilig sei, also kömmt auch sein Reich ohn unser Bitten von sich selbst; doch bitten wir gleichwohl, daß es zu uns komme, das ist, unter uns und bei uns gehe, also, daß wir auch ein Stück seien, darunter sein Name geheiliget werde und sein Reich im Schwang gehe“.

Zwar, Luther fährt fort, und man könnte geneigt sein, in diesen Worten eine Hindeutung auf die Mission zu finden: „Derhalben bitten wir nun hier zum ersten, daß solches bei uns kräftig werde und sein Name so gepreiset durch das heilige Wort Gottes und christlich Leben, beide, daß wir, die es angenommen haben, dabei bleiben und täglich zunehmen, und daß es bei anderen Leuten einen Zufall und Anhang gewinne und gewaltiglich durch die Welt gehe, auf daß ihrer viel zu dem Gnadenreich kommen, der Erlösung teilhaftig werden, durch den heiligen Geist herzugebracht, auf daß wir also allesamt in einem Königreich, jetzt angefangen, ewiglich bleiben“.

Allein mit diesen „anderen Leuten“ hat Luther keineswegs die heidnische Welt im Sinne, sondern die Angehörigen der päpstlichen Kirche, die das lautere Evangelium und den reinen Glauben nicht haben und darum als die noch nicht bei Christo Seienden bezeichnet werden.

So bezeichnet Luther oft die Christenheit, sofern sie sich vom Boden des Evangeliums, von dem Glauben und der Gnade Gottes in Christo entfernt hat oder sich auf diesen in der Predigt des lauteren Evangelii zugänglich gemachten Boden noch nicht zurückgefunden hat. Wie weit ihm der Begriff „Heiden“ ist, geht aus einer Predigt[2]) vom 2. Sonntag nach Trinitatis über das Gleichnis vom großen Abendmahl hervor, in der es heißt: „Die an den Zäunen u. s. w. — das sind wir Heiden“. Und auch in dem viel citierten 117. Psalm ist der Sinn kein anderer. „Wenn es im Psalm heißt: Lobet den Herren alle Heiden, so werden damit wir Heiden versichert und gewiß, daß wir auch zu Gott und in den Himmel gehören und nicht verdammt sein sollen, ob wir gleich nicht Abrahams leiblich Blut und Fleisch sind; wie die Jüden sich rühmen, als wären sie allein Abrahams Kinder und Erben des Himmels um der leiblichen Geburt willen, von Abraham und den heiligen Erzvätern, Königen und Propheten.“ „So alle Heiden sollen Gott loben, so muß das zuvor da sein, daß er ihr Gott sei worden. Soll er ihr Gott sein, so müssen sie ihn kennen und an ihn glauben und alle Abgötterei fahren lassen, sintemal man Gott nicht loben kann mit abgöttischem Munde oder mit ungläubigem Herzen. Sollen sie glauben, so müssen sie sein Werk zuvor hören und dadurch den heiligen Geist kriegen, der ihr Herz durch den Glauben reiniget und erleuchtet.

---

[1]) Großer Katechismus.
[2]) Kirchenpostille.

Sollen sie sein Wort hören, so müssen Prediger zu ihnen gesandt werden, die ihnen Gottes Wort verkündigen."

Das klingt zwar ganz wie ein klares Missionswort. Aber ich stimme Warneck völlig bei, wenn er sagt[1]): „Hierbei hat Luther nur τὰ ἔθνη im Sinn, im Gegensatz zu dem alttestamentlichen Bundesvolk, also die christlichen Völker, welche aus den Heiden stammen. Diesen und keinen anderen Sinn hat das Wort auch, wenn es in dem als Missionslied so viel gebrauchten: „Es woll' uns Gott gnädig sein" heißt:

„Und Jesus Christus Heil und Stärk
bekannt den Heiden werden
und sie zu Gott bekehren.
So danken Gott und loben dich
die Heiden überalle."

Daher sieht denn Luther die Missionshinweise in dem Gleichnis vom guten Hirten als erfüllt an, die „anderen Schafe" sind ihm eben die Christen aus den Heiden. „Viele[2]) sagen, daß dies noch nicht geschehen sei; aber ich sage nein, es ist schon geschehen. Die Jüden sind die ersten Schafe, denen hat Christus selbst erstlichen geprediget; denn der Jüden Name war dazumal so heilig wie jetzt der Christen. Die Heiden aber waren die fremden Schafe; und das sind wir. Dieselbigen hat Christus zusammenbracht in einen Schafstall, das ist, in eine christliche Gemeinde, durch seine Apostel und Prediger über die ganze Welt, welcher Amt noch immerzu gehet und seinen Lauf noch nicht gar verendet hat."

Auch bei Auslegung des Evangeliums vom zweiten Advent[3]) stützt er sich auf den citierten Ausspruch des Herren, eben in seiner Auffassung. „Dies Geschlecht nennt er die Jüden, und zwinget hier dieser Spruch klärlich, daß nicht wahr sei die gemeine Rede, daß die Jüden sollen alle Christen werden, und führen den Spruch dazu Joh. 10, 16: Es wird ein Hirte und ein Schafstall werden; welcher ist erfüllet, nicht, da die Jüden zu den Heiden, sondern da die Heiden zu den Jüden traten und Christen worden zu der Apostel Zeit; wie es auch St. Augustinus vielmal ausleget, auch die Worte Christi selbst geben, da er sagt Joh. 10, 16: Ich habe noch andere Schafe u. s. w. Hier siehest du klärlich, daß er redet von den Heiden, die zu dem jüdischen Schafstall kommen sind, darum ist der Spruch längst erfüllet."

In besonders kräftigen Zügen ist Luthers Standpunkt entwickelt in einer anderen Predigt des Sonntags Misericordias Domini[4]). „Es haben auch etliche diesen Spruch (ich habe noch andere Schafe u. s. w.) dahin gedeutet, daß es müsse erfüllet werden bald vor dem jüngsten Tage, wenn der Endchrist werde kommen und Elias und Enoch. Das ist nicht wahr, und hat's eigentlich der Teufel zugerichtet, daß man gläubt, die ganze Welt werde Christen werden. Der Teufel hat's darum gethan, daß er die rechtschaffene Lehre verdunkelte, daß man sie nimmer recht verstünde. Darum hüte dich dafür, dieser Spruch ist wahr worden und erfüllet bald darnach,

---

[1]) A. a. O.
[2]) Kirchenpostille, zweite Predigt am Sonntag Misericordias Domini.
[3]) Kirchenpostille.
[4]) Kirchenpostille.

da Christus gen Himmel ist gefahren und gehet noch immer im Schwange. Da das Evangelium anging, ward es den Jüden geprediget; dies Volk war der Schafstall. So sagt er nun hier: Ich habe noch andere Schafe u. s. w. Da saget er, daß den Heiden auch soll das Evangelium geprediget werden, daß sie auch an Christum gläuben, daß also aus Jüden und Heiden eine christliche Gemeinde werde; das hat er darnach durch die Apostel gethan, die den Heiden predigten und bekehrten sie zu dem Glauben. Also ist nun alles eine Kirche oder Gemeinde, ein Glaube, eine Hoffnung, eine Liebe, eine Taufe und dergl. Das währet noch heut zu Tage immerdar, bis auf den jüngsten Tag. Darum müßt ihr es nicht also verstehen, daß die ganze Welt und alle Menschen werden gläuben; denn wir müssen immer das heilige Kreuz haben, daß ihr das mehrere Teil sind, die die Christen verfolgen; so muß man auch immer das Evangelium predigen, daß man immer etliche herzubringe, daß sie Christen werden; denn das Reich Christi steht im Werden, nicht Geschehen."

Ich glaube, nicht zuviel zu behaupten, wenn ich, weiter fortschreitend, sage: Zwar ist Luther, wie nachgewiesen, im wesentlichen der Gang der Christianisierung abgeschlossen. Doch blickt hie und da der Gedanke durch, daß das Evangelium noch weiter laufen müsse.

Gewiß ist ihm das nächstliegende Objekt der Predigt die dem Evangelium entfremdete päpstliche Kirche einerseits, sowie andererseits er selbst und die evangelische Gemeinde, wie er letzteren Gedanken in seiner drastischen Weise ausspricht in einer Predigt vom Sonntag Septuagesimä[1]): „Darum ist auch wohl not, daß man dies Evangelium zu unseren Zeiten denen predige, die jetzt das Evangelium wissen, mir und meines Gleichen, die alle Welt lehren und meistern können und achten dafür, wir seien die nächsten und haben Gottes Geist rein aufgefressen mit Federn und Beinen". Beides, die päpstliche und die evangelische Gemeinde, erscheint vereint als Objekt der Predigt, wenn Luther sich in einer Predigt vom Sonntag Quasimodogeniti[2]) dahin äußert: „Darum sende ich euch in die Welt, wie mich mein Vater gesandt hat, das ist, daß ein jeglicher Christ seinen Nächsten soll unterweisen und lehren, daß er auch zu Christo komme".

Indessen hat Luther über dem Nächstliegenden das Fernerliegende nicht vergessen. Und es fehlt nicht an Gelegenheiten, bei denen der Universalismus des Christentums, das heißt, der Missionsgedanke zum Durchbruch kommt.

Den Einwurf: „Ja[3]), sprichst du, ich wollte gern gläuben, wenn ich wäre wie St. Petrus, Paulus und andere, die fromm und heilig sind; ich aber bin zu gar ein großer Sünder; und wer weiß, ob ich dazu erwählet bin?" — weist er zurück mit folgender schönen Antwort, die hinausdeutet auf das große Arbeits- und Erntefeld der Mission: „Antwort: Siehe doch die Worte an, wie und von wem er redet. Also hat Gott die Welt geliebet; item, auf daß alle, die an ihn gläuben. Nun heißet die Welt nicht allein St. Petrus, Paulus; sondern das ganze menschliche Geschlecht, alles mit einander, und wird hier keiner ausgeschlossen: für alle ist Gottes Sohn

[1]) Kirchenpostille.
[2]) Kirchenpostille.
[3]) Kirchenpostille, zweite Predigt am zweiten Pfingsttag.

gegeben, alle sollen sie gläuben und alle, die da gläuben, sollen nicht verloren werden".

Die Freudigkeit in der Arbeit darf sich nicht hindern und lähmen lassen durch Mißerfolge bei denen, die das Evangelium nicht hören und annehmen wollen. Da muß man sich eben einfach an des Herren Befehl halten und sich sein getrösten. „Da[1]) siehest du, daß das Evangelium eine solche Predigt ist, das da verkündiget Buße und Vergebung der Sünde; und daß es nicht soll in einem Winkel geprediget werden, sondern vor jedermann im Haufen, man fasse es oder fasse es nicht; denn es gehet weiter, daß man es höret, auf daß es Frucht schaffe. Darum soll man sich nicht daran ärgern, wenn es wenig fassen, und nicht sagen, es sei verloren; sondern sich daran genügen lassen, daß es Christus befohlen und geheißen hat zu predigen in der ganzen Welt, wer es fasset, der fasset es."

In einer dritten Predigt am Himmelfahrtstage[2]) scheint Luther ebenfalls einen Anlauf zu nehmen, um die Konsequenz des Missionsbefehles an die Welt aus dem gegebenen Texte zu ziehen. Man freut sich ordentlich, wenn man im Eingang dieser Predigt liest: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium allen Kreaturen. Wer da gläubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht gläubet, der wird verdammet werden. Das sind Worte der Majestät, welche billig eine Majestät heißet, daß er diesen armen Bettlern befiehlet auszugehen und diese neue Predigt zu verkündigen, nicht in einer Stadt oder Land; sondern in alle Welt, Fürstentum und Königreich: und das Maul frei und getrost aufthun vor allen Kreaturen, daß alles, was menschlichen Geschlechts ist, diese Predigt höre. Das heißt ja, wahrlich, den Arm weit ausgereckt und um sich gegriffen und einen großen Haufen auf sich geladen; und ist so ein starker, gewaltiger Befehl, daß desgleichen nie kein Gebot in der Welt ist ausgegangen. Denn eines jeden Königes oder Kaisers, Fürsten oder Herren Gebot gehet nicht weiter denn über sein Land und Leute und Unterthanen wie eines Hausvaters über sein Hausgesind; aber dieser Befehl gehet über alle Könige, Fürsten, Land und Leute, Große und Kleine, Junge und Alte; Gelehrte, Weise, Heilige u. s. w. unterwinden sich mit diesem einen Wort aller Herrschaft, Gewalt, darzu aller Weisheit, Heiligkeit, Hoheit und Regiments, so auf Erden ist, als dem es alles soll unterworfen sein. Was sollte hierzu die ganze Welt anders denken und sagen: Wie, unterstehet sich der Mann allein mit seinen eilfen armen Bettlern der Gewalt über Mosen und alle Propheten, ja über alle Menschen: denn Mose selbst ward nicht mehr denn zu Pharao und seinem Volk gesandt. Was ist dieser einige Mensch gegen die ganze Welt mehr oder besser, denn etwa ein Bauernknecht in einem Dorf? Nun muß es nicht ein schlechter Herr sein, der sich der Macht unterstehet und Boten ausschicket nicht zu einem oder mehr Herren oder Königen, sondern zu allen in der weiten Welt; und solches also, als habe er volle Macht und Gewalt über sie als über seine Unterthanen: und giebt ihnen solchen Befehl, daß sie vor niemand sich scheuen, noch entsetzen sollen, wie groß, gewaltig er ist, sondern frei hingehen,

[1]) Kirchenpostille, Predigt am dritten Osterfeiertag.
[2]) Kirchenpostille.

immer fort und fort, soweit die Welt ist, und predigen, als werde man sie wohl müssen hören und niemand ihnen solle können wehren".

Gewiß eine Textesauslegung, wie wir sie packender, treffender in keiner neueren Missionspredigt gehört noch gelesen! Nur schade, kurz nachher restringiert Luther das Gesagte wieder auf die Zeit der apostolischen Thätigkeit! Der weitgreifende Befehl ist bereits erfüllt. „Also heißet nun dieser Befehl: Gehet hin und prediget das Evangelium allen Kreaturen. Hiermit siehet er sehr weit um sich. Denn er will seine Predigt in keinen Winkel gesteckt noch derselben Scheu gehabt haben oder heimlich und meuchlings damit schleichen; sondern also öffentlich gemacht, daß es die liebe Sonne am Himmel, ja alles Holz und Steine möchten hören, wo sie Ohren hätten. Wie denn solches auch geschehen ist, obwohl die Welt so viel hundert Jahr sich dawider gesetzet hat; doch hat es dagegen fortgedrungen, daß desgleichen Gewalt und Kraft wie keine in der Welt gewesen, die soweit gangen und regieret hätte."

Also der Ansatz ist da, aber die Durchführung des Gedankens fehlt. Das Missionsprinzip, der Missionsbefehl, der Herr der Mission, seine Gewalt und Autorität — alles ist da. Aber Luthers Blick schaut in die Vergangenheit zurück, und er vermag es nicht, aus der Vergangenheit die Konsequenz zu ziehen, die sie für die Zukunft des Christentums, die fortschreitende Christianisierung der Welt, an die Hand giebt.

Noch deutlicher tritt uns das entgegen in der zweiten Predigt am Himmelfahrtsfest[1]) [ihren Ausführungen sind ganz analog die in der Predigt über die Epistel des ersten Weihnachtsfeiertages[2])]. In beiden heißt es, ganz im Fahrwasser des Missionsgedankens: „Allhie begiebt sich eine Frage über den Spruch: Gehet hin in alle Welt, wie dieser Spruch zu verstehen ist und zu halten, sintemal die Apostel ja nicht in alle Welt kommen sind? Denn es ist kein Apostel her zu uns kommen; auch sind viel Insulen erfunden worden, noch zu unseren Zeiten, die da Heiden sind, und niemand hat ihnen gepredigt; und die Schrift saget doch: Ihre Stimme ist in der ganzen Welt ausgegangen. Röm. 10, 18. Antwort: Ihre Predigt ist in alle Welt ausgangen, wiewohl sie in alle Welt noch nicht ist kommen. Dieser Ausgang ist angefangen und ausgangen; wiewohl er noch nicht vollbracht und ausgerichtet ist, sondern wird je weiter und ferner ausgeprediget bis an den jüngsten Tag. Wenn diese Predigt in aller Welt geprediget und gehöret wird und verkündiget, alsdann ist die Botschaft vollbracht und allenthalben ausgerichtet; dann wird auch zutreffen der jüngste Tag. Es ist eben um diese Botschaft der Predigt, als wenn man einen Stein ins Wasser wirft, der machet Bülgen und Kreise oder Striemen um sich, und die Bülgen walchen sich immer fort und fort, eine treibet die andere, bis daß sie an das Ufer kommen. Wiewohl es mitten inne stille wird, noch ruhen die Bülgen nicht, sondern fahren für sich. Also gehet es auch mit der Predigt zu; sie ist durch die Apostel angefangen, und gehet immerdar fort und wird durch die Prediger weiter getrieben, hin und her in die Welt verjagt und verfolget, wird doch immer weiter denen, die sie zuvor nicht gehöret haben, kund gemachet, wiewohl sie mitten unter dem

---

[1]) Kirchenpostille.
[2]) Kirchenpostille.

Wege ausgelöschet und für Ketzerei verdammet wird; oder, wie man spricht, wenn einer eine Botschaft lässet ausgehen, die Botschaft ist ausgangen, wiewohl sie noch nicht in den vorgenommenen Ort oder bestimmte Stelle kommen ist, sondern noch unter Wegen gehet. Als wenn man spricht: Des Kaisers Botschaft ist ausgangen gen Nürnberg oder zum Türken, wiewohl sie noch nicht dahin kommen ist. Also ist es auch zu verstehen mit der Predigt der Apostel".

Warneck[1]) hat den Eindruck treffend gekennzeichnet, den diese Ausführungen Luthers auf den Leser machen. Es hätte hier nahe gelegen, und man erwartet es beständig, daß Luther sagen würde: wir müssen die von den Aposteln angefangene Predigt auch unter den Heiden (Nichtchristen) fortsetzen; aber er macht keine Andeutung, aus der man schließen könnte, daß er eine direkte Heidenmissionsthätigkeit für geboten halte.

Wir müssen uns eben auf den oben aufgestellten Satz beschränken: Luther hat den Gang der Christianisierung im wesentlichen in der seitherigen Missionsgeschichte abgeschlossen gesehen. Doch blickt hie und da der Gedanke durch, daß das Evangelium noch weiter laufen müsse.

Ich muß noch einmal weiter zurückgreifen. Ich habe im Eingang gesagt: Luther hat einen offenen Blick wie selten einer gehabt für die Armut, das Verlorensein der sündigen Seele und für die Universalität der göttlichen Gnade in Jesu Christo.

Ich fahre von dieser unanfechtbaren Position aus weiter fort und sage: Hat Luther auch nicht klar und voll die zur Missionsthätigkeit führenden Konsequenzen dieser beiden grundlegenden Gedanken gezogen, so hat er doch in ihnen ihr Fundament gelegt und ihre Lineamente gezogen. Die Zeit der evangelischen Mission war noch nicht erfüllt. Luthers Sache war es nach Gottes Bestimmung, den Quell des ewigen Lebenswassers frei zu legen. Das Wasser in Kanäle zu fassen und hinauszuleiten auf das dürre Ackerfeld der Heidenwelt, war einem späteren Geschlecht und einer späteren Zeit vorbehalten.

In wie vielen Fällen hat Christus, der Herr, ähnlich das Samenkorn in die Erde gelegt und es seinem himmlischen Vater überlassen, die Stunde des Aufgehens zu bestimmen! In wie vielen Fällen hat er seine ewigen Gedanken in die Herzen hineingelegt und der Zeit ihre zeitgemäße Ausbildung, ihre praktische Ausführung weislich anheimgegeben! Und sein großer Apostel Paulus! In seinem Evangelium der Freiheit eines Christenmenschen ist doch ausgesprochen im Prinzip, was Gestalt und Wesen erst viel später geworden: die Sklavenemanzipation, die Würde, der Adel des Weibes und damit die sittliche Hoheit der Ehe! Wer will sagen, daß ein Paulus alle diesem fern stehe, kein Verdienst darum habe, weil er diese christlich-freiheitlichen Gedanken nicht in praxi ausgeführt?

Omne simile claudicat! Und doch glaube ich berechtigt zu sein, aus der Parallele zwischen Paulus und Luther die Folgerung ziehen zu dürfen: Ist die Missionsthätigkeit erst später in der evangelischen Kirche hervorgetreten — das Grundprinzip des Christentums und der Mission und damit die Möglichkeit einer Missionsthätigkeit hat doch erst Luther wieder in seiner ganzen Klarheit, Weite und Tiefe dargestellt. Und dies Grund-

[1]) A. a. O.

prinzip heißt: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Warum Luther nicht die letzten Konsequenzen aus dem Grundprinzip der Mission gezogen?

Darüber sei mir nur ein kurzes Wort gestattet!

Ich kann dabei nur hinweisen auf die vortrefflichen, präzisen Ausführungen Warnecks [1]) mit denen sich die nachfolgenden, hier nicht zu übergehenden Punkte decken. Ich darf mich in einzelnen ganz kurz fassen und mich auf die Aufzählung der einzelnen Gründe beschränken, da Warneck meines Erachtens alles auf die letzte Frage Bezügliche gesagt hat, was gesagt werden kann.

Es ist zunächst zu erinnern, daß für die Reformatoren der Kampf gegen das Heidentum, welches sich in die christliche Kirche eingeschlichen, das erste und nächstliegende sein mußte.

Es ist zum andern zu denken an das Ringen der evangelischen Kirche um die eigene Existenz gegenüber der kaiserlichen und der päpstlichen Gewalt.

Es handelte sich weiter um die Konsolidierung der evangelischen Kirche in Lehre und Verfassung.

Die wichtigsten Gesichtspunkte sind bei Warneck ausführlicher behandelt. Einmal Luthers eschatologische Gedanken. „Ihm war der jüngste Tag vor der Thür; daher erwartete er auch gar keine weitere Ausbreitung der christlichen Kirche unter nichtchristlichen Völkern. Nach seiner eschatologischen Auffassung waren die damals in die christliche Kirche eingegangenen heidnischen Völker im großen und ganzen das abgeschlossene Resultat der nun beendigten Missionsarbeit.“

Sodann das andere: „Den protestantischen Kirchen, zumal Deutschlands, fehlte jede unmittelbare Berührung mit heidnischen Völkern. Wenn die römische Kirche damals eine nicht unbedeutende Heidenmission trieb, so kam das wesentlich daher, daß ihr zu verschiedenen Heidenländern eine offene Thür gegeben war. Es waren ausschließlich katholische Staaten, Portugal und Spanien, welche damals die Herrschaft zur See inne hatten, die neue Entdeckungen machten und den großen überseeischen Länderbesitz sich aneigneten. Dadurch war der Kirche Roms die Heidenwelt gleichsam vor die Thür gelegt und das erweckte in ihr den Missionstrieb. Wenn sich später der Jesuitenorden gleichfalls mit großem Eifer der Heidenmission widmete, so hat das seinen Grund wieder nicht bloß darin, daß man die durch die Reformation in Europa erlittenen Verluste durch neue Eroberungen jenseits der Oceane ausgleichen wollte, sondern weil die Stifter des Ordens Spanier waren und sich ihnen als solchen schon eine überseeische Wirksamkeit nahe legte . . . . Um ein wirklich das Reich Gottes ausbreitendes Missionsleben zu erzeugen, müssen zwei Faktoren zusammenwirken: geistliches Leben und weltgeschichtliche Wegbahnungen und Thüröffnungen. Die letzteren fehlten dem Protestantismus des Reformationszeitalters . . . Für die protestantische Mission war eben die Zeit noch nicht erfüllet“.

Ich fasse die Leitsätze der vorstehenden Arbeit zum Schlusse noch einmal kurz zusammen:

---

[1]) A. a. O.

I.

Luther erkennt die Armut und das Verlorensein der Welt ohne Christus.

II.

Luther kennt die Universalität der göttlichen Gnade, die will, daß allen Menschen geholfen werde.

III.

Luther sieht diese Hilfe geleistet in der bereits abgelaufenen Missionsgeschichte.

IV.

Zwar ist ihm im wesentlichen der Gang der Christianisierung bereits abgeschlossen. Doch blickt hie und da der Gedanke durch, daß das Evangelium noch weiter laufen müsse.

V.

Hat Luther auch nicht klar und voll die praktischen Konsequenzen des Missionsgedankens gezogen, so sind doch die Lineamente desselben bei ihm da (Vergl. These 1. 2. 3). Ähnlich Christus; er stellt seine großen Grundgedanken hin und überläßt der erfüllten Zeit ihre zeitgemäße Ausführung. Ähnlich auch Paulus mit seinen Prinzipien der Sklaven- und Frauenemanzipation.

VI.

Daß Luther die praktischen Konsequenzen des Missionsgedankens noch nicht gezogen hat, hat seinen Grund außer in anderen Ursachen (Kampf gegen das Heidentum in der päpstlichen Kirche, Ringen um die eigne Existenz, Aufbau in Lehre und Verfassung) wesentlich in Luthers Eschatologie und in den mangelnden Beziehungen des deutschen Protestantismus zu den überseeischen Ländern.

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt von Thekla Scipio in Arolsen.

XV.

93. Besonders bemerkenswert ist es, daß diese Einschärfung der christlichen Pflichten der Staatsregierung gegenüber zwischen die Ermahnungen zur Liebe gestellt ist (12. 9 ff.; 13. 8 ff.). Die negative Seite der Liebe ist in den Worten enthalten: „Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung“ (13. 10). Eine andere Regel ist: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem“ (12. 21). Dieser Satz ist der vollendetste Ausdruck der christlichen Liebe. Sowohl das Böse wie das Gute ist in dem Sinne

der göttlichen Gerechtigkeit gemeint; unser eigenes Gefühl könnte sich irren, und die Welt hat ihrer Natur nach einen andern Standpunkt als den christlichen; aber auch dieser ist nicht imstande, sich sittlich selbst zu bestimmen, sondern bedarf immer von neuem der Reinigung durch den geoffenbarten Willen Gottes. Überall begegnen wir dem Bösen, in unserem Herzen, in unserer Familie, im gesellschaftlichen Leben, in Kirche und Staat. Wenn Gottes Liebe in uns lebendig sein soll, müssen wir uns zuerst von jedem bösen Einfluß befreien; unser Charakter muß vor Gott rein und vor den Menschen unsträflich sein. Nur dann können wir das Böse um uns herum mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen. Es werden oft schwere Fehler gemacht, indem man das Böse ans Licht zu ziehen sucht oder kraftlose Versuche macht, es zu entfernen und zu zerstören. Der Erfolg ist nur zu oft, daß das eine Übel andere hervorbringt, und oft wirkt das von der Oberfläche verschwundene um so verderblicher unter derselben. Die Regel des Apostels trifft den Nagel auf den Kopf und wird niemals versagen: „Überwinde das Böse mit Gutem". Wie das in jedem besonderen Falle geschehen muß, das wird die christliche Liebe schon selbst finden, ohne andere zu Rate zu ziehen. Wir müssen manche von den anderen vorzüglichen Aussprüchen übergehen, wie den: „Die Liebe sei nicht falsch" (12. 9), „Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor" (10), „Nehmet euch der heiligen Notdurft an", „Herberget gerne" (13), „Habt einerlei Sinn unter einander (16), „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den niedrigen" (16), welcher letztere Satz mehr beachtet werden sollte, wenn es gilt, große Pläne auszuführen. „Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden" (18), „Laßt uns ehrbarlich wandeln als am Tage . . . . . nicht in Hader und Neid" (13. 13). Jeder dieser Sätze und viele andere auch könnten — und nicht nur bei chinesischen Christen — der Text zu einer sehr nützlichen Predigt werden.

94. „Den Schwachen im Glauben nehmet auf, und verwirret die Gewissen nicht" (14. 1). Schwachheit im Glauben heißt Abhängigkeit von äußeren Dingen, es ist die Furcht, daß man durch Nichtbeobachtung der Gebräuche oder Ceremonien dem eigenen Seelenheil schaden könne. Christus, und nur er! Das ist immer der Stein des Anstoßes gewesen, nicht nur bei den Juden, sondern auch bei den Christen, in all den verschiedenen Kirchen von der apostolischen Zeit an bis auf den heutigen Tag. Jede Kirche, ja fast jeder einzelne Christ ist versucht, der Gnade Gottes etwas Menschliches beizufügen. Alle Streitigkeiten und Entzweiungen, alle Bitterkeit und Verfolgungen, die wir in der Kirchengeschichte verzeichnet finden, sind nicht durch Meinungsverschiedenheiten über göttliche Gaben entstanden, obgleich auch diese nur zu oft mißverstanden wurden, sondern durch menschliche Zusätze; sie mögen nun in Worten (Dogmen und Glaubensbekenntnissen) oder in Handlungen (Gebräuchen und Ceremonien) irgend welcher Art bestehen.

Der Apostel erwähnt in diesem Kapitel Fleischessen und Weintrinken und das Einhalten gewisser Tage. Seine goldene Regel liegt in den wenigen Worten: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn" (14. 8). Das ist das große Vorrecht jedes Christen: Ich bin des Herrn. „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem

Herrn" (4). Gott hat Freude an der Verschiedenheit der Menschen; und jeder Versuch, sie unter eine Form zu bringen, zeugt von verderblicher Kurzsichtigkeit, die sowohl dem natürlichen Gesetz wie dem offenbaren Willen Gottes zuwider handelt. Sind wir gesund in unserem christlichen Glauben, so können wir auch die verschiedenen Formen vertragen. Das christliche Leben mag unter verschiedenen Völkern auch verschiedene Formen zeigen; wie der Unterschied zwischen Juden und Griechen in der christlichen Kirche blieb, so wird auch ein Unterschied bleiben zwischen den aus dem Westen gekommenen und den chinesischen Christen in den Gemeinden in China. Es ist auch nicht die Absicht Gottes, daß die chinesischen Christen Kopieen der westlichen Christen werden sollen. Wenn sie sich Christus nur ganz hingeben, können wir zufrieden sein.

Wir dürfen den kurzen Satz nicht übersehen: „Verwirret die Gewissen nicht". Das geschieht aber, wenn bei Disputationen die eine Partei glaubt, sie sei allein im Recht und jeder andre im Unrecht. Wir wissen aus den Briefen an die Korinther, daß Paulus weit entfernt ist, jeden nach seinem Gefallen thun zu lassen. Wir müssen streng auf die Moral und gutes christliches Leben sehen, aber wir müssen duldsam und nachsichtig verschiedenen Meinungen und Gebräuchen gegenüber sein. Ein freundlicher Austausch von Ansichten ist natürlich nicht ausgeschlossen, kann sogar von Vorteil sein. Andrerseits erregen Disputationen oft böse Gefühle und gefährden die christliche Bruderliebe. „Hast du den Glauben, so habe ihn bei dir selbst vor Gott" (14. 22). „Was aber nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde" (14. 23).

95. „Es stelle sich aber ein jeglicher unter uns also, daß er seinem Nächsten gefalle zum Guten, zur Besserung. Denn auch Christus nicht an sich selber Gefallen hatte" (15. 2—3). Dies ist eine Ergänzung zu dem in §. 14 Gesagten. Der wichtigste Punkt ist, daß wir als Christen „nicht Gefallen an uns selber haben" sollen (15. 1). Wo das geschieht, wird das Gefallen an uns selbst unsere Richtschnur, und Selbstsucht unser Prinzip; die Folge davon ist, daß wir die Gefühle unserer Mitchristen und besonders die unserer Mitarbeiter gering achten. Manche redliche Arbeit wird zerstört, gemeinsames Wirken und Einigkeit unmöglich gemacht, wenn die Leute, die an der Spitze stehen, diese Regel ignorieren und, indem sie sich selbst gefallen, anderen mißfallen. Andrerseits sollen wir nicht lediglich danach streben, unserm Nächsten zu gefallen, was ebenso schlimm und vielleicht noch schlimmer als Selbstsucht sein würde, sondern „daß er seinem Nächsten gefalle zum Guten, zur Besserung". Das entspricht genau dem „nicht als wollten wir den Menschen gefallen, sondern Gott" (1. Thes. 2. 4, siehe §. 29).

Zur Besserung, zur Erbauung sollen wir gefallen, damit das göttliche Leben und in demselben Maße die christliche Tugend zunehme. Niemals dürfen wir natürlichen Neigungen folgen, weder unsern eigenen, noch denen anderer Leute, denn dadurch wird die Sünde genährt und unser Verkehr mit Gott gehindert und gefährdet. Im Sinne der Moral und der christlichen Liebe Gutes thun, das ist Gott und den Menschen wohlgefällig, und wenn vielleicht nicht allen Menschen, so doch sicherlich den geistlich gesinnten unter den Nachfolgern Christi. Auch die Schlußermahnung des Apostels hat denselben Inhalt: „Ich ermahne aber euch, liebe Brüder, daß ihr aufsehet auf die, die da Zertrennung anrichten neben der Lehre, die ihr gelernet

habt, und weichet von denselben. Denn solche dienen nicht dem Herrn Jesu Christo, sondern ihrem Bauche; und durch süße Worte und prächtige Reden (also gefällige Worte) verführen sie die unschuldigen Herzen" (16, 17—18). „Ich will aber, daß ihr weise seid aufs Gute" (19).

96. Der Weg des Apostels von Ephesus nach Rom über Macedonien und Jerusalem scheint eigentümlich gewählt, war aber durch die Geldkollekte für die armen Christen in Judäa begründet . . . . .

97. Die Juden in Jerusalem erregten das Volk und hätten Paulus beinahe getötet (Apostelgesch. 21. 27 ff.). Die römischen Soldaten kamen ihm zu Hilfe. Die Juden waren Anbeter Gottes, die Römer Götzendiener, und doch mußte Gott sich der letzteren bedienen, um die ersteren an böser That zu verhindern. So lange die Bekenner der wahren Religion nicht gemäß derselben leben, so lange Fälle vorkommen, die beweisen, daß sie die göttlichen Gesetze der Liebe verleugnen und ihre fleischliche Natur im Fanatismus zeigen, so lange wird Gott auch noch den Arm der weltlichen Macht, ja vielleicht sogar die Hilfe der Ungläubigen brauchen, um seinen Willen auszuführen. Es war nicht die Absicht der Römer, bei der Ausbreitung des Christentums zu helfen oder einem Apostel Christi gegen seine jüdischen Feinde beizustehen. Sie gewahrten einen Aufruhr und thaten ihre Pflicht, indem sie sofort wieder Ordnung herstellten. Das Lynchgesetz ist kein Gesetz, sondern nur eine von Wilden ausgeübte Brutalität. Die Regierung, die es in zivilisierten Ländern duldet, muß moralisch verderbt sein, mag sie sonst auch alle möglichen Vorzüge besitzen. Eine starke Regierung muß auf geordnetes Verfahren nach dem Gesetze bestehen; wenn sie das nach besten Kräften thut, dann ist sie eine Dienerin Gottes zum Guten (§. 92). Durch die Erfüllung ihrer Pflicht halfen die römischen Soldaten dem Apostel, seinen Plan auszuführen und das Evangelium in Rom zu predigen. Paulus fand jedoch, ehe er Jerusalem verließ, Gelegenheit, den Einwohnern dort Christus zu predigen (Apostelgesch. 22). Er konnte von Christus zeugen vor Felix, dem römischen Statthalter in Cäsarea (Apostelgesch. 24), und dann vor Festus und dem Könige Agrippa (26). Nach dem Bescheid des Festus, daß er in Jerusalem verhört werden sollte, was gewissen Tod bedeutete, appellierte Paulus an den Kaiser (25. 11). Diese Berufung auf einen Heiden zeigt, wie absolut hoffnungslos es war, von jüdischen Behörden ein gerechtes Urteil über irgend etwas, das christlich hieß, zu erwarten. Sie waren für unfähig erklärt und durften nichts mehr mit dem Werk Gottes unter den Menschen zu thun haben. Diese Berufung gab auch den endgültigen Ausschlag für seine Reise nach Italien.

98. Paulus wurde zu keinem andern Zweck von dem römischen Statthalter an den Kaiser nach Rom gesandt, als um dort den kaiserlichen Hof mit dem Evangelium bekannt zu machen. Der Statthalter hatte sich überzeugt, daß wirklich nichts gegen den Apostel vorzubringen war, nur „etliche Fragen von ihrem Aberglauben und von einem verstorbenen Jesu, von welchem Paulus sagte, er lebe" (Apostelgesch. 25. 19). Es konnte also von Paulus nur erwartet werden, daß er diesen seinen religiösen Glauben vor dem römischen Kaiser erklärte. Als Paulus den Plan faßte, Rom zu besuchen, dachte er nicht daran, vor dem mächtigen Kaiser zu erscheinen; das war das persönliche Eingreifen Gottes. Keiner von den Aposteln träumte auch nur von einer Mission unter den höheren Klassen; wo sie mit

den gelehrten und herrschenden Ständen in Berührung kamen, wurden sie mißhandelt und ihr Evangelium verworfen. Paulus unternahm niemals für ihn zu hohe Dinge — was gewöhnlich einen Mißerfolg mit sich bringt — aber, indem er demütig und gewissenhaft des Herrn Werk that, führte ihn der Herr auf wunderbarem Wege, durch eine Verkettung natürlicher Umstände zur Vollendung dessen, was selbst dem enthusiastischsten Christen jener Zeit unmöglich scheinen mußte. Alle ihre Bemühungen, den oberen Klassen unter den Juden, Griechen und Römern das Evangelium in einer ihnen angenehmen Weise zu bringen, würden damals und dort ebenso erfolglos gewesen sein, wie es heute in China ist. Es war jemand von dem starken Charakter des Paulus nötig; aber auch er hätte bei den Machthabenden nichts Gutes ausrichten können, wenn ihm nicht eine Gelegenheit geboten wäre, vor ihnen zu erscheinen. Der Herr hätte andere Umstände wählen und Paulus als einen freien Mann nach Rom senden können; es wäre das vielleicht nach unserer Ansicht günstiger gewesen, und er hätte seinen Herrn in einer würdigeren Art vertreten, als er es als Gefangener thun konnte. Viele von denen, die die Missionsarbeit unter den höheren Klassen empfehlen, würden sich gewiß fern davon halten, wenn sie ihre weisen Pläne selbst jahrelang in Ketten ausführen sollten. Hochfliegende Pläne sind sehr schön, wenn sie ihren Urhebern viel Ehre, wenig Arbeit und keine Gefahr bringen. Über Paulus, den Gefangenen, sollte vor Gericht verhandelt werden; seine Richter mußten seinen Fall prüfen und ihn überlegen und brauchten lange Zeit dazu. Ihr Interesse war bis zu einem gewissen Grade erregt, wie wir von Felix (24. 24), von Festus (25. 14) und dem kaiserlichen Hause wissen (Phil. 4. 22).

99. Die Behandlung, die Paulus als Gefangener erfuhr, war nicht schlecht. Felix „befahl aber dem Unterhauptmann, Paulus zu behalten, und lassen Ruhe haben, und niemand von den Seinen wehren, ihm zu dienen, oder zu ihm zu kommen (24. 23)“.

Auf diese Weise fand Paulus eine Art Vergeltung für die Kollekte, welche er für die Christen in Judäa gesammelt hatte. Der Centurio Julius, dem Paulus während seiner Reise nach Italien übergeben war, „hielt sich freundlich gegen Paulus, erlaubte ihm, zu seinen guten Freunden zu gehen und seiner zu pflegen“ (27. 3). Er war nicht wie die andern Gefangenen, die hinter verschlossenen Thüren saßen, und wenn sie unter den Soldaten und Matrosen erscheinen durften, sich schweigend verhalten mußten. Paulus ermahnte sie, in Gutfurt zu bleiben, „aber der Unterhauptmann glaubte dem Schiffherrn und dem Schiffmann mehr denn dem, das Paulus sagte“ (27. 11). „Und da man lange nicht gegessen hatte, trat Paulus ins Mittel unter sie und sprach: Liebe Männer, man sollte mir gehorchet haben . . . . Denn diese Nacht ist bei mir gestanden der Engel Gottes, deß ich bin, und dem ich diene, und sprach: Fürchte dich nicht, Paulus, du mußt vor den Kaiser gestellet werden; und siehe, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir schiffen“ (27. 21—24).

Später, „da die Schiffleute die Flucht suchten aus dem Schiff“, sprach Paulus zu dem Unterhauptmann und zu den Kriegsknechten: „Wenn diese nicht im Schiff bleiben, so könnet ihr nicht beim Leben bleiben“ (27. 30—31). „Da hieben die Kriegsknechte die Stricke ab von dem Kahn und ließen ihn fallen“ (32). „Und da es anfing licht zu werden“, „ermahnte sie Paulus alle, daß sie Speise nähmen“ . . . . „euch zu laben“ . . . . „Und da er

das gesagt, nahm er das Brot, dankte Gott vor ihnen allen, und brach es, und fing an zu essen. Da wurden sie alle gutes Muts, und nahmen auch Speise" (33. 35. 36). Paulus, der gefangne Reisende, beschämt manchen Christen und manchen Prediger, die unter den günstigsten Umständen reisen und doch nur zu oft die besten Gelegenheiten, sich als Diener Gottes zu beweisen, unbenutzt vorbeigehen lassen. Paulus hielt keine Predigten und verlangte von den Kriegsknechten und Matrosen nicht, daß sie sich an seinen Morgen- und Abendandachten beteiligten. Aber ehe er aß, „dankte er Gott", was uns an unsere Pflicht in dieser Beziehung erinnern sollte. Es waren 276 Personen an Bord, aber niemand verspottete den Apostel; und doch waren jene Leute nicht bekehrt, denn die Kriegsknechte würden Paulus und alle Gefangenen getötet haben, wenn ihnen der Hauptmann nicht gewehrt hätte (42—43). Paulus hatte jedenfalls einen tiefen Eindruck auf den Hauptmann gemacht, und da dieser das Leben des Apostels rettete, dürfen wir hoffen, daß durch Gottes Gnade auch seine Seele gerettet worden ist.

100. Der Bericht von dem dreimonatlichen Aufenthalt auf der Insel Malta ist sehr kurz, und nicht annähernd so wie unsere modernen Reiseberichte. Es wird nicht erwähnt, ob unter den Kriegsknechten, Matrosen und Mitgefangenen die apostolische Wirksamkeit fortgesetzt wurde, es wird von keiner Predigt vor den freundlich gesinnten Eingeborenen erzählt, von keiner bekehrten Seele, von keiner neu gegründeten Gemeinde berichtet. Wir hören nur von erwiesenen Freundlichkeiten, von Ehrenbezeugungen und Geschenken. Wir erfahren alle Einzelheiten über eine Otter, die Paulus keinen Schaden that, sondern verbrannt wurde, von der Heilung eines an Fieber und Ruhr kranken Mannes und von andern geheilten Krankheiten, aber nicht ein Wort über wertvolle Seelen. Sie segelten ab und es werden uns manche Einzelheiten über das Schiff mitgeteilt, aber nichts wird erwähnt, ob jemand von der Schiffsmannschaft bekehrt wurde. „Und da wir gen Syrakus kamen, blieben wir drei Tage da". Auch hier kein Wort von Predigten oder sonstige sentimentale Redensarten. „Und da wir umschifften, kamen wir gen Region, und nach einem Tage, da der Südwind sich erhob, kamen wir des andern Tages nach Puteoli". Obgleich sie in Puteoli Brüder fanden, wird doch nicht näher darauf eingegangen, welche Teile der heiligen Schrift sie zusammen lasen oder was für Gefühle und Gedanken sie austauschten. Wenn heute ein Missionar seinen Bericht in einem so trockenen Stil schriebe, würden viele fromme Leute denken, es mangele ihm an geistigem Leben, jedenfalls besitze er keinen Eifer für die Bekehrung des heidnischen Volkes und vergesse seiner Pflicht, Seelen zu retten. Jedenfalls sollte uns dies eine Warnung sein, daß wir, wo uns auch ein auffallender Unterschied zwischen apostolischer und moderner Art und Weise entgegentritt, niemals ein schroffes Urteil fällen sollen über eine Sprache, die sich nicht der herkömmlichen, von religiösen Leuten gebrauchten Phraseologie bedient. Der Apostel Paulus hatte den aufrichtigen Wunsch, Seelen zu retten. „Dieweil ich der Heiden Apostel bin, will ich mein Amt preisen; ob ich möchte die, so mein Fleisch sind, (die Juden) zu eifern reizen und ihrer etliche selig machen" (Röm. 11. 13—14). „Ich bin jedermann allerlei worden, auf daß ich allenthalben ja einige selig mache" (1. Kor. 9. 22). Dennoch sagt Paulus niemals, daß das Heil der Welt oder einer einzelnen Seele von seiner Predigt oder überhaupt von seiner Arbeit abhinge.

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches.

XXVII. Der American Board über seine Mission in Japan.

Es war am 7. Oktober 1895, als etwa 30 Missionare der in Japan wirkenden presbyterianischen und reformierten Kirchen eine Erklärung an die amerikanisch-christliche Presse versandten mit einem vernichtenden Urteil über jenen, besonders in den Kreisen der amerikanischen Kongregationalisten sich vorfindenden Optimismus, der das japanische Christentum als ein unter günstigen Auspizien geborenes, in kräftiger, gesunder Jugend aufgewachsenes, in religiöser, moralischer, intellektueller, finanzieller und numerischer Hinsicht zu vollkommener Reife und Selbständigkeit gelangtes Gebilde darstellt, so daß die Japaner im teilweisen Verzicht auf die Mithilfe fremder Missionare Recht haben, um so mehr als ihre intellektuelle Inferiorität gegenüber dem Europäer schon heute fraglich sei. Der Angriff richtete sich ziemlich direkt gegen die Kongregationalisten, die mit ihrem Prinzip der Gemeindeautonomie und dem Mangel eines kräftigen, kirchenregimentlichen Centrums in den letzten Jahren in eine auf die Dauer unhaltbare Oppositionsstellung gegenüber den weitgehenden Selbständigkeitsansprüchen ihrer eingeborenen Theologen und Gemeinden gedrängt wurden. Die nicht ohne bittere Schärfe abgefaßte Botschaft enthält u. a. folgende bemerkenswerte Stellen:

Unter den ersten Bekehrten aller Kirchen waren prächtige, junge Menschen, erzogen und zum großen Teil erhalten durch Missionsschulen. Für ihre Tüchtigkeit in der Leitung ist es bezeichnend, daß diejenige kirchenregimentliche Form, die der Freiheit am meisten Spielraum läßt — die kongregationalistische — unter der Leitung jener am meisten gelitten hat. Die Geschichte des Christentums in Japan zeigt bei einigen dieser enthusiastischen und unreifen Leiter „Glauben, der Schiffbruch gelitten, und Schritte, die in die Irre geführt haben". Unter den 30 Tausend evangelischen Christen sind zahlreiche, die gleichgültig geworden oder abgefallen, oder als „auf Reisen", oder mit „Wohnung unbekannt" registriert werden müssen, und andere sind, die in offenem Gegensatz zu den Ordnungen ihrer Kirche für diese eher ein Hemmschuh als eine Förderung bedeuten. „So muß die numerische Stärke der Kirche als aggressive Macht weit unter die gewöhnlich berechnete gesetzt werden". Wohl ist es wahr, daß unter den Christen sich einige weit bekannte Namen befinden; die große Mehrzahl der Christen aber gehört den Mittelklassen an. Christliche Politiker und Redner nehmen es oft leicht mit dem Sabbatgebot, dem Bekenntnis, dem Gebet und neuestensselbst mit der Idee der Monogamie.

Die intellektuelle Bildung des japanischen Volkes ist neuern Datums, die Volksschule kennt erst das moderne Japan; noch vor einigen Jahrzehnten gab es für das Volk unter der Stufe der Samurai so gut wie keine öffentliche Erziehung, und was die Gelehrten in Japan bis heute geleistet, zwingt niemanden zur Bewunderung. Christliche Prediger und Evangelisten zählen meist zur höheren Mittelklasse (Samurai) und weniger zum gewöhnlichen Volke (Heimin), und ihre Bildung holen sie zuerst in niederen und mittleren japanischen Schulen und hierauf in einem 4 Jahre dauernden Fachschulkurs in Japan oder Amerika. Grade das Beispiel derer, die in Amerika studieren, zeigt, wie wenig jene Japan-Optimisten in Amerika und Europa mit ihrer Bewunderung für die hohe Entwicklung japanischen Christentums Recht haben. Ein Japaner, der in Amerika studiert, schreibt u. a.: „Ich kenne mehr als einen meiner Landsleute, die sich an das Leben und Denken des

Occidents während ihrer theologischen Bildung im Auslande gewöhnt haben; sie kehren als Fremde zurück und haben die größte Mühe sich an die frühere Umgebung wieder zu gewöhnen. Gesottener Reis und zerstampfte Bohnen reichen nicht aus als Nahrung, die ihrer neuen Gewöhnung entspricht, und das Sitzen auf harten Strohmatten verursacht Schmerzen und Leiden. Ihr Hals leidet unter dem Mangel der Dampfheizungen in den Kirchen, und es schmerzt sie ihr Kopf, weil die Ventilation mangelhaft ist . . . Sie nehmen ab an Fleisch und mit dem Fleische an Geist. Das Predigen wird ihnen unerträglich, und sie widmen sich anderer Beschäftigung; andere, zäher als sie, nehmen ihren Platz ein . . . Wie sind auch ihre Anschauungen andere geworden als die ihrer Landsleute! Sie verdammen Hume und Theodor Parker; aber Hume und Parker sind dem Volke, dem sie predigen, unbekannt. Der Untergang des römischen Kaiserreichs und die Verfolgungen der „blutigen Maria" tönt wie der Wind an's Ohr des Pferdes, wie wir alles Unverständliche zu bezeichnen pflegen . . . Ihre Predigten fliegen über die Köpfe und verschwinden in der Luft. Sie sind enttäuscht über ihre Zuhörer und diese über jene. Das Ende: „Unzufriedenheit, Murren, Rücktritt, Trennung". Damit ist bewiesen, daß die Bildung eingeborener Christen keineswegs so hoch ist, wie man jenseits des Oceans vermutet. Nicht ermutigender sind die Finanzverhältnisse japanisch-christlicher Kirchen. Nur wenige können sich selbst erhalten. So sehr die Missionare das Bestreben nach finanzieller Selbständigkeit fördern, es bleibt doch Thatsache, daß japanische Christen die Finanzlast den Christen des Westens überlassen; ja es giebt Gemeinden, die eigene, neue Missionen gründen, ohne für sich selbst finanziell auf eigenen Füßen zu stehen. Wie kann aber ein Pflichtgefühl auch in dieser Hinsicht in der japanischen Christenheit gestärkt werden, so lange man sie ermutigt in der Annahme, am Ziele einer Entwicklung angelangt zu sein, das sie noch lange nicht erreicht haben. „Die Größe des Evangelisationswerks in Japan wird arg unterschätzt bei denen, die die japanische Kirche schon für fähig halten, es allein durchzuführen . . . Aus all dem ist ersichtlich, daß die Kirche Japans weder numerisch, noch finanziell, intellektuell, moralisch und religiös imstande ist, die Last zu tragen, womit die mangelnde Weisheit einiger ihrer Freunde sie beladen möchte". Die schließliche Resolution haben wir schon früher mitgeteilt (S. 22).

Soweit der feierliche Protest der unter presbyterianischer Kirchenverfassung stehenden Missionare in Japan gegen die Protektion japanischer Unabhängigkeitsbestrebungen, wie sie im Lager der Kongregationalisten ausgeübt worden war und die Mission der letztern schließlich selbst in solche Schwierigkeiten hineingetrieben hat, daß Absendung einer Untersuchungskommission des Amer. Board nach Japan nötig wurde. Auf der Seite der Presbyterianer stehen in dieser Frage auch die Episkopalisten und die Mehrheit der Methodisten. Hauptsächlich veranlaßt durch die Absendung einer speziellen, kongregationalistischen Kommission regnete es von allen Seiten Ratschläge, Reformvorschläge u. s. w. Man war nun in hohem Maße gespannt, was diese Kommission[1]), die vom 12. September bis 7. Dezember 1895 in Japan weilte, zu all diesen Fragen, darunter einigen Lebensfragen japanischer Mission, sagen werde. Ihr Bericht an das Prudential-Komitee ihrer Missionsgesellschaft, datiert vom 22. Januar 1896, giebt einen interessanten Einblick in

[1]) Vergl. S. 21.

den gegenwärtigen Stand des Missionswerkes auch außerhalb kongregationalistischer Kreise in Japan, und können wir auch in den uns ungenügend erscheinenden endgültigen Vorschlägen der Kommission eine glückliche Lösung der aus dem Gegensatz zwischen japanischen Unabhängigkeitsbestrebungen und missionarischer Vorsicht und Gewissenhaftigkeit sich ergebenden Konflikten nicht sehen, so ist doch das im Berichte vorgeführte Untersuchungsmaterial ein missionsgeschichtlich so interessantes, daß der Bericht nicht nur für die in Japan arbeitenden Gesellschaften Bedeutung hat.

Der Plan des Amer. Board, durch eine Deputation des Prudential-Komitee das Missionswerk der Kongregationalisten aus großen Verwicklungen zu lösen, im besonderen das Verhältnis fremder und eingeborener Missionsarbeiter — die Crux aller Japanmissionen — war infolge dringenden Ansuchens der Missionare schon vor 3 Jahren ins Auge gefaßt worden. Seither gestaltete sich die Lage komplizierter, und vor allem waren es folgende Punkte, die eingehende Prüfung verlangten: Das gesetzliche Recht und die moralischen Ansprüche der Missionsgesellschaft auf exterritorialen Besitz, Fortsetzung der ärztlichen Mission, der Charakter der Doshisha als christliche Hochschule und deren Unterstützung durch den Board, die künftig maßgebende Methode für Missionsarbeit besonders in Verbindung mit Japanern, Verhältnis von Schule und Mission. Eifrig machten sich die Kommissionsmitglieder an die Arbeit, reisten überall im Lande umher, informierten sich bei japanischen Behörden, in diplomatischen Kreisen, bei der Presse, bei allen Missionsarbeitern, auch den unseren, in Japan, deren Gutachten sie sich erbaten, bei japanischen Christen aller Denominationen, hielten viele Konferenzen mit allen Kreisen ihrer eigenen Kirche in Japan, so daß sie trotz der kurzbemessenen Zeit imstande waren, sich ein selbständiges Urteil über ein Werk zu bilden, dessen Entwicklung sie in der Ferne schon seit vielen Jahren verfolgt. Die für alle Missionen schwierige Frage des Besitzes außerhalb der vertragsmäßig den Nichtjapanern zugestandenen Besitzgrenzen stand voran. Solcher Besitz, der nach dem Gesetze nicht erlaubt ist, kann Fremden nur dadurch ermöglicht werden, daß er auf den Namen japanischer Individuen oder Korporationen eingetragen wird — ein Gebrauch, der bis in die letzten Jahre nur dann sein Bedenkliches hatte, wenn der faktisch nur nominelle, gesetzlich aber allein anerkannte Besitzer unzuverlässig war. Wie jedoch die Hochflut japanischen Chauvinismus nach Eröffnung der konstitutionellen Ära einsetzte, wurden die nominellen, japanischen Besitzer exterritorialen Fremdeneigentums als Verräter am Vaterlande gebrandmarkt und damit veranlaßt, ihre bezüglichen Dienste den Fremden weiterhin zu versagen. Dazu kam bei christlich japanischen Korporationen das Bestreben, ihren Besitz an Schulen, Kirchen, Privathäusern, Ländereien, der ihnen nur mit Hilfe des Kapitals fremder Missionsgesellschaften ermöglicht worden war, zur Erzielung der Unabhängigkeit ausschließlich in eigene Hände zu bekommen. In dieser Beziehung ist die Besitzfrage bei der Doshisha typisch. Mit derselben sind 9 vom Amer. Board erbaute Häuser verbunden, die als Wohnungen für die fremden Lehrer der Doshisha bezw. Missionare bestimmt sind. Die japanischen Vorsteher der Doshisha verfügten aber über die Häuser nach vollständig eigenem Ermessen und waren trotz ernster Vorstellungen von seiten der Deputation des Amer. Board zur Änderung ihrer Ansicht in der Besitzfrage nicht zu bewegen. Ein Schreiben der Deputation, das mit den

Worten schloß: „Wir haben Ihnen weiter nichts zu sagen, als daß wir jetzt nur noch auf Ihre Ehre als Christen und Japaner vertrauen", erhielt eine Antwort, die nach der Versicherung, daß man nicht illoyal zu verfahren beabsichtige, schließt: „Unser einziges Bedauern ist das, nicht imstande gewesen zu sein, mit Ihnen über diesen Punkt zu einem befriedigenden Abschluß zu gelangen." Die Deputation konnte in der Besitzfrage gar nichts ausrichten, sondern sich nur mit dem Rate begnügen, abzuwarten, welchen Gebrauch die Japaner mit dem vom Board bezahlten Besitztum machen werden. Wenn nun auch nicht zu fürchten ist, daß dieser Gebrauch christlichen Interessen in absehbarer Zeit zuwiderlaufen wird, so haben diese Verhandlungen doch eine weitere Erkältung und ein Mißtrauen zwischen fremden und einheimischen Christen veranlaßt, die um so mehr zu bedauern sind, als auf seiten der Japaner eine Reihe der einflußreichsten Führer wie Kosaki, der Präsident der Doshisha u. s. w. beteiligt sind. — In der ärztlichen Mission, Ausbildung von Krankenpflegerinnen, Hospital wünschten die Leiter der Doshisha ebenfalls rein japanische Verwaltung, die Fremden, wie der langjährige Leiter dieses Departements an der Doshisha, Dr. Berry, sollten nur den Platz von nichtverantwortlichen Gehilfen haben. Auch hier konnte die Deputation nur zum Schlusse kommen, den Japanern das Werk ganz zu überlassen unter der Bedingung, daß alles damit zusammenhängende Eigentum soweit als möglich den amerikanischen Gebern zurückerstattet wird, im Falle dieser Zweig der Missionsthätigkeit aufgehoben werden sollte. Nach 23 jähriger Thätigkeit muß Dr. Berry auf weitere Wirksamkeit in Japan verzichten, und die Krankenpflegerinnenschule der Dosihsha wird jetzt ausschließlich mit japanischen, weiblichen Kräften weiter geführt. — Die Doshisha selbst, deren Gründer Nishima sie nur als Mittel zur Christianisierung des Landes betrachtete, hatte mit ihrer Erweiterung zu einer immerhin noch recht bescheidenen Hochschule viel von ihrem christlichen Charakter verloren. Dazu mochte auch der Umstand etwas beigetragen haben, daß sie in so reichem Maße von nichtchristlichen Japanern unterstützt worden war. In den Verhandlungen der Deputation mit der ausschließlich japanischen Leitung der Doshisha war es nicht möglich, von letzterer eine Erklärung darüber zu erhalten, worin der christliche Charakter der Doshisha bestehe. Das Statut der Doshisha enthält den Satz: „Das Christentum ist die Grundlage der moralischen Erziehung, die diese Gesellschaft (Doshisha) fördert". Von der Deputation gefragt, ob in diesem von der Doshisha vertretenen Christentum, „die Persönlichkeit Gottes, Gottheit Christi und zukünftiges Leben" eingeschlossen sei, wurde von den Leitern geantwortet, daß sie, so sehr sie für sich diesen Glauben bekennen, eine Zustimmung im Namen der Doshisha ablehnen, da die Christen über diese Punkte verschiedene Auffassungen hätten, und sie sich nicht mit einer Partei identifizieren könnten. Auch könnte das Bekenntnis der Kumiai-Kirche (japanischen Kongregationalisten-Kirche) nicht das Bekenntnis der Doshisha sein; sonst würde der Universitätscharakter der Schule eingeengt. Nachdem sie einmal das Versprechen, die Schule als ein christliches Institut zu erhalten, abgegeben, „sollte man ihnen vertrauen, daß sie Wort halten werden". Es machte sich bei alledem spürbar, daß die japanische Leitung der Doshisha befürchten muß, bei Hineinregieren der Missionsgesellschaft in die Angelegenheiten der Schule diese Mühe haben werde, beim starken Wachstum des in seinem Patrio-

tismus äußerst empfindlichen Geistes einen noch stärkeren Rückgang in der Schülerzahl zu vermeiden. Die Deputation kam nicht weiter, sie mußte sich bei der Erklärung der Doshisha begnügen, man könne nicht mehr versprechen, als daß die Schule in dem Sinne christliches Institut bleiben soll, daß sie fortgesetzt „christlichen (Christlike) Charakter zu pflanzen und heranzubilden suchen werde"; sollte sie auf die Lösung dieser Aufgabe je verzichten, so ist das Besitztum der Schule zu verkaufen, und der Erlös den Gebern zurückzuerstatten. Im übrigen empfiehlt die Deputation, daß der Amer. Board weiterhin fortfahre der Doshisha, soweit ihre Leiter es wünschen, fremde Lehrer zu senden, und die theologische Schule zur Ausbildung der japanischen Evangelisten und Pastoren der Kumiai-Kirche im Zusammenhange mit der Doschischa zu belassen. Bei ihrer Abreise von Japan konnte sich die Deputation nicht enthalten, in einem Antwortschreiben an den Präsidenten der Doshisha, Kosaki, zu betonen: „Wir bedauern es außerordentlich, daß dies Institut, das gegründet und in der Hauptsache auch erhalten wurde durch Geld, bestimmt zum Zwecke der Einführung eines rein evangelischen Christentums in Japan, nicht gewillt ist, eine deutliche Erklärung der christlichen Grundsätze, die es annimmt und verbreitet, abzugeben." — In Kumamoto, nach wie vor einem Centrum evangelisierender Thätigkeit des Board, war ebenfalls eine Schule mit Missionarswohnungen mit Hilfe amerikanischen Geldes errichtet und nachher die freie Benutzung der Wohnungen der Missionsgesellschaft streitig gemacht worden; die Schule selbst verlor ihren spezifisch christlichen Charakter. Da der Forderung der Deputation um Herausgabe des Besitztums an den Board der Exterritorialität wegen ein gesetzliches Recht nicht zur Seite stand, und die japanische Vorsteherschaft auf einen Vergleichsvorschlag überhaupt keine Antwort sandte, so blieb der Deputation nichts übrig, als die ganze Angelegenheit dem freien Ermessen der japanischen Vorsteherschaft zu überlassen. Glücklicherweise wird der Fortbestand der immer hervorragend thätigen Missionsstation des Board in Kumamoto dadurch nicht in Frage gestellt.

Wohl mit unter dem Eindruck des Protestes der meisten Missionare der übrigen Gesellschaften wagte die Deputation nicht, dem aus einem Hyperpessimismus wie Hyperoptimismus hervorgegangenen Wunsche, die Thätigkeit des Board und die Zahl der Missionare zu reduzieren, stattzugeben. Sie schlug den u. E. momentan richtigen Mittelweg ein und empfahl, die Zahl der Missionare zur Zeit nicht zu vermehren, kommt aber im Weiteren auf einen etwas eigentümlichen Vorschlag: Es sollen alle Jahre Männer von hoher Begabung und berühmtem Namen nach Japan reisen und dort Vorträge über verschiedene Gegenstände zur Förderung des Missionswerkes halten. Man hofft, hierbei die Unterstützung anderer Gesellschaften zu finden. Wir versprechen uns davon nicht grade viel. Die Wandervorträge von Globetrottern, und mögen sie noch so berühmte Namen haben, sind Feuerwerk, das wohl die Massen für den Augenblick anlockt und anmutig unterhält, aber nicht auf die Dauer erleuchtet, ja die Nacht hernach nur um so drückender empfinden läßt. Gelegentliche Anregung durch vorübergehende religiöse Wirksamkeit einer durchreisenden, oder auf Besuch weilenden Berühmtheit ist recht gut; das geschah bisher schon ohne besondere Organisation. Tritt letztere nach Vorschlag der Deputation ein, dann wird der Einrichtung der Charakter der Spontaneität, der Reiz der Überraschung, den solche Besuche bisher gehabt haben, genommen. Auch ist die Gefahr

nicht zu leugnen, daß bei einer solchen Einrichtung die auf dem Felde treu wirkenden und aushaltenden Missionare in eine Stellung zweiten Ranges geschoben, um ein gutes Teil des Ansehens kommen können, dessen sie grade unter einem persönliche Autorität hochhaltenden Volke wie die Japaner, dringend bedürfen. Wenn diese als Gäste auftretenden theologischen Berühmtheiten sich, wie das psychologisch sehr begreiflich wäre, nicht darauf beschränkten, ihre Vorträge zu halten, sondern in die Thätigkeit der Missionare selbst hineinreden, dann würde vollends die Kontinuität des Werkes gestört. Es will uns fast scheinen, daß man zu sehr den Wünschen einer Anzahl japanischer Christen nachgegeben, die es für einen Gewinn des japanischen Christentums halten, wenn die fremden Missionsarbeiter möglichst wenig im Lande sich einzuleben Gelegenheit haben. Daß edle, patriotische Motive bei diesen Fragen allein manche Japaner zur Vorsicht gegenüber den Mandataren fremder Gesellschaften bestimmen, darf nicht geleugnet werden, und ebensowenig, daß die japanischen Christen, um den Vorwurf des Verrats am Vaterlande sich und der Begünstigung der Vaterlandslosigkeit dem Christentum zu ersparen, sich möglichst früh auf eigene Füße stellen müssen; aber des Eindrucks kann man sich nicht erwehren, daß dieser Ablösungsprozeß, wie er sich innerhalb der kongregationalistischen Mission in Japan vollzieht, der künstlichen Loslösung einer unreifen Frucht gleicht. Wir müssen wiederholen, was wir vor Jahren in Japan betont, kongregationalistische kirchenregimentliche Prinzipien taugen im allgemeinen auf dem Missionsfelde, und vor allem unter einem zum Subjektivismus von Natur schon neigenden Volke wie die Japaner nichts.

Hinsichtlich der Stellung der Missionare spricht die Deputation die Ansicht aus, daß sich weniger Schul- und mehr direkte Evangelisationsarbeit empfiehlt, eine Auffassung, der angesichts der meist guten Staats- und Kommunalschulen nur beizupflichten ist. Es gilt hierbei dasselbe wie von der ärztlichen Mission, soweit das rein Technische in Betracht kommt (Schulen, Hospitäler, Kliniken, wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit der Fachmänner), ist an ein Übertreffen von seiten der Mission nicht mehr zu denken; ja es mußte sich jetzt schon manche Missionsschule und ärztliche Praxis den Vorwurf technischer Inferiorität gefallen lassen. Der Geist Christi aber, der jeden Beruf und alle Institute erst adelt, kann durch ausschließlich religiöse Thätigkeit viel besser in Japan eingepflanzt werden. Wir können uns des Verdachtes mitunter nicht erwehren, daß Missionsarbeiter nur darum so sehr für Arbeit durch die Schule eintreten, weil sie oft bequemer, weniger aufreibend ist, und ein Erfolg oder Mißerfolg die Fähigkeit des Arbeiters weniger kontrollieren läßt.

Der Bericht der Deputation schließt mit dem Rate, solche Untersuchungen des Missionsfeldes durch heimatliche Kommissionen öfters eintreten zu lassen. Für die kongregationalistische Mission wird sich dies besonders empfehlen, wenn ihre ohnehin nur mit losem Bande zusammengehaltenen Glieder nicht auseinanderfallen und die im Lande weilenden Missionare in ihrer Wirksamkeit den nötigen Rückhalt haben sollen. Den Trost glaubt die Deputation aussprechen zu dürfen, daß das Missionswerk in Japan ermutigenden Ausblick gestattet. „Die Kirchen sind zwar nicht mehr so gut besucht wie früher; aber die, welche kommen sind treuer, zeigen innigeren Glauben und thun ihr Werk besser". Sp.

XXVIII. Statistische Übersicht über die Missionen und das Missionsw

1. Prote

Name der Missionsgesellschaft.	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen (wo Missionare ihren Wohnsitz haben).	Außenstationen (wo kein Missionar wohnt).	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Im Jahre 1895 Getaufte: Erwachsene.	Im Jahre 1895 Getaufte: Kinder.	Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Org Mitg Männer.	Frauen.
Presbyterianische Kirche der Verein. Staaten	1859	16	1	22	55	9	21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reformierte Kirche in Amerika	1859	10	—	9	29	8	25	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Presbyt. Kirche Schottlands . . .	1874	2	—	—	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die Kirche Christi in Japan	—	—	—	—	—	—	—	74	29	45	535	101	255	321	49	154	—	—
Reformierte Kirche in den Verein. Staaten	1879	4	1	2	11	1	28	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyt. Kirche in den Verein. Staat. (Süd.)	1885	9	2	8	28	7	60	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Frauen-Missionsgesellschaft der Ver. Staat. Amerikas	1871	—	—	5	5	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyterian. Kirche von Cumberland . .	1877	4	—	6	14	3	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Evang.-luth. Mission d. Verein. Staaten .	1892	2	—	—	4	1	4	1	—	1	13	11	3	1	—	2	25	1[illegible]
Amerikan. Protestant. Episkopal-Kirche (a)	1859	12	3	10	37	7	41	29	2	27	186	142	—	—	—	27	—	—
Kirchenmissionsgesellschaft	1869	20	4	31	75	16	44	40	—	40	288	132	—	—	—	—	—	—
Bischöfliche Kirche Japans (Nippon Seikokuwai) .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Gesellsch. f. Verbreitg. d. Evangeliums .	1873	3	7	10	23	3	7	12	—	12	94	—	—	—	—	—	—	—
Wyckliffe College Mission (Canada)	1888	3	—	2	8	1	2	1	—	1	5	1	3	—	—	3	19	1[illegible]
Vereinigte Baptisten-Mission d. Ver. St.	1860	18	—	21	57	10	90	23	4	19	161	—	35	41	38	8	—	—
Jünger Christi (Disciples of Christ) .	1883	8	—	8	24	3	6	3	—	3	46	—	—	1	—	2	193	17[illegible]
Christliche Kirche von Amerika	1887	2	—	1	5	2	5	4	—	4	30	—	3	8	2	3	156	[illegible]
Baptistische südliche Konvention . . .	1889	3	—	—	6	2	4	1	—	—	9	—	—	—	—	—	22	1[illegible]
Die Kumiai-Kirchen in Verbindg. m. d. Amerikanischen Board (b)	1869	24	—	26	74	12	195	99	40	59	461	66	365	298	284	239	6052	511[illegible]
Amerikan. Methodist. Episkopal-Kirche (a)	1873	17	—	22	56	9	64	79	1	78	298	9	—	—	265	35	—	—
Methodistische Kirche von Canada (a) . .	1873	9	—	16	34	9	14	23	3	20	125	28	22	53	51	26	865	89[illegible]
Evangel. Assoziation v. Nord-Amerika .	1876	3	—	—	6	2	10	13	—	13	95	25	30	10	19	10	408	39[illegible]
Methodist.-Protestant Kirche	1880	6	—	3	15	3	5	3	—	3	30	3	11	—	—	4	—	—
Amerik.-Method. Episkopalkirche (Süd.) .	1886	13	3	4	33	10	22	8	1	8	53	41	44	37	67	9	—	—
Skandinav. Japanische Allianz	1891	2	—	6	10	8	21	—	—	—	13	—	—	2	—	—	—	—
Allg. Ev.-Prot. Miss.-Verein (Deutschland-Schweiz)	1885	1	2	—	4	1	1	2	—	2	5	3	2	1	—	—	147	4[illegible]
Gesellschaft d. Freunde i. d. Verein. Staaten	1885	1	1	2	5	1	3	—	—	—	35	—	—	1	—	—	59	2[illegible]
Internation. Missions-Allianz	1891	2	—	1	5	2	10	—	—	—	6	—	—	—	—	—	—	—
Unitarier	1889	—	1	—	1	1	5	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Universalisten . . .	1890	2	1	1	6	1	7	4	—	4	16	1	11	—	2	—	89	4[illegible]
Unabhängige Gemeind.	—	1	—	2	4	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die protest. Missionsgesellsch. insges. 1895	—	200	31	225	654	139	711	426	80	344	2516	568	794	779	698	523	—	—
Desgl. 1894 . . .	—	195	31	210	625	133	750	364	91	270	3422	657	1013	1132	925	419	—	—
Zunahme i. J. 1895 .	—	5	—	15	29	6	—	42	—	74	—	—	—	—	—	—	—	—

2. Griechisch-kathol

Griech. Kirche i. Japan	—	—	2	—	2	1	219	—	1	163	826		—	—	—	350	—	—

(a) Statistik bis zum 30. Juni 1895. (b) Statistik bis zum 31. März 1895.

…Japan für das Jahr 1895. Von Rev. H. Loomis in Yokohama.

…ische Mission.

…	(Knaben)schulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge der einheimischen Christen in Yen. 1 Yen = 52 cents (Gold) = 2,30 M.
—	1	37	6	297	5	753	1098	—	—	—	—	—	—	1	29	3	—	—	1	900	—
—	1	37	3	163	—	—	283	13	519	1	24	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
[illegible]	1	98	—	—	—	—	98	30	1049	1	51	60	113	—	—	—	—	—	—	—	16447.33
—	1	188	2	128	—	—	—	37	1339	1	23	—	—	—	—	5	—	—	—	—	—
—	1	16	2	82	—	—	57	31	1210	—	6	—	—	1	24	9	—	—	—	—	—
—	—	—	1	90	—	—	—	2	140	—	—	—	—	1	120		—	—	—	—	—
—	—	—	1	35	3	120	155	18	387	—	2	—	—	—	—	6	—	—	—	—	—
[illegible]	—	—	—	—	—	—	—	6	145	—	1	—	3	—	—	1	—	—	—	—	49.90
[illegible]	3	100	4	148	20	1514	1367	45	2125	1	20	10	39	1	6	19	1	169	2	6183	3279.08
[illegible]	2	69	2	77	12	276	422	24	599	2	27	10	81	—	—	21	—	—	—	—	3011.60
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
[illegible]	1	—	2	38	8	320	358	—	—	1	10	8	—	—	—	—	—	—	2	1255	942.76
[illegible]	—	—	—	—	3	50	50	3	58	—	—	—	2	—	—	2	—	—	—	—	39.69
[illegible]	1	14	5	196	7	270	480	75	3023	1	14	4	45	—	—	26	—	—	—	—	1134.32
[illegible]	—	—	1	9	9	450	459	12	360	—	—	8	4	—	—	7	—	—	—	200	160.00
[illegible]	—	—	—	—	3	90	—	11	396	1	7	2	15	—	—	2	—	—	—	—	208.47
[illegible]	—	—	—	—	1	25	—	5	268	—	—	—	4	—	—	2	—	—	—	—	21.88
[illegible]	1	220	4	863	1	50	1233	139	4552	1	25	60	54	1	35	22	1	3700	2	6000	21621.15
[illegible]	3	714	11	725	18	1819	2718	123	6144	2	24	68	44	—	—	34	—	—	—	—	8854.52
[illegible]	1	30	3	142	7	150	322	70	2256	1	8	23	23	—	—	2	—	—	—	—	3943.84
[illegible]	—	—	—	—	—	—	—	31	610	1	10	13	18	—	—	9	—	—	—	—	1050.00
[illegible]	1	55	1	50	—	—	105	17	353	1	5	3	7	—	—	9	—	—	—	—	450.82
[illegible]	1	70	1	70	11	258	398	58	1455	1	13	8	24	—	—	5	—	—	1	250	1455.00
[illegible]	—	—	—	—	—	—	—	14	650	—	—	4	4	—	—	2	—	—	—	—	—
[illegible]	1	—	1	3	3	131	134	1	50	1	7	2	2	—	—	—	—	—	—	—	30.00
[illegible]	1	13	1	34	2	60	107	7	250	—	—	—	6	—	—	2	—	—	—	—	53.95
—	—	—	—	—	—	—	—	3	50	—	—	—	12	—	—	1	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	17	2	11	—	—	—	—	—	—	—	—
[illegible]	—	—	—	—	2	124	124	4	120	1	4	3	6	—	—	2	—	—	—	—	56.71
[illegible]	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
[illegible]	18	1221	51	3150	117	6510	10018	783	28192	19	295	290	519	5	124	282	2	3869	8	14788	62939.84
[illegible]	20	1559	51	2744	103	5260	9215	804	29957	20	353	258	536	5	176	209	3	785	11	34181	72217.72
—	—	—	—	606	14	1230	803	—	—	—	—	32	—	—	—	73	—	3084	—	—	—

(…ische) Mission.

…	(Knaben)schulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge
[illegible]	1	67	1	76	2	92	215	—	—	1	18	21	158	—	—	—	—	—	—	—	4754.95.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

XV.

Ahnenkult der ostafrikanischen Bantustämme.

Zusammenfassend spricht sich über sie Livingstone (Neue Missionsreisen 1874 S. 242 f.) dahin aus: „Alle Afrikaner, die wir angetroffen, sind so fest von ihrem zukünftigen Dasein überzeugt, wie von ihrem gegenwärtigen Leben. Die Menschen stehen in unlösbarer Verbindung mit den Geistern der Verstorbenen und, wenn jemand stirbt, glaubt man, daß er den Scharen seiner Vorfahren beigesellt sei. Die Geräte, die man aufs Grab legt, werden zerbrochen. Der Leichnam wird in sitzender Stellung ins Grab gelegt, die Hände auf der Brust gefaltet. In einigen Gegenden sind Erzählungen von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, die wir als schwache Ahnung einer Auferstehung deuten konnten". Von den Makua berichtet O'Neill (bei Hellw. S. 92) den Glauben an böse Geister, die unter den Lebenden herumstreichen und Krankheit, Trockenheit, Tod bewirken, obgleich sie auch den Tod einen ewigen Schlaf nennen, was nur auf Verfall weist, da mit einem mächtigen Häuptling auch lebende Menschen begraben werden zu Gefährten im Jenseits. Häuptlinge werden sitzend, die übrigen Toten in liegender Stellung begraben. Aus dem Flußgebiet des Zambesi giebt von abweichenden Bräuchen Nachrichten v. Wißmann (Zweite Durchquerung Äquatorialafr. 1890 S. 250): „Bei den Wakonde werden 3 Tage nach dem Tode die Leichen verbrannt[1]), die Asche in einen kleinen Topf gesammelt und von der Familie aufbewahrt; auch sezieren diese Stämme oft ihre Toten, besonders, wenn der Grund des Todes nicht ganz klar. Die Wawemba begraben die Leichen, öffnen jedoch nach 3 Tagen das Grab, heben die Leiche heraus, zerlegen sie, lösen das Fleisch von den Knochen und zerstreuen letztere, nachdem sie sie mit Öl eingerieben, in den Savannen", wohl um diese fruchtbar zu machen durch den Einfluß der Geister. Elefantenzähne weihen die Masupia (Holub, 7 Jahre in Afr. 1881 II. 301) und Batoka (Livingst., N. Miss. II. 256) den von ihnen (auch den Batonga, einem Zweigstamm der letzteren, Depelchin, S. 222, 230, Schneider S. 145) verehrten und zur Hilfe in allen Nöten, auch zu Gottesgerichten (s. u.) angerufenen Toten, insbesondere Häuptlingen als kostbarsten Grabschmuck. Die Maravi (Manganja) südwestlich um den Nyassasee beerdigen einen Häuptling selten eher, als bis von seiner Leiche nur noch die Gebeine übrig sind; Leichenscheu scheinen sie nicht zu kennen; doch ehren sie oft Monate lang ihre lieben Toten durch tägliche Klagelieder und Grabspenden; die abgeschiedenen Häuptlingsseelen nehmen selbstredend einen hervorragenden Rang unter den Muzimo oder Schutzgeistern ein, die durch gewisse Mittelspersonen, Chissumpe, in stetem innigen Verkehr mit den Lebenden stehen (Schneider S. 146 aus Kath. Miss. 1887 S. 51). Livingstone[2]) (N. Miss. II. 301) fand freilich hier eine dualistische Unter-

[1]) Wie vereinzelt bei den Zulu, Waitz S. 414.

[2]) Der selbst hier als Revenant galt. Die weiße Farbe gilt durch ganz Afrika als Leichenfarbe, da auch die Leichen der Schwarzen allmählich bleich werden.

scheidung von guten und bösen Geistern. Alles Ungemach leite man von bösen Geistern (Msiti) ab, deren stark ausgeprägte Eß- und Trinklust das Besänftigungsmittel an die Hand gebe. Von den Seelen verstorbner Verwandten aber erwarte man nur Gutes, lege aber auch auf deren Gräber bei fleißigem Besuch derselben Speisen und Getränke nieder. Nach glücklich bestandner Gefahr (auch Gottesurteil) opfere man ihnen Hühner oder Schafe und gieße Blut als Libation auf das Grab. Sicher verallgemeinert Livingstone (ebd. S. 30 f.) einseitig: „Die Geister der abgeschiedenen Vorfahren sind nach Auffassung der von fremden Einflüssen noch nicht berührten Afrikaner alle gut, und bei besonderen Gelegenheiten helfen dieselben ihnen in ihren Unternehmungen". Woher kommen denn die Msiti? Man kann ja da an besonders boshafte Menschen denken, die auch nach ihrem Tode noch als besonders böse gefürchtet werden, obgleich Livingstone (S. 242 f.) den Vergeltungsglauben nur auf das Diesseits bezieht: „Wenn sie ins andere Leben hinübergehen, scheinen sie keine Furcht vor Strafe zu haben"; auch mögen die Geister derer gefürchtet werden, die kein ordentliches Begräbnis, keinen Kult erhalten, familienlose, fremde (inlága bei den Mpongwe, Wilson, Westafr. 1868 S. 242 f.), in der Schlacht gefallne Feinde, Hingerichtete, die dann ruhelos umgehen. Aber wenn solche alle als böse Geister den guten Schutzgeistern entgegengesetzt werden, so sind diese letzteren vor allem doch durch den Kult es geworden, der ihnen gespendet wird und die Furcht vor der gefährlichen Seite ihres Wesens zurücktreten läßt. Daß diese aber nicht ganz fehlt, beweist bei Livingstone (S. 241) der Nyassaneger, der in seinem Kopfweh die Kraft seines übelgelaunten Vaters zu fühlen meint. Dagegen entstammt es alter monotheistischer Umdeutung aus der Idee der zum Götzendienst verführenden abgefallnen Engel, wenn Missionare die von den Heiden vergötterten Geister gern Teufel nennen und oft- auch westafrikanische Heiden oft selbst von den Mohammedanern das Wert schetáni (Satan) für ihre Götter oder einzelne derselben angenommen haben. Nannte sich doch sogar so ein bei den Wakonde am Nordrand des Nyassa abergläubisch gefürchteter Häuptling, der gegen die Berliner Missionare bei Anlegung ihrer neuen Station hetzte, die im übrigen auch hier Ahnendienst fanden, doch nicht mit solchen Grausamkeiten, wie sie andre afrikanische Stämme üben, wenn schon ein andrer Häuptling die Gewohnheit hatte, seinen Gefangenen die Augen auszustechen. Von dem Ahnenkult der nach der Ostküste zu gelegenen Stämme des deutschen Schutzgebiets handelt eingehend Baumann in seinem Werk „Usambara und seine Nachbargebiete" 1891: Die Suahili der Küste sind Mohammedaner, haben aber noch neben dem Islam einen ausgebildeten Geisterkult (S. 56). „Was die Geister (Pepo oder Wazimu[1]) eigentlich ursprünglich sind, könnte zweifelhaft erscheinen; doch geht man nicht weit fehl, wenn man sie in Übereinstimmung mit andern Bantustämmen als Geister der Verstorbnen auffaßt. Verschiedenes deutet auch direkt darauf hin. So heißt es, daß die Seelen der Verstorbnen in ein Geisterreich (Peponi) gehen, von dem aus sie die Lebenden manchmal als Traumbilder heimsuchen und Wünsche aussprechen, die, wo irgend möglich, erfüllt werden. Der Schatten eines Menschen wird als zur Seele desselben gehörig, ja als diese selbst angesehen, derart, daß ein Toter keinen Schatten wirft. So behauptete man oft, der in Pangani hingerichtete Buschiri sei nicht tot gewesen, weil er am Galgen einen Schatten warf. Auch der Vampyrglaube ist, wenngleich nicht in so ausgesprochner Form und vermischt mit Anklängen an die Werwolfsage vorhanden. Die eigentlichen Geister leben in

[1]) Besonders in der Verbindung ana wazimu d. h. er hat Geister, ist besessen, verrückt; vergl. oben bei den Betschuanen.

der Wildnis, auf Berggipfeln, im Meer und in großen Bäumen, besonders in den abenteuerlich geformten Baobabs. Die meisten von ihnen stammen weit aus dem Innern, wie schon ihre Namen andeuten. Sie sind alle böse. Manchmal lassen sie sich in Gestalt schwarzer häßlicher Wesen sehen; meist aber fahren sie ohne weiteres in den Menschen und rufen allerlei Krankheit und Elend hervor; der Myanga, Zauberdoktor kann sie austreiben; wer dazu nicht Geld hat, begnügt sich, eine Topfschale mit Feldfrüchten an einen Kreuzweg zu stellen" (S. 57). Die Geister haben durchweg Namen. Von den im Tangagebiet bekannten wurden Baumann (S. 59) eine Anzahl genannt: „Tscharra oder Njaro kommt vom Massailand und lebt auf Höhen; von ihm hat der Kilima njaro seinen Namen; er verursacht Krämpfe, Gicht, Verrücktheit und gilt als sehr bösartig. Sehr häufig, aber nicht so gefürchtet, ist Kilima, der sich manchmal zeigt, worauf der ganze Ort von Trommeln wiederhallt und unaufhörlich Umzüge veranstaltet werden. Matari kommt aus der See und beschränkt seine Thätigkeit auf Erzeugung gewöhnlicher Bauchschmerzen. Weit ungemütlicher ist Subiari, der sich in den Leib des Menschen setzt und die Abzehrung herbeiführt; zur Kur muß ein Rind herbeigeschafft werden, in das der Geist fährt, worauf es stirbt, während sonst meist ein sog. Geistertanz hilft, der mit Spitzhüten und rotweißgelber Bemalung im Gesicht aufgeführt wird. Mschakini, Schemgombe und Mrangi kommen aus Bondei und Digo, schaden aber meist nicht viel. Als gefährlicher gelten Sumali und Mgalla, die von den gleichnamigen Völkern (Somali und Galla) herkommen. Ein Geist, dessen Eigenheit ist, im Schädel des Menschen zu tanzen und dadurch Kopfleiden zu verursachen, wurde von einer alten Mssegejuhexe in Tanga wiederholt genannt: Mdumesh wa Lugacha wa Darnass u. s. w.; der lange Name ist nicht aus der Swahilisprache; die Reihenfolge deutet auf etwas wie patrimonia und sertani, das 7. Wort des Namens auf sheitani, Satan". Diese Krankheitsdämonen, die ich als Beispiele für solche, wie sie vielfach auch bei andern Völkern vorkommen und von vielen Forschern als Krankheitspersonifikationen unabhängig vom Ahnenkult angenommen werden, hier umständlich wiedergegeben habe, kann ich doch nur als Auswüchse des Ahnenkult betrachten; schon die Verteilung verschiedner Krankheiten an verschiedne Geister, sodann die Herleitung mehrerer von anderen Völkern zeigt, daß hier nicht mehr der einfache Ahnenkult, wie er uns bisher entgegengetreten ist, vorliegt, sondern eine spätere Entwicklungs- oder Korruptionsstufe unter Einwirkung arabischer Vorstellungen. Im Vorland schließen sich auch noch die Begräbnissitten der Wabondei äußerlich sehr an die mohammedanischen Küstenbräuche an, haben aber auch manches Eigentümliche: Nach einem Todesfall laufen Männer mit gezogenen Schwertern laut schreiend im Dorf umher, offenbar um die bösen Geister zu verscheuchen. Nach Einsenkung der Leiche in die Höhlung einer Steinwand wird Mais aufs Grab gestreut und eine Ziege geschlachtet, von der dann auch die Trauergäste essen (S. 134 f.). Der ursprüngliche Ahnenkult tritt noch in mancherlei Bräuchen deutlich zu Tage. So werden am Grabe des Toten, der einem Lebenden im Traum erscheint, Speiseopfer (viku) gebracht. Auch gelten die aufbewahrten Haare und Nägel verstorbner Häuptlinge als zauberkräftig (S. 141). Fast alle Geister gelten als böse und müssen durch Opfer versöhnt werden. Von einer Zahl Geister wird angenommen, daß sie in Lebende fahren und Besessenheit hervorbringen, aber nach verschiednen Methoden ausgetrieben werden können (S. 142 f.). Bei den Wadigo finden beim Tod eines Angesehenen oft große Tänze und Trinkgelage statt (S. 152) im Anschluß an das Opfermahl und ihm zu Ehren. Auch hier herrscht Geisterkult neben dem Islam. Hier wie auch bei den Wabon-

bei, Waschambaa, Wasegua, Wanyika[1]) finden sich vor den Dörfern kleine Häuschen und senkrecht aufgestellte Schieferplatten als Schutz gegen böse Geister. In kleinen dichtverwachsenen Blattgruppen, die man mitten im Kulturland unberührt läßt, werden niedrige viereckige Hütten mit Töpfen Schneckenschalen darin, auch ausgestreutem Mehl, Getreide u. dgl. errichtet (S. 153, 275). Diesem Miniaturtempel der Muzimu werden wir noch bei ostafrikanischen Bantu weiter begegnen. Die Wapare in den Bergen Usambaras begraben ihre Toten in ca. 2 m tiefen brunnenähnlichen Gruben in hockender Stellung in ihren Hütten und bewohnen diese weiter, auch wenn 5—6 solcher Gruben, in denen Kuhmist die Leiche umgiebt, in einer Hütte sind. Stirbt jemand außerhalb seiner Hütte, so wird er in diese gebracht. Stirbt er an einem fernen Ort, so wird sein Kopf abgeschnitten und heimgebracht. Nach ca. 1 Jahr wird die Grube geöffnet, ein Ochse geschlachtet und dessen Blut hineingegossen, die Leber verbrannt. Hierauf wird der Schädel der Grube entnommen und in einem Thontopf (tungi) in der Hütte aufbewahrt. Das Skelett bleibt in der wieder ausgefüllten Grube. Fehlt der Unterkiefer am Schädel, gilt das als Unglück, das Krankheiten nach sich zieht. Um diese zu verhüten, wird eine Ziege geschlachtet und deren Unterkiefer mit dem Schädel in den Topf gelegt, damit der Tote kauen könne. Vor dem Schädel wird bei Krankheiten oder Gefahr öfter geopfert. Von den dargebrachten Feldfrüchten verbrennt man einen kleinen Teil, vom Schlachttier die Leber; das übrige wird verzehrt. In ganz Pare sind die Begräbnissitten gleich; nur in der Landschaft Pare pflegt man die Töpfe mit den Schädeln nicht in den Hütten, sondern im Freien, in hohlen Bäumen, unter überhängenden Felsen u. dgl. aufzubewahren (S. 239). Die zahlreichen koboldartigen Wesen, die man in der Wildnis durch Schlagen an einen hohlen Baum verscheucht (S. 240), sind danach ganz analog auch als irgend welche abgeschiedene Geister zu verstehen. Auch bei den Wataveta im Steppengebiet südlich vom Kilimandjaro werden die neben dem Haus begrabenen Toten nach ca. 1 Jahr wieder ausgegraben und der Schädel in einem Topf unter einen bestimmten Baum gestellt; dem Geist des Toten werden manchmal Opfer in Pombe (Bier), Früchten und Kleinvieh gebracht, die jedoch die Opfernden essen (S. 254). Bei den Wapokomo nördlich im Wituland ist das jährliche Hauptfest das Totenfest, das zum Gedächtnis aller in dem Jahre Verstorbenen in jeder Gemeinde 2 Tage und Nächte mit Gesang, Tanz und Schmaus, doch strenger Sittsamkeit begangen wird (Aus allen Weltteilen 1891 S. 73). Wir folgen nun Stuhlmann (mit Emin Pascha 1894) auf seiner Reise von Sansibar „ins Herz von Afrika". An der Küste bei den Wadoe wird die Leiche eines Häuptlings in hockender Stellung mit Zeug umwickelt, auf einem Schemel (der bei gewöhnlichen Leichen fehlt) in einer brunnenähnlichen Grube mit den Leichen von zwei vorher getöteten Sklaven begraben; dazu wird ein fremder Schwarzer aufgegriffen und im Wald von einem Mann, dessen Amt vom Vater auf den Sohn erbt, verzehrt, aus der Hirnschale ein Trinkgefäß gemacht (S. 38). Hier zeigt sich Zusammenhang des Kannibalismus mit dem Menschenopfer. Wenn Regen ausbleibt, fegt man die Erde über die Gräber der alten Landeshäuptlinge, baut wohl auch eine Hütte, in die man Essen und Pombe stellt. Überhaupt, fügt Stuhlmann (S. 39) hinzu, spielt hier der

[1]) Bei den Wanyika wird nach Kropf (Reisen in Ostafr. 1858 I. 348) jeder Mensch nach dem Tode ein auch nach dem Himmel (Mulungu) genannter Koma (Schatten), der bald im Grab, bald über der Erde, bald in Donner und Blitz ist, auch in Neugeborenen sich reinkarniert und durch Opfer versöhnt wird.

Ahnenkult, wie überall in Ostafrika, eine große Rolle[1]. In Unyamwesi (Mondland) zwischen Tanganyika- und Viktoriasee bringt man auch die Leiche durch Stricke in eine hockende Stellung und begräbt sie außerhalb der Tembe hinter dem Wohnraum, innerhalb der Tembe aber vielfach Weiber und Kinder. Fehlen Verwandte, wird die Leiche in den Busch geworfen; auch im Kriege Gefallene werden am Todesort nur mit einem Haufen Dornen bedeckt. Sterben in einem Dorf kurz nach einander mehrere, so verläßt man es und siedelt sich wo anders an. Der Tod eines Häuptlings wird geheim gehalten wie seine Totenfeier, bei der Rinder geschlachtet und verzehrt werden; die Leiche bleibt in sitzender Stellung mit Baumwollenstoffen umschnürt ohne Beigabe von Nahrungsmitteln, aber von Zeit zu Zeit mit Öl gesalbt, in einem Rindenkasten im Haus 3 Monate bis zur Wahl des neuen Häuptlings aus den Söhnen des Verstorbenen und wird dann erst in ihrem Verschluß in eine große runde Grabhütte außerhalb der Tembe versenkt[2]; auf das mit Erde geschlossene hügellose Grab läßt man das Blut von 10 Ochsen fließen, deren Fleisch dann von den Dorfbewohnern verzehrt wird. Gaben werden nicht auf das Grab gestellt; die Hütte wird mit einem Ring kleiner Feldsteine umgeben; nach 1 Monat aber werden noch zwei Ochsen geschlachtet und verzehrt; oft geht das so lange fort, bis alle Ochsen des Toten verschwunden sind (S. 90 f.). Auch die kleinen Geister (msimu), die in Quellen, Höhlungen, Affenbrotbäumen und anderen Orten hausen und nach den Ermittelungen des Missionars Hutley unzweifelhaft Ahnengeister sind, macht man sich geneigt durch Mehlopfer in kleinen Zauberhütten, bittet bisweilen auch einen Msimu um ein Orakel (S. 94). Am Viktoria-Nyanza hatte der tyrannische Wahuma-Häuptling Rwána von der Landschaft Usindja aus Trauer über seinen verstorbenen Sohn in seinem Land den Anbau von Sorgum auf 3 Jahre verboten (S. 116). Auf der Insel Sésse soll man die Toten meist im Magen begraben (S. 181). In Uganda wurden gemeine oder Sklaven-Leichen meist in den Busch geworfen, vornehme und besonders die Leiche des Königs mumifiziert[3], dann mit zahllosen Binden von Bindenstoff umwickelt, der mit Perlstickerei umgebene Unterkiefer des Königs über dem Grab aufgehängt; bei wichtigen Entschlüssen läßt ihn der neue König sich bringen. Bei der Beisetzung waren früher Menschenopfer üblich. Über den Königsgräbern wurden große Hütten errichtet (S. 186). Der Ahnenkult spielt auch in Uganda eine wichtige Rolle (S. 187). Kleine Zauberhütten findet man oft (S. 188); nach Stanley (D. d. d. E. I 418) hat jeder Kopi (Bauer) neben seiner kegelförmigen Hütte eine kleine viereckige, die dem Schutzgeist der Familie, dem Muzimu geweiht ist; die Opfer sollen aber nicht in Speisen bestehen, sie werden wohl durch ihn zugleich zu Amuletten geweiht, die nach Stuhlmann (S. 188) am Leibe getragen werden und auch an jedem Hütteneingang auf der Schwelle sind; nach Mackay wird davon jeden Morgen eines hinausgeworfen, gleichsam als Spende für den Geist, um später wieder an seine Stelle gelegt zu werden. Die Wawamba am Albertsee beerdigen die Toten in ihren Hütten, die man alsbald leer stehen läßt; beim Tod eines Chefs wird meist das ganze Dorf verlassen

[1]) In Ugogo wird die Häuptlingsleiche in einen hohlen Baum gestellt und täglich mit Pombe begossen und Asche bestreut bis zur völligen Zersetzung, dann noch auf einer Erhöhung der Witterung ausgesetzt, bis nur die Knochen übrig sind, hierauf begraben, wobei früher Sklaven geopfert wurden. Cameron, Quer durch Afr. 1877, I. 103.

[2]) Die Mitgabe von 3 lebenden Sklavinnen (Langkavel, Der Mensch u. seine Rassen 1892 S. 329) erwähnt St. nicht.

[3]) Den von Dr. Peters angenommenen altägyptischen Einfluß in Uganda lehnt Stuhlmann ab, obgleich er für möglich hält, daß einmal in alter Zeit Züge bis hierher stattgefunden; die Mumifizierung von Leichen durch Auspressen finde sich auch z. B. in Madagaskar.

(S. 309), ebenso von den Wawira am Südende des Sees, die den Häuptling mitten im Dorf in einfacher Grube in hockender Stellung in zwei frischen Ochsenhäuten (gewöhnliche Leichen ohne diese Umhüllung) begraben; auf sein Grab werden einige Pfähle gestellt, seine Thongefäße auf demselben zerschlagen und die Asche des Hüttenfeuers darüber gestreut. Kinderreiche Frauen werden ehrenvoll im Dorf, kinderlose außerhalb beerdigt (S. 393 f.). Der Tanganyika wimmelt von Muzimu, die nach den Ermittlungen des kath. Missionars Josset Ahnenseelen sind[1]) und den Lebenden freundlich oder feindlich entgegentreten, je nachdem ihr Andenken geehrt wird oder nicht; auch ihnen werden am Eingang oder im Innern der Dörfer kleine Strohhütten erbaut, in denen sie von ihren Fahrten ausruhen und an einem stets gedeckten Tisch sich erquicken können; an ihren Sitzen in oder am See fährt niemand vorüber, ohne eine Weihegabe zurückzulassen; religiöse Menschenopfer sind hier unbekannt (Schneider S. 153 f). Westlich von den großen Seen beginnt wieder eine vielfach eigenartige Bantugruppe.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

VII. Die Verletzungen der Missionary Comity.

Fortsetzung.

Ein weiterer wunder Punkt, auf den mit Vorliebe die römische Kirche hämisch hinweist, dabei zugleich ihre Einheit und Centralisation betonend (s. o. VI.), ist die Gespaltenheit der evangelischen Kirche, die ja andrerseits auch ihr Gutes für die Mission hat, und damit zusammenhängend die Mannigfaltigkeit der evangelischen Missionsgesellschaften, die oft eine sehr überflüssige Zersplitterung und Vergeudung von Kräften und Mitteln zur Folge hat, „eine stete Versuchung zur unbrüderlichen Rivalität ist und unter den Heiden nicht wenig Verwirrung, ja Ärgernis anrichtet". Für die zu fordernde, leider nicht selten verletzte gegenseitige Rücksichtnahme, Höflichkeit, brüderliche Liebe der Missionsgesellschaften unter einander fehlt das bezeichnende deutsche Wort, es möge daher gestattet sein, hier den auch in der deutschen Missionslitteratur zur allgemeinen Geltung gelangten englischen Ausdruck zu gebrauchen und hinsichtlich des umfassenden Sinnes desselben auf den bezüglichen Vortrag Warnecks für die allgemeine Missionskonferenz zu London im Juni 1888 (abgedruckt in seiner Allg. Miss. Ztsch. 1888 S. 305 ff.) zu verweisen. Für uns kommt hier natürlich in erster Linie die Verletzung der Mission. Comity auf dem indischen Missionsgebiete durch unbrüderliches Eindrängen in evangelischerseits bereits besetzte Gebiete und durch unbrüderliche Proselytenmacherei bezw. Begünstigung der Überläuferei in Betracht. Die einzelnen evangelischen Missionsgesellschaften sollten ihre

---

[1]) Die Wahollofrauen lassen die Leichen ihrer Männer im Haus aufgehängt verwesen und werfen die Abfälle in den Tanganyika. Stuhlmann S. 90 berichtet das wenigstens nach Hörensagen in Unyamwesi.

Arbeitsgebiete gegen einander möglichst abgrenzen und da, wo bereits eine Gegend von einer anderen besetzt ist, keine Station gründen, keine Propaganda treiben und keine Gemeindeglieder aus anderen Missionen ohne vorherige Verständigung mit der letztern aufnehmen, sie sollten die ordentlichen und außerordentlichen Missionskonferenzen besuchen, um in brüderlicher Weise wichtige Fragen zu besprechen, sich gegenseitig in der Abwehr römischer, heidnischer, mohammedanischer Angriffe unterstützen, sich willig dem Bischof einer anderen Missionsgesellschaft unterstellen und die Gründung einer allgemeinen indischen Nationalkirche nicht aus den Augen verlieren.

Gewiß soll niemand gezwungen werden, auf seine Eigenart und sein besonderes Bekenntnis zu verzichten; aber es giebt doch einen so großen allen Evangelischen gemeinsamen Glaubensgrund, daß wenigstens auf dem Missionsgebiete die oft recht nebensächlichen, den Heiden jedenfalls meist ganz unverständlichen Unterschiede zurückgestellt und die Einigkeit im Geiste mehr betont werden sollte. Aber es ist traurig, „wenn man hier und da sehen muß", wie Grundemann (Missions-Studien und Kritiken S. 5) mit Recht klagt, „daß die armselige, vergängliche Schale zur Hauptsache gemacht wird anstatt des ewigen bleibenden Inhalts, und wenn in den Missionskreisen die Klagen sich mehren[1]) nicht bloß über Grenzverletzungen, sondern auch über direktes Eindringen verschiedener Denominationen in die Missionsgebiete anderer, wenn in verschiedenen evangelischen Missionen die Unterschiede der Lehre und der Kirchenformen betont und den Heiden als etwas Wesentliches beigebracht werden, sodaß diese mehr zu Anglikanern oder Presbyterianern oder Lutheranern oder Methodisten, Baptisten oder Kongregationalisten werden, als zu dem, was sie werden sollten: Μαθηταὶ Χριστοῦ, Christen." „Die hochkirchlichen Anglikaner sprachen es geradezu aus, daß die Missionare aller übrigen Sekten nur dazu da seien, die Leute aus dem schlimmsten Sumpfe des Heidentums herauszuholen; nachher komme die allein berechtigte anglikanische Kirche mit der bischöflichen Succession, um alle Bekehrten in ihren Schoß zu sammeln." „Es ist kein erfreulicher Anblick, in einem heidnischen Dorfe, dessen Bewohner teilweise Christen geworden sind, drei Kirchen neben einander zu sehen" (ib. S. 78, cf. A. M. Z. 1892, 69).

Wohl sind im allgemeinen die Vertreter der einzelnen Missionsgesellschaften redlich bemüht, Frieden zu halten (wenn es freilich auch bisweilen bei den schönen Worten bleibt, denen keine That folgt), und es ist ein erfreulicher Beweis von Missionary Comity, wenn einzelne Missionare lieber ihre eignen Arbeiter zurückziehen und einzelne Stationen und Gebiete an eine andere Mission uneigennützig abtreten, als auf demselben Gebiete in Rivalität mit anderen arbeiten, wie namentlich die große und treffliche Ch. M. S. etlichemal in edler Weise gethan hat, wenn umgekehrt z. B. die Leipziger Mission die Eingabe der zur Ch. M. S. gehörigen Sudrachristen in Palamkota[2]), die aus Anlaß einer Kastenfrage (sie sollten mit den Schanarchristen gegen ihre bisherige Gepflogenheit auf denselben Kirchenbänken ihren Platz haben) sich um Aufnahme an den Kirchenrat in Trankebar gewandt hatten, überhaupt nicht beantwortet hat, wenn die durch den Tod der englischen Bischöfe Sargent und D. Caldwell erledigten südindischen Bischofsitze in Palamkota (Ch. M. S.) und Tuticorin (S. P. G.) durch einen Mann, den tüchtigen Archidiakonus W. W. Elwers in Madras besetzt werden, der wohlgeeignet erscheint, die zwischen beiden Gesellschaften bestehende Kluft zu überbrücken und die Streitigkeiten zu beseitigen.

---

[1]) Der Sperrdruck ist vom Referenten.

[2]) Grundemann schreibt in seinem neuen Missionsatlas bald Palajamkota (Karte 15), bald Palamkota (Karte 17); häufig findet man sonst auch die Schreibweise Palamkotta.

Aber gerade die konfessionell gerichteten Missionsgesellschaften sind geneigt, die Comity zu verletzen. Auch die Leipziger können wir nicht freisprechen. Trotz der herzlichen Bitte Grundemanns (A. M. Z. 1892, 66 f.) haben die Leipziger auch die 3. allgemeine indische Missionskonferenz, die vom 29. Dezember 1892 bis zum 4. Januar 1893 in Bombay getagt hat, und auf der über 30 der in Indien arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften vertreten waren, nicht besucht. Außer der Heilsarmee fehlten von den deutschen Missionsgesellschaften nur noch die Hermannsburger und Schleswig-Holsteiner, von den englischen nur die S. P. G. Das evangelisch-lutherische Missionsblatt hat zwar (1893, 157 f.) dieses Fehlen mit den Worten entschuldigt: „Das kann nur der verwunderlich finden, der die Geschichte und Verhältnisse unserer Mission, sowie die schweren Kämpfe, unter denen sie sich ihre Stellung erobern mußte, nicht kennt", zur Begründung der ablehnenden Haltung auf die Geschichte ihrer Gesellschaft, ihre abweichende Stellung zur Kastenfrage, die scharfen Angriffe und ungerechten Beschuldigungen der englischen Missionare, die entmutigenden Erfahrungen gelegentlich der Beteiligung an kleineren Missionskonferenzen, den Verlauf der Konferenz selbst und die gemeinsame Abendmahlsfeier auf derselben hingewiesen und hinzugefügt: „Das hindert aber keineswegs, daß unsere Missionare, wo es geht, ohne Verleugnung ihres Standpunktes mit den englischen Missionaren freundlichen Verkehr pflegen, oder daß einzelne Missionare als Privatpersonen, nicht als Vertreter der Mission, an den Beratungen solcher Konferenzen teilnehmen, wie das schon öfter geschehen ist"; es wollen uns aber die zum Teil aus einer recht weit zurückliegenden Vergangenheit hervorgeholten, zum Teil recht sonderbaren Gründe durchaus nicht stichhaltig erscheinen, und es ist unserer Meinung nach christlicher, auch für den Fall einer Überstimmung an gemeinsamen Verhandlungen sich zu beteiligen und in Liebe den eignen Standpunkt zu vertreten, als grollend bei Seite zu stehen.

Bezeichnend für die Stimmung der Leipziger Mission hinsichtlich der Missionary Comity ist auch der Umstand, daß auf der 3. Synode der evangelisch-lutherischen Kirche im Tamulenlande (den 22.—24. November 1893) von einem Leipziger Missionar ein Vortrag gehalten wurde über die „Übel, die durch die Mischehen unserer Christen mit Gliedern anderer Kirchengemeinschaften entstehen, und deren Abhülfe", in welchem fast ausschließlich von Mischehen mit Christen anderer evangelischer Kirchengemeinschaften die Rede war, und wohl anerkannt wurde, daß die zum Teil weit zerstreut wohnenden Gemeindeglieder, die infolge der Landessitte und sozialer Verhältnisse ihre Kinder in der Regel in der nächsten Nachbarschaft verheiraten, dies oft nur sehr schwer innerhalb der eignen Kirchengemeinschaft thun können, da vielleicht alle Verwandten der lutherischen Familie einer anderen Kirche angehören, das aber gerade von dem Referenten und in der Debatte als ein großes Übel hingestellt wurde, dem man durch Lehre und allerlei ernste Zuchtmittel entgegenarbeiten müsse.

Doch ist die Praxis der Leipziger Missionsgesellschaft noch eine milde gegen die der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft, die, wie oben bemerkt, in Bombay selbstverständlich auch nicht vertreten war, deren Vertreter es offen aussprechen, daß sie sich für die allein berechtigte Kirchengemeinschaft halten und dementsprechend auch in anderen evangelischen Missionsgebieten zu missionieren verpflichtet seien. So hat die Leipziger Mission wiederholt über Übergriffe der S. P. G. zu klagen gehabt, bis eine Vereinbarung unter den beteiligten Missionaren dahin getroffen wurde (1887), 1. daß sich beide Missionen aller Schritte zur Gewinnung von Gliedern der anderen Mission enthalten sollen, 2. daß bei Aufnahmegesuchen beim bisherigen Pfarrer des

Bittstellers Erkundigungen einzuziehen sind, 3. daß Personen, die wegen eines öffentlichen Ärgernisses ausgeschlossen worden sind, nicht angenommen werden sollen, außer wenn sie sich zuvor mit der Kirche, der sie Ärgernis gegeben, ausgesöhnt haben. — Am Traurigsten aber war es, als sie die in der Goßnerschen Mission eingetretenen Wirren (1868) benutzte und die von den Vorstehern der Ch. M. S. zurückgewiesenen Goßnerschen Missionare und ihre Christen aufnahmen, konfirmierten, ordinierten, um von nun an mit den Deutschen zu rivalisieren. Ja es wird von ihnen behauptet: Diese Anglikaner nehmen es nicht schwer, wenn einzelne ihrer Bekehrten zur katholischen Kirche abfallen; mit dieser wissen sie sich ja verwandt. Aber, wenn sie der Goßnerschen Mission Christen wegnehmen können, so ist es ihnen eine Freude. Erfreulich aber ist es und hoffnungerweckend für die Zukunft, daß im vorigen Jahre zum 50jährigen Jubiläum der Goßnerschen Mission auch der anglikanische Bischof aus Kalkutta erschienen ist, um die treue und gesegnete Arbeit derselben zu feiern.

Noch mehr wird geklagt über die Verletzung der Miss. Comity von seiten der Baptisten. So hatten in Gantur seit 1848 die amerikanischen Lutheraner mit großem Erfolge gearbeitet, während die Baptisten, welche Nellur besetzt hatten, wegen geringer Erfolge ihre Mission fast aufgegeben hätten, bis auch für sie durch die Arbeit unter den Madigas (den Lederarbeitern), den niedrigsten und verachtetsten unter den Kastenlosen, und dann infolge einer Hungersnot eine solche Erntezeit kam, daß 1878 die Zahl ihrer Gemeindeglieder sich auf das 2½fache der Lutheraner belief (15 000 gegen 6000). Trotzdem trieben sie Proselytenmacherei, und schon 1884 gab es 1500 Lutheraner, die sie wiedergetauft hatten, und 500 Katechumenen, die sie herübergezogen. Aber noch dauert das Treiben fort. Auch aus dem Godavari-Distrikte berichtet die Mission des lutherischen Generalkonzils über die gleichen Erlebnisse. Überläufer von ihr, bisweilen wegen grober sittlicher Vergehen ausgeschlossen, erhalten bei den Baptisten sofort Anstellung mit den besten Gehaltsversprechungen, während jene gewissenhaft darauf hält, daß nie ein ehemaliger Baptist ein kirchliches Amt bekleidet. Taufbewerber, denen dort die Warte-, Prüfungs- und Unterrichtszeit zu lange dauert, werden hier sofort getauft; getroffene Übereinkommen werden jesuitisch umgangen, in die lutherischen Stationen baptistische Seminare gelegt u. s. w. Bezeichnend ist, was ein von den Baptisten getaufter Brahmane einem Schleswig-Holsteinschen Missionar auf dessen Frage, wie sie in ihrer Gemeinschaft unwissende, unerprobte Leute so ohne weiteres ordinieren könnten, treuherzig antwortete: „Ja, meinen Sie denn, daß unsere Missionare sich wegen jedes Eingebornen, den sie taufen wollen, die Stiefel naß machen? Dazu müssen wir eingeborene Geistliche haben, die ja leicht ihre Fuß- und Beinbekleidungen beseitigen können". — Die Schleswig-Holsteiner und die Hermannsburger Missionare, die unter den Telugus arbeiten, ja auch die Boten der Ch. M. S. und der London S., machen dieselben Erfahrungen. Einem holsteinischen Missionar hat sogar ein baptistischer Sendbote offen erklärt, daß er durch sein Gewissen gebunden sei, alle lutherischen Christen nach Möglichkeit zu Baptisten zu machen; denn die Taufe der Baptisten sei die allein schriftgemäße, und sie seien gesandt, alle Welt zu taufen, an Grenzen könnten sie sich also nicht kehren. Und diese Äußerung stimmt völlig mit den Worten eines amerikanisch-baptistischen Blattes (Foreign Mission Journal, herausgegeben vom Miss. Board of the Southern Bapt. Convention 1888, No. 243) überein, in dem es heißt (allerdings mit Beziehung auf Kleinasien): „Sie (die Baptisten) haben ganz recht gethan . . . gewissen Personen hilfreiche Hand geboten, . . . die Wahrheit so zu erkennen, wie wir sie erkennen. Der Missionsbefehl lautet: ‚Gehet hin in alle Welt!' . . . und so lange er so lautet, haben wir

Baptisten kein Recht zu versprechen, daß wir von irgend einem Gebiet der Welt uns fernhalten wollen. Wo uns Gott deutlich hinzuführen scheint, da in erster Linie müssen wir hingehen, einerlei von wem das betreffende Feld schon besetzt ist. Wenn das Übergreifen heißt, nun dann müssen wir eben übergreifen". Nach alledem müssen wir uns wundern, daß die amerikanischen Baptisten darüber so erzürnt gewesen sind (Bapt. Miss. Mag. 1888, 358 ff.), daß Gundert in seiner evangelischen Mission die Bemerkung gemacht hatte: „Verschiedene Missionsgesellschaften beklagen das rücksichtslose Übergreifen baptistischer Arbeiter in das von anderen besetzte Gebiet".

Wie eifrig die Baptisten im Bekehren sind, das mußte Grundemann gelegentlich seiner indischen Reise an sich selbst erfahren. Er schreibt (Miss. Studien und Kritiken S. 79): „Ich wohnte der Konferenz sämtlicher Baptistenmissionare von Bengalen bei. Ich wurde mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und zum Teil konnte ich mich unter ihnen wirklich wie ein Bruder unter Brüdern fühlen. Schließlich mußte ich mir doch sagen lassen, mir fehle nur noch eins, — nämlich daß ich Baptist werde."

Fast noch schroffer treten die bischöflichen Methodisten Amerikas auf, die vor einiger Zeit in den Nordwestprovinzen bedeutende Erfolge zu verzeichnen hatten. Wenn sie aber z. B. für 1892 10 332 vollzogene Taufen und noch 35 000 Taufbewerber anführen, so sind diese scheinbaren Massenbekehrungen vor allem auf Rechnung der mindestens sehr sonderbaren Taufpraxis (man tauft größtenteils Heiden, die gar nicht oder nur ungenügend vorbereitet sind, sobald sie nur erklären, daß sie dem Götzendienst entsagen und an Christum glauben wollen, wodurch große Scharen von Namenchristen[1]) entstehen, die natürlich oft ins Heidentum zurückfallen), verbunden mit dem Eindringen in fremde Arbeitsfelder zu setzen.

Wenn über Verletzung der Missionary Comity geklagt wird, da werden sie immer in erster Linie genannt. Grundemann schreibt über ihren Bekehrungseifer (ib. S. 79): „Ich reiste in der Eisenbahn mit einem methodistischen Ehepaar zusammen, die in demselben Wagen eben einen englischen Soldaten und seine Frau bekehrt hatten, wovon sie mir voll Lobens und Dankens erzählten. Als ich mir gegen diese schnelle Bekehrung doch einige Bedenken zu erheben erlaubte, begannen sie mit aller Anstrengung, mich selbst zu bekehren. Der Dame liefen die hellen Thränen über die Wangen, als sie tief bewegt mit zitternder Stimme mir sagte: „Teurer Bruder, jetzt ist der Herr Ihnen näher denn je; lassen Sie diese Stunde nicht vergeblich vorübergehn" ... Dasselbe versuchen Leute dieser Denomination nicht selten mit braunen Christen oder Anhängern anderer Missionare. Eine schwedischer Sendbote hatte in achtjähriger Arbeit das Vertrauen von etwa 50 Leuten gewonnen, die sich zu ihm hielten. Ein Methodist machte sich mit diesen bekannt und taufte sie ohne ihre Zustimmung, und ohne daß sie auch nur darüber klar waren, was mit ihnen geschah. Man könnte eine ganze Reihe ähnlicher Übergriffe zusammenstellen."

Auf der genannten 3. allgemeinen indischen Missionskonferenz in Bombay gab der Referent über diesen Gegenstand (der Schotte Ashkroft) dieser Beschwerde offenen Ausdruck und fand dabei von anderer Seite Unterstützung und Bestätigung. Der Bischof der angegriffenen Methodisten (D. Thoburn) verteidigte ihre Handlungsweise unter Hinweis auf eine gleiche Praxis der römischen und anglikanischen Kirche (er meinte natürlich nur die S. P. G.) und behielt seiner Gemeinschaft auch für die Zukunft das Recht vor, ihre Missionare überall hinzusenden, wo sich eine Thür aufthäte. Ja er be-

[1]) Ein so getaufter Heide erklärte einige Monate nach Empfang der Taufe, daß er sowohl „Lal Beg" als „Madaji" anbete.

hauptete sogar, „daß die Methodisten ein Werk thäten, das andere Missionen weder thun wollten noch thun könnten, und lehnte ihre Zustimmung zur Einsetzung des vorgeschlagenen Comity — Comitees (behufs Grenzregulierung, Schlichtung von Streitigkeiten, Aufstellung allgemeiner Regeln für das Verhalten der einzelnen Gesellschaften zu einander, Ausstellung von Überweisungs-Zeugnissen u. s. w.) ab“. Bischof Gifford konnte mit seiner Befürwortung der — jetzt allerdings nicht überall durchführbaren — territorialen Scheidung der verschiedenen Missionsgebiete nicht durchdringen. So verlief denn diese Verhandlung bedauerlicherweise fast ganz ergebnislos; ihr einziges Resultat war die einstimmige Annahme des Beschlusses, der den besprochenen Übelständen wenigstens etwas Abhilfe schaffen soll: „Die Konferenz empfiehlt den verschiedenen Missionsgesellschaften, weder Beamte noch Glieder anderer Missionen in Dienst zu nehmen ohne eine vorherige Anfrage bei der Gesellschaft, der sie bisher angehört, und besonders unter Kirchenzucht stehende Glieder nie ohne eine ähnliche Beratung aufzunehmen“.

Auf der früher erwähnten allgemeinen kirchlichen Missionskonferenz aber, die 1894 in London stattfand, wurde die Frage der Miss. Comity abermals behandelt, bei welcher Gelegenheit der Bischof von Lahore (S. P. G), der übrigens auch eine strenge territoriale Abgrenzung der Missionsgebiete für undurchführbar erklärte, die von den bischöflichen Methodisten Amerikas vorgeschlagenen Grundsätze kritisierte, die im wesentlichen darauf hinauskämen, allen Missionaren volle Freizügigkeit zu gewähren und sich auf den christlichen Takt und Anstand der einzelnen Missionare zu verlassen (!), im übrigen aber den Beschluß der Konferenz zu Bombay sich zu eigen machte.

Möchten Warnecks besonnene und umfassende Vorschläge in dem eingangs angeführten Vortrag diesseit und jenseit des Meeres immer mehr Berücksichtigung finden! (Ev. Miss. Mag. 1885, 184 ff.; 1887, 347; 1888, 42. 220; 1889, 66 f.; Ev. luth. Miss.-Blatt 1890, 19; 1893, 193. 260; 1894, 178 f.; A. M. Z. 1888, 305 ff.; 1892, 66. 69. 216; 1893, 297 ff. 306. 553 ff.; 1894, 64 ff.; Allg. ev. luth. K. Z. 1893, 690. 1195 ff., 1894, 746f. 779f.; Grundemann, Miss. Stud. u. Krit. S. 5. 77 ff.; Goßners Miss. unter den Kols 1895, 37. 46).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Mission auf der Berliner Gewerbeausstellung.

In der Kolonialabteilung der Berliner Gewerbeausstellung findet der Besucher auch eine Abteilung für die Mission. Die Anordnung derselben ist vom Miss.-Sup. Merensky getroffen worden und verdient die größte Anerkennung. Allen unseren Freunden sei hiermit der Besuch dieser Missionsausstellung aufs wärmste empfohlen.

Nur die in unseren Kolonien arbeitenden Missionsgesellschaften haben ausstellen dürfen, und nur diejenigen ihrer Gebiete sind zur Darstellung gebracht worden, die in unseren Kolonien liegen. Von den Arbeiten unseres Vereins wird man also vergeblich etwas suchen. Dennoch müssen wir uns wundern, daß unsere Vereinsleitung von dem Unternehmen überhaupt nicht in Kenntnis gesetzt wurde, und daß nicht einmal unsere Zeitschrift, die doch auch in Berlin erscheint, mit ausgelegt wurde, während D. Warnecks Allgemeine Missionszeitschrift ausgestellt ist.

Die Anordnung ist nun so getroffen, daß jede Gesellschaft ihren besonderen Raum hat, über dem sich ihr Name befindet; eine Wandkarte

orientiert über die Lage der Stationen in unseren Kolonien. Unter jeder Karte sind gute Photographien der Missionare, Eingeborenen, Stationsgebäude ꝛc. angebracht. Auch Götzenbilder werden gezeigt. Einen Einblick in die Geistesarbeit der Missionare giebt die in der Sprache der Eingeborenen unserer Kolonien herausgegebene Litteratur, Übersetzungen des Alten und Neuen Testaments, Lexika, Grammatiken, Lieder ꝛc. Wir sahen da z. B. auch die Werke Christallers, Schwarz' u. a. Auch Schreibhefte von Missionszöglingen des Togolandes in deutscher Sprache und sauberer Schrift wurden uns gezeigt. Den Mittelraum der Abteilung nimmt Basel ein. In einem Glasschrank sind auch die Geräte zu sehen, die Dr. Krapf, der Entdecker des Kilimandscharo, bei seiner Reise benutzt hat. Ferner ist das Modell des Missionsdampfers „Paulus“, der die Verbindung zwischen den am Njassa-See gelegenen Stationen von Berlin I vermittelt, ausgestellt; ebenso hat die Norddeutsche Missionsgesellschaft ein sehr schönes Modell ihrer Station Amedschovhe gesandt. Eine Dame von Berlin I erteilte sachkundige Auskunft und zeigte uns in der liebenswürdigsten Weise alles, was wir zu sehen wünschten.

Beim Weggange erhielten wir ein sehr nett geschriebenes Büchlein, Die evangelischen Missionen in den Deutschen Kolonien und Schutzgebieten, herausgegeben vom Ausschuß der deutschen evang. Missionen. 88 S. mit 7 Illustrationen und 3 Karten. Verlag der Buchhandlung der Berliner evgl. Miss.-Ges., Berlin, Friedenstr. 9, 0,80 Mk. Wer sich über die evangelische Missionsarbeit in unseren überseeischen Besitzungen orientieren will, wird hier einen zuverlässigen Führer finden. Gegenwärtig arbeiten in den deutschen Schutzgebieten 9 deutsche evangelische Missionsgesellschaften mit 92 Missionaren. Die Gesamtzahl der Heidenchristen beträgt gegen 11 000. Im Ganzen giebt es 16 deutsche evangelische Missionsgesellschaften, die im Jahre 1894 auf ihren Missionsfeldern 705 Missionare und 293 142 Heidenchristen zählten. An Missionsbeiträgen brachte Deutschland im gleichen Jahre 3 438 087 Mk. auf.

Wir freuen uns aufrichtig über den Gedanken, auch eine Missionsausstellung zu veranstalten. Jedenfalls werden viele, die bisher die Mission nur als eine Sache für Phantasten angesehen haben, wenn sie sich die Mühe geben, einmal diese Abteilung der Kolonialausstellung in Augenschein zu nehmen, ein anderes Bild von der Arbeit evangelischer Missionare und der Bedeutung der Mission überhaupt bekommen. H. Lehmpfuhl.

Litteratur.

Max Müller. Theosophie oder psychologische Religion. Gifford-Vorlesungen, gehalten vor der Universität Glasgow im Jahre 1892. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Moritz Winternitz. Leipzig, Engelmann 1895.

Mit diesem vierten Band beschloß der Verfasser seinen vierfachen Kurs von Gifford-Vorlesungen. Der erste Kurs (mit dem Titel: „Natürliche Religion“) hatte einen einleitenden Überblick über die verschiedenen Auffassungen der Religion und über die wichtigsten Religionsurkunden gegeben. Der zweite handelte von der „physischen Religion“ oder vom Glauben der Völker an das Unendliche in der Natur; der dritte von der „anthropologischen Religion“ oder dem Glauben an das Göttliche in der menschlichen Seele;

der vierte unter obigem Titel behandelt das Verhältnis dieser beiden Arten des Unendlichen oder die Vorstellung der Völker von der Verwandtschaft und Einigung der Seele mit Gott. Es werden zuerst die Vorstellungen der Inder, Iranier und Platos über die Rückkehr der Seele zu Gott nach dem Tod dargestellt, am ausführlichsten die indische Eschatologie, in welcher drei Phasen unterschieden werden, die älteste mythologische von der Wanderung der Ahnenseelen zum Mond, dann die ältere brahmanische vom Hingang der Seelen zum Throne Brahmas, endlich die der Vedanta-Spekulation, nach welcher die Erkenntnis von der Einheit der Seele mit Brahma alle weitere Wanderung aufhebt und die Seele von der kosmischen Existenz überhaupt befreit. Als Zwischenstufe vor diesem höchsten Endziel erscheint die Seelenwanderung durch verschiedene Daseinsformen hindurch — ein Glaube, der nach dem Verfasser aus einem Gefühl moralischer Gerechtigkeit hervorgegangen sein soll. Ich halte die Erklärung Oldenbergs doch für wahrscheinlicher, der („Religion des Veda", S. 563) den Seelenwanderungsglauben mit dem uralten Animismus in Zusammenhang setzt, was doch nicht ausschließt, daß die Brahmanen diesem alten Rudiment durch ethische Verwertung desselben eine neue Bedeutung gegeben haben können. — In der Darstellung der Vedanta-Philosophie verdient die Charakteristik der zwei Schulen besonderes Interesse: Sankara ist der konsequente Monist, nach ihm ist Brahman oder das höchste Selbst unveränderlich ein und dasselbe, das Ein und Alles, daher die mannigfaltige Welt der Erscheinung bloßer Schein, Resultat der Avidya, des unerklärlichen Nichtwissens; Ramanuga hingegen ist evolutionistischer Monist; nach ihm entfaltet sich Brahman in die Welt des Vielen, diese hat also mitsamt den individuellen Seelen ihre in Brahman begründete Realität. So unbedeutend, wie der Verf. (S. 313) den Unterschied beider Schulen darstellt, will er mir doch nicht erscheinen, und noch weniger kann ich ihm darin zustimmen, daß er jenen Akosmismus oder Illusionismus als im Grunde gleichbedeutend mit der Kantschen Lehre von der Relativität unserer Erkenntnis hinstellt (S. 316 f.). Auch gegen die öfters wiederkehrende Gleichstellung dieses brahmanischen Akosmismus, der alles Einzelleben und so auch das der menschlichen Persönlichkeit direkt in Schein auflöst, mit der christlichen Mystik möchte ich Einspruch erheben; ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der gelehrte Indologe die ob auch großartige, so doch sehr einseitige Denkart dieser indischen Philosophen zu günstig beurteile. — Die elfte Vorlesung handelt vom persischen Sufismus, der auf indische und christliche Einflüsse zurückgeführt wird. — Der interessanteste Teil dieses Buches aber dürfte in den vier letzten Vorlesungen bestehen, in welchen die christliche Mystik von ihren Anfängen bis auf das Ende des Mittelalters besprochen wird. Viel richtiger, als es jetzt vielfach von theologischer Seite geschieht, urteilt der Verf. über den Ursprung der christlichen Logos-Lehre. „Ausdrücke wie Logos und Monogenes sind historische Thatsachen, sie existieren einmal und nur einmal. Wer immer den Anfang des 4. Evangeliums geschrieben hat, der muß mit der griechischen und jüdisch-alexandrinischen Philosophie Fühlung gehabt und sich seine Anschauungen von Gott und Welt unter diesem Einfluß gebildet haben. In den Augen des Historikers und noch mehr des Sprachforschers ist das wohl über allen Zweifel erhaben, geradeso wie, daß jeder, der vom „kategorischen Imperativ" spricht, mittelbar oder unmittelbar mit Kant in Berührung gestanden hat" (S. 408 f.) Indem die christlichen Väter diesen in der griechischen Philosophie geprägten Begriff zum Ausdruck ihres Christusglaubens gebrauchten, „wurden drei wichtige Punkte gewonnen: das Gefühl der engsten Verwandtschaft zwischen der menschlichen und der göttlichen Natur, die hervorragende Stellung Christi als des Sohnes Gottes im wahrsten Sinn, und zugleich die der

Möglichkeit nach vorhandene Brüderschaft zwischen Christus und der ganzen Menschheit“ (S. 415). Mit Recht wird vom Verf. die Bedeutung des alexandr. Clemens für die christliche Theologie sehr hoch geschätzt, aber es geht doch wohl zu weit, wenn er ihn (S. 428) noch über Paulus stellt. Gegenüber der unter uns heute beliebten Abweisung alles Philosophischen aus der Theologie verdient der Satz alle Beachtung: „Wir sind sowenig daran gewöhnt, im Neuen Testament Philosophie zu suchen, daß wir uns bei dem Gedanken jener höchst verwerflichen Scheidung zwischen Religion und Philosophie beinahe beruhigt haben; ja es gibt Leute, die es geradezu als einen Vorzug unserer Religion ansehen, daß sie nicht wie andere mit metaphysischen Spekulationen überladen sei: Dennoch liegt eine Masse metaphysischer Spekulationen der christlichen Religion zu Grunde, wenn wir nur, wie die frühesten Kirchenväter, darnach suchen. Diese Religion, wo wir ihr zum erstenmal als einem vollständigen theologischen System zu Alexandrien begegnen, stellt eine Verbindung griechischen d. h. arischen Denkens mit jüdischem d. h. semitischem Denken dar, und diese zwei uralten Ströme sind seither, nachdem sie sich zu Alexandria vereinigt, mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Weltgeschichte dahingeflossen. Ohne diese arischen und semitischen Antecedentien wäre das Christentum nie die Religion der Welt geworden“ (S. 440). Daß die Logos-Christologie freilich auch eine schlimme Kehrseite hatte, wodurch sie aus einem Bindeglied zu einer Scheidewand zwischen Gott und der übrigen Menschheit wurde, das wird vom Verf., der überall mehr auf die rationale als auf die mythische Seite des Dogmas reflektiert, nur kurz gestreift (S. 448 f.). Übrigens ist ihm zuzugestehen, daß bei den älteren Vätern, besonders Clemens und Origenes, die rationale Seite noch überwog, sofern sie die Gottesgemeinschaft Christi mit der der Christen noch wesentlich auf gleiche Linie stellten. — Die 14. Vorlesung handelt von Dionysius d. Areopagiten; sein großes Ansehen im Mittelalter beruht nach dem Verf. doch nicht bloß darauf, daß er durch die Parallele der himmlischen und irdischen Hierarchie dem kirchlichen Selbstgefühl schmeichelte, sondern „sein wahrer Zauber bestand in der Befriedigung, welche Dionysius jener angeborenen Sehnsucht der menschlichen Seele nach Vereinigung mit Gott gewährte, einer Sehnsucht, die um so stärker war, je mehr die bloßen Äußerlichkeiten der Religion und des Kultus zu jener Zeit den Geist der Priester und Laien beschäftigten“ (S. 471). Die Verteidigung der Mystik eines St. Bernhard, Hugo, Meister Eckhart, Tauler, der deutschen Theologie enthält viele gute Gedanken, denen die Beachtung der heutigen antimystischen Theologen und Laien zu wünschen wäre; nur hätte dem Lob auch einiges kritische Salz beigemischt werden dürfen. Das ist doch wohl nicht zu verkennen, daß diese mittelalterliche Mystik bei aller ihrer religiösen Innigkeit, deren Wert nicht verkannt werden soll, doch noch in einer weltabgezogenen Innerlichkeit befangen war, die sie an unbefangenem wissenschaftlichem Erkennen und weltlichem Handeln hinderte; das war die Schranke, die sie von dem sonst ihr nahverwandten Protestantismus trennte. Die sittliche Persönlichkeit geht zwar in der christlichen Mystik nicht mehr so ganz, wie im indischen Pantheismus, in dem All-Einen unter, denn sie behauptet sich in der Gottesliebe eben als liebendes und sich selig fühlendes Ich; aber sie hat den Mut noch nicht gefunden, in ihre fromme Liebe auch die Welt Gottes mitaufzunehmen und in der Arbeit an Gottes Reich ihre Gottesliebe zu bethätigen. Die Mystik des Mittelalters war also noch abstrakte Frömmigkeit, die sich nicht mit dem konkreten Inhalt des Sittlichen erfüllt hatte; sie war zwar keineswegs, wie die brahmanische, sittlich indifferent, aber sie war nur asketisch-sittlich, nicht positiv produktiv. Und darin verrät sich, daß auch die religiöse Überzeugung dieser mittelalterlichen Frommen den antiken Dualismus

zwischen Gott und Welt noch nicht so gründlich überwunden hatte, wie dies durch die Idee des Christentums gefordert war. Noch viel weiter aber, als sie, waren die indischen Pantheisten von dieser Überwindung entfernt; denn durch einen Gewaltstreich der abstrakten Reflexion die Welt des Vielen zu einem nichtigen Schein zu machen, ihre Realität in dem All-Einen aufzuheben, das ist doch gewiß etwas ganz anderes als sie mit Gott zu versöhnen!

Bei aller Dankbarkeit für diese neue Gabe aus dem Füllhorn der Gelehrsamkeit des berühmten Verfassers haben wir doch etliche Fragezeichen zu seinen Ausführungen machen müssen. Die Korrekturen der von uns beanstandeten Punkte finden sich, wie wir glauben, in den Gifford-Lectures des jetzigen Kollegen des Verfassers, Eduard Caird, über Evolution of Religion, auf die hiermit aufmerksam gemacht werden mag.

O. Pfleiderer.

Ritter, H. Ob Gott ist? Beiträge eines Suchenden auf die wichtigste Frage der Menschheit. Berlin, Georg Reimer. 1895. 241 S. Preis 2,40 M.

Es sind wehmütige Gefühle, die uns beschleichen, wenn wir einem, den wir aufrichtig verehrt und lieb gehabt haben, den letzten Liebesdienst erweisen, um so wehmütiger, wenn wir uns nur kurze Zeit seines Verkehrs erfreuen durften. Wir schicken uns hier an, das letzte Werk unseres verstorbenen Freundes Ritter anzuzeigen, an dem er noch auf dem Sterbebette gearbeitet hat, dessen Schlußkapitel über die Unsterblichkeit er, als seine Hand die Feder nicht mehr zu führen vermochte, seiner treuen Gattin diktiert hat. Das vorliegende Werk ist sein theologisches Vermächtnis. Und was kann wohl jemand der Nachwelt Besseres und Schöneres hinterlassen als eine klare Antwort auf die tiefste Frage jedes Menschenherzens: Ob Gott ist? Gott suchen alle Menschen. Wohin wir blicken, bei den Völkern des fernen Ostens und des fernen Westens, seien es die Söhne der Steppen Amerikas oder die Negerstämme Afrikas, die Weisen Indiens, Japans und Chinas oder die unkultivierten Hottentotten und Kaffern, überall tönt uns die Frage entgegen, ob Gott ist? Auch in unserem christlichen Europa, auch in unserem deutschen Vaterlande giebt es viele Herzen, die heute ängstlicher denn je sich diese Frage vorlegen. Was kann es daher Anziehenderes und zugleich Erbaulicheres geben, als den Ausführungen eines Mannes zu folgen, der dieses Thema nicht bloß mit einem scharfen Verstande, sondern auch mit der ganzen Glut eines für alles Hohe und Schöne begeisterten Herzens behandelt hat?

H. Ritter hat sein Werk in erster Linie für die Gebildeten unseres Volkes berechnet; es ist nicht allein für Theologen geschrieben. Die Termini der theologischen und philosophischen Zunftsprache sind nach Möglichkeit vermieden. Die Diktion ist glatt und fließend. Das Ganze ist in edler Popularität gehalten. Der rechte Ton ist meisterhaft getroffen. Es spricht mit einem Worte ein Mann, der auf der Höhe der modernen Bildung steht, zu den Menschen der Gegenwart in ihrer Sprache, und wir können zu unserer großen Freude sagen, seine Worte haben das Herz unseres Volkes getroffen; nach kaum Jahresfrist muß schon die 2. Auflage seines Werkes vorbereitet werden.

Doch gehen wir näher auf den Inhalt desselben ein. Der Glanzpunkt ist unstreitig die Darstellung der sog. Evolutionstheorie, die zuerst von Darwin wissenschaftlich begründet wurde, und ihre Beleuchtung. Ritter erkennt unumwunden die wissenschaftliche Berechtigung dieser Lehre an, zeigt aber zugleich mir einer Evidenz, deren Gründen sich niemand wird entziehen können,

daß die natürliche Schöpfungslehre gerade durch die einheitliche Weltauffassung, die sie lehrt, nicht ein Zeuge wider, sondern für das Dasein Gottes ist. Denn so viel sie auch erklären mag, den Ursprung des geistigen und leiblichen Lebens kann sie nicht darlegen; hier führt sie uns auf den Einen, von dem alles Leben stammt, ohne den die Welt auch nicht einen Augenblick bestehen könnte. Wie fein sind doch die Probleme klargelegt und mit welchem Ernst hat unser Freund gesucht und gefragt! Vor keiner Konsequenz scheut er zurück und durch nichts ist seine Wahrheitsliebe zu bestechen! Ich fühlte mich beim Studium dieser Kapitel lebhaft an die gleichen Paragraphen in R. Rothes Ethik erinnert. Man hat wohl viel über dessen Spekulationen gespottet, durch die er die Entstehung der Welt zu erklären suchte, und uns Jüngere, die wir durch die Schule der exakten Wissenschaften gegangen sind, befremdet in der That vieles daran. Aber das muß man doch zugeben und mag bei dieser Gelegenheit einmal aufs schärfste betont werden, es liegt doch eine unvergängliche Wahrheit in Rich. Rothes Spekulationen über die Weltschöpfung: Er war einer der ersten Theologen, der mit Darwin die Entstehung sämtlicher Lebewesen aus einer gemeinsamen Urform lehrte, dabei aber doch für eine schöpferische Thätigkeit Gottes Raum behielt. Auch der § 17 des Ritterschen Buches, der vom Einheitsbewußtsein der menschlichen Persönlichkeit handelt, dem „Ich", hat Anklänge an Rich. Rothe. — Es würde nun zu weit führen, wollte ich den ganzen Gedankengang des Werkes darlegen. Ich kann nur dringend sein Studium empfehlen. Niemand wird es unbefriedigt aus der Hand legen. Wer einmal Ritter näher getreten ist, weiß, daß er in den Problemen der Theologie und Philosophie zu Hause war; und wenn auch in seinem Buche jeder gelehrte Anstrich vermieden ist, so zeigt sich doch überall die solide wissenschaftliche Basis, auf der das Ganze ruht. Zu bedauern ist nur, daß ihn der Tod verhinderte, auch den 2. Teil, der über die rechte Verehrung Gottes handeln sollte, zu bearbeiten. Doch ist das, was das vorliegende Werk uns bietet, auch so ein in sich abgeschlossenes Ganzes.

Heinrich Ritter ist tot. Sein Geist aber lebt fort. Möge sein Werk recht viele Leser finden. Möge es auch den Japanern, in deren Sprache es gegenwärtig durch unsere Missionare übersetzt wird, ein Führer sein, zu dem einen ewigen allmächtigen Gott. H. Lehmpfuhl.

The China Mission Hand-Book. American Presbyterian Mission Press. Shanghai 1896. 427 S.

Dieses Werk, das von Th. Richard, dem Sekretär der Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese, und Rev. Fitch, Bonnell, Bentley und Herrn Intosh herausgegeben worden ist, erfüllt in jeder Beziehung, was sein Titel verspricht, es ist ein wirkliches Handbuch der Mission in China. Sein Erscheinen wird von allen Missionsfreunden aufs lebhafteste begrüßt werden. Die Lektüre desselben ist jedem, der sich über chinesische Mission orientieren will, dringend zu empfehlen. Die hervorragendsten Missionare in China haben die einzelnen Kapitel behandelt, und man darf deshalb gewiß sein, überall Zuverlässiges und Gediegene zu erhalten. Auch unsere beiden Missionare in China haben daran mitgearbeitet. Dr. Faber hat das Kapitel über den Konfuzianismus mit der ihm eigenen Gründlichkeit geschrieben; ebenso hat er einen Aufsatz über den Taoismus geliefert. Wir werden in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift eine Übersetzung dieser Arbeiten unseres Freundes bringen, wie wir überhaupt eine Übertragung des ganzen Werkes ins Deutsche dringend befürworten möchten. Pfarrer Kranz hat die Arbeiten und Ziele unseres Missionsvereins

in China in knapper und anziehender Sprache behandelt. Auf die Einzelheiten des bedeutsamen Buches, das einzig in seiner Art dasteht, an dieser Stelle einzugehen, ist leider nicht möglich; doch werden wir Gelegenheit haben, in unserer Missionsrundschau über China, die im nächsten Jahrgang unserer Zeitschrift gebracht werden soll, des öfteren darauf zurückzukommen. Wir begnügen uns daher heute, unsere Leser über den Inhalt zu orientieren. Das ganze Werk zerfällt in 2 Teile. Die ersten 92 Seiten behandeln den Konfuzianismus, den Buddhismus, den Taoismus, den Mohammedanismus, die geheimen Sekten in China; es folgen dann Aufsätze über die verschiedenen fremden Sprachen in China und über die chinesischen Dialekte, über die Verbreitung der großen Religionen auf der Erde, die Verbreitung des Christentums in der Welt und in China, über die christlichen Missionen in Asien, die Not Chinas, die Notwendigkeit von Reformen und die immerwiederkehrenden Aufstände und Niedermetzelungen der Missionare. Der 2. Teil des Buches, der 335 Seiten umfaßt, giebt ein Bild über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der einzelnen in China arbeitenden Missionsgesellschaften. Viele Tabellen erhöhen den Wert dieser Kapitel. Wir erhalten einen Einblick in alle Zweige der missionarischen Thätigkeit, und es ist geradezu erstaunlich, welche Fülle wertvollen und gesichteten Materials hier geboten wird. Dem ganzen Werk ist eine große Karte von China in Farbendruck und 12 kleinere Karten von Provinzen mit genauen Angaben der einzelnen Missionsstationen beigefügt. Hervorzuheben ist schließlich der schöne Druck und die vornehme Ausstattung.

H. Lehmpfuhl.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Würz, Die Basler Mission auf ihren Arbeitsfeldern (A. M. Z. 96, 4). Buchner, Der gegenwärtige Stand der Mission der evangelischen Brüdergemeine (ebenda, 5). Warneck, Zur jüngsten Kolonialdebatte (ebenda). Von Schwarz, Die Leipziger Mission (ebenda, 6). Richter, Reginald Heber, Bischof von Kalkutta (ebenda). Jahresbericht für das Jahr 1895 (Ostafr. M. N. 96, 4). Jahresbericht der deutschen Kolonialgesellschaft. Troeltsch, Die Selbständigkeit der Religion (Zeitschr. f. Theol. u. Kirche V, 5 u. 6, VI, 1 u. 2). Shawe, Nine centuries of Buddhism. I—III. (Miss. Rev. of the World 96, 4—6). Alexander, the present position of the Anti-opium-movement (ebenda, 4). Schodde, Gospel work in Israel (ebenda). Edwards, Hinduism and Romanism (ebenda). Smith, A missionary romance II. (ebenda, 5). Bertrand, A missionary heroine, Madame Coillard (ebenda, 6). The evangelization of the World in this generation (Church Miss. Int. 96, 4). The clergy and the three year's enterprise (ebenda, 6). Ukita, Christendom versus Heathendom (The Far East 96, 1). J. Vahl, Om nogle evangeliske Missionsselskaber og deres Virksomhed (Nordisk M. T. 96, 1). J. Vahl, Tabeller til Hedningemissionen 1893 til 1894 (ebenda). Landegren, Missionärskallets härlighet (Meddeland. från Stud. Miss. föreningarna 96, 1). Hylander, Några ordom gallaernas nuvarande religion och religiösa bruk (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Suriname (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 4 u. 5). Moskitoküste (ebenda 5). E. Eaton, Why a mission in Mexico? (The Miss. Her. 96, 5). Jubilee year fund of the American Miss. Association (The Americ. Miss. 96, 4). Woodbury, A home Mission work little understood (ebenda). Pond, The Chinese. The Los Angeles Mission (ebenda, 5). Spencer Snell, History of a Church in Alabama (ebenda, 6).

B. Afrika.

G. Kurze, Die Lage in Madagaskar I—III. (A. M. Z. 96, 4—6). Feuer und Schwert im Sudan (B. M. M. 96, 4 u. 5). Eine Kundschaftsreise im Hinterland von Deutsch-Togo (ebenda, 5 u. 6). Gareis, Kolonisationsversuche in Madagaskar von 1643—1814 (ebenda, 6). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 4 u. 5). Hereroland (Rhein. Miss. 96, 4 u. 5). Namaland (ebenda, 5 u. 6.). Richter, Die Bluttaufe der christlichen Kirche auf Madagaskar (D. evang. Miss. 96, 4). Richter, Der Sieg des Christentums auf Madagaskar (ebenda, 5). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Süd-Transvaal (Berl. M. B. 96, 3). Ephoralkreis Nord-Transvaal (ebenda, 3 u. 4). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Natal (ebenda, 5). Nachrichten aus Maschonaland (ebenda). Nachrichten aus Kondeland (ebenda). R. Zihmann, Bilder aus Madagaskar (Miss.-Freund 96, 4). West-Afrika. Die Mission in der Kirche von England I—III (Nordd. Miss.-Bl. 96, 3—5). Döring, In einer Waschambaahütte (Ostafr. M. N. 96, 3). Grundemann, Noch einmal: Islam oder Christentum? (D. Kol. Ztg. 96, 12). Der Wert Afrikas (ebenda, 20 u. 22). Laffin, Recent progress in Central Africa (Miss. Rev. of the World 96, 6). Cousins, The recent war in Madagascar and some of its consequences (ebenda). Schodde, The Abyssinians and their church (ebenda). Johnston, Further overthrows of African slave-traders (ebenda). Bishop Tucker in Uganda (Church Min. Int. 96, 4). L. Pilkington, A three year's entreprise for Uganda (ebenda, 5). L. H. Bates, The American Boards work in Africa (The Miss. Her. 96, 4).

C. Asien.

J. Vahl, Die skandinavische Santhalmission (A. M. Z. 96, 5 u. 6). Bilder aus Japan (B. M. M. 96, 4). Ein falscher Messias unter den Kols (ebenda, 6). A. Hoffmann, Christenverfolgung in Armenien (Miss.-Freund 96, 3). Die armenischen Greuel (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 4). Indisches Frauenelend (Calw. Miss.-Bl. 96, 6). Die Ureinwohner Indiens (Beibl. z. Hermbg. Miss.-Bl. 96, 5). Drei bedeutsame Versammlungen (Biene a. d. Missionsf. 96, 5 u. 6). Chamberlain, The change of front in India (Miss. Rev. of the World 96, 4). Gray, The atrocities in Armenia (ebenda). Ellinwood, Missions in Siam and Laos (ebenda, 5). Baldwin, Missionary work in Malaysia (ebenda). Neve, Unevangelized Central Asia (ebenda). Jones, The new Program of missions in Japan (ebenda). Hamlin, The martyrdom of Armenia (ebenda, 6). The old church Calcutta: Its past ministers and its present work (Church Miss. Int. 96, 4). Ed. Sell, The Bábís (ebenda, 5). St. Clair Tisdall, Christianity in the Persian empire — present and past (ebenda, 6). H. N. Barnum, The outlook in Turkey

(The Miss. Her. 96, 4). Forest, How matters look on returning to Japan (ebenda, 5). The effect of reductions (ebenda). Curtis, Prison reform in Japan (ebenda, 6). C. Greene, The christian movement in Japan (The Far East 96, 1). T. Yeijiro, The recent war and christian activity (ebenda, 2). W. J. Wanless, The national congress in India and Caste (The Church at Home and Abr. 96, 5). J. A. Eakin, Extension of the work in Siam (ebenda). E. P. Dunlap, Needs of the Malayan peninsula (ebenda). Joustra, Nit de Aantee, Keningen van den Minahassischen onderwijzer R. Tampenawas; te Pernangenen, van Augustus tot ult. Dez. 94 (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg 39, 4). Verslagen van den Predikant van Menado etc. over hun dienstwerk ged. 1893 (ebenda). Uit het Malangsche (Maandber. van het Nederl. Zendelingg, 96, 4). Deli. Zending onder de Karo-Bataks (ebenda, 5). Kediri (ebenda, 6). H. Thomson, Arabien (Nordisk M. T. 96, 1). Hörberg, Reformationsförsök i Indien (Meddelanden från Stud. Miss. föreningarna 96, 1).

Vereinsnachrichten.

Zwölfter Jahresbericht

des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins über das Jahr 1895/96

erstattet auf der Generalversammlung in Kiel

am 24. Juni 1896 vom Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt in Berlin.

I. Unsere Arbeit in der Heimat.

> Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.
>
> 2. Korinther 9, 6.

Unser 12. Jahresbericht erstreckt sich über einen Zeitraum von kaum neun Monaten. Das will gar wenig in der Missionsgeschichte bedeuten, deren Perioden mit dem größten Maßstabe der Weltgeschichte gemessen werden müssen. Wenn wir dennoch von kleinen Fortschritten draußen auf unseren Arbeitsfeldern und hier in der Heimat erzählen können, so thun wir dies mit aufrichtigem Danke gegen Gott, der überall zum redlichen Wollen auch das Vollbringen giebt.

Missionsgemeinde und Missionsfeld stehen in engster Verbindung miteinander. Jede Zunahme der Liebe und des Eifers in der Heimat fördert das Werk unserer Sendboten. Und jeder Erfolg in der Heidenwelt wirkt anregend und segenspendend auf die heimatliche Christengemeinde zurück. Aber jedes Erschlaffen des Missionssinnes bei uns bewirkt auch einen Stillstand draußen, und jeder Mißerfolg unter den Heiden wirkt abkühlend auf die Herzen in der Heimat. Nur daß man in der Mission Erfolge und Wirkungen nicht im Äußerlichen suchen darf. Summen und Zahlen thun es noch nicht. Hauptsache ist, daß in der Heimat der Sinn für die

Mission wächst, daß die Herzen weit und bereit zur Hülfe an unseren heidnischen Brüdern werden. Und von den Missionaren, „den Haushaltern über Gottes Geheimnisse“ draußen, erwartet man „nicht mehr, denn daß sie treu erfunden werden.“ Treue Arbeit unserer Sendboten entzündet den Eifer der Missionsfreunde. Und warme Liebe zur Mission in der Heimat beflügelt den Mut und stärkt die Ausdauer der Missionare.

Auch in den letzten Monaten ist in unserer Missionsgemeinde manches Saatkorn „unter Segnungen“ ausgestreut worden, die Liebe ist stärker und darum auch die Aussaat reichlicher geworden. „Wer säet im Segen, wird auch ernten im Segen.“ Es kann nicht ausbleiben, daß eine Gemeinde auch innerlich wächst durch rege Bethätigung ihres Missionssinnes. Von ganzem Herzen wünschen wir, daß sich allerorts der Missionseifer immer reger entwickele, daß niemand mehr „kärglich“ säe, damit niemand mehr „kärglich“ ernte!

1. Der Bestand unseres Vereins.

Die Zahl unserer Mitglieder ist gegen das Vorjahr wiederum gewachsen. Die von uns im Februar d. J. ausgesandten Fragebogen sind zum größten Teil mit vollständigen und sorgfältigen Antworten zurückgekommen, und wir danken unseren Freunden auch an dieser Stelle für die Mühe, die sie auf diesen nicht unwichtigen Teil unserer Arbeit, auf die Vereinsstatistik, verwandt haben. Bei den wenigen Vereinen, die uns keinen Bericht eingesandt haben, wiederholen wir die Notizen des vorigen Jahresberichts und setzen ein eingeklammertes Fragezeichen hinzu.

Unser Verein gliedert sich in Zweigvereine, unter denen die größeren sich wieder in Ortsvereine spalten oder solche sich angeschlossen haben. Einzelne zerstreute Mitglieder haben sich unter der Leitung von Vertrauensmännern zu Gruppen vereinigt. Einige Mitglieder haben sich unmittelbar beim Centralvorstande gemeldet.

Zweigvereine.

a) **Königreich Preußen:**

1. **Berliner Hauptverein**, 465 Mitgl., 1 Ortsverein, Vors. Prof. Dr. Pfleiderer.
2. **Berliner Missions-Frauenverein**, 211 Mitgl., Vors. Frau Beate von Simson.
3. **Breslau**, 219 Mitgl., Vors. Diakonus Just.
4. **Brieg (Schlesien)**, 344 Mitgl., Vors. P. prim. Lorenz.
5. **Eberswalde**, 48 Mitgl., Vors. Oberprediger Jonas. (?)
6. **Frankfurt a. M.**, 239 Mitgl., Vors. Kons.-R. Dr. Ehlers.
7. **Görlitz**, 33 Mitgl., Vors. Archidiak. Schönwälder.
8. **Königsberg i. Pr.**, ca. 100 Mitgl., Vors. Pf. Dr. Liedtke. (?)
9. **Liegnitz**, 185 Mitgl., Vors. P. prim. Ziegler.
10. **Osnabrück**, 60 Mitgl., 1. Vors. Direktor Dr. Heuermann, 2. Vors. Schulrat Diercke.
11. **Potsdam**, 2 Ortsvereine, Potsdamer Frauenverein und Ortsverein in Luckenwalde, 255 Mitgl., Vors. Landsgerichtsrat a. D. Häckel.
12. **Rochau** in der Altmark, 52 Mitgl., Vors. P. Wildberg.

13. **Schleswig-Holsteiner Landesverein.** 19 **Ortsvereine** in Barlt (34), Büsum (33), Brunsbüttel (39), Flensburg (34), Friedrichstadt (22), Hemmingstedt (140), Herzhorn (45), Husum (100), Kiel (241), Marne (28), Meldorf (47), Neumünster (34), Oldenswort (50), Osterhever (46), St. Peter (35), Rödemis (57), Tetenbüll (138), Tondern (26), Wesselburen (41), außerdem 12 **Ortsgruppen** in St. Annen-Österfeld (13), Bramstedt (9), Delve (15), Garding (17), Heide (9), Leck (9), Niebüll (10), Pahlen (6), Rosthusen (5), Tönning (8), Ülvesbüll (7), Vors. Pf. Dieckmann in Wesselburen.
14. **Stettin**, 60 Mitgl., Vors. Pred. Steinmetz.
15. **Thorn**, 60 Mitgl., Vors. Pf. Stachowitz.
16. **Wiesbaden**, ca. 90 Mitgl., Vors. Stadtpf. Bickel.
17. **Wiesbaden**, Frauen-Verein, 70 Mitgl., Vors. Frau Stadtpf. Bickel.

b) **Königreich Bayern.**

18. **Pfälzischer Hauptverein**, etwa 100 Ortsvereine in den Dekanaten Bergzabern, Dürkheim, Frankenthal, Germersheim, Homburg, Kaiserslautern, Kirchheimbolanden, Kusel, Landau, Lauterecken, Neustadt a. H., Obermoschel, Pirmasens, Speyer, Winnweiler, Zweibrücken, darunter 2 Frauenvereine in Kusel und Landau, ca. 8000 Mitgl., Vors. Stadtpf. Bickes in Ludwigshafen a. Rh.

c) **Königreich Sachsen.**

19. **Chemnitz**, 153 Mitgl., Vors. Privatier Planich, Schriftführer Oberpf. Dr. Graue.

d) **Großherzogtum Baden.**

20. **Baden**, 10 Mitgl., Vors. (?)
21. **Freiburg**, 34 Mitgl., Vors. Stadtpf. Dr. Hasenclever.
22. **Heidelberg**, 300 Mitgl., Vors. Stadtpf. Schück.
23. **Karlsruhe**, 135 Mitgl., Vors. Prof. Thoma.
24. **Mannheim**, 126 Mitgl., Vors. Stadtpf. Ahles. (?)
25. **Mannheim**, Frauen- und Jungfrauen-Verein, 75 Mitgl., Vors. Frau Stadtpf. Hitzig.
26. **Pforzheim**, 300 Mitgl., Vors. Gymnasialprof. Dr. Reuß; Schriftf. Stadtpf. Klein.

Diese Zweigvereine bilden mit 26 Ortsgruppen in Allemühl, Auggen, Buggingen, Dühren, Ehrstädt, Eppelheim, Hagsfeld, Handschuhsheim, Hausen, Hertingen, Konstanz, Lörrach, Maulburg, Mengen, Moosbrunn, Neckargemünd, Oberbaldingen, Philippburg, Rintheim, Ruchsen, Schollbrunn, Schönbrunn, Thiengen, Vögisheim, Waldshut, Weisweil den Badischen Hauptverein und zählen im ganzen ca. 2110 Mitglieder.

e) **Großherzogtum Sachsen-Weimar.**

27. **Apolda**, 20 Mitgl., Vors. Pf. Dr. Hering in Oberroßla.
28. **Blankenhain**, 37 Mitgl., Vors. Kirchenrat Bogenhard.
29. **Dermbach**, 80 Mitgl., Vors. Sup. Bach.
30. **Dornburg**, 24 Mitgl., Vors. Pf. Floß in Beutnitz b. Dornburg.
31. **Eisenach**, 201 Mitgl., Vors. Archidiak. Dr. Kieser.
32. **Jena**, 151 Mitgl., Vors. Sup. Dr. Braasch, Schriftf. Archidiak. Dr. Auffarth.

33. Ilmenau, 48 Mitgl., Vors. Sup. Dr. Spinner.
34. Weimar, 525 Mitgl., Vors. Pf. Ernst.

Diese Vereine bilden den Weimarischen Landesverein, dem sich noch einige kleinere Ortsgruppen angeschlossen haben. Außerdem besteht in Weimar eine Frauengruppe.

f) Großherzogtum Oldenburg.

35. Landesverein, 6 Mitgl., Vors. Pf. Gramberg in Abbehausen.

g) Herzogtum Braunschweig.

36. Braunschweig, 199 Mitgl., Vors. Oberlandesgerichtsrat Häberlin; Schriftf. Pf. Dr. Pini.

h) Herzogtum Sachsen-Gotha.

37. Landesverein, mehrere Ortsvereine, 450 Mitgl. (außerdem ca. 2000 Wohltäter), Vors. Sup. Haupt in Uelleben.

i) Herzogtum Sachsen-Meiningen.

38. Landesverein, ca. 450 Mitgl., Vors. Oberkirchenrat Dr. Dreyer.

Ortsgruppen sind in den Diözesen Meiningen (Vertrauensm. Gymnasialoberlehrer Pfeiffer), Wasungen (Pf. E. Horn), Salzungen (Pf. Köhler), Römhild (Oberpf. Meisner), Themar (?), Hildburghausen (Kirchenrat Sauerteig), Heldburg (Superint. Heyl), Eisfeld (Archidiak. Dr. Kost), Schalkau (Pf. Rix), Sonneberg (Pf. Rich. Erk), Gräfenthal, Pößneck (Oberpf. Keiser), Saalfeld (Pf. Rolle), Kranichfeld (Pf. Hoßfeldt), Camburg (Pf. Kaufmann).

k) Freie Stadt Bremen.

39. Bremen, 1 Ortsverein in Bremerhaven, 828 Mitgl., Vors. P. Burggraf.

l) Freie Stadt Hamburg.

40. Hauptverein, 175 Mitgl., Vors. P. Dr. Manchot, Schriftf. P. Dr. Meincke.
41. Missions-Frauenverein, 72 Mitgl., Vors. Frau Illies.

m) Großherzogtum Luxemburg.

42. Luxemburg, 60 Mitgl., Vors. (?)

n) Schweiz.

43. Deutsch-Schweizerischer Landesverein, 11 Kantonalvereine oder Gruppen in Zürich, Appenzell, Aargau, Basel, Bern, St. Gallen, Glarus, Graubünden, Luzern, Thurgau, Schaffhausen; 1164 Mitgl., Vors. Pf. Dr. Buß-Glarus; Schriftf. Pf. Weber, Zürich 8.

44. Zweigverein der französ. Schweiz, 56 Mitgl., Vors. Pf. Röhrich in Genf. (?)

Demnach verfügen wir über einen Stamm von 44 Zweigvereinen, denen sich 123 Ortsvereine und 15 Ortsgruppen angegliedert haben. Im Gothaischen Landesverein wirken 75 Vertrauensmänner. Die Zahl unserer Mitglieder beträgt weit über 20 000, soweit sie sich überhaupt feststellen läßt.

Neugegründet im letzten Jahre wurden der Zweigverein in Osnabrück und der Wiesbadener Frauenverein, ersterer durch die Bemühungen des

Pastors Schmidt, letzterer durch unsere frühere Missionarin Frau Stadtpfarrer Bickel geb. Diercks, die nach wie vor unserer Sache das wärmste Interesse entgegenbringt. Zu unserem lebhaften Bedauern haben sich dagegen die Zweigvereine in Stralsund und Danzig, die erst wenige Mitglieder zählten, aufgelöst. Wir bedauern dies umsomehr, als im Osten unseres Vaterlandes bisher nur an sehr wenigen Orten die Teilnahme an unserem Werke sich gezeigt hat.

Wir bitten alle Freunde der Mission, für unsere Sache überall thatkräftig einzutreten und durch persönliches Werben uns neue Mitglieder zuzuführen. Wünschenswert wäre es namentlich, daß sich die Frauenwelt in noch höherem Maße, als es bisher geschieht, unserem Werke widmete, so daß wir neben den 5 bestehenden Frauenvereinen bald eine stattlichere Zahl aufzählen könnten. Mit Dank sei hier die Thätigkeit des Berliner Frauenvereins hervorgehoben, der in Verbindung mit dem Berliner Hauptverein im verflossenen Winter ein Konzert veranstaltete, das 1898,32 Mark Reingewinn brachte. Der Mannheimer Frauenverein überreichte beim 11. Jahresfeste in Pforzheim eine Festgabe von 100 Mark, der Potsdamer Frauenverein stiftete als Extragabe im März d. J., auch um das Andenken unseres entschlafenen Freundes Prediger Ritter zu ehren, die Summe von 350 Mark.

In den meisten Zweigvereinen herrscht reges Leben. Fast überall haben Missions-Gottesdienste und -Jahresfeste, auch Vortrags-Versammlungen und Familienabende stattgefunden. Auch ist unsere Vereinslitteratur, insbesondere unsere Flugschriften, fleißig verbreitet worden. Nur 7 Zweigvereine melden, daß weder Gottesdienste noch Versammlungen abgehalten wurden. Ein trefflich gelungenes Missionsfest veranstaltete der Brandenburger Provinzialausschuß am 11. Juni 1895 in Eberswalde. Eine Wiederholung dieses Festes hat im laufenden Jahre in Guben stattgefunden (vgl. S. 185). Solche Missionsfeste, die einen weiteren Kreis von Freunden unseres Werkes in einer Provinz oder einem Land umfassen, sind nur zu empfehlen. Wir bitten wiederholt, überhaupt kein Mittel unversucht zu lassen, um allerorts die Teilnahme an unserem Werke durch persönliche Anregung zu fördern.

Durch den unerwarteten frühen Tod (10. Mai) des Superintendenten D. Horn in Gräfenthal (früher in Marisfeld) hat der Meininger Landesverein ein äußerst rühriges Mitglied verloren. Wir alle aber betrauern in D. Horn einen treuen Freund unserer Sache, für die er bis zuletzt mit großem Eifer gewirkt hat. Er hat unseren Missionsverein mitbegründet, war lange Zeit hindurch der erste Schriftführer und bis 1892 Mitglied des Centralvorstandes. Unser aufrichtiger Dank folgt ihm in die Ewigkeit nach!

Vertrauensmänner.

In Gegenden, wo noch keine Zweigvereine vorhanden sind, sich aber dennoch Interesse für unsere Mission zeigt, sind Vertrauensmänner bemüht, dies Interesse auf jede Weise namentlich durch Verbreitung unserer Vereinslitteratur zu fördern. Sie sind außerdem vom Centralvorstand ermächtigt, Anmeldungen von Vereinsmitgliedern anzunehmen, deren Beiträge zu sammeln und an die Centralkasse abzuführen. Gedruckte, von den

Vertrauensmännern auszugebende Mitgliedskarten können vom Centralvorstand unentgeltlich bezogen werden.

Unser Verein hat folgende Vertrauensmänner gewonnen:

a) Preußen:

Pf. Andrießen in Frankfurt a. O., Pf. Dr. Bahlow in Friedeberg a. Qu., Pf. Becker in Linnep (Bez. Düsseldorf), Past. em. Bleek in Bonn, Prof. Dr. Dieterici in Charlottenburg b. Berlin, Pf. Diethold in Vesta (Prov. Sachsen), Pred. Eltester in Hohenlandin (Kr. Angermünde), Pred. Habicht in Luckau, Pf. Handtmann in Seedorf b. Lenzen a. d. Elbe, Prof. Dr. Herm in Züllichau, Pf. Horn in Halberstadt, Pred. Kottig in Pritzwalk, Oberpf. Dr. Luther in Cremmen, Pf. Müller in Seelbach (Hessen Nassau), Pred. Neumann in Staffelde b. Cremmen, Past. prim. Roth in Köslin, Pred. Stein in Güstebiese (Neumark), Pred. Sylvester in Blankenburg b. Seehausen (Uckermark), Pred. Thaer in Charlottenburg b. Berlin, Oberpf. Dr. Werner in Guben, Pf. Dr. Woltersdorf in Greifswald.

b) Bayern: Pf. J. Hans in Augsburg.

c) Sachsen: Past. Dr. Mehlhorn in Leipzig, Pf. Dr. Apfelstedt in Leubnitz bei Dresden.

d) Württemberg: Dekan Dr. Baur in Münsingen, Oberbibliothekar Dr. Geiger in Tübingen, Stadtpfarrer G. Gerok in Stuttgart, Pfarrer Dr. Gmelin in Großaltdorf, Prof. Dr. Hieber in Stuttgart, Pf. List in Bieberach, Pf. Vischer in Baumerlenbach.

e) Hessen: Dr. jur. Schroeder in Darmstadt, Pf. Happel in Heubach.

f) Sachsen-Altenburg: Pf. Schminke in Tautendorf b. Ottendorf.

g) Sachsen-Koburg: Pf. Eberhard in Scheuerfeld.

h) Elsaß-Lothringen: Studiendirektor Erichson in Straßburg i. E.

i) Waldeck: Pf. Lau in Wildungen.

k) Reuß j. L.: Pf. Lic. Zuppke in Gera.

l) Sachsen-Weimar: Oberpf. Geußenhainer in Berga a/Elster, Pf. Hohl in Helmershausen i/Rh., Pf. Koch in Sondheim i/Rh. Adjunkt Löle in Eichelborn, Pf. Niese in Dorndorf a. W., Pf. Pühn in Dankmarshausen, Diak. Schillbach in Buttstädt, Pf. Schmidt in Schloßvippach, Oberl. Schmidt in Sachsa, Pf. Winter in Nohra, Pf. Wünscher in Neustadt a/Orla.

m) Bremen: Pf. Holthoff in Oberneuland b. Bremen.

n) Fürstentum Birkenfeld: Pf. Wolff in Niederbrombach.

o) Niederlande: Pf. Wiesinger in Amsterdam, Leidschekade.

p) Belgien: Pf. Seitz in Antwerpen.

Diese 54 Vertrauensmänner haben etwa 400 Mitglieder gesammelt und unsere Vereinslitteratur verbreitet, auch haben sie meistens Missionsgottesdienste oder -Versammlungen veranstaltet.

Direkte Mitglieder.

Dem Centralvorstand unmittelbar haben sich nur 29 Mitglieder angemeldet. Da es unser Bestreben ist, zu decentralisieren, so empfehlen wir, wo es nur irgend möglich ist, den zerstreut wohnenden Mitgliedern, sich dem nächsten Zweigvereine oder Vertrauensmanne anzuschließen.

2. Die Leitung des Vereins.

Centralvorstand und Geschäftsausschuß.

Der Centralvorstand besteht gemäß unseren Statuten: 1. aus 15 von der Generalversammlung gewählten Mitgliedern, von denen jedes Jahr 1/3 zum Austritt kommt, 2. aus 6 Vertretern der nach §. 12 der Statuten berechtigten Zweigvereine (Pfalz, Baden, Schleswig-Holstein, Bremen, Berlin und die Schweiz). Außerdem gehören unserem Centralvorstande noch 5 Ehrenmitglieder mit Stimmrecht an.

In der letzten Generalversammlung am 2. Oktober zu Pforzheim wurden die statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes Kons.-Rat Dr. Ehlers, Prof. Dr. Gerland, Prof. Dr. Holtzmann und Prof. Dr. Pfleiderer einstimmig auf 3 Jahre (1895—1898) wiedergewählt. Neu ist durch Wahl derselben Generalversammlung unser früherer Missionar Gymnasiallehrer O. Schmiedel in Eisenach an Stelle des uns durch den Tod entrissenen Predigers Ritter in den Centralvorstand auf 3 Jahre (1895—1898) eingetreten. — Der Schweizerische Landesverein deputierte auf Grund des alten § 12 der Statuten den Bankdirektor Saxer in St. Gallen in den Centralvorstand. Und als das in Pforzheim am 2. Oktober revidierte Statut in Kraft getreten war (vgl. S. 184), wählte im März d. J. der Berliner Hauptverein den Generalschatzmeister für Deutschland Standesbeamten Ernst Stolze in den Centralvorstand. Gleichzeitig wurde Ernst Stolze vom Centralvorstand einstimmig zum Mitglied des Geschäftsausschusses ernannt.

Zu unserer großen Freude wurde unser früherer Missionar und langjähriges Mitglied des Centralvorstandes Superint. Dr. Spinner in Ilmenau von Sr. Kgl. Hoheit, dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen, unserem hohen Protektor, zum Oberhofprediger in Weimar und Mitglied der obersten Kirchenbehörde des Großherzogtums auserfehen.

Der Centralvorstand ist außer seiner am 1. Oktober 1895 in Verbindung mit dem Jahresfeste zu Pforzheim abgehaltenen Konferenz im verflossenen Geschäftsjahre wegen der frühen Feier des 12. Jahresfestes zu Kiel nicht wieder vollzählig zusammengetreten.

Dagegen ist der Geschäftsausschuß des Centralvorstandes, bestehend aus Pred. Dr. Arndt, Pred. Lic. Kind, Pred. Lic. Kirmß, Prof. Dr. Pfleiderer, Superint. Dr. Spinner, Standesbeamter Ernst Stolze, Konsul Weber und Senator Wessels, zu einer Plenarkonferenz am 22. Januar d. J. in Berlin vereinigt gewesen. Die Berliner Mitglieder des Geschäftsausschusses haben außerdem noch 7 Konferenzen abgehalten.

Die Arbeiten des Geschäftsausschusses waren ziemlich umfangreich. Wir teilen nur das Wichtigste davon mit.

An Stelle des aus unsern Diensten geschiedenen (vgl. S. 191) Missionars Pf. Munzinger hatte der Centralvorstand die Aufgabe, einen neuen Missionar zu gewinnen. Er übertrug diese Aufgabe dem Geschäftsausschusse, der in den gelesensten kirchlichen Blättern zur Meldung um die vakante Missionarsstelle aufforderte. Unter den Bewerbern wurde einstimmig am 19. Mai d. J. Adolf Wendt, geb. 1870 in Neu-Ruppin, Pfarrvikar in Deetz a. Havel, ein Schüler und Konfirmand unseres verstorbenen Freundes Pred. Ritter in Potsdam, gewählt. Vikar Wendt widmet sich seit dem 1. Juni in Potsdam und Berlin der Vorbereitung auf sein neues Amt,

so daß er voraussichtlich im nächsten Frühjahr ausgesandt werden kann, nachdem er zuvor auch in England noch Studien getrieben haben wird.

An der Ausschmückung der neuen Kirche in Tokyo haben auch wir uns beteiligt.

Am 1. Oktober 1895 beschloß der Centralvorstand auf Vorschlag unserer Missionare, eine theologische und besonders auch apologetische Litteratur in japanischer Sprache zu schaffen. Wir haben dies weit angelegte Unternehmen in den verflossenen Monaten nach Kräften zu fördern gesucht. Das hinterlassene Werk unseres Freundes Ritter: „Ob Gott ist?" wird den Anfang unsrer japanischen Publikationen machen. — Ihm wird eine Sammlung von Zeugnissen berühmter Staatsmänner, Naturforscher, Philosophen u. s. w. für den Wert des Christentums folgen. Der Japaner giebt viel auf das Urteil großer Männer, und wir versprechen uns auch von diesem Werk Erfolg. Die deutsche Bearbeitung hat in zuvorkommendster Weise Pfarrer Dr. Hering in Oberroßla b. Apolda übernommen. Wir bitten alle unsere Freunde, die über geeignetes Material verfügen oder bei ihrer Lektüre passende Citate finden, es Herrn Pf. Dr. Hering mitzuteilen. Über die weiteren litterarischen Arbeiten unserer Missionare vgl. II. Teil.

Am 6. März d. J. sandten wir an mehrere Professoren und Pfarrer in Deutschland und in der Schweiz ein Anschreiben mit der Bitte um Beiträge für unsere japanische Zeitschrift Shinri. Wir hoffen recht viele Artikel zu erhalten und verweisen bezüglich der Themata über die Aufsätze — selbstverständlich deutsch, die Übersetzung erfolgt in Japan — welche gewünscht werden, auf die unten im II. Teile folgende Notiz.

Für unsere Schulen in Tokyo haben wir eine Sammlung deutscher Bibeln und Neuer Testamente veranstaltet, die im Herbst nach Japan gesandt werden sollen. Leider sind bisher nur wenige Exemplare eingegangen, und wir bitten dringend um weitere Zusendungen an die Adresse des Herrn Pf. Burggraf in Bremen, Papenstr. 8, der gütigst die Sammelstelle übernommen hat. Ebenso ersuchen wir unsre Freunde herzlich, Herrn Pf. Dr. Christlieb in Tokyo Zeitungsausschnitte religiösen, philosophischen und politischen Inhalts zur Verwendung im Shinri zuzusenden.

Der Firma F. A. Perthes in Gotha sagen wir auch an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank für die unentgeltliche Überlassung zweier Wandkarten, einer Weltkarte in Merkators Projektion und einer Karte des Imperium Romanum, für unsere Schulen in Tokyo. Der Firma Bernhard Tauchnitz in Leipzig danken wir herzlich für das Geschenk von 10 Textausgaben des Griechischen Neuen Testaments zum Gebrauch in unserer Theologischen Schule in Tokyo. Ebenso danken wir den Verlegern der Protest. Kirchenzeitung (Georg Reimer), der Christlichen Welt und Chronik (F. W. Grunow), der Theologischen Litteraturzeitung (J. C. Hinrichs), der Zeitschrift „Die Frau" (W. Moeser) für die unentgeltliche oder wesentlich verbilligte Überlassung ihrer Publikationen.

Wiederholt haben wir sowohl in unserer Zeitschrift als auch im Missionsblatt um Gaben zur Verbreitung der chinesischen Schriften Dr. Fabers, die jetzt bis nach Korea gehen, aufgefordert, leider mit geringem Erfolge. Es gingen bisher aus Deutschland nur 125 M. ein, die wir im April nach Shanghai gesandt haben, aus der Schweiz 18 Fr. Wir bitten alle unsere Freunde um kräftige Unerstützung dieser unserer litterarischen Mission in China.

Für die Beschaffung von Inventar für das Seemannsheim unserer deutschen Matrosen, die in Shanghai an Land gehen, haben wir Herrn Pf. Lic. Hackmann eine größere Geldsumme beim Centralausschuß für innere Mission erwirkt. Derselbe Centralausschuß hat auch auf unser Ersuchen in der entgegenkommendsten Weise eine Kiste mit Büchern für die Seeleute nach Shanghai gesandt. Auch wir haben unsere Missionsgemeinde um Zusendung geeigneter Lektüre gebeten und wiederholen diese Bitte.

Für die deutsche Schule in Shanghai hat das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches für das Etatsjahr 1895/96 3000 M. gewährt.

Die auf der Generalversammlung in Pforzheim am 2. Oktober v. J. beschlossene Änderung der §§. 8 und 12 der Statuten, wonach die Zahl der Stimmen der einzelnen Vereine in der Generalversammlung nicht mehr nach der Zahl der Mitglieder, sondern nach der Höhe der Beiträge berechnet werden soll, und Zweigvereine mit einem Jahresbeitrage von 2000 M. oder mehr einen Vertreter in den Centralvorstand wählen können, ist vom Großherzoglich Sächsischen Staatsministerium am 28. Dezember 1895 genehmigt und damit rechtskräftig geworden. Wir haben darauf den Neudruck der Statuten veranlaßt und jedem Zweigverein eine beliebige Anzahl von Exemplaren der Statuten zur Verfügung gestellt.

Die schon im Jahre 1893 entworfene Dienstordnung für die Missionare und Missionarinnen ist fertiggestellt und nicht nur unseren Missionaren, sondern auch sämtlichen Zweigvereinsvorständen und Vertrauensmännern zugesandt worden, damit sie auf etwaige Anfragen sofort Auskunft geben können.

Die Angriffe Dr. Daltons auf unseren Missionsverein haben in den letzten Monaten noch manche Erwiderung auf unserer Seite hervorgerufen. In einer Broschüre, die zur 12. Generalversammlung am 24. Juni d. J. in Kiel herausgegeben wird, haben wir die Widerlegungen der Daltonschen Angriffe übersichtlich zusammengestellt und beleuchtet. Mit Dank gegen Gott dürfen wir berichten, daß diese ungerechten Angriffe Dr. Daltons der Ausbreitung unseres Vereins eher förderlich als hinderlich gewesen sind, wie sie denn bei allen Vertretern und Freunden unseres Werkes den Eifer vermehrt haben, zu zeigen, daß wir eine große, ernste Aufgabe sowohl in der Heimat als auch draußen auf dem Missionsfelde zu erfüllen haben.

Konfirmandenflugblätter und Sammelbücher sind auch im letzten Jahre in großer Zahl verbreitet worden.

Auf die Arbeiten des Geschäfts-Ausschusses, soweit sie sich auf unsere Missionsfelder beziehen, kommen wir im II. Teile unseres Berichts ausführlicher zurück.

Unsere angefügte Jahresrechnung giebt außer der Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben auch ein getreues Bild über den Stand unseres Vereinsvermögens. Drückende Schulden, von denen unser vorjähriger Bericht meldete, haben wir zum größten Teil tilgen können. Aber noch immer harrt die mit 3% verzinsliche Anleihe vom Jahre 1889 der Rückzahlung, auch treten durch die dringend erforderliche Vermehrung unserer Arbeitskräfte auf den Missionsfeldern neue Anforderungen an unsere Centralkasse heran, so daß wir einer fortgesetzten Vermehrung unserer Einnahmen bedürfen.

Unsere Einnahme beträgt 50233 M. gegen 41579 M. im Vorjahre, so daß wir dank der Opferwilligkeit unserer Mitglieder eine Zunahme zu verzeichnen haben. Die Ausgaben belaufen sich auf 40454 M. gegen 35887 M. im Vorjahre.

Geschäftsstellen.

Die Geschäftsstellen sind berufen, den Centralvorstand in allen Arbeiten zur Ausbreitung des Vereins zu unterstützen und für dieselbe durch Veranstaltung von Gottesdiensten, Versammlungen mit Vorträgen, Vertrieb der Vereinslitteratur und die Tagespresse zu wirken.

1. Die norddeutsche Geschäftsstelle, unter Leitung des Predigers M. Fischer in Berlin, dem Pred. Haupt und Pred. Lic. Dr. Kind zur Seite stehen, ist verschiedentlich zu Besprechungen zusammengetreten. In Schlesien hat Pred. Fischer persönlich anzuregen versucht. Eine sehr erfreuliche Thätigkeit hat der Brandenburger Provinzial-Ausschuß unter Leitung des Landgerichtsrates a. D. Häckel im Gebiete dieser Geschäftsstelle entwickelt. Es ist ihm gelungen, 9 neue Vertrauensmänner zu berufen, und überhaupt das Werk unseres Vereins in Kreisen bekannt zu machen, in denen man von ihm bisher wenig oder nichts wußte. Sein diesjähriges Wandermissionsfest feierte der Brandenburger Provinzial-Ausschuß am 31. Mai unter großer Beteiligung und mit bestem Erfolge in Guben. Außerdem fanden noch 2 Konferenzen im Oktober und Februar statt, die recht erfreuliche Teilnahme fanden und bei denen über verschiedene unseren Verein betreffenden Fragen verhandelt wurde. Außer Landgerichtsrat a. D. Häckel und Pred. Fischer, als Vertreter der norddeutschen Geschäftsstelle, gehören dem Provinzial-Ausschuß noch Pf. Andrießen in Frankfurt a. O., Pf. Handtmann in Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe, Prof. Herm in Züllichau, Oberpfarrer Jonas in Eberswalde und Oberpfarrer Dr. Luther in Cremmen an.

2. Die süddeutsche Geschäftsstelle, geleitet von Stadtpf. Schück in Gemeinschaft mit Stadtrat Ammon, Prof. Dr. Bassermann, Dr. Lobstein, Bankdir. Schenkel, Stadtpf. Schmitthenner, Dir. Prof. Dr. Uhlig in Heidelberg.

3. Die Geschäftsstelle für Mitteldeutschland, geleitet von Pf. Dr. Hering in Oberroßla bei Apolda in Gemeinschaft mit Pf. Ernst in Weimar und Gymnasiallehrer O. Schmiedel in Eisenach, hat sich sehr rührig gezeigt. In Hildburghausen, Hammerstedt, Mellingen wurden Versammlungen veranstaltet, in den größeren Zeitungen wurden Mitteilungen über unseren Verein gebracht, ein Rundschreiben über die Thätigkeit der Zweigvereine und Vertrauensmänner wurde verbreitet; außerdem wurden 9 neue Vertrauensmänner gewonnen, die z. T. recht erfreuliche Berichte über ihre Thätigkeit senden konnten.

4. Die Geschäftsstelle für Westdeutschland, geleitet von Pf. Dr. Pini in Gemeinschaft mit Pf. Gerlich und Schuldir. Schaarschmidt in Braunschweig.

5. Die Geschäftsstelle für Norddeutschland in Hamburg. Die Leitung hat Pastor Dr. Meincke in Gemeinschaft mit Hauptpastor Dr. Grimm und Pastor Jensen übernommen.

In der Schweiz ist der Vorstand des deutsch-schweizerischen Landesvereins mit bestem Erfolg aufs eifrigste für unser gemeinsames Werk bemüht

gewesen. An der Spitze stehen Pf. Dr. Buß, Prof. Dr. Kesselring, Kaufmann Hintermeister-Boßhardt, Konsul Schöller, Pf. Schönholzer und Pf. Weber.

Vereins-Litteratur.

Unsere Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft (Berlin, A. Haack, jährlich 4 M.) ist durch Beschluß der Generalversammlung zum Vereinsorgan auch in dem Sinne erhoben, daß alle Mitteilungen des Centralvorstandes an die Zweigvereine und Vertrauensmänner durch dieselbe erfolgen sollen. Sie bedarf auch jetzt noch eines größeren Leserkreises in den Reihen unserer Mitglieder.

Das vom Stadtpf. Schück in Heidelberg herausgegebene Missionsblatt des Allg. ev.-prot. Missionsvereins (jährlich 60 Pf., bei direktem Partiebezug von mindestens 5 Exemplaren 20 Pf.) erfreut sich einer großen Verbreitung (20000 Ex.). Vom Centralvorstand wird es regelmäßig mit allgemein verständlichen populären Mitteilungen über unsere Missionsfelder versorgt.

Eine nicht unwesentliche Stelle in unserer Vereins-Litteratur nehmen die Flugschriften ein, die sich z. T. eines recht bedeutenden Absatzes erfreuen. Bisher sind erschienen:

I. Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. Eine Woche in der japanischen Christengemeinde zu Tokyo. Mit 2 Tafeln: Abbildungen von Kirche und Pfarrhaus. 4. Aufl.
II. Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. Kultur- und Missionsbilder aus Japan.
III. Munzinger, Karl, Pfarrer und Missionar. Aus dem Lande der aufgehenden Sonne. 2. Aufl.
IV. Lipsius, D. Richard Adelbert, Geh. Kirchenrat Prof. Unsere Aufgabe in Ostasien. Mit einem Lebensbilde des Verfassers von Pred. Lic. Dr. Paul Kirmß. Mit 1 Abbildung: Richard Adelbert Lipsius.
V. Kranz, Paul, Pfarrer und Missionar. Eine Missionsreise auf dem Yang tze kiang in China im Mai 1894. Mit einer Abbildung und einer Kartenskizze. 2. Aufl.
VI. Faber, Ernst, Missionar Dr. theol. China in historischer Beleuchtung. Eine Denkschrift zu seinem 30jährigen Dienstjubiläum als Missionar in China. Mit zwei Abbildungen und einer Karte. (Doppelflugschrift.)

Sämtliche Flugschriften sind im Verlage von A. Haack in Berlin erschienen und kosten einzeln im Buchhandel je 50 Pf., bei direktem Bezug von 50 Exemplaren einer oder verschiedener Flugschriften an je 20 Pf., die Flugschrift Nr. 6 als Doppelflugschrift kostet einzeln 1 Mk., in Partien von 50 Exemplaren an je 40 Pf.

Als Separat-Broschüre ist ebenfalls im Verlage von A. Haack in Berlin erschienen:

Zur Verteidigung gegen D. Dalton. Eine Widerlegung des Dalton'schen Angriffs. Herausgegeben vom Centralvorstande des Allgem. ev.-prot. Missionsvereins. Preis 50 Pf., in Partien von 50 Exemplaren an je 20 Pf.

Ritters Buch: „Dreißig Jahre protestantischer Mission in Japan" (Berlin, A. Haack 1890) erfreut sich einer steigenden Anerkennung

auch in englischen und amerikanischen Missionskreisen. Wir haben daher beschlossen, eine englische Ausgabe dieses Werkes zu veranstalten. Rev. Albrecht, Lehrer an der Doshisha in Kyoto, hat die englische Übersetzung, Rev. Dr. Greene in Tokyo die Fortführung des Buches bis auf die Gegenwart übernommen, da Pred. Ritter mit dem Jahre 1889 seine Darstellung abgeschlossen hatte.

Unsere allgemeine mit der Kais. Landes- und Universitäts-Bibliothek in Straßburg i. E. verbundene Missionsbibliothek hat durch Einlieferung neuer Jahrgänge verschiedener Missionsblätter und -Zeitschriften eine kleine Vermehrung erfahren.

II. Unsere Missionsfelder.

> Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und stehet auf Nacht und Tag, und der Same gehet auf und wächst, daß er es nicht weiß. Marc. 4, 26. 27.

Mission ist Säemannsarbeit. Der Missionar kann nichts thun, als Samen ausstreuen. Das Aufgehen und Wachsen der Aussaat steht bei Gott. Aber welch wunderbares Geheimnis! Oft muß der Missionar lange vergeblich auf eine Ernte warten, wo er doch meinte, reichlich ausgesäet zu haben, und oft steht er gerade dort vor frisch aufsprießenden Halmen, wo er noch längst nicht auf ein Wurzelschlagen des Samenkorns gerechnet hatte. Auch im verflossenen Jahre haben unsere Missionare diese Erfahrung gemacht. Ostasien ist gewiß das schwierigste Saatfeld des Evangeliums, — dort treffen alle Verheißungen und Regeln zu, die der Herr und Meister der Säeleute der Säemannsarbeit erteilt hat.

Wir können dies Mal nur über die Thätigkeit eines Zeitraumes von etwa neun Monaten berichten, da unser letzter Jahresbericht mit dem September 1895 abschloß. Es sind Anfänge und Ansätze, die wir zu verzeichnen haben. Die volle Frucht haben wir erst noch mit unseren Missionaren in aller Bescheidenheit und Demut zu erwarten.

Wir teilen den Jahresbericht unserer Missionare mit, fügen aber an den betreffenden Stellen ein, was sie uns außerdem im Laufe der letzten Monate gemeldet haben.

1. Japan.

Die allgemeine Lage der Mission.

Noch immer steht Japan unter dem Zeichen des großen japanisch-chinesischen Krieges, dessen Wirkungen auf lange Zeit hinaus dem japanischen Volksleben Gestalt und Richtung geben werden. „Man muß sich wundern“, so schrieb unser Missionar Pf. Schiller am 24. Januar d. J., „daß die Erfolge das japanische Volk nicht übermütig gemacht haben; es ist das für mich ein Beweis, daß ein tüchtiger Kern in diesem Volke steckt, sonst könnte es nicht so objektiv seinen eigenen Erfolgen gegenüberstehen.“ Diese ruhige Objektivität ist dem Missionswerk günstig, das nach dem Kriege entschieden in aufsteigender Linie sich bewegt. „Während wir in unserem

letzten Jahresbericht" so schreibt unser Missionar Pf. Dr. Christlieb, „über die voraussichtlichen Folgen des Krieges für das Missionswerk unser Urteil unausgesprochen lassen mußten, glaube ich heute sagen zu dürfen, daß der Erfolg des Krieges ein direkt günstiger war. Ich setze die charakteristischen Worte aus dem Berichte unseres japanischen Mitarbeiters Minami hieher: „„Der japanisch-chinesische Krieg hat in mancher Beziehung guten Einfluß auf die Missionsarbeit ausgeübt. Vor allem ist die nationale Engherzigkeit sehr viel milder geworden. Die Prediger auf dem Lande (d. h. außerhalb Tokyos) spüren dies am meisten. Der Missionseifer fängt in allen christlichen Kreisen wieder an lebhafter zu werden."" — Mir scheint es, daß man die Lage so beschreiben könnte: In der Reaktionszeit seit 1891 trat bei den Japanern das Bestreben, als den Völkern des abendländischen Kulturkreises ebenbürtig angesehen zu werden, oft in einer Weise hervor, die man nicht anders als nervös nennen kann. Die Anerkennung der japanischen Kulturfortschritte und der damit erreichten Ebenbürtigkeit wurde mit so einseitigem Eifer erstrebt, daß sie förmlich zum Selbstzweck geworden schien und wir Fremden manchmal den Eindruck empfingen, als wenn alle Mittel gut geheißen würden, die diesen doch rein äußerlichen Erfolg herbeizuführen geeignet waren. Beispiele dessen, was Minami „nationale Engherzigkeit" nennt, fanden sich in Fülle. Nun kam der Krieg, der alle Gedanken auf den einzigen und in der That realen Erfolg mit den Waffen hinlenkte. Als dieser Erfolg zweifellos und glänzend errungen war, gewann man, so scheint mir, die Überzeugung, daß die Ebenbürtigkeit Japans auf dem Gebiet des Kriegswesens nicht länger bestritten werden könne, und der Abschluß der neuen Handelsverträge machte die so lang und heiß ersehnte Anerkennung durch die Mächte äußerlich sichtbar und greifbar. Und so scheint es, daß nunmehr eine Art Ruhepunkt in der Entwicklung eingetreten ist und man mit mehr Unbefangenheit als früher das Verhältnis zur abendländischen Kultur ins Auge faßt. Die Intervention der drei Mächte zu Ungunsten Japans hat auch die Japaner vielleicht gelehrt, daß man ihnen kein Haarbreit Recht mehr zuerkennen wird, als sie Macht zu behaupten haben; es ist aber merkwürdig wenig Aufregung dadurch hervorgerufen worden, und wir haben nicht die geringsten unangenehmen Folgen davon gehabt. — Auch der Aufschwung im Handel und Gewerbe, der deutlich sichtbar ist, scheint zu zeigen, daß die Politik nicht mehr so ausschließlich das Interesse in Anspruch nimmt, und das bedeutet viel hier zu Lande, wo die Schicksale der Mission mehr als irgendwo bisher von politischen Strömungen abhängig sind.

Über eine andere Seite dieses materiellen Aufschwungs schreibt Minami: „„Es ist nicht zu leugnen, daß mit der Erweiterung des Landes und des Handels auch die materielle Besserung in hohem Grade erstarkt ist. Leider sehen manche Pastoren und Theologiestudierende sich danach um, ob sie nicht eine Stelle in kaufmännischen Geschäften bekommen können. Beispiele sind zwei Professoren an der Doshisha: Einer trat in die japanische Reichsbank ein, der andere gründete eine Fabrik"". (Dieser Übergang, unerhört bei uns, ist hier gar nichts Ungewöhnliches: darin haben die hiesigen Zustände wirklich Ähnlichkeit mit Amerika. Weitere Beispiele sind ein Prediger der Unitarier und unser Schüler Fujita, die beide in dem gleichen Geschäft in Osaka [Versicherung] angestellt sind.) „„Dennoch ist die jetzige Zeit"",

so fährt Minami fort, „„des Aufstrebens der Nation viel günstiger für die Mission als die Zeit der Schlaffheit. In den gebildeten Kreisen werden religiöse Fragen wieder mit lebhaftem Interesse besprochen"".

Auch bei andern Missionen ist die Ansicht allgemein, daß eine bessere Zeit für unsere Sache gekommen ist. Vielleicht sollte man vorsichtiger sagen: „augenblicklich scheint eine bessere Zeit zu sein", aber dies ist unstreitig der Fall. Freilich hatte auch der Rückgang der Mission im letzten Jahre einen bedenklichen Grad erreicht. Die Zunahme der Zahl der evangelischen Christen, die von 1887 bis 1891 stetig kleiner geworden war (um 33, 29, 22% 1887—89, um 3,8% und 3,1% 1890/91), von da ab wieder etwas stieg (6% in 1892), dann wieder auf 5,2% und 4,9% fiel (1893 und 94), hat diesmal einer Abnahme Platz gemacht: von 39 240 (1894) auf 38 710 (1895) d. i. um 1,3%; und während im letzten Jahre auf jede Station 2, auf jeden Missionar 2,8, auf jeden Missionsarbeiter wenigstens noch 1 neugewonnener Christ kam, ist diesmal trotz 2516 getaufter Erwachsener (3,8 auf jeden Missionar, 11 auf jeden männlichen Missionar) die Zahl der Christen zurückgegangen, ebenso die Zahl der von Japanern geleisteten Beiträge (um 8,7%). Im Vergleich mit den Zuständen des letzten Jahres erscheint natürlich auch die kleinste Besserung bedeutend; allein es ist doch offenbar, daß mehr Leute sich für die Botschaft der Missionare interessieren, daß der Missionar häufiger aufgesucht, Gottesdienste und Vorträge auch von Außenstehenden häufiger besucht werden u. s. w.

Diese Besserung der Zustände ist auch bei uns fühlbar. Wir haben ja leider keine Tradition und keine eingehende Statistik für die ersten Zeiten unserer Arbeit in Japan, aber für mein Empfinden war überhaupt die Zeit noch nie so günstig als jetzt, seit ich hier bin. Pf. Schiller hat mit seiner Thätigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Anzahl von jungen Leuten (von der Universität, dem Gymnasium und der Handelsschule) an sich gezogen, wie ich sie weder bei mir, noch bei Pf. Munzinger je gesehen habe. Als ich hierher kam, blieben meine zahlreichen Besuche bei Japanern, auch da, wo sie oft wiederholt wurden, im wesentlichen unerwidert und eine damals von Munzinger, Minami und mir weit verbreitete Anzeige für Taufunterricht rc. zog keinen einzigen Zuhörer herbei, während Schiller einen festen Bestand von 12 deutschen und 5 englischen Schülern gewonnen hat, denen es zum größeren Teil wirklicher Ernst mit ihren Bestrebungen zu sein scheint.

Auch in Hongo ist seit Ende 1895 und besonders seit Frühjahr 1896 ein ganz bedeutend besserer Kirchenbesuch zu verzeichnen, als seit lange vorher; so wie jetzt war es noch nie seit Oktober 1892 (und vermutlich auch seit längerer Zeit vorher nicht).

Auch in der Stellung der fremden Missionare scheint eine Besserung eingetreten zu sein; während vor 3½ Jahren und seither die Ansicht herrschte, daß den fremden Missionaren wenig mehr als der theologische Unterricht übrig bliebe, scheint man jetzt überall wieder mehr auf direkte missionarische Thätigkeit der Fremden zu hoffen. Um so unbegreiflicher erscheint uns der Rat, den die Kommission der Kongregationalisten[1]), die zur Untersuchung der Zustände einige Wochen hier war, ihrer Mission

[1]) Vgl. Z. M. R. 1896, S. 21.

gegeben hat: keine neuen Missionare mehr herüberzusenden; denn das bedeutet die Aufgabe der Mission mit fremden Arbeitern im Laufe der nächsten zwanzig Jahre. Ob diese Besserung anhaltend sein wird, vermögen wir nicht zu sagen; im allgemeinen sind die Missionare, mit denen ich darüber gesprochen habe, geneigt, die Frage zu bejahen.

Über die theologische Entwicklung des japanischen Christentums berichtete neulich dieselbe Kommission, „daß die Berichte über die Verbreitung heterodoxer Anschauungen stark übertrieben sind. Die Zahl der Pastoren und Lehrer, die vom orthodoxen Glauben abgewichen sind, kann man an den Fingern einer Hand abzählen, und alle diese sind solche, die ihre Erziehung zum Teil in Europa oder Amerika genossen haben". Wenn dies richtig wäre, so wäre damit die böswillige Behauptung Daltons, daß die Heterodoxie durch uns hiehergebracht sei, doppelt widerlegt. Allein ich kann durch diese Meinung der Kommission nur bestätigt finden, wovon jeder hier Ansässige längst überzeugt ist, daß alle derartigen Angaben, gemacht auf Grund von Erfahrungen weniger Wochen, absolut wertlos sind. Das Wort Orthodoxie in irgend einem Sinne des heimatlichen Sprachgebrauchs ist überhaupt auf keinen hiesigen Christen anwendbar.

Wie auf der andern Seite unsere Bestrebungen von einem uns offenbar wohlwollenden (unbekannten) Zeitungskorrespondenten verstanden werden, möge folgende Übersetzung aus der sehr verbreiteten Monatsschrift »The Sun«, (Taiyo V, 2, 5. März 1896) zeigen:

„„Mancher wird den Namen der Fukyu Fukuin Kyokwai nicht kennen, aber diese F. F. K. hat in allen Ländern, wo sie Mission treibt, sich mehr mit der Herausgabe von Büchern als mit Predigen, mehr mit dem Studium der Sprachen und Verhältnisse der betreffenden Länder als mit Beten (sic!) beschäftigt. Neulich las man in vielen Blättern von Dr. Faber. Dieser gehört zur F. F. K. Auch Schmiedel und Munzinger, zwei gründliche Kenner der japanischen Sprache und Japans im allgemeinen, gehörten zu ihr. Diese F. F. K. giebt den Leuten keine Glaubensformel (kyōchō), sondern wirklich (makotoni) Licht und Wahrheit (kōmyō to shinri). Jeder Angehörige einer Religion hält (sonst) die seinige ausschließlich für die beste; solchen könnte die F. F. K. zum Beispiel dienen.""

Man sieht auch hieraus wieder, wie schwer ein solcher, im besten Sinn des Wortes „vermittelnder" Standpunkt, wie wir ihn einnehmen, Verständnis findet. Wo wir zwischen den religiösen Postulaten und den Forderungen des Verstandes zu vermitteln suchen, erblickt der Korrespondent offenbar entweder eine Preisgabe der Religion oder gar eine Vermittlung zwischen Christentum und irgend welchen heidnischen Theorien, und er würde voraussichtlich nicht begreifen, daß auch wir unser Christentum ohne alle fremde Zuthaten für die beste Religion halten."

Wie günstig auch Pf. Schiller die gegenwärtige Lage in Japan für die Mission beurteilt, geht aus seinem Berichte vom 27. Februar d. J. hervor, in dem er schreibt:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Strom der Entwicklung des japanischen Volkes über kurz oder lang ins Christentum einmünden wird. Die Japaner fühlen das auch selbst, ohne daß darum nun auch der einzelne, der dies zugiebt, die Gewissenspflicht anerkennt, selber ein Christ zu werden". Andererseits warnt Schiller vor überspannten Hoffnungen und fährt fort:

„Das religiöse Interesse im heutigen Japan ist erschrecklich gering, geringer bei den gebildeten Ständen, als bei der Masse des Volkes, die wenigstens noch durch das Halten an den alten religiösen Sitten ein religiöses Bedürfen offenbart. Die Gebildeten sind ja in der Regel von der herrschenden Tagesströmung abhängiger als das Volk. Die Zeit, wo das Christentum Mode war und man es als den unentbehrlichen Aufputz der europäischen Kultur betrachtete, ist aber in Japan vorüber; die Scharen der Gebildeten, die früher einmal die christlichen Gotteshäuser gefüllt haben sollen, haben sich verlaufen, die theologischen Zeitschriften finden kaum noch Leser. Die Mission wird gut thun, zielbewußt den Weg einzuschlagen, der in dem Heilandsworte gekennzeichnet ist: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret" (Matth. 11, 25). Sind erst die Volksscharen fürs Christentum gewonnen, so folgen die Führer schon von selber nach, wie es die Missionsgeschichte an zahlreichen Beispielen zeigt".

Daß wir aber vorläufig gerade in unserer Mission keine überraschenden Fortschritte zu erwarten haben, ist durch das definitive Ausscheiden unseres Missionars Pf. Munzinger verursacht, der am längsten von unseren gegenwärtigen Sendboten in Japan gearbeitet und am gründlichsten sich in die Eigenart des japanischen Volkes vertieft hatte. Erst in einigen Monaten werden wir einen Ersatz für Pf. Munzinger aussenden können. Es ist aber zugleich im Werke, die Zahl unserer missionarischen Kräfte auf dem japanischen Arbeitsfelde überhaupt zu vermehren, um den steigenden Anforderungen, die in der nächsten Zeit auf Grund der oben geschilderten günstigen Verhältnisse sich auch an unsere Mission erheben werden, gerecht zu werden.

Unsere Missionare und ihre Helfer.

Die Hoffnung, die wir in unserem letzten Jahresberichte aussprachen, daß Pf. Munzinger nach Wiederherstellung seiner Gesundheit auf sein Arbeitsfeld zurückkehren werde, hat sich leider nicht erfüllt. Im Dezember 1895 verbot ihm sein Arzt Dr. Schröer in Glan-Münchweiler in einem amtlichen ärztlichen Attest die Rückkehr nach Japan. So mußte denn Pf. Munzinger aus unseren Diensten auf seinen Antrag mit dem 31. Dezember 1895 entlassen werden. Auch an dieser Stelle geben wir dem tiefsten Bedauern der gesamten Missionsgemeinde und unserer Missionare über den Rücktritt Munzingers Ausdruck, — knüpften sich doch gerade an sein Wirken die besten Erwartungen, da er sich gründlich in die Sprache und den Charakter des japanischen Volkes eingearbeitet hatte, und hatte er doch noch vor Jahresfrist mit frischer, fröhlicher Zuversicht sich bereit erklärt, auch ferner seine Kräfte unserer Mission zu widmen. Unsere Missionare schreiben: „Der Eindruck von Munzingers Abgang nach außen und innen ist zweifellos ein ungünstiger, doch sind uns üble Folgen noch nicht entgegengetreten". Wir hoffen zu Gott, daß mit seiner Hilfe auch dieser schwere Verlust, der unser Werk getroffen hat, in seinen Folgen bald überwunden werden wird. Unserem lieben Freunde und Mitarbeiter, der inzwischen in einer kleinen Landgemeinde zu Sausenheim in der Pfalz eine pfarramtliche Thätigkeit gefunden hat, danken wir für seine treuen Dienste, die er unserem Werke

geleistet hat, und wünschen ihm von ganzem Herzen die beste Erholung. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß es ihm, wenn sich seine Gesundheit wieder kräftigen sollte, möglich sein wird, noch einmal in sein altes Arbeitsfeld wieder einzutreten.

Pfarrer Dr. **Max Christlieb** (seit Oktober 1892 in Japan), dem nunmehr der Vorsitz in unserem japanischen Missionarskollegium zugefallen ist, arbeitet in der alten Weise mit unverdrossenem Eifer weiter. Ihm liegt die Pastorierung der deutschen evangelischen Gemeinden in Tokyo und Yokohama, der Unterricht in unserer Theologischen Schule und die Leitung aller äußeren Angelegenheiten unserer Station Tokyo ob. Er bemüht sich namentlich auch um Schaffung einer japanisch-theologischen Litteratur, der auch wir unser volles Augenmerk zugewandt haben. Ihm steht seine Gattin Frau Pfarrer Dr. Käthe Christlieb zur Seite, die sich ganz besonders um die Einrichtung und Leitung unserer Armen- (Volks-) Schule ein dauerndes Verdienst erworben hat und nach wie vor in der Frauenmission arbeitet. Mit unseren Frauenvereinen steht Frau Käthe Christlieb im regsten Verkehre, wie sie denn auch bei allen ihren Unternehmungen, namentlich auch bei dem am 16. und 17. Oktober in Tokyo veranstalteten Bazare die freudigste Unterstützung seitens unserer Missionsfreundinnen in der Heimat gefunden hat.

Pfarrer **Emil Schiller** (seit April 1895 in Japan), unser 2. Missionar, ist seit Oktober 1895 in die volle Missionsarbeit eingetreten. Er hat einen Teil des Unterrichts in der Theologischen Schule übernommen, ferner versorgt er die Yotsuya-Gemeinde und ist durch vielfache Veranstaltungen, Vorträge, Versammlungen, Unterricht, Besuche u. s. w. bemüht, direkt zur Ausbreitung des Evangeliums beizutragen und die Herzen der Japaner für das Reich Gottes zu gewinnen. Er findet in seiner missionarischen Thätigkeit volle Befriedigung. Am 24. November 1895 schrieb er: „Ich habe noch keine Minute den Augenblick bereut, in welchem ich den Mut fand, mich für das Missionswerk in Japan zur Verfügung zu stellen". Und am 24. Januar d. J. fügte er hinzu: „Wenn ich rückwärts schaue, so kann ich es mir gar nicht anders denken, als daß mein Lebensgang einmünden mußte in den Missionsberuf". Schillers japanische Sprachstudien, die im vorigen Sommer durch seinen Aufenthalt im Innern Japans außerordentlich gefördert waren, haben durch seine infolge des Abganges Munzingers vermehrte Arbeit an der Theologischen Schule eine Unterbrechung erlitten und können erst nach Eintreffen des neuen 3. Missionars fortgesetzt werden.

Die **japanischen Hilfsarbeiter** sind noch dieselben, wie im Vorjahre. Prediger **Minami** leitet die Hongo-Gemeinde und besorgt seit Januar d. J. wieder die Redaktion der Zeitschrift Shinri. Prediger **Maruyama** arbeitet auf der Station Osaka. Die Japanerinnen Fräulein **Inasawa** und **Tomioka** sowie der japanische Lehrer **Fujimoto** unterrichten an unserer Armen- und Sonntagsschule; an der letzteren ist auch **Ogawa** als Lehrer thätig.

Im ganzen sind demnach auf unserem japanischen Missionsfelde 9 Arbeitskräfte thätig, zwei Missionare, die Gattin eines Missionars, zwei japanische Prediger, zwei japanische Lehrerinnen und zwei japanische Lehrer. Möge ihre Arbeit auch ferner vom Segen Gottes begleitet sein!

(Fortsetzung folgt.)

Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Predigt über Matth. 28, 20 bei der 12. Jahresversammlung des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins am 23. Juni 1896 zu Kiel, gehalten von Pred. Lic. Dr. Kirmß in Berlin.

Das ist ein königliches Wort, wie es nie wieder auf Erden gesprochen worden ist. Das Kleid der Niedrigkeit, das Jesus getragen hat, ist gefallen; unser König steht vor uns, zwar immer noch unser Bruder, an Gebärden als ein Mensch erfunden, unser Schicksalsgenosse, der alles auf Erden mit uns geteilt hat, und dennoch ein König, der das Bewußtsein hat, eine Macht zu besitzen, mit welcher sich keine Macht der Erde vergleichen läßt. Deshalb ist auch dieses sein Wort ein Wort für die Mission. Denn die Mission ist ein Werk des Christus, der unser König ist und der König der ganzen Welt.

Wir wollen unsere Jahresversammlung mit diesem Worte beginnen und versuchen, uns den Inhalt desselben in Beziehung auf unser Werk klar zu machen.

1. Also zuerst: Ich bin bei euch. Das ist die unauflösliche Gemeinschaft zwischen Jesus und seinen Jüngern. Er läßt sie nicht los; denn er hat durch sein Leben und Sterben ihre Seelen erkauft und an sich gebunden für ewig. Seine Geistesmacht ist so groß, daß sie auch die Schranken von Raum und Zeit durchbricht und überall und immer mit den Seinen ist. Zu Hause wie in der Fremde, wenn sie wandern oder ruhen, zu Lande und zu Wasser, auf den Höhen menschlichen Wirkens wie in den Tiefen der Todesnot wird er sie geleiten. Er gehört mit seinem Reich und seiner Herrlichkeit ihnen und sie gehören ihm. „Ich bin bei euch. Wenn ihr schwach seid, ich bin euere Kraft; wenn ihr verzweifelt, ich bin euer Mut; wenn ihr reden sollt, ich bin der Geist, der euch das rechte Wort auf die Lippen legt; wenn ihr dem Tode entgegengeht, ich bin euer Leben."

Dieses Wort müssen auch wir ergreifen und uns daran festhalten mit aller Gewalt, gegen alle Zweifel und Bedenken, gegen alle Angriffe der Sünde und des Todes. Er selbst ist bei uns. Er ist nicht wie ein Staatsmann, der ein Reich aufgerichtet hat, welches nun auch ohne ihn weiter besteht, sondern das Reich Jesu kann nur dadurch bestehen, daß Jesus der ewige König desselben ist und es mit seiner geistigen Macht fortwährend durchdringt. Jesus ist nicht wie ein Philosoph, dessen Lehre nun fortbesteht ohne ihn, sondern die Lehre und der Geist Jesu gehen für jedes neue Zeitalter aus von seiner Persönlichkeit, die in der Gemeinde lebt. Wir haben nicht nur die Lehre, die Grundsätze und Gedanken Jesu, sondern ihn selbst, seine verklärte Persönlichkeit, die über unsere Seelen herrscht mit der Gewalt, die ihm gegeben ist im Himmel und auf Erden. Er selbst steht jetzt noch als unser ewiger Mittler zwischen uns und Gott. Wo die Augen eines Menschen sich aufthun und den Vater im Himmel erkennen, wo ein Mensch sich aufmacht, um zu seinem Vater zu gehen, aus der Enge der Erde hin-

auf zum weiten Himmel, aus dem Gefängnis seiner Schuld zur Versöhnung mit Gott, wo ein Mensch den Ruf Gottes vernimmt: Gehe hin, deine Sünden sind dir vergeben, wo Trauernde aus der Finsternis der Todesschatten empordringen zum ewigen Leben, da ist er selbst bei uns. Er ist nicht gealtert. Die Jahrhunderte haben ihm nichts von seiner Macht genommen. Auch wenn die neue Zeit mit ihrer neuen Weltanschauung, mit ihren scharfen neuen Denkbegriffen ihm die goldenen Königsgewänder genommen hat, an denen der Blick vergangener Geschlechter bewundernd hing, so haben wir doch noch den König selbst, ebenso wie jene. Und je schlichter, menschlicher uns seine Erscheinung ist, um so klarer strahlt durch die niedere Hülle die ewige Herrlichkeit seines inneren Wesens durch. Ich bin bei euch.

Jedes Missionsfest muß darin seinen eigentlichen Inhalt finden. Hören wir hier von Erfolgen, so mahnt uns jenes Wort zur Demut. Hören wir von Mißerfolgen, so giebt es uns Mut. Zwei scharfe Gegensätze verbinden sich hier miteinander: Unsere Schwachheit und die Macht Jesu. Jesus spricht zu uns: Verzagt nicht, ihr schwachen Menschen, denn ich bin bei euch. Meine Freunde, was wollen wir schwache Menschen unternehmen? Wir wollen diese ganze Welt für unseren Glauben gewinnen, ihn über die ganze Erde forttragen; wir wollen, daß die Neger Afrikas und die Bewohner der japanischen Inseln und Indiens und Chinas alle mit uns denselben Glauben haben sollen. Was für eine Kühnheit gehört dazu, um das auch nur zu wollen! Es wäre Tollkühnheit, wenn sich nicht mit unserer Schwachheit die Macht Jesu verbände: Ich bin bei euch. Er, der einst die Sünde überwunden und den Tod zertreten, der die römischen Legionen besiegt und sein Kreuz als Siegeszeichen auf den heidnischen Tempeln aufgepflanzt hat, der auch heute noch auf dem Meere wandelt und dem Sturm und den Wellen gebietet, er ist mächtig in unserer Schwachheit.

Hier in der Mission weist alles hin auf Jesus. Hier gilt es vor allem: Ohne mich könnt ihr nichts thun. Von ihm ist das Evangelium, das hinausgetragen wird; ihm gehören die Völker, zu denen es getragen wird; ihm gehören auch die Boten an, die es hinaustragen.

Das Evangelium, das hinausgetragen wird. In ihm lebt er selbst. Wir wollen nicht nur die Wirkungen des christlichen Geistes, christlicher Bildung und Kultur zu den Heiden bringen, sondern Jesum Christum selbst, der in seinem Evangelium lebt, damit er unter den Heiden von neuem Gestalt gewinne, vielleicht ganz andere, als bei uns. Christus hat alles, was er von Gott empfangen hat, hineingelegt in sein Evangelium, die Liebe Gottes, welche den Menschen zur Erkenntnis seiner Schuld führt und aus der Tiefe der Buße wieder emporführt zum Frieden, welche ihre Kinder nicht im Tode läßt, sondern ihnen das ewige Leben giebt, die uns stärker machen will, als die ganze Welt ist, die in allen Menschenseelen die schlummernden Gotteskinder erwecken will, daß sie rufen: Abba, lieber Vater! welche die Menschen verbinden will als Brüder und Schwestern, alle heiligen Bedürfnisse der Menschenseele stillt, alle Wunden heilt, alle Lasten leicht macht, alle Thränen trocknet, die Menschen vollkommen machen will, wie sie selbst ist, und so die Welt umgestalten will in ein Reich Gottes. In dem Evangelium ist Jesus selbst als der vollkommene Offenbarer Gottes. Wo dieses Evangelium wirkt unter den Heiden, da wirkt er selbst; wo sich

unter den Heiden eine christliche Gemeinde bildet, da ist er selbst. Ich bin bei euch.

Ihm gehört das Evangelium, das hinausgetragen wird, und ihm gehören die Völker, zu denen es gebracht wird. „Ich bin bei euch", das ist die königliche Macht Jesu, der alle Völker der Erde gehören. Als er in die Welt kam, da kam er in sein Eigentum; er ist für sie, und sie ist für ihn. Alle Völker sind geschaffen zu ihm hin. Alles Elend, von dem sie erlöst werden müssen, die Sünde, deren Joch zerbrochen werden muß, der Tod, dessen Raub sie nicht auf ewig sein sollen, alles weist hin auf den Menschensohn, der ihnen Hilfe bringen soll. Sie träumen von ihm, sie sehnen sich nach ihm. Sie suchen in ihrer Finsternis nach seinem Licht, an ihren Gräbern nach seinem Leben, in ihren Wüsten nach seinem lebendigen Wasser. Der Wilde, dessen Religion nichts als quälende Furcht vor bösen Geistern ist, gehört ihm; Jesus muß zu ihm kommen, den Geist der Furcht austreiben durch den Geist der Liebe. Der gebildete Japaner, dem die europäische Kultur in seiner väterlichen Religion alle Religion genommen hat, gehört ihm; Jesus muß zu ihm kommen und ihm sagen: Ihr sollt die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Alle Völker gehören ihm. Erst wo die Sandwüste oder die Eiswüste beginnt, da Menschen keine Hütten mehr bauen können, erst da sind die Grenzen seines Reiches. Der König der Völkerwelt sagt zu uns: Ich bin bei euch.

Ihm gehören auch die **Boten**, die sein Evangelium hinaustragen zu seinen Völkern. Meine Freunde, die Mission beruht nicht auf dem willkürlichen Einfall einiger schwärmerischer Menschen, die nur etwas Besonderes unternehmen wollen, sondern sie ist eine notwendige Lebensäußerung des Christentums. Ist Christus für die Welt und die Welt für ihn, so muß auch in seiner Gemeinde der Trieb der Mission aus der Enge in die Weite lebendig sein. Auch in dir. Du hast seine Liebe gespürt, am Charfreitag unter seinem Kreuz gestanden und dich der Gnade Gottes getröstet, zu Ostern an seinem Grabe und dich gefreut, daß auch für dich der Tod überwunden ist; du genießest auf Schritt und Tritt seine Segnungen, atmest in der Luft, die von seinem Geist erfüllt ist, schickst deine Kinder in eine christliche Schule und freust dich, daß sie dort dem großen Kinderfreund zugeführt werden. Welch eine Selbstsucht, welch ein Undank würde es sein, wenn du nichts dazu thun wolltest, daß alle Menschen den Frieden Christi finden! Sei stolz darauf, daß du an diesem weltumspannenden Werk teilnehmen kannst und darfst! Alles ist euer. Euere Herzen sollen so weit werden, daß die ganze Menschenwelt darin wohnen kann. Die Heiden werden unsere Brüder und Schwestern. Eure Gedanken ziehen hinaus wie die Apostel Jesu in alle Welt. Ihr fühlt die Not, die auf der Heidenwelt liegt, die Sehnsucht nach dem Heil, welche dort in den Seelen schlummert. Ihr tragt, wie Jesus, das Geschick der ganzen Welt auf eurer Seele. Ihr nehmt sein Kreuz auf euch und folgt ihm nach. Und hie und da wird in der heimatlichen Gemeinde einer von diesem Trieb in die Weite ergriffen, daß es ihm zu Hause keine Ruhe mehr läßt; Jesus reißt ihn los von Vater und Mutter, von Brüdern und Schwestern, von dem teuren Boden der Heimat und führt ihn hinaus, den Unbekannten das Evangelium zu predigen. In diesem Drang der christlichen Gemeinde nach der Ferne,

in dieser Macht, welche die Glaubensboten zu den Heiden treibt, erfüllt sich immer wieder: Ich bin bei euch.

2. Wie aber alle Missionsarbeit von Jesus ausgeht, so ist er auch in ihr immer die treibende Kraft. Ich bin bei euch alle Tage. — Wie in einem Menschenleben die Tage sehr verschiedenen Inhalt haben, Arbeit oder Ruhe, Saat oder Ernte, Entsagung oder Erfüllung, so auch in der Missionsgeschichte. Aber ebenso wie in diesem Wechsel der Tage immer die eine Sonne ihr Licht leuchten läßt, so sind auch die wechselnden Tage in der Missionsgeschichte alle durchleuchtet von einem Licht, nämlich von Christus.

Laßt einige dieser Tage an euch vorüberziehen. Zuerst das Zeitalter der Apostel. Die Welt lag da wie im Morgengrauen, die Apostel Jesu sind wie die Sterne, welche ihre Bahnen ziehen, dieser Erde ihr Licht zusenden sollen. Aber ihr Licht ist nur schwach und klein, beschränkt sind die Kreise, welche sie beschreiben. Aber da geht die Sonne auf, und die Sterne erbleichen. Paulus kommt und die übrigen Jünger treten zurück. Als Paulus vor Damaskus Jesum als den Christus erkannte, als er dann in der Einsamkeit den gewaltigen Eindruck seiner Umwandlung in sich verarbeitete und sich in das Geheimnis des Todes Christi versenkte und er gerade den am Kreuz gestorbenen und vom Gesetz verfluchten Messias als den Welterlöser erkannte, als er dann mit nie rastendem Fuß die Länder durchwanderte, den Bauern Galatiens, den Hafenarbeitern Korinths, den Philosophen Athens das Evangelium predigte, als er im Gefängnis schmachtete, von der tobenden Volksmenge umbraust wurde, oder im Schiffbruch um sein armes Leben kämpfte, als ihm bange wurde und er doch nicht verzagte, weil er im Geiste schon die Welt überwunden sah — ja das war ein großer Tag der Missionsgeschichte. Aber von jenem Morgen an, als die Jünger Jesum über das Meer wandeln sahen und seinen Ruf hörten: „Fürchtet euch nicht, ich bin es", hindurch durch den heißen Mittag, wo die treuen Zeugen Jesu unter dem Schwerte der Welt dahin sanken, bis zu dem stillen Abend, als dem alten Johannes in Ephesus die Augen zufielen, vom Morgen bis zum Abend ein Tag des Menschensohnes: Siehe, ich bin bei euch alle Tage.

Es kam ein anderer Tag. Der christliche Geist verband sich mit den Denkformen der alten Philosophie. Große Kirchenlehrer versenkten sich in die Tiefen des christlichen Glaubens und die Tiefen der Gottheit suchten sie zu erforschen und die Kirchenversammlungen berieten die Sätze, in denen der christliche Glaube für die damalige Zeit allgemein verständlich zusammengefaßt wurde. Die Dogmen entstanden, welche den heutigen Menschen vielfach als eine harte ungenießbare Form erscheinen. Aber wie viel auch menschlich-beschränktes darin mit untergelaufen sein mag, — auch in diesem heißen Suchen nach Ausdrücken der christlichen Wahrheit, die jener Zeit verständlich wären, auch darin sehen wir die geistige Nähe Jesu. Ich bin bei euch alle Tage.

Über der Nacht der deutschen Wälder ging die Morgenröte auf. Angelsächsische Mönche drangen in die Wälder ein, rodeten die Bäume aus, bauten Klöster, schufen fruchtbares Ackerland, und wurden so arbeitend und predigend zu Trägern christlicher Gesittung und Kultur. Sie arbeiteten in der Weise, wie die damalige Zeit es ihnen an die Hand gab. Und als durch die Wipfel der deutschen Eichen der Geist Jesu wehte, und als die alten Germanen

zu Jesu emporschauten, als zu einem neuen großen himmlischen Herzog, der seine Streiter zu neuen ungeahnten Kämpfen führt, da erfüllte sich auch hier das Wort des Herrn: Ich bin bei euch alle Tage.

Aus den Fesseln des Mittelalters hat sich der evangelische Glaube losgerungen. Die Reformation hat auf dem Gebiete der Mission nicht unmittelbar eingegriffen, aber sie hat neue Kräfte geschaffen, durch welche auch der Mission neue Wege gebahnt wurden. An einem Herbstmorgen des Jahres 1732 zogen aus Herrnhut einige schlichte Handwerker aus, ohne gelehrte Bildung, wie die Fischer Galiläas, ja, fast könnte man sagen, auch wie jene ohne Tasche und ohne Stab. Sie hatten den Entschluß gefaßt, nach der fernen Insel St. Thomas zu ziehen, um dort den Negersklaven das Evangelium von der Freiheit der Kinder Gottes zu bringen. Und bald nachher zogen von ebenda einige Bäcker und Zimmerleute aus, um die Glut der Liebe Gottes in das eisige Grönland zu tragen. Damals war trotz aller Rechtgläubigkeit die Kirche tot und der Missionsbefehl Jesu vergessen. Da ging aus dem kleinen Herrnhut ein neuer Tag des Menschensohnes auf. Siehe, ich bin bei euch alle Tage.

Jetzt arbeiten Tausende draußen. Es giebt kaum eine Gemeinde in der heimatlichen Kirche, welche nichts von jener Arbeit wüßte und nicht mehr oder weniger Gaben dazu spendete. Neue Wege haben sich der Missionsarbeit erschlossen, Dampfwagen und Dampfschiffe müssen dazu helfen, die Himmelreichspredigt Jesu vom See Genezareth in alle Welt zu tragen. Wie viele Gaben und Kräfte haben sich in dieser Arbeit entfaltet! Die Gabe der Sprachen vom Pfingstfest her ist wieder erwacht, und die heilige Schrift ist jetzt in fast 400 Sprachen übersetzt. Krankenhäuser werden unter den Heiden gebaut, in denen die Liebe Christi den Kranken die Hände auf das Haupt legt, so daß es besser mit ihnen wird. Die Gelehrten arbeiten am Studium der heidnischen Religionen und zeigen den Missionaren die Punkte, an denen sie mit ihrer Arbeit anknüpfen können. Zwischen dem Christentum und anderen Religionen, wie z. B. dem Buddhismus, besteht ein reger Gedankenaustausch. Die heutigen Missionare sind nicht nur angewiesen auf ihre eigene Persönlichkeit und ihre religiöse Kraft, sondern fühlen sich als Glieder eines großen regelmäßig arbeitenden Organismus. Aber auch in der heutigen reich gegliederten Arbeit giebt Christus das Leben und das Feuer. Ich bleibe bei euch alle Tage.

Die Tage der Geschichte kommen und gehen, aber derselbe Christus, der einst mit Paulus durch Kleinasien und Griechenland zog, ist in unserem Jahrhundert mit Livingstone durch Afrika gezogen. Ich bin bei euch alle Tage.

Auch wir haben während unserer kurzen zwölfjährigen Arbeitszeit den Wechsel der Tage erfahren. Als wir anfingen, schien ein großer Tag über Japan heraufzusteigen. Bald aber kam eine Zeit des Stillstandes und des Rückschrittes, in welcher manche Erfolge wieder verloren gingen. Jetzt dämmert wieder ein neuer Tag auf über jenem Lande; ein neues Suchen und Fragen nach Gott macht sich auf unserem Missionsfelde bemerklich. Aber wie auch die Tage kommen und gehen: Ich bin bei euch alle Tage — das ist unsere Zuversicht.

3. Aber es kommen noch ganz andere Tage. Wir stehen erst am Anfang einer großen Entwicklung. Die jetzt noch schlafenden Völker

werden erwachen. Es werden Wege gebahnt werden, wo noch keines Menschen Fuß hingekommen ist. Berge werden erniedrigt werden und die Thäler erhöht und Wege bereitet werden dem Herrn, unserm Gott. Die Inseln der Heiden werden zu uns herüberblicken, nach unserem Heil, damit von uns ihnen Hilfe komme. Und dieses Rufen aus der Ferne wird bei uns einen Widerhall finden; die jetzt noch vielfach schlafenden Gemeinden werden aufgeweckt werden durch den Ruf unseres Königs: Gehet hin in alle Welt! Viele Zeugen werden ausziehen mit der Liebe Jesu im Herzen, mit dem Feuer des heiligen Geistes auf den Lippen. Die „Löwen" werden sich wiederfinden, wie im alten Christentum. Neue Gaben und Kräfte werden sich offenbaren. Und dann werden die Sehnsucht der Heiden nach unserem Glauben und die Sehnsucht der Heimatkirche nach den Heiden aufeinander treffen wie zwei Ströme. Das ist dann das „Ende der Welt", von dem Jesus spricht, d. h. nicht Aufhören, Vernichtung, Untergang, sondern Vollendung, der große Tag des Menschensohnes, wenn aller Gottessame, der in der Erde schlummert, wird aufgegangen sein, und die Welt weiß zur Ernte sein wird und die Schnitter Gottes kommen werden, um die Garben heimzubringen in die ewigen Scheuern, ohne Bild: Der Geist Christi wird eingehen in die Welt; die ganze Welt wird christlich werden; aber nicht etwa die ganze Menschheit eine einförmige Masse, sondern jedes Volk als eine eigenartige christliche Persönlichkeit ausgebildet, mit eigenartigen kirchlichen Formen, auch mit eigenartigen Auffassungen der Glaubenslehre, und so alle Völker in der Mannigfaltigkeit der Gaben und Kräfte den Reichtum Jesu Christi in sich darstellend. Das ist das Ende der Welt, d. h. die Vollendung. Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Ist Christus bei uns, so muß auch unsere Arbeit dazu mithelfen, daß diese Vollendung immer mehr kommt. Wir wissen selbst, daß unsere Arbeit noch sehr bescheiden ist. Aber wir thun sie auf unsere Weise, mit unseren Gaben; wir wollen den heidnischen Völkern das Christentum in seiner einfachsten, reinsten Form bringen und ihnen die Anstöße des Denkens, den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen möglichst ersparen; wir wollen ihnen nicht das ausgeprägte Dogma, sondern die lebensvolle Persönlichkeit Jesu bringen, damit sie dann den christlichen Glauben in ihrer Weise verarbeiten und ausprägen. — Auch diese unsere eigenartige Arbeit, so bescheiden sie ist, wird verklärt von dem hellen Schein, welcher ausgeht von der großen Zukunft Jesu, von der Vollendung, die er herbeiführen wird. Hier hat auch das Kleinste, das Geringste seinen Wert. Auch der kleine Bach speist den breit dahinfließenden Strom; auch der einzelne Stein ist notwendig in dem hochragenden Dom. Was an unserer Arbeit aus Christus ist, das kann nicht untergehen, sondern unter der Pflege des großen Königs, der bei uns ist bis an der Welt Ende, wirkt es fort durch die Jahrhunderte, und es wird um so mehr wachsen, je mehr die Macht Jesu wachsen wird, und es wird einst vollendet zu Tage kommen bei dem Ende, d. h. der Vollendung der Welt. „Was gesät wird in Schwachheit, das wird auferstehn in Kraft."

Ist Christus bei uns, dann muß alles der Vollendung entgegenführen. Angriffe schließen uns um so fester zusammen. Werden wir getadelt, so prüfen wir unsere Arbeit um so sorgfältiger. Schwierigkeiten lehren uns, uns um so mehr zu vertiefen in den Glauben, der die Welt überwunden

hat. Fehlgriffe, Niederlagen lehren uns erkennen: Mit unserer Macht ist nichts gethan. So werden Niederlagen zuletzt zu Siegen, Rückschritte zu Fortschritten. Denn unser ewiger König führt unsere Sache. „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Meine Freunde! Er kann nicht von der Welt lassen, bis daß alles vollendet ist. Er hat mit seiner Liebe, die aus Gott und deshalb ewig ist, diese Welt umfaßt und hat sie geweiht durch sein Blut. Deshalb kann er nun nicht von ihr lassen, bis daß alles vollendet ist. Das laßt uns gewiß glauben. So steht auch unser Werk unter dem Segen seiner Verheißung. Es beruht nicht auf dieser oder jener Persönlichkeit; die Arbeiter müssen heimziehen, wenn es Feierabend wird. Christus aber bleibt. Wenn wir unser Werk niederlegen müssen, so werden andere kommen und es wieder aufnehmen und ausführen, was wir gewollt haben. Wenn wir bei unseren ersten tastenden Schritten schwach gewesen sind, so werden andere nach uns kommen, die stark sein werden. Wenn der Missionar am Abend seines letzten Arbeitstages seine Augen schließt zur ewigen Ruhe, so blickt er friedlich auf sein Arbeitsfeld; sein inneres Auge thut sich auf; die Zukunft liegt vor ihm, und er sieht, wie die schweren Ähren sich im Wind wiegen werden, und er freut sich, daß da, wo er manchmal mit Seufzen allein gepflügt und gesät hat, zehn stehen werden, um mit Freuden zu ernten.

Darum werdet nicht müde! Haltet aus! Die Sonne steigt, die Erntezeit kommt. „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Amen.

Chinesen und Japaner; ihre Besonderheiten und die Nutzanwendungen für die Mission.

Vortrag auf der 12. Jahresversammlung des Allg. ev.-prot. Missionsvereins zu Kiel am 24. Juni 1896, gehalten von Pfarrer Dr. Hering in Oberroßla.

Der Krieg zwischen Japan und China und sein Verlauf hat auch weiteren Kreisen den auffallenden Gegensatz zum Bewußtsein gebracht, der zwischen diesen beiden Hauptvölkern Ostasiens besteht. Dieser Gegensatz ist nicht von heute und gestern. Er ist nicht bloß ein politischer. Er ist auch nicht erst hervorgerufen durch die jüngste, in neuen Bahnen sich vollziehende Kulturentwicklung Japans. Er liegt in der grundverschiedenen Eigenart der beiden Völker. Man hat sich in Europa zu sehr daran gewöhnt, Chinesen und Japaner in einem Atem zu nennen. Aber der Unterschied zwischen beiden Völkern ist größer, als der zwischen irgend welchen europäischen Völkern, die man zur Vergleichung neben einander stellen könnte. Der Reisende zumal fühlt es, sobald er, aus dem einen Lande kommend, den Fuß in das andere setzt: China und Japan sind zwei ganz verschiedene Welten.

Ich will es versuchen — soweit die mir zur Verfügung stehende kurze Spanne Zeit es verstattet — Ihnen nach den Eindrücken, die ich selbst in

Ostasien empfangen habe, die so auffallend von einander abweichenden Eigentümlichkeiten dieser beiden Pflegekinder unseres Vereins aufzuzeigen und einige Nutzanwendungen für die Mission daraus zu ziehen.

Gemeinsam ist allerdings beiden Völkern bis in die neueste Zeit die alte chinesische Kultur gewesen. Es war ungefähr ums Jahr 200 unserer Zeitrechnung, als die japanische Kaiserin Jingu Kogo in männlicher Rüstung einen Kriegszug nach Korea unternahm und das Land eroberte. Wenn auch den Berichten über diesen Kriegszug sagenhafte Elemente anhaften, so ist er doch zweifellos historisch. Durch ihn wurde die Brücke geschlagen, auf der in den nächsten drei bis vier Jahrhunderten die gesamte hochentwickelte Kultur Chinas nach Japan hinübergeführt wurde: Buddhismus und Konfuzianismus, chinesische Litteratur und Gesetze, mathematische Instrumente und Kalender, Industrie und Kunstgewerbe, Haustiere und Kulturpflanzen.

Im Banne chinesischer Kultur hat Japan bis in die Gegenwart gestanden, merkwürdigerweise ohne sie wesentlich umgewandelt oder fortgebildet zu haben, wenn auch in einzelnen Zweigen, z. B. in der Kunst, die japanische Eigenart sich ausprägt.

Trotz dieser kulturellen Abhängigkeit sind beide Völker durchaus verschieden.

Verschieden ist ihre Abstammung. Während man weiß, daß die Chinesen von Norden in das heutige China eingewandert sind und sich mit den dort wohnenden mittel- und ostasiatischen Völkern vermischt haben, steht es bei den Japanern noch nicht fest, woher sie stammen. Die meisten Vertreter haben neuerdings die Ansicht, daß die heutigen Japaner ein Mischvolk aus Malayen, Mongolen und den Ureinwohnern Japans darstellen. Daß man sie auch mit den Indern, mit den Persern, ja sogar mit den zehn verlorenen Stämmen Israels hat zusammenbringen wollen, will ich hier nur nebenbei anführen.

Verschieden ist die Sprache. Das Chinesische ist eine isolierende Sprache, während das Japanische als eine agglutinierende Sprache zu derselben Klasse gehört, wie die finnisch-tartarischen Sprachen, z. B. das Ungarische und das Türkische.

Wie verschieden ist auch die Gestalt! Die Chinesen, namentlich die Nordchinesen groß und ungeschlacht, die Japaner klein und zierlich gebaut.

Verschieden die Nahrung: Die Chinesen sind Fleischesser und besonders fettliebend, während die Japaner fast reine Vegetarianer sind. Nur neuerdings verbreitet sich in den größeren Städten der Fleischgenuß.

Verschieden ebenso Kleidung und Wohnung. Die Chinesen haben einen auffallenden Trieb zum dichten Zusammenwohnen, während die Japaner bei Anlegung ihrer Wohnsitze, selbst in großen Städten, behagliche Ausdehnung lieben.

Und welcher Unterschied in Bezug auf die Reinlichkeit! Der Reisende, der zum ersten Male eine chinesische Straße betritt, ist entsetzt über all das Schreckliche, was dort sein Auge und seine Geruchsnerven belästigt. Die Lebensweise der Chinesen in engen dichtgefüllten Ortschaften, inmitten eines entsetzlichen Unrats, ohne gesunde Körperpflege spricht aller Hygiene Hohn. Die Japaner hingegen sind selbst in den untersten Klassen geradezu Muster an Reinlichkeit, so daß sie entschieden in diesem Punkte den Durchschnitts-

europäer übertreffen. Dies zeigt sich in ihren Wohnungen, auf ihren Straßen, in ihren Gewohnheiten, an ihrer sorgsamen Körperpflege.

Wie verschieden sind auch beide Völker, wenn wir ihren Charakter ins Auge fassen: Die Chinesen bedächtig, phlegmatisch, die Japaner beweglich, von ausgesprochen sanguinischem Temperamente; die Chinesen neues schwer aufnehmend, auch wenn die Vorzüge des Neuen noch so klar sein sollten, das einmal Aufgenommene aber auch zähe festhaltend; die Japaner mit auffallend praktischem Blick begabt, alles Neue mit großem Geschick aufnehmend, wenn auch oft nur oberflächlich, so daß es ohne Mißerfolge nicht abgeht, dabei aber dem, der ihnen das Neue bringt, immer voller Mißtrauen gegenüberstehend und auf eigene Prüfung bedacht, auch dem Verkündiger des Evangeliums gegenüber.

Die Chinesen sind der Spekulation zugeneigt. Davon zeugen die philosophisch-moralischen Systeme eines Konfu-tse, Lao-tse, Meng-tse, davon zeugt die immense chinesische Litteratur, die namentlich auf dem Gebiete der Geschichte und Geographie reiche, noch ungehobene Schätze birgt. Die Japaner sind auf dem Gebiete der Philosophie unproduktiv geblieben, auch sonst vermag ihre Litteratur einen Vergleich mit der chinesischen nicht auszuhalten. Nur auf dem Gebiete des Märchens haben sie Hervorragendes geleistet.

Die Chinesen sind nicht eben kriegerisch gesinnt. Seine gewaltigen Ländermassen hat China weniger durch Eroberung, als vielmehr durch Kolonisation erlangt. Den Japanern dagegen ist eine große Vorliebe für die Waffe und das Waffenhandwerk eigen. Sie sind geborene Soldaten, schneidig, aufopferungsfähig, von alters her an Disziplin gewöhnt, an Waffenruhm sich förmlich berauschend.

Der Chinese neigt mehr den Werken des Friedens zu. In diesen ist er fleißig, sparsam, nüchtern und durchaus zuverlässig. Der chinesische Handwerker hat neben seiner Geschicklichkeit die Tugend absoluter Pünktlichkeit, was man vom japanischen Handwerker trotz ebenbürtiger Geschicklichkeit nicht sagen kann. Als Diener des Europäers ist der Chinese vorzüglich, geräuschlos und mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks arbeitend, treu und ehrlich, wenn ihn auch nie das Bewußtsein himmelweiter Überlegenheit dem fremden Barbaren gegenüber verläßt. Befragt man die europäischen Kaufleute in Ostasien über ihre chinesischen und japanischen Handelsfreunde, so sind sie einstimmig in ihrem Lobe des chinesischen Kaufmanns und Kommis und ebenso einstimmig in ihren Klagen über die Japaner. Thatsache ist, daß in allen europäischen Bankhäusern in China und in Japan Chinesen angestellt sind, und daß Unterschleife so gut wie gar nicht vorkommen. Der langjährige Leiter der Hongkong und Shanghai-Bank in Shanghai hat gesagt: „Ich kenne niemanden in der ganzen Welt, dem ich leichter vertrauen möchte, als dem chinesischen Kaufmanne oder Banquier . . . In den letzten fünfundzwanzig Jahren hat die Bank sehr große Geschäfte mit Chinesen in Shanghai gemacht, Geschäfte, die sich auf hunderte von Millionen belaufen, aber wir sind nie auf einen betrügerischen Chinesen gestoßen [1])."

---

[1]) Chamberlain, Things Japanese. London u. Tokyo. 1890. S. 183f.

Bei der großen Ausdehnung des chinesischen Reiches, der Verschiedenheit der Stämme und Dialekte und der großen Selbständigkeit der einzelnen Provinzen wird man in China kaum von Patriotismus sprechen können, sondern höchstens von einem Rassebewußtsein, während die Japaner von einem glühenden Patriotismus beseelt sind. Wollte es je eine auswärtige Macht versuchen, japanischen Boden zu erobern und in Besitz zu nehmen, sie würde einen Widerstand finden, gegen den die Hartnäckigkeit der Polen, die blutigen Kämpfe im Kaukasus oder der indische Aufstand nichts wären.

Zu allen diesen Gegensätzen in der Art der beiden Völker kommt nun noch der neueste: China im Besitze einer uralten Kultur, von deren Vollkommenheit und Überlegenheit es vollständig überzeugt ist, so daß es von ihr nicht abgehen will, und Japan als Vertreter moderner europäischer Civilisation und mit dem Fanatismus des Konvertiten bestrebt, diese Kultur auch weiter zu verbreiten.

In welchem Maße es Japan gelungen ist, sich diese neue Kultur anzueignen, das ist bekannt. Die Erfolge Japans liegen dabei nicht bloß auf dem Gebiete der äußeren Kultur. Es hat auch Fortschritte auf sittlichem Gebiete gemacht. Auch hierin zeigt sich ein auffallender Unterschied zwischen beiden Völkern.

Dem chinesischen Volke fehlt es trotz seiner hochentwickelten Kultur an einem Zuge menschlichen Erbarmens. An diesem Urteile können auch einzelne Beispiele von Wohlthätigkeitsanstalten, wie Findelhäuser und dergl. nichts ändern. Man kann ruhig sagen, daß die Chinesen an Grausamkeit gegen Mensch und Tier von keinem anderen Volke der Erde überboten werden. Das haben sie erst wieder im Kriege gegen Japan gezeigt. Das haben auch die Missionen oft genug erfahren müssen. Neben gewissen Tugenden finden sich entsetzliche heidnische Laster. Faber[1]) weist darauf hin, daß auch der Buddhismus nicht so sittenmildernd gewirkt habe, wie man gewöhnlich annehme. Er urteilt über die chinesischen Verhältnisse: „Die Mandschu sind verweichlicht, die Mandarine verrottet, die Gelehrten versteinert, die Soldaten feige, das Volk unwissend, der Pöbel versumpft und frech"[2]).

In Japan hat sich — abgesehen von den abnormen Verhältnissen der Hafenstädte — zweifellos seit Einführung der neuen Civilisation die Sittlichkeit gehoben. Wir haben es hier mit einem Einflusse des Christentums zu thun, der weit über die Kreise seiner Bekenner hinausreicht, bis tief ins japanische Volk, ja bis in die Reihen seiner ausgesprochenen Feinde hinein. Wenn zweifellos mit der europäischen Kultur viele religionsfeindliche, atheistische und materialistische Elemente nach Japan gekommen sind, so läßt sich auf der anderen Seite auch eine stille Wirksamkeit des Evangeliums erkennen, die es unkontrollierbar und doch deutlich wahrnehmbar durch das Mittel europäischer Bildung ausübt. So trifft man — um einiges anzuführen — nicht mehr, wie früher, mit jedem Schritt auf obscöne Bilder. Die noch vorhandenen Spuren von Phallusdienst werden sorgfältig entfernt. Die Unsitte des Konkubinats nimmt ab; eine Art öffentliches Gewissen spricht dagegen. In weiten Kreisen besteht eine auf Abschaffung der staatlich geduldeten und privilegierten Prostitution gerichtete Bewegung. Wenn

---

[1]) China in historischer Beleuchtung S. 49.
[2]) a. a. O. S. 53.

zu dieser auch in christlichen Kreisen der Anstoß gegeben worden ist, so sind doch schon durchaus heidnische Provinziallandtage dazu gekommen, die Abschaffung der öffentlichen Häuser zu beschließen. Eine Wirkung der mit der europäischen Civilisation verbundenen christlichen Elemente sind die zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten, die in Japan entstanden sind. Ich will hier aus der großen Zahl nur eine nennen, den Verein vom roten Kreuz, der sich im letzten Kriege so trefflich bewährt hat und zwar zu Gunsten von Freund und Feind. Und wenn der Kriegsminister Oyama in dem bekannten Erlaß an sein Heer die japanischen Soldaten dazu anhält, daß sie des verwundeten und wehrlosen Feindes schonen sollen, so zeigt er, daß er unter dem Banne eines neuen, vorher in Japan unbekannten Geistes steht.

Pflicht der Mission ist es nun selbstverständlich, bei ihrer Arbeit auf die besonderen Eigentümlichkeiten der Völker Rücksicht zu nehmen. Der Missionar wird sich in die Eigenart des Volkes, unter dem er steht, vertiefen müssen. Er wird dann anknüpfen an Vorhandenes, er wird gegebene Anlagen fortzubilden, Fehler und Laster zu unterdrücken, heidnische Tugenden zu erhalten und mit christlichem Geiste zu erfüllen suchen.

Gestatten Sie mir, einige Beispiele anzuführen. Mustergiltig ist bei beiden Völkern das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, besonders zwischen Vater und Sohn. Das alte böse Sprichwort, daß ein Vater wohl zehn Kinder, zehn Kinder aber keinen Vater ernähren können, ist in Ostasien unerhört und wird immer und immer wieder angeführt, wenn ein Japaner die Überlegenheit seiner Kultur der unsrigen gegenüber beweisen will. Hier gilt es zu erhalten, aber auch fortzubilden. Das gegebene treffliche Verhältnis, das, wie die bittren Klagen der alten Japaner zeigen, in neuerer Zeit infolge der Selbstüberhebung und des Dünkels der modern gebildeten Jugend in Japan zweifellos gelitten hat, ist zu pflegen. Daneben ist aber auch darauf hinzuarbeiten, daß es unter Ausscheidung abergläubischer Momente mit christlichem Geiste veredelt werde, und dafür zu sorgen, daß auch nach anderer Seite hin das heidnische Familienleben dem christlichen Ideale näher gebracht werde, daß namentlich auch der Frau die ihr im Hause gebührende Stellung eingeräumt werde.

Daß das musterhafte Verhältnis der Kinder zum Vater dem Missionar eine treffliche Handhabe bietet, um seinen heidnischen Hörern den Mittelpunkt der Lehre Jesu, die Lehre von der Gotteskindschaft, nahe zu bringen, sei hier nur angedeutet. Wo wird es dem Menschen leichter werden, Gott als den himmlischen Vater kennen zu lernen und anzubeten, als da, wo die Kinder schon dem irdischen Vater in Ehrfurcht gegenüberstehen?

Ein anderes Beispiel. Durch das Vordringen der europäischen Kultur, durch Abschaffung des Feudalismus, durch die Einführung der modernen Verkehrsmittel und durch den neuerdings immer mehr entbrennenden Kampf ums Dasein sind in Japan die alten, starren Ordnungen aufgelöst. Damit zerfiel auch der enge Verband, in dem die verwandten Familien untereinander standen, und der sich im gegenseitigen Beraten, in Hilfeleistungen, in gegenseitiger Beaufsichtigung bethätigte. Das wird nun anders, und zahlreiche, auffallende Schäden für den einzelnen, wie für die Gesamtheit sind die Folge der veränderten Verhältnisse. Die Japaner fühlen das selbst schmerzlich. Durch das ganze Volk geht ein starkes, wenn auch oft noch dunkles Verlangen nach gesellschaftlicher Einigung. Hier hat die Mission

einzusetzen. Denn das, wonach die japanische Volksseele verlangt, bietet ihr in vollkommenster Weise das Christentum in seinem Gemeindeleben. Dieses erscheint daher nicht bloß dem japanischen Prediger Yokoi, sondern auch heidnischen Japanern als die wichtigste Seite des Christentums. Dafür spricht das Leben in den japanischen Christengemeinden selbst. Denn gerade im Gemeindeleben finden die Neugetauften ihre größte Befriedigung, auf dem Boden der Gemeinde zeitigt ihr warmes Glaubensleben die schönsten Früchte.

Ferner wird die Mission immer Rücksicht nehmen müssen auf die stark ausgeprägte Abneigung der Japaner vor allem religiösen, im besonderen dogmatischen Hader. Man hat diese Eigentümlichkeit zurückführen wollen auf die schlimmen Erfahrungen, die Japan mit der Ausbreitung des Christentums durch die Jesuiten im 16. Jahrhundert gemacht habe. Sie ist ganz gewiß älter. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß Schintoismus und Buddhismus von jeher in so friedlichem Neben- und Durcheinander hätten bestehen können. Diejenige Mission, die vor den Japanern die andere verketzern wollte, würde ihr eigenes Ansehen schädigen und nicht einmal bei ihren entschiedensten Anhängern Beifall zu erwarten haben. Angriffe, wie der Dalton'sche auf unseren Missionsverein, können in den Augen der Japaner nur dazu dienen, das Ansehen des Vereins zu erhöhen und seinen Einfluß zu vergrößern.

Hiermit hängt zusammen das unter den evangelischen Christen Japans immer stärker hervortretende Verlangen nach einer Einigung aller japanischen Christen über die Unterschiede der im Lande missionierenden zahlreichen Sekten und Richtungen hinweg. Unser Verein wird auch weiterhin alle derartigen Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern haben, da sie einem gesunden Drange entstammen.

Das empfindliche Nationalbewußtsein der Japaner hat sich oft auch in der Besorgnis geäußert, daß die Anhänger des Christentums ihrem Vaterlande und ihrem Kaiser entfremdet werden könnten. Das Verhalten der japanischen Christen von jeher, besonders auch während des Krieges ist immer dazu angethan gewesen, diese Besorgnisse zu widerlegen. Gleichwohl wird die Mission immer wieder darauf hinzuweisen haben, daß das Christentum die Vaterlandsliebe und die Kaisertreue nicht schwächt, sondern im Gegenteil festigt und veredelt.

Bekannt ist das Mißtrauen des Japaners. Es äußert sich sogar dem eigenen Landsmanne gegenüber und ist dem Volke durch das lange ausgeübte, weitverzweigte Spioniersystem der früheren Regierung zur zweiten Natur geworden. Auch der Missionar hat darunter zu leiden. Er wird immer zum mindesten als Parteimann angesehen, der pro domo redet, während man dem gedruckten Wort einen auffallenden Autoritätsglauben entgegenbringt. Hier giebt es natürlich kein besseres Hilfsmittel, als das, die Japaner selbst suchen und prüfen zu lassen, dadurch daß wir ihnen immer mehr die Schätze unserer christlichen und theologischen Litteratur zugänglich machen. Dasselbe gilt gegenüber der bekannten Zweifelsucht der Japaner auf religiösem Gebiete. Man bringt doch dem Zweifler die beste Hilfe, wenn man ihn anleitet, seine Zweifel selbst zu lösen. Hierbei soll die Mission auch eine gesunde Bibelkritik nicht scheuen. Ich habe es in Japan immer beobachtet, wie gerade aus unkritischer Betrachtung der Bibel

die meisten Zweifel entspringen. Das gilt besonders vom Alten Testamente. Wir — und in diesem „wir“ glaube ich unsere Orthodoxen ruhig einschließen zu können — haben uns schon viel zu sehr daran gewöhnt, göttliche und menschliche Seite der heiligen Schrift zu unterscheiden. Wir ahnen es gar nicht, wie viel Anstoß das Alte Testament einem jungen Christen oder einem suchenden Heiden und wie viel Angriffspunkte für die Feinde des christlichen Glaubens es bietet. Einen in seinem Glauben noch nicht ganz festen Heidenchristen auf die strenge Inspirationslehre einschwören, heißt, ihn seinen eigenen Zweifeln und den Angriffen der Buddhisten und Materialisten wehrlos gegenüber stellen. Dasselbe gilt von der grobsinnlichen Auffassung des Wunders. Und welche Verwirrung vermag die Apokalypse in den Köpfen anzurichten, wenn niemand Anleitung giebt, das edle, lautere Gold des Gotteswortes von den Schlacken menschlicher Zuthat zu unterscheiden! Dem Bestreben, hier den rechten Weg zu zeigen, verdanken die Arbeiten unseres Schmiedel über die Inspiration, über die Apokalypse u. a., wegen deren er so heftig angefeindet worden ist, ihre Entstehung, nicht aber — wie man ihm hat vorwerfen wollen — der Eitelkeit, koste es was es wolle, die Resultate modernster Kritik nach Japan zu verpflanzen. Selbstverständlich wird solche Belehrung immer nur Mittel zum Zweck sein dürfen. Der Missionar wird sich immer vergegenwärtigen, daß die dem Evangelium zugänglichen Seelen dies geworden sind infolge des in ihnen vorhandenen inneren Bedürfnisses, und daß es daher in erster Linie seine Pflicht ist, nicht etwa irgend welche neue Aufklärungen zu bringen, sondern zu stillen den Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit. Daß er dabei auch an sich selbst ein reges und warmes Glaubensleben zeigen muß, ist ebenso selbstverständlich. Denn die Heiden wollen die Verkündigung nicht bloß hören, sondern sie wollen sie auch sehen. Freilich wird dabei immer die Schwierigkeit bestehen bleiben, daß der Missionar in seiner Erscheinung, mit seinen Sitten, in der Art seiner Sprache dem heidnischen Volke — nur etwa von seiner nächsten Umgebung, seinen Schülern u. s. w. abgesehen — ein Fremder ist und bleibt. Man sage nicht, er könne ja den Japanern ein Japaner, den Chinesen ein Chinese werden — das ist eben in diesem Sinne unmöglich. Er muß sich zweifellos bemühen, dem Volke näher zu treten, er wird seinen Sitten sich anpassen, seine Sprache gründlich erlernen müssen, aber er wird nicht über gewisse Grenzen hinauskommen. Und wenn er, wie die katholischen deutschen Missionare in China chinesische Gewänder trägt und sich den Zopf wachsen läßt bis auf die Hacken, er wird doch nie ein Chinese werden. Und wenn in Japan ein Missionar äußerlich ganz zum Japaner würde und die Sprache virtuos zu handhaben verstände, er wird doch immer die Kluft, die ihn vom Volke trennt, schmerzlich empfinden. Es werden daher, besonders in Japan, die Missionen immer mehr darauf hinarbeiten, tüchtige einheimische Gehilfen und Prediger heranzuziehen, um so mehr, als auch aus anderen Gründen leicht die Zeit kommen könnte, wo dies für die Missionen der einzige Weg bleibt, um auf das japanische Volk zu wirken. Es zeigt sich schon jetzt, wird sich aber immer mehr zeigen, welch glücklicher Griff die Einrichtung unserer theologischen Schule in Tokyo gewesen ist.

Wenn es aber von der Mission in Japan gilt, daß sie sich den verschiedenen gegebenen Verhältnissen anpassen muß, um wie viel mehr wird dies

in China nötig sein, wo die Mission unter so gewaltigen Schwierigkeiten arbeitet. Finsterer Aberglaube und unbeschreiblicher Hochmut gegenüber allem Nichtchinesischen hält das Volk gefangen und hindert die Ausbreitung des Evangeliums. Hohn und Spott, Verfolgungen und Grausamkeiten, ja der Tod droht seinen Verkündigern. Und doch heißt es hier ausharren am Werke und nicht müde werden; säen in der Hoffnung, einst zu ernten ohne Aufhören.

Gegenüber den ungeheuren Schwierigkeiten gilt es besonders auf dem Wege fortzufahren, der trotz aller Ablehnung doch ins Volk hineinführt, das ist der Weg der litterarischen Mission. Unser Verein ist in der glücklichen Lage, in Dr. Faber einen Missionar zu besitzen, der durch langjährigen Aufenthalt im Lande, durch eine gründliche Kenntnis der Verhältnisse und durch seine anerkannte, für einen Ausländer ungewöhnliche Kenntnis chinesischer Sprache und Litteratur gerade für diesen Zweig missionarischer Thätigkeit so hervorragend geeignet ist.

Dies ist um so wertvoller, als unser Verein mit seinen beschränkten Mitteln nicht imstande ist, in China durch direkte Mission eine Propaganda im großen Stile zu entfalten. Und was heißt in China Propanganda im großen Stile? Was wären selbst 100 deutsche Missionare gegenüber den 400 Millionen Chinesen? Aber durch das gedruckte Wort sind wir imstande, mit verhältnismäßig geringen Mitteln ins Große zu wirken.

Man hat sich oft gegen die Verbreitung christlicher Schriften im Großen erklärt. Weil mit solchen Schriften mancherlei Mißbrauch und Unfug getrieben werden kann und sicher getrieben wird, hat man an das Wort erinnert, daß man die Perlen nicht vor die Säue werfen soll.

Es mag ja allerdings ein frommes Christengemüt leicht schmerzlich berühren, wenn religiöse Schriften zum Gegenstande des Hohnes und Spottes werden. Aber dem Evangelium kann heidnischer Spott nichts schaden. Es hat dessen von seiner ersten Verkündigung an genug erfahren müssen. Und was will das heißen gegenüber den zahlreichen Beispielen, welche die Missionsgeschichte dafür bietet, daß solche Schriften oft nach langen, wunderbaren Wegen ein Herz zum Glauben erweckten, einem Funken vergleichbar, der, vom Winde weit fortgeführt, endlich niederfällt und Flammen hervorbringt.

Es ist ja bekannt, welch hervorragende Bedeutung in der Geschichte der Christianisierung Japans einst ein chinesisches Neues Testament gewonnen hat, das vom Bord eines der Schiffe der Perryschen Expedition i. J. 1854 in ein japanisches Bot hinabfiel. Es gelangte auf unbekannten Wegen in das Innere und zuletzt in die Hände Wakasas, des ersten Ministers des Daimios von Hizen. Er liest, er zieht seinen Bruder hinzu, und da ihnen vieles unverständlich bleibt und sie durch ihren Dienst an den Ort gebunden sind, so kommen sie auf den Ausweg, zweimal wöchentlich nach dem zwei Tagereisen entfernten Nagasaki einen Boten zu senden und von einem Missionar Auskunft zu erbitten. Nachdem dieser Verkehr einige Jahre gedauert hat, kommen die beiden selbst nach Nagasaki, um sich taufen zu lassen. Es waren nach Yano Riu die ersten Japaner, die sich taufen ließen. So stehen wir vor der wunderbaren Thatsache, daß zwei der ersten Japaner, die getauft wurden, nicht durch den Mund eines Missionars, sondern durch ein Neues Testament gewonnen worden sind und zwar 12 Jahre, nachdem das Buch

seinen Weg angetreten hatte. Darum möchte ich, daß die Bitten unserer Missionare in China, doch gerade für diesen Zweig der Mission die Herzen in der Heimat zu erwärmen, auf fruchtbaren Boden fielen.

Wir haben darin auch ein Mittel, für die Zukunft zu wirken. Das gedruckte Wort bleibt. Mit Recht sagt unser Missionar Kranz: „Anstalten können leer stehen, Gemeinden können verfallen, Missionare können sterben oder nach Hause gehen, Reden werden vergessen, aber Bücher bleiben“ [1]). Ich möchte die litterarische Mission in China als einen Accumulator bezeichnen, um Kraft zu sammeln und aufzuspeichern für die Zeit, wo auch dort in China sich das Feld weiß färben wird zur Ernte und wo sich nach menschlicher Voraussicht die Zahl der Arbeiter sicher als zu gering herausstellen wird.

Zum Schlusse muß ich aber doch auf eins hinweisen, das Chinesen und Japanern bei allen Verschiedenheiten und Gegensätzen gemeinsam ist, das ist die Sehnsucht nach einem Frieden, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, diese Sehnsucht, die in jeder Menschenbrust lebt und die auch dort trotz aller scheinbaren Abneigung und Feindseligkeit gegenüber dem Evangelium sich in der mannigfaltigsten Weise kund thut. Was haben wir in dem finsteren Aberglauben der Chinesen anderes vor uns, als den Drang, das arme Menschenleben anzuschließen an eine höhere Macht? Und wenn wir im japanischen Buddhistentempel die Beter beobachten, da können wir gar viel heidnisches Plappern vernehmen, da sehen wir aber auch Gestalten in einer Haltung, mit einem Gebärdenspiel, daß wir unwillkürlich ausrufen: „Hier dürstet eine Menschenseele nach dem lebendigen Gott, den sie wohl ahnt und den sie doch nicht kennt!“ Dies Sehnen zu stillen giebt es nur eins, das alte schlichte Evangelium Jesu Christi, das wir den Völkern dort im fernen Osten predigen sollen, als die Gotteskraft, die da selig macht alle, die daran glauben. Und auf der andern Seite ist es auch für die Mission nur eins, was sie gegenüber den verschiedenartigsten Aufgaben, welche die besonderen Eigentümlichkeiten der Völker ihr stellen und auf den verschiedensten Wegen, auf denen sie ihr Ziel zu erreichen sucht, leiten soll, das ist die Liebe Christi. Diese soll die Kraft sein, die auf allen Wegen die Mission leitet, die zu allen Zeiten sie stark macht, zu den Zeiten frischer, fröhlicher Arbeit und schöner Erfolge, wie zu den Zeiten der Unfruchtbarkeit und der Entmutigung. Die Liebe Christi soll die Mission befähigen, auch mit Rücksicht auf ihre Arbeit sich das Bekenntnis des Apostels zu eigen zu machen: „Ich kann niedrig sein, ich kann hoch sein, ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides satt sein und hungern, beides übrig haben und Mangel leiden, ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus!“

---

[1]) Z. M. R. XI. 2. S. 122.



Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt
von Thekla Scipio in Arolsen.

Schluß.

101. Da Paulus sich sieben Tage in Puteoli aufgehalten hatte, waren die Christen in Rom von seiner Ankunft benachrichtigt worden, und die Brüder gingen ihm entgegen und bewiesen dem Apostel dadurch ihre Ehrfurcht und brüderliche Liebe. „Da die Paulus sahe, dankte er Gott und gewann eine Zuversicht" (28. 15). Es war dies dem Apostel ein Beweis, daß sein Brief wohl aufgenommen war und daß er mit Sicherheit darauf rechnen konnte, Personen zu finden, die ihm Sympathie entgegenbrachten. „Paulus ward erlaubet, zu bleiben, wo er wollte, mit einem Kriegsknechte, der sein hütete" (16). Das heißt, er wurde nicht ins Gefängnis gelegt, sondern durfte, wenn auch unter Aufsicht, in einem Privathause wohnen. Da er nicht seiner Gewohnheit gemäß in die Synagoge gehen konnte, „rief er zusammen die Vornehmsten der Juden" (17). Diese erste Zusammenkunft war nur ein vorläufiger Versuch. Die Juden hatten noch nichts von Paulus gehört. „Doch wollen wir von dir hören, was du hältst; denn von dieser Sekte ist uns kund, daß ihr wird an allen Enden widersprochen" (22). Das klang nicht gerade ermutigend; immerhin aber drückten sie ihre Bereitschaft aus zu hören, was der Apostel zu sagen hatte. „Und da sie ihm einen Tag bestimmten, kamen viele zu ihm in die Herberge, welchen er auslegte und bezeugte das Reich Gottes, und predigte ihnen von Jesu aus dem Gesetze Moses und aus den Propheten von früh morgens an bis an den Abend" (23). Das „Reich Gottes" war eine sehr gute Basis für die Rede des Apostels, denn die Juden waren ziemlich bekannt mit dieser Lehre und lebten in der Erwartung auf eine glänzende Erscheinung desselben in dieser Welt. Der Stein des Anstoßes war für sie das demütige Auftreten Jesu, der, ohne königlichen Glanz, sogar wie ein Verbrecher gelitten hatte und gestorben war, von allen Autoritäten des auserwählten Volkes verurteilt. Den Juden war es mit ihren Überzeugungen ebenso ernst, wie es jetzt vielen Bekennern des Christentums ist: sie machten sich nichts aus Theorien, sondern wollten Resultate und Erfolge sehen. Jesus war von dem jüdischen Volke verworfen worden; seine Anhänger waren eine Sekte, der überall widersprochen ward, kein Erfolg, sondern nur starke Mißerfolge waren bisher zu ersehen. Das Christentum konnte nach der Ansicht der ungläubigen Juden keinen Anspruch auf Anerkennung ihrerseits machen. Auch heutzutage kann die Welt nicht anders über die Missionsarbeit urteilen. Das Reich Gottes kommt nicht unter Pomp und Gepränge in ein Land, sondern nur dadurch, daß der Geist Gottes Eingang in die Herzen der Gläubigen findet. Die aber in dieser lebendigen Verbindung mit ihm stehen, die verstehen alles, was mit dem Reich Gottes zusammenhängt.

Von den Zuhörern des Apostels „fielen etliche zu dem, das er sagte; etliche aber glaubten nicht". Seine Erfahrungen in Jerusalem hatten Paulus

in den Ansichten bestärkt, denen er in seinem Brief an die Römer Ausdruck giebt und auf die er sich Vers 26—27 bezieht. Das Schlußwort an die Juden war: „So sei es euch kund gethan, daß den Heiden gesandt ist dies Heil Gottes, und sie werden's hören“ (28).

102. „Paulus aber blieb zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge und nahm auf alle, die zu ihm einkamen; predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesu mit aller Freudigkeit unverboten“ (Apostelgesch. 28. 30—31).

Dieser Schluß der Apostelgeschichte ist bemerkenswert. Er scheint anzudeuten, daß Paulus während dieser zwei Jahre als Gefangener behandelt wurde. Ob er nach seiner Freilassung noch eine Zeit lang in Rom blieb, wird nicht einmal angedeutet. Es war demnach nicht die Absicht des Verfassers, eine Biographie des Paulus zu schreiben, er wollte vielmehr einen Umriß des Fortschritts des Evangeliums von Jerusalem bis Rom geben. Damals war Rom die Hauptstadt der bekannten Welt und für fünfzehn Jahrhunderte sollte es der Mittelpunkt des Christentums werden. Der gewöhnliche Menschenverstand konnte den Lauf der Geschichte nicht vorhersehen; der jüdische konnte es sicherlich nicht, oder die Empörung der Juden, die zu ihrer Vernichtung führte, würde nicht stattgefunden haben. Unzweifelhaft war es der Plan Gottes, daß Rom für das Christentum werden sollte, was Jerusalem für Israel gewesen war. Aber ebenso wie Gott sich und seine Gnade nicht an Jerusalem band, so zeigte er zur Zeit der Reformation, daß er auch nicht an Rom gebunden war.

Die Arbeit des Apostels in Rom wird durch zwei Worte charakterisiert: er predigte, und zwar nicht bestimmte Lehren, sondern „das Reich Gottes“. Das ist immer das beste Thema aller Missionspredigt. Es kann niemals durch noch so vieles Predigen erschöpft, wohl aber kann es in Hunderten von Ansprachen immer neu behandelt werden. Das andere Wort ist: er lehrte, und auch das wird genau beschränkt auf „von dem Herrn Jesu“. Da wir vom Predigen und Lehren des Paulus schon gesprochen haben (§§. 29, 55, 60), machen wir hier auf eine andere Eigentümlichkeit aufmerksam. „Er nahm auf alle, die zu ihm einkamen“. Dies geschah natürlich, weil er als Gefangener nicht nach Belieben umhergehen konnte und wahrscheinlich weder die Synagoge noch eine christliche Versammlung besuchen durfte. Es stand in der Macht Gottes, den Apostel Christi früher zu befreien; es war noch so viel Arbeit zu thun und der Prediger gab es zu jener Zeit so wenige; Millionen von Seelen gingen damals wie heute verloren, dennoch zeigte der Herr keine Eile. Paulus war zu Jerusalem, zu Cäsarea, auf seiner langen Reise und zu Rom, im ganzen fünf Jahre in Gefangenschaft. Obgleich er auch so Gelegenheit zum Predigen hatte, sollte es uns doch dünken, als hätte er noch mehr Gelegenheit finden und auch besser arbeiten können, wenn er als freier Mann von Ort zu Ort gereist wäre. Wir vergessen oft, daß geistige Erfolge nicht im Verhältnis zur physischen Arbeit stehen. Wie viele ehrliche Arbeit geht in China verloren, weil es an tieferem Verständnis für chinesische Eigentümlichkeiten fehlt, oder weil es falsch angefangen wird, oder weil Reibungen zwischen den Mitarbeitern entstehen oder aus mancher andern Ursache! Das Evangelium wurde nicht gehindert durch die Gefangenschaft des Paulus und auch nicht durch seine persönlichen Gebrechen, aber es wurde gehindert durch viele falsche Brüder, die statt des Evangeliums von Christus

mit großem Eifer ihre eigenen Ansichten predigten. Manchmal ruft Gott Personen ab, die wir für unentbehrlich halten, und macht andre durch Krankheit oder durch andre Ursachen arbeitsunfähig, wenn uns die Arbeit so dringend scheint, daß wir keine Stunde verlieren zu können glauben. Nicht durch unsere Macht, sondern durch die Gnade Gottes aber werden die Menschen gerettet. Sind wir Werkzeuge der Gnade Gottes, aber verhindert, andern Leuten die frohe Botschaft zu bringen, so wird Gott Mittel und Wege finden, uns Personen zuzuführen, die das, was wir zu geben haben, aufnehmen können, und die werden dann für weitere Ausbreitung Sorge tragen.

103. „Und betet zugleich auch für uns, auf daß Gott uns die Thür des Worts aufthue, zu reden das Geheimnis Christi, darum ich auch gebunden bin; auf daß ich dasselbige offenbare, wie ich soll reden" (Kol. 4. 3—4). „Und betet stets in allem Anliegen mit Bitten und Flehen im Geist und wachet dazu mit allem Anhalten und Flehen für alle Heiligen und für mich, auf daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Aufthun meines Mundes, daß ich möge kund machen das Geheimnis des Evangeliums, welches Bote ich bin in der Kette, auf daß ich darinnen freudig handeln möge und reden, wie sich's gebührt" (Ephes. 6. 18—20). Die Frage inbetreff des fürsprechenden Gebets ist schon in §§ 44 und 86 behandelt worden. Aus diesen beiden Stellen, die Paulus als Gefangener in Rom schrieb, tritt uns dieselbe apostolische Demut und Ruhe entgegen, die er zehn Jahre früher in seinen Briefen an die Thessalonicher ausdrückt. Er verlangt kein Gebet für seine Befreiung, wenn er auch erwartet, daß seine Freunde darum bitten (Philem. 22), ebensowenig für sein persönliches Wohlergehn oder für die Bekehrung des römischen Reiches, der Stadt Rom oder einer gewissen Zahl der Einwohner von Rom. Er bittet nur um ein Fürgebet zur wirksamen Erfüllung seiner Pflichten. Die Brüder sollen ihm ihr Fürgebet nicht nur schenken, daß ihm Gelegenheit zum Predigen werde, sondern „zum freudigen Aufthun meines Mundes", damit ihn seine Ketten nicht entmutigten, als ob er einer verlorenen Sache diente, damit er, ohne übertriebene Kühnheit, „reden möge, wie sich's gebührt". Wenn Paulus so die Notwendigkeit solchen Beistandes empfand, wie viel mehr sollten wir sie fühlen, wenn wir in Gefahr sind, daß unser Zeugnis für Jesus Christus durch persönliche Rücksichten geschwächt wird! Als Antwort auf diese Fürgebete lesen wir Apostelgesch. 28. 30—31: „Paulus blieb zwei Jahre . . . predigte . . . und lehrte . . . mit aller Freudigkeit" (siehe § 102). Beiläufig wird auch hier und da ein Erfolg erwähnt: „Die von des Kaisers Hause" (Phil. 4. 22), „Onesimus, mein Sohn, den ich gezeuget habe in meinen Banden" (Philemon 10).

. . . . . . An Briefen schrieb Paulus von Rom aus den an die Epheser, Kolosser, Philemon, an die Philipper, den ersten an Timotheus, den an Titus und später den zweiten an Timotheus. Obgleich er verhältnismäßig ruhig lebte, übte er doch einen guten Einfluß auf viele Prediger des Evangeliums und auf die christlichen Gemeinden in Rom und in den Provinzen aus. Sein Kerker war seine Kanzel. Das mag uns Trost gewähren, wenn wir auf unsere Studierstube, oder auf das Krankenzimmer, oder auf eine Arbeit angewiesen sind, die uns unwichtig scheint. Der Herr führt uns, wenn wir nur bereit sind, ihm zu folgen. Seine Gegenwart ist der beste Erfolg.

104. „Aber ohne deinen Willen wollte ich nichts thun, auf daß dein Gutes nicht wäre genötiget, sondern freiwillig" (Philem. 14). Das ist ein wichtiger Grundsatz. Er bezieht sich zunächst auf Onesimus, der Philemons Sklave gewesen war; Philemon war durch die Predigt des Apostels Christ geworden und zwar nicht nur ein passiver Jünger, denn seine thätige Ergebenheit wird durch „die Gemeinde in seinem Hause" bewiesen (2). Ob Onesimus seinem Herrn entflohen war, ehe Philemon das Christentum angenommen hatte, oder erst nachher, weil ihm selbst der neue Glaube verhaßt war, wird nicht angegeben. Der Satz: „Welcher weiland dir unnütze", (11) deutet an, daß Onesimus seinem Herrn von keinem Nutzen gewesen war; aber Paulus spricht seine Überzeugung aus, daß er jetzt bessere Dienste leisten werde. Zunächst erkennt Paulus das Recht an, das Philemon auf Onesimus hatte, ein Recht, das ihm sowohl durch das Gesetz des Landes als durch die allgemeine Sitte zustand. Das Christentum hatte nicht die Aufgabe, bessere Gesetze zu erzwingen, die mit den im römischen Reiche herrschenden im Widerspruch standen. Der christliche Geist wird seinen Einfluß ausüben, wenn ihm nur Zugang zu den menschlichen Herzen gestattet wird; von innen heraus wird er das gesellschaftliche Leben bessern und die bösen Auswüchse desselben entfernen. Verbesserungen, die den Leuten aufgezwungen werden, wirken mehr Schaden als Gutes. Milde Gesetze werden Ungerechtigkeit und sogar Grausamkeit befördern, wenn nicht auch ein milder Geist im Volke selbst wohnt. Die Selbstsucht wird sich, zum Nachteil vieler ehrlicher Personen, die Umstände zu nutze machen. Paulus hätte das Gesetz geben können: Kein Christ darf sich Sklaven halten! Es würde das viele unchristliche Erörterungen unter Christen verhindert haben. Aber Paulus durchschneidet den Knoten nicht, sondern er löst ihn auf. „Nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, einen lieben Bruder ... beides, nach dem Fleisch und in dem Herrn" (16). Das soziale Leben würde in christlichen Ländern anders aussehen, wenn dieser apostolische Grundsatz verwirklicht würde; wir Christen sollten ihn niemals vergessen, wenn wir mit uns Untergebenen zu thun haben. Menschliche Wesen dürften niemals dazu erniedrigt werden, wie Maschinen zu dienen. Wo Lohn gegeben wird, wird natürlich auch Arbeit und zwar aufmerksam und gut verrichtete Arbeit verlangt, aber niemals sollte das G e s c h ä f t jeder andern Rücksicht vorangehen. Die brüderliche Liebe kann sogar durch zu scharfes Vorgehen der christlichen Arbeit ertötet werden, und der Segen Gottes kann auf solcher Arbeit nicht ruhen.

Der Grundsatz, den Paulus in Bezug auf die Sklaverei aufstellt, sollte auch auf jede andere soziale Reform, die wir in China durchgeführt sehen möchten, Anwendung finden. Ich will nur einige davon erwähnen, wie die Stellung der Frauen, Wiederverheiratung der Witwen, das Binden der Füße, die christliche Erziehung, Reinlichkeit, barmherzige Institutionen u. s. w. Es ist nicht erforderlich, daß die Ausländer alles für die Chinesen thun, oder sie soviel wie möglich zur Ausführung ihrer Pläne zwingen, sondern sie sollen die Chinesen dahin bringen, daß sie selbst wirken, vom Geist Christi getrieben. „Darum, wiewohl ich habe große Freudigkeit in Christo, dir zu gebieten, was dir ziemt, so will ich doch um der Liebe willen nur vermahnen" (Vers 8, vergl. 2. Kor. 8. 8).

Japanisches.

XXVIII. Der Unterschied zwischen den Moralgrundsätzen des Orients und Occidents[1]).

Der nachfolgende Aufsatz erschien in der Dezember-Nr. 1895 des Tōyō Tetsugaku-zashi (philosophisches Magazin für Ostasien) als ein Glied einer Artikelserie, welche eine vollständige Vergleichung der moralischen, intellektuellen und sozialen Grundsätze des Orients und Occidents zum Gegenstande hat. Der Verfasser ist Dr. Kato Hirozuki, der frühere Rektor der Universität Tokyo. Der Aufsatz ist besonders darum interessant, weil er zeigt, wie sich Christentum und Welt in dem Kopfe eines gelehrten, von Nationalgefühl geschwellten Japaners widerspiegelt. Bezüglich seines Urteils über das Christentum wird unsere theologisch-philosophische Zeitschrift Shinri einen Aufsatz bringen. An dieser Stelle ist eine Kritik der Anschauungen Katos überflüssig.

Aus dem Japanischen übertragen lautet der Aufsatz Katos folgendermaßen:

„Es ist wohl bekannt, welch ein großer Unterschied in Bezug auf Temperament, Sitte, Religion zwischen den Völkern Asiens und Europas vorhanden ist. Diese Verschiedenheit ist bedingt durch den Unterschied der Rassen, der klimatischen und geographischen Bedingungen 2c. So ist es nur natürlich, daß sich auch eine Verschiedenheit der moralischen Anschauungen zwischen dem Orient und Occident herausgebildet hat. Die Hauptdifferenz in dieser Hinsicht ist die, daß der Osten den Grundsatz der Selbstverleugnung obenan stellt, dagegen der Westen den der Selbsterhaltung. Im Orient betrachtet man es als höchst verwerflich, wenn ein Mann seine Selbstsucht nicht zu unterdrücken versteht und vielmehr sein eigenes Interesse in der Welt verfolgt. In Europa dagegen strebt man vor allem darnach, das eigene Ich zu erhalten, zu behaupten, sein eigenes Glück zu erjagen. Selbstverleugnung ist aber ein altruistisches, Selbsterhaltung ein egoistisches Prinzip. So hat also die Moral des Orients einen altruistischen Charakter und betont mehr die Pflichten als die Rechte, die des Occidents dagegen hat einen egoistischen Charakter, denn sie betont mehr die Rechte, als die Pflichten.

In den Morallehren des alten Indiens und Chinas sind die herrschenden Gedanken die der Verpflichtung. Loyalität, kindliche Pietät, Gehorsam sind die Pflichten der Untergebenen, Wohlwollen, Gerechtigkeit, Unparteilichkeit die der Übergeordneten. Der Höhere soll den Niederen wohlwollend behandeln, der Niedere dem Höheren mit Treue und Hochachtung dienen. Durch solche Lehren haben Konfuzius und Menzius die Anschauung von den individuellen, persönlichen Rechten soviel als möglich erweicht und ein System der Pflichten an die Stelle gesetzt. Ähnlich geschah es in Indien. Schon vor der Entstehung des Buddhismus bestanden dort im Brahmanismus vier Kasten, und die Höheren unterdrückten die

[1]) Unter Orient ist vom japanischen Standpunkte aus die konfuzianisch-buddhistische Völkerwelt Ostasiens, unter Occident die christliche Völkerwelt Europas und Nordamerikas zu verstehen.

Niederen, und wenn es auch gelehrt wurde, die Niederen schonend zu behandeln, so war die Hauptsache doch die Lehre, daß die Niederen den Höheren gehorchen sollten. Daran wurde auch durch den Buddhismus nichts geändert, obgleich dieser in vielen Stücken sich wesentlich vom Brahmanismus unterscheidet. Auch er betont vorwiegend nur die Pflichten, nicht die persönlichen Rechte.

Im Gegensatz dazu entwickelte sich in Europa schon von den Zeiten der alten Griechen an die Lehre von den Menschenrechten. Zahlreiche Philosophen beschäftigten sich mit dieser Frage. Aber auch der Charakter der europäischen Völker war solchen Ideen zugeneigt. So kam es, daß diese Ideen, die bei den Griechen nur mehr keimhaft vorhanden waren, sich bei den Römern noch weiter entwickelten und endlich ihre höchste Entfaltung in der modernen Zeit erhalten haben. Und gerade dieses egoistische Prinzip der Selbsterhaltung, dieses Betonen der individuellen Rechte ist es gewesen, welches den großen Fortschritt der Civilisation in Europa bewirkt hat, während die chinesische und indische Civilisation auf dem Wege ihrer Entwicklung stehen geblieben ist.

Freilich wurde auch in Europa diese Entwicklung mehr oder weniger in Schach gehalten durch die Religion, nämlich durch das Christentum, namentlich während seiner Blütezeit im Mittelalter. Auch diese Religion betont ja die altruistischen Grundsätze der Selbstverleugnung und Menschenliebe mehr, denn die individuellen Rechte. Die Tendenz des Christentums geht hervor aus dem Worte Jesu: „So dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar". Aber die Pflichtenlehre des Christentums ist sehr verschieden von derjenigen Chinas und Indiens. Alle die speziellen Beziehungen der orientalischen Pflichtenlehre zwischen König und Unterthan, Vater und Sohn ꝛc. sind im Christentum erweicht durch die Lehre, daß alle Menschen gleich sind als Kinder Gottes und unter einander Brüder, und daß darum die Nächstenliebe die Hauptpflicht ist. Diese christliche Nächstenliebe hat aber einen ganz allgemeinen Charakter ohne besondere Abstufungen wie in Indien und China. Von einer besonderen Liebe will das Christentum nichts wissen. Das ist der Hauptunterschied zwischen der Philanthropie eines Konfuzius und Christus, daß die erstere verschieden ist je nach dem sozialen Rang, den die einzelnen Personen zu einander einnehmen, die letztere aber einen ganz vagen, allgemeinen Charakter hat. Die Pflichtenlehre des Orients wurzelt in dem Verhältnis der verschiedenen sozialen Rangklassen zu einander, die des Christentums in der Gleichheit aller Menschen. Der Grundsatz der Selbstverleugnung im Christentum ist weitgehender als im Konfuzianismus und Buddhismus, aber gerade darum hat er die Theorie der individuellen Rechte nicht beseitigt, sondern befördert. Jeder Mensch hat gleiche Menschenrechte vor Gott, und diese dürfen nicht von einem anderen verletzt werden. So verschmilzt die ursprüngliche Betonung der Menschenrechte in Europa mit der Lehre des Christentums. Natürlich ist die Lehre von den Menschenrechten falsch(!), aber das Christentum nahm diese Lehre auf, weil sie die im Westen herrschende war.

Vergleichen wir nun die Wirkungen dieser beiderseitigen Theorien, wie sie durch die moralischen Heroen Jesus und Buddha, Konfuzius und Menzius, die aus den beiderseitigen Entwicklungslinien die Konsequenzen

zogen, ausgesprochen worden sind, so müssen wir allerdings gestehen, daß die Theorie des Westens für die Entwicklung Europas im höchsten Grade förderlich gewesen ist, daß dieselbe den Occidentalen ihren thätigen und fortschrittlichen Geist verliehen hat. Andererseits hat sie aber doch auch schwere Schäden im Gefolge gehabt; denn sie hat das Extrem des Selbsterhaltungstriebes herbeigeführt, den Egoismus befördert, die Ausbildung einer Pflichtenlehre, insbesondere z. B. von den Kindes- und Unterthanenpflichten verhindert. Dem gegenüber hatte die Pflichtenlehre des Ostens, wenn sie auch in der Theorie genügend sein möchte, doch große praktische Nachteile. Zwar den Gehorsam hat sie gefördert und so vorzüglich den Interessen der herrschenden Klassen gedient, aber die Ausbildung einer Lehre von den individuellen Rechten hat sie verhindert und den Geist der Selbständigkeit und Unabhängigkeit, welcher zum Fortschritte nötig ist, nicht aufkommen lassen. Es ergiebt sich also, daß beide Theorien ihre Vorteile und Nachteile haben.

Als eine Nation des Orients haben wir Japaner bisher die Achtung vor den Rechten und Freiheiten des Individiums vermissen lassen, aber in der neuesten Zeit haben wir durch die Berührung mit dem Westen die Bedeutung derselben erkennen gelernt. So sind wir auf dem besten Wege, die Theorie des Occidents von den Menschenrechten anzunehmen und mit unserer ausgebildeten Pflichtenlehre zu verbinden, also die Vorzüge der occidentalischen mit denen der orientalischen Moral zu vereinigen. Für diese Aufgabe ist ja Japan allein geeignet. Die Völker des Occidents sind zufrieden mit ihrer mangelhaften und einseitigen Lehre von den Rechten und hegen nicht den Wunsch nach Verbesserung, auch China ist nicht in der Lage fortzuschreiten. Aber wir Japaner kennen sehr wohl unsere Mängel und haben den Wunsch und die Fähigkeit, sie zu verbessern durch die besten moralischen Ideen der anderen Völker. Thun wir dies, so wird sicherlich die vollkommene Moral das Resultat sein. Ist uns damit nicht ein großartiges und herrliches Problem zur Lösung vorgestellt?" E. Schiller.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

XVI. (Schluß.)

Ahnenkult der westafrikanischen Bantustämme.

Ein dualistischer Ahnenkult wie am Nyassasee hat, vielleicht freilich unter Einfluß der nahen Portugiesen an der Küste, eine Wendung zum ethischen Dualismus bei den (s. Oberländer, Westafr. 1878 S. 435) vor 300 Jahren aus dem nordöstlichern Moropu (Moluwa S. 444)[1]) gekommenen

[1]) Molua nennen sich auch die (Ka)-Lunda in Mussumba, der Residenz des Muatayamwo, und Umgegend.

Kimbunda östlich von Benguela erhalten. Sie unterscheiden nach Magyar Kilulu-sande oder gute und Kilulu-yangolo apessere oder böse Geister (ebd. S. 442). Kilulu entspricht auch sprachlich dem Ahnennamen Balimo (S. 221), yangolo einem alten Volksnamen, der dem Namen der Küstengebiete Angola und Benguela zu Grunde liegt. (Serpa Pinto, leider die Religionen nur spärlich streifend, nennt die Stämme Ganguella, Ambuella; im Kongobecken ist der mächtige Stamm der Bangala, Hellw. S. 106, 111, 119 f., vgl. Pogge Beiträge III, 1880 S. 236.) Wenn das Wort yangolo auch nicht portugiesische Umdeutung auf böse Engel nahe legt, so fragt sich doch, ob der angegebene Grund der Unterscheidung, der eine ethisch höhere Stufe dieser Religion bezeichnen würde, in seiner Allgemeinheit zutrifft für die allgemeine Volksanschauung, wenn er auch beweist, daß es sich um die abgeschiedenen Seelen handelt: Je nachdem ein Lebender gehandelt, werde er unter die guten oder die bösen Geister versetzt; doch gelten letztere als zahlreicher und erhalten öfter Opfer. Wenn es heißt, daß die Seelen nach dem Tode in eine unterirdische Welt, Kalunga, kommen, wo es Tag ist, wenn es oben Nacht ist, so ist diese offenbar nicht in der Erde zu denken, sondern fließt mit dem Himmel zusammen, an den auch das Wort kilulu erinnert (ulu angolanisch-zulu Himmel, Adelung, Mithridates III 1 (1812) S. 223; z, l, r wechseln dialektisch in den Bantusprachen, Fr. Müller, Sprachwiss. I 2 S. 240). Freilich gilt das Leben in Kalunga dem irdischen ähnlich; es wird gejagt, geschmaust, aber nicht bloß Bier, sondern auch Wetter gebraut. Mit dem Geisterreich aber besteht ein Rapport durch die hölzernen oder thönernen Ahnenbilder, denen wir zuerst allenthalben in Westafrika[1]) begegnen; sie werden in der Hauptkapelle aufgestellt und mit Antilopenhörnern umpflanzt, die voll Kohle und Fett für Räucheropfer sind. Die guten Geister werden auch geehrt durch Herumtragen ihres Idols, einer lebensgroßen Zeugpuppe unter einem Baldachin in feierlicher Prozession zu Beginn der trocknen und der Regenzeit. Gewöhnlich opfert man Tiere, aber doch auch Menschen bei Regenmangel und bei Einsetzung der Fürsten, ich vermute, zugleich als Totenopfer für die Vorgänger. Ja, es schlossen sich an die Menschenopfer bei dieser Gelegenheit kannibalische Gastmähler (Oberländer S. 434), obgleich schon im 16. Jahrhundert ein Geheimbund der sog. Pakasseros (Büffeltöter) der durch die grausamen Westafrika überschwemmenden Djaggahorden veranlaßten Sittenverwilderung, namentlich der von den Zauberpriestern derselben beförderten Menschenfresserei des Volkes entgegenwirkte (ebd. S. 435). Eine Zusammenstellung von Begräbnisweisen verwandter Nachbarstämme bis in das weit nach Norden und Osten ausgedehnte Lundareich findet sich bei Hellwald S. 116 f.: „Bei den Minungo, Chinge, Kioko legt man die Fürstenleiche, während die Einwohner mit dem Nachfolger das Dorf verlassen, offen in ein Haus, in dem 3 Sklaven sie mehrere Jahre bedienen, bis sie, zum Skelett geworden, samt den aus ihr gesammelten Würmern in einen dichten Busch geworfen wird. Die Bondo begraben ihre Toten am Wege. In Kassandje sah Schütt mehrere Quibandas oder Begräbnisplätze, die um das gewölbt von Lehm gebaute Grab Buschwerk mit ordentlich angelegten Wegen hatten; um die Anpflanzung zog sich eine circa 20 m breite Straße, angelegt, die vielen Präriebrände abzuhalten. Im Grab wird der ganze Leichnam untergebracht,

---

[1]) Stuhlmann (S. 479) fand Ahnenbilder zuerst bei den Lendu westlich vom Albertsee und bemerkt dabei, daß in Ostafrika nur sehr selten solche Holzpuppen gefunden werden, bis jetzt nur bei den Wasaramo, Wabonde, Wakamba, Wadigo bis Mombas, Wagalla und Nyassastämmen.

nicht nur die Nägel u. s. w.[1]) wie bei den Lunda, die dann den Körper in den Fluß werfen, dem auch die Leichen der vom Muata Jamvo (Herrscher des Lundareichs) Gemordeten überliefert werden[2]). Ein solches Grab ist sehr luxuriös mit Fazenda ausgestattet; leider werden bei den Großen in Lunda 2 Sklaven, ein männlicher und ein weiblicher, mit gebrochenen Beinen und oft auch Armen lebend hineingesetzt und mit eingemauert, auf dem Grabe selbst aber werden dann 40 bis 50 Sklaven geschlachtet. Die tributären Fürsten[3]) anderer Länder, die zu Lunda gehören, werden auch mit Begleitung begraben, was aber die Bangala schon längst nicht mehr thun. Als Wächter des Grabes wird ein dem Verstorbenen verwandter Soba (Häuptling) hingesetzt". Nach Pogge (Beitr. S. 236) haben die (Ka-) Lunda vor den Geistern der Verstorbenen, die sie mahamba nennen, eine solche Furcht, daß sie, um dieselben bei guter Laune zu erhalten oder die bösen und gefährlichen unter ihnen zu besänftigen, große Mahambafeste veranstalten. Aus dem südwestlichen Urua, dem Reich Kasongos, berichtet Cameron (Quer durch Afr. 1877, II. 95) über Bestattung eines Häuptlings: Man leitet einen Fluß ab, gräbt eine breite tiefe Grube in sein Bett und bedeckt deren Boden mit lebenden Frauen; an dem einen Ende kauert eine Frau auf ihren Händen und Knieen; auf ihren Rücken wird der tote Häuptling gesetzt, mit seinen Perlen und anderen Schätzen geschmückt und auf jeder Seite von einer seiner Frauen gehalten, während die dem Rang nach zweite Frau zu seinen Füßen sitzt; diese wird getötet, ehe man Erde über das Grab schaufelt, die andern Frauen werden lebendig begraben, dann eine Anzahl männlicher Sklaven, manchmal 40 bis 50 geschlachtet und mit ihrem Blut das Grab besprengt, hierauf läßt man den Fluß in sein Bett zurückströmen. Die von Cameron (II 61) in den Dörfern der Warua erwähnten Teufelshütten und Götzen, vor die man Dankopfer, Korn und Fleisch stellt, bezeugen so gewiß Ahnenkult, wie der Hauptgötze Kungwé a Banza, der auch in einer Hütte im heiligen Hain Opfer erhält und Rat erteilt, der Begründer der Kasongodynastie ist. Die Stämme vom mittleren und obern Kongo, sowie an den Zuflüssen des letztern sind Kannibalen (Andree, Antropophagie 1887 S. 40); kommt auch das Schlachten von Menschen, bloß um sich Fleisch zu verschaffen, hier stellenweise vor, so ist doch im allgemeinen Anthropophagie ein Akt religiösen Ceremoniells bei besonderen Gelegenheiten (ebd. S. 42); die an die Tieropfer sich schließenden Opfermahl-

---

[1]) Vgl. Falkenstein, Afrikas Westküste 1885 S. 202. In Ambaca am Cuanza trägt man (nach Valdez, Six years travellers life, II. 296) den Leichnam in einer Tipoja zur letzten Ruhe, einer der Begleiter führt in einem Päckchen die Nägelabschnitte und Haare des Verstorbenen mit sich, damit Zauberer nicht damit Unheil stiften; nach Beendigung des Begräbnisses wird bei Eheleuten der Überlebende auf dem Rücken einer Person desselben Geschlechts fortgetragen und zur Reinigung in den Fluß geworfen, muß dann noch 8 Tage abgeschlossen leben, ohne Gekochtes essen oder sich reinigen zu dürfen, während seine Freunde sich an einem Festessen auf seine Kosten erfreuen, ihm dafür aber später Geschenke zu einem größeren Feste machen müssen. Nach 8 Tagen wird die Hütte gereinigt und der Leidtragende darf sich wieder mit warmem Essen laben, worauf die Erbschaft geregelt wird.

[2]) Doch vgl. Falkenstein S. 199. „Überall herrscht in unserm Gebiet (Westafr.) die Sitte des Begrabens, wenn auch dieser Ceremonie in gewissen Fällen eine Mumifizierung vorher geht. Nur bei Pogge lesen wir, daß der Molua (-Lunda s. ob.) die Leichen der Sklaven ins Wasser wirft".

[3]) Hellwald nennt Mai und Mona Kimbundo. Auch der grausame Cazembe (Waitz S. 420 f.) zwischen dem Bangweolo und Tanganyika-See gehörte hierher.

zeiten legten solche auch bei den Menschenopfern nur zunahe[1]). Die Elfenbeintempel, die Stanley auf seiner Kongofahrt bei anwohnenden Kannibalenstämmen fand, erinnern an die oben erwähnten Elephantenzähne auf den Gräbern der Masupia und Batoka, so daß auch die Götzenbilder, die er in jenen sah, auf Vorfahren zu deuten sind. „Im alten Königreich Kakongo und Amgoy“, heißt es in einem älteren, reichhaltigen und zuverlässigen Sammelwerk über Westafrika (Beschreibung der Sklavenküste und einiger daran grenzenden Staaten 1798 S. 344 ff.) „wird niemand eher begraben, als bis alle Anverwandten, wenn sie auch noch so weit entfernt leben, beisammen sind. Sie fangen das Tambi oder die Leichengebräuche mit Erwürgung der Hühner an, mit deren Blut sie das Haus in- und auswendig besprengen; darauf werfen sie sie aufs Dach, um zu verhindern, daß die Seele der verstorbenen Person nicht wiederkomme und den künftigen Besitzern erscheine, weil sie glauben, die Person, welcher sie erscheint, würde augenblicklich sterben. Dieser Aberglaube ist so eingewurzelt, daß viele aus bloßer Einbildung eines schnellen Todes starben. Sie behaupten, daß der Verstorbene den andern citiert habe, sonderlich, wenn zwischen beiden ein Streit gewesen. Nach der Ceremonie mit den Hühnern fangen sie an, über die verstorbene Person eine Zeitlang zu klagen, dann aber auf einmal lustig zu sein, und schmausen zusammen auf Unkosten des nächsten Anverwandten der verstorbenen Person, die immer noch im Hause unbegraben liegt. Nach Tische fangen sie an zu tanzen. Nach beendigtem Tanz begeben sie sich an einen finstern Ort und behaupten, daß es so zu einer Zeit erlaubt sei, sich mit einander zu vermischen. Soll der Leichnam eines großen Herrn begraben werden, so bestreuen sie den Weg mit Blumen und Blättern; er muß auch in einer graden Linie zu seinem Grabe getragen werden; sie reißen daher jedes Haus, das ihnen im Wege steht, nieder. Gemeiniglich verscharren sie in dem Grabe einige lebendige Personen, damit es, wie sie sagen, dem Verstorbenen an nichts fehlen möge. Manchmal bringen sie bei dem Todesfall ihrer guten Freunde einen ihrer Sklaven ums Leben, damit er ihnen in der andern Welt aufwarten möge. Die Begräbnisplätze sind mehrenteils auf den Feldern, und man steckt etwas nach Beschaffenheit der beerdigten Person darüber: Einige haben einen großen Haufen Erde darüber geworfen; bei andern steckt ein gerades Horn von einem raren Tier darin oder eine Schüssel, ein Topf oder ein anderes irdenes Gefäß wird darüber gedeckt. Einige errichten Gebüsche, die mit tausenderlei abergläubischen Sachen, welche die Zauberer bereitet, behangen sind. Den toten Körper legen sie nicht in einen Sarg, sondern wickeln ihn in Leinwand und nähen sie fest zusammen; Arme werden in eine Strohmatte gewickelt und

---

[1]) Auch das Verzehren von Kriegsgefangenen läßt diese zunächst als Opfer für die Gefallenen erscheinen. Wie aber das Opfermahl eine Gemeinschaft mit den Geistern bezweckt, so konnte eine eigene Seelenverbindung mit verstorbnen Angehörigen sogar dadurch angestrebt werden, daß man sie auch nach ihrem Wunsch buchstäblich aus Liebe aufaß. Dies letztere bezeugt nicht bloß Ed. Lopez (Regnum congo 1598), sondern auch Ed. Bowdich von Stämmen im Hinterland der Gabunküste (Andree S. 27 f.). Falkenstein (S. 197) erwähnt Berichte verschiedener Reisenden, wonach alte Leute entweder getötet (ja bei dem Wanderstamm der Muquice pflichtgemäß vom ältesten Sohn oder nächsten Verwandten) oder auch verzehrt wurden, aber auch als Sittenmilderung bei den Tussilange am Kassai, daß Wißmann hier einsame Dörfer fand, die nur von alten Leuten bewohnt waren. Bei demselben Stamme war durch Einführung des Hanfrauchens als eine Art Kultus der Kannibalismus verdrängt worden. Übrigens galten auch Wißmann und Pogge hier als Revenants. Die scheinbaren Widersprüche in der Furcht vor den Toten und der für ihre Gewinnung erstrebten Gemeinschaft mit ihnen, vertragen sich eben so wohl wie der Wechsel von Klagen und Lustbarkeiten zur Ehre und Freude des Abgeschiedenen.

also begraben"[1]). Ebendaselbst (S. 292 ff.) heißt es von den Einwohnern in den Königreichen Loango und Kakongo: „Sie glauben an ein zukünftiges Leben, lachen aber über die Auferstehung der Toten. Aller Gottesdienst wird ihren Feld- und Hausgötzen erzeigt". „Manche setzen die Seelen in die Zahl ihrer Schutz- und Hausgötter; andere weisen ihnen einen Versammlungsplatz unter der Erde an; noch andere bauen ihnen kleine Behältnisse unter den Dächern der Häuser, etwa 1 Spanne hoch, vor welcher sie opfern, wenn sie essen und trinken" (S. 297). Dabei sind aber die abgeschiednen Seelen je nach ihrem Sitz in verschiedenen Zuständen zu denken, und es ist sogar sogleich weiter doch von einer Art Auferstehungsglaube die Rede: „Sie glauben nicht nur, daß niemand eines natürlichen Todes stirbt, sondern auch, daß der Mörder durch Beschwörungen den Ermordeten aus dem Grabe herausbringen und zu seinem Dienst behalten kann. Diese auferweckten Toten werden täglich von Zauberern mit Speisen, die ohne Salz zugerichtet sind, ernährt, denn, wenn Salz dazu käme, so würde der Leichnam seinem Feinde sichtbarlich nachfolgen". Wenn es dann ebenda heißt, daß „andere der Seele und dem Leib einerlei Ende zuschreiben", so bricht zwar öfter in Afrika Unsterblichkeitsleugnung hervor, aber im Widerspruch mit den noch bestehenden Volksbräuchen des Ahnenkults; andrerseits schließt selbst ein gewisser naiver Materialismus noch nicht das Fortbestehn der Seele aus, wenn nur noch Reste des Leibes fortbestehn, an denen die Seele irgendwie haften kann, daher auch die Sorge für seine Erhaltung durch Mumifizierung. Über diese und sonstigen Totenkult an der Loangoküste berichtet als Mitglied der deutschen Loango-Expedition Falkenstein (S. 201): „Häuptlinge und ihre Frauen werden oft erst geraume Zeit nach ihrem Ableben begraben und vorher auf folgende Weise getrocknet: Man gräbt eine oberflächliche Grube in der Hütte des Verstorbenen, legt ihn nackt hinein und deckt eine dünne Schicht Erde darauf. Dann werden 3 Feuer darüber angezündet, die man 4—6 Wochen brennend erhält, bis der darunter Liegende im wahren Sinne des Wortes gedörrt ist. Während dieser ganzen Zeit pflegt die Hütte trotz ihrer fürchterlichen Luft nicht leer zu werden, und die Weiber stoßen dabei Tag und Nacht Klagegeheul aus. Wenn der Körper trocken ist, wird er in Stoffe gewickelt, bis zur Beerdigung aufgebahrt und bewacht. Diese findet mit großen Festlichkeiten unter Anwesenheit aller Familienglieder und der Bewohner des bezüglichen Gebiets auf einem unförmlichen Wagen statt, der von vielen Negern auf einem breiten dazu hergerichteten Pfade über die Savanen sowohl als durch Busch und Wald zu seinem Bestimmungsort gezogen wird. So befindet sich landeinwärts von Ponta-Negra 5° s. Br. auf dem Doppelhügel Lubu der geheiligte Begräbnisplatz der alten Könige von Loango. Noch immer wird dort der in seinem nun schon verfallenen Sargwagen befindliche Überrest des vor etwa 100 Jahren verstorbenen letzten Königs Muenne Buatu bewacht; denn er darf nur von seinem gekrönten Nachfolger begraben werden, welcher bislang vergebens gesucht wird[2]). Allgemein pflegt man die Hütte, in der jemand gestorben ist, niederzubrennen; bei dem Ableben angesehner Neger aber wandert das ganze Dorf aus, um an einem andern Ort ein neues Heim zu errichten. So trifft man nicht

[1]) Bei den Bayaka werden letztere eingewickelt in den Wald getragen und daselbst am Ast irgend eines Baumes festgebunden, die Leichen der Vornehmen dagegen mit an die Brust gedrückten Knien im Wald in eine flache Vertiefung des Bodens gesetzt, der darüber hervorragende Teil mit flachem Holz bedeckt, übrigens jede Leiche vor dem Einwickeln seziert zur Eingeweideschau, ob der Tod durch einen Zauberer erfolgt ist. Hellwald S. 120 (nach Güßfeldt; vgl. Falkenstein S. 201).

[2]) Der Prinz, der nach dem Tod eines Königs in Loango in dessen Namen bis zur Neuwahl eines Königs aus der Zahl der Prinzen an der Spitze der Regierung stand, hatte den offiziellen Titel Nganga mvumbi (Leichenbewahrer). Falkenstein S. 225.

selten verlassene Plätze". Ebd. S. 199: „Stirbt ein Neger auf der Durchreise, wird er in freier Luft aufgehängt, bis die Stammesangehörigen ihn holen und für den Unglücksfall einen Tribut zahlen; denn man nimmt an, daß durch den Tod des Fremdlings mancherlei Unglück erwachsen könne", d. h. durch seinen umgehenden Geist. Falkenstein (S. 222) selbst war Zeuge, wie nach dem Tod eines Dorfhäuptlings ein bei der Expedition dienender Negerjunge aus Furcht zitterte, der Geist des Verstorbenen möchte ihm Schaden zufügen. Daraus erklärt sich auch die Furcht vor den Begräbnisplätzen, die deshalb „keine große Sorge um die Dahingegangnen verraten. Die wenigen gewöhnlich auf einem Bergrücken in der Nähe jeder Ortschaft liegenden Gräber zeigen die Form eines mehr oder weniger zerfallenen Grabhügels. Auf diesem befindet sich an einem Stock die Palmfasermatte, mit der die Erde ausgehoben wurde, Scherben von Flaschen und Thongefäßen. In felsigen Gegenden werden die Gräber mit Steinen eingefaßt oder damit bedeckt". Der Stock mit einem eingeklemmten Stückchen Zeug, den F. auf jedem solchen Hügel bei Novo Redondo fand und auf den Zweck der Krähenverscheuchung deutet, soll gewiß als Grabkennzeichen auch Unberufne vor Annäherung warnen. Bei Häuptlingen werden nach F. auch wohl verschiedne Erdschichten über einander getürmt und mit Scherben oder Fetischfiguren verziert; ja man errichtet ein Dach über dem Bauwerk, um es vor Regen zu schützen. Wenn Meiners (Allg. krit. Gesch. der Rell. 1807 II 58f.) in den Scherben oder Lumpen an den Negergräbern eine primitive Kärglichkeit oder Einfalt in heiligen Gaben sieht, die sich auch anderwärts unter den geringern Volksklassen erhalten habe, so weisen sie vielmehr darauf zurück, daß dem Verstorbenen sein Eigentum wenigstens symbolisch mitgegeben wurde ins Jenseits, das aber zu dem Zweck für anderweitigen Gebrauch unbrauchbar gemacht und analog dem Leibe des Verstorbenen einer teilweisen Zerstörung unterworfen werden mußte, um in gewissermaßen ideeller Form dem abgeschiednen Geist ins Jenseits folgen und dienen zu können. Von den Stämmen am Ogowe, die Lenz 1873f. erforschte, gilt auch, was er im allgemeinen berichtet (Skizzen aus Westafr. S. 209): „Die in Afrika so allgemein verbreitete Sitte, den Platz oder wenigstens die Hütte, in der ein Neger gestorben ist, zu verlassen und zu vernichten, scheint doch schließlich mit einem dunklen Glauben an eine Seele oder einen Geist zusammenzuhängen, der nach dem Tode des Betreffenden zurückkehrt, um seine frühere Wohnung wieder einzunehmen. Dieser Glaube an die Geister der Verstorbenen ist bei den afrikanischen Stämmen verschieden hoch entwickelt, Anklänge daran aber dürften sich überall finden, wie mannigfache Gebräuche beweisen. Das Töten von Sklaven am Grabe eines Verstorbenen, damit derselbe auch als Geist ein seinem Rang entsprechendes Gefolge habe, das Mitgeben von allen möglichen Gerätschaften, Waffen, Schmuck u. s. w. in das Grab, alles das deutet darauf hin, daß man an ein Fortwirken der Gestorbenen glaubt. Um aber durch das Erscheinen der Geister nicht gequält zu werden, ziehen es die Überlebenden vor, den Platz zu verlassen". An der Gabunküste findet sich auch ein gewisser Schädelkult, wie wir solchen im ostafrikan. Usambara fanden, wieder. Die Mpongwe beerdigten ihren König 2 Tage nach seinem Tode heimlich an einem unbekannten Ort, damit kein Fremder den Kopf desselben stehlen und sich daraus einen kräftigen Fetisch machen könnte (Du Chaillu, Reise übers. von H. Kletke S. 10). Sklavenopferung am Grab von Häuptlingen war auch hier Sitte (ebd. S. 12). Bei den Mbenga auf der Insel Corisco kam (wie bei den ostafrikan. Wakonde) Verbrennung der Toten mit einem Teil ihrer Güter vor (ebd. S. 16). Bei den Bakwiri im Kamerungebirge beginnen nach einem Todesfall bezahlte Weiber ein furchtbares Geheul, unter dem sie auch in der Nacht von Hütte zu Hütte ziehen, während die Männer je nach

dem Ansehen des Verstorbenen möglichst viel Pulver verknallen. Am 9. Tag — denn so lange braucht die Seele, um an den Ort der Ruhe, Bela genannt, zu gelangen — beginnt das große Totenfest, an dem sich auch die Nachbardörfer beteiligen. Dabei wird unglaublich viel Fleisch verzehrt, Palm- und Branntwein verzecht. Die Toten werden sowohl bei den Bakwiri wie bei den Dualla (an der Küste) nicht auf besonderen Plätzen, sondern in ihren Hütten beerdigt, welche sodann auf kurze Zeit leer gelassen werden (Buchholz, Reisen in Westafr. 1880 S. 124 ff.). Lehrer Flad in Kamerun erzählt (Baseler Miss. Mag. 1890 S. 178) von den religiösen Vorstellungen der Dualla: Die Geister der Abgeschiedenen, Bedimo, genießen in der Stadt der Toten, mundi ma bedimo, die Freuden des Erdenlebens in vollen Zügen, haben keine Sorgen und Weiber genug, beherrschen die Erdbewohner. Das erklärt die häufigen Selbstmorde. Der Schwerbeleidigte erhängt sich, um an seinem Beleidiger Rache zu nehmen. Vom Willen der Bedimo hängt Gedeihen oder Mißwachs der Feldfrüchte ab. Durch reiche Spenden und gute Mahlzeiten wird ihr Zorn abgewandt, ihre Gunst erworben. Zur Saatzeit (Januar bis März) gehen daher die Weiber mit dem Besten, was sie zu einem Festschmaus auftreiben können, ins Innere, den Busch, um hier aus den auf großen Brettern aufgehäuften Vorräten mit vollen Händen reiche Gaben nach rechts und links auszustreuen. Dann begeben sie sich, um die Bedimo bei ihrer Mahlzeit nicht zu stören, nach Haus. Ältere Weiber werden von den Bedimo ergriffen und offenbaren dann der Menge alles Mögliche, z. B. den Willen eines gestorbenen Vaters, Nachrichten aus der Stadt der Toten, Diebe u. s. w. Die Bedimo sehen alles, ohne von jemand gesehen zu werden. Über die Gestalt der Bedimo herrscht keine Sicherheit. Die einzige Bedingung für die Aufnahme in den mundi ma bedimo soll die Tätowierung sein. Ratten und Mäuse werden als Abgesandte der Bewohner der Unterwelt noch jetzt von manchen Weibern gefüttert". Auch die Bube auf Fernando Poo verehren und fürchten die abgeschiedenen Seelen, errichten ihnen im Wald kleine Hütten, um sie vom Umherschweifen abzuhalten, da sie unter den Lebenden Krankheit und Tod verursachen, und setzen deshalb auch Totkranke aus (Baumann, Fern. Poo 1888 S. 197 ff.)[1].

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

VIII. Allerlei anderes Europäisches.

Fortsetzung.

Wir würden uns einer Versäumnis schuldig machen, wollten wir in diesem Zusammenhang die Heilsarmee unerwähnt lassen, die nun seit einem Jahrzehnt in Indien arbeitet — wesentlich im Gegensatz zu den übrigen Missionsgesellschaften — und nicht wenig zur Verwirrung der Gemüter beigetragen hat. Wohl mag ihr Ziel sehr lobenswert sein, wenn sie sich's zur Aufgabe gemacht hat, „die untersinkenden 50 Millionen" der unterdrückten

[1]) Anmerk. d. Red.: Vorläufiger Abschluß der Aufsätze des Pf. Lic. Dr. Gloatz. Im nächsten Jahrgange folgt eine Rundschau über die indischen Religionen von Pf. J. Happel.

untersten Kasten in Indien, der Parias, Madigas u. s. w. zu retten, wie solches u. a. in dem Buche: „Im dunkelsten Indien“ beschrieben ist; und ihr Eifer hierbei mag recht anerkennenswert sein, wenn es auch sehr übertrieben ist, was der Brahmine Narasima Charya von der Philosophenschule zu Madras nach der Rede des „Brigadeadmirals“ der Heilsarmee Fielding auf dem Religionskongreß in Chikago behauptete, daß die Heilsarmee in Indien mehr gearbeitet habe, als alle anderen Missionsgesellschaften; aber ihr ganzes Verhalten hat doch nur dazu beigetragen, die christliche Mission in den Augen des Hindus herabzusetzen, das Ansehen der Missionare, wenigstens in den Städten, erheblich zu beeinträchtigen, das Feuer des leidenschaftlichen, unlauteren Kampfes noch mehr zu entzünden, und wir verstehen es daher, wenn wir es auch bedauern, „daß man sie mit äußeren Gewaltmaßregeln fern zu halten versuchte, und daß man einen ihrer Offiziere in längerer Kerkerhaft zum Märtyrer machte“. Vom Januar 1887 bis etwa September 1892 allein sind über 310 europäische „Offiziere“ männlichen und weiblichen Geschlechtes von der Heilsarmee nach Indien gesandt worden (für Ausrüstung und Überfahrt erhält jede Person nur 300 M.), damit diese in jeder Weise, in Nahrung, Kleidung, Wohnung, Auftreten, die Gewohnheit der Inder annähmen und „in diesem Lande der Büßer durch Selbstkasteiung“, nötigenfalls auch durch lärmendes Auftreten und Überschreien des Feindes, ihre Bekehrungsversuche unternähmen. Ein europäischer Offizier erhält wöchentlich 1—1½ Rupien (2—3 M.), jährlich demnach 100—150 M. zu seinem Unterhalt, muß also wie ein indischer Handwerker leben, wie dieser nur Reis und Karry essen, sich den übrigen Lebensunterhalt vor den Thüren der Eingebornen erbetteln, indische Kleider tragen, barfuß gehen, in eingebornen Häusern wohnen; ja ihr „Major“ Tucker nahm sogar den Namen Fakir Singh an und beschmierte sich die Stirn nach Hindu-Art mit verschiedenen Zeichen, zog wie ein indischer Fakir gekleidet, barfuß herum, zeigte und hob seine nackten Füße in öffentlichen Versammlungen empor, damit man die vom heißen Fußboden daran entstandenen Blasen bewundere. Eine Zeit lang, aber nur eine recht kurze Zeit, machte dieses Anpassen an indische Gedankenkreise und Gepflogenheiten einigen Eindruck — wenigstens berichtete schon 1887 das Blatt der Heilsarmee, der War Cry (Kriegsruf), von 1000 Bekehrungen roher Heiden, — was außerordentlich übertrieben ist, es müßte denn der größte Teil wieder in das Heidentum zurückgefallen sein, — und es hielt in dem Abschiedsgottesdienste, der am 5. August 1887 gelegentlich der Aussendung von 50 Offizieren nach Indien in London abgehalten wurde, ein Hindu eine Rede, in der er erklärte, das erste, was auf ihn Eindruck gemacht habe, sei das Erscheinen eines englischen Missionars gewesen, der vor seiner Thüre um Speise gebeten und durch solche Selbsterniedrigung gezeigt habe, daß er ein aufrichtiger Mensch sei, u. s. w. —, ja man fing an, die „verweltlichten und luxuriösen“ englischen Missionare zu schelten, die allerdings ganz andere Begriffe von Einfachheit haben, als die deutschen, und vielleicht zum Teil, aber eben nur zum Teil und zu einem sehr kleinen Teil berechtigten Grund zu solchen Vorwürfen gegeben haben mögen, doch bald schlug die anfängliche Sympathie in das Gegenteil um. „Es zieht nicht mehr“, hieß es schon 1887 im Jahresbericht der irischen presbyterianischen Mission in Gudscherati (Nordwest-Indien), „wenn jemand barfuß und halbnackt daherkommt, und nachdem den Leuten, Christen wie Heiden, die Augen aufgegangen sind, ist es ihnen entschieden lieber, wenn ihnen das Evangelium von Männern verkündigt wird, die Kleider tragen und ihrer Sinne mächtig sind. Das Erstaunen, das europäische Bettler anfangs erregten, hat einem heftigen Widerwillen Platz gemacht. Man hat längst die Entdeckung gemacht, daß der geistliche Hochmut der Offiziere der Heilsarmee den der Schriftgelehrten und Pharisäer weit übertrifft, und man

sieht jetzt in ihnen blinde Blindenleiter". Auch mußten den besonnenen Gliedern der Heilsarmee die Augen geöffnet werden, wenn sie sahen, wie von jenen ausgesandten 310 Offizieren innerhalb jener 5¾ Jahre 180, also 58% Opfer dieser entsagenden, verkehrten, in einem tropischen Klima doppelt gefährlichen Lebensweise wurden, indem 20 von ihnen starben, 160 teils heimkehrten, teils sich andern Missionen anschlossen, so daß wir uns in der That nicht wundern können, wenn wir lesen, daß unter den europäischen Offizieren in Indien große Unzufriedenheit herrschte und in Bombay Ende 1892 eine Anzahl von ihnen resigniert hätte.

Auch General Booth, der selbst, nachdem er Südafrika, Australien und Ceylon besucht hatte, nach Indien kam, um seiner Tochter, dem „Oberst Lucy Booth", und dem Major Tucker zu helfen, konnte nichts erreichen. Wohl jubelten ihm, als er — gerade am Weihnachtsfeste 1891 — nach Madras kam, Christen und Heiden begeistert zu und bereiteten ihm einen fürstlichen Empfang. In zweispännigem, offenen Wagen fuhr er, der weißbärtige Mann in seiner wunderbaren Uniform, „durch die Straßen unter dem Jubel seiner Anhänger, die ihm mit fliegenden Fahnen, Bannern und klingendem Spiele folgten"; Versammlung reihte sich an Versammlung, viele Reden wurden gehalten über die Hebung der armen Inder, deren Not gerade damals infolge einer Hungersnot besonders ans Tageslicht trat, viel Beifall ward gespendet. Allein die Vorschläge Booths, wie sie in seinen Vorträgen und jenem Buche niedergelegt sind, das nach dem bekannten: „Im dunkelsten England" verfaßt ist, entbehrten — im Gegensatz zu jener früheren Schrift — so sehr der Klarheit und Sachkenntnis, daß nach seiner kurz darauf erfolgten Abreise nicht viel mehr davon die Rede war. „Schon viele Faustschläge hat die Heilsarmee", schreibt das Leipziger „Evang.-luth. Miss.-Blatt" 1892, 78, „der gesunden und nüchternen evangelischen Missionspraxis gegeben, aber daß der Leiter derselben angesichts einer großen Zuhörerschaft von Heiden sich so weit vergessen konnte, daß er als Hauptmittel zur Rettung der versunkensten Heiden die Errichtung von Ackerbaukolonien, Auswanderung u. s. w. anpries, hätten wir nicht für möglich gehalten. Das ist ein Frevel an der Sache dessen, dessen „Heil" er zu bringen vorgiebt".

Doch hören wir den Bericht eines englischen Reisenden, des Mr. Fr. Session, im „Pionier", der bedeutendsten weltlichen Zeitung Indiens, aus dem Jahre 1890 über eine Versammlung der Heilsarmee. Er schreibt: „Eines Abends wohnte ich einer Versammlung der Heilsarmee in Bombay bei. Booth-Tucker war da, und er hatte seine Leute aus allen Teilen Indiens zusammengebracht, um ein großes „Tamascha" (Schaugepränge) zu machen. Ein früherer Buddhistenpriester sprach gut und kräftig, ein Kongreßmitglied aus Kalkutta — kein Heilsarmeemann — hielt eine Ansprache, die einzige, die neben der Ansprache des Buddhisten die Gemüter der Zuhörerschaft zu rühren schien. Eine „Girton — graduierte" weibliche Person von vierzig und einigen Sommern in ihrem Baccalaureatmantel sang und sprach nur schwach. Bekehrungsrufe wie: „Mir ist wohl, ich bin gerettet, bist Du es?" wurden von sehr wenig eingeborenen „Bekehrten" abgegeben. Aber mitten in der Vorstellung wurden zwei „Bekehrte" aus Gudscherati vorgeführt. Eine wild aussehende Gestalt sprang vorwärts mit einem dumpfen Gebrüll und schlang ihre Arme um Booth-Tuckers Nacken. Dann spielte der Mann ein Musik-Instrument, das wie eine Sackpfeife klang, und der andere „Bekehrte" begleitete diese Musik mit einer Klapper. Alles dies war harmlos, wenn auch nutzlos, — aber bald begannen beide zu tanzen und sich so zu verdrehen, daß die Zuhörerschaft Lachkrämpfe bekam, und Booth-Tucker den Tänzern Halt gebieten mußte. Er rief ihnen zu, sie sollten nun Zeugnis ablegen von der Seligkeit, die sie hier erlangt hätten. Krampfhaftes Lächeln zuckte über

den Gesichtern dieser „Bekehrten“, aber alles, was einer herausbrachte, war ein Bekenntnis, daß er nicht wisse, wie lange er gerettet sei, weshalb Booth-Tucker beide wegschickte mit dem Bemerken, diese Leute seien so überwältigt von ihrem Gefühl, daß sie nichts sagen könnten. — Gott bewahre unsere Mission (Quäker) davor, dem indischen Volke jemals ein solch entstelltes Christentum zu bringen! Mögen die Heilsarmeeleute nicht denken, ich beurteile sie hart. Die Hingabe und der wirkliche Mut ihrer Offiziere sind sehr preiswürdig, — aber dieselbe Hingabe und derselbe Mut unter der Fahne der alten Missionare haben stets größere und länger dauernde Resultate gebracht und werden in allen Beziehungen mehr zufriedenstellende Resultate hervorbringen“. Das Fiasko der Heilsarmee, die anfangs ganz Indien im Sturm zu erobern behauptete und so geringfügige Resultate aufzuweisen hat, hat jedenfalls gezeigt, daß eine derartige Missionsmethode nicht die richtige ist, und die Kritiker, die nach dieser Seite hin der Mission Vorwürfe gemacht haben, widerlegt.

Es möge am Schlusse dieses Abschnittes gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß ebenso, wie auf fast allen Missionsgebieten, so auch auf dem indischen Klagen über den durch die Europäer eingeführten, unbeschränkten Verkauf von Spirituosen laut werden, wozu in Indien noch die Klage über den Opiumhandel hinzukommt. Nicht nur die Missionskonferenzen protestieren dagegen, auch Inder, wie der oben erwähnte Brahmine Charya erheben öffentliche Anklage gegen das Christentum, das „in der einen Hand die Bibel, in der andern die Rumflasche“ nach Indien gekommen sei, und begründen damit den Wunsch: „O daß wir nie ein europäisches Gesicht gesehen hätten!“ Bezeichnend ist die Klage zweier Santals (Nord-Ost-Indien), die in dem Baseler „Ev. Missions-Magazin“ 1887, 474 mitgeteilt wird: „Als die Flasche Daru (einheimischer Schnaps) 4—6 Anna (48—72 Pf.) kostete, kauften wir solchen selten und hatten darum nur wenig Verlangen danach, Branntwein zu trinken. Aber jetzt, wo die Flasche nur 4 Pf. kostet, kaufen wir ihn gern. Eine Flasche weckt die Begierde nach einer zweiten, und so geht es fort, bis wir betrunken sind. Am folgenden Tag spüren wir, daß wir uns wieder betrinken müssen. Das Getränk ist jetzt so billig und so leicht zu bekommen; deswegen halten wir uns daran. Wir vertrinken die Kleider unserer Weiber und die Nahrung unserer Kinder; aber was können wir machen? Wir können uns nicht helfen. Warum hat die Regierung die Schnapsläden eingerichtet? Wir haben sie gar nicht gewollt. Der Branntwein ist auch nicht gut. Es ist viel Wasser darin, und der Schierling betäubt uns“.

Noch bedenklicher ist die Legalisierung des Opiumhandels. Wohl giebt es Leute genug, die auch den Opiumgenuß für etwas Ungefährliches halten, und gerade die katholische Kirche, die ja auch sonst, wie wir schon früher ausführten, gegen die „harmlosen Gebräuche“ und „unschuldigen Genüsse der Eingeborenen sehr tolerant und weit davon entfernt ist, sie mit allerlei kleinlichen und drückenden Vorschriften zu plagen“, wie die protestantischen Missionare ja mit Vorliebe thun, will mit den „Antiopiumisten“, diesen überspannten Methodisten, Sektierern, Temperenzlern mit ihrer thörichten „Religionsschrift“ der Enthaltung von geistigen Getränken, Tabakrauchen u. s. w. nichts gemein haben (in der That giebt es auch in ev. Gemeinden deutscher Religionsgesellschaften, wie z. B. in Rantschi, dem Mittelpunkt der Goßnerschen Kolsmission, sehr segensreich wirkende Enthaltsamkeitsvereine nicht nur gegen berauschende Getränke, sondern auch gegen Opium und Hanf, deren Mitglieder sich durch Namensunterschrift verpflichten, keinerlei Schädliches — Arzenei ausgenommen — weder essen noch trinken zu wollen). Ja, der katholische Erzbischof von Kalkutta hat unter Berufung auf seine eigene 15jährige Erfahrung und auf das Urteil der „ältesten und erfahrensten Missionare“ der

katholischen Kirche, welche „ in Indien mehr Heiden bekehrt hat und mehr Missionare aussendet als alle anderen christlichen Sekten zusammen“, in einem Briefe an die englische Regierung erklärt, daß „soweit wir als Katholiken dabei interessiert sind, die gegen das Opium angeführten Gründe nicht stichhaltig sind,“ „daß bisher nicht ein einziger Fall vorgekommen ist, der beweist, daß der Opiumgenuß die Missionsthätigkeit beeinträchtigt“, und geschlossen: „Auch habe ich noch niemals gehört, daß Eingeborene, welche Opium rauchen oder essen, der christlichen Religion dadurch entfremdet würden. Ich hoffe, daß diese Erklärung, welche katholische Prälaten und Missionare unterschreiben können, Licht auf die ganze Angelegenheit verbreiten wird“. Nun, wer das indische Volksleben kennt und unparteiisch urteilt, wird den schweren Schaden des den Körper und Geist ruinierenden Opiumgenusses nicht leugnen. Dem Drängen der öffentlichen Meinung hat die englische Regierung endlich auch nachgegeben und im Jahre 1893 die sogenannte „Opium-Kommission“ ernannt, die vor allem diejenigen Gegenden Indiens, wo am meisten Opium genossen wird, bereist und über etwaige schädliche und demoralisierende Wirkungen desselben Nachforschungen angestellt hat. Dieser Opium-Kommission haben nicht nur indische, sondern auch chinesische Missionare — nach China wird vorzüglich viel Opium aus Indien eingeführt — Druckschriften übersandt, in denen diese bitten, die Opium-Produktion auf medizinische Bedürfnisse zu beschränken. „Das Opium“, so schreiben letztere, „übe einen verderblichen Einfluß auf die Chinesen aus. Kein Chinese habe ihnen je ein Wort zu Gunsten des Opiumgenusses mitgeteilt. Der Opiumhandel schädige den britischen Namen und erzeuge eine feindselige Stimmung gegen die Ausländer in China. Eine Einnahme, welche aus einer unsittlichen Quelle herrühre, könne nur eine Ursache der Schwäche für das Reich werden“. In dem Bericht der Kommission, der erst im April 1895, also zwei Jahre nach Beginn der Arbeiten erschien, ist dagegen eine Zeugenaussage angeführt, nach der die Missionare in China, um die Erfolglosigkeit ihrer Thätigkeit zu verhüllen, die Schuld auf das Opium geschoben hätten, eine Anklage, die trotz ihrer öffentlichen Zurücknahme von seiten jenes Zeugen, trotz des Protestes der sämtlichen evangelischen Missionare in China und trotz des Gegenzeugnisses von 5000 englischen Ärzten natürlich sofort aufgegriffen und gegen die Mission benutzt worden ist. Ferner heißt es in dem Berichte, daß der Gebrauch von Opium in Form von Pillen und als Aufguß, wie er in Indien vorherrsche, bei mäßiger Anwendung keineswegs schädlich, daß dagegen das schädliche Opiumrauchen in Indien äußerst selten gefunden werde. So ist denn die Kommission abgetreten und — großer Erfolg ihrer Thätigkeit — alles beim Alten geblieben. Es ist aber auch viel verlangt von dem englischen Krämersinne, wenn er auf so große Einnahmen verzichten sollte.

Empörend ist auch, daß — fast müssen wir sagen, unter den Augen der Regierung — mit europäischen, namentlich deutschen, dann aber auch italienischen, russischen, österreichischen, spanischen, rumänischen Mädchen Handel getrieben wird. In dem in Bombay erscheinenden Blatte „Das Banner Asiens“ macht Alfred S. Dyer, auf dessen Vorstellungen hin schon dem Handel mit englischen Mädchen nach Brüssel ein Ende bereitet worden war, darüber schreckliche Enthüllungen. Nach Bombay, dem Hauptquartiere eines aus 100 Mitgliedern bestehenden Klubs, der dort allnächtliche Versammlungen abhält, aber auch nach Madras, Kalkutta u. a. Städten Indiens werden die armen Mädchen, die ohne Kenntnis der Örtlichkeiten, Sprachen, Sitten, Verhältnisse ankommen und somit ganz in die Hände jener Sklavenhändler gegeben sind, unter Vorspiegelung glänzender Stellen, einer gesicherten Zukunft, einer guten Verheiratung gelockt — gewissenlose Händler verloben und verheiraten sich in Europa, namentlich Deutschland, wiederholt mit achtbaren Mädchen, um sie

dann in Indien zu verkaufen oder an verrufene Häuser abzuliefern — und zu jenem elenden Gewerbe gezwungen, das sie in wenig Jahren dem Tode in die Arme treibt. (Ev. luth. Miss.-Blatt 1890, 123, 242 f.; 1892, 76 ff.; 1893, 260. Evang. Miss.-Mag. 1887, 215 f., 297, 473 f.; 1891, 248. Allg. Miss.-Ztsch. 1893, 297 ff.; 553 ff.; Beibl. S. 31; 1894, 225 ff.; 1896, 45. Grundemann, Entwickelung S. 200. Allg. ev. luth. Kchz. 1893, 690; 1894, 43, 458. Christl. Welt 1893, 1148 ff.).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Thüringer Missionskonferenz.

Am Johannisfeste, demselben Tage, an dem auch unser Kieler Fest gefeiert ward, fand die Thür. Miss.-Konf. in dem freundlichen Altenburgischen Städtchen Roda statt. Der Besuch war ein sehr reger (die Präsenzliste wies 210 Namen auf), namentlich vonseiten altenburgischer und weimarischer Geistlicher. Aber auch zahlreiche Laien waren erschienen; ja es wollte uns scheinen, als ob die Damen die Mehrzahl bildeten. — Nach gemeinsamem Gesang hielt Generalsuperintendent Lohoff aus Altenburg die biblische Ansprache über die Worte aus dem Evangelium des Johannisfestes Luc. 1, 76: „Und du Kindlein wirst ein Prophet des Höchsten heißen“ u. s. w. und führte in schlichter und eindringlicher, bisweilen etwas drastischer Weise den Gedanken aus: Christus braucht Propheten für die Christen, unter denen so viel Unglaube zu finden ist, für die Heiden, die des Heilands bedürfen, unter den Heiden, damit durch die Bekehrten wieder heidnische Familien, Gemeinden, Stämme gewonnen werden, und aus den Heiden, damit von der jungen glaubensfreudigen Heidenchristenheit aus ein belebender Hauch auch zurückströme in die altgewordene Christenheit. — Nachdem der Vorsitzende, Pfarrer Kurze aus Bornshain (S.-Altenburg) nach einem kurzen Rückblick auf das nun zu Ende gegangene 1. Jahrzehnt der Konferenz, die sich einer stets wachsenden Teilnahme zu erfreuen gehabt, der hohen Geburtstagskinder des Tages, Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen und J. Hoheit der Herzogin von S.-Altenburg, in warmen Worten gedacht, von denen letztere als Freundin der Mission unter Israel, ersterer als Protektor unseres Missionsvereins auch in der Missionswelt sich einen Namen gemacht, sprach Missionar Bourquin aus Berthelsdorf über Missionsschwierigkeiten und Missionserfolge in Labrador, jenem von Eskimos bewohnten, den größten Teil des Jahres mit Eis bedeckten und von der übrigen Welt abgeschlossenen Lande Nordamerikas, in dem der als Sprachforscher auch weiteren Kreisen bekannt gewordene Referent 1863—1889 im Dienste der Brüdergemeinde thätig gewesen ist. Er schilderte nach kurzer Besprechung der Anfänge der Mission vor 150 Jahren (1752) zunächst die Schwierigkeiten: Die Sprache, deren Erlernung an und für sich schwer ist und noch dadurch erschwert wird, daß der Verkehr der Missionare mit den Eskimos kein regelmäßiger sein kann; das äußere Leben der Eskimos, die von Ostern bis in den Herbst von den Stationen abwesend sind; die Charaktereigentümlichkeiten jenes Volkes, das auf einer niedrigen Geistesstufe steht, stumpf und gedankenarm hinträumt, ohne Glaubenszweifel und Sündenbewußtsein, schwach gegenüber den Versuchungen des Fleisches; die bürgerlich-staatlichen Verhältnisse, infolge deren der Eskimo sich völlig frei fühlt und lächerlich dünkelhaft ist; den traurigen

Einfluß der fremden Ansiedler, Fischer, Händler; ferner das Gebundensein an abergläubische Gebräuche, das Mißtrauen gegen einander und gegen die Europäer, die falsche Verschwiegenheit, die frühe Gewöhnung an die Verkündigung des Heils, die ein Gewohnheitschristentum zur Folge hat. Bei Besprechung der Missionserfolge wies Referent hin auf die gutbesuchten Gottesdienste, besonders an den Festen, in den schmucken Kirchen mit ihren eingeborenen Organisten, Kirchen- und Posaunenchören (leider ist es bis jetzt noch nicht möglich gewesen, eingeborene Geistliche heranzuziehen), auf die Schulen und ihren segensreichen Einfluß, die Übersetzung der Bibel, biblischen Geschichte, Gesang- und Liederbücher, Liturgie, Losungen der Brüdergemeinde in die Landessprache, das Ansehen der Missionare, die Nationalhelfer und -Helferinnen, manche todesmutige Aufopferung, gesegnete Sterbebetten. Die umwandelnde Kraft des Evangeliums wurde u. a. an dem Beispiel der „Küchenfrau“ Hulda nachgewiesen. — Nach der Pause sprach Missionsinspektor Winkelmann von Berlin III. (Evang. Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika) über: „Eine Missionsreise in Usaramo und Usambara“, die Referent 1893 in Begleitung seiner Frau und zweier Missionare unternommen hat, um zu sehen, was dort zu geschehen habe. Die Konferenzmitglieder wurden im Geist von dem schönen Tanga, wo vor über 50 Jahren Dr. Krapf mit dem Wunsche gestanden, es möchte hier eine Missionsstation gegründet werden, nach dem buntbewegten Dar-es-Salaam, den weiteren Missionsstationen Kisserawe und Maneromango im Inneren Usaramos geführt, dann zurück nach Usambara mit seinen äußersten Stationen Hohenfriedberg und Bethel. Hierbei wurde Gelegenheit gegeben, einen Einblick zu thun in die Bestrebungen des Islam, jenes Land ganz für sich zu gewinnen, das entgegenkommende Verhalten der deutschen Verwaltung, die bereitwillig dem Wunsche des Referenten entgegenkam, ihre Bekanntmachungen in Kisuaheli nicht mehr mit arabischen, sondern mit römischen Lettern zu erlassen, die Beschaffenheit des schönen, aber an Sümpfen reichen Landes, die Uneinigkeit der eingeborenen Häuptlinge, die Unsicherheit durch Einfälle der Nachbarstämme, die Sklaverei und Vielweiberei, die Totengebräuche, den Hexenglauben, die Gottesgerichte, die Religion, die Missionsopfer und -aussichten. — Der Vorsitzende, Pfarrer Kurze, sprach im Sinne aller, als er den beiden Rednern für ihre interessanten Ausführungen herzlich dankte. Noch sei erwähnt, daß er auch des früh verstorbenen Mitbegründers und treuen Freundes der Missionskonferenz und unsers Vereins, des Superintendenten Horn in Gräfenthal (früheren Pfarrers in Marisfeld), ehrend gedachte, und daß die „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission“ (Organ von Berlin III, Preis jährlich 1,50 M.) und das Richtersche Familienblatt „Die evangelischen Missionen“, das in keiner gebildeten Familie fehlen sollte (Preis jährlich 3 M.), verteilt, sowie daß zahlreiche Missionsschriften, besonders von Berlin III, verkauft, und daß ein von einer Berliner Firma (Aßmann) zu freier Verwendung verehrter Krankenkelch nebst Patene durch das Los Berlin III bestimmt und überreicht wurde. — Nach dem Essen vereinigte sich noch ein kleiner Kreis von Missionsfreunden um Pfarrer Kurze, Prof. Nippold aus Jena und die beiden Redner, welche letzteren noch manchen dankenswerten Aufschluß gaben und manche interessante Mitteilung machten.

Buttstädt i. Thür. A. Schillbach.



Litteratur.

Karl Florenz, Dr., Professor in Tokyo, Japanische Dichtungen: 1. Dichtergrüße aus dem Osten, 97 S., 3. Aufl.; 2. Weißaster. Ein romantisches Epos nebst anderen Gedichten, frei nachgebildet. 80 S. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. Tokyo, T. Hagesawa 1896.

Karl Florenz, Professor an der Kaiserlichen Universität in Tokyo, bietet uns zwei vortreffliche Sammlungen japanischer Dichtungen im reizendsten Gewande. Druck, Illustrationen und Papier der beiden Bände sind in japanischer Manier gehalten und von japanischen Firmen geliefert. Aber nicht nur das Äußere ist anziehend für den Liebhaber japanischer Eigenart, auch der Inhalt ist im höchsten Grade interessant und reizvoll. Florenz hat eine wunderbare Gabe, den Geist japanischer Poesie nachzuempfinden und in trefflicher deutscher Übertragung uns nahe zu bringen. Die 1. bereits in 3. Aufl. erschienene Sammlung enthält zumeist Gedichte aus den etwa ein Jahrtausend alten Anthologien Manyoshu (757 n. Chr.) und Kokinshu (905 n. Chr.). Auch wenn wir vieles, was uns anheimelt und fast wie eine originaldeutsche Dichtung anmutet, auf Rechnung des Übersetzers schreiben, so müssen wir doch zugestehen, daß die japanische Poesie der unsrigen geistesverwandt ist; auch der japanische Dichter „singt von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit". Vorzüglich sind die Naturschilderungen, ergreifend die Äußerungen der Eltern- und Kindesliebe, oft spitzt sich die Dichtung epigrammatisch zu, wie in dem sinnigen Spruche:

„Sag' an, wo wächst der Same   Er wächst in jenen Herzen,
Des Krauts Vergeßlichkeit?   Wo Liebe nicht gedeiht."

Die Schilderung des großen Erdbebens im Jahre 1855, ein Gedicht von M. Toyama, Direktor des Litterature College in Tokyo, ist als Muster moderner Poesie hinzugefügt; in den düstersten Farben sind die Schauer des Erdbebens gemalt und erschütternd die seelischen Erlebnisse seiner unglücklichen Opfer dargestellt.

Das 2. Werk enthält ein romantisches Epos als Probe der wenig umfangreichen japanischen Epik. Die Geschichte der Shiragiku d. i. Weißaster, die ihren Vater sucht und endlich nach vielen Fährnissen wieder glücklich mit den Ihrigen vereinigt wird, ist auf's anmutigste behandelt und mit farbenreichen Naturschilderungen ausgeschmückt. Der Grundgedanke dieses auch für die Gedankenwelt der Japaner charakteristischen Gedichts liegt in den Worten:

„Wie stehn wir tiefer als ein niedrig Tier,
Wenn Treu und Dankbarkeit uns nicht beseelen!"

Unter den beigegebenen Gedichten erinnert „Das Gasthaus am Wege" an das Uhland'sche: „Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste" 2c.

Dem Verfasser gebührt der wärmste Dank aller Freunde des japanischen Volkes; sind doch seine Sammlungen wohl geeignet, unsere Sympathien für die uns Deutschen geistig so nahe stehenden Japaner zu wecken und zu fördern.

Berlin. Th. Arndt.

Eger, Pfarrer in Nienstedt. Wegweiser durch die volkstümliche Missionslitteratur. Herausgegeben vom Vorstande der Missionskonferenz der Provinz Sachsen. Berlin, Martin Warneck. 56 Seiten. 50 Pf.

Das Büchlein füllt im eigentlichen Sinne des Wortes eine von Missionsfreunden schon lange empfundene Lücke aus. Mit großem Fleiße hat der

Verfasser, dem eine Anzahl von Mitarbeitern zur Seite gestanden haben, infolge eines Beschlusses der Sächsischen Missionskonferenz vom Jahre 1894 die vorhandene zahlreiche volkstümliche Volkslitteratur (249 Nummern) gesammelt, mit Inhaltsangaben und Kritiken versehen (die als besonders verbreitenswert erscheinenden sind mit Sternchen bezeichnet) und geordnet. S. 7 bis 31 enthält die Schriften nach der Reihenfolge der einzelnen Missionsgesellschaften (Brüdergemeinde, Basel, Berlin I, Barmen, Bremen, Berlin II, Leipzig, Hermannsburg) und „aus verschiedenen Verlagshandlungen", S. 35 bis 55 dagegen das systematische Sachregister, nämlich ein alphabetisches Verzeichnis der Lebensbeschreibungen, ein solches nach Ländern, Landschaften (Stämmen) und Hauptorten, und eins nach den für sie geeigneten Leserkreisen (für Kinder, Erwachsene, Volksbibliotheken, Frauen- und Jungfrauen-Missionsvereine, Gebildete). Ausgeschlossen ist alle speziell pastoral-homiletische und theoretisch-fachwissenschaftliche Litteratur. Wunderbar erscheint und ist hoffentlich nur ein völlig unabsichtliches Versehen, daß keine der Schriften unseres Missionsvereins, der überhaupt völlig ignoriert ist, weder die Japan betreffenden (Schmiedel, Munzinger) noch die über China (Kranz, Faber), noch die allgemeinen (Lipsius), ebensowenig wie die Arbeit unseres Freundes Stölten über den Arzt als Bahnbrecher christlicher Kultur, eine Erwähnung gefunden hat, und doch sind jene Schriften auch in gegnerischen Zeitschriften zumeist sehr günstig rezensiert worden, und doch fehlt es gerade an volkstümlicher Missionslitteratur namentlich über Japan. Auch die Zeitfragen des religiös-sittlichen Volkslebens dürften manche volkstümliche einschlägige Arbeit enthalten, wie Handmanns Geisterkampf in Indien. Möge bei einer etwaigen zweiten Auflage das Versänmte nachgeholt werden! Im Übrigen ist die Schrift den Missionsfreunden fast unentbehrlich.

Buttstädt i. Th. A. Schillbach.

Missionsbilder mit Versen für Kinder. Herausgegeben von der Missionskonferenz der Provinz Brandenburg: 1. Südafrika, 2. Indien, 3. Ostafrika, 4. China, 5. Grönland, 6. Kamerun, 7. Westindien, 8. Die Kohls, à 5 Pf.

Es sind ganz allerliebste kleine Büchelchen, wohl geeignet, die Kinderherzen in das große Werk der Mission einzuführen. Es sind jedesmal 8 kolorierte Bilder und auf der gegenüberstehenden Seite die erklärenden Verschen. Man hat letztere bisweilen für zu hoch, ja auch für zu trivial erklärt, und gewiß einiges Wenige bleibt für Vater und Mutter zu erklären übrig, und Trivialitäten findet man in allen Kinderschriften, wenn man welche finden will; doch kann Referent aus eigener Erfahrung bezeugen, daß die Kinder mit großem Interesse die Bilder betrachten und mit großer Leichtigkeit die Verse behalten und verstehen. Letztere sind ja meist so kindlich gehalten und enthalten meist so treffende kurze Charakteristiken heidnischer Sitten und Gebräuche und christlicher Missionsthätigkeit, daß wir sie von ganzem Herzen allen Missionsfreunden warm empfehlen. Es steckt in ihnen viel mehr, als es auf den ersten Blick scheint: die Quintessenz jahrzehntelangen fleißigen Missionsstudiums. In 100 Exemplaren bezogen kosten sie 4 M., in 200 Exempl. (bis zum 15. Dezbr. v. J.) 7 M. 50 Pf., in 350 Exempl. 12 M. 50 Pf., in 1000 Exempl. 32 M. Zu beziehen sind sie durch die Buchhandlung der Berliner evang. Miss.-Gesellsch. Berlin NO. 43, Friedenstr. 9.

Buttstädt i. Th. A. Schillbach.

Hermann Theodor Wangemann, Sein Leben und Wirken für Gottes Reich und für das Missionswerk insonderheit. Der Missionsgemeinde erzählt von Herm. Petrich, Superintendent zu Gartz a. Oder. Berlin 1895. Brosch. 1,50 M.

Das Büchlein giebt kein scharfumrissenes Charakterbild auf lichthellem Hintergrund, vielmehr schildert es in behaglicher Breite Wangemanns Leben. Die Wärme, mit welcher der Verfasser überall spricht, ist wohlthuend, der erbauliche Ton zwingt einem bisweilen ein Lächeln ab; auf jeder Seite begegnet man mehrmals dem Worte „lieb“. Da ist geredet von „den lieben gläubigen Seelen“, vom „lieben Defizit“, „vom lieblichen Geistesleben in Hinterpommern“. Eine Bedeutung in der missionsgeschichtlichen Litteratur wird das Büchlein nicht haben, mancher greift vielleicht danach, um Stoff zu schlichter Ansprache zu finden. Die Gestalt Wangemanns ist doch eine sympathische; dem Missionsfreunde mußte sie es schon deswegen sein, weil er (S. 79) in den Vorstand der lutherischen Augustkonferenz einzutreten ablehnte mit der Begründung, er halte sich fern, weil „die Mission eine allgemeine Reichsangelegenheit bleiben und andern Glaubensrichtungen nicht einen Anstoß geben dürfe“.

Cremmen. Luther.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Stosch, Paulus als Typus für die evangelische Mission (A. M. Z. 96, 8 u. 9). Wurm, Die Niederländische Missionsgesellschaft (B. M. M. 96, 8 u. 9). G. Richter, John Coleridge Patteson, der Missionsbischof von Melanesien (D. evgl. Miss. 96, 8 u. 9). Jahresbericht (Berl. M. B. 96, 6). Gemsky, Der Privaterwerb der Missionare (Biene a. d. Missionsf. 96, 7). M. Prager, Die Volksstämme im deutschen Gebiet am Nyassasee, ihre Sitten und Gebräuche (D. Kol. Ztg. 96, 24). Die deutsche Kolonialausstellung III—XIV (ebenda, 25—38). A. T. Pierson, The missionary bands at Cambridge and Oxford (Miss. Rev. of the World 96, 7). F. B. Shawe, Nine centuries of Buddhisme IV u. V (ebenda, 7 u. 8). H. E. Dosker, John King, the apostle of Surinam (ebenda, 7). A. T. Pierson, George Müller, patriarch and prophet of Bristol (ebenda, 8). H. Gulick, The Gospel in Spain (ebenda). L. J. Bertrand, Work among French Priests (ebenda). W. F. Gibbon, Lessons from Romish missions (ebenda). W. Gould, W. Burns Thomson medical missionary (ebenda, 9). W. J. Wanless, The spiritual outfit of the medical missionary (ebenda). J. E. Padfield, Self-support in the native church (Church Miss. Int. 96, 7). J. P. Haythornthwaite, Hinduism as it is (ebenda, 8). St. Clair Tisdall, Our attitude towards non-christian religions and philosophies (ebenda). H. P. Grubb, The ordination services and the evangelisation of the world (ebenda, 9). H. A. Schauffler, The interdependence of home and foreign missions (The Miss. Her. 96, 8). J. Vahl, Om nogle evangeliske Missionsselskaber og deres Virksomhed (Nordisk M. T. 96, 3). Jaarverslag, Buitenland (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 96, 8 u. 9). C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 40, 1).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Suriname (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 7). Labrador (ebenda, 9). H. R. Thornton, Missions to the Cape Prince of Vales Eskimo (Miss. Rev.

of the World 96, 7). O. Faduma, A Negro upon self-help and self-support (The Americ. Miss. 96, 9). Mission to the Chinese and Japanese in the United States (The Church at home and abr. 96, 7).

B. Afrika.

Berlin, Die Kongomission des „Schwedischen Missionsbundes“ (A. M. Z. 96, 8 u. 9). Winkelmann, Die Evangelische Miss.-Ges. für Deutsch-Ostafrika Berlin III (ebenda, 9). Hereroland (Rhein. Miss. 96, 4 u. 5). Ovamboland (ebenda, 7). Südafrika-West. (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 7 u. 8). Jahresbericht über unsere Stationen im Ephoralkreis Nordtransvaal (Berl. M. B. 96, 8), Wohlrab, Gemeindeleben in Hohenfriedberg (Ostafr. M. N. 96, 8). Von d. Missionsarbeit in Natal (Hermbg. Miss.-Bl. 96, 6). E. Schuler, Die Basler Mission in Kamerun (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 9). Jahresbericht (Norddr Miss.-Bl. 96, 6). J. Johnston, The West African Gin-Traffic (Miss. Rev. of the World 96, 7). A bright spot in Africa (The Miss. Her. 96, 7). Missions in Africa (The Church at home and abr. 96, 6). H. L. Larsen. Det berlinske (III) Missionsselskabs Mission in Ostafrika (Nordisk M. T. 96, 3).

C. Asien.

Nottrott, Der gegenwärtige Stand der Goßnerschen Mission in Ostindien (A. M. Z. 96, 7). F. Hahn, Die Kols nach dem Regierungs-Census 1891 (ebenda). S. Walter, Kaste und Zopf der Hindus (B. M. M. 96, 7 u. 8). Die Missionsstatistik in Japan vom Jahre 1895 (ebenda, 7). Genähr, Schwierigkeiten und Erfolge der Mission in China (D. evang. Miss. 96, 7). Kriele, Die Barmer Mohammedaner-Mission (ebenda, 8). Borneo (Rhein. Miss. 96, 7). Sumatra (ebenda, 8). W. Maneke, Indien, Nayndupet (Hermbg. Miss.-Bl. 96, 6). H. Krüger, Bericht über das Seminar (ebenda). J. Frohnmeyer, Die Basler Mission in Malabar (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 7). Indisches Frauenelend (Calw. Miss.-Bl. 96, 6). G. Reid, Hopeful signs in China (Miss. Rev. of the World 96, 7). J. H. Pettee, The Japan of to-day and to-morrow (ebenda). H. Loomis, Recent public movements in Japan (ebenda). J. Ross, Romanism in China (ebenda, 8). G. W. Knox, The year 1896 in Japan (ebenda, 9). Mission in Korea (The Church at home and abr. 96, 7). Missions in Japan (ebenda, 9). The Persia and Baghdad mission in 1895 (Church Miss. Int. 96, 7). W. Andrews, A short history of C. M. S. work in Hokkaido, Japan (ebenda). H. B. Grigg, The story of Krupabai (ebenda, 9). J. E. Walker, The present situation in China (The Miss. Her. 96, 7). The outbreak at Van, Eastern Turkey (ebenda, 9). The past year and the present outlook in Japan from a japanese point of view (ebenda). Posso; stichting eener school te Boejoembajan (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 96, 7). H. Rooker, Bericht aangaande den voortgang der Evangelisatie in de Minahassa 1894 (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 40, 1). H. Rooker, Statistieke opgaven betrekkelijk het Zielental der Christelijke Gemeenten in de Minahassa 1894 (ebenda).

D. Südsee.

Grundemann, Die Mission in Kaiser-Wilhelmsland (A. M. Z. 96, 7—9). A. Schreiber, Thränensaat in Kaiser-Wilhelmsland (Miss.-Freund 96, 6). A. W. Webb, Missions to the aborigines of Australia (Miss. Rev. of the World 96, 7).

Vereinsnachrichten.

Zwölfter Jahresbericht

des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins über das Jahr 1895/96

erstattet auf der Generalversammlung in Kiel

am 24. Juni 1896 vom Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt in Berlin.

(Schluß.)

Die deutsch-evangelischen Gemeinden

in Tokyo und Yokohama werden wie seither von Pfarrer Dr. Christlieb pastoriert. An den Festtagen half Pfarrer Schiller aus. Aus dem Jahresbericht für 1895 ist folgendes mitzuteilen: Die Gemeinde zu Tokyo zählte 42 Seelen, wovon 24 Gemeindeglieder insgesamt 285 Yen Beiträge zahlten. Es fanden 2 Beerdigungen statt, Religionsunterricht wurde 2 Kindern erteilt. Der Kirchenbesuch war mäßig, hat sich aber gegen früher gehoben, durchschnittlich 8 Personen an jedem Sonntage. Das Kirchenopfer betrug 16. 14 Yen. Das erfreulichste Ereignis im Leben der Gemeinde ist der endlich im November 1895 erfolgte Beginn des Baues der neuen Kirche, die voraussichtlich bis November d. J. fertig gestellt wird. Dann wird auch im fernen Ostasien ein sichtbares Zeichen Zeugnis ablegen von der Liebe der Glaubensgenossen in der Heimat, die diesen Bau ermöglicht hat. Wie schon im vorigen Jahresbericht mitgeteilt wurde, wird der Kirchbau, entsprechend der geringen Seelenzahl der Gemeinde und den vorhandenen Mitteln, in wesentlich kleineren Verhältnissen, als ursprünglich geplant, nach Zeichnungen des früher in Japan ansässigen, jetzt nach Berlin zurückgekehrten Kgl. Regierungs-Baumeisters Muthesius ausgeführt. Im Auftrage des Kirchenvorstandes zu Tokyo sind durch den Centralvorstand unseres Missionsvereins die notwendigen Paramente und ein Harmonium in Deutschland angekauft worden. Auch werden sich die Frauenvereine unseres Missionsvereins durch Schenkungen an der Ausschmückung des Innern der neuen Kirche beteiligen.

Die deutsche evangelische Gemeinde in Yokohama zählt 50 Seelen, wovon 28 Gemeindeglieder 168 Yen an Beiträgen aufbringen. Die Zahl der Kirchenbesucher ist dieselbe wie in Tokyo. Es fanden 2 Beerdigungen, 2 Taufen und eine Trauung statt. Die Zahl der Deutschen, die sich in Yokohama der evangelischen Gemeinde angeschlossen haben, ist im Verhältnis zur Ziffer der dort residierenden Landsleute noch gering.

Die Orgelbegleitung bei den Gottesdiensten in Tokyo hat wieder Herr Bolljahn und in Yokohama Herr Luther in dankenswerter Weise übernommen. Die Kirchenvorstände sind in beiden Gemeinden in ihrer Zusammensetzung unverändert geblieben.

Der Centralvorstand unseres Missionsvereins plant im Einverständnis mit unseren Missionaren die geeigneten Schritte, um die evangelischen Deutschen, namentlich auch in anderen japanischen Städten, wie in Kobe, noch umfassender als es seither geschehen ist, kirchlich zu versorgen.

Heidenchristliche Gemeinden und Predigtstationen.

1. Die Hongo-Gemeinde.

Hongo wurde wie bisher von Minami pastoriert. Auch hier ist seit Anfang 1896 eine deutliche Zunahme im Gottesdienstbesuch bemerkbar. Die Zahlen sind im Januar-Februar 16, 17, 15, 16, 19, im März 27, 30, 21, 28; während wir letztes Jahr berichten mußten, daß die Gottesdienste der Charwoche ganz schlecht besucht waren, hatten wir diesmal Mittwoch 26, Donnerstag 31, Charfreitag 31, wovon sich 21 am Abendmahl beteiligten, Sonnabend 6, Ostersonntag 30. Getauft wurden im Januar 2 junge Männer, am Palmsonntag wieder einer (Schüler Schillers, Graduierter der Universität), am Osterfest eine ältere Frau, deren Kinder schon seit Jahren Christen sind, der aber ihr Mann bis jetzt die Taufe nicht erlaubt hatte. Anfang Januar hat er selbst Minami gebeten, seine Frau zu taufen, er selbst will Konfuzianer bleiben. Außerdem wurden am Osterfest die zwei ältesten Mädchen der Schule Akimoto und Shinosaki, 13 und 12½ Jahre alt, und das Töchterchen von unserem Gemeindevertreter Muko getauft. In der nächsten Zeit wird Minami noch zwei weitere Kinder taufen. Taufunterricht giebt er Freitag und Samstag, außerdem „christlichen Unterricht“ für Pflegerinnen am Mittwoch. Die Gemeinde hat im letzten Jahr etwa 20—30 Yen Beiträge aufgebracht. Von April d. J. an will sie regelmäßig den Kirchendiener mit monatlich 2.50 Yen, sowie kleinere Reparaturen an der Kirche bezahlen.

Die seither bestehende und einer hohen Blüte sich erfreuende Sonntagsschule wurde aus praktischen Gründen namentlich in Rücksicht auf die äußerlichen Entfernungen in zwei zerlegt und in folgender Weise eingerichtet. Die Kinder der Armenschule haben Sonntags von 8—9 Uhr in den Zimmern der Theologischen Schule Gruppenunterricht von Fräulein Inasawa und unseren theologischen Schülern, die jetzt im 6. Semester sind, unter Leitung und nach katechetischer Vorbereitung der theologischen Schüler durch Pf. Schiller; Frl. Inasawa wird von Frau Dr. Christlieb vorbereitet. Um 9 Uhr werden alle Kinder im Saale zusammengefaßt zum Schluß des Unterrichts. Die letzten Zahlen der erschienenen Kinder waren: 31, 39, 34, 36, 41, 47. Die Arbeit in der Sonntagsschule geschieht von Seiten der Studenten mit gutem Eifer und zunehmender katechetischer Gewandtheit. Die Kinder kommen sehr gern. „Das ist eine Saat auf Hoffnung“, so schreibt Pf. Schiller, „die nächste durch christliche Schulen und Sonntagsschulen beeinflußte Generation wird sicherlich für die Annahme des Christentums williger sein.“

In Hongo hat Prediger Minami mit Fujimoto und Ogawa eine neue Sonntagsschule für Kinder aus besseren Familien angefangen, die zwar vorläufig erst von 3 Schülern besucht wird, aber weitere in Aussicht hat.

Über die Gottesdienste in der Charwoche folgt ein besonderer Bericht im Missionsblatt aus der Feder unserer Missionare. Stiftungs- und Weihnachtsfest wurden wie immer gefeiert, das Weihnachtsfest wurde diesmal zahlreicher als jemals besucht. Von den hiesigen Deutschen erhielten wir im ganzen 54 Yen Beiträge.

2. Die Yotsuya-Gemeinde.

Pf. Schiller hat die Versorgung dieser Gemeinde an Stelle Minamis übernommen. Er schreibt am 27. Februar d. J. darüber: „In Yotsuya

geht es langsam vorwärts. Es hielt zuerst schwer, Teilnehmer am Gottesdienste zu finden, doch scheint jetzt der regelmäßige Gang der Gottesdienste gesichert zu sein. Ich predige jeden Sonntag Nachmittag in englischer Sprache, als Dolmetscher fungieren die Studenten Hiroi und Aoki abwechselnd. Wir waren an den letzten Sonntagen 5, 10, 6, 9, 12 Personen. Gebe Gott, daß sich das angefangene Werk weiter entwickele, damit es später von einem unserer jetzigen Studenten nach beendigter Studienzeit selbständig übernommen werden kann. Bis dahin gedenke ich die Station mit Hilfe der Dolmetscher weiter zu führen".

3. Die Station in Osaka.

Zu unserem großen Bedauern war bis zur Drucklegung dieses Berichts von dem Leiter der Station in Osaka, dem japanischen Prediger Maruyama, noch kein Bericht eingegangen. Wir sind daher nicht in der Lage, über den gegenwärtigen Stand der dortigen missionarischen Arbeit Mitteilungen geben zu können.

Christlicher Unterricht.

Taufunterricht und Bibelunterricht für Japaner, deren Interesse für das Christentum geweckt ist, sowie halieutische Arbeit überhaupt, hat dank der gegenwärtig dem Christentum wieder günstiger gewordenen Strömung besonders von unserem Missionar Pf. Schiller mit Eifer betrieben werden können. Schiller berichtet darüber am 27. Februar d. J.:

„Mein Plan, unsere deutsche Abendschule (in der ich auch 2 St. Unterricht gebe) für unsere Missionszwecke fruchtbar zu machen, ist als gelungen zu bezeichnen. Jeden Samstag Abend versammeln sich eine Anzahl Deutsch verstehender Studenten in meiner Wohnung, um an einer 2stündigen Bibelerklärung und Besprechung in deutscher Sprache teilzunehmen. Es waren ursprünglich nur Glieder unserer deutschen Abendschule, aber bald schlossen sich andere Studenten an. Die Gesamtzahl mag wohl 20—30 betragen. Doch sind immer viele am Kommen verhindert, da der Samstag den einzigen freien Nachmittag in der Woche bietet, auf welchen darum alle Vorträge, Versammlungen, Belustigungen u. s. w. zusammengedrängt werden. Eine Anzahl der teilnehmenden Christen blieb nach einiger Zeit aus, weil die christlichen Schüler des kōtō gakkō (Obergymnasiums) einen Jünglingsverein gegründet hatten, der zur gleichen Zeit sich versammelte. An den letzten 5 Samstagen erschienen 10, 14, 13, 16, 12 Teilnehmer, so daß meine Stube fast zu eng wurde. Die Majorität kommt regelmäßig und bereitet sich sorgfältig vor. Nach greifbaren Früchten darf man natürlich jetzt noch nicht fragen. Doch war der eine der beiden Täuflinge des Hr. Minami schon vor dem Taufunterrichte ein Glied meiner Bibelklasse; ein 2. Glied erhält von mir speziellen Taufunterricht und wird wohl noch vor Ostern getauft werden — es ist ein Student der Philologie, der vor dem Staatsexamen steht —; ein drittes Glied bat mich vor einigen Tagen um speziellen Unterricht (noch nicht Taufunterricht) — es ist ein Student der Rechtswissenschaft. (Er wurde am Palmsonntag getauft.)

Jeden Samstag Nachmittag gebe ich 2 St. Unterricht im Christentum in engl. Sprache für 6—8 Studenten der Gewerbeschule, von denen sich wahrscheinlich später einige dem Christentum zuwenden werden. Die Hauptschwierigkeit für denkende Japaner bildet stets die Frage nach der Existenz

Gottes. Dadurch unterscheidet sich das japanische von den meisten anderen Missionsfeldern. Ich glaube darum, daß die Übersetzung von Ritters Buch „Ob Gott ist?“ einem dringenden Bedürfnisse abhelfen und uns in unserer Arbeit eine wichtige Hilfe sein wird. Abgesehen von der Einleitung scheint dasselbe für junge Japaner hervorragend geeignet zu sein.

Sonntags halte ich einen offenen Abend für Studenten. Es kommen immer einige, und wir sprechen über die verschiedensten Fragen und schließen in der Regel mit einer kurzen Abendandacht. Doch lieben es die Studenten mehr, mich einzeln zu besuchen und sind dann auch für religiöse Gespräche zugänglicher. Besuchen und sich besuchen lassen, etwas in der Missionsthätigkeit noch Wichtigeres, als in der heimischen Pastoration, erfordert natürlich viel Zeit, umsomehr, als es in Japan für höflich gilt, den Besuch möglichst lang auszudehnen. Meine Statistik weist vom 3. Januar bis zum 16. Februar 40 gemachte und 98 empfangene Besuche auf. Das bildet ebenfalls eine Aussaat — doch Gott allein kann das Gedeihen geben.

Schulen und Vereine.

1. Theologische Schule.

Das erste Hauptexamen wurde noch am Schluß des letzten Sommersemesters 1895 von den 4 Schülern Hiroi, Aoki, Kikuchi und Komai bestanden. Die schriftlichen Aufgaben waren außer griechischen und deutschen Übersetzungen aus der Kirchen- und Dogmengeschichte: 1. Entwicklung der Lehre von der Person Christi. 2. Zwingli. 3. Ursprung des Methodismus. Altes Testament: Der Einfluß der großen Männer Israels auf die Entwicklung und Ausbildung der Atl. Religion. Geschichte der Philosophie: Die erkenntnistheoretischen Richtungen in der Philosophie seit der Renaissance.

Das Wintersemester wurde mit 6 Schülern Hiroi und Aoki, im 6. Semester, Komai, im 5. Semester, Kikuchi, bei uns im 5. Semester, Miyagawa, im 3. Semester, und Isawa, im 2. Semester stehend, eröffnet. Isawa ist wieder ausgetreten. „Wir haben Grund zu glauben“, so schreiben uns unsere Missionare, „daß er vielleicht nicht aus Unzuverlässigkeit, sondern dem Zwange seiner Verwandten gehorchend, die ihn zu einem andren Studium bestimmten, diesen Schritt gethan hat. Unser früherer Zuhörer Hemmi versuchte es in diesem Semester als ordentlicher Schüler dem Unterricht beizuwohnen, da er aber seit Isawas Abgang der einzige in seiner Klasse war, so mußte mein Versuch mit ihm Geschichte der Philosophie zu treiben bald aufgegeben werden, weil ich einsah, daß es ihm unmöglich war zu folgen, und meinen zweiten Versuch, mit ihm Jeremias zu lesen, hat er dadurch zum Scheitern gebracht, daß er vor einigen Tagen erklärte: er sehe selbst, daß er noch nicht folgen könne und wolle das Semester ausschließlich zum Englisch lernen benützen und im nächsten Herbst definitiv in die Schule eintreten. Falls er diesen Vorsatz ausführt, würde das von ungewöhnlichem Interesse zeugen und für die Zukunft viel versprechen, indes ist bei seinen unsicheren Familienverhältnissen vorläufig eine bestimmte Erwartung des Ausgangs unmöglich“.

Das Wintersemester begann am 10. September. Dr. Christlieb las für beide Kurse zusammen Geschichte der neuesten Philosophie, für den

Oberkurs allein allgemeine Dogmatik und indische[1]) Religionsgeschichte (Brahamismus und Buddhismus). Den beiden Schülern Isawa und Hemmi trug Dr. Christlieb zu Anfang noch Altes Testament (Geschichte Israels, Einleitung, Theologie) I. Teil und für Miyagawa allein Geschichte der neueren Philosophie vor. Diese Vorlesung wird von Miyagawa für Shinri übersetzt, ebenso auch die Vorlesung über Veda. Pf. Schiller erteilte 18 Stunden Unterricht in der Theologischen Schule, in der unteren Abteilung: 4 St. Logik, 3 St. Griechisch, 2 St. Deutsch, in der oberen Abteilung: 4 St. Matthäusevang. (griech. Text), 2 St. Deutsch, in beiden Abteilungen zusammen 2 St. praktische Erklärung des Matthäusevang. und 1 St. Vorbereitung auf den Kindergottesdienst (Vorbereitung und Kindergottesdienst bilden eine Art katechetischen Seminars).

Da seit Mai vorigen Jahres alle unsere Missionsarbeiter auf einem Grundstücke beieinander wohnen, findet jeden Morgen eine gemeinsame Schulandacht statt, an der die Missionare, Lehrer und Lehrerinnen außer den Schülern der Theologischen Schule teilnehmen.

Das Semesterexamen fand in den letzten Wochen des Januars statt. Kikuchi war wegen eines Augenübels leider an der Teilnahme verhindert. Als schriftliche Aufgaben stellte Pf. Dr. Christlieb aus der Geschichte der Philosophie: Fichtes Philosophie (Oberkursus), Entwicklung der französischen Aufklärungsphilosophie (Miyagawa); aus der allgemeinen Dogmatik: Die Beweise für das Dasein Gottes, Offenbarung und Glaube; aus der Religionsgeschichte: Der Veda, seine Entwicklung und Einteilung; Entstehung des indischen Pantheons (nach Max Müllers Theorie). Pf. Schiller stellte folgende Aufgaben aus dem N. T.: Übersetzung und Erklärung von Mat. 5, 17—20; aus der Logik (Miyagawa): Eine Reihe einzelner Fragen. — Die Leistungen waren im allgemeinen zufriedenstellend, teilweise sogar recht gut; im Deutschen sind die Fortschritte am geringsten.

Für das neue Semester hat Dr. Christlieb folgende Stunden: Oberkursus: Religionsgeschichte II. Teil 4 St., spezielle Dogmatik 4 St., ausgewählte Kapitel aus der neuesten Philosophie 2 Std.; für Miyagawa: Deutsche Aufklärung und Kant 4 St., Altes Testament III. Teil 3 St.; für alle Schüler zusammen: Deutsch 2 St.

Das Urteil unserer Missionare über Charakter und Haltung ihrer theologischen Schüler ist ein günstiges.

2. Deutsche Schule.

Die deutsche Schule erfreut sich nach wie vor eines regen Besuchs, 41 Schüler traten im September 1895 neu ein. Es unterrichten an ihr außer Dr. Christlieb und Schiller noch die Herren Krug und Bolljahn, außerdem 3 japanische Lehrer. Wie Schiller bemüht ist, diese Schule der Mission direkt dienstbar zu machen, ist schon oben (vgl. S. 24) mitgeteilt.

3. Armenschule.

Unsere Armenschule erweist sich je länger je mehr als eine segensreiche Einrichtung, die unseren Missionaren auch den Eingang in die unteren Volksschichten erschließt. Die Lehrordnung blieb dieselbe, wie im vorigen Jahresberichte angegeben. Aus der von dem Lehrer Fujimoto sorgfältig

[1]) Z. M. R. 1896, S. 43, Z. 11 ist der Druckfehler: „jüdische“ zu verbessern.

geführten Besuchstabelle geht hervor, daß die Besuchsziffer zwischen 75 und 84 Kindern im Alter von 6—13 Jahren in dem letzten Jahre schwankte. Aus dem anschaulichen Berichte, den uns die Leiterin der Schule Frau Pf. Dr. Christlieb sandte, teilen wir folgendes mit:

„Fujimoto wie Fräulein Inasawa haben sich nach wie vor mit Eifer und Liebe ihrer oft mühsamen Aufgabe gewidmet und die Schule ist dank ihrer Fürsorge gediehen. Ministerialrat Terada hat sie die besteingerichtete Privatschule im Koishikawa Stadtteil genannt und die einzige, die einen geprüften Volksschullehrer angestellt hat. In drei Jahren, d. h. nachdem 4 Jahre seit Herrn Fujimotos Examen verflossen sind, erlangt unsre Schule den Charakter einer staatlichen Schule, wodurch sie natürlich an Ansehen bei den Japanern gewinnt.

Unser Schulhaus hat sich äußerlich insofern verbessert, als es ganz neuerdings mit Dachpappe und Bambusrinnen versehen worden ist. Die dauerhafte Dachbedeckung giebt nicht bloß dem Hause ein besseres Aussehen, sondern ist zugleich ein Schutz gegen Regen und Feuer, denn die getheerte Pappe ist mit einer dicken Lage Sand bestreut. Die Auslagen mit 54 Yen sollen aus der Bazareinnahme bezahlt werden. Die Dachrinnen helfen einem dringenden Bedürfnis ab, wir wollen sie außer ihrem eigentlichen Zweck noch dadurch nutzbar machen, daß wir sie in Tonnen leiten, um so immer Wasser bei einer Feuersgefahr in der Nähe zu haben. Eine andre Verbesserung betrifft den abschüssigen Weg, der von der Straße bis zur Schule führt. Derselbe ist mit einer Dornenhecke eingefaßt worden, da der kleine Berg zu einem beliebten Tummelplatze der Kinder geworden war. Auch muß der Platz vor der Schule unbedingt verbessert werden, denn der weiche Lehmboden verwandelt sich nach jedem Regen in einen unergründlichen Morast. Wir wollen eine dicke Lage Coaksschlacken, die wir aus einer Fabrik billig bekommen, hinfahren lassen. In der durch den Anbau vergrößerten Handarbeitsklasse ließ ich einen zum Missionsinventar gehörigen Steinofen setzen, der mit Kohlen geheizt wurde. Der Besuch der Kinder ist ziemlich regelmäßig, aber an Regentagen fehlt etwa die Hälfte, was sich aus den meist bodenlosen Wegen erklärt. Die Handarbeitsschule wird von 25 Kindern besucht, darunter sind 4 Mädchen, die nicht zur Schule gehören.

Von den im letzten Jahre graduierten Mädchen wohnen zwei ganz in der Schule. Dieselben sollen für die Mission erzogen werden, nämlich eine als Lehrerin (Akimoto) und eine als Kindergärtnerin (Shinosaki). Erstere besucht seit Februar eine Art Vorschule, um sich all die chinesischen Zeichen anzueignen, die zum Eintritt in eine höhere Mädchenschule unerläßlich sind. In letzterer Schule wird das Mädchen nach einem 3jährigen Studiengang und bestandenem Examen als Lehrerin entlassen. Das andre Mädchen geht seit Februar in eine Musikschule, um sich nach $1^1/_2$jähriger Lernzeit das Befähigungszeugnis als Harmoniumlehrerin zu erwerben, was hier zur Ausbildung einer tüchtigen Kindergärtnerin gehört. Beide Mädchen haben sich durch ein von ihren Eltern ausgestelltes schriftliches Versprechen verpflichtet, nach vollendeter Ausbildung wenigstens 5 Jahre im Dienste unserer Mission zu arbeiten.

Zu ihnen gesellt sich seit Anfang März eine dritte Pensionärin (Saito). Diese ein 10jähriges Mädchen ist seit einem Sturze, den sie, sieben Jahre alt, that, an einem Bein verkrüppelt, so daß sie kaum gehen kann und folglich noch keine Schule besuchte. Sie bezahlt 2,50 Y. im Monat Pension und soll außer dem Schulunterricht besonders tüchtig im Nähen ausgebildet werden, um sich einst ihr Brod verdienen zu können. Beide erstgenannte Kinder wurden am Ostersonntag nach empfangenem Unterricht vom Prediger Minami getauft; die religiöse Unterweisung soll fortgesetzt und die Mädchen in 1—2 Jahren konfirmiert werden. Frl. Tomioka, die seit letztem Jahre bei Prediger Minami Taufunterricht hatte, konnte leider nicht an Ostern ihr Taufgelübde ablegen, wie sie gerne gemocht hatte, da ihre Tante, bei der sie wohnt, bis jetzt nicht ihre Erlaubnis dazu gegeben hat.

Seit letztem Herbst haben wir beschlossen, die Kinder ein geringes Schulgeld zahlen zu lassen, nämlich 10 und 5 Sen monatlich, je nach den Verhältnissen. Die ganz Armen sind frei. Dann bekommen die Kinder von jetzt an zweimal im Jahre, am Schluß eines Semesters, nicht nur die gestempelte Bescheinigung über den Schulbesuch, sondern ordentliche Zeugnisse. Wir haben dazu die Zeugnisformulare einer hiesigen Schule nach einigen geringen Veränderungen dem Zweck entsprechend gefunden.

An Stelle der sog. Frühlingsferien (8—14 Tage) aller anderen japanischen Schulen habe ich vorgeschlagen, von Mittwoch vor Ostern ab eine Woche frei zu geben, ganz gleich wie Ostern fällt. Bisher wurden in unserer Schule die Frühlingsferien nicht beobachtet und den Kindern nur am Charfreitag freigegeben.

Die äußeren kleinen Erlebnisse unsrer Schule waren folgende: Einweihungsfeierlichkeit am 11. Februar 1895 und Graduierung von 7 Mädchen und 2 Knaben am 13. März, verbunden mit dem Austeilen der Zeugnisse und Bewirtung, vgl. Missionsblatt 1895, Nr. 7 und 8. Gemeinsamer Spaziergang nach Ueno, Besuch des Zoologischen Gartens und Bewirtung am 15. April. Schulfest mit Preisverteilung und Bewirtung am 17. November. Jahresfest der Schule, verbunden mit dem Austeilen der großen Zeugnisse am 3. März 1896 und einem kleinen Spielnachmittag nebst Bewirtung, bei dieser Gelegenheit wurde die Schule von einem Bekannten photographiert. Ein Exemplar dieser photographischen Aufnahme ist an den C.-V. gesandt. Impfen sämtlicher Kinder und der Lehrer am 24. März 1896 in Anbetracht, daß die Pocken in einer sehr schlimmen Form stark grassieren. Ein christlicher Arzt hat die mühsame Prozedur unentgeltlich vorgenommen d. h. nur gegen Ersatz seiner Ausgaben für Lymphe."

4. Der Studentenverein Sol oriens giebt keinen Anlaß zu einem besonderen Bericht. Es wurden zwei Vorträge in ihm gehalten.

5. Auch der theologische Verein, Theological Students Society, hat seine Thätigkeit in der früheren Weise fortgesetzt.

Litterarische Mission.

1. Die Zeitschrift Shinri wird seit Januar d. J. wieder von Pred. Minami in Tokyo redigiert, da die Verlegung der Redaktion nach Osaka in mehrfacher Beziehung als ein Mißgriff sich erwies. Der Verkauf der Hefte hat seitdem ganz bedeutend zugenommen, er war freilich auch auf ein Minimum reduziert gewesen. Wie schon oben (S. 12) erwähnt, ist dringend wünschenswert, daß, wie vor einigen Jahren geschehen, auch deutsche Theologen als Mitarbeiter an „Shinri" sich beteiligen, weil dadurch das Ansehen und die Verbreitung der Zeitschrift außerordentlich gehoben werden würde. Die Manuskripte werden in deutscher Sprache unter der Adresse des Centralvorstandes in Berlin erbeten, nach Japan gesandt und dort erst ins Japanische übersetzt. Als Themata, über die Aufsätze erwünscht sind, nennt Dr. Christlieb:

1. Die Frage der Persönlichkeit Gottes im theistischen Sinne, denn die pantheistische Verflüchtigung der Persönlichkeit Gottes ist die Hauptgefahr des japanischen Christentums.
2. Der Kampf zwischen Materialismus und Idealismus auf dem Gebiet der Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft.
3. Religion und Naturwissenschaft, Christentum und moderne Weltanschauung, Bibel und Geschichte (Ausgrabungen) ꝛc.
4. Biblische Kritik und Frömmigkeit und ähnliches.

Je allgemeiner die Thematà gehalten sind, desto mehr Anziehungskraft haben sie für Japaner. Diese Vorliebe geht hier bis zur Schwäche. Detailarbeiten über biblische Theologie u. a. erregen wenig Interesse.

Unser früherer Missionar Pf. Munzinger, den wir auch um seine Vorschläge gebeten hatten, schlägt noch folgende Themata vor: 1. Pantheismus, Deismus und Theismus, 2. Unsterblichkeit der Seele, 3. Die religiöse Bedeutung der Gnadenmittel, 4. Christus und die großen Männer, 5. Autonome Sittlichkeit (gegen Konfuzius), 6. Die christliche Anschauung von der Familie, 7. Die Bedeutung der Mystik in der Religion, 8. Der erbauliche Charakter der Predigt.

Über den Inhalt der einzelnen Hefte referieren wir regelmäßig in unserer Z. M. R., vgl. 1896, S. 45 u. f.; theologische, philosophische, religionsgeschichtliche, auch praktisch-religiöse Themata wechselten miteinander ab.

Ein interessantes, überdies dem zweifelhaften Lob unserer Mission in der Taiyo nur allzuähnliches Urteil über Shinri erschien neulich in der Tageszeitung „Nippon“. Es lautet in wörtlicher Übersetzung: „Was laut gerühmt wird, ist nicht immer das wahre Verdienst; oft wartet vielmehr der Drache im Verborgenen auf die Zeit des Sturmes. Es giebt eine Zeitschrift, „Shinri“ genannt, verfaßt von den Anhängern des modernen freien Christentums. Da sie (immer noch) zu viel Religiöses (wohl = Theologisches) enthält, hat sie keinen großen Leserkreis. Aber ihre Anschauungen und Endziele sind prinzipiell klar und fest und sie kann darin mit andern Zeitschriften, die einfach den Zeitströmungen nachgeben, gar nicht verglichen werden, überragt sie vielmehr um Haupteslänge. In der Februar-Nummer stehen z. B. die Aufsätze „Über Goethes Faust“ (von Christlieb) und „Über tastende Versuche in der japanischen Litteratur“ (von Minami), die die gediegene Bildung und das ideale Streben der Verfasser deutlich zeigen. Kein Gebildeter sollte diese Zeitschrift ungelesen lassen. Diese Zeilen sollen Shinri dem weitesten Leserkreis empfehlen.“

2. Theologische Litteratur.

Über den Beschluß des Centralvorstandes vom 1. Oktober 1895, eine theologische Litteratur in japanischer Sprache zu schaffen, ist bereits S. 183 berichtet. Mit der Übersetzung des Ritterschen Buches: „Ob Gott ist?“ hat Pred. Maruyama den Anfang gemacht. Die Bearbeitung des Alten Testaments durch Pf. Dr. Christlieb, des Neuen Testaments durch Pf. Munzinger werden bald nachfolgen. In Bezug auf die übrigen theologischen Disziplinen sind noch keine bestimmten Pläne entworfen. Im allgemeinen sollen nur solche Werke herausgegeben werden, die durch die praktische Arbeit unserer Missionare in der Theologischen Schule und der Mission gegangen sind und sich darin bewährt haben, so daß also einfache Übersetzungen in der Regel ausgeschlossen, vielmehr Bearbeitungen für das Bedürfnis der Japaner zu fordern sind.

3. Sonstige litterarische Publikationen.

In der Tetsu gaku zasshi („Philosophischen Monatschrift“) Nr. 107—110, Januar-April erschienen 4 fortlaufende Aufsätze von Dr. Christlieb über „Das Verhältnis zwischen dem Christentum und der antiken

Philosophie bis zu Clemens und Origines." Auch an der neuen in Japan erscheinenden Zeitschrift: The Far East, an english edition of the Kokumin-No-Tomo arbeitet Dr. Christlieb mit.

4. Bibliothek.

Die Neuordnung der Bibliothek und die definitive Ausscheidung des vielen Ballastes hat Pf. Schiller vollendet. Von den Grundrissen in Mohrs Verlag (Freiburg i. B.) hätten wir am liebsten alle, da wir immer noch eine Vermehrung der Kompendien bedürfen. Ebenso fehlen uns noch Ausgaben der wichtigsten philosophischen Werke.

Frauenmission.

Die seitherige Arbeit von Frau Dr. Christlieb ist unverändert fortgesetzt worden. Die Versammlungen des Frauenvereins finden regelmäßig alle Monate statt. Frau Dr. Christlieb hat eine Reihe von Vorträgen über christliche Einrichtungen ꝛc. neulich eröffnet mit einem von Minami gedolmetschten Vortrage: „Wie Deutschland ein christliches Land wurde." Die nächsten werden Frl. Inasawa und Frl. Aikawa dolmetschen. Letztere hat wieder eine Anstellung (am Lehrerinnenseminar) erhalten und wird in unserer Nähe Wohnung nehmen.

Der 2. Bazar, für den wiederum in der Heimat so fleißig gearbeitet und gesammelt worden war, hat am 16. und 17. Oktober 1895 im Saale unserer theologischen Schule stattgefunden und einen Reinertrag von ca. 1800 M. ergeben. Ausführlich hat Frau Dr. Christlieb im Missionsblatt 1896, Nr. 4 über den Bazar berichtet, sie wiederholt ihren herzlichen Dank allen freundlichen Gebern und Geberinnen auch an dieser Stelle.

Im japanischen Damenverein, auf den unsere Missionare keinen Einfluß haben, wurde japanische Geschichte vorgelesen; zwei Mal waren unsere Missionare eingeladen.

Aus der Klöppelschule, die als Institut längst nicht mehr besteht, sind zwei Schülerinnen hervorgegangen, die eigene Klöppelschulen eröffnet haben, und diese sind so indirekt durch uns befähigt worden, auf eigenen Füßen zu stehen — der einzige sichtbare Erfolg der Einrichtung. — Die Handarbeitschule ist ganz mit der Armenschule verbunden worden.

Statistisches.

Nach der von Rev. Loomis herausgegebenen Missionstabelle für Japan (Z. M. R. 96, S. 156) beträgt die Zahl der im Jahre 1895 von unseren Missionaren getauften Japaner 5, dazu 3 Kinder; die Zahl der Schüler incl. der Sonntagsschule ist von unseren Missionaren auf 184, die Zahl der Gemeindeglieder auf 216 angegeben.

Unsere Missionare schließen ihren Bericht mit dem Ausdruck ihrer herzlichen Freude, daß sie nach den manchmal wenig erquicklichen Berichten der letzten Zeit diesmal von einer Besserung der Zustände berichten durften, mit dem Gelübde, daß sie nach wie vor, unerschüttert durch Angriffe von außen oder Schwierigkeiten von innen, fortfahren wollen, für das

Reich Gottes in Japan zu arbeiten, und mit dem Wunsche, daß Gott ihre Arbeit draußen und unsere Arbeit in der Heimat segnen möge. Wir aber versichern unseren lieben Freunden und Mitarbeitern, daß wir allezeit treu zu ihnen halten, mit betenden Herzen und Händen hinter ihnen stehen werden. Gott erhalte ihnen und uns den fröhlichen Mut der Hoffnung, die Kraft des Glaubens und der treuen Liebe. Lasset uns Samen streuen, und „nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören!"

2. China.

Allgemeine Lage.

Daß durch den Krieg eine ganz neue Lage in Ostasien geschaffen ist, daß China und Japan ganz anders in den Mittelpunkt des Interesses der europäischen Großmächte gerückt sind, daß beide Völker jetzt auch eine Rolle in der Weltgeschichte spielen werden, daß für China der Anfang des Endes angebrochen ist, wenn es sich nicht zu so eingreifenden Reformen entschließt, wie vor einigen Jahrzehnten Japan — das war nach Abschluß des Friedens von Shimonoseki leicht vorauszusehen; — daß aber China wirklich aus seinem Schlaf erweckt und sich seiner Ohnmacht ganz und voll bewußt geworden ist, das haben selbst genaue Kenner der chinesischen Verhältnisse lange nicht zu glauben gewagt und glauben es auch heute noch nicht. Dr. Faber schreibt in seinem Jahresbericht für 1895: „Obschon China so bedeutende Hilfsmittel zur Verfügung hat, daß es bei genialer Leitung sich schnell erholen würde, sieht es gegenwärtig durchaus nicht danach aus". Dem stehen aber nach den neuesten Nachrichten eine ganze Reihe gewichtiger Thatsachen entgegen, die doch auf ein ernstliches Aufraffen Chinas hoffen lassen, was um so mehr zu begrüßen wäre, da für die Westmächte die Aufrechterhaltung des chinesischen Reiches eine ernste Frage des Weltfriedens ist, jetzt aber eine die andere zu überbieten sucht, an den Zipfeln Chinas herumzuzerren. China hat begonnen, sein Heerwesen neu zu organisieren, große Bahnbauten werden geplant, u. a. eine asiatische Bahn zwischen Peking und Konstantinopel, auch eine Post nach europäischem Muster soll wenigstens für einige Strecken des ungeheuren Reiches eingerichtet werden. Das ist zwar alles noch nicht viel, aber es sind doch Zeichen dafür, daß China durch den Krieg wenigstens von der Notwendigkeit der Reformen überzeugt worden ist und sich ernstlich mit Reformplänen beschäftigt. (Wir verweisen hier auf den sehr instruktiven Artikel über die Lage in Ostasien im Ostasiat. Lloyd X. Jahrgang Nr. 29.)

Daß eine einschneidende Reform auch der Mission zu Gute kommen muß, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Mit der europäischen Kultur kämen auch unsere Ideen ins Land. Jedenfalls, und daran müssen wir uns vorläufig genügen lassen, ist der Krieg für die Arbeit der Mission von Nutzen gewesen. Alle Missionsgesellschaften, soweit deren Berichte uns zugänglich waren, melden Fortschritte. Dasselbe bestätigen auch unsere beiden Missionare in China. Dr. Faber schreibt: „Die Missionsarbeit hat im vergangenen Jahre, trotz der traurigen Ereignisse (Blutbad in Kutscheng 2c.) doch guten Fortgang gehabt. Nach Nachrichten aus der Mandschurei, Shantung und Fukien, sowie von Hupeh war die Zahl der Taufen größer als in früheren Jahren". Pf. Kranz berichtet: „Das

Missionswerk geht rüstig voran. Eine Mission allein, die Methodist Episcopal Mission im Fuchowbezirk, hat im letzten Jahre über 1900 neue Mitglieder gewonnen. Auf allen Gebieten zeigt sich Fortschritt. Gott ist mit uns. Das Werk ist sein Werk". Um so bedauerlicher ist es, daß gerade jetzt von deutscher Seite namentlich die evangelische Missionsarbeit aufs heftigste angegriffen worden ist; wir meinen den Aufsatz des Exministers von Brandt in der Deutschen Rundschau, Nov. 1894, „Ostasiatische Probleme" betitelt, und einige Artikel seiner Schüler im Ostasiatischen Lloyd. Wir haben diese Angriffe in unserer Zeitschrift 1896, S. 97ff. zurückgewiesen.

Wie notwendig eingreifende Reformen in China sind, wird einem wieder einmal recht klar, wenn man Dr. Faber über die Ursachen der schauerlichen Ermordung der Missionare in Kutscheng folgendes urteilen hört: „Soviel bis jetzt bekannt ist, erfolgte diese Greuelthat nicht in augenblicklicher Erregung, sondern war längere Zeit geplant und vorbereitet, und wurde dann in kaltblütiger und grausamer Weise ausgeführt. Das ist Massenmord ohne mildernde Umstände . . . Ich fürchte sehr, daß diese erneuten Exzesse die Folge sind von Schandschriften, welche von Hunan aus massenhaft und weithin im Lande verbreitet worden sind . . . . Das Volk ist eben sehr unwissend und selbst die Gelehrten voller Aberglauben und Vorurteile gegen die Ausländer". In seinem Jahresbericht sagt Dr. Faber: „Von der Beteiligung an dieser geflissentlichen Pflege des Fremdenhasses können sich die Mandarine und Gelehrten des Landes nicht freisprechen. Diese Leute suchen auf jede Weise ihre Gewalt über das unwissende Volk aufrecht zu erhalten, da das die einzige Quelle ihrer Bereicherung ist. Dadurch, daß man den Ausländern alle möglichen Schandthaten aufbürdet, sucht man sie beim Volke verhaßt zu machen und die Herzen zu verschließen gegen irgend welche Belehrung von seiten der Fremden". Muß man da nicht jeden Anlauf der chinesischen Regierung zu Reformen mit Freuden begrüßen und namentlich auch jedes, wenn auch noch so geringes Entgegenkommen den Forderungen der Missionare gegenüber?

Eine praktische Folge haben nun die Ausbrüche des Fremdenhasses in Szechuan und Kutscheng gehabt. Es wurde von einem Komitee protestantischer Missionare eine Schrift an die chinesische Regierung aufgesetzt, die kurz über die Prinzipien, Ziele und Übungen der christlichen Kirche handelte und die Regierung bat, sich mit den Missionaren in Verbindung zu setzen, um deren Arbeit vollkommen zu verstehen und drei Dinge zu gewähren: 1. daß alle chinesische Litteratur, die über die christliche Religion schlecht spricht, allenthalben unterdrückt werden soll. 2. Mandarine und gewöhnliches Volk sollen die wirkliche Freiheit besitzen, zum Christentum überzutreten. 3. Lokalbeamte und Ortsälteste sollen angewiesen werden, die Missionare nicht länger zu verdächtigen, als hätten sie irgend welche Beweggründe, China zu schädigen, sondern im Gegenteil sie als Freunde betrachten, da sie ja nichts anderes wünschen als Chinas Bestes.

Dieser kurzen Eingabe war eine längere Ausführung beigegeben. 20 der angesehensten Missionare der verschiedenen Gesellschaften unterschrieben sie. Eine Deputation, an deren Spitze Rev. Tim. Richard stand, überbrachte sie dem kaiserlichen Hof. Namentlich den Bemühungen des amerikanischen Gesandten Denby hatten es die Überbringer zu verdanken, daß sie dem Tsungli Yamen vorgestellt wurden und persönlich die Schriftstücke

überbringen konnten. Viele Mitglieder des Yamens standen den Forderungen der Missionare sehr freundlich gegenüber. Schließlich gewann die Gegenpartei doch das Übergewicht. Aber am Tage vor der Abreise besuchte Excellenz Wong Tung-ho die Deputierten und sprach lange mit ihnen über die Fragen religiöser Freiheit und allgemeiner Reform. Er bat um Entschuldigung, daß er nicht imstande sei zu gewähren, was sie verlangten, versprach aber, daß die Schmählitteratur unterdrückt und die Ortsbehörden angewiesen werden würden, sich freundlicher zu den Missionaren zu stellen. Was die Erlaubnis beträfe, daß die Mandarine zum Christentum übertreten, so sei ihnen das nie verweigert worden. Das war das Ergebnis. Aber wenn auch nicht viel erreicht worden ist, die Verhandlungen zeigen doch, daß im Tsungli Yamen eine ganze Anzahl von Männern sitzt, die für berechtigte Forderungen ein Verständnis haben und auch eingreifenden Reformen nicht abgeneigt sein dürften. Möchte für die 400 Millionen Chinas bald ein neuer Frühling anbrechen!

Über den gegenwärtigen Stand der Mission in China unterrichtet eingehend das vortreffliche von Tim. Richard in diesem Jahre herausgegebene China Mission Handbook.

Unsere Arbeitskräfte.

Missionar Rev. Dr. Ernst Faber hat seine chinesischen Arbeiten emsig gefördert. Leider war sein Aufenthalt in Unzen im Juli und August v. J. nicht von dem früheren Erfolg für seine Gesundheit begleitet, da das Wetter sehr ungünstig war. Seine Flugschrift: „China in historischer Beleuchtung" hat eine glänzende Aufnahme gefunden und wird jetzt in englischer Übersetzung im Chinese Recorder erscheinen. Ebenso ist seine Abhandlung: „Sitten und Gebräuche" Allgem. Miss.-Ztschr. 1884 ins Englische übertragen worden und wird im Messenger abgedruckt.

Missionar Pf. Kranz hat seine chinesischen Sprachstudien weiter getrieben. Am 2. April d. J. wurde ihm ein Töchterchen geboren. Da er sich ganz der chinesischen Mission widmen will und dauernd in China zu bleiben gedenkt, so hat sich seine Mutter Frau Pf. Kranz jetzt entschlossen, im August d. J. auch nach Shanghai überzusiedeln. Es wird damit unserem Freunde ein langgehegter Wunsch erfüllt, der sich herzlich freut, seine Mutter wiederzusehen und dauernd bei sich zu haben. — Zur Bereicherung unserer japanischen apologetischen Litteratur machte Pf. Kranz den glücklichen Vorschlag, auch ein Werk mit Zeugnissen berühmter Männer für den Wert des Christentums herauszugeben; gleichzeitig gab er Winke über die Anordnung des Buches, Sammlung der Citate u. s. w. Wir sind, da uns die von ihm vorgebrachten Gründe überzeugen, gern auf seinen Vorschlag eingegangen.

Lic. Heinrich Hackmann bekleidet nun schon über 2 Jahre das Pfarramt der deutschen evangelischen Gemeinde in Shanghai. Seine Wirksamkeit als Prediger, Seelsorger und Leiter der deutschen Schule hat auch in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden (vgl. Voss. Ztg. 1896, Nr. 139 u. 143). Im vergangenen Jahre unternahm er außer einer Reise nach Japan auch eine Tour ins Innere Chinas, worüber er eingehend im Miss.-Bl. 1896, 6 berichtet hat.

Die evangelische Gemeinde in Shanghai.

1. Kirche.

Das kirchliche Leben der deutschen Gemeinde in Shanghai hatte sich in dem Jahre 1895 einer ruhig fortschreitenden, ungestörten Entwicklung zu erfreuen. Die Gottesdienste, wie bisher regelmäßig am 1. und 3. Sonntage jedes Monats in der englischen Union Church abgehalten, waren, abgesehen von etwa anwesender Besatzung eines deutschen Kriegsschiffes, von einer zwischen 30 und 50 schwankenden Zahl von Gemeindemitgliedern besucht. Das ist kein geringer Prozentsatz bei einer Anzahl von 60—70 beitragzahlenden Gliedern, zumal wenn man berücksichtigt, daß bei den hiesigen Lebensverhältnissen der Sonntag sehr vielen als ein notwendiger Erholungstag gilt und demgemäß zu Ausflügen verwendet wird. Die religiöse Unterweisung der Jugend fand in der regelmäßig an jedem Sonntagnachmittage abgehaltenen Sonntagsschule statt, zu welcher sich jetzt allmählich etwa 18 jüngere Kinder (im Alter von 5—10 Jahren) zusammenfinden. Der Hochsommer machte durch seine empfindliche Hitze eine Unterbrechung von 3 Monaten notwendig, wie auch in dieser Zeit der Gottesdienst in Übereinstimmung mit dem Kirchenvorstande einmal ausgesetzt wurde.

Taufen wurden seit Anfang des Jahres 1895 vollzogen: 7; Trauungen: 2; beerdigt wurden 7 Personen. Ein Versuch, welcher im Frühling des Jahres 1895 gemacht wurde, die weiterhin in China zerstreut lebenden Deutschen dadurch mit der Gemeinde von Shanghai zu verbinden und bis zu einem gewissen Grade religiös zu versorgen, daß ihnen die in unserer Gemeinde gehaltenen Predigten zugesandt wurden, hat Erfolg gehabt. Trotz des verhältnismäßig hohen Abonnementspreises, der die Druckkosten decken sollte, fanden sich eine ganze Reihe Teilnehmer, die sich im Laufe des Jahres noch um einige vermehrten und sich augenblicklich abgesehen von Shanghai selbst auf die Orte: Peking, Tientsin, Tschifu, Hsialu, Canton, Hongkong, Foochow, Nanking verteilen; ihre Zahl beläuft sich jetzt auf etwa 30; abgesehen von den in Shanghai ansässigen Abonnenten. Daß durch diese Predigtzusendungen sich auch bei mangelnder persönlicher Berührung doch ein gewisses Band näherer Gemeinschaft knüpft, davon konnte der Geistliche der Gemeinde zu seiner Freude schon einige Male Erfahrung machen. Dringend zu wünschen ist, daß die deutsche Gemeinde in Shanghai, deren Mitgliederzahl stetig wächst, bald eine eigene Kirche bekommt. Der Kirchenvorstand wird der Frage des Kirchbaus in diesem Herbst wesentlich näher treten.

2. Schule.

Die deutsche Schule, welche nach einigen vorläufigen Ansätzen am 1. April 1895 eröffnet werden konnte, hat sich in diesem ersten Jahre ihres Bestehens von 23 auf 34 Schüler resp. Schülerinnen erhoben. Von diesen bilden allerdings nur 28 den regelmäßig morgens von 9—12 und nachmittags von 2—4 (für die kleineren nur von 2—3) in allen Fächern unterrichteten Bestandteil, während für einige ältere und schon weiter vorgebildete Kinder besondere Unterrichtsstunden nur an 4 Nachmittagen erteilt werden. Die Unterrichtsfächer jener 28 vollen Schulbesucher umfassen Deutsch, Englisch, Französisch, Geschichte, Geographie, Heimatkunde, Natur-

kunde, Anschauung, Rechnen, Zeichnen, Singen, Turnen, Handarbeit. Die kleine Gruppe von älteren Schülerinnen wird in Deutsch, Rechnen, Geschichte, Geographie und Litteratur unterrichtet. Es stehen drei völlig ausgestattete Schulzimmer zu Gebote, von denen das größte auch als allgemeines Versammlungszimmer, bei der Morgenandacht und bei festlichen Gelegenheiten benutzt wird. Der Unterricht wird, abgesehen von den besonders unterrichteten Nachmittagsschülerinnen in drei oder zwei Abteilungen erteilt, je nach den Stoffen. Im Deutschen und Rechnen mußte in drei Klassen unterrichtet werden. Französisch und Englisch fällt bei den Kleinsten noch fort, sodaß nur zwei Klassen nötig sind, und ebenso konnten die Schüler in den übrigen Fächern in zwei Klassen unterrichtet werden. Der Unterricht wurde von Pf. Lic. Hackmann, dem geprüftem Lehrer Herrn F. Voß, Frau A. Römer, welche früher als Lehrerin thätig gewesen ist, und von Frl. J. Pfankuch, einer ausgebildeten Kindergärtnerin, die auch in England und der Schweiz an Instituten unterrichtet hat, erteilt. Die letztgenannte Lehrerin wurde leider durch ihren leidenden Gesundheitszustand vielfach behindert, sodaß sie vor kurzem ihr Verhältnis zur Schule definitiv hat lösen müssen; an ihrer Statt wird zu Ostern eine geprüfte Lehrerin von Deutschland hinausgehen. Vom Auswärtigen Amte des Deutschen Reiches ist auch für das Jahr 1896/97 eine Beihilfe für die Schule erbeten worden.

3. Marine.

Die Mannschaft der Kriegsschiffe, welche im Laufe des Jahres in Shanghai lagen, wurde nach wie vor, soweit es möglich war, mit geistlicher Versorgung bedacht. Freilich konnte an den Sonntagen, welche keinen Gemeindegottesdienst hatten, nur auf denjenigen Schiffen ein besonderer Gottesdienst abgehalten werden, welche bis nach Shanghai selbst hinaufzufahren vermochten, da die Entfernung nach Wusung hin zu groß ist. So wurde im Mai auf dem Kanonenboote „Iltis“ und gegen Ende des Jahres auf dem Kreuzer „Cormoran“ mehrfach eine gottesdienstliche Feier gehalten. Zuletzt freilich verbot das winterliche Wetter die Abhaltung eines Gottesdienstes an Deck. Der Plan, für die deutschen Seeleute ein Lesezimmer einzurichten, das zugleich der näheren Berührung mit ihnen eine bessere Handhabe böte, konnte noch immer nicht zur Ausführung gebracht werden, weil trotz des Suchens ein wirklich passendes, unsere Geldmittel nicht übersteigendes Lokal nicht zu finden war. Vielleicht wird die Errichtung eines Seemannsheimes für die deutschen Seeleute in nicht allzulanger Zeit verwirklicht und in Verbindung damit auch dieser Gedanke seine natürlichste Erfüllung finden. Vorläufig haben wir nur mit herzlichem Danke eine von dem Central-Ausschusse für innere Mission uns zugegangene Sendung von Büchern und Zeitschriften entgegen nehmen können, die einen schönen Grundstock unserer Seemannsbibliothek bildet und schon jetzt zu geeigneter Verwendung gebracht werden kann.

Missionsarbeit.

Dr. Ernst Faber, der den chinesischen Büchermarkt schon mit so manchem gediegenen Werk beschenkt hat, hat jetzt auch mit der Herausgabe

seines 12 bändigen Werkes über die Klassiker begonnen. Es ist die Frucht langjähriger, mühsamer Studien. Dr. Faber hat ein ungeheures Material für diese Arbeit bewältigt. Die Absicht, die ihn bei der Abfassung leitete, ist, den Glauben der chinesischen Litteraten an ihre Autoritäten nachhaltig zu erschüttern. Über den Druck und die Versendung schreibt Dr. Faber: „Der Druck des ersten Teils meines Werkes über die chinesischen Klassiker hat im Januar seinen Anfang genommen. Eine Anzeige erschien in der Februar-Nummer des Chinese Recorder. Voraussichtlich kommen die beiden Bände im Mai zur Versendung. Ich lasse mit Metalltypen drucken und zwar in der presbyterianischen Missionspresse, weil von da der Vertrieb am leichtesten besorgt werden kann." Aus der Anzeige im Chinese Recorder geht hervor, daß die beiden ersten Bände eine Kritik des Textes der 13 Klassiker in 24 Kapp. enthalten. Der 2. Teil wird eine Übersicht der parallelen Litteratur in China enthalten; der 3. eine Kritik des Inhalts der Klassiker; der 4. die Erfolge der Klassiker in der chinesischen Geschichte; der 5. die Klassiker in Beziehung zu den Nöten der Gegenwart. Der 2. und 3. Teil sind bereits so weit gefördert, daß sie noch im Laufe dieses Jahres im Druck erscheinen werden.

Dr. Fabers kleine Schrift über den Konfuzianismus, Separatdruck des 1. Kap. des China Mission Hand-Book von Rev. Tim. Richard, hat weithin Verbreitung gefunden, ebenso schreibt er uns, daß seine chinesischen Werke jetzt selbst in Korea gelesen und benutzt werden. 2000 Exemplare seines fünfbändigen Markuskommentars hat Pf. Kranz auf seine Kosten eingeborenen Missionsgehilfen, Pastoren und Evangelisten zuschicken lassen, die nicht die Mittel haben, ein solches Werk zu kaufen, und solchen gebildeten Chinesen, bei denen Anzeichen vorhanden sind, daß sie das Werk studieren und schätzen werden. Für die dreijährige Versammlung der Education Association im Mai d. J. hat Dr. Faber einen Vortrag über die Behandlung der chinesischen Klassiker in Missionsschulen übernommen.

Missionar Pfarrer Kranz hat seine chinesischen Sprachkenntnisse jetzt so weit gefördert, daß er in diesem Jahr sein erstes selbständiges Werk, einen chinesischen Katechismus, herausgeben konnte. Uns liegen bisher nur die Korrekturbogen vor. Es erscheint in der American Presbyterian Mission Press in Shanghai in vorläufig 2000 Exemplaren auf weißem chinesischen Papier. Die Kosten betragen etwas über 460 Dollars, die Pf. Kranz aus eigenen Mitteln hergegeben hat. Der ganze Katechismus wird 110 Doppelseiten umfassen. Wir freuen uns, daß Pf. Kranz nun auch aktiv an der chinesischen Missionsarbeit teilnehmen kann, wie er denn auch im verflossenen Jahr wieder namhafte Summen zur Verbreitung der Schriften Dr. Fabers aufgewendet hat. Im verflossenen Jahr war Pf. Kranz auch viel in Anspruch genommen durch die Geschäfte, welche mit dem Schriftführeramt der Society for the diffusion of christian and general knowledge among the Chinese verbunden sind. Er vertrat den Sekretär derselben Rev. Tim. Richard während seiner Abwesenheit in Peking die den ganzen Winter währte. Gegenwärtig weilt Rev. Richard in Europa, und Pf. Kranz versieht wieder seinen Posten. Wie eifrig unser Freund bei seiner Arbeit ist und keine Gelegenheit vorüber läßt, die sich ihm bietet, auch praktisch missionarisch zu wirken, geht u. a. daraus hervor,

daß er Rev. Richard, der mit dem Vicekönig Li Hung Chang und seinem Gefolge bis Kolombo zusammengereist ist, 10 Exemplare von Dr. Fabers großem Werk über Civilisation, 10 Exemplare über „Westliche Erziehung", 10 Exemplare „Westliche Schulen" und 10 Exemplare von Dr. Allens, eines Mitgliedes der Society for diffusion etc., neuestem Reformaufsatz mitgegeben hat als Reiselektüre für die Chinesen.

Wir stehen am Ende unseres Berichtes. Er hat uns wiederum gezeigt, wie viel wir noch thun müssen, um unsere unendliche Liebesschuld an die Heidenwelt abzutragen; alle bisherigen Missionsleistungen sind höchstens kleine Abschlagzahlungen. Aber wir haben auch gesehen, daß nirgends weniger als auf dem Missionsgebiet der Pessimismus berechtigt ist. Hier darf und soll ein gesunder Optimismus sich regen. Dieser Optimismus ist die berechtigte Hoffnung, daß endlich doch auf die Aussaat die Ernte folgen muß. Solche Hoffnung aber stammt aus der Erfahrung. — Geduld bringet Erfahrung, Erfahrung aber bringet Hoffnung; Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Röm. 5, 4 u. 5.

Die zwölfte Jahresversammlung des Allg. evang.-prot. Missionsvereins zu Kiel am 23. und 24. Juni 1896.

Auf Einladung der Schleswig-Holsteiner Freunde hatten wir, um auch im Norden Deutschlands das Interesse für unser Werk wieder neu zu beleben, für unsere diesjährige Generalversammlung Kiel als Festort gewählt. Es war die Woche der großen Segelregatta, in die unsere Festfeier fiel. Auch Kaiser Wilhelm II. und der chinesische Vizekönig Li Hung Tschang weilten in jenen Tagen in unserem schönen Kriegshafen. Die ganze Stadt trug festliches Gepräge, die meisten Häuser waren beflaggt; doch auch unsere Versammlungen waren zahlreich besucht und von der lebhaftesten Teilnahme der Kieler Bevölkerung und unserer auswärtigen Freunden getragen.

Dienstag, den 23. Juni tagte von früh 9 Uhr bis nachmittags 2 Uhr die Konferenz des Centralvorstandes, deren wichtigste Beschlüsse S. 255 f. mitgeteilt sind. Von den Centralvorstandsmitgliedern waren anwesend: Amtsgerichtsrat Adler, Pred. Dr. Arndt, Pred. Lic. Dr. Kind, Pred. Lic. Dr. Kirmß, Pastor Dr. Manchot, Prof. Dr. Pfleiderer. Außerdem wohnten den Versammlungen mit beratender Stimme bei: Pastor Clausen als Vorsitzender des Kieler Festkomitees, Pastor Dieckmann als Vorsitzender des Schleswig-Holsteiner Landesvereins und Pfarrer Dr. Hering aus Oberroßla als Festredner.

Eröffnet wurde das Fest durch einen Abendgottesdienst in der schönen St. Nikolaikirche. Pred. Lic. Dr. Kirmß aus Berlin hielt die Predigt über Matth. 28, 20. Dieselbe ist S. 193 ff. abgedruckt. Die trefflichen Vorträge des Kieler Gesangvereins, der unter der Leitung des Professors Stange zuerst den Mendelssohn'schen Chor: „Verleih uns Frieden, Herr Gott, zu unseren Zeiten!" und dann den Chor aus dem Elias: „Wer bis an das Ende beharrt, der wird selig" zu Gehör brachte, erhöhten den tiefen Eindruck der trefflichen Predigt.

Abends 8 Uhr folgte eine gesellige Zusammenkunft im Saale des Seegartens. Zunächst hieß Pastor Clausen die Gäste im Namen des Kieler Ortsvereins herzlich willkommen. Für die Gäste erwiderte Pfarrer Barck, der als Vertreter Badens zum Feste erschienen war. Der Vereinspräsident Pred. Dr. Arndt dankte für die freundliche Aufnahme in Kiel. In einer längeren Ansprache entwickelte Prof. Dr. Pfleiderer Beruf und Arbeit des Vereins, indem er namentlich den Angriffen Dr. Daltons gegenüber betonte, daß unser Verein in seiner Methode sich ganz auf den Apostel Paulus berufen könne. Wie dieser seine heidenchristlichen Gemeinden nicht an das jüdische Ceremonialgesetz binden wollte, so dürfen auch wir den Völkern Ostasiens kein dogmatisches Christentum bringen. Das einzige Mittel, sie zu gewinnen, ist das Evangelium Jesu Christi in seiner ursprünglichen Reinheit und Einfalt und ohne die Zuthat von Menschensatzungen. Freilich darf es ihnen nicht gebracht werden als eine Macht menschlicher Weisheit, sondern als eine Kraft Gottes. Keine noch so tiefe Theologie wird die Herzen der Völker Ostasiens für das Christentum gewinnen, sondern allein die Predigt von dem Jesus aus Nazareth, der uns Gottes Wesen erschlossen und uns dessen gewiß gemacht hat, daß wir Gottes Kinder sind. Prof. Dr. Baumgarten aus Kiel mißbilligte auch seinerseits die ungerechten Angriffe Dr. Daltons und gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß der Verein immer mehr die Unterstützung der akademischen Jugend finden möchte. Es habe sich als immer notwendiger herausgestellt, auch im Missionsdienst in weit höherem Maße als bisher akademisch gebildete Theologen zu verwenden. Seine herzlichsten Segenswünsche galten dem neuen Missionar Wendt, der im Frühjahr nächsten Jahres nach Japan zu gehen gedenkt.

Am Mittwoch, dem 24. Juni früh 9 Uhr war der geschäftliche, nicht öffentliche Teil der Generalversammlung in der Aula der Universität. An dieser beteiligten sich die stimmberechtigten Delegierten folgender Zweig- resp. Landesvereine: Baden (10 St.), Berlin (15 St.), Braunschweig (5 St.), Bremen (6 St.), Breslau, Brieg, Liegnitz (8 St.), Frankfurt a/M. (6 St.), Gotha (4 St.), Hamburg (6 St.), Potsdam (5 St.), Schleswig-Holstein (6 St.), Weimar (8 St.). — Aus den Verhandlungen teilen wir an dieser Stelle nur mit, daß die 5 statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes Oberkirchenrat Dr. Dreyer, Pred. Lic. Dr. Kind, Pred. Lic. Dr. Kirmß, Pfarrer Röhrich und Oberhofpred. Dr. Spinner für die Jahre 1896—1899 wiedergewählt worden sind. Für die weiteren Beschlüsse verweisen wir auf das Rundschreiben des Centralvorstandes an die Vorstände der Zweigvereine und Vertrauensmänner S. 255f.

Um 11¾ Uhr begann der öffentliche Teil der Generalversammlung. Der Raum der Aula war dicht gefüllt; unter den Gästen befand sich auch Oberbürgermeister Fuchs, der Rektor der Universität Prof. Dr. Schloßmann, die Professoren Dr. Nitzsch, Dr. Baumgarten, Dr. Titius u. a. m. Nach einem gemeinsam gesungenen Choral wurde die Versammlung vom Präsidenten Dr. Arndt eröffnet, der die Anwesenden im Namen des Centralvorstandes herzlich begrüßte. Gern sei der Verein der Einladung Kiels nachgekommen. Habe sich doch ein Stück seiner Geschichte in Schleswig-Holstein abgespielt. Am 17. November 1886 waren nicht weit von Kiel, in Neumünster, 22 Holsteiner Freunde mit dem Redner versammelt, um die Gründung eines Landesvereins zu beraten. Heute zählt derselbe 1400 Mitglieder. Aus Kleinem ist Großes geworden. Und das soll uns anfeuern, in unseren Bestrebungen auszuhalten. Aber man muß auch zu einem Missionsfest etwas mitbringen, und das ist die Hoffnung, der Glaube und die Liebe, die nach des Apostels Wort nimmer aufhört, die auch über das Vaterland hinaus zu den fernsten Weltteilen reicht. Kiel lenkt unseren Blick in die Weite, auf das Weltmeer, und ist darum auch ein besonders geeigneter Ort für ein Missionsfest.

Darauf verlas der Vorsitzende die zahlreich aus allen Teilen Deutschlands eingegangenen Begrüßungstelegramme, darunter auch ein Telegramm des Protektors

unseres Vereins, des Großherzogs von Sachsen, folgenden Wortlautes: „Seine Königl. Hoheit der Großherzog sendet Ihnen für den Verlauf der diesjährigen Jahresversammlung die besten Segenswünsche und bedauert zugleich, derselben nicht beiwohnen zu können. J. A. Frhr. von Egloffstein, Kabinettssekretär." Zum Dank für diese herzliche Teilnahme und aus Anlaß des 78. Geburtstages des Großherzogs beschloß die Generalversammlung folgendes Telegramm abzusenden: „Ew. Königl. Hoheit sagen wir ehrfurchtsvollen Dank für die huldvollen Segenswünsche zu unserem Feste, welche alle Teilnehmer hoch beglückt und tief bewegt haben. Wir bitten allerunterthänigst auch in Zukunft um Ew. Königl. Hoheit erfolgreich förderndes Eintreten für unser Werk, das Gottes Reich verbreiten helfen will, und benutzen den willkommenen Anlaß, dem hochgesinnten Schützer aller idealen und wahrhaft christlichen Bestrebungen die ehrerbietigsten Glückwünsche zu seinem Geburtstage darzubringen. Der Herr unser Gott walte fort und fort mit seiner Gnade und seinem reichsten Segen über Ew. Königl. Hoheit und Hochdero ganzem Hause." Direktor Ferchen bemerkte, daß Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. noch in Kiel weile, und beantragte, auch ihm einen telegraphischen Gruß zu übermitteln. Die Generalversammlung stimmte diesem Antrage freudig zu und sandte Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser Wilhelm II. folgendes Telegramm: „Ew. Majestät sendet die Generalversammlung des Allgem. evang.-prot. Missionsvereins allerunterthänigsten Gruß. Der unter dem Protektorat Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen stehende Verein dankt Ew. Hoheit für Schutz und Förderung seiner Aufgabe der Christianisierung der Völker Ostasiens und kirchlichen Versorgung unserer dort lebenden evangelischen Landsleute. Gott segne und erhalte Ew. Majestät."

Am folgenden Tage ging hierauf die Antwort ein: „Se. Majestät der Kaiser und König haben den Segensgruß der zwölften Generalversammlung des Allgem. evang.-prot. Missionsvereins huldvoll entgegengenommen und lassen für diese Aufmerksamkeit mit besten Wünschen für die segensreiche Thätigkeit des Missionsvereins danken. Auf Allerhöchsten Befehl. von Lucanus, Geh. Kabinettsrat."

Nunmehr ergriff Oberbürgermeister Fuß im Namen der städtischen Kollegien das Wort und führte etwa folgendes aus: „Der Drang der Mission ist ein uralter und wurzelt in der tiefen Sehnsucht des Herzens, andere an dem teilnehmen zu lassen, was unserem Herzen Frieden giebt. Aber dieselbe Leidenschaft hat auch manches Unheil hervorgerufen; vor allem denke er an den Hader der Konfessionen, die einander auch auf dem Missionsfelde befehden, statt das Gemeinsame zu betonen. Da sei es ihm eine ganz besondere Freude, daß der Allgem. evang.-prot. Missionsverein nicht einer bestimmten Form des Christentums die Bahn brechen wolle, sondern es den Völkern Ostasiens in den ihnen kongenialen Formen zu bringen suche, und sodann, was damit eng zusammenhängt, daß dieser Verein den Völkern des fernen Ostens die ihnen gebührende Achtung zollt, indem er in ihren Religionen die Wahrheitsmomente aufsucht und an diese anknüpft. Darum gelte diesem Verein seine besondere Sympathie, und er wünsche ihm viele neue Freunde in Kiel und seinem Werk reichen Segen." Diesen mit lebhaftestem Beifall aufgenommenen Worten folgte eine Begrüßung durch Pastor Clausen als Vertreter des Kieler Lokalvereins und durch Pastor Dieckmann als Vorsitzenden des Schleswig-Holsteiner Landesvereins.

Festgaben hatten gesandt der Mannheimer Frauenverein 100 M. und der Schleswig-Holsteiner Landesverein 200 M. — Auf Grund des gedruckten Jahresberichts sprach dann der Vorsitzende über die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Vereins im verflossenen Jahr und forderte zu treuer Weiterarbeit auch in der Heimat auf; denn warme Liebe zur Mission in der Heimat beflügelt den Mut und stärkt die Ausdauer derer, die draußen auf unseren Arbeitsfeldern stehen.

An den Bericht schloß sich ein Vortrag des Pfarrers Dr. Hering aus Oberroßla bei Apolda, der über die Unterschiede zwischen Japanern und Chinesen und die Nutzanwendungen, die daraus für die Mission zu ziehen sind, handelte und S. 199 ff. dieses Heftes vollständig abgedruckt ist.

Nachmittags fand ein Festessen im „Seegarten" statt, das durch manches ernste und heitere Wort gewürzt war; abends war die volkstümliche Versammlung in „Wriedts Etablissement". Eingeleitet wurde sie durch Gesänge des trefflich geschulten St. Nikolai-Chors und durch einen Willkommensgruß des Pastors Clausen, der auf die Segnungen hinwies, die unser Vaterland durch die Männer empfangen hat, die dem heidnischen Sehnen einst das Evangelium gebracht haben, und auf die Pflicht das Gute, was wir jetzt besitzen, auch weiter verbreiten zu helfen. — Nach ihm sprach Pastor Emde aus Bremen über das Leben der japanischen Frauenwelt. Er zeigte, wie das mit Recht so gerühmte japanische Familienleben doch eine tiefe Schattenseite hat, die gänzliche Unterdrückung der Frau. Daß eine Frauenseele ebenso wertvoll wie die eines Mannes sei, wird in Japan nicht anerkannt. Die Frau kommt aus dem Dienstverhältnis nicht heraus. Sie muß dem Manne, den Kindern, der Schwiegermutter dienen. Hier hat die Mission noch eine wichtige Arbeit zu erfüllen, und es sind vorzüglich die deutschen Frauen, die mit dafür eintreten müssen, daß ihre japanischen Schwestern aus der unwürdigen Stellung einer Dienerin und Sklavin befreit werden. — Pfarrer Barck, Mitherausgeber der „Kirche", betonte die Notwendigkeit eines festen inneren Zusammenschlusses der Missionsvereine im Reich und schloß mit einem herzlichen „Grüß Gott!" dem stammverwandten Schleswig-Holstein und dem meergeborenen Kiel. — Endlich sprach noch der Japaner Munio Kubo über die neuere Entwicklung Japans und die Bedeutung des Christentums für dieselbe. Wir werden diesen Vortrag, der wie auch die anderen mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, im ersten Heft des nächsten Jahrganges zum Abdruck bringen. —

Pastor Clausen dankte in herzlichen Worten den Rednern und schloß die Versammlung mit den besten Wünschen für das weitere Gedeihen des Vereins und einem freundlichen letzten Gruß für die nach Kiel gereisten Freunde und Gäste.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Stations- und Arbeitsbericht über die Zeit vom April bis Juni 1896.

Dr. Christlieb schreibt uns:

„Die Überzeugung, daß eine bessere Zeit für die Verbreitung des Christentums gekommen ist, ist jetzt ganz allgemein verbreitet. Auch in buddhistischen Kreisen scheint die Überzeugung zu erwachen, daß jetzt die Kräfte sich messen werden, daß es sich im wesentlichen um die persönliche Tüchtigkeit und Aktivität der Arbeiter und Mitglieder handelt und daß hierin das Christentum durchaus im Vorteil ist. Ein sehr lehrreicher Aufsatz von Soen Shaku von der Engakuji-Sekte, der in der „Sun" erschien, zeigt (neben andern Aufsätzen) diese Stimmung deutlich. Zur Belohnung für die Dienste während des Krieges sind 4 höhere Priester in den Adelsstand erhoben worden, von denen einer die Ehre abgelehnt haben soll. Auch eine prahlerische Statistik von Inouye Enryo, die mit den Worten beginnt: „Japan ist ein buddhistisches Land und die Japaner sind ein buddhistisches Volk" zeigt ganz deutlich die Schwäche der Position des Buddhismus in Ostasien: Er kennt die Zahl seiner Anhänger nicht, weil er diese Anhänger selbst nicht kennt. Obwohl Inouye die Zahl der Nicht-Buddhisten auf bloß 403 000 (von 40,7 Millionen) schätzt, ist er doch außer stande, bei den einzelnen Sekten die Zahl der Anhänger anzugeben, sondern kann nur die Tempel und die Priester zählen; danach stehen die Sekten folgendermaßen:

1. Shin	Tempel 19,146	(= 26 %),	Priester 16,784	=	29 %
2. Sodo	„ 14,072	(„ 19 „),	„ 11,289	„	19 „
3. Shingon	„ 12,776	(„ 17 „),	„ 6,748	„	11 „
4. Jodo	„ 8,302	(„ 11 „),	„ 6,104	„	10 „
5. Rinzai	„ 6,146	(„ 8 „),	„ 4,208	„	7 „
6. Nichiren	„ 5,066	(„ 7 „),	„ 8,635	„	15 „
7. Tendai	„ 4,808	(„ 6 „),	„ 2,786	„	5 „
8. Obaku	„ 604	(„ 0,8 „),	„ 346	„	0,6 „
9—12. Ji, Yuzunembutsu, Hosso, Kegon	„ 939	(„ 1 „),	„ 611	„	1 „
	Tempel 71,859,		Priester 57,511.		

Als Gesamtsumme aller Tempel (einschließlich der kleinen „Shrines") giebt Inouye 107,818 und aller Priester 105,220 an, d. h. 1 Tempel auf 566, 1 Priester auf 388 Einwohner.

I. Theologische Schule. Kikuchi hat auf unseren Anstoß hin die Schule verlassen. Er zeigte ebenso wenig religiösen Sinn als wissenschaftlichen Eifer für Theologie und war ein unordentlicher Schüler von Anfang an. Auch war er schon von den Universalisten aus ganz den gleichen Gründen vor 2 Jahren entlassen worden und wurde nur auf Munzingers Wunsch aufgenommen. Die übrigen Schüler haben fortgefahren, uns im wesentlichen zufrieden zu stellen. Miyagawa, der begabteste von allen, soll besonders noch im Deutschen ausgebildet werden, um einmal deutsche theologische Werke lesen zu können. Bei den andern werden wir es schwerlich dahin bringen. Infolge der Krankheit seines Bruders (letztes Stadium der Schwindsucht) mußte er vor 8 Tagen nach Hause reisen (Kiushiu), kommt aber bis zum Anfang des nächsten Semesters wieder. — Das Examen findet Ende dieser Woche statt, dann ist Semesterschluß. Aoki und Hiroi treten jetzt in das 7. Semester, Komai in das 6., Miyagawa in das 4. ein. Hiroi gedenken wir später in Yotsuya anzustellen, für das er schon jetzt lebhaft interessiert ist.

II. Shinri. Für Shinri habe ich seit dem Jahresbericht geschrieben: (Mai) Ursprung und Entstehung der Mythologie des Rig Veda nach Max Müller. — Die Philosophie des Leibnitz. — Japan und die abendländische Musik. — (Juni): Die philosophischen und religiösen Ideen in Goethes Faust. (Forts.). — Die Entwicklung der deutschen Aufklärung von Leibnitz bis Kant. — (Juli): Die philosophischen und religiösen Ideen in Goethes Faust (Forts.). — Die Religion bei den Semiten.

III. Vorträge. Am 7. Juni hielt ich in Hongo einen von Minami gedolmetschten Vortrag über das Thema: „Werden die Fortschritte der Naturwissenschaften das Christentum vernichten?" Es waren etwa 50 Zuhörer anwesend.

IV. Deutsche Schule. Die Stunden der deutschen Schule werden mit Anfang Juni aufgegeben, da die Schüler in diesem Monat sich regelmäßig verlaufen. Dagegen hielt der „Deutsche Verein" 2 gut besuchte Sitzungen mit Vorträgen und Deklamationen ab. Die Schule wird im Oktober wieder beginnen."

Pfarrer Schillers Bericht über das II. Quartal 1896 vom 25. Juni 1896.

„Das letzte Vierteljahr hat sicherlich einen Fortschritt in der Christianisierung Japans gebracht trotz aller Anstrengungen des japanischen Buddhismus, der, um sein Ansehen im Lande zu stärken, nun auch Missionsunternehmungen ins Ausland nach Formosa, Korea und Shanghai hin unternommen hat. An die Spitze des japanischen Buddhismus tritt immer mehr die Hongwanji-Sekte (Shiushiu), deren beide Vorsteher (im westlichen und östlichen Japan) kürzlich wegen ihrer Verdienste um den Staat in den Adelsstand erhoben worden sind. Allem Anscheine nach trachtet diese Sekte nach der Ehre, Staatsreligion zu werden. Ein wichtiger Schritt zu diesem Ziele hin war eine Heirat eines der beiden Oberpriester, durch welche er wahrscheinlich in Zukunft mit dem Thronerben verschwägert werden wird.

Kleine Spuren des Fortschritts konnten wir auch in unserer Mission verspüren, wenigstens in Tokyo. Was uns fehlt, sind vor allem japanische Mitarbeiter. Doch werden wir über Jahresfrist deren drei zur Verfügung haben und dann an die so nötige Ausdehnung unserer Missionsarbeit denken können. Ebenso müßten wir, wie die anderen Missionen, japanische Missionarinnen (Bible-women) haben, welche oft zur Gemeindegründung und Bekehrung einzelner mehr beitragen, als die japanischen Prediger selber. Die übrigen Missionen haben sämtlich Schulen zur Ausbildung solcher Missionarinnen, können aber keine ausgebildete Arbeiterin entbehren. Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als ebenfalls eine solche Schule zu gründen.

In unserer theologischen Schule liegt mir vor allem die praktische Ausbildung unserer Studenten ob. Diese geschieht durch Unterricht in der Homiletik, durch homiletisch-katechetische Übungen, durch Predigen, Dolmetschen und Sonntagsschulunterricht der Studenten. Jeder der drei ältesten Schüler hat im Laufe des Semesters seine erste Predigt gehalten: Aoki über Gal. 4, 4—7, Komai über Joh. 5, 17, Hiroi über Röm. 12, 1; die Predigten wurden vorher und nachher in der Schule gründlich besprochen. Formell sind die Japaner im Reden gewandter als deutsche Studenten; die Schwierigkeit für die Japaner besteht darin, die Form mit tiefem religiösem Inhalt zu füllen. Im nächsten Semester werden diese drei Schüler, die dann in ihrem 7. Semester stehen, häufiger zur Predigt herangezogen werden. Sie haben alle drei zur praktischen Arbeit innere Lust und Freudigkeit, sind für die Sache des Christentums aufrichtig begeistert, ernst und fromm, so daß sie jedenfalls als Prediger einmal ihren Mann stehen werden.

In der Fertigkeit des religiösen Unterrichts haben sie gute Fortschritte gemacht. Der Sonntagsschulunterricht, zu dem sie durch mich vorbereitet werden, macht ihnen große Freude. Der Besuch der älteren Sonntagsschule ist der gleiche wie früher: Knaben 13, 8, 15, 16, 19, 21, 18; Mädchen 21, 18, 22, 25, 26, 23, 18. Mitunter kam auch der eine oder andere Vater oder Großvater der Kinder.

Die neue Ikidonosaka-Sonntagsschule in der Hongokirche hat es bisher noch nicht über 3 oder 4 Kinder hinausgebracht, von denen eins der Adoptivsohn des Herrn Minami, ein zweites der Sohn des Kirchendieners ist. Über den Besuch der Sonntagsgottesdienste in Ikidonosaka habe ich diesmal nur 3 Zahlen, es waren insgesamt 20, 27, 19 Teilnehmer. Für meine ganze Arbeit hat leider meine Krankheit von Ende März bis Anfang Mai eine recht ärgerliche Störung gebracht, die sich namentlich in der direkt missionarischen Arbeit sehr fühlbar machte. Die englische Klasse (Unterricht im Christentum) und die deutsche Bibelklasse haben sich davon noch nicht erholen können. Doch hinderte auch der Sommer und das nahende Jahres- und Abgangsexamen die Studenten am regelmäßigen Besuch. Die englische Klasse hat sich jetzt aufgelöst, da die Schüler das Abgangsexamen auf der Handelsschule gemacht haben und sich nun über's ganze Land zerstreuen. Einige haben offenbar einen ernsten Eindruck vom Christentum empfangen und mir versprochen, sich weiter darum zu kümmern und die Bibel zu lesen. Die deutsche Bibelklasse wird nach den Sommerferien wieder zusammentreten und hat sich für missionarische Beeinflussung geeigneter erwiesen. Die Besucher gehören meist dem deutschen Verein — zum Studium der deutschen Sprache — an, der monatlich in unserm Saale zusammenkommt, stehen mit mir in näherem persönlichen Verkehr, zwei sind im Laufe des Jahres Christen geworden, andere werden wohl nachfolgen, vielleicht auch einer später in unsere theologische Schule eintreten.

Ein wichtiges Ereignis in meinem Leben war die erste Heidentaufe am Palmsonntag, bei welcher Gelegenheit ich über Römer 6, 3—4 predigte. Der Täufling, ein Student der Philologie, hat bisher großen Eifer im Christentum gezeigt, macht jetzt gerade sein Staatsexamen und wird sich dann wohl auf die Universitätskarriere vorbereiten. Ein anderer, ein Student der Rechte, der aufrichtig nach der Wahrheit sucht, hat bei mir auf seinen Wunsch hin besonderen Bibel- und Religionsunterricht und steht dem Christentum schon sehr nahe, da er den Segen des Gebetslebens zu

schätzen gelernt hat. Bei manchen anderen jungen Leuten ist das Haupthemmnis der Entscheidung zum Christentum der Gedanke an die eifrig buddhistischen Eltern; es sind nicht die schlechtesten, welche die Kindespflicht des Gehorsams so stark empfinden, daß sie sich nicht entschließen können, selbständig ihren religiösen Weg zu gehen.

In Yotsuya schreitet die Arbeit langsam, aber doch wirklich vorwärts. Wenn ich daran zurückdenke, mit welchem Zagen ich diese Arbeit begann, und wie schwer der Anfang war, so habe ich alle Ursache, auch für das geringe Erreichte dankbar zu sein. Seit wir ein Harmonium haben und die Gottesdienste vom Nachmittag auf den Vormittag verlegt sind, hat sich der Kirchenbesuch langsam gehoben. Die drei ältesten Studenten dolmetschen abwechselnd, Hiroi und Aoki, welche im selben Hause wohnen, helfen die Leute herbeiziehen und machen mit mir und ohne mich Hausbesuche. Kirchenbesucher sind einige Polizisten, Postbeamte, einige Studenten, ein alter Chinese scholar, ein Militärärzt, ein akademisch gebildeter Beamter im Unterrichtsministerium, einige blinde Masseure, auch einige Frauen, Jungfrauen und zuweilen Kinder. Wir waren insgesamt an den verschiedenen Sonntagen: 11, 9, 10, 13, 12, 16 Personen.

Das Harmonium hat uns in Yotsuya auch zu einer neuen Sonntagsschule verholfen, indem es die sangeslustigen Kinder anzog. Sie findet jeden Sonntag Nachmittag statt, gehalten entweder von Hiroi oder von Aoki, während ich das Harmonium spiele. Vorläufig verläuft diese Sonntagsschule noch in der einfachsten Form, hauptsächlich Gesang, dazwischen biblische Geschichte mit Nutzanwendung. Die Kinder scheinen gern zu kommen, obwohl sie von seiten eines Lehrers gewarnt und böse Reden über die Christen ausgestreut wurden. Die Kinderzahl betrug 19, 24, 23, 24, 15 (die letzte geringer wegen eines Tempelfestes mit Jahrmarktstreiben). Außerdem kommen noch einige ältere Geschwister, Mütter und Kindermädchen, wie andere Neugierige.

Das alles sind natürlich nur schwache Anfänge, und es thut manchmal not, daß man einmal durch den Besuch eines anderen christlichen Gottesdienstes mit 100—200 Teilnehmern sich stärkt. Gar manche bittere Enttäuschung hat das erste Jahr der Missionsarbeit mir gebracht; aber ich habe gelernt, mit der Arbeit im kleinen mich zufrieden zu geben und dafür zu danken: „Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor Dir!“ Gerade die religiöse Arbeit am einzelnen ist niemals vergeblich, vor allem nicht für das eigene Herz.

Die Gemeinschaft mit Missionaren anderer Denominationen pflege ich nach Möglichkeit und freue mich, daß auch unsere Studenten auf solche Gemeinschaft über die Zäune der eigenen Denomination hinüber Wert legen. Zu gemeinsamen Unternehmungen ist es freilich von seiten der Missionare nicht gekommen; doch war Herr Minami Mitglied verschiedener japanischer Komitees, so z. B. für die große gesellige Christenversammlung (Shimbokwai) im Uenopark im Mai dieses Jahres zur Zeit der Kirschblüte, wie auch jetzt in dem Komitee zur Unterstützung der Notleidenden in dem von der schrecklichen Flutkatastrophe heimgesuchten Distrikte.“

Über seinen Sommeraufenthalt in Ikao berichtet Pf. Schiller in einem Briefe vom 9. Juli:

„Seit einigen Tagen bin ich in dem Heilbade Ikao, um die Bäder gegen den Rheumatismus zu benutzen. Doch bin ich nicht müßig. Auf meinem Stundenplan sind 5 Tagesstunden für die japanische Sprache angesetzt. Auch muß ich außer anderen Arbeiten auf Grund der schon gemachten Erfahrungen für meinen Gebrauch eine Skizze des Unterrichts im Christentum entwerfen, die dann im Laufe der Jahre weiter verbessert werden wird. Außer meinem japanischen Lehrer, dem Studenten Komai unserer theologischen Schule, sind mir bis jetzt schon zwei Studenten aus Tokyo nachgekommen und andere werden folgen. Meine Hausandacht des Morgens und Abends in Ikao zählt schon 6 Köpfe, die Sonntagsgottesdienste werden natürlich stärker sein.“

In einem Brief vom 4. August berichtet er dann noch:

„Daß auch die Japaner die Eigenschaften des Gemüts wohl zu schätzen wissen, dafür hatte ich heute morgen einen Beweis, als zur Verabschiedung unseres Studenten Komai sich fast das ganze Hotel versammelt hatte. Durch sein bescheidenes, liebenswürdiges Benehmen hatte er sich die Herzen aller gewonnen, die mit ihm in Berührung gekommen waren. Er hat sich auch redlich bemüht, halieutisch unter den Badegästen zu wirken, und seine in aller Bescheidenheit vorgebrachten Worte fanden offene Ohren. Die Steigerung der Frequenz unserer Sonntagsgottesdienste in Ikao ist wohl ihm zuzuschreiben. Letzten Sonntag hatten sich 43 Personen versammelt, darunter ein Generallieutenant a. D., ein Bankier, ein Oberlandesgerichtsrat ꝛc., alle mit geringen Ausnahmen Nichtchristen."

Aus China.

Aus Dr. Fabers Bericht über das II. Quartal 1896.

„Der erste Teil meines Werkes über die chinesischen Klassiker ist Mitte Juni zur Versendung gekommen. Ich ließ 1000 Exemplare auf weißem Papier und 2000 auf gelbem drucken. Letzteres ist stärker und billiger, aber das weiße sieht schöner aus. Es wird Sie interessieren das Urteil des Präsidenten der Nanking-Universität (Amerikanische Meth. Episkopal-Mission) über diese beiden Bände zu hören. Er schrieb an mich in einem Privatbriefe, 24. Juni: „I am deeply impressed with the great value of this new work and think it more needed and useful than a Commentary would have been. You deserve and will have the thanks of the whole Christian Church of China for the prodigious labor involved in this book. Yours truly John C. Perguson". Herr Yang hat sich Anfang Mai wieder bei mir eingestellt, da er sich mit der Arbeit anderwärts nicht befreunden konnte. Mir ist das nicht unlieb, da ich ihn gerne zum Abschluß des dritten Teils meines Werkes gebrauchen möchte, während Herr Kwu den zweiten in Händen hat. Ich habe mit beiden Teilen noch manche Arbeit und gedenke auch, die heißen Sommertage damit in den Bergen Japans zu verbringen. Die geistige Verarbeitung, respektive Durchdringung und Belebung des chinesischen Materials mit christlichem Geist ist meine Hauptaufgabe. Den chinesischen Gelehrten steht dagegen ein reicher Schatz chinesischer Phraseologie zur Verfügung. Aber das Material habe ich auch selber möglichst vollständig zu sammeln und kritisch zu bearbeiten, was beim jetzigen Stand der chinesischen Gelehrsamkeit keine leichte Aufgabe ist.

Die Education Association hatte drei Tage lang, Vormittags, Nachmittags und Abends, recht interessante Versammlungen. Die Vorträge und Diskussionen werden gedruckt einen stattlichen Band bilden."

Aus Pf. Kranz Bericht für das 2. Quartal 1896.

„Ende Mai war der Druck meines Katechismus beendet[1]) . . . Im letzten Vierteljahr habe ich ferner mit meinem Lehrer eine kurze chinesische Abhandlung über das Thema ausgearbeitet: „Das Christentum ist die Vollendung des Konfuzianismus". Die Schrift wird wohl zunächst in der Wan Kwoh Kung Pao erscheinen, einer Monatsschrift der Gesellschaft zur Verbreitung allgemeiner und christlicher Bildung unter den Chinesen. Soeben habe ich eine andere Schrift mit meinem Lehrer vollendet: „Über die nötigsten Reformen Chinas in der Gegenwart" (Regelung der Finanzen, bestimmtes ausreichendes Gehalt für die Beamten, Studium der realen Wissenschaften, Bildung des Herzens). Das Schriftführeramt der genannten Gesellschaft führe ich unentgeltlich weiter. Wir haben im letzten Vierteljahr in chinesischer Sprache veröffentlicht: 9 Reformschriften, eine

---

[1]) Die nun in dem Bericht folgende ausführliche Inhaltsangabe dieses Katechismus werden wir im 1. Heft 1897 bringen.

achtbändige illustrierte Geschichte des Krieges zwischen China und Japan mit den daraus zu ziehenden Lehren von Rev. Dr. Allen, ein zweibändiges Buch über Erziehung von Dr. Allen, ein Leben Jesu von Rev. Pott, ein Buch über Elektricität von Dr. Porter. Im Druck haben wir ein Buch über die Erziehung der Menschheit von Rev. L. Rees und eine neue Auflage der „Hülfsmittel zum Studium der Bibel“ von dem verstorbenen Dr. Williamson.

Mit meinem Lehrer habe ich einige chinesische Bücher gelesen, z. B. ein neues vortreffliches Buch von dem Baseler Missionar Schaub über den Konfuzianismus, das erste Kapitel von Dr. Fabers Lukaskommentar und einen Katechismus des Rev. Du Bose über die drei Religionen Chinas.

Von Dr. Fabers Markuskommentar sind nun 1650 Exemplare zur Verteilung bestimmt. Wir werden noch eine neue Aufforderung, Gesuche zu machen, ausgehen lassen, und wenn die Gesuche die Zahl 350 (soviel sind von den 2000 von mir gestifteten Exemplaren noch übrig) übersteigen sollten, so werden wir die 125 M., welche mir vom Verein zum Zwecke der Bücherverteilung überwiesen sind, und für die ich nochmals herzlich danke, auch noch dazu verwenden. Wir werden für diese 125 M. 137 Exemplare des fünfbändigen Markuskommentars verteilen können. Da jetzt die ersten beiden Bände von Dr. Fabers neuestem Werke über die Klassiker erschienen sind, so wären neue und größere Gaben zur Verbreitung dieses neuen Werkes sehr erwünscht. Viele Missionare, welche den Markuskommentar für ihre Gehilfen empfingen, haben im Namen der Chinesen höchst anerkennende Dankschreiben eingesandt.“

Aus Pf. Lic. Hackmanns Brief vom 3. Juni 1896.

„Das kirchliche Leben geht einen schönen Gang vorwärts. Die Zahl der Eheschließungen hat in letzter Zeit unter den Deutschen sehr zugenommen, was für die Stabilisierung der Gemeinde sehr wichtig ist. In den letzten 6 Monaten (seit Dezember) habe ich 5 Trauungen zu vollziehen gehabt (darunter eine englisch, da die Braut Engländerin war). Mehrere Trauungen stehen noch in Aussicht. Die Zahl der Taufen betrug 10 im vergangenen Jahre. Eine Konfirmation fand in diesem Jahre nicht statt; doch werden 5 oder 6 Kinder Konfirmandenunterricht erhalten, um im nächsten Frühling konfirmiert zu werden, und dann wird wahrscheinlich alljährlich eine Zahl deutscher Kinder hier in dem Alter folgen. Im Winter hielt ich, wie früher, Vorträge für die deutsche Gemeinde, diesmal in der deutschen Schule; die Themata waren: 1. China und das europäische Mittelalter; 2. Goethe in seinen Beziehungen zu berühmten Zeitgenossen; 3. Charles Darwin; 4. Der Buddhismus; 5. Leben Jesu, erster Teil; 6. Leben Jesu, zweiter Teil.

Die Schularbeit gab mir im Winter viel zu thun, da Fräulein Pfankuch erkrankte und ich fast den ganzen Unterricht für sie zu übernehmen hatte. Sie ist seither ihrer schwankenden Gesundheit wegen aus der Schularbeit ausgeschieden und eine geprüfte Lehrerin aus Altona, Frl. E. Vogler, ist für sie eingetreten. Jetzt hat die Schule eine völlig ausreichende Basis: Außer mir arbeiten zwei geprüfte Lehrkräfte, Herr Voß und Frl. Vogler daran, außerdem noch die auch früher schon beschäftigte Frau Roemer. Wir alle sind mit großer Liebe beim Werke, und die Kinder sind nicht nur in der Schule völlig behaglich und zu Hause, sondern sie empfangen auch sichtliche Förderung. Leider sind durch Verziehen der Eltern einige Kinder uns entführt. Doch wird der Verlust im nächsten Herbst durch Zuwachs kleiner Neulinge wieder gedeckt werden.

Abendmahl feierten wir wie im Vorjahre am Charfreitag unter Beteiligung von etwa 25 Gemeindemitgliedern. Seit einigen Wochen liegt die „Iltis“ hier. Seitdem habe ich mit den Matrosen wöchentlich hier in der Schule einen Unterhaltungsabend gehabt, wobei ich ihnen populäre Vorträge über China und chinesisches Leben hielt. Am vorigen Sonntage (31. Mai) feierten wir Abendmahlsgottesdienst an Bord,

wobei etwa 45 Teilnehmer das Abendmahl genossen. Mein Kollege Kranz half mir diesmal sowohl wie am Charfreitag bei der Austeilung [1]).

Die Kirchenbaufrage rückt uns näher. Wir haben ein Angebot eines Grundstückes bekommen, das 20 000 Taels (etwa 60 000 Mark) kosten soll. Der Bau selbst wird billig sein, Arbeit und Material kostet hier nicht viel. Immerhin wird das Ganze auf 90—100 000 Mark kommen."

Aus dem Centralvorstande.

Beschlüsse der Generalversammlung am 24. Juni 1896.

Über die Beschlüsse der Generalversammlung am 24. Juni in Kiel hat der Centralvorstand ein Rundschreiben an die Zweigvereine und Vertrauensmänner am 28. Juli 1896 gerichtet, aus dem wir folgendes mitteilen:

„Die Kriegswogen in Ostasien haben sich gelegt, man wendet sich wieder den friedlichen Bestrebungen zu und auch für die Missionsarbeit ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, ein neuer Frühling angebrochen. An uns ist es jetzt, alle Kräfte anzuspannen, die günstige Zeit auszunutzen und eine möglichst reiche Ernte einzusammeln. Auch das deutsche Element nimmt von Jahr zu Jahr in Ostasien zu; in Japan werden sich infolge der neuen Handelsverträge wahrscheinlich viele Deutsche in nächster Zukunft niederlassen. Auf Antrag unserer Missionare haben wir darum beschlossen, unseren evangelischen Landsleuten in Japan bei Errichtung eines selbständigen Pfarramtes, das bisher von einem unserer Missionare im Nebenamte versehen wurde, behilflich zu sein. So würden unsere Glaubensgenossen auch außerhalb Tokyos kirchlich versorgt werden können, wir aber würden dadurch eine missionarische Kraft frei bekommen. Dieser Beschluß wird die größte Tragweite haben und unserem Verein neue Ehre bringen, ist es doch nun schon die 2. evangelische deutsche Gemeinde, die wir in Ostasien selbständig zu machen versuchen.

Im Frühjahr nächsten Jahres hoffen wir, unseren neuen Missionar cand. min. Adolf Wendt aus Potsdam abordnen zu können. Eine weitere Vermehrung unserer missionarischen Kräfte steht uns dadurch bevor, daß im nächsten Herbst drei junge Japaner, Schüler unserer theologischen Schule, das 2. Examen absolvieren werden. Wir wollen dann unser Werk auch auf andere Stadtviertel Tokyos ausdehnen und, wenn möglich, noch eine neue Station außerhalb Tokyos anlegen. Die Aussendung eines 4. Missionars wird 1898 notwendig werden. Wir bitten Sie, tüchtige junge Theologen, die gewillt sind, die Mission zu ihrem Lebensberufe zu erwählen, schon jetzt hierauf aufmerksam zu machen.

Unsere japanische theologische und apologetische Litteratur wird nach Kräften weiter gefördert. Pfarrer Dr. Hering in Oberroßla bei Apolda bearbeitet ein apologetisches Werk, das Zeugnisse berühmter Männer für den Wert des Christentums enthalten soll. Wir ersuchen Sie, ihm Citate, die Ihnen bei Ihrer Lektüre aufstoßen, zuzusenden. — Arbeiten deutscher Theologen finden ganz besondere Beachtung der Japaner; wir wären Ihnen daher sehr dankbar, wenn Sie uns deutsch geschriebene Aufsätze, die in Japan übersetzt werden, für unsere Zeitschrift Shinri einsenden wollten. Themata, wie sie erwünscht sind, haben wir im Jahresbericht (vgl. S. 237) angegeben.

Für China bitten wir wiederholt um Gaben zur Verbreitung der Schriften Dr. Fabers und um Lektüre für die deutschen Seeleute, deren Seelsorge sich Pfarrer Lic. Hackmann widmet.

[1]) Unsere Leser werden aus den Tagesblättern das Nähere über den bald darauf (Juli) erfolgten Untergang der „Iltis" entnommen haben. Es gereicht uns zur herzlichen Freude, obiges mitteilen zu können; ist es doch Herrn Pf. Hackmann vergönnt gewesen, den untergegangenen Helden noch vor ihrer letzten Ausfahrt seelsorgerlich nahe zu treten!

Wiederholt weisen wir auch darauf hin, daß als ein wichtiges Mittel der Propaganda unsere Flugschriften sich bewährt haben. Ganz besonders legen wir Ihnen aber die Verbreitung unserer Broschüre gegen Dr. Dalton überall da ans Herz, wo die ungerechten Angriff edieses Herrn wider unseren Verein bekannt geworden sind. Auch machen wir wiederholt auf das Abonnement und Gewinnung neuer Leser für unsere Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft aufmerksam. Unser Organ hat sich die Anerkennung der weitesten Kreise erworben. Wir sind bemüht, unsere Leser auch über alle wichtigeren Ereignisse auf den Missionsfeldern der anderen Gesellschaften regelmäßig zu orientieren. Für die Konfirmanden wird ein neues Flugblatt bearbeitet und auf mehrfachen Wunsch schon im Januar 1897 zur Versendung fertig gestellt werden. Wir bitten, dasselbe recht zahlreich zu verbreiten. Es wird vom Centralvorstand Berlin C., Friedrichsgracht 53, gratis und franko in beliebig vielen Exemplaren versandt.

Dringend wünschenswert wäre es, und wir betonen dies immer wieder, daß die Frauenwelt noch mehr für unser Werk interessiert wird, und wo immer möglich, neue Frauenvereine gegründet werden. Auch wird von der Generalversammlung die Heranziehung neuer Vertrauensmänner an Orten, wo wir bisher noch keinen Boden gefunden haben, aufs wärmste empfohlen.

Unsere Kassenverhältnisse haben sich dauernd gebessert, doch sollen im laufenden Geschäftsjahr 5000 M. der 3 % Anleihe, die jetzt noch 9250 M. beträgt, zurückgezahlt werden. Auch werden wir zur Ausführung der oben genannten Pläne größere Summen gebrauchen. Soll unser Werk in Japan eine weitere Ausdehnung erhalten, dann müssen die heimatlichen Missionskreise mehr Mittel als bisher aufbringen. Wir dürfen bei unseren Maßnahmen nicht wie bisher durch die ängstliche Rücksicht auf unsere verhältnismäßig immer noch geringen Einnahmen behindert sein. Wir ersuchen Sie daher, alle Mittel anzuwenden, um auch Ihre Einnahmen zu erhöhen, und bitten Sie insbesondere, Ihre Mitgliederbeiträge möglichst unverkürzt uns zu überweisen, so daß die Geschäftsunkosten, abgesehen von den Kosten für das Missionsblatt, in der Regel nicht 10 % der Brutto-Einnahmen übersteigen.

Endlich teilen wir Ihnen noch mit, daß die Generalversammlung die Einladung des Schweizerischen Landesvereins zur Feier des XIII. Centraljahresfestes 1897 in Glarus mit großer Freude entgegengenommen hat, und wir bitten schon heute um zahlreiche Beteiligung auch der norddeutschen Freunde an demselben."

Die neue deutsche Kirche in Tokyo

wird voraussichtlich im Dezember d. J. eingeweiht werden. Wir freuen uns, dies unsern Freunden mitteilen zu können. Mit großer Opferwilligkeit haben sich um die innere Ausschmückung unsere Frauenvereine bemüht. Wir nennen hier in erster Linie den Berliner Missions-Frauenverein, der einen kostbaren Teppich in altorientalischem Stil für den Altarraum gestiftet hat. Die Vereinigung konfirmierter Töchter unseres Vorsitzenden hat eine mit reichen Stickereien verzierte weiße, leinene Altardecke gearbeitet. Auch die übrigen Frauenvereine haben nach Kräften beigesteuert, um ein Mosaikchristusbild, das von Herrn Reg.-Baumeister Muthesius für den Altarraum vorgesehen war, anfertigen zu lassen. Wir empfingen von dem Mannheimer Frauenverein 100 M., von dem Hamburger 60 M., von dem Frankfurter 50 M., von dem in Weimar 40 M., dem in Landau 40 M. und einem nicht genannt sein wollenden Freunde in Pforzheim 30 M. Wir sagen für alle diese Gaben unseren herzlichsten Dank in der Ueberzeugung, daß dieselben unseren evangelischen Landsleuten im fernen Ostasien ein neuer Beweis unserer Teilnahme in der Heimat sein werden. Dem Herrn Reg.-Baumeister Muthesius, der uns überall mit Rat und That zur Seite gestanden hat, danken wir auch an dieser Stelle aufs wärmste.

Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Herausgegeben

von

Prediger Dr. Th. Arndt in Berlin,

Pfarrer Dr. E. Buß in Glarus u. Pfarrer J. Happel in Heubach (Hessen).

XII. Jahrgang.

Berlin 1897.

Druck und Verlag von A. Haack.

NW. Dorotheenstraße 55.

Wiederholt weisen wir auch darauf hin, daß als ein wichtiges Mittel der Propaganda unsere Flugschriften sich bewährt haben. Ganz besonders legen wir Ihnen aber die Verbreitung unserer Broschüre gegen Dr. Dalton überall da ans Herz, wo die ungerechten Angriff edieses Herrn wider unseren Verein bekannt geworden sind. Auch machen wir wiederholt auf das Abonnement und Gewinnung neuer Leser für unsere Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft aufmerksam. Unser Organ hat sich die Anerkennung der weitesten Kreise erworben. Wir sind bemüht, unsere Leser auch über alle wichtigeren Ereignisse auf den Missionsfeldern der anderen Gesellschaften regelmäßig zu orientieren. Für die Konfirmanden wird ein neues Flugblatt bearbeitet und auf mehrfachen Wunsch schon im Januar 1897 zur Versendung fertig gestellt werden. Wir bitten, dasselbe recht zahlreich zu verbreiten. Es wird vom Centralvorstand Berlin C., Friedrichsgracht 53, gratis und franko in beliebig vielen Exemplaren versandt.

Dringend wünschenswert wäre es, und wir betonen dies immer wieder, daß die Frauenwelt noch mehr für unser Werk interessiert wird, und wo immer möglich, neue Frauenvereine gegründet werden. Auch wird von der Generalversammlung die Heranziehung neuer Vertrauensmänner an Orten, wo wir bisher noch keinen Boden gefunden haben, aufs wärmste empfohlen.

Unsere Kassenverhältnisse haben sich dauernd gebessert, doch sollen im laufenden Geschäftsjahr 5000 M. der 3 % Anleihe, die jetzt noch 9250 M. beträgt, zurückgezahlt werden. Auch werden wir zur Ausführung der oben genannten Pläne größere Summen gebrauchen. Soll unser Werk in Japan eine weitere Ausdehnung erhalten, dann müssen die heimatlichen Missionskreise mehr Mittel als bisher aufbringen. Wir dürfen bei unseren Maßnahmen nicht wie bisher durch die ängstliche Rücksicht auf unsere verhältnismäßig immer noch geringen Einnahmen behindert sein. Wir ersuchen Sie daher, alle Mittel anzuwenden, um auch Ihre Einnahmen zu erhöhen, und bitten Sie insbesondere, Ihre Mitgliederbeiträge möglichst unverkürzt uns zu überweisen, so daß die Geschäftsunkosten, abgesehen von den Kosten für das Missionsblatt, in der Regel nicht 10 % der Brutto-Einnahmen übersteigen.

Endlich teilen wir Ihnen noch mit, daß die Generalversammlung die Einladung des Schweizerischen Landesvereins zur Feier des XIII. Centraljahresfestes 1897 in Glarus mit großer Freude entgegengenommen hat, und wir bitten schon heute um zahlreiche Beteiligung auch der norddeutschen Freunde an demselben."

Die neue deutsche Kirche in Tokyo

wird voraussichtlich im Dezember d. J. eingeweiht werden. Wir freuen uns, dies unsern Freunden mitteilen zu können. Mit großer Opferwilligkeit haben sich um die innere Ausschmückung unsere Frauenvereine bemüht. Wir nennen hier in erster Linie den Berliner Missions-Frauenverein, der einen kostbaren Teppich in altorientalischem Stil für den Altarraum gestiftet hat. Die Vereinigung konfirmierter Töchter unseres Vorsitzenden hat eine mit reichen Stickereien verzierte weiße, leinene Altardecke gearbeitet. Auch die übrigen Frauenvereine haben nach Kräften beigesteuert, um ein Mosaikchristusbild, das von Herrn Reg.-Baumeister Muthesius für den Altarraum vorgesehen war, anfertigen zu lassen. Wir empfingen von dem Mannheimer Frauenverein 100 M., von dem Hamburger 60 M., von dem Frankfurter 50 M., von dem in Weimar 40 M., dem in Landau 40 M. und einem nicht genannt sein wollenden Freunde in Pforzheim 30 M. Wir sagen für alle diese Gaben unseren herzlichsten Dank in der Ueberzeugung, daß dieselben unseren evangelischen Landsleuten im fernen Ostasien ein neuer Beweis unserer Teilnahme in der Heimat sein werden. Dem Herrn Reg.-Baumeister Muthesius, der uns überall mit Rat und That zur Seite gestanden hat, danken wir auch an dieser Stelle aufs wärmste.

Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Herausgegeben

von

Prediger Dr. Th. Arndt in Berlin,

Pfarrer Dr. E. Buß in Glarus u. Pfarrer J. Happel in Heubach (Hessen).

XII. Jahrgang.

Berlin 1897.

Druck und Verlag von A. Haack.

NW. Dorotheenstraße 55.

Inhalt.

David Livingstone[1]).

Von Pred. Lic. Dr. Aug. Kind in Berlin.

Afrika hat lange Zeit als der dunkle Erdteil gegolten. Heutzutage ist das Innere Afrikas mehr und mehr erforscht worden und wird mehr und mehr durchforscht. Sklavenhandel und Sklavenraub ist der Fluch, der auf Afrika ruht. Die christlichen Mächte haben angefangen, dagegen Maßregeln zu treffen. Im Centrum von Afrika wußte man nichts von Jesus Christus und seiner Botschaft. Jetzt weisen die dortigen Gebiete nicht bloß militärische Posten und Handelsniederlassungen, sondern auch Missionsstationen auf. Bedeutsame und erfreuliche Fortschritte! Daß sie gemacht worden sind, dazu hat vieles und dazu haben viele mitgewirkt. Das Hauptverdienst dabei hat aber ein Mann: David Livingstone. Er hat Bewundernswertes geleistet. Ein seltener Mann ist er gewesen. Man kann ihn getrost als einen Großen im Reiche Gottes bezeichnen. Ein Freund von ihm, der Chemiker James Young, der lange mit ihm auf vertrautestem Fuße gestanden hatte, hat geäußert, daß nach seinem Urteile Livingstone der beste Mann gewesen sei, den er gekannt, der mehr von wirklich kindlichem Vertrauen auf Gott, mehr von dem Geiste Christi, mehr Unbescholtenheit, Reinheit und Einfachheit des Charakters und mehr selbstverleugnende Liebe für seine Mitmenschen gehabt habe, als irgend ein anderer Mann.

I.

Unser Held ward am 19. März 1813 zu Blantyre in Schottland geboren. Hochlandsblut floß in seinen Adern und einem tüchtigen, kernfesten Geschlechte entstammte er. Entschlossener Mut mit zäher Ausdauer gepaart, den er später so oft bewährt hat, erinnert an diese seine Abkunft. Seine Eltern waren rechtschaffene, gottesfürchtige Leute, die in einfachen, ja dürftigen Verhältnissen lebten. Der später vielgefeierte Mann hat sich des Standes, aus dem er hervorgegangen war und den er einmal als den der „rechtschaffenen Armen" bezeichnete, nie geschämt. Auf dem Grabstein, den er mit seinen Geschwistern setzen ließ, stand, daß sie Gott dankbar seien „für ihre armen und frommen Eltern". Sein Vater trieb Theehandel, war aber zugleich ein rühriges Mitglied christlicher Vereine und benutzte gern die Gelegenheiten, die sein Beruf mit sich brachte, religiöse Gespräche anzuknüpfen und religiöse Schriften zu verbreiten, hatte etwas sehr Strenges und doch wieder sehr Leutseliges in seinem Wesen. Seine Mutter wird uns

[1]) Als Hauptquelle hat zu dem Lebensbilde, einem Vortrage zum Besten der Deutschen Lutherstiftung, gedient: Das Leben David Livingstones, hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen, von W. G. Blaikie. Deutsch von O. Denk. I. Bd. 229 S., II. Bd. 311 S. Gütersloh, Bertelsmann, 1881. Dieses Buch ist stellenweise wörtlich benutzt. Außerdem sei noch verwiesen auf David Livingstone von Prof. B. Meyer in Nr. 7 der Frickschen Geschichten und Bilder aus der Mission. Diese Arbeit beruht auch wesentlich auf dem Blaikieschen Buche.

geschildert als eine kleine, zarte Frau, heiter, mit auffallend schönen Augen, die sie dem Sohne vererbte, überaus sorgfältig in ihren häuslichen Pflichten und achtsam auf ihre Kinder. Im Hause ging es nicht selten kärglich zu, aber Glück und Frohsinn wohnte dort, Fleiß, Sparsamkeit, Selbstbeschränkung herrschten in ihm, durch die Liebe zu Büchern gab es allerlei geistige Anregung, und die Gottesfurcht gab dem Ganzen ein festes und wohlthuendes Gepräge. Das war die Umgebung, in der Livingstone aufwuchs, der Mann, der die Worte eines alten schottischen Liedes auf sich anwenden konnte:

O wenig wußte meine Mutter
am Tage, da ich geboren,
Um die Lande, die ich durchwandern sollt',
den Tod, den ich sollt' sterben.

In der Dorfschule empfing er den ersten Unterricht. Aber bereits im 10. Jahre mußte er in eine Spinnerei, um als Anstückler etwas zu verdienen. Später zum Spinner befördert, kaufte er sich von dem einen Teile seiner ersten Wochenlöhnung ein Lehrbuch des Lateinischen, trieb in einer Abendklasse von 8—10 Uhr das Studium dieser Sprache und setzte es bis in die Nacht fort, wenn nicht die Mutter dazwischen trat und die Bücher ihm entriß. Um 6 Uhr mußte er früh in der Spinnerei sein und die Arbeitszeit dauerte, abgesehen vom Frühstück und Mittagsmahl, bis abends 8 Uhr. Er hat aber nicht bloß darnach noch daheim für sich studiert, sondern auch bei der Arbeit in der Spinnerei, obwohl das Räderwerk die größte Aufmerksamkeit erforderte, gewöhnlich ein Buch neben sich liegen gehabt. Auf diese Weise hat er sehr viel gelesen und durfte bereits im 16. Jahre sich rühmen, die meisten lateinischen Autoren in ihrer eigenen Sprache kennen gelernt zu haben.

Seine Jugend ist ihm eine treffliche Schule geworden, den Willen zu stählen, den Geist anzuspannen, das Wissen zu bereichern. Übrigens war er in dieser Zeit kein Büchermensch, sondern fühlte sich auch lebhaft zur Natur hingezogen und benutzte gern arbeitsfreie Stunden zu Wanderungen, bei denen er der Gesteinbildung, der Pflanzen- und Tierwelt die größte Aufmerksamkeit schenkte. Livingstone war eine fröhliche, ruhige, sich selbst vertrauende Natur, aber unter dem Einflusse seiner Eltern frühzeitig religiös angeregt worden. Indessen erst, als er etwa 20 Jahre alt war, kam er zur innern Klarheit, erfaßte die Erlösung, die in Christo geschehen und die der einzelne als freies Gnadengeschenk von oben zu ergreifen hat, und fühlte sich je länger je mehr gedrungen, aus Dankbarkeit dafür dem Heiland sein Leben zu weihen. Als er den Aufruf des bekannten Gützlaff las, der die Mission in China der Christenheit ans Herz legte, entschloß er sich Missionar zu werden und zwar in diesem Lande. Es erschien ihm sehr wertvoll, wenn der Sendbote des Evangeliums zugleich als Arzt wirkte, — ein damals noch ungewöhnlicher Gedanke —, und so nahm er sich vor, nicht nur die theologischen, sondern auch die medizinischen Studien zu treiben. Freilich mußte er sich auf eine schwere Vorbereitungszeit gefaßt machen. Für seinen Unterhalt auf der Universität Glasgow hatte er selbst zu sorgen, und es blieb ihm nur übrig, im Sommer als Baumwollenspinner in der Heimat zu verdienen und davon auf der Hochschule im Winter

den Lebensunterhalt und die Kosten für die Kollegien zu bestreiten. Da hat er sich sehr einschränken müssen, und manchmal ging es bei ihm gar dürftig zu, aber seinem tapfern Sinne machte das nichts aus, und er wurde geschult für die Entsagungen, die seiner später in Afrika im reichsten Maße warteten. Er entfaltete auf der Universität einen großen Eifer, zeigte eine hervorragende wissenschaftliche Begabung und vor allem eine staunenswerte Exaktheit in Beobachtungen und Untersuchungen, lauter Dinge, die später oft an dem großen Reisenden und Missionar bewundert worden sind. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten versäumte er aber auch die praktische Seite des Lebens nicht, bildete sich in mancherlei Handwerk aus, was ihm später sehr zu statten kam. Auf der Universität kam Livingstone mit verschiedenen jungen Männern zusammen, mit denen ihn noch später innige Freundschaft verband. Von Glasgow aus bot er der Londoner Missionsgesellschaft seine Dienste an. Er durfte schreiben, daß er es nach ernstlicher Selbstprüfung thue. Er ward nach London bestellt und legte dort die Prüfungen ab. Sein Mitexaminand, der spätere Missionar Moore, konnte nicht genug den unbeschreiblichen Reiz rühmen, den dieser Livingstone trotz seines unbeholfenen Wesens und seines nicht einnehmenden Gesichts auf alle übte, — eine Gottesgabe, die sich später auch in Afrika in seltener Weise bewährte. Zur praktischen Probezeit auf drei Monate zu einem Landpfarrer geschickt, hatte er das Mißgeschick, daß er eines Abends, da er predigen sollte, trotz sorgfältiger Vorbereitung nach Verlesung des Textes erklären mußte: „Freunde, ich habe alles vergessen, was ich zu sagen hatte", und eiligst die Kanzel zu verlassen gezwungen war. Der ungünstige Eindruck, den dies Vorkommnis auf die Missionsleitung machen mußte, wurde indessen wieder ausgeglichen und nach Ablauf einer verlängerten Probezeit wurde er als Missionar angenommen. Der politischen Verhältnisse halber konnte aber an eine Aussendung nach China nicht gedacht werden. Von dem Missionar Moffat in Südafrika, der damals gerade in England weilte, dafür gewonnen, entschied sich Livingstone, von den südafrikanischen bereits bestehenden Missionsstationen weiter nach dem Norden vorzudringen. Eine schwere Krankheit brachte ihn jetzt in ernste Lebensgefahr, aber glücklicherweise genas er, erwarb sich noch die medizinische Doktorwürde und ward am 20. November 1840 in London abgeordnet. Am 8. Dezember schiffte er sich nach Kapstadt ein, von Gott für seinen großen Beruf wunderbar ausgerüstet und erzogen.

II.

Sein erster Aufenthalt in Afrika dauerte 16 Jahre von 1841—1856. Nachdem er kurz in der Kapstadt verweilt hatte, begab er sich von der Algoabai zu Lande an den ihm angewiesenen Missionsplatz Kuruman, im Lande der Betschuanen. 1843 legte er weiter nördlich die Station Mabotsa an, baute sich dort eigenhändig ein Haus und führte die Tochter des schon genannten Missionars Moffat, die ihm eine ausgezeichnete Lebensgefährtin wurde, heim. Der Zwist mit einem kleinlichen Missionar veranlaßte ihn aber bald, weil es ihm widerstrebte, vor den Heiden ein Ärgernis zu geben, von neuem den Wanderstab in die Hand zu nehmen und weiter nördlich ein neues Haus sich zu bauen. 1848 errichtete er sich sein drittes Haus in Kolobeng, wieder einer neuen Station. Diese Umzüge waren natürlich

immer mit Wanderungen verbunden, aber auch von den Stationen aus unternahm er gern Reisen. Er war der geborene Reisende, der an der freien, abenteuerlichen Lebensweise, die mit derartigen Reisen in wildfremden, oft unwirtlichen Gegenden verbunden war, Freude hatte und der durch die zahllosen Beschwerlichkeiten, die dabei zu ertragen waren, sich nicht anfechten ließ. Auch an Gefahren fehlte es nicht. Die Macht der Elemente und die reißenden Tiere sorgten schon dafür. Er ist in seinem Leben wunderbar von einer höheren Hand behütet worden, aber wiederholt ist er doch nur mit knapper Not dem Verderben entronnen. So ist er auch einmal in der Nähe von Mabotsa nur durch das entschlossene Eingreifen eines treuen Eingebornen dem sichern Tode entgangen, aber die Löwentatze, die ihn niedergeworfen, hatte ihm einen Arm doch dermaßen zerfleischt, daß dieser sein ganzes späteres Leben steif blieb. Auf allen seinen Zügen stellte Livingstone allerlei wissenschaftliche Beobachtungen an und betrieb wissenschaftliche Sammlungen. Er ließ sich gewöhnlich von Eingebornen begleiten und durch den Verkehr dabei mit ihnen und durch den Umgang mit der einheimischen Bevölkerung auf den Stationen eignete er sich bald die Landessprache und die verschiedenen Dialekte an. Aber er vergaß bei alledem nicht, weshalb er eigentlich hinausgezogen war. Er gewann sich die Herzen durch sein bestimmtes, aber gerechtes und menschenfreundliches Wesen, vor allem durch seine ausgedehnte, natürlich unentgeltlich geübte ärztliche Hilfe. Er wirkte abergläubischen Vorstellungen in sehr praktischer Weise entgegen. Einem Zauberer gegenüber, der im Rufe stand, Regen machen, Regen herbeiführen zu können, erklärte er, das verstehe er besser, und ließ die Bevölkerung einen Kanal aus dem Flusse graben. Aber auch das Evangelium selbst verkündigte er eifrig, wo sich ihm Gelegenheit bot, und suchte die Heiden der christlichen Wahrheit zugänglich zu machen. Freilich hatte er dabei nicht selten mit eigentümlichen Anschauungen zu kämpfen. So wollte der Häuptling Sekomi sein Herz, das immer sehr stolz und sehr unruhig und beständig auf jemand böse sei, auf einmal und zwar durch Medizin geheilt haben, und er war entrüstet, als Livingstone darauf nicht einging. Ein anderer Häuptling Setschele, der Livingstone sehr zugethan war, erbot sich, die Leute mit der Rhinozerospeitsche zum Gottesdienste treiben zu wollen, wovon Livingstone begreiflicherweise nichts wissen wollte. Auf große Missionserfolge konnte der tapfere Schotte allerdings in den ersten 8 Jahren nicht zurückblicken, und er war eine zu wahrhaftige Natur, als daß er Schein für Wesen angesehen hätte. Aber manches Saatkorn, das er ausgestreut, ist später aufgegangen, und schon das war ein großer Gewinn, daß die verschiedenen Stämme, unter denen er sich gezeigt und gewirkt hatte, für ihn, den fremden weißen Mann, der eine neue Religion verkündigte, eine persönliche Verehrung und Anhänglichkeit gewonnen hatten. Livingstone beschäftigte sich damals viel in Gedanken mit der rechten Art der Mission unter den Heiden Afrikas, trug sich mit weitgehenden, neuen Plänen, fand und vertrat auch der Missionsleitung gegenüber, daß man die Missionsgebiete zu eng besetze, zu langsam vorrücke, und wünschte zunächst ein mehr geniales kühnes Vordringen, um in immer weiteren Völkerschaften die Saat des Evangeliums auszustreuen oder doch das Erdreich zu lockern. Er betrachtete sich jedenfalls damals schon als den, der berufen wäre, solche Pionierdienste zu thun.

1849 trieb es ihn wieder von Kolobeng nordwärts. Die Station litt an Wassermangel und die holländischen Boers machten ihm das Leben mög-

lichst schwer. Auf dieser Reise entdeckte er den Ngamisee, dessen Schönheit er begeistert pries, und wurde, nachdem er bereits durch seine vielseitigen wissenschaftlichen Beobachtungen sich einen geachteten Namen erworben hatte, dadurch mit einem Male zu einem berühmten Manne. Nach mehrmaligen vergeblichen Anläufen gelang es ihm, im Jahre 1851 ein weiteres lang ersehntes Ziel zu erreichen, nämlich zu dem angesehenen Häuptling der Makololos Sebituane, einem Freunde seines Freundes Setschele vorzudringen. Er wurde auf das freundlichste von ihm aufgenommen und setzte auf diesen wirklich vornehmen und hochherzigen Fürsten die größten Hoffnungen. Aber wie es Livingstone in seinem Leben oft erfahren mußte, es kam anders, als er gedacht hatte. Bald, nachdem er zu ihm gekommen war, starb Sebituane an einer Lungenentzündung. Livingstone war tief erschüttert durch den Heimgang dieses Mannes, den er rasch aufrichtig lieb gewonnen hatte. Aber es gab für ihn keinen Stillstand. Es ist etwas Wunderbares um diesen Mann, der der zartesten und tiefsten Empfindungen fähig war und sich durch sie doch nie in seiner Energie beeinträchtigen ließ. Er erhielt von der Tochter des Häuptlings, die die Herrschaft übernahm, die Erlaubnis, das ganze Gebiet weiter zu erforschen und drang immer weiter nach Norden vor, so daß er dabei den Sambesi, den einen der großen Ströme Afrikas, entdeckte.

Allmählich dämmerte in dem rastlos sinnenden Manne ein großartiger Gedanke, der ihn nicht mehr losließ und immer mehr Gestalt in ihm gewann. Die Eingebornen verlangten nach Feuerwaffen, die Händler beanspruchten dafür am liebsten Menschen, Sklavenhandel und Sklavenraub war die Folge. Sollte sich nicht ein geordneter Handelsverkehr mit Innerafrika ermöglichen lassen, so daß man dort im ehrlichen Tauschhandel alle europäischen Waren erlangen konnte? Dann war dem Sklavenraub der Todesstoß gegeben. Aber da galt es, die Länder zu durchstreifen, Verkehrswege mit den Küsten ausfindig zu machen, die Gebiete für Europa zu erschließen. Der Reisende mußte dem Kaufmann vorarbeiten und ebnete dadurch zugleich dem Evangelium die Wege. Die Vollendung der geographischen That war, wie er sich ausdrückte, erst der Anfang der Mission. Seiner persönlichen Neigung hätte es mehr entsprochen, in einem der ihm bekannt gewordenen Stämme sich nieder zu lassen, aber er sah in dem Gedanken, der ihm gekommen war, einen Ruf Gottes.

Er ging zunächst wieder nach Kolobeng. Die Boers hatten inzwischen dort sein Haus verwüstet und unter den Eingebornen arg gewüstet. Er begab sich dann nach der Kapstadt, um eine Operation an sich vornehmen zu lassen und zugleich seine Familie nach England zurückzuschicken. Er wollte sie auf die neue gefahrvolle Reise nicht mitnehmen und doch auch nicht in Afrika allein lassen. Livingstone hing zärtlich an seiner Frau und seinen Kindern, die Trennung von ihnen fiel ihm sehr schwer, aber er sah das auch als ein Opfer an, das er seinem Gott und dessen Sache schuldig sei.

III.

Livingstone begab sich nun wieder nach Linyanti, im Reiche des verstorbenen Sebituane. Dort hatte inzwischen die Tochter des Häuptlings die Herrschaft, die ihr unbequem war, an ihren Bruder Sekeletu abgetreten. Dieser hatte den weißen Doktor lieb und hing an ihm, in dem er einen

zweiten Vater gefunden zu haben rühmte. Treulich von ihm begleitet, zog Livingstone umher, um einen passenden Ort für eine Missionsstation zu finden, aber vergebens. Wiederholt wurde er von heftigem Fieber gepackt, aber immer wieder erholte sich seine Natur. Der Gedanke: nicht Einzelbekehrung, sondern Völkermission, trat ihm fort und fort vor die Seele. Endlich kam er auf den Plan, der ihm längst am Herzen lag, zurück, einen Weg nach dem atlantischen Ocean zu suchen. Sein Gedanke war, nach Loanda an der Westküste zu gehen. Sekeletu wollte ihn nicht ziehen lassen, aber er ließ sich nicht aufhalten. Wohl wußte er, daß das sein Todesweg sein konnte, aber sein Standtpunkt, den er in verschiedenen Briefen zum Ausdruck brachte, war: „Kann die Liebe zu Christus den Missionar nicht dahin bringen, wohin der Sklavenhandel den Händler bringt?“ Eine Anzahl Makololos begleiteten ihn. Aufrichtig hingen sie an ihm, aber Tapferkeit war nicht ihre Stärke. Wenige Vorräte nahm er mit, und die Arzeneien wurden ihm unterwegs gleich anfangs gestohlen. Überaus mangelhaft ausgerüstet, trat er 11. November 1853 die Reise an. Am 31. Mai 1854 erreichte er sein Ziel. Aber welche Schwierigkeiten hatte er dabei zu überwinden, und wie viele Gefahren hatte er dabei zu bestehen! Er war oft von Wechselfieber geplagt und mußte dabei nicht selten drei- bis viermal an einem Tage durch Flüsse waten. Häufig fehlte es an Nahrung. Dazu setzten die Moskitos ihm zu, und die Häuptlinge bedrohten wiederholt den fremden weißen Mann und seine Begleiter. Wohl gelang es dem sicheren Auftreten Livingstone's in den meisten Fällen, sehr bald mit den Häuptlingen fertig zu werden, aber solche Vorgänge hatten doch stets etwas Aufregendes. Dabei hatte er fortwährend die ganze Unternehmung zu leiten. Um den zurückgelegten Weg zu fixieren und sich für den weiteren Weg zu orientieren, stellte er unausgesetzt Messungen und astronomische Beobachtungen an, und die geographische Gesellschaft in London hat später die Exaktheit seiner Angaben nicht genug rühmen können. Eine derartige Beschäftigung war ihm allerdings oft eine Rettung. Denn viele Bilder menschlichen Elends und menschlicher Verkommenheit zogen fortwährend an ihm vorüber. Auch empfand er auf das Schmerzlichste, daß ihm diese ganze Zeit wirklicher Umgang und geistige Nahrung fehlte. Da hat er sich immer wieder in seine Bibel, die ihn stets begleitete, vertieft, in die Betrachtung der Natur versenkt, wissenschaftlicher Thätigkeit hingegeben. Gott sei Dank, war er in außergewöhnlichem Maße mit Geduld, Glauben und Mut begabt, und so kam er, wenn auch zum Skelett abgemagert und in Lumpen gehüllt, in Loanda an. Er wurde dort aufs freundlichste von einem britischen Kommissar aufgenommen. Es war ihm ein unbeschreiblich behagliches Gefühl, wieder einmal in einem Bette schlafen zu können, nachdem er 6 Monate nachts auf der Erde gelegen hatte. Leider fand er hier nicht, wie er gehofft hatte, Briefe vor. Eine ähnliche Enttäuschung stand ihm oft auf seinen Reisen bevor, was für ihn um so schmerzlicher war, da er immer wieder Lust und Zeit fand, sehr viele und ausführliche Briefe zu schreiben.

In Loanda lag ein britisches Schiff, mit dem er Gelegenheit hatte, nach England zurückzufahren. Man hätte es ihm wahrlich nicht verdenken können, wenn er davon Gebrauch gemacht hätte. Aber was wäre aus den 27 Makololos, die ihn treulich begleitet hatten, geworden? Zweifellos hätten sie allein den Weg in die Heimat nicht gefunden. Das war für ihn ausschlaggebend. Er kannte auch gegen diese schwarzen Brüder Verpflichtungen.

Dazu kam, daß er seine Aufgabe noch nicht als gelöst ansah. Er hatte einen passenden und gesunden Ort für eine Missionsstation noch nicht gefunden. Auch konnte der Weg nach Westen der Elfenbeinausfuhr Sekeletus wohl manchen Nutzen bringen, entsprach aber doch nicht Livingstones Wünschen. War nicht vielleicht nach der Ostküste ein Verkehrsweg, vielleicht auf dem Sambesi möglich? Versuch 's noch einmal, war ein Lieblingsspruch Livingstones. Diese neue Reise nahm ein Jahr und acht Monate in Anspruch. Am 24. September 1854 brach er von Loanda wieder auf, am 11. September 1855 kam er in Linyanti wieder an. Er wurde begeistert von der eingebornen Bevölkerung begrüßt, und ein feierlicher Dankgottesdienst wurde gehalten. Besonders Sekeletu nahm ihn mit aller Herzlichkeit auf und Livingstone erfuhr rührende Beweise von dessen Anhänglichkeit. Das ist ihm oft in seinem Leben von Kindern Afrikas geschehen und das hat ihm das Herz warm gemacht, daß er sein Los glücklich pries und dem Vater im Himmel nicht genug danken konnte. Am 3. November 1855 setzte er sich mit seinen Makololos, von Sekeletu ausgerüstet und eine Zeitlang begleitet, wieder in Bewegung und erreichte am 20. Mai 1856 das portugiesische Kilimane an der Ostküste Afrikas. Auf diesem Wege war er entzückt von der landschaftlichen Schönheit des Landes, weniger erbaut allerdings von der Bevölkerung. Er wählte die Route den Zambesi entlang und kam bald an die großartigen Fälle, noch großartiger als die des Niagara, denen er den Namen Viktoriafälle gab. Auch auf dieser Reise litt er an Fieberanfällen und hatte mit elementaren Schwierigkeiten und Feindseligkeiten von seiten der Eingebornen zu kämpfen. Er bewahrte aber stets eine bewundernswerte Ruhe. Einmal abends mußte er darauf gefaßt sein, daß er am andern Morgen überfallen und damit sein großes Lebenswerk mit einem Schlage vernichtet würde. Aber er tröstete sich dessen, in dessen Schutze er sich wußte und schloß in seinem Tagebuch seine Betrachtung: „Ich will nicht heimlich bei der Nacht übersetzen, wie ich beabsichtigte. Das würde wie Flucht aussehen, und sollte ein Mann wie ich fliehen? Nein wahrhaftig. Ich werde diese Nacht Breiten- und Höhenmessungen anstellen, wenn sie auch die letzten wären. Gott sei Dank! ich bin jetzt ganz ruhig". Das heißt wirklich Gottvertrauen.

Im März 1856 gelangte er wieder in civilisierte Gegend, er erreichte die portugiesische Stadt Tette, wo er seine Makololos zurückließ. Hier und in Kilimane wurde er von den Portugiesen in der freundlichsten Weise empfangen, weshalb er auch an den König von Portugal einen Brief voll Dankes schrieb. In Kilimane fand Livingstone einen Brief seiner Missionsgesellschaft vor, daß sie bei ihren verringerten Einnahmen seine weit ausschauenden und der Mission nicht direkt dienenden Pläne nicht zu unterstützen in der Lage wäre. Es war Zeit, daß er in England für seine Sache in weiten Kreisen persönlich warb. Er trat die Heimreise an. Nach 16 jähriger Abwesenheit erreichte er am 9. Dezember 1856 England. Unterwegs traf ihn die schmerzliche Kunde, daß sein Vater, an dessen Kaminfeuer wieder zu sitzen er sich gefreut hatte, entschlafen sei.

IV.

In seinem Vaterlande war der tapfere, fromme und wissenschaftlich so bedeutende Reisende Gegenstand zahlreicher und großartiger Huldigungen von hoch und niedrig. Er nahm sie als eine Art notwendiges Übel mit in

Kauf, um für seine Pläne zu wirken. Seinem bescheidenen Sinne selbst waren solche Ehren, überhaupt menschliche Lobsprüche zuwider. Er konnte es nicht leiden, wenn man meinte, es sei doch ein großes Opfer, daß er eine solange Zeit seines Lebens in Afrika zubrächte, er war der Ansicht, das sei doch eher ein Vorrecht, das ihm zu teil geworden wäre, jedenfalls könne von einem Opfer nicht geredet werden, wo es sich nur um eine kleine Rückerstattung der großen Schuld gegen Gott, die wir nie abzutragen imstande wären, handeln könnte. Auf das Drängen seiner Freunde schrieb er in England sein erstes großes Werk: Die Geschichte seiner bisherigen Missionsreisen. Das war ein saures Stück Arbeit für den Mann, der des Sitzens am Schreibtische und der Zimmerluft entwöhnt war. Das Buch fand großen Absatz und brachte ihm ein kleines Vermögen ein, das er freilich in seiner Hochherzigkeit zumeist in seine weiteren Unternehmungen steckte. Er genoß jetzt reichlich den Umgang mit vielen bedeutenden und geistvollen Persönlichkeiten, und das hatte für den solange von der Welt abgeschnittenen Mann etwas überaus Wohlthuendes und Anregendes, aber die größte Freude war ihm, nach solanger Trennung mit seiner Familie wieder zusammen sein zu können. 18 Monate blieb er in England, dann kehrte er von neuem nach Afrika zurück. Sein Verhältnis zur Londoner Missionsgesellschaft war in freundschaftlicher Weise gelöst worden. Er zog jetzt als englischer Konsul und Chef einer Forschungsexpedition hinaus. Er fuhr auf einem Regierungsschiff und nahm einen zerlegbaren Dampfer mit. Seine Gattin und sein jüngster Sohn Oswell begleiteten ihn diesmal. Die Aufgabe, um die es sich handelte, war, den Zambesi und seine Nebenflüsse zu erforschen, besonders darüber, ob sie schiffbar seien, Klarheit zu schaffen.

Der zweite Aufenthalt in Afrika dauerte 6 Jahre 1858—64. In Tette fand er seine Makololos, die ihn auf seiner letzten Reise begleitet hatten. Ihre Reihen waren allerdings durch den Tod arg gelichtet; die Überlebenden begrüßten ihn mit hellem Jubel: „Man hat uns oft gehöhnt: Euer Engländer wird nicht mehr zurückkehren, aber wir vertrauten auf Dich, und jetzt werden wir ruhig schlafen“. Bei diesem zweiten Aufenthalt fand er den Kongonehafen, vergewisserte sich über den Zustand des Zambesiflusses und seine Tauglichkeit zur Schiffahrt, stellte die Ertragsfähigkeit des Bodens in den dortigen Gebieten fest und entdeckte in kühnem Vordringen den Schirwasee und den großartigen Nyassasee. Das waren wertvolle Erfolge, aber doch nicht das, was sich Livingstone als Ziel gesteckt hatte. Und mit welchen Widerwärtigkeiten hatte er zu kämpfen, welches Mißgeschick verfolgte ihn bei seinem diesmaligen Unternehmen! Er hatte Mißhelligkeiten mit den englischen Mitgliedern der Expedition. Sehr bald kündigte ihm der erste Schiffsoffizier, Krankheit zwang andere zurückzukehren, so daß er sich bald von fast allen seinen Landsleuten verlassen sah. Die Universitätenmission hatte eine Expedition ausgeschickt, eine Missionsstation in den von Livingstone bezeichneten Gebieten zu errichten. Er war hocherfreut, aber bald forderte das Klima unter den Sendboten seine Opfer, und da wurde die Expedition zurückgezogen. Livingstones Frau hatte sich am Kap von ihm getrennt, war mit ihren Eltern nach Kuruman und später nach Schottland gegangen, aber von Sehnsucht erfaßt kehrte sie nach Afrika zurück und traf dort wieder mit ihm zusammen. Am 21. April 1862 erkrankte sie, nach wenigen Tagen starb sie. Ein Kind von ihm

schlummerte bereits in afrikanischer Erde, jetzt bettete er auch sein geliebtes Weib in dieses fremde Land. Der starke Mann war bei diesem Schlage wie gebrochen. Und doch durfte er nicht ruhen noch rasten. Er gewann immer entsetzlichere Einblicke in das Elend des Sklavenraubes und sah mit Schrecken, daß alle seine Entdeckungen bisher nur den Sklavenhändlern zu gute gekommen waren, also das Übel, das er bekämpfen wollte, noch gefördert hatten. Seine Hoffnung war gewesen, daß ein Dampfboot auf dem Nyassasee mit ein Paar Kanonen den Sklavenhändlern das Handwerk legen könnte. Das Schiff, das er mitgebracht hatte, erwies sich als untüchtig, er war betrogen worden. Ein zweites hatte zu großen Tiefgang. Das dritte, die Lady Nyassa, in die er den größten Teil seines Vermögens gesteckt hatte, entsprach allen Anforderungen, aber seinem Transporte nach dem See stellten sich immer neue Schwierigkeiten entgegen. Da traf ihn von England die Abberufungsordre. Von Krankheit geschwächt, von Hunger oft geplagt, schleppte er sich noch einmal mühsam vorwärts, wenigstens die Ufer des Nyassasees zu erforschen. Dann entschloß er sich zur Heimkehr. Die Lady Nyassa wollte er in Ostindien verkaufen, damit sie den afrikanischen Sklavenhändlern nicht in die Hände fiele. Und da unternahm er das tollkühne Wagstück, auf diesem kleinen Schiff mit wenig Besatzung, er selbst als Kapitän, den ihm unbekannten indischen Ocean zu befahren. Es war ein Wunder, daß er glücklich in Bombay landete. Von dort kehrte er nach England zurück. Es war ihm in Bombay gelungen, die Lady Nyassa angemessen zu verkaufen. Freilich sollte er sich des daraus gewonnenen Erlöses nicht freuen. Er legte das Geld in einer indischen Bank nieder und diese fallierte nach kurzer Zeit.

1865 begab er sich zum dritten Male nach Afrika. Es sollte seine letzte Reise werden. Mit jugendlichem Mute machte er sich wieder an seine Wanderungen. Dem Rovumaflusse entlang ziehend, kam er wieder an den Nyassasee. Unter unsäglichen Mühseligkeiten, selbst elend, drang er weiter vor, gelangte 1867 an den Tanganyikasee und entdeckte weiter den Moero- und Bangweolosee. Aber infolge der ungeheuren steten leiblichen und seelischen Anstrengungen brach seine Kraft allmählich zusammen. Die Füße versagten, er mußte sich tragen lassen. Noch gönnte er sich keine Ruhe. Immer häufiger überfiel ihn Bewußtlosigkeit. Nach allerlei Kreuz- und Querzügen kam er endlich in Udschidschi am Tanganyika an. Todeswund war Leib und Seele. Da stürzte am 10. November 1871 einer der beiden Knaben, die bei ihm ausgehalten hatten, mit freudiger Botschaft in die Hütte. Vor geraumer Zeit war an der Küste das Gerücht ergangen, Livingstone sei tot. Es war von Leuten, die ihn verlassen hatten, ausgesprengt worden. Da waren Expeditionen ausgerüstet worden, sich zu vergewissern, ob die Nachricht wahr sei, und, wenn er noch lebte, ihm Hilfe zu bringen. Jetzt hatte Stanley ihn erreicht. Wunderbares Zusammentreffen! Ergreifend liest sich, was beide Männer darüber schreiben. Stanley hinterließ ihm reiche Vorräte und versprach ihm, von der Küste aus sein bisheriges Gefolge zurückzusenden. Denn von Rückkehr wollte Livingstone jetzt nichts mehr wissen. Aber seine Kraft war gebrochen. Die neue Reise stellte bald wieder unglaubliche Ansprüche an seine Leistungsfähigkeit. Man trug ihn schließlich, zu einem Schatten abgemagert, auf einer Bahre von Baumzweigen in das Dorf Ilala am Bangweolosee.

Nur wenige Begleiter hatten bei ihm ausgeharrt. Am nächsten Morgen, den 1. Mai 1873 fanden sie ihn in der Hütte, die sie ihm gebaut hatten, knieend vor seinem Lager. Er hatte ausgekämpft.

Seine treuen eingebornen Diener waren tief erschüttert. Aber sie haben in schöner Weise ihm seine Liebe zu seinen schwarzen Brüdern gelohnt. Sein Herz begruben sie in Afrika. Für diesen Erdteil hatte es geschlagen, und dort sollte es auch ruhen. Die Leiche selbst aber brachten sie, nachdem sie sie getrocknet hatten, ohne fremde Führung sicher zur Küste, wahrlich eine staunenswerte Leistung und ein beredtes Zeugnis ihrer dankbaren Verehrung für ihren langjährigen Herrn. In der berühmten Westminsterabtei haben die irdischen Überreste Livingstones ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Eine wunderbare Gestalt dieser Livingstone! Welcher bedeutende Geist und welche Vielseitigkeit der Gaben! Und vor allem welch' herrliches Gemüt! Von diesem bekommt man eine rechte Vorstellung erst, wenn man Einblick in seine Tagebücher und in seine Briefe an seine Frau, seine Kinder und seine Freunde nimmt. Zärtliche Liebe zu den Seinen, treue Teilnahme für seine Freunde, Interesse an allen Vorgängen in der Welt kommen darin in natürlichster Weise zum Ausdruck. Seine Anschauungen und Empfindungen sind überaus gesund, und der ernste Mann kann auch gar fröhlich sein und scherzen. Dabei stellt sich ihm doch alles unter die höchsten Gesichtspunkte und erfüllt ihn eine tiefe Frömmigkeit und ein großartiger Glaubensmut, so daß seine Aufzeichnungen zu einer wahrhaft erbaulichen Lektüre werden. Sein Leben war, seitdem er Afrika betreten hatte, recht eigentlich ein Leidensweg. Was hatte er gewollt, was hatte er erreicht? Er hatte sich durch wissenschaftliche Beobachtungen und geographische Entdeckungen verdient gemacht. Aber was er 1850 an seinen Bruder Charles schrieb, das hat ihn stets beseelt: „Ich bin ein Missionar mit Leib und Seele. Gott hat einen einigen Sohn und Er wurde Missionar und Arzt. Ich bin eine arme, arme Nachahmung von ihm, oder wünsche es zu sein. In diesem Dienste wünsche ich zu leben, in ihm wünsche ich zu sterben". Freilich waren seine Anschauungen über die Aufgaben eines Missionars weitherziger als derjenigen, deren Ideal, wie Livingstone sagt, „eine Art sauer dareinsehender Mann mit einer Bibel unterm Arm ist". „Ich weiß", fährt er fort, „daß ich mir nicht selbst gehöre; ich diene Christo, wenn ich für meine Leute einen Büffel erlege, oder eine astronomische Beobachtung anstelle". Alle seine Reisen und Forschungen dienten doch nur dem höheren Zwecke, daß das Licht von oben in den dunklen Erdteil komme. Und dafür hat er Großes geleistet und Großes erreicht. Er hat die Aufmerksamkeit der civilisierten Welt auf Innerafrika gelenkt. Die Vorstellungen von diesem Lande, das man sich bisher als eine Sandwüste vorgestellt hatte, wurden durch ihn andere. Jetzt faßte man Mut, Handel dorthin zu treiben. Auch die Eingebornen erschienen nun in einem andern Lichte. Livingstone hatte bei seinem ersten Aufenthalt von ihnen gesagt, daß sie, richtig geleitet, verständig nnd gesellig, voll Achtung für den weißen Mann, anhänglich an ihn, wenn er sie gut behandle, und begierig seien, ihn in ihrer Mitte zu haben. Und so manches, was er von ihnen erlebt hatte, sprach auch deutlich zu ihren Gunsten. Er hat der Christenheit das Gewissen ob des afrikanischen Sklavenhandels ernstlich geschärft und die Inschrift, die auf

seinem Grabe angebracht ist und die er selbst, gerade ein Jahr vor seinem Tode, verfaßt hat:

„Alles was ich in meiner Einsamkeit sagen kann ist: Möge des Himmels reicher Segen auf jeden — Amerikaner, Engländer, Türken — herabkommen, der die offene Wunde der Welt heilen hilft“,

hält noch nach seinem Tode eine eindringliche Predigt.

Er hat aber über den Forscher, den Reisenden und den Feind des Sklavenhandels nie den eigentlichen Missionar vergessen, sondern, wo er konnte, überall und bis zuletzt das Evangelium verkündigt. Er täuscht sich nicht, daß sein oft nur flüchtiger Aufenthalt noch keine wirkliche Bekehrung herbeiführen könne, tröstet sich jedoch, wie er einmal in sein Tagebuch schreibt: „Einzelne werden gewißlich in ihrer Not zu ihrem himmlischen Vater flehen, die ohne unsern Besuch nie an ihn gedacht hätten“. Und er hat vor allem durch seine Persönlichkeit dem Christentum in Afrika Bahn gebrochen. Noch heute lebt der weiße Doktor in freundlicher und dankbarer Erinnerung bei den Eingebornen fort. Für Afrika hat der große Glaubensheld gelebt, und Afrika hat er aufgeschlossen, aufgeschlossen auch für das Evangelium. Er hat Anspruch auf den Namen: Apostel Afrikas.

Die neuere Entwicklung Japans und die Bedeutung des Christentums.

Vortrag auf der 12. Jahresversammlung des Allgem. evang.-prot. Missions-Vereins zu Kiel am 24. Juni 1896, gehalten von Munio Kubo in Berlin.

Es war ein glücklicher, — ich möchte sagen — geschickter Griff, den der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein dadurch that, daß er hier in Kiel einmal seine Generalversammlung gehalten hat. Die Hafenstadt ist für die äußere Mission besser vorbereitet und empfänglicher als die Binnenstadt. Der Sinn der Bewohner ist dort mehr nach auswärts gekehrt. Das Gehen und Kommen von Schiffen nach und von aller Herren Ländern macht ihnen ferne und fremde Völker näher und bekannter. Mit der Bekanntschaft wächst auch das Interesse für das Fremde. Und das kommt dem Verständnis für christliche Bekehrung der überseeischen Heidenvölker zu gute. Schon der überseeische Handel und die Schiffahrt überträgt von einem Lande zum andern nicht allein materielle, sondern auch Kulturgüter. Soweit dies von einem christlichen Lande ausgeht, hat diese Kulturmission bis zum gewissen Grade die Bedeutung einer christlichen Mission. Die heutige Entwicklung des Weltverkehrs hat, sofern ihre Lichtseite in Betracht kommt, ohne Zweifel eine christianisierende Wirkung, da er seine Verbindungsnetze von dem christlich-europäischen Centrum aus auf die ganze Erde ausspannt. Kiel sendet Jahr aus Jahr ein seine Kriegsfahrzeuge hinaus, um die deutsche Machtherrlichkeit draußen auf dem Meere zu repräsentieren und steht mit fernen Erdteilen in steter Fühlung. Der Verkehr zwischen Deutsch-

land und Japan nahm seinen Anfang mit der preußischen Expedition nach Ostasien, welche im Jahre 1859 seitens der preußischen Regierung ins Werk gesetzt wurde. Ein Geschwader der preußischen Marine wurde hinausgesandt, um die später so rege gewordene Beziehung zwischen dem deutschen und japanischen Volke anzubahnen. Mit der halb mit Gewalt aufgenötigten Erschließung des Landes wurde der Stein ins Rollen gebracht, und Japan ist in der Folgezeit immer mehr ins Getriebe des Weltverkehrs hineingezogen worden. Ich freue mich, hier an dieser Stelle die Ehre und die Gelegenheit zu haben, uns über die inzwischen erfolgte Wandlung meines Heimatlandes unterhalten und dann zeigen zu dürfen, welche Aufgabe und Bedeutung die christliche Mission, in deren Interesse wir in diesem Augenblick hier versammelt sind, in Japan hat.

Während der ganzen fünfziger Jahre forderten die europäischen und amerikanischen Mächte nacheinander von Japan die Eröffnung eines gegenseitigen Handelsverkehrs. Damals stand der feudale Staatsorganismus zwar innerlich bereits morsch, aber äußerlich noch ganz unverletzt da. Die Regierung der Dynastie Tokugawa, den Shogun oder, wie die in Europa bekanntere Bezeichnung heißt, Taikun an der Spitze, übte die thatsächliche Herrschaftsgewalt über das ganze Land aus, welches in zahlreiche, große und kleine, unter einander ganz selbständige Fürstentümer zerfallen war. Der Mikado, das nominelle Staatsoberhaupt, besaß in völliger Abgeschlossenheit vom öffentlichen Leben politisch keine Bedeutung. So schloß jene aus eigener Initiative mit den Westmächten Freundschafts- und Handelsverträge ab, allerdings mehr notgedrungen, als aus politischer Einsicht, sich ins energische Vorgehen der letztern fügend. Es erhoben sich Proteststimmen aus einigen größern Fürstentümern Südwestjapans und beschuldigten die Taikunregierung, daß sie eigenmächtig unter Überschreitung der ihr staatsrechtlich zustehenden Kompetenz eine so schwerwiegende Aktion wie die Erschließung des Landes für den Fremdenverkehr vollführt habe, ohne vorher die Genehmigung des Mikado erlangt zu haben. Es war zum ersten Mal, daß Derartiges der mächtigen Taikunregierung während ihres bis dahin über dritthalb Jahrhunderte langen Bestehens widerfuhr, ein Zeichen dafür, daß der Boden, worauf die Herrschaft beruhte, schon längst ins Wanken gebracht worden war.

Gestatten Sie mir, hier einen kurzen Rückblick auf die vorhergegangene Zeit einzuschalten, damit wir die darauf gefolgte Wandlung der Dinge besser verstehen können.

Die segensreiche Friedenszeit, welche mit der Gründung der Tokugawaregierung anbrach, hatte Kultur und Wohlstand des Landes in eine bisher nie gekannte Höhe gebracht. Das Volk, welches Jahrhunderte lang in einem stetigen Kriegszustande gelebt hatte, lernte zum ersten Male wieder friedlich arbeiten. Durch Verteilung des Landes an Feudalfürsten entstanden Residenzstädte an allen Ecken und Enden. Mit dem Frieden nahm der Konsum an Umfang und Regelmäßigkeit zu und kam der Produktion zu gute. Die feudalfürstlichen Hofhaltungen mit ihrer steigenden Luxusentfaltung begünstigte das neu erwachte Kunstgewerbe. Ein Netz von Heerstraßen, welche die einzelnen Residenzstädte miteinander und den Sitz der Taikunregierung, die Stadt Yedo, welche später Tokyo umgetauft wurde, verbanden, erhielt neben der politischen und militärischen auch eine wirtschaftliche Bedeutung; es hob

die frühere, lokale Beschränkung des inländischen Handelsverkehrs auf. In den von Feudalfürsten errichteten Clanschulen wurde die chinesische Gelehrsamkeit mit Eifer getrieben und gelangte zu einer solchen Entwicklung, daß die meisten Schriften aus dieser Zeit in chinesischer Sprache verfaßt sind. Die Söhne der Samurai-Kaste, welcher die Vasallen als Beamte und Soldaten im Dienste der Feudalfürsten erblich angehörten, wurden darin neben allen ritterlichen Künsten unterwiesen. Die Erziehung des niedern Volkes lag in den Händen der buddhistischen Priester und sonstigen Schriftkundigen. Auf dem Gebiete der Kunst trat eine neue Glanzepoche ein. Kurz, es gestaltete sich innerhalb eines nach außen völlig abgeschlossenen, — im realen Sinne des Wortes — isolierten Staates ein eigenartig geordnetes Kultur- und Wirtschaftsleben. Die japanische Geschichte kennt bis dahin keine Periode, welche gleich dem Zeitalter der Tokugawaregierung einen Kulturfortschritt des Landes aufweisen könnte. Was man heute japanische nationale Civilisation nennt, ist in der That ein Erbstück, das wir aus dieser Zeit herüberempfangen haben. Die gegenwärtige Entwicklung Japans ist nicht zu verstehen, ohne die geschichtliche Bedeutung der Tokugawa-Periode zu würdigen. Diese war, so zu sagen, eine Vorbereitungszeit für die gewaltige Wandlung, welche seit Eröffnung des Landes für den Weltverkehr unter dem Einfluß europäischer Civilisation eingetreten ist. Sonst wäre die Annahme der europäischen Kultur, wie sie inzwischen vor sich gegangen, wohl nicht denkbar gewesen.

Diese feudale Staatsordnung, so kunstvoll sie auch aufgebaut war, konnte im Laufe der Zeit doch nicht dem Wandel der Dinge gerecht werden. Durch einen langen Frieden begünstigt, nahm die Bevölkerung zu. Dementsprechend wuchs aber nicht das Volksvermögen; denn die Technik machte keinen wachsende Bedürfnisse befriedigenden Fortschritt und konnte nicht den Ertrag der volkswirtschaftlichen Produktion vergrößern. Der auswärtige Handel, durch die seit Mitte des 17. Jahrhunderts streng durchgeführte Ausschließungspolitik untersagt, konnte der Not nicht abhelfen. Am härtesten litten unter diesen schwierigen Umständen die feudalfürstlichen Finanzen. Während ihre Einnahmen meist stabil blieben, steigerte sich die Zahl der Vasallen, welche die Lehnsfürsten erblich unterhalten mußten. Der Lehnssold der ersteren verschlang einen immer größeren Prozentsatz der Revenue der letzteren, welche in manchen Fürstentümern durch verschwenderische Hofhaltung oder sonstige Mißwirtschaften bereits übermäßigen Ausgaben unterlegen war. Die Folge davon war eine knappe Belehnung der Vasallen. Starre Erblichkeit der Ämter, welche fast die Regel bildete, setzte der Bethätigung ihrer Arbeitskraft eine Schranke und machte das Los ihrer Mehrzahl ungerechter Weise geradezu hoffnungslos. Eine Unzufriedenheit beschlich die Gemüter. Um diese Zeit kam andererseits eine litterarische Bewegung auf, welche in der Geschichtsschreibung die staatsrechtliche Auffassung vertrat, daß die Staatshoheit eigentlich doch dem Mikado, wenn er auch derselben durch geschichtlichen Zufall thatsächlich verlustig geworden, gebühre, daß ihre Ausübung durch den Taikun an sich widerrechtlich sei und die übrigen Feudalfürsten diesem als unmittelbare Unterthanen des Mikado rechtlich gleichgestellt seien. Die bestehende Staatsordnung erhielt dadurch eine grundsätzliche Anfechtung. Die mit jener unzufriedenen Vasallen, welche es schon längst nach frischen Thaten lüstete, bekannten sich sofort zu der

neuen Staatsanschauung. Sie nahmen schließlich ihrem eigenen Lehnsherrn den Rücken kehrend, zu denjenigen Fürstentümern Zuflucht, deren Machthaber ihrerseits darauf spekulierten, an Stelle der jetzt die Herrschaft führenden Taikunregierung der Dynastie Tokugawa ihre eigene eventuell zu setzen. Alle diese Momente bereiteten von langer Hand die notwendige Erschütterung des ancien régime, dem Japan einen über zweihundert Jahre langen Frieden und eine eigenartige Kulturentwicklung verdankt, vor und es schien nur auf eine Gelegenheit zu warten, daß sie erfolgte. Da ereignete sich die vorhin erwähnte Ankunft der europäisch-amerikanischen Geschwader. Als die Tokugawaregierung nach langem Zögern endlich den Fremden den Zutritt ins Land erlaubte, brach das lang Verhaltene los. Das Land teilt sich in zwei Heerlager. Südwestjapan steht unter Führung der drei mächtigsten Fürstentümer, den Mikado an der Spitze, dem Nordostjapan gegenüber, welches zunächst noch treu an der Dynastie Tokugawa hängt. Der Bürgerkrieg entscheidet sich zu Gunsten des erstern. Jedoch die Notwendigkeit der Dinge war mächtiger als die menschliche Berechnung und es geschah anders, als man erwartet hatte. 1868 wurde die Mikadoregierung gegründet. Der Mikado trat aus seiner bisherigen Schattenstellung ans Licht der Öffentlichkeit. Die Tokugawaregierung verzichtete auf weitere Herrschaft. Anstatt daß eine neue Taikunregierung an Stelle der gestürzten unter Beibehaltung des hergebrachten Feudalismus aufkam, setzte sich die neue Ordnung in Form einer absoluten Monarchie ein. Alle Feudalherrschaften wurden ohne Ausnahme abgeschafft. Das Land wurde in Verwaltungsbezirke eingeteilt und der kaiserlichen Centralregierung direkt unterstellt. In Bezug auf den Verkehr mit den Westmächten blieb die neue Regierung in den Fußtapfen der Tokugawaregierung, obwohl diese gerade wegen dieser ihrer Politik gestürzt wurde und ließ alle einmal abgeschlossenen Verträge weiter gelten. Ja, sie ging noch weiter und trat nunmehr bei den „Barbaren“, welche sie bis vor kurzem vom Lande hatte fern halten wollen, in die Lehre ein.

Von dieser Zeit an beginnt die gegenwärtige, neue Ära des modernen Japan. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zunächst machen sich Einflüsse europäischer Civilisation geltend. Rechtssicherheit und Wohlfahrt nimmt von Jahr zu Jahr zu. Eine, wenn auch noch verhältnismäßig kleine, doch durchaus schlagfertige Armee und Marine hat sich so weit ausgebildet, daß sie in den Jahren 1894/95 einen Krieg gegen China auf dem asiatischen Festlande erfolgreich wagen konnte. Durch den unaufhaltsam wachsenden Außenhandel und unter Aneignung der modernen, europäischen Technik hat das Wirtschaftsleben einen mächtigen Aufschwung genommen. Der Fortschritt, den Japan auf dem Gebiete der äußeren, materiellen Kultur seit Gründung der neuen Ordnung gemacht, ist ein erstaunlicher und wenn man die Dinge genauer betrachtet, bedeutet er wirklich auch nur das kleine Vorspiel eines großen Dramas, das sich erst noch abwickeln soll. Ein Rückwärts giebt es nicht mehr. Wer nicht mit vorwärts will, muß fallen und sich zertreten lassen. Der Strudel des modernen Weltverkehrs reißt, wenn ein Volk, sei es politisch, sei es ökonomisch einmal in ihn hineingeraten, es unerbittlich mit sich fort. Japan kann sich nicht mehr davon zurückziehen und will es auch nicht mehr. Es hat trotz der schweren Aufgaben, welche es durch Eintritt in den Weltverkehr sich auf-

gebärdet hat, in den letzten fünfundzwanzig Jahren praktische Vorteile daraus zu erzielen gelernt, an die es während seiner ganzen Geschichte auch nicht im entferntsten denken konnte. Es denkt in keiner Weise an eine nochmalige Abschließung. Die Richtung, in welcher die gegenwärtige Entwicklung fortschreitet, wird daher nicht wieder verlassen werden.

Was hat nun all das für das Innenleben des Volkes, für die geistige Kultur, für die Kultur im eigentlichen Sinne zu bedeuten? Wie hat es darauf bisher gewirkt und wie wird es noch wirken? Es ist eine Frage, nach deren Beantwortung die zukünftige Aufgabe des japanischen Volkes sich richten muß.

Soweit das äußere Leben den Menschen auch inwendig beeinflussen kann, hat die politische, ökonomische und sociale Wandlung das Volk, insbesondere die gebildeten Klassen desselben auch nach dieser Seite hin mehr oder weniger umgestaltet. So z. B. durch Wegfall der feudalherrschaftlichen Grenzen hat sich die Nation doch zum mindesten nach außen als ein einheitliches Ganzes fühlen lernen; an Stelle des lokalpatriotischen Landsmannschaftsgeistes ist ein Nationalgefühl getreten, ein für die spätere Entwicklung der Nation unschätzbares Moment. Die Abschaffung des Vasallentumes und die Freigabe von öffentlichen Ämtern an alle Staatsbürger haben die kastenmäßige, feudalständische Anschauung über die sozialen Klassen verdrängt, indem hierzu die importierte moderne, europäische Gleichheitsidee nicht wenig beitrug. Der von Jahr zu Jahr an Macht und Umfang zunehmende ökonomische Kampf ums Dasein, welcher mit der Eröffnung des Landes für den Fremdenverkehr frühere Ruhe und Genügsamkeit aus dem Volksleben für immer gebannt hat, beansprucht erhöhte Arbeitsthätigkeit und stählt die Arbeitskraft und -Energie des Volkes wie nie zuvor. Die Schulorganisation, welche in Anlehnung an europäische Vorbilder durchgeführt wurde, hat die Volksbildung ungemein gehoben. Die fachmännische Fortbildung hat durch Errichtung von verschiedenen Hochschulen eine sorgfältige Pflege erhalten. Was noch von größerer Bedeutung ist, ist der Unterricht in europäischen Sprachen und Litteratur, welcher in höheren Schulen erteilt wird. Durch denselben wird die Jugend in die westliche Ideenwelt hineingeführt, was, wenn diese kulturellen Samenkörnchen einmal auf empfänglichen Boden fallen und Früchte tragen, für das spätere Geistesleben des Volkes unermeßliche Folgen haben kann. Nach alledem kann man nicht leugnen, daß die Neuordnung in Japan auch für das innere Kulturleben gewisse Fortschritte aufweist.

Dennoch in einem Punkte ist der Japaner immer der alte geblieben, nämlich im religiös-sittlichen Leben. Hier ist der Unterschied zwischen Alt- und Neujapan ein illusorischer. Der Kern des innern Habitus läßt sich eben durch Annahme der äußern, fremden Kultur, wie durchgreifend sie auch sein mag, und durch Aneignung einiger geistiger Fertigkeiten nicht leicht verändern. Was bis vor dreißig Jahren das Gemüt des Volkes beherrscht hat, beherrscht es im Grunde genommen heute noch. Die verstandesethische Lehre des Chinesen Konfuzius war während des feudalen Zeitalters imstande, das moralische Sinnen und Fühlen der Gebildeten zu durchdringen. Ihre Unterordnungsgebote haben in geschickter Anpassung an die feudalen Zeitverhältnisse in unbedingter Vasallentreue und im Gehorsam der Kinder gegen Eltern ihre praktische Ausführung erhalten. Die enge, familienartige

Zusammengehörigkeit von Lehnsherrn und Vasallen und die patriarchalische Gebundenheit des Familienlebens sind gerade geeignet, diese beiden Tugenden zur Ausbildung zu bringen. So liefert uns die feudale Geschichte Japans auch manche wundersame Blüten des Gemütslebens, welche unsere Herzen mit einer eigenartigen Romantik erfreuen. Jedoch wir haben gesehen, wie hinfällig eine solche Vasallentreue ist, sobald eine ernstliche Prüfung an sie herantritt. Mit dem feudalen Staatsorganismus ist sie ja auch verschwunden und bildet jetzt nur einen historischen Moralbegriff. Es ist zwar an ihrer Stelle aus demselben Hintergrunde der konfuzianischen Sittenlehre eine einheitliche, monarchische Gesinnung durch Gründung der Mikadoherrschaft entstanden. Ob sie in einem modernen Staate trotz des Fehlens des direkten, persönlichen Verhältnisses an lebendiger Innerlichkeit der alten Vasallentreue gleich kommen kann, ist aber sehr zu bezweifeln. Freiheit und Beweglichkeit, welche sich durch die neuere Entwicklung immer mehr ins Volksleben eingeschlichen hat, hat auch das Familienleben besonders bei den höheren Schichten der Bevölkerung individualisiert und die gegenseitige Anhänglichkeit unter Familienangehörigen, welche durch den Zwang der patriarchalischen Sitte zusammengehalten waren, gelockert.

Derjenige Teil des Volkes, welcher die Einführung der europäischen Kultur zunächst in die Hand genommen hat, hat sich durch äußere Großartigkeit derselben einfach verblenden lassen und nicht in den innern Kern derselben einzudringen vermocht. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die unselige Halbbildung bedauerlicher Weise auch dort ihr Wesen treibt. Unter falscher Marke europäischer Bildung hat die materialistische Welt- und Lebensanschauung bereits den Einzug gehalten und in den hohlen, oberflächlichen Geistern der sog. Gebildeten auch im fernen Osten eine fruchtbare Verpflanzungsstätte gefunden. Sie behaupten mit ihren Lehrmeistern, die Religion sei ein Chimärenprodukt des im Kindesalter befindlichen Volkes und verliere ihre Wichtigkeit und Bedeutung mit der fortschreitenden Kultur, weil das mit der letztern wachsende Wissen den Glauben ersetzen müsse. Sie ahnen nicht, daß der wahre Glaube gerade dasjenige höchste Gut ist, welches nur aus dem reichsten, entwickeltsten Gemütsleben des Menschen entstehen kann, und daß die auf einem solchen Glauben beruhende Religion, je fortgeschrittener die Kultur ist, um so wichtiger wird, da diese erst durch sie den innern Halt empfängt, und ohne sie ihre Seele, ihr Leben aufgiebt und in jähen Untergang verfällt.

Und was das Gros des japanischen Volkes betrifft, so steht es heute wie früher noch in dem unheilvollen Buddhismus, welcher in einer volkstümlich verbreiteten Gestalt nichts als ein heidnischer Aberglaube ist. Man muß sich wohl darauf gefaßt machen, daß bei einer einseitig intellektuellen Volkserziehung, wie es in Japan der Fall ist, nach nicht allzulanger Zeit ein Übergang vom Aberglauben zum Unglauben sich vollzieht. Wenn hier nicht alsbald eine Abhilfe getroffen wird, so ist ein allgemeiner seelischer Nihilismus mit Sicherheit zu erwarten. Dann ist der Boden zur Genüge gepflegt, worauf ein Gott weiß was für anarchistischer Zustand erwachsen kann.

Es fehlt heute nicht an Stimmen, welche klagen, die Neuordnung habe Japan entsittlicht; was Neu-Japan an Arbeitstüchtigkeit gewonnen, habe es an Gesinnungstüchtigkeit verloren. Wie weit solche Klagen berechtigt sind, ist schwer zu sagen. Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß aus einer

solchen Grundlage, wie der erwähnten, überhaupt kein allzu hohes sittliches Leben entstehen kann. Ebenso klar ist es, daß wenn hier nicht einmal eine innere Wandlung von Grund aus eintreten sollte, die jetzt kaum begonnene Entwicklung Japans einer traurigen Zukunft entgegeneilen wird. Wo soll nun diese Wandlung von Grund aus herkommen? Was ist die Kraft, welche eine solche herbeiführt? — Es ist keine andere, als die des Geistes der christlichen Religion, welcher wie ein neues Ferment im menschheitsgeschichtlichen Entwicklungsprozeß die nach außen herrlich große, wie nach innen innig tiefe Kultur der christlich-europäischen Welt erzeugt und welcher zum ersten Mal unserem Leben Ziel und Zweck gesetzt und unserm sittlichen Wollen und Handeln innern Grund gegeben hat.

Es ist sonderbar, daß das Volk, welches seit seiner Bekanntschaft mit der europäischen Kulturwelt für deren Kulturgüter ein begeistertes Interesse und Verständnis hegt und sie sich anzueignen mit aller Energie bestrebt ist, nur auf diesen Punkt bisher keine Aufmerksamkeit gerichtet hat. Die japanische Regierung hat sich um die jetzige Entwicklung des Landes im großen und ganzen unverkennbare Verdienste erworben. Sie hat zu den weitgehendsten Initiativen gegriffen, um das Land vorwärts zu bringen. Es ist jedoch ein Unding, in einem nichtchristlichen Lande direkte Pflege der christlichen Religion vom Staate zu verlangen. Von dieser Seite können wir also keine Hilfe erwarten. Hier muß die Bewegung erst von unten ausgehen. Privatinitiative, Privatarbeiten können sie nur ins Werk setzen. Solange dem Volk aber selbst der christliche Heilsglaube unbekannt bleibt, kann man unmöglich bei ihm auf Verständnis und Interesse für denselben, geschweige denn auf Initiative zur Pflege desselben rechnen. Er muß ihm zunächst beigebracht werden. Und es liegt allein und einzig in der Hand der christlichen Mission, hier helfend einzugreifen.

Die europäische und amerikanische Christenwelt ist auch längst ihrer Christenpflicht nachgekommen und hat hierzu nicht geringe Opfer dargebracht. Wenn auch bis jetzt die Erfolge scheinbar verhältnismäßig klein sind, wie z. B. die Zahl der Getauften zeigt, so darf die eigentliche Bedeutung der Mission deshalb nicht verkannt werden. Sie ist ja doch der einzige Weg, auf welchem einem im Aber- und Unglauben verirrten Volke zum ersten Male das christliche Evangelium verkündet wird. Die ausgedehnte Annahme des Christentums kann natürlich nicht von heute auf morgen geschehen, es kann sich um Jahrhunderte handeln. Daß sie einmal, wie groß und unüberwindlich die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten sein mögen, doch erfolgt, bezweifeln wir Christen keinen Augenblick. Ob sie mit der jetzigen Entwicklung Japans, welche durch Annahme der äußern westlichen Kulturgüter eingetreten, einst Hand in Hand gehen wird — was ja unser heißester Herzenswunsch ist — oder ob sie erst auf dem Schutt des jetzt Entstehenden geschehen wird, wer vermag es heute vorauszusagen?! Unsere Christenpflicht ist es, in festem Vertrauen auf den letzten Sieg unserer Sache unser Bestes und Möglichstes zu dem heiligen Werk der Mission beizutragen und uns hierzu Gottes Hilfe und Kraft zu erflehen.

Deutschland ist für Japan in vielen Dingen Vorbild geworden. Von keiner europäischen Nation hat es in geistiger Beziehung so große Einflüsse erhalten, wie von der deutschen. Schenken Sie uns auch in religiöser Beziehung Ihre Einflüsse! Lassen Sie aus Ihrem deutschen

Vaterlande, der Heimat des protestantischen Christentums, Kraft und Wahrheit des protestantischen Glaubens zu uns hinausströmen! Lassen Sie den deutschen Kriegshafen Kiel Ausgangspunkt nicht allein deutscher Machtherrlichkeit, sondern auch christlich-deutscher Geistesherrlichkeit werden! Die Japaner nennen die Wandlung, welche mit der Abschaffung des Feudalstaates und Gründung der jetzigen Staatsordnung eingetreten ist, „Erneuerung". Es soll nun dieser „Erneuerung" des politischen und materiellen Lebens eine zweite, innere, ideelle des Geistes- und Gemütslebens folgen. Die äußere Europäisierung soll durch die innere Christianisierung ergänzt und vervollständigt werden. Es soll auch im fernen Osten ein christliches Volksleben herangebildet werden. Es soll der Weg angebahnt werden, auf welchem erst zwischen Ost und West ein Kulturverkehr im wirklichen Sinne möglich wird. Lassen Sie, bitte, diesem großen Kulturwerk Ihre christliche Hilfe zu teil werden, zur Ehre Ihrer eigenen, deutschen Nation und im Interesse unserer christlich-menschheitlichen Entwicklung.

Japanisches.

XXIX. Japanische Anschauungen über Religion.

Eine japanische Zeitschrift „Nihon Shukyo" (Japanische Religion) veröffentlichte neulich einige Fragen, auf die sie aus ihrem Leserkreis Antworten erhielt. Eine Anzahl von diesen Antworten, die aus den verschiedensten Kreisen, u. a. von Studenten einliefen, sind so bezeichnend für die verschiedenen Strömungen, die heutzutage in Japan nebeneinander hergehen, daß wir sie auch den Lesern, die sich für unsere Missionsarbeit interessieren, zugänglich machen wollen.

Die Fragen lauten:

1. Was für eine Religion soll Japan wählen?
2. Was für eine Stellung soll man gegenüber der Verschiedenheit der Religionsgemeinschaften einnehmen?
3. Können die heiligen Schriften und die Glaubensartikel der Religionsgemeinschaften beibehalten werden?
4. Wie sollen Religionsgemeinschaften oder Kirchen eingerichtet werden, und wie sollen gottesdienstliche Gebäude gebaut werden?
5. Welches sind die besten Methoden der Propaganda?
6. Wie kann man am besten Familie und Gesellschaft reformieren und was kann auf diesem Gebiet durch Belehrung erreicht werden?

Schon die Fragen zeigen eine gewisse radikale Auffassung, als ob man einfach eine Religion für ein ganzes Volk „wählen" könnte, oder als ob es irgendwie möglich wäre, eine Religion ohne ihre „heiligen Schriften" zu übernehmen.

Ein **Buddhist**, das Haupt der Engakuji-Sekte, schlägt vor, eine große Versammlung der tonangebenden Männer aus Buddhismus und Christentum einzuberufen und die Fragen von dieser Versammlung in freundschaftlicher Weise besprechen zu lassen.

Während der Buddhist die Frage an sich offen läßt, giebt ein Christ auf die erste Frage die entschlossene Antwort: „Natürlich ist das Christentum die Religion, die wir wählen sollen. Unter Christentum verstehe ich die Religion, die sich gründet auf das Leben und die Lehre Christi, des Sohnes Gottes; ich bin nicht dafür, die Riten und Dogmen der Alten als bindend für irgend eine christliche Kirche anzusehen. Jede Kirche sollte vielmehr volle Freiheit haben, ihre eigenen Formen und Formeln festzusetzen. Riten, Ceremonien und Glaubensartikel müssen dem Ort, der Erziehung, dem Gefühl und dem Zeitalter, in dem wir leben, angepaßt werden". Über die übrigen Fragen sagt derselbe Christ: „Ich würde die vorstehenden Religionsgemeinschaften unter sich wetteifernd kämpfen lassen. Die tauglichste wird die andere überleben. Ich würde das Alte und das Neue Testament und die zwei Maximen der Liebe zu Gott und zum Nächsten beibehalten. Die jetzt in Japan vorhandenen christlichen Kirchen bieten gute Vorbilder dar für die Einrichtungen, welche den Religionsgemeinschaften gegeben sind". Sehr interessant ist seine Antwort wegen der Frage der Propaganda. „Solange man keine verfügbaren Mittel hat, ist es müßig, über die Methoden der Propaganda zu reden. Daß das Geld der Fremden zum Zweck der Ausbreitung des Christentums unter den Japanern gebraucht wird, ist ein nationaler Schandfleck. Diese Praxis muß erst ein Ende haben, wenn japanische Christen ein Recht bekommen sollen, über die Methoden der Propaganda zu diskutieren." Noch bezeichnender ist seine Antwort auf die letzte Frage. „Das Christentum, das die japanische Familie beherrschen wird, kann keine vollkommen getreue Nachbildung des europäischen oder amerikanischen Christentums sein. Es muß sich mit gewissen Wahrheiten des Shintoismus, Buddhismus und Konfuzianismus assimilieren, um den Charakter zu gewinnen, den es braucht, damit es unsern nationalen Bedürfnissen entsprechen kann." Von diesen Wahrheiten gebraucht der Verfasser den Ausdruck „Ten yu no Shinri" d. h. „vom Himmel gelehrte Wahrheiten".

Während hier die Tendenz der Religionsmischung nur in ganz milder Form auftritt und unter den zu assimilierenden Elementen vielleicht sogar nur gewisse politische und soziale Anschauungen gemeint sind, zeigt sich die religiöse Unsicherheit in starkem Grade bei einem andern Christen, dem Herausgeber der Kiristokyo Shimbun, einer der angesehensten christlichen Wochenschriften. Über „heilige Schriften" hegt er zwar die vernünftige Ansicht, daß sie als ursprüngliche Quelle der Religion unentbehrlich seien, und sagt sehr richtig: „Das vom Christentum, was Lebenskraft hat, soll unsere Religion sein". Auch über die Aufgabe der Kirche kann man kaum richtiger urteilen als er: „Die Kirche hat zwei Aufgaben; die erste ist, Gott zu dienen und ihre Glieder zu lehren und geistig zu nähren, indem sie sie mit der Lehre und dem Charakter Christi bekannt macht; die andere besteht darin, die Glieder zu einem Leibe zu vereinigen, so daß die Herzen aller Brüder und Schwestern in einer Harmonie zusammenschlagen". Aber bei all diesen richtigen und gut christlichen Anschauungen kann er sich doch nicht entschieden auf die Seite des Christentums stellen. „Die Zeit", schreibt er, „in der alle Religionsgemeinschaften vereinigt werden können, ist noch nicht gekommen. Sie müssen noch ihrer eigenen natürlichen Entwicklung überlassen werden, Gewalt hilft nichts. Laßt Shintoisten, Buddhisten und Christen, jeden auf seinem Felde arbeiten und laßt jeden vom andern so viel entlehnen,

als ihm gut dünkt. Dies wird sich als die beste Vorbereitung für ‚Centralismus‘ und Einigung in der Zukunft erweisen.“

Diese Neigung zur Religionsmengerei scheint mir die größte Gefahr des jungen japanischen Christentums zu sein. Sie ist es vor allem, die den Einfluß fremder Missionare noch auf lange hinaus unentbehrlich macht. Außer den Unitariern (die den Geburtstag von Buddha, Konfuzius und Sokrates neben dem Christi feiern und diese drei mit Jesus Christus zu einem „Vier-Männer-Verein“, »Shi-nin-kwai« zusammenfassen), werden wohl alle unter uns von dieser Neigung frei sein. Es wäre das unglückseligste, auf was wir verfallen könnten. Leider aber ist es für die Japaner, deren Christentum noch kaum ein Vierteljahrhundert alt ist, und von denen wohl kein einziger Erwachsener schon von Kindheit an unter rein christlichem Einfluß gestanden hat, nur allzu nahe liegend, solchen Neigungen nachzugeben. Wir werden im Shinri dieser Frage einige Aufsätze widmen. Beim Konfuzianismus liegt eine religiöse Frage kaum vor, da der Konfuzianismus hier wesentlich als Sittenlehre existiert und zu einem großen Teil in das nationale Empfinden übergegangen ist. Hier kann nur ein gegenseitiges Durchdringen stattfinden, und was am künftigen japanischen Christentum mit Recht „japanisch“ ist, wird zum großen Teil konfuzianische Sittenlehre sein. Schwieriger liegt die Frage beim Buddhismus, weil der japanische Buddhismus, ein völlig molluskenhaftes Gebilde ist; wie überhaupt der ganze Mahayana-Buddhismus, der auf der einen Seite den gröbsten populären Aberglauben in sich aufnimmt und auf der andern Seite seinen ursprünglichen, vom Brahmanismus ererbten Illusionismus für kantischen Kritizismus und seine Seelenwanderungslehre für moderne Entwicklungstheorie ausgiebt, während ein spezifisch japanischer Zweig des Buddhismus, die Shinsekte, als völlig theistische Erlösungsreligion wenigstens äußerlich sich darstellt. Am heikelsten ist die Frage wegen des Shintoismus. Während man die verworrene shintoistische Mythologie leicht preisgeben würde, hängt am Shintoismus noch die Verehrung des Kaisers als Nachkommen der Sonnengöttin. So lächerlich es klingt, so ist es doch wahr: In demselben Japan, in dem alle Verhältnisse so radikal revolutioniert worden sind wie sonst nirgend in der Welt, wo alles, was bei uns wohlerworbenes historisches Ansehen genießt, aufs rücksichtsloseste und unbefangenste kritisiert wird, wo Religionsfreiheit und Parlament eingeführt sind, — in demselben Lande darf die Abstammung des Kaisers von der Sonnengöttin nicht öffentlich in Frage gestellt werden, und noch vor 4 Jahren verlor ein Professor der Geschichte an der hiesigen Universität seine Stelle, weil er die Berichte des Kojiki über diese alten Sagen mit der Sonde moderner Kritik untersucht hatte. Aber nicht nur dies, nicht nur der wahre Patriotismus, sondern alles, was ein halbgebildeter Japaner unter Patriotismus versteht, — das heißt im höchsten Maße verrannter Chauvinismus, gegen welchen der französische noch das reine Kinderspiel ist, — alles das hat der Shintoismus gleichsam in Erbpacht, und darum verlangt und erlangt er am meisten Konzessionen. Welcher Wahnwitz daraus entspringt, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit eine der Antworten auf die erwähnten Fragen; doch darf man zum Glück behaupten, daß dies eine ausnahmsweise Erscheinung ist. Ein bekannter chinesischer Gelehrter (d. h. ein Japaner, der sich mit chinesischer Gelehrsamkeit beschäftigt) giebt folgende Antworten:

1. „Es liegt keine Notwendigkeit vor, eine Religion zu wählen, denn wir haben schon eine. Respekt vor unsern nationalen Einrichtungen und für die niemals endende kaiserliche Dynastie ist unsere Religion. Der Kaiser ist unser Gott.

2. Es ist indessen nicht nötig, die verschiedenen religiösen Gemeinschaften zu verfolgen. Alles was man zu thun braucht, besteht einfach darin, daß man das Licht des Nationalismus recht hell leuchten läßt; so wird alles Heterodoxe orthodox werden.

3. Als „heilige Schriften" möchte ich die kaiserlichen Verordnungen über Erziehung empfehlen.

4. Die Schulen des Reiches soll man in Tempel verwandeln, in denen diese kaiserlichen Verordnungen gelesen werden. (Sie hängen schon in jeder Schule, auch in unserer Armenschule.) Es braucht keine andere Methode oder Organisation.

5. Schullehrer und buddhistische wie shintoistische Priester sollen sich vereinigen, um die Lehren des Nationalismus zu predigen.

6. Die Belehrung von Familie und Gesellschaft muß dem Unterrichtsministerium überlassen werden".

Außer diesen Antworten von religiöser Seite, — wenn man ein solches Wort hier anwenden darf, — liegt noch eine vor von dem früheren Rektor der Universität Kato, dem Verfasser der oberflächlichen Broschüre: „Das Recht des Stärkeren". Er vertritt die typische Halbbildung mit ihrem rückständigen Hochmut auf die Philosophie, von der sie freilich nur »leviores gustus« genossen hat. Er schreibt: „Die Auswahl einer Religion, welche der Zeit, in der wir leben, entspricht, ist eine Aufgabe welche nur Philosophen lösen können. Von dem religiös Gläubigen erwartet man, daß er gewisse Dogmen einfach gläubig hinnimmt. Aber solchen Glauben halte ich für geistige Sklaverei, welche gelehrte Männer heutzutage nicht mehr empfehlen können. Wie groß auch der Wunsch sein möchte, eine Religion zu wählen, — die Aufgabe ist unmöglich. Was wir auswählen, wird Philosophie und nicht Religion sein. Darüber hinaus habe ich nichts auf die Fragen zu antworten". Solche Anschauungen sind thatsächlich am weitesten verbreitet, und von den europäischen Lehrern an der Universität wird, mit einer oder zwei Ausnahmen, keiner ihnen irgendwie entgegentreten, sondern sie mit größeren oder kleineren Modifikationen selbst teilen.

Wenige Ausnahmen abgerechnet, stehen wir Missionare allein mit unserer Predigt, daß der Mensch Religion braucht, und wir predigen das einem Geschlechte, das in der Schule, wenn es überhaupt eine besucht[1]), ohne jeden Religionsunterricht aufwächst. Ist es da ein Wunder, wenn unsere Arbeit nur langsame Fortschritte macht? Aber wir lassen uns nicht irre machen, sondern halten fest an der Gewißheit, daß es unser Glaube ist, der die Welt überwindet.

Dr. M. Christlieb.

---

[1]) Von 7,3 Mill. schulpflichtigen Kindern besuchten 1894 2,8 Mill. also 38% überhaupt keine Schule. Das Maß der Kenntnisse, das in der Volksschule gelehrt wird, wurde 1893 nur von 50% erreicht; 34% konnten „ein wenig lesen und rechnen", und 16% auch das nicht. In Deutschland war der Prozentsatz der Analphabeten unter den Rekruten 1894: 0,22%.

XXX. Der American Board und die Doshisha.

Der American Board muß traurige Erfahrungen mit der von ihm in Kyoto begründeten japanischen Hochschule Doshisha machen. Die Verwicklungen, zu denen der gesteigerte Unabhängigkeitsdrang der japanischen Christen hier geführt hat, sind in Z. M. R. 1896 S. 150ff. geschildert. Wir berichten hier über die Weiterentwicklung, die zu einer vollständigen Trennung der Doshisha vom American Board geführt hat. Die amerikanische Missionsgesellschaft hat hiermit jeglichen Einfluß auf die von ihrem Gelde begründete und lange ausschließlich, zuletzt teilweise unterhaltene Anstalt verloren, ohne mehr als eine sehr vage Zusicherung erhalten zu haben, daß die Anstalt in christlichem Geiste weiter geführt werden solle.

Der Rat, den die vom American Board nach Japan gesandte Deputation gab, die Gesellschaft solle fortfahren, der Doshisha, soweit deren Leiter es wünschten, fremde Lehrer zu senden, ist nämlich sehr bald gegenstandslos geworden. Unterm 19. Mai d. J. haben die Leiter der Doshisha dem American Board erklärt, daß sie vom 1. Jan. 1897 ab auf weitere Beihilfe durch Geld und fremde Lehrer verzichten. Wohl oder übel muß sich der Board hierein finden. In seinem Antwortschreiben vom 13. Juli d. J. heißt es, daß es nie die Gepflogenheit des Board gewesen sei, eine Anstalt gegen deren ausgesprochenen Wunsch zu unterstützen. Er ziehe daher mit dem genannten Datum seine Geldunterstützung und seine Missionare von der Anstalt zurück, und zwar erstrecke sich dies gleichzeitig auf die Abteilung der Anstalt für weibliche Erziehung.

Es wird auf den nach allgemeinem Urteile veränderten Geist der Anstalt hingewiesen und konstatiert, daß der American Board und amerikanische Christen überhaupt auf keinen Fall eine Anstalt begründet und mit ihrem Gelde unterhalten haben würden, an welcher Professoren und andere offen das Christentum angreifen durften. Schließlich wendet sich das Schreiben des Board mit einem ernsten, aber doch versöhnlich gehaltenen Appell an das christliche Gewissen der Leiter der Doshisha[1]): „Wir machen die Leiter der Doshisha darauf aufmerksam, daß sie durch die Ablehnuug einer weiteren Unterstützung und durch den Verzicht auf die Dienste unserer Missionare auf keinen Fall von der heiligen Verpflichtung loskommen, die Anstalt in ihrem ursprünglichen christlichen Charakter weiter zu führen. Alle Hilfe des Board und der amerikanischen Christen ist von Anfang an zu dem einen Zwecke geleistet worden, eine Anstalt zu begründen und zu unterhalten, die dazu dienen sollte, Mittelpunkt und Leben des Christianisierungswerkes in Japan zu sein. Die Augen der christlichen Welt sind auf die Doshisha gerichtet, in der Erwartung, welches ihre zukünftige Haltung sein werde. Brüder von der Doshisha! Wenn Ihr auch alle organische Verbindung mit unserem Bcard löst, könnt Ihr Euch doch nicht scheiden von unseren Sympathien und von unseren Gebeten. Wir können nicht glauben, daß die Doshisha, die durch Gebete und göttliche Hilfe begründet wurde und von Gott bisher herrlich gesegnet worden ist, ihren Zweck verfehlen und aus der Geschichte der christlichen Kirche in Japan ausscheiden sollte. Wir haben auch den Glauben, daß wir, wenn die übertriebene nationale Bewegung sich gelegt hat und die Nebel zerstreut sind, die Doshisha wieder an der Spitze

[1]) Der Präsident ist bekanntlich seit Nishimas Tode Rev. Kozaki, der frühere Prediger der Bancho-Gemeinde in Tokyo.

der christlichen Bewegung finden dürfen, helfend, begeisternd, leitend in allem guten Werk, das zur Ausbreitung des Reiches Christi in Japan dient. Wir bitten Euch, allezeit den American Board als den wärmsten, treuesten Freund der christlichen Doshisha zu betrachten. Bittend, daß Gott Euch führen möge, sind wir 2c."

Auch die zugleich mit den Gebäuden der Doshisha errichteten neuen Missionarshäuser muß der Board verloren geben[1]). Da Ausländer in Japan Grund und Boden nicht erwerben und Häuser nicht besitzen dürfen, so mußten diese auf den Namen eines Japaners eingetragen werden. Hier waren die Leiter der Doshisha die nominellen Besitzer, und trotzdem bislang der Board das faktische Eigentumsrecht ausgeübt hat, reklamieren nun diese die Häuser als ausschließliches Eigentum der Doshisha. Der Board hat sich in Anerkennung des Rechtsverhältnisses hierein finden müssen und das Anerbieten der Leiter der Doshisha, daß die Missionare diese Häuser noch 15 Jahre mietsfrei bewohnen dürfen, dankend angenommen[2]). O. Hering.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Indien.

Von Pfarrer Julius Happel in Heubach (Großh. Hessen).

I.

Muß die Religion Israels in ihrer geradlinigen Entwicklung zum Christentum die geschichtliche Religion im ausgezeichneten Sinne dieses Wortes heißen, so darf die Religion der Hindu als die Naturreligion in demselben Sinne gelten. Liegt die Größe dort in der Beschränkung und schlichten Einfalt, so hier in der weiten Ausbreitung und Mannigfaltigkeit der religiösen Interessen. Darf jene ein höheres und allgemeines, so diese ein ganz besonders tiefes und eigenartiges Interesse beanspruchen.

Von diesem Gesichtspunkte aus hat die vorliegende Aufgabe etwas außerordentlich Einladendes.

Um möglichste Vollständigkeit und doch zugleich klare Übersichtlichkeit zu gewinnen, zerlegen wir unsere Darstellung in die drei Abteilungen:

I. Die bleibenden Grundzüge des religiösen Geistes der Inder:

1. der genealogische; 2. der geographische; 3. der historische Gesichtspunkt.

II. Die Kreise des religiösen Lebens der Inder.

Die Religion der Inder:

1. in Haus und Familie; 2. in der Kaste; 3. im indischen Nationalleben.

---

[1]) Vgl. Z. M. R. 1896 S. 152.

[2]) Ich erinnere mich aus meiner japanischen Zeit eines ähnlichen Falles, in dem ein Europäer auf dieselbe Weise zu Schaden kam. Er baute sich in Tokyo ein Haus und ließ es auf den Namen eines befreundeten Japaners eintragen. Beim Versuche, das Haus zu verkaufen, erfährt der Erbauer und thatsächliche Besitzer, daß sein japanischer Vertrauensmann, auf die gerichtliche Eintragung gestützt, das Haus bis zur Höhe seines Wertes mit Hypotheken belastet hat! —

III. Die Schöpfungen des religiösen Geistes der Inder:

1. in Kunst; 2. Wissenschaft; 3. Recht.

Die Religion in Indien.

Das dürfte der wichtigste Titel des Themas sein, welches hier ausgeführt werden soll. Wir sehen unsere Aufgabe darin, zu zeigen, wie die Religion als eine allgemeine menschliche Anlage oder Bestimmtheit des menschlichen Geschöpfs unter den besonderen genealogischen, geographischen, historischen Bedingungen der indischen Völkerwelt sich eigentümlich gestaltet und darstellt, beziehungsweise gestaltet und dargestellt hat. Denn, wenn ein so gewaltiger Kontinent, wie dieser indische schon in seiner tellurischen, mineralischen, pflanzlichen und tierischen Beschaffenheit die interessanten Eigenarten darbietet, so wird dies noch vielmehr in seinen innerlichsten, geistigsten und höchsten Schöpfungen, in seinen Völkerverhältnissen und namentlich seinen religiösen Lebensäußerungen der Fall sein. Eben darum aber handelt es sich, zu zeigen, was diese indische Welt auf religiösem Lebensgebiet Eigenartiges bietet; und je besser es uns gelingt, diese allerindividuellsten und originalsten Schöpfungen des religiösen Geistes in Indien darzustellen, um so näher kommen wir der Lösung unserer Aufgabe. Wir müssen deshalb unsere Leser bitten, von vornherein alle die Schablonen, in welche man die Religionen der Völker einzuschachteln pflegt, möglichst beiseite zu lassen und sich den Blick frei zu halten für das reine Anschauen der innerlichsten und mächtigsten, der religiösen Äußerungen des Völkerlebens. Unsere Bitte in dieser Beziehung betrifft nicht bloß die älteren Schachteln, wie Polytheismus, Dualismus, Monotheismus, Pantheismus, Fetischismus, sondern auch die modernsten Fabrikats, wie Animismus, Henotheismus, Monismus u. dergl., lauter Einfassungen, durch welche die Natur der Sache, hier des religiösen Lebens, nicht sowohl enthüllt als verhüllt und verdunkelt wird. Um die Eigenart der religiösen Lebensäußerungen wahr und klar anschauen und auffassen zu können, bedarf es nicht sowohl neuer Schachteln und Umhüllungen, sondern vielmehr gerade der Auflösung der Schalen und Mäntel, damit das religiöse Leben in seinen treibenden Kräften, in seinen ewigen Ideen und Idealen, Absichten und Beweggründen erkannt und dargestellt werden kann.

Hauptgesichtspunkt unserer Auffassung und Darstellung ist also nicht Berichterstattung über die „tote“ religiöse Lehre in Indien, sondern Aufzeigung des staunenswürdigen Ringens des indischen Geistes nach der Lösung des schwersten, des religiösen Problems.

Keine religiöse Antiquitäten-Sammlung, keine Chronik, keine pragmatische Darstellung, auch keine, — und noch weniger eine heute so beliebte — Entwicklungsgeschichte wollen wir geben, sondern nach seinem natürlichen Wachstum und Verfall, auf Grund seiner genealogischen, klimatischen, geographischen und historischen Daseinsbedingungen soll das religiöse Leben der Inder zu zeichnen und zu malen versucht werden.

I. Die bleibenden Grundzüge des religiösen Geistes der Inder.

1. Der genealogische Gesichtspunkt (Arisches, Indisches, „Eingeborenes“).

Es muß vor allem festgehalten werden, daß es sich in erster Linie um das religiöse Leben der eigentlichen Hindu, d. h. der obersten Bevölkerungs-

schicht Indiens handelt, wir meinen die arischen Stämme, welche durch Herkunft, Sprache und die übrigen Elemente ihres geistigen Lebens uns am nächsten verwandt sind und deshalb auch aus ihren Geisteswerken am besten verstanden werden können. Die bereits vor der Einwanderung der arischen Hindu in Indien ansässigen Stämme können, schon weil sie aus selbständigen Geisteswerken der Vorzeit nicht bekannt sind, nur insoweit berücksichtigt werden, als entweder nachweislich, oder doch vermutlich auch ihre religiösen Lebensäußerungen, Sitten und Gebräuche das eigentliche hinduische Religionswesen beeinflußt haben. Dergleichen Einflüsse sind nicht bloß an sich wahrscheinlich, weil auch die höchst stehenden Kulturvölker nicht unbeeinflußt bleiben können, wenn sie sich in einem Lande niederlassen, das von solchen Bevölkerungsmassen, wie es in Indien bei Einwanderung der Arier unzweifelhaft der Fall war, bedeckt ist. — Sie sind auch überall da vorauszusetzen, wo religiöse Elemente angetroffen werden, die sich mit der Eigenart des indischen Geisteslebens nicht recht vereinigen, dagegen sehr gut erklären lassen aus der Lebensweise solcher eingeborenen indischen Stämme, die noch am wenigsten von dem indo-arischen Geiste beeinflußt sind[1].

Was zunächst das arische Element in der indischen Religion betrifft, also das, was die eigentlichen Hindu mit allen andern Zweigen der indo-europäischen Völkerfamilie gemein haben, so lassen sich da eine Reihe gemeinsamer Grundzüge nachweisen.

Zum Ermüden oft ist darauf hingewiesen worden, daß in den Götternamen der verschiedenen arischen Völker allerdings denkwürdige Übereinstimmungen bestehen. Ein Hauptname für das Göttliche bei allen arischen Völkern, und aus einer ursprünglichen arischen Wurzel zu erklären, ist das Wort, welches nur mundartlich verschieden: lat. divus, althochdeutsch zio, nordgerm. tivar, griechisch im verstümmelten Genitiv von Zeus diòs für di-v-òs, im zend. daev, im litau. dēwais, im lett. dews, altpr. deiws, ir. dia, wall. duw, korn. duy, im indischen besonders in dem vielgebrauchten deva vorkommt und aus der sanskr. Wurzel dio leuchten sich erklärt; so daß also die alten Arier im „Licht“ eine Hauptäußerung und Offenbarung der Gottheit wahrgenommen haben.

Außerdem sind noch einige besondere Götternamen der Inder teils bei allen, teils nur bei einigen arischen Völkern nachweisbar. So hat man den altindischen Gott Varuna in dem griechischen Uranus wiedergefunden, und sprachlich ist diese Identität unzweifelhaft; auch scheint dem Wesen beider ursprünglich die gleiche Naturanschauung zu Grunde gelegen zu haben: der nächtliche Himmel. Aber im weiteren Verlauf ihrer Geschichte hat diese Gottesanschauung bei Indern und Hellenen eine so verschiedene Richtung genommen, daß von Einerleiheit der beiden Götter nicht mehr die Rede sein kann. Nur das eine läßt sich bemerken, daß Uranus und Varuna augenscheinlich der ältesten (relat.) Götterdynastie angehören, und das Bewußtsein um ihren ursprünglichen nächtlichen Charakter niemals völlig erloschen ist.

---

[1]) „Die Verehrung Civas unter dem Bilde des Cinga, des Phallos, wird schon in mehreren Stellen des großen Epos erwähnt. Da dieses Symbol besonders bei den Verehrern des Civa im südlichen Indien im Gebrauch ist, läßt sich vermuten, daß es bei den Urbewohnern sich vorfand und erst später auf Civa übertragen worden ist. Was dafür spricht, ist dieses, daß noch jetzt die Brahmanen des Südens nie bei Tempeln, in welchen das Cinga verehrt wird, das Amt des Priesters annehmen.“ So Lassen, bei Zimmer, Altindisch. Leben S. 116, der geneigt ist, nach Ludwigs Erklärung von cicnadeva Rig-Veda 7, 21, 5; 10, 99, 3 gleich: Phallusverehrer zu nehmen, und so schon im Rig-Veda einen Protest gegen die Phallusverehrung zu finden. Vergl. Schröder S. 350 Anm. 2. 3. Die Indologen möchten den Phallusdienst gern einem nicht arischen Volke anhängen, aber der Phallus wurde auch bei den Indogermanen verehrt.

Auch den vedischen Gott Vata, den Wehenden, hat man in dem deutschen Wodan, nord. Odin wiedergefunden; desgleichen Parjanya im lit. Perkūna (Donner), Bhaga im slav. Bhog.

Jedoch gilt von dieser Nameneinerleiheit noch vielmehr, was soeben von Varuna und Uranus gesagt wurde. Während z. B. Wodan im deutschen Götterhimmel die Stelle der Hauptgottheit einnimmt, wenigstens nach den uns vorliegenden Urkunden, besonders der Edda, spielt Vata schon im Rigveda eine ganz untergeordnete Rolle, er wird nur nebenbei genannt. Man kann sagen, in Indien ist Indra an die Stelle Wodans unter den Germanen getreten.

Mehr noch als in den Götternamen zeigt sich bezüglich einer Reihe von eigentümlichen Mythen sowie religiösen Gebräuchen eine unverkennbare Verwandtschaft des religiösen Lebens der Inder mit anderen arischen Völkern. Besonders gehören hierher die uraltarischen und mit den tiefsinnigsten religiösen und sittlichen Ideen in Zusammenhang gebrachten Mythen von der himmlischen Abkunft und Herabholung des Feuers und von der Herabholung des Göttertranks der Unsterblichkeit. Die mächtigen Lebensrätsel vom Ursprung menschlicher Arbeit, Mühsal, Leiden und Sterben, aber auch der Hoffnung der Erlösung seliger Unsterblichkeit haben in diesen Mythen nach Lösung gerungen; obschon auch hiervon gesagt werden muß, daß die ursprünglich einem gleichen Bedürfnis entsprungene Idee alsbald eine charakteristisch verschiedene Ausgestaltung in Indien, Griechenland und Deutschland genommen hat. Während z. B. in Griechenland und Deutschland der Feuerbringer mit Verschuldung und Strafe in Zusammenhang gebracht ist, auch der Göttertrank als ein Raub an der Götterwelt erscheint, sind in Indien die Feuerkraft (Agei) und der Trank der Unsterblichkeit (Soma) als die hilfreichsten und beseligendsten Mächte aus der Götterwelt auf die Erde freiwillig herniedergekommen [1]).

Am nächsten der indischen Idee vom Göttertrank der Unsterblichkeit hat sich bei den Medopersern dieselbe fortgestaltet; wie überhaupt bei diesen beiden Zweigen der arischen Völkerfamilie die größte Verwandtschaft auch in religiösen Ideen besteht.

Übrigens zeigt sich auf diesem Gebiet, wie bereits oben angedeutet, bei den Hellenen und Germanen in der Ausgestaltung dieser religiösen Idee ein größerer sittlicher Ernst als bei den Indern, wo von Agei und Soma wesentlich nur zeitliche Güter und sinnliche Freuden erwartet werden. Doch

---

[1]) „Die altarische Idee von der himmlischen Abkunft des Feuers findet Kuhn (Herabkunft ꝛc. S. 36, 2) in dem bei Indern, Griechen und Italern gleichen Glauben, daß das irdische Feuer als himmlischer Funken von einem halbgöttlichen Wesen, das nicht ursprünglich allgemein als geflügeltes, als ein Vogel gedacht sein möchte, im Blitz den Menschen herabgebracht sei“. Derselbe Blitzvogel brachte aber auch das amnita, den Soma (pars. haoma) das Meth aus der Gewitterwolke auf die Erde hernieder. Beides erschien als ein Raub der jüngeren Götterdynastie an der älteren; und so wurde von den Hellenen und Germanen hier die sittliche Idee der Verkettung von Schuld und Strafe des Frevels an dem Heiligen angeknüpft.

Wie Prometheus, der Räuber des himmlischen Funkens, wird Loki (der Lichtbringer von lug-lucae = leuchten) von den Asen an Felsen geschmiedet (Simr. Myth. S. 101). Denn er ist wie jener das böse Gewissen der gegenwärtigen Götterdynastie, die ihre Herrschaft mit Blut und Eisen, mit List und gebrochenen Eiden begründet hat, und der nun selbst von dem „göttlichen Funken“, welcher im Blitz vom Himmel auf die Erde herniederfährt, der Untergang droht.

„Haoma wird sowohl als ein genius wie auch als Trank gedacht, allgemein gilt er für das Prinzip, welches das Leben erhält; bei der Auferstehung ist es nur durch ihn möglich, die Unsterblichkeit der Körper zu bewerkstelligen“. Spiegel, Yaçna, Einleitung. S. LXXII ff.

auch diese Verwandtschaft in Mythen und religiösen Gebräuchen ist noch nicht der Hauptpunkt, in welchem sich die indische religiöse Lebensanschauung als eine eigentümlich arische, im Unterschiede z. B. von der semitischen, ausweist, besonders gehört vielmehr hierher der ganz eigenartige Bau der arischen Sprache, in welchem sich auch das religiöse Denken der arischen Völkerfamilie als ein von allen andern Völkerfamilien Grundverschiedenes darstellt. Schon ursprünglich ist die Sprache der arischen Völkerfamilie so genannt, daß sie als die spezifische Sprache der Wissenschaft erscheint, wie denn auch bis auf den heutigen Tag eine Wissenschaft im strengsten Sinne des Wortes nur von den Ariern hervorgebracht worden ist. Diese Neigung nach wissenschaftlichem, insbesondere auch philosophischem d. i. aus Prinzipien sich aufbauendem und fortschreitendem Erkennen giebt aber auch der religiösen Auffassung der arischen Völker einen von dem religiösen Leben anderer Völker eigenartig verschiedenen Zug. Bei den Ariern ist eben die wissenschaftliche Religionsbetrachtung ein Hauptreligions-Interesse. Das wissenschaftlich-religiöse Interesse tritt hier so stark auf, daß das praktische religiöse oft ganz in den Hintergrund treten muß, und vergessen wird, daß die Religion nicht wesentlich Wissen, sondern, wie alles Leben, Wille ist. Freilich nicht alle arischen Völker sind dieser Gefahr und nicht alle gleich stark ausgesetzt gewesen; am meisten gilt das neben den Hellenen von den Indern und Germanen, während die Römer dieser Gefahr kaum unterlegen sind. Denn hier hat der praktische Zweck der Religion immer vorgeherrscht.

Die wissenschaftliche und philosophische Behandlung religiöser Probleme müssen wir also als einen in der indischen Religion besonders stark ausgeprägten Zug des arischen religiösen Geistes erklären. Man kann das religiöse Leben der Inder in seiner Eigenart nicht richtig verstehen, wenn man diese Neigung zur philosophischen Erklärung der Welt- und Lebensrätsel nicht gehörig würdigt. Abgesehen vom Christentum, kann kein Volk, sei es arisch oder nicht arisch, sich an Großartigkeit philosophisch-religiöser Systeme mit den Indern messen.

Hiermit stehen wir aber schon mitten in den spezifisch-hinduischen Grundzügen des religiösen Lebens, von denen im Unterschiede des allgemein arisch-indischen religiösen Geistes nun noch besonders gesprochen werden muß.

Einzigartig ist vor allem die Energie, mit welcher der indische Geist von der sichtbaren Welt absieht und sich an das Unsichtbare hält. Während sonst jedermann von der naiven Zuversicht ausgeht, daß das, was man mit den Augen sieht, mit den Ohren hört und überhaupt mit den Sinnen wahrnimmt, das Gewisseste sei, und sich nur schwer dazu versteht, an das Dasein einer unsichtbaren Welt zu glauben, so ist dem indischen Geist gerade die umgekehrte Betrachtungsweise die geläufige und natürliche; ihm ist die sichtbare materielle Welt, welche mit den Sinnen wahrgenommen wird, nur ein den Sinnen vorgegaukeltes Zauberwerk, ein gänzlich nichtiges Dasein, welches beständig in sich selbst zusammenbricht; dagegen die unsichtbare, geistige Welt ist ihm die immer Stand haltende, ewig dauernde. Das Wesen allerdings ist nicht die zeitliche Gestalt, in der sie je und je erscheinen, sondern der Geist, welcher in ihnen ist; jene zeitliche Gestalt ist nur ein verschwindendes Moment in ihrem ewigen Dasein, welches nach dem Gesetz der Vergeltung, der Schuld und Strafe immer neue Formen und Gestalten annimmt.

Wenn der Glaube das gewisse Überzeugtsein von dem allein wahren Dasein der unsichtbaren Welt ist, dann ist der Glaube die besondere Gabe und Energie des indischen Geistes, und insofern ist dieser Geist schon von Haus aus besonders beanlagt, die Religion zu fördern, deren

Losung lautet: Laßt uns nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare sehen, und: Sammelt euch nicht Schätze, die auf Erden, sondern die im Himmel sind. Diese spezifische Glaubensbegabung des indischen Geistes ist jedenfalls das wirksamste Gegengift wider die materialistisch-naturalistische Weltbetrachtung, in welche die abendländische Christenheit in unseren Tagen wieder tief eingetaucht ist infolge ihrer Weltseligkeit.

Und dieser mächtige indische Idealismus ist um so höher zu werten, als er sich zugleich wirksam erweist in praktischer Weltverleugnung und Weltentsagung von staunenswürdiger, einzigartiger Energie.

Wenn es wahr ist, daß die größten Thaten der Entsagung eine weit höhere Energie erfordern als die größten Thaten auf dem Schlachtfelde oder im Rate der Männer, dann gebührt ohne Zweifel dem indischen Geist der erste Siegespreis. Denn an Heldenmut der Entsagung kann kein anderes Volk mit den Indern sich messen.

Wie schrumpft doch auch das Größte, was andere Völker auf dem Gebiete der Askese fertig gebracht haben, klein zusammen angesichts der ungeheuern Leistungen der Inder in der Selbstbezähmung und Selbstüberwindung!

In der Jugend staunen wir über die Abhärtung von Furcht- und Schmerzempfindungen, wie sie als glänzendste Beispiele altrömischer Mannhaftigkeit eines Mucius Skävola, eines Kurtius und der Decier uns vorgehalten werden. Auch sehen wir eine außerordentliche Leistung darin, daß spartanische Jünglinge am Altar der Göttin Artemis sich geißeln lassen, bis sie blutüberströmt, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, als Selbstopfer der blutdürstigen Göttin fallen. Aber was will das alles besagen gegenüber der übermenschlich scheinenden Kraft der Selbstüberwindung, welche sich darin darstellt, daß ein indischer Büßer sich monatelang dem Tapas der fünf Feuer aussetzt und sich langsam also verglühen läßt, wogegen der freiwillige Tod in den Flammen des Scheiterhaufens — in Indien bekanntlich eine Jahrtausende herrschende Sitte — nicht einmal mehr als etwas Außerordentliches erscheint.

Wenn das Christentum die Religion des Kreuzes ist und seine Weltüberwindung wesentlich durch Weltentsagung vorbereitet wird, wie Großes dürfen wir dann eben in dieser Beziehung von einem Geiste erwarten wenn er einmal belehrt sein wird, daß das Verbrennen am eigenen Leibe nur dann einen Wert hat, wenn es ein Ausfluß der Liebe ist, die nicht für sich selber, sondern im Dienste des Reiches Gottes sich verzehrt[1]).

Aber auch hierzu — zur Vorbereitung dieser Liebe — fehlt dem in-

---

[1]) „Krankheiten des Körpers, erzählen die Griechen, scheinen dem indischen Weisen schimpflich, und wenn einer in Krankheit fällt, salbt er sich, läßt einen Scheiterhaufen errichten, legt sich auf denselben, befiehlt ihn anzuzünden und verbrennt, ohne sich zu rühren. Die Genossen Alexanders von Makedonien erzählen, daß Kalanos, einer jener Brahmanen von Takschaçila, welchen Alexander bewogen hatte, ihn zu begleiten, darnach in Persien erkrankt und schwach geworden sei. Alexander habe vergebens versucht, ihn von seinem Entschluß abzubringen, sich zu verbrennen. Zu schwach, um zu gehen, sei Kalanos zum Scheiterhaufen getragen worden, nach indischer Weise bekränzt und Hymnen in indischer Sprache singend. Und als der Scheiterhaufen entzündet wurde, habe er mitten in den Flammen gelegen, ohne sich zu rühren . . . . Die Begleiter Alexanders berichten, daß bei einigen Indern die Witwen sich freiwillig mit den Leichen ihrer Männer verbrannten, und die es nicht thäten, hätten keinen Ruhm. Bei den Indern, berichtet Nikolaus von Damaskus, wird mit dem verstorbenen Manne die geliebteste seiner Frauen verbrannt. Die Frauen kämpfen eifrigst untereinander um diesen Siegespreis, und jede wird von ihren Freunden unterstützt. Die Führer der Inder, welche mit Eudemes zum Heere des Eumenes stießen, — die Griechen nennen ihn Keteus, — blieb in der Schlacht, die Eumenes dem Antigonos im Jahre 316 v. Chr. in Parae Sakena lieferte. Die beiden Weiber des Keteus hatten ihn ins Feld begleitet und stritten um die Ehre, mit ihm

dischen Geiste die Beanlagung nicht. Wenn man nämlich als eine besondere Eigentümlichkeit und Leistung des Buddhismus gepriesen hat das Mitleid und die Lindigkeit gegen alle Weltwesen, so ist dieselbe keineswegs erst durch den Buddhismus, wie durch einen deus ex machina in die indische Völkerwelt hereingekommen, sondern sie ist, wie besonders der holländische Gelehrte Kern betont und nachgewiesen hat, ein Grundzug des indischen Geistes, der treffend durch das Wort ahinsâ, wörtlich das Nichttöten, bezeichnet wird. Daß Bruderhaß Menschentötung ist, davon hat der indische Geist zwar eine nicht völlig klare, aber doch sehr kräftige Empfindung. Er fühlt lebhaft, daß die Welt der Finsternis und des Todes durch Haß gestärkt, durch Liebe zerstört wird, aber er findet seine Brüder nicht nur in Menschengestalt, sondern in allem, was da lebt und webt, weshalb jede Lebenszerstörung ihm wie eine Art von Brudermord erscheint. Und diese Übertreibung kann dann freilich bis zur Schonung der Raubtiere und der Ungeziefer, ja zu Hospitälern für das Letztere, aber auch zum Verhungern- und Verkümmernlassen seiner Menschenbrüder, die nicht zu seiner Kaste gehören, führen.

Demnach, wie machtlos in diesen und anderen Zügen der indische Geist erscheint, großartig ist die Tiefe und Universalität seiner Weltanschauung, die alle Weltwesen durch das eine Band des Gesetzes der Vergeltung, der Schuld und der Strafe, verknüpft und umschlungen sieht.

Wie viele so beängstigende und gerade auf dem Gebiete des Gottesglaubens sich ergebende Welt- und Lebensrätsel werden dadurch mit einem Schlag gelöst. Die gerechte Vergeltung ist nicht mehr auf ein unbestimmtes Jenseits oder eine ungewisse Zukunft bezogen, sondern die Gerechtigkeit und Vergeltung ist eine ewig immanente. Hierin liegt ohne Zweifel eins der tiefsten Wahrheitsmomente der Religion der Hindu. Daß dem Christentum als solchem oder an und für sich d. h. im Prinzip auch dieses Wahrheitsmoment nicht fehlt, beweist ja z. B. der Ausspruch des Apostels: Irret euch nicht, Gott lässet sich nicht spotten; denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Und eben dieser Gedanke, daß alle Thaten der Menschen eine Saat sind, die zum Segen oder zum Fluch reift, ist eine Lieblingsidee der Weisheit Indiens. Aber das landläufige Christentum, welches mit dem Schuldbewußtsein keinen Ernst macht und darum auch die wahre Erlösung nicht kennt, steht noch ziemlich tief unter dem Niveau dieser tiefen

---

verbrannt zu werden, da das Gesetz der Inder, wie Diodor anmerkt, nur einer Frau gestatte, sich mit dem Leichnam des Mannes zu verbrennen. Die jüngere von beiden behauptete, die ältere sei schwanger; die ältere führte an, daß dem Vorrang der Jahre auch der Vorrang der Ehre gebühre. Nachdem die Schwangerschaft der älteren festgestellt war, entschieden die Führer der Heere, daß die jüngere Frau den Scheiterhaufen besteigen werde. Da nahm die ältere das Diadem vom Haupte, raufte das Haar und wehklagte laut, als ob sie ein großes Unheil getroffen; die jüngere aber ging, ihres Sieges froh, zum Scheiterhaufen, bekränzt und schön geschmückt, wie zur Hochzeit, und von ihren Frauen, welche einen Hymnus sangen, geleitet. Als sie sich dem Scheiterhaufen näherte, verteilte sie ihren Schmuck an die Verwandten, Diener und Freunde, als ob sie ihnen Andenken hinterlassen wollte, eine Menge von Ringen mit kostbaren Steinen verschiedener Farben, goldene Sterne, mit mannigfachen leuchtenden Steinen besetzt, aus ihrem Kopfschmuck und eine starke Zahl von kleineren und größeren Halsketten. Dann grüßte sie ihre Verwandtschaft und Dienerschaft, ihr Bruder führte sie auf den Holzstoß, sie beugte sich zu dem Leichnam ihres Mannes und gab, als das Feuer emporloderte, keinen Laut der Klage von sich. Auf so heroische Weise endete sie ihr Leben und bewegte alle, die diesen Tod sahen, die einen zum Mitleid, die andern zur Bewunderung.“ Abendländische Berichte aus dem ersten Jahrhundert vor Christus und der späteren Zeit lassen die Witwenverbrennung als feststehenden Brauch der Inder erscheinen. Cicero, Tuscul. 5, 27. Plut. Vitios. c. 4. Aelian. var. hist. 7, 13.

indischen Welt- und Lebensauffassung, und von ihren Trägern wird mit viel größerem Recht gesagt werden können: „Ihr seid nicht ferne vom Reiche Gottes", als von Tausenden der Kulturkampfhelden, die mit ihrem seichten Optimismus auf den Höhen der Menschheit zu stehen sich rühmen.

Als ein Ausfluß jener oben geschilderten streng idealistischen Lebensauffassung erscheint dem indischen Geist nicht die Welteinkehr der Seele und die Sicherung der Fortexistenz in ihr, sondern die Sicherung der Weltflucht die höchste Lebensaufgabe des Weisen und Heiligen. Denn der Gedanke des ewigen Todes ist hier keine bloße Phrase, mit ihm wird furchtbarer Ernst gemacht. Die Seele wird solange zum Sterben wiedergeboren, bis auch der „letzte Heller" der Lebensschuld abgetragen ist. Diesem Schicksal des ewigen Todes kann nur der Weise und Heilige dadurch entgehen, daß er von allen Fesseln der Existenz durch ein aller Selbstheit sich entäußerndes Leben sich frei macht. Nicht über das „Daß", sondern nur über das „Wie" der Weltflucht gabs verschiedene Meinung und Theorien. So gewiß und allgemein in der christlichen Welt die Seligkeit oder das ewige Leben zu gewinnen als die oberste Lebensaufgabe, als das Eine was not thut, erscheint, ebenso einstimmig gilt in Indien, und soweit der Einfluß des spezifisch indischen Geistes reicht, die Sicherung der Befreiung von den Fesseln der Existenz, des Geborenwerdens und Sterbens als das höchste Ziel aller Anstrengung des Weisen.

Da somit der indische Geist in der Welt nur einen sich immer wiederholenden Kreislauf des Werdens und Vergehens sieht, so erklärt sich aus dieser Welt- und Lebensauffassung wohl auch der Mangel an geschichtlichem Sinn und Interesse, der ein Hauptzug der indischen Geistesart ist. Obwohl Indien der Schauplatz größter geschichtlicher Begebenheiten und Veränderungen auf politischem, gesellschaftlichem und religiösem Gebiet gewesen ist und der Geist und die Kraft, Geschichte zu schreiben, ihm wahrlich nie gefehlt hat, so hat der Hindu es dennoch bis auf den heutigen Tag zu keiner Geschichte gebracht, sondern sich in seine reiche Mythen-, Sagen- und Märchenwelt eingesponnen und sich daran genügen lassen. Die Avateren (Herabsteigungen) seiner Götter sind ihm noch heute wichtiger als die Heerfahrten und Kriegsthaten seiner größten Helden.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

IX. Der Verfall des Heidentums.

Fortsetzung.

Daß das Heidentum sich selbst immer mehr zersetzt, ist eine Thatsache, die nicht nur von Missionaren behauptet, sondern auch von den Heiden selbst zugegeben wird. Vornehmlich sind es zwei Dinge, die darauf hindeuten, die schlechte Verwaltung der Tempelgüter und die Sittenlosigkeit der Priester. „Der Hinduismus stirbt an seinen Stiftungen und Tempelgütern", ist eine Klage, die nicht selten vernommen wird. Als — zur Zeit der ostindischen Kompagnie, bis 1858 — die Tempelgüter noch von der englischen Regierung verwaltet wurden, da erhoben sich zahlreiche Stimmen gegen solches Bevormundungssystem. Jetzt aber macht sich eine gegenteilige Strömung bemerkbar. Es werden Bittschriften an die Regierung abgesendet, in denen diese angefleht

wird, die Verwaltung doch wieder zu übernehmen. Und die Regierung zu Madras, die man von allen Seiten bestürmte, machte in der That der Oberbehörde in Kalkutta Vorschläge in dieser Richtung. Aber der Vizekönig hat am 7. August 1894 mit einem entschiedenen Nein geantwortet und erklärt: „Es muß sein Bewenden haben bei den Akten vom Jahre 1863, wonach die Verwaltung der religiösen Stiftungen einzig und allein in den Händen der Anhänger der betreffenden Religion zu verbleiben hat".

Wohl sind in den Götzentempeln noch ungeheure Schätze aufgespeichert, Zeichen einer frühern Opferwilligkeit, und noch heute belaufen sich die jährlichen Einnahmen mancher Tempel auf viele Millionen. Der Baseler Missionar Liebendörfer in Kodakal erzählt: „In Madura ist ein einziger Juwel, für den der Prinz von Wales 40 000 Rupien geboten hat, ein Tischteppich, gestickt mit lauter echten Perlen im Werte von 20 000 Rupien. Da sind Götzen, Elefanten, Kühe u. s. w. in Lebensgröße aus reinem Silber; da sind goldene Palankine und Edelsteine jeder Art und Größe im Werte von vielen Millionen. Auf meine Frage, woher diese Schätze stammten, antwortete der Verwalter, es seien teils Gaben von Fürsten, teils solche von Pilgern und Wallfahrern, die hierher kämen, um Vergebung ihrer Sünden zu erlangen". Aber dieser Reichtum schwindet mehr und mehr, hauptsächlich infolge der großartigen Betrügereien, Unterschlagungen und Verschwendungssucht der Priester und Tempelvorsteher. Sogar die Götzenbilder werden ihrer Kostbarkeiten beraubt. Die indischen Gerichtshöfe haben sich bisweilen mit darauf bezüglichen Klagen zu beschäftigen, wenn auch das meiste verborgen bleibt. Das Dunkel der den Füßen und Augen der Europäer größtenteils noch verschlossenen Tempel wird immer mehr gelichtet. Das Bild, das sich da dem Auge darbietet, kann man in die zwei Wörter zusammenfassen: Räuberhöhlen und Mördergruben. In der Madras-Mail, der verbreitetsten englischen Zeitung Südindiens, berichtete 1889 ein höherer englischer Polizeibeamter unter der Überschrift: „Der Rischi und der Diamant", über die Entlarvung des Tempelherrn und des Oberpriesters von Sangamkondah im Teluguland, die unter Benutzung der Kleidung eines Rischi (eines uralten heiligen Wesens) nach und nach die sämtlichen überaus kostbaren Edelsteine und Diamanten der Tempel-Götzenbilder entwendet hatten. Die spannende Erzählung findet sich im Ev. luth. Miss. Bl. 1889, 332 ff. 344 ff. — In Tirupati, nordwestlich von Madras, befindet sich ein berühmter und vielbesuchter Tempel des Wenkataswara Swami (Wischnu), der in dem Rufe steht, besonders gegen Kinderlosigkeit und manche Krankheiten helfen zu können, wenn nur die nötigen Weihegeschenke — je nach Vermögen und womöglich über Vermögen — dargebracht werden. Reiche geben 10 000 Rupien und mehr, begüterte Kaufleute aus dem entfernten Bombay senden alljährlich einen Teil ihres Gewinns nach Tirupati. Diese kolossalen Einkünfte verteilen die Priester größtenteils betrügerischerweise unter sich und vergeuden sie. Trotzdem stehlen sie auch noch alte, inventarisierte Gegenstände des Tempelschatzes und die nach Hunderttausenden zählenden Weihegeschenke und verkaufen sie, um die gewonnenen Summen für sehr zweideutige Dinge zu verausgaben. Im Jahre 1890 wurde der Mahant d. i. der Oberpriester trotz aller Lügen und falscher Zeugen vom nächsten englischen Gerichte, ohne daß sich eine Hand zu seiner Befreiung gerührt hätte, wegen Tempeldiebstahls zu 18 Monaten schwerer Gefängnisstrafe (mit Zwangsarbeit) verurteilt und abgeführt. Und die Frauen, die besonders zahlreich den Tempel besuchen, sollen oft in ganz schamloser Weise von den Priestern gemißbraucht werden. So oder ähnlich ist's überall. Es kommt vor, daß Tempel, wie der Vilakaditempel in Kandschipuram, wegen solcher traurigen Auftritte polizeilich jahrelang geschlossen werden müssen. Können wir uns wundern, wenn unter diesen Umständen die heidnische Opfer-

willigkeit den Tempeln gegenüber immer geringer wird, wie dies besonders in Tirupati in die Augen springt? wenn Tempel verfallen, die — wie der des Dschagganath in Puri — früher alle anderen überstrahlten? Nur das ist wunderbar, daß es noch immer viele Hindus giebt, die für den Unterhalt der Tempel so große Opfer bringen, daß deren jährliche Einnahme und Ausgabe sich auf eine Million beläuft, und daß an manchen Orten die Zahl der Besucher der Götzenfeste eher zu- als abnimmt, was allerdings wohl zum guten Teil in den besseren Verkehrsverhältnissen — die Eisenbahnen mit ihren herabgesetzten Fahrpreisen locken die Festpilger aus der Ferne herbei, — in der Wanderlust der Inder und den mit den Götzenfesten verbundenen Vergnügungen und Jahrmärkten seinen Grund hat.

Die englische Tageszeitung der gebildeten Hindus in Madras „Der Hindu" schreibt mit Recht: „Die Herrlichkeit unserer religiösen Anstalten ist dahin. Was einst dazu diente, die Seelen von Millionen zu erheben (?), das dient jetzt zum Tummelplatz der gottlosesten und dümmsten Menschen. Viele Vorsteher der Anstalten wälzen sich im Schlamm ausschweifender Vergnügungen. Hierzu verschwenden sie die Scherflein der Witwen und Waisen und sammeln um sich ein ganzes Heer von faulen Vagabunden, die die ganze Gegend mit ihren unzüchtigen Gelagen unsicher machen. Sie sind die Brutstätten von einer Masse Verbrechen, Laster und Schwindel u. s. w." So redet ein Heide, und ein andrer fügt hinzu: „Keine Frau von schönem Äußeren kann ohne genügenden männlichen Schutz einen solchen Tempel ungefährdet betreten", und ein dritter: „Können die Priester sich dann noch wundern, wenn ihre Schüler die Götzen lieber in einen Schweinestall werfen?"

Das Äußere der Tempel fordert oft geradezu zur Unsittlichkeit heraus. Von dem Schmutz und den unbeschreiblich unzüchtigen Bildern und Figuren, die sich da an den Wänden finden oder der schaulustigen Menge gezeigt werden, so daß sich bisweilen auch die sonst sehr nachsichtige indische Obrigkeit veranlaßt sieht, einzugreifen und die heidnischen Priester mit Geldstrafen zu belegen, soll gar nicht einmal die Rede sein. Es giebt Tempel, besonders der weiblichen Göttinnen, in denen Männer und Frauen unbekleidet, nur notdürftig mit den Zweigen des Margosabaumes bedeckt, um Mitternacht ihre Opfer darbringen, in denen alle 14 Tage schändliche Orgien gefeiert werden, bei denen „alle individuelle Wahl ausgeschlossen ist, und die Sache dem göttlichen Zufall überlassen wird". In jedem größeren Hindutempel werden Natsches (Nautsches) d. i. Tänzerinnen gehalten, für die ein besonderes Lehrbuch (sástra) geschrieben ist, welches sie genau unterrichtet, wie sie das lasterhafteste Gewerbe der Erde betreiben sollen, ein Buch, das von der englischen Regierung zwar verboten ist, aber von den Hindus auf den Bazaren heimlich verkauft wird. In der Madras-Präsidentschaft allein sollen diese Bajaderen noch nach Zehntausenden zählen (nach einer Zählung sollen es 11 573, nach einer andern 35 423 sein), obwohl nicht nur Missionare, sondern auch Heiden in Schriften und öffentlichen Versammlungen sich entschieden gegen solchen Unfug erklärt haben. Diese „den Götzen angetrauten" Dirnen üben nicht nur in den Tempeln ihr schändliches Gewerbe aus, wo sie sich für jeden aus jeder Kaste prostituieren müssen, und dienen nicht nur hier durch Tänze und Gesänge bei Götzenfesten und Umzügen der Augenlust der Menge, sondern sie werden auch von den vornehmeren Volksklassen, die es bezahlen können, zur Verschönerung der Familien- und sonstigen Festlichkeiten herbeigezogen. Ja, man meinte, wenn man Europäer oder Amerikaner, darunter sogar hohe Beamte und fürstliche Gäste, ja Missionare und deren Frauen, als Gäste bei sich begrüßte, diesen eine besondere Ehre dadurch zu erweisen, daß man die Tempelprostituierten bestellte, um ihre Tänze vorführen zu lassen. Nicht selten laden sogar Europäer die Natsches zu ihren Festlichkeiten ein. Und weit

entfernt, daß man diese Dirnen verachtet, genießen sie vielmehr hohes Ansehen, und auch bessere Hindufamilien halten es für eine Ehre, ihre Töchter diesem traurigen Berufe zuzuführen. Waren sie doch noch bis vor nicht langer Zeit die einzigen gebildeten Frauen in Indien, die auch besser gekleidet wurden als die übrigen. Seit einigen Jahren beschäftigt die Angelegenheit, besonders infolge der Anregungen und Petitionen des sozialen Reformvereins in Madras die indische Presse, die sich bald für, bald gegen die genannte Einrichtung ausspricht; jedenfalls wird so viel erreicht sein, daß man an Europäer nicht mehr solche Zumutungen stellt, und daß diese selbst sich mehr zurückhalten, und die öffentliche Meinung wird nach und nach auch hier sich als wirksam erweisen.

Kein Wunder, wenn bei allem äußeren Fortschritt durch die Berührung mit der Civilisation des Westens die innere Fäulnis des Hinduismus immer mehr zu Tage tritt. „Die Verkommenheit — schreibt das ev. luth. Miss. Bl. 1892, S. 174 — Trägheit, Habgier und Herrschsucht der Tempelpriester ist in Indien sprichwörtlich, die Unterdrückung der Frauen, besonders der Witwen, die raffinierte Wollust der Männer in vielen Kasten, der krasse Aberglaube, der fleischlich-irdische Sinn der großen Menge, der Teufelsdienst der untersten Kasten und Bergvölker, die allgemeine Verlogenheit und Charakterlosigkeit der Hindus, die immer offner ans Tageslicht tretende Ohnmacht der Wohlgesinnten in ihren Reformbestrebungen, die Unterdrückung der niederen Kasten — dies und noch vieles andere sind die faulen Früchte am Baume des Hinduismus, die jetzt am meisten in die Augen fallen".

Die Hindus erkennen sehr wohl den Verfall ihrer alten Ordnungen. So schreibt ein Bengale in einem 1890 veröffentlichten Flugblatte: „Das Lebensblut unserer Gesellschaft ist in rascher Abnahme begriffen, und Religionslosigkeit verzehrt ihre inneren Lebensorgane. Blicken wir unter die Oberfläche, so finden wir, daß der Schaden, unter dem wir Hindus gegenwärtig seufzen, hauptsächlich auf Rechnung des Einflusses des Christentums zu schreiben ist . . . Dieser wird, wenn nicht bald unschädlich gemacht, in nicht ferner Zeit sicherlich einen mächtigen Zusammensturz verursachen". Andere erklären: „Unser Volksleben ist faul bis in den innersten Kern hinein, so faul, wie bei keinem anderen civilisierten Volke". „Ich scheue mich nicht zu sagen, daß der Hinduismus nicht mehr lange das Hinduvolk beherrschen wird". „Der Brahmanismus hat seine Rolle ausgespielt. Die Rasse, die einst der Ruhm und Stolz des geistigen Indiens war, schreitet auf der abschüssigen Bahn des Verfalls unaufhaltsam und langsam vorwärts: Die Brahmanen als Volksklasse sind dem Untergange geweiht". Und solche Stimmen mehren sich. (Ev. luth. Miss. Bl. 1889, 29. 332ff., 344ff.; 1890, 157ff. 171ff., 189ff., 235, 361ff.; 1891, 13, 15, 348; 1892, 174, 301, 319, 372f.; 1893, 54ff., 96, 258, 294, 439ff.; 1894, 19, 196, 274; 1895, 35f., Ev. Miss.-Mag. 1895, 126, Allg. Miss. Ztg. 1890, 83, 85; 1891 Beibl. 60ff.; 1894, 127, Beibl. 76; 1896, 188f., Allg. ev. luth. K.-Ztg. 1894, 71, 139; 1895, 31ff., 70, 263, 383).

X. Die Macht des Heidentums.

Wir würden irren, wollten wir meinen, die Macht des Heidentums wäre gebrochen. Wenn auch durch die englische Gesetzgebung manche Mißbräuche gemildert oder beseitigt sind, „mit der Zurückdrängung der Äußerungen ist der Kern des Heidentums nicht überwunden". Es kommen noch immer von Zeit zu Zeit Fälle von „Thagismus" (religiösem Mord) zur Kenntnis der Regierung. So wurde 1890 in dem Dorfe Kuma bei Behala in Bengalen eine ganze Familie von ihren Verwandten mit Hülfe einiger Helfershelfer,

unter denen sich ein Priester befand, überfallen und bis auf den ältesten Sohn ermordet, der entkam und die Sache anzeigte. Unter den 7 nunmehr festgenommenen Mördern befand sich auch der Priester, der denn gestand, daß er den Segen der Göttin Kali für die Mörder habe anrufen müssen, wie es einst die Thags gethan, und daß er sich am Morde beteiligt habe. Wenn in diesem Falle das Geld auch eine Rolle mitgespielt haben mag, so doch gewiß nicht in dem folgenden aus dem Jahre 1893: Da wurde in einem Dorfe bei Benares auf Zureden der Priester dem 16 jährigen Sohne eines Brahmanen unter Zustimmung der Familienangehörigen und unter zahlreicher Beteiligung des Volks im Tempel vom ersten Priester der Hals abgeschnitten, und mit dem Blute das Götzenbild der Kali besprengt, der der arme Jüngling als Opfer geweiht war. —

Auch die Satis, d. s. Witwenverbrennungen kommen trotz des nun schon sehr alten Verbotes in abgelegenen Gegenden immer wieder vor. Die Frauen, die — teilweise aus den höchsten Kasten — ihr schweres Los, die grausame Behandlung von seiten der Männer und Schwiegermütter nicht ertragen können, — von den Verführten, die mit dem Tod die Folgen eines Fehltritts zudecken wollen, zu schweigen —, die Witwen besonders, die oft auf das Empörendste gemißhandelt werden, sehnen sich nicht selten nach dem Tode und bringen sich durch Opium um, und viele empfinden es als eine Grausamkeit der englischen Regierung, daß sie es ihnen nicht mehr gestattet, mit ihrem Gatten zu sterben. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Polizei ist es 1892 einer Brahmanenwitwe gelungen, ihren Entschluß, sich mit der Leiche ihres Gatten verbrennen zu lassen, auszuführen, einen Entschluß, den sie nur scheinbar aufgegeben, um mit zum Verbrennungsplatz gehen zu dürfen. Als die Flammen des Scheiterhaufens hell aufschlugen, sprang sie plötzlich mitten in das Feuer hinein, und von den Polizisten schnell wieder herausgezogen starb sie schon am folgenden Tage an den erlittenen Brandwunden. Im Jahre 1894 hat sich eine Brahmanenfrau, als ihr Mann im Sterben lag, im Flusse ertränkt, und Grundemann teilt auf Grund privater Erfahrungen mit, daß zuweilen Witwen über die Grenze nach Nepal gehen, um sich da verbrennen zu lassen.

Ferner ist die barbarische und grausame Sitte des Charak Pujah (Tscharak-Pudscha) d. i. des Hakenschwingens, die von der Regierung verboten und fast ganz außer Gebrauch gekommen war, in den letzten Jahren sogar in der unmittelbaren Nähe größerer Städte öfters wiederholt worden, ohne daß die Polizei energisch eingeschritten ist. Erst nachdem sich neuerdings herausgestellt hat, daß einmal ein Mann dabei sein Leben eingebüßt hat, ist man wieder mit Strafen und Verboten vorgegangen. Die Heiden legen sich solche Selbstopfer auf, um den Zorn der feurigen Göttin zu versöhnen, z. B. um so das Sterben von noch mehr Kindern zu verhüten, besonders aber „um Regen zu machen“. So wurde in einem Dorfe bei Madura im Oktober 1891 unter 8 Freiwilligen ein 23 jähriger Bauer von hohem Wuchs und starkem Gliederbau aus der Kallerkaste 8 Tage vor dem Schwingfeste durch das Los für die schreckliche Prozedur bestimmt. Er wurde in den Tempel gebracht und bewacht, bis der Tag herbeikam. Tausende strömten in die Stadt, um das langersehnte Schauspiel zu sehen. Nachmittags gegen 2 Uhr führten die Priester das Schlachtopfer aus dem Innern des Tempels heraus, bekleidet mit phantastischer Kleidung und einem purpurroten Überwurf. Hierauf durchstach ihm der Priester mit 2 scharfen, eisernen Haken die Muskeln unter den Schulterblättern und führte den so Verwundeten zum Götzenwagen. „Hier wurden die beiden Haken mit einem starken Strick an einem 50 Fuß langen Balken befestigt, der dem Balken eines Ziehbrunnens vergleichbar etwa 20 Fuß hoch auf einem Vorsprung des Götzenwagens in Zapfen so befestigt war,

daß er sich auf und nieder bewegen ließ. Kaum war der Büßende auf diese Weise am vorderen Ende des Balkens festgebunden, so daß er nur an den Haken hing, so wurde das hintere Ende des Balkens niedergezogen. Während nun der Büßende 40 Fuß hoch in der Luft schwebte, wurde der Götzenwagen durch mehrere Straßen gezogen — fast eine englische Meile weit. Während dieser Prozession warf der Büßende Blumen und Limonen herab, welche von der untenstehenden Menge als Heiligtümer mit größtem Eifer aufgefangen wurden. Nachdem er diese Qual etwas über eine Stunde ausgehalten hatte, erklärten die Priester, die Göttin sei nun zufriedengestellt, der Balken wurde herabgelassen und das Schlachtopfer losgebunden."

Auch die Verehrung der „heiligen" Kühe scheint wieder einen neuen Aufschwung zu erleben. Ein englisch gebildeter fanatischer Brahmane, Namens Sriman Sivami, hat 1889 an verschiedenen Orten unter großem Zulauf zahlreiche Vorträge gehalten, um das Interesse des Publikums für die — Kühe Indiens zu erwecken, und er ist eine zeitlang der Held des Tages gewesen. So soll er in Nagpur in großartiger Prozession eingezogen sein: voran 457 Kühe, die er den Händen der Fleischer entrissen hatte, dann Elefanten, Kamele, Pferde, Musikanten und eine Menge von 20 000 Menschen, die ihm nachfolgten. Es wurde nach europäischem Muster eine Kuhschutzgesellschaft gegründet mit Bureaux in allen größeren Städten und Schildern, die einen eine Kuh tötenden Mohammedaner darstellen. Das Schlachten der Kühe von seiten der meist mohammedanischen Fleischer ist dem Hindu ein Greuel, und jene Gesellschaft will ein gesetzliches Verbot der Tötung von Rindvieh für ganz Indien erbeiführen. Auch die Missionare der Brüdergemeinde am Himalaya, die alljährlich Kuh oder Ochse öffentlich schlachten, verspürten die starke Bewegung in ihren Dörfern. In den Tagen vom 11. bis 13. August 1893 kam es nun, hauptsächlich infolge der Treibereien dieser Gesellschaft in Bombay zu einem erbitterten Kampfe zwischen Hindus und Mohammedanern, in dem gegen 100 erschlagen, noch mehr verwundet, Moscheen und Pagoden entweiht und zerstört, Läden geplündert wurden. Drei Tage lang ruhte in der großen Handelsstadt Handel und Wandel, keine Lebensmittel waren zu haben. Erst als mehrere Regimenter englischer Infanterie und Kavallerie z. T. mit den Schußwaffen eingegriffen hatten, gelang es, die Wütenden auseinander zu treiben. Nach 5 Tagen aber zogen unter Führung des „Polizei-Kommissars", der den Frieden zwischen den beiden Parteien wiederhergestellt, Mohammedaner und Hindus Hand in Hand durch die mit Blumen bestreuten Straßen. — Es sei hier noch eines anderen Volksaufstandes aus religiösen Gründen gedacht, der 1891 in Benares stattfand, und auch ein Beweis von der Macht des Heidenstums ist. Als hier infolge des Baues einer Wasserleitung ein Hindutempel abgebrochen werden sollte, kam es zu groben Ausschreitungen der wütenden Volksmenge, denen nur durch das Militär Einhalt gethan werden konnte. Um des Friedens willen ließ der Stadtrat nur die Außengebäude des Tempels abbrechen, über dem Götzen aber, der an Ort und Stelle stehen blieb, ein Schutzdach bauen.

Wie groß die Macht der Kaste noch heute ist, beweist u. a., daß der bekannte Brahmane Vivekananda, der in Chicago und nachher, wie wir früher ausführten, durch seine glänzenden Vorträge so viel von sich reden gemacht hat, nach seiner Rückkehr sich wie viele andere, durch die erniedrigende Ceremonie der Prajatschitta-Buße, in der das aus der Kuh ausgehende Unreine gegessen und getrunken werden muß u. s. w., von seiner großen Verunreinigung durch seine Amerika-Reise hat reinigen und in die Kaste wiederaufnehmen lassen, fürwahr ein trauriger Beweis von der Macht der Kaste und von der Charakterlosigkeit der gebildeten Hindus, deren Worte in striktem Gegensatz zu ihren Thaten stehen, so daß auch Hindublätter öffentlich ihre

tadelnde Stimme erheben. Ein anderer hochgebildeter Brahmane und Führer Jung-Indiens Subramanijen Eijer, Herausgeber der von uns öfters angeführten Zeitung „Hindu“, verheiratete, was schon ein Zeichen großen Mutes ist — die Eheleute werden aus der Kaste ausgestoßen und auf alle Weise verfolgt, wenigstens in Südindien —, seine verwitwete zwölfjährige Tochter zum zweitenmale, aber nicht in seinem Wohnorte Madras, sondern in Bombay, um unliebsames Aufsehen zu vermeiden. Als er nach seiner Heimkehr zur Nachfeier der Hochzeit zu Hause ein Gastmahl gab, wurde er samt allen Teilnehmern vom Priester in den Bann gethan. Und die Folge? Zwei gebildete Hindus, die sehr frei dachten und redeten, ein Magister Artium, d. i. ein Doktor der Philosophie, der die englische Sprache und Litteratur genau kannte, und ein Baccalaureus Artium unterzogen sich der bereits erwähnten unsauberen Prozedur, weil sie mit einem anderen zusammen aßen, der mit Subramanijen Eijer gegessen haben soll. „Ist es nicht empörend“, schreibt ein heidnischer Hindu, „daß diese Maulhelden sich weigern, mit dem Herausgeber des „Hindu“ zu essen, weil er gethan hat, was sie überall empfohlen haben. Welchen Nutzen können solche „Reformer“ bringen, die anders handeln, als sie reden?! Diese Maulhelden halten durch ihre Heuchelei nur den Fortschritt der socialen Reform auf.“

Und diese Brahmanen, die sich die abendländische Bildung zu eigen gemacht, beherrschen, wie einst unter den altindischen Königen, noch heute das Land. Fast in allen Fächern sind von 100 Beamten 99 Brahmanen, die durch ihre Seßhaftigkeit — im Gegensatz zu den wechselnden englischen Kronbeamten — und durch ihre Lokalkenntnis einen weitreichenden Einfluß besitzen zum Schmerze der anderen, besonders der Sudras, unter denen es auch viele hochgebildete und jedenfalls mehr charakterfeste Männer giebt, als unter jenen schlauen, schlangenklugen „Göttersöhnen“. (Ev. luth. Miss.-Bl. 1890, 149 f., 255 f., 265 ff., 361 f.; 1891, 221, 344 ff.; 1892, 30, 32, 156, 192, 239 f.; 1893, 302, 379 f., 455. Ev. Miss.-Mag. 1892, 92 f.; 1893, 116 ff., 218. Miss.-Bl. der Brüdergem. 1894, 294. Allg. Miss.-Ztg. 1891, 344 ff.; 1893, 553 ff.; 1894 Beibl. 77; 1895, 430 ff.; 1896, 143, 187 ff. Allg. ev.-luth. K.-Ztg. 1893, 447, 880, 956, Grundemann, Entwicklung 191 ff.).

Aus der Mission der Gegenwart.

Die deutschen Missionsgesellschaften und ihre Arbeiten 1895/96.

Von Pred. H. Lehmpfuhl.

I.

Zum ersten Male seit dem Erscheinen unserer Zeitschrift treten wir mit einer Missionsrundschau über die Arbeiten der deutschen Missionsgesellschaften an die Öffentlichkeit. In erster Linie leitete uns dabei das Bestreben, unsere Leser immer mehr auch über die Vorgänge auf den Missionsfeldern der anderen Vereine zu orientieren, ihnen einen Einblick zu geben in die Leiden und Freuden derer, die mit uns arbeiten an der großen Aufgabe, den Heiden das Evangelium Jesu Christi zu bringen, und so unser Vereinsorgan immer mehr zu einem Hilfsmittel zu gestalten, das über die ganze moderne Missionsgeschichte unterrichtet. Die nachfolgenden Skizzen und Charakteristiken werden unseren Freunden aber auch ein Bild geben von der großen Mannigfaltigkeit der Art und Weise, wie die einzelnen deutschen Gesellschaften ihr Werk betreiben, — es gleicht nicht eine der anderen, — und sie werden von neuem, wenn auch indirekt, das gute Recht unseres Vereins darthun.

Zunächst möge die nachstehende Tabelle dem Leser einen Gesamtüberblick über die Leistungen der deutschen Missionsvereine 1895/96 geben:

Missionsgesellschaften	Missionare	Heidenchristen	Einnahmen. M.	Ausgaben. M.
Brüdergemeine	217	95 439	496 146,38	1 556 070,—
Basel	155	31 703	1 037 757,85	1 036 325,09
Barmen	105	60 000	495 738,48	515 434,38
Berlin I.	76	28 315	348 384,43	347 824,37
Hermannsburg	57	32 015	242 623,22	242 656,99
Leipzig	43	15 038	389 345,97	378 682,33
Berlin II. (Goßner) . . .	21	40 000	199 060,70	197 112,29
Bremen (Norddeutschl.) . .	16	1 492	124 057,49	155 615,87
Neukirchen	12	754	53 765,61	58 242,51
Breklum	10	342	89 006,07	85 434,26
Berlin III. (Ostafrika) . . .	17	88	64 643,24	70 016,53
Neuendettelsau	9	6	27 002,97	25 275,66
Allg. ev.-prot. Missions-Verein	5	216	50 233,89	40 454,53
Jerusalems-Verein	3	ca. 300	ca. 55 000,—	ca. 55 000,—
China-Frauen-Verein . . .	1	140	18 656,45	15 741,49
Morgenl. Frauen-Verein . .	13	ca. 130	17 643,16	21 147,39
	760	305 978	3 706 065,91	4 800 533,69

Betrachten wir einmal diese Zahlen genauer; sie sagen uns viel. Sie zeigen uns zuerst, daß der kleinsten deutschen Kirchengemeinschaft, welche Mission treibt, der Brüdergemeine nach ihren Leistungen der erste Platz gebührt. Sie könnte allerdings bei einer Einnahme von nicht ganz 500,000 M. nicht über 1½ Millionen M. für Missionszwecke verwenden, wenn sie nicht durch ihre Missionshandlungen auf den einzelnen Gebieten bedeutende Einnahmen erzielte; aber dennoch kommen, auf den Kopf in der Brüdergemeine 5,23 M. Missionsbeiträge [1]), während das übrige evangelische Deutschland und die Schweiz, zusammen ca. 33 Mill. Seelen gerechnet, pro Kopf nur 10 Pf. aufbringt. Sie zeigen uns ferner, daß Deutschland von Jahr zu Jahr mehr für Missionszwecke aufwendet. 1881 hatte es 9 Miss.-Ges. mit 520 Missionaren, 65062 Kommunikanten, 178783 Heidenchristen und 2523372 M. Einnahmen. Welcher Fortschritt in diesen 15 Jahren! Aber verglichen mit den Leistungen der Länder englischer Zunge sind die Deutschlands minimal und stehen in keinem Verhältnis dazu. Nun ist es ja wahr, daß es, wenn irgendwo, so bei der Mission nicht auf die Zahl, sondern die Befähigung der Arbeiter ankommt. Die Mission ist ein großer Kampf der Geister, in dem nicht die Zahl, sondern die geistige Qualität der Kombattanten den Ausschlag giebt, und in dieser Beziehung hat Deutschland von Anfang an Bedeutendes geleistet und leistet es noch Hervorragendes. Aber wenn Deutschland so tüchtige Kräfte besitzt, wenn seine theologische Wissenschaft den ersten Platz in der Welt einnimmt, dann ist es auch seine heilige Pflicht, für das große Werk der Mission entsprechende Mittel aufzubringen, um seiner Geistesart bei der Christianisierung der Völkerwelt die ihr gebührende Bedeutung zu verschaffen. Zahlen reden und sie reden eine deutliche Sprache. Nach der Missionary Review of the World gab es 1894/95 ca. 130 protest. Missionsgesellschaften, 11765 Missionare und Missionarinnen, worunter allerdings 3685 Missionarsfrauen mitgerechnet sind, beinahe 3 Millionen eingeborene Christen; gegen 55 Millionen M. wurden für Missionszwecke aufgebracht. England stellt hiervon allein ca. 2200 Missionare und zahlt 28 Millionen M. Missionsbeiträge. War es zu viel gesagt, wenn behauptet wurde, daß die Missionsleistungen Deutschlands in keinem Verhältnis zu denen Englands stehen? Aber noch ein anderes ersehen

[1]) Rechnet man bloß die Kommunikanten, so kommen 1895 auf jeden derselben 7,05 M. Missionsbeiträge.

wir aus diesen Zahlen. Wenn 130 protest. Missionsgesellschaften sich in 55 Millionen M. Beiträge teilen, und davon auf die 16 deutschen Gesellschaften nur 4½ Million M. entfallen, so ergiebt sich auch hieraus wieder, was schon oft gesagt worden ist, daß in Deutschland durch die verhältnismäßig vielen Missionsgesellschaften die geringen Kräfte unnötig zersplittert werden. Doch betrachten wir unsere Zahlen noch ein wenig weiter, und schauen wir einmal die Kolumne, die die Missionserfolge aufzählt, genauer an. Sie zeigt uns ergreifend, daß man die Missionserfolge nicht nach Zahlen messen darf. Am augenfälligsten tritt dies bei der Evhemission der Norddeutschen Gesellschaft hervor. Diese zählt nach 49jähriger, harter Arbeit, die die schmerzlichsten Opfer an edlen Menschenleben gefordert hat, jetzt erst 1492 Heidenchristen, und von diesen kommen die meisten erst auf die letzten Jahre. Vor 15 Jahren hatte sie nicht viel über 700 Christen, vor 20 Jahren nicht mehr als 200. Zur Baseler Mission gehören jetzt 31703 Christen, sie arbeitet auf 4 Missionsfeldern; aber mit wie verschiedenem Erfolge! In China betrug der Zuwachs im letzten Jahre 22 Gemeindeglieder, auf der Goldküste 936! Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Man ersieht aber aus dem Angeführten auch noch das eine, daß es nicht immer richtig ist, wenn man meint, die Mission sei bloß unter den Kulturvölkern schwierig. Es mag gerade einmal für unsere Freunde an dem Beispiel der Evhemission nachgewiesen werden, daß es auch Naturvölker giebt, die sich nur nach harten Kämpfen dem Evangelium erschließen.

Aber Zahlen an sich bleiben tot und lassen uns kalt, und auch die Zahlen unserer Tabelle gewinnen erst Leben und Interesse, wenn wir genauer wissen, wie die einzelnen Missionsgesellschaften ihr großes Ziel erreichen wollen, was das Charakteristische an ihnen ist, und welche Geschichte diese Zahlen erzählen. Nur das zu einer Orientierung absolut Notwendige soll hervorgehoben werden; wir werden unsere Wanderung so kurz wie möglich einrichten, um dann noch für eine Schlußbetrachtung Raum zu gewinnen.

Zuerst muß die Brüdergemeine genannt werden, die sowohl durch das Alter ihrer Mission — 1732 wurde ihr erster Missionar ausgesandt — als auch nach ihren Leistungen diesen Platz beanspruchen kann. Ihr Arbeitsgebiet erstreckt sich über die ganze Erde. In allen Weltteilen, in Amerika, Afrika, Asien und Australien hat sie Missionsstationen. Mit dem geringsten Erfolg hat sie bisher in Britisch-Indien am Himalaya gearbeitet. 1853 wurde hier das Werk begonnen und zählt erst 3 Stationen mit 57 Christen. Die schönsten Früchte hat sie auf ihrem ältesten Missionsfeld, in Amerika geerntet. In Westindien, wo sie auf St. Thomas, St. Jan, St. Croix, St. Kitto, Jamaika, Antigua, Barbados, Tobago und Trinidad arbeitet, ist das Werk so weit gediehen, daß die eigentliche Missionsarbeit bald eingestellt werden und Westindien eine selbständige Unitätsprovinz werden wird. In Suriname, dem größten Missionsfeld der Brüdergemeine, das 27 000 Christen zählt und allein 260 000 M. im letzten Jahre erforderte, ist die Arbeit noch nicht so weit fortgeschritten. Hier bietet namentlich das Buschland mit seinem mörderischen Klima dem weiteren Vordringen fast unüberwindliche Schwierigkeiten; außerdem hat sich unter den eingewanderten Kuli und Chinesen ein ganz neues Missionsfeld aufgethan. Endlich kommt dazu die rege Thätigkeit der katholischen Kirche, die auch hier wieder im Trüben fischen will. Nicht weit von Suriname liegt Demarara, wo sich eine Gemeinde von 816 Christen befindet. Zu schweren Sorgen giebt die Mission auf der Moskitoküste Anlaß, die erst 1849 begonnen, schon bedeutende Erfolge aufweist. Bekanntlich bemächtigte sich im vorigen Jahre der katholische Freistaat Nicaragua mit List und Gewalt dieser bisher freien Indianerreserve, und die Leiter der Brüderunität fürchten das Schlimmste für ihr Missionswerk von der katholischen Regierung. Gegenwärtig ist aber die liberale Partei

in Nicaragua am Ruder und hat der evangelischen Mission noch keine größeren Schwierigkeiten bereitet. Bisher wurde nur in Bluefields, dem eigentlichen Centrum der Arbeit, der höheren Schule der Staatsbeitrag von der Regierung entzogen mit der Motivierung, weil an derselben „Religionsunterricht“ erteilt wird.

Wenden wir uns nun von Mittel- nach Nordamerika, so finden wir hier in Grönland (1733), Labrador (1752) und Alaska (1885), einem Gebiet von vielen 100 Quadratmeilen, Missionsstationen der Brüdergemeine. In Grönland und Labrador ist die eigentliche Missionsarbeit abgeschlossen, dagegen ist auf Alaska das Werk kaum begonnen. Im letzten und vorletzten Jahre gingen hintereinander 2 Proviantschiffe für die Missionare, die nach Grönland bestimmt waren, unter.

Kurz können wir uns auch über das Werk in Australien fassen, wo die Unität in Viktoria und Queensland ein zweifaches Arbeitsfeld hat. Auf beiden gilt die Mission den Papuas. Schnell eilen wir auch über die Arbeit in Afrika hinweg, wo sie eine reichgesegnete Thätigkeit unter den Hottentotten und Kaffern entfaltet hat. Das zuletzt 1891 in Deutsch-Ostafrika im Kondeland am Nyassa in Angriff genommene Werk zeigt noch keine Erfolge. Der erste Missionar starb sehr bald, andere sind erkrankt, auch klagt der letzte Bericht über die Zuchtlosigkeit der befreiten Sklaven, die bis auf 7 alle die Station haben verlassen müssen.

Wir mußten bei unserer Rundschau länger bei diesem imposanten Werke verweilen, das uns zeigt, was eine richtig betriebene Kirchenmission zu leisten vermag. Bekanntlich ist die Brüder-Unität die einzige deutsche Kirchengemeinschaft, die als solche Mission treibt, und das giebt dieser Mission ihr ganz besonderes Gepräge. Sie hat bei der Betreibung ihres Werkes den großen Fehler gemacht, zu spät auf die Selbständigmachung ihrer Gemeinden hinzuarbeiten, nnd das rächt sich jetzt, wo man den Fehler eingesehen hat, bitter; denn es fehlt sowohl in Amerika, wie in Afrika, den beiden größten Missionsfeldern, fast überall an eingeborenen Gehilfen. Aber immer wieder muß die Opferwilligkeit dieser kleinen Gemeinschaft gerühmt werden. Sie schloß im vorigen Jahre mit dem gewaltigen Defizit von 114 933,40 M. ab und konnte schon nach wenigen Monaten melden, daß dies Defizit nicht nur gedeckt sei, sondern daß noch 35 404,68 M. darüber eingegangen waren!

Ein ganz anderes Bild als diese Kirchenmission der Brüdergemeine bietet die Baseler Missions-Gesellschaft, deren Anfänge bis 1780 zurückreichen, die aber erst seit 1822 selbständig Missionare aussandte. Obwohl die Vertreter dieser Gesellschaft gern die Punkte betonen, die sie von uns trennen, steht sie doch in vieler Beziehung unserem Verein recht nahe. Auch sie hat nie den Heiden das Evangelium in einer festumrissenen dogmatischen Form bringen wollen; sie hat auch nie ihre Missionare auf ein kirchliches Sonderbekenntnis verpflichtet. Sie mußte es wegen dieser freien Stellung erleben, daß sich die norddeutschen konfessionell gerichteten Kreise von ihr trennten. Der Künzle-Streit hat ferner gezeigt, daß die Missionszöglinge in Basel auch mit den Ergebnissen der modernen kritischen Theologie bekannt werden. Und wenn das auch in manchen Kreisen großen Unwillen erregt hat, so ist dies Vorgehen doch nur mit Freuden zu begrüßen. Ein Missionar, der es gelernt hat, am christlichen Dogma Kern und Schale zu unterscheiden, wird ganz anders missionarisch thätig sein als einer, dem die Form des Dogmas ebenso wesentlich ist als der religiöse Wahrheitsgehalt, den es aussprechen will. Nur die religiösen Wahrheiten zünden nnd wecken religiöses Leben, nicht die Hüllen, in die sie Menschen gekleidet haben. Die Baseler Mission ist wie schon früher auch im verflossenen Jahre schwer heimgesucht worden: Sie hat nicht weniger als 18 Todesfälle bei ihren Missionsarbeitern zu beklagen. In China haben die Missionare viel Not und Angst

durchgemacht durch die Aufstände der Rebellen. Öfters mußten die Brüder flüchten, die Stationen in Nyenhangli, Tschongtschun, Hokschuha und Hinnen waren mehr als einmal in der Gefahr, zerstört zu werden, Moilim wurde geplündert. Auf dem Missionsfeld in China hat aber die Baseler Mission auch sonst nicht große Erfolge erzielt; ihre Hauptkraft konzentriert sie auf Indien, wo sie auf der Südwestküste in Malaka, auf den Blauen Bergen, in Südmahratta, Nord- und Süd-Kanara und im Kurgland 12 331 Christen gesammelt hat. Die meisten Erfolge hat sie in Afrika auf der Goldküste zu verzeichnen, wo sich durch die Einverleibung Asantes in das englische Gebiet im vergangenen Jahre ein ganz neues Arbeitsfeld aufgethan hat. Die Hoffnung Missionar Ramseyers, der vor 25 Jahren als Gefangener mit seiner Frau nach Kumase, der Hauptstadt Asantes, geschleppt wurde, ist jetzt erfüllt. Er hat bereits mit seiner Gattin die Arbeit hier wieder aufgenommen. Über Kamerun, wo die Baseler Gesellschaft infolge der Erwerbung dieses Landes durch das Deutsche Reich Ende 1886 eine Mission unternommen hat, ist noch nicht viel zu melden. Dagegen sei hier noch auf die mit Erfolg auf allen Missionsfeldern betriebene ärztliche Mission hingewiesen.

Ähnlich wie Basel hat auch die Rheinische Missionsgesellschaft, deren Anfänge bis 1799 zurückreichen, keinen konfessionellen Charakter[1]). Wohl keine deutsche Missionsgesellschaft hat in den letzten Jahren so namhafte Erfolge zu verzeichnen wie die Rheinische. Man vergleiche nur die Zahlen der obigen Tabelle mit denen der Baseler Mission und ziehe dann selbst den Schluß daraus. Ihre Missionsfelder liegen in Afrika, Kapland, Hereroland, Namaland und Ovamboland, in Asien, China und Niederländisch-Indien (Borneo, Sumatra, Nias), und in Australien auf Neu-Guinea. Gewiß ein weit ausgedehntes Arbeitsfeld, das dem, der es an der Hand der Berichte durchwandert, eine Menge der interessantesten und abwechselungsvollsten Bilder zeigt. Traurig, sehr traurig lauten nur die Nachrichten über Neu-Guinea. Pastor Kriele schreibt: „Als Statistik läßt sich ja leider hier nur nennen: — — 3 (augenblicklich nur 2) Stationen, keine Christen; aber 10 Gräber in 8 Jahren!“ Auf der Dampier-Insel mußte die Arbeit wegen einer die Bevölkerung dezimierenden Pockenepidemie und wegen Ausbruchs eines für erloschen gehaltenen Vulkans aufgegeben werden. Gering sind auch hier die Erfolge in China; doch sollen jetzt auch im Innenland Stationen angelegt werden. Bezeichnend ist, was Pastor Kriele über die ärztliche Mission, die auch Barmen in China unterhält, schreibt: „Eine genaue Beobachtung zeigt, daß fast sämtliche in den letzten Jahren Getaufte eine direkte oder indirekte Frucht des Rhein. Miss.-Hospitals sind, zu schweigen von den vielen, vielleicht Hunderten, deren Urteil über die „fremden Teufel“ sich geändert hat, seitdem sie des Segens ihrer Barmherzigkeit teilhaftig geworden sind“. Gewiß ein beachtenswerter Wink für alle, denen die chinesische Mission am Herzen liegt!

In Niederländisch-Indien ist das Werk in einem gewaltigen Aufschwung begriffen; selbst auf dem früher so unzugänglichen und aussichtslosen Nias ist die Zahl der Christen in den letzten Jahren bedeutend gestiegen; was

[1]) Unter den dankenswerten Aufsätzen in Dr. Warnecks A. M. Z. 1896 über die deutschen Missionsgesellschaften soll ganz besonders die lichtvolle und klare Rundschau des P. Kriele über die Rhein. M. G. hervorgehoben werden. Aber es muß auch gesagt werden, daß manche dieser Aufsätze an Unübersichtlichkeit, manche an dem alten Fehler der Überschwenglichkeit leiden. So ideal sind die Zöglinge der Missionshäuser nicht, wie es nach diesen Berichten dem Leser erscheinen muß, und so vortrefflich steht es auch auf dem gesegnetsten Missionsfelde nicht aus, wie es da gezeichnet wird. Diese Überschwenglichkeit schädigt unsere Sache aufs schwerste in der Heimat, und es kann nicht oft genug davor gewarnt werden. Also mehr Nüchternheit, mehr Objektivität, wie wir sie von niemand besser lernen können als von Männern wie Dr. Warneck und Dr. Grundemann.

aber besonders erwähnt werden muß, ist die von manchen schönen Resultaten gekrönte Mohammedaner-Mission, die Barmen auf diesen Inseln entfaltet hat. Man sieht wenigstens das eine daraus, daß auch eine Bekehrung mohammedanischer Völker möglich ist; — soviel scheint allerdings aber nach den bisherigen Erfahrungen festzustehen, daß man dabei die Außenposten zuerst in Angriff nehmen muß, und daß es taktisch verkehrt wäre, sofort den Mohammedanismus in seinen Hauptcentren bekriegen zu wollen.

Auch in Afrika ist das Werk rüstig fortgeschritten. In der Kapkolonie galt es, eine Hungersnot abzuwenden; in Deutsch-Südwest-Afrika, das mit einem fast lückenlosen Netz rheinischer Missionsstationen überzogen ist, liegen jetzt, nachdem der Friede mit Hendrik Witbool und den Herero hergestellt und ein geordnetes Regiment eingeführt ist, die Verhältnisse für die Mission sehr günstig und werden auch nach Kräften ausgenützt. Ein neues Missionsfeld hat sich unter den Bergdamra aufgethan, einem verachteten und bedrückten Volke, das „die Sprache der Hottentotten mit ihren wunderlichen Schnalzlauten spricht und die Farbe der Neger trägt, und weder Nama noch Oraherero wie ein ethnographisches Rätsel hin und her im Hererolande, zum Teil in unwegsamen Felsennestern, seine Wohnsitze hat“. Hoffentlich gelingt es den Römischen, die überall in Afrika eine emsige Thätigkeit entfalten, nicht, in Südwestafrika festen Fuß zu fassen und, was sie so gern thun, da zu ernten, wo andere gesät haben. (Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Dr. Warneck, der verdiente Forscher auf dem Gebiete der Missionswissenschaft, ist zum ordentlichen Honorarprofessor an der theologischen Fakultät der Universität Halle/Wittenberg ernannt worden. —

Der Studenten-Bund für Mission, über dessen Gründung wir Jahrg. 1896 S. 102f. berichtet haben, hat einen Aufruf an sämtliche Studenten der deutschen Hochschulen erlassen, in dem zum Beitritt aufgefordert wird. Der Bund zählt bis jetzt 15 Mitglieder. Auf der konstituierenden Versammlung am 28. März v. J. wurde auch ein Statut entworfen, dem wir unsere Zustimmung geben können. Das Statut ist offenbar bestrebt, für jede theologische Richtung Raum zu lassen, und nimmt in seinen theologischen Bestimmungen auf kein kirchliches Bekenntnis Bezug. Aus diesem Grunde und aus diesem Grunde allein möchten wir seine Verfasser darauf aufmerksam machen, daß es biblisch korrekter gewesen wäre, in §. 2 zu schreiben „im Glauben an Jesum Christum als an seinen Herrn und Gott“ statt „als an seinen Gott und Herrn“. Das ist ja das Bedeutsame im Neuen Testament, daß Jesus ὁ κύριος genannt wird, wie sonst nur Gott. θεός hat auch bekanntlich im neutestamentlichen Sprachgebrauch eine viel weitere Fassung als κύριος. Endlich wird Jesus nur an sehr wenigen Stellen θεός genannt und hier ist die Auslegung sehr streitig, dagegen wird ihm an unzähligen Stellen das Prädikat κύριος beigelegt. — Doch dies nur nebenbei. Wir freuen uns, daß sich unter der studentischen Jugend, deren ganzes Interesse in den letzten Jahren mehr den sozialen Fragen galt, wieder neue Missionsbegeisterung regt. Der Bund will für keine bestimmte Missionsgesellschaft werben, sondern überläßt es dem einzelnen, sich nach Gottes Führung irgend einer Missionsgesellschaft anzuschließen. Möchte es ihm gelingen, das Ziel, was er sich gesteckt hat, zu erreichen! —

In den Tagen vom 29. September bis 1. Oktober v. J. fand im Kurhaus Palmenwald in Freudenstadt ein missionswissenschaftlicher Kursus statt, an dem etwa 100 Geistliche aus Württemberg, Baden, Hessen und der Schweiz teilnahmen. Als Einleitung wurde von Dekan Wurm in Echterdingen, der früher Lehrer am Baseler Missionshaus gewesen ist, eine „Missionsgeographische Rundschau“ gegeben; in einem weiteren Vortrag sprach

er über „die Beziehungen zwischen Religionswissenschaft und Mission". Missionar Frohmeyer berichtete über die indische, Missionar Piton über die chinesische Mission. Missionar Hesse, der verdienstvolle Redakteur des Calwer Missionsblattes, sprach über „Die Mission auf der Kanzel". Der Sekretär der Baseler Mission Würz gab eine Schilderung der Baseler Missionsleitung. Durch einen Fragekasten war den Teilnehmern Gelegenheit gegeben, sich über diesen und jenen Punkt noch weitere Auskunft zu holen. Wir halten solche Missionskurse für recht geeignet, die oft große Unwissenheit unter den Geistlichen auf diesem Gebiet zu verringern und ihnen mehr Interesse für dies so wichtige Werk einzuflößen. Ähnliche Kurse werden übrigens auch von der Brandenburger Missionskonferenz veranstaltet. —

Der Hauptverein der Deutschen Lutherstiftung für Brandenburg und Berlin veranstaltete im vergangenen Winterviertеljahr in der Dreifaltigkeitskirche eine Reihe von 6 Vorträgen, die sämtlich Themata aus der Mission zum Gegenstand hatten. Pred. Prof. Scholz sprach über „Die Mission unter Eis und Schnee", Generalsup. Dr. Dryander über „Die Mission unter den Kanibalen", Superintendent Vorberg über „Leiden und Siege auf Madagaskar", Prof. Dr. von Soden über „Die religiöse Zukunft Deutsch-Ostafrikas", Pastor Dr. Grundemann über „Mission und Kultur" und Prof. Dr. Warneck endlich ließ seine Hörer einige Blicke in die Größe der Mission thun. Leider war es dem Schreiber dieser Zeilen nur möglich, dem von Sodenschen und und Warneckschen Vortrage beizuwohnen. Dr. Warneck sprach wie immer mit großer Begeisterung von unserem großen Werke und suchte an einer Reihe von Beispielen aus der Größe der Missionsbeiträge, der Zahl der Bekehrten, den Leistungen in der Übersetzung der Bibel 2c. das alte Vorurteil, daß die Mission eine Winkelsache sei, zu zerstören. Dr. von Soden zeigte in seiner feinsinnigen und geistvollen Rede, wie in Afrika die beiden großen Welten, die christliche und mohammedanische, in heftigem Kampfe um die Vorherrschaft ringen. In Nordafrika liegen alle Chancen auf Seiten des Mohammedanismus, dagegen ist es der christlichen Mission gelungen, ihm in Südafrika einen festen Riegel vorzuschieben. Vielleicht behandeln wir in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift dies wichtige Thema einmal eingehender. Gewiß haben diese Vorträge dazu beigetragen, das Interesse für die Mission in weitere Kreise unserer Großstadt zu tragen. —

Vom großen Missionsfelde.

China. So hart auch der Acker auf dem chinesischen Missionsfelde ist, so groß auch die Schwierigkeiten, mit denen hier gekämpft werden muß, ohne Segen ist die Arbeit nicht. Dr. Faber schreibt in seinem letzten Brief: „Aus Fukien wird berichtet, daß, wo im vorigen Jahre die Missionare ermordet wurde, sich 20 000 Chinesen zur Taufe gemeldet haben, davon sind bereits 5000 getauft worden, die anderen sind im Vorbereitungsunterricht. In der Mandschurei wurden seit dem Friedensschluß über 1000 getauft. Die Erfolge kommen, ehe man es sich versieht; treue Arbeit ist nie vergebens, wirkt aber eben gewöhnlich längere Zeit in der Stille und in die Tiefe." —

Korea. Im Calw. Miss.-Bl. 1896, 6 lesen wir: „Die evangelische Mission in Korea ist jetzt zehn Jahre alt. Die erste presbyterianische Gemeinde wurde 1887 und die erste methodistische 1888 gegründet. Und was ist dabei herausgekommen? Antwort: 42 Gemeinden und 20 regelmäßige Zuhörerschaften mit zusammen 528 Abendmahlsgenossen und 567 Katechumenen, die minderjährigen Getauften nicht mitgerechnet, 9 Sonntagsschulen mit 455 Kindern, 6 eingeborenen Pastoren, Jahresbeiträge der Gemeinden über 4000 M., also ungefähr 4 M. pro Kopf!" Das ist allerdings eine tüchtige Leistung; der aufmerksame Leser sieht aber auch, daß hier mit ganz außerordentlichen Mitteln gearbeitet wird. —

Armenien. Über die türkische Mission des Amerikanischen Board hat der Sekretär desselben eine Flugschrift veröffentlicht, aus der der Church Miss. Int. 1897, 1 folgendes mitteilt: „Der Board begann seine Wirksamkeit in Smyrna 1820, in Konstantinopel 1831. Von da ab bezeichnen Nikomedien, Brussa, Entab, Antiochia, Warsowan, Siwas, Trapezunt, Erserum, Marasch, Aleppo, Urfa, Mardin, Mosul und die Grenzen Persiens die Ausdehnung seines Werkes. Zuerst war es der Gedanke, die nur dem Namen nach christlichen Völker durch eine Reformation von innen neu zu beleben, aber die Verfolgung des armenischen Patriarchen trieb sie, besondere Gemeinden zu organisieren. Die frühere Methode wird immer noch erhofft: „Die Organisation der protestantischen Kirchengemeinschaft und ihre Aufrechterhaltung sind nur als zeitliche Mittel zu betrachten, die bei Seite gesetzt werden müssen, sobald als das große Ziel auf anderen Wegen besser erreicht werden kann". Der gegenwärtige Stand sind 176 Missionare, die jährliche Ausgabe für die Mission 35 000 Pfund, und der Wert an Missionseigentum 300 000 Pfund. Die Mission umfaßt 878 eingeborene Arbeiter, von denen 100 Pastoren, 128 Evangelisten sind und der Rest Lehrer verschiedenen Grades. Es giebt 125 Kirchen mit 12 787 Gemeindemitgliedern, durchschnittlich versammeln sich in ihnen 34 000 Seelen. Im letzten Jahre waren 20 496 Personen im Unterricht, von denen 2576 höhere Schulen oder Gymnasien besuchten. Die Bibel wird jährlich in beinahe 50 000 Exemplaren verbreitet.

Auf dies herrliche Werk sind die armenischen Metzeleien mit vernichtenden Schlägen gefallen. Konstantinopel, Trapezunt, Bitlis, Erserum, Erzigan, Siwas, Harput, Marsowan, Entab, Marasch und Urfa waren der Schauplatz von aufeinanderfolgenden Verwüstungen. Inmitten der Vernichtung des Missionseigentums und der Hinschlachtung ihrer Angehörigen haben die Missionare auf ihrem Posten ausgehalten, auf mehr als einem Platze Beschimpfung und Schaden duldend, aber überall ihr bestes thuend, um ihre Herde zu beschützen. Nicht weniger als 21 eingeborene Pastoren und Lehrer sind den Tod der Märtyrer gestorben. Der einzige Lichtstrahl in dem Dunkel ist, daß die gemeinsamen Prüfungen die Protestanten und Gregorianer enger als je zuvor aneinander geschlossen haben. Wie gewöhnlich haben sich in der Heimat beim Anblick dieser Metzeleien Stimmen erhoben, die zum Rückzug raten; aber Dr. Judson ist nicht dieser Meinung. Mit Beweisgründen, gleich hergenommen aus der Geschichte der früheren Verfolgungen und der früheren Hinschlachtungen in seiner Gegend, behauptet er, daß die gegenwärtige ein großer Nutzen ist, und die Worte des Athanasius von Alexandrien aufnehmend, mit denen er die unter der Verfolgung Julians leidenden Gemeinden tröstete, spricht er auch von dieser Verwüstung: „Es ist nur eine Wolke; sie wird vorüberziehen". —

Amerika. Die Missionary Review veröffentlicht in ihrer Januar-Nummer 1897 eine Statistik der Missionsgesellschaften der Vereinigten Staaten und Kanadas für 1895/96, der wir folgende Notizen entnehmen: Im ganzen brachte Nordamerika 5 693 020 $ d. i. 23 910 000 M. an Missionsbeiträgen auf. 1396 ordinierte Missionare, 1392 verheiratete, 1335 unverheiratete Missionarinnen und 672 Laien standen in der Missionsarbeit, neben ihnen 1538 ordinierte und 15 947 nicht ordinierte Nationalgehilfen; in Summa waren also 20 142 Männer und Frauen im Dienste des nordamerikanischen Protestantismus bei nichtchristlichen und nichtprotestantischen Völkern thätig. Auf den Missionsfeldern wurden 6049 Stationen und Außenstationen mit 315 287 Kommunikanten gezählt. 25 569 Seelen wurden im letzten Jahre für das Evangelium gewonnen. Die Gesamtzahl der eingeborenen Christen beträgt 901 648; dazu kommen noch 5875 Schulen mit 212 271 Schülern. Die älteste amerikanische Missionsgesellschaft ist der Amerikanische Board, in

dessen Dienst allein 583 Missionsarbeiter stehen, zu denen noch 2951 eingeborene Helfer zu rechnen sind. Die Zahl seiner Christen ist 131 000. Die größte Gesellschaft ist die der Methodisten mit 794 Missionsarbeitern und 3475 Gehilfen; doch zählen sie nur 121 929 Heidenchristen. Beinahe dieselbe Größe hat die Mission der Presbyterianer und Baptisten. Im ganzen zählen wir 58 amerikanische Sozietäten. Wer darf bei solchen Zahlen noch von der Mission als von einer Winkelsache reden? H. Lehmpfuhl.

Litteratur.

Lönholm, Dr. L., Japans moderne Civilisation. Ein Beitrag zur ostasiatischen Frage. Tokyo 1896. Selbstverlag des Verfassers. Zu haben Roßbergsche Hofbuchhandlung. Leipzig. 94 S.

Lönholm hat sich die Aufgabe gestellt, in kurzen Umrissen ein Gesamtbild der japanischen Lebensverhältnisse zu geben, wie sie sich im Laufe der letzten Jahrzehnte unter dem Einflusse der europäischen Kultur gestaltet haben. Als Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Tokyo und Ratgeber im japanischen Justizministerium ist er dazu wohl in der Lage, wenn er auch mit wohlthuender Bescheidenheit sagt: „Ich lebe seit sechs Jahren in Japan mit und in dem Volke und habe die japanische Sprache von Anfang an theoretisch und praktisch studiert und doch, wie viel bliebe zu lernen, ehe man dieses eigenartige Volk in seinem innersten Wesen voll erfassen könnte“. Er behandelt in einzelnen Abschnitten die staatliche Verfassung, Heer und Marine, Finanzen, Handel und Industrie, Verkehrsmittel, Verwaltung, Polizei, Gesundheitspflege, Rechtspflege, Gefängnisse, Unterrichtswesen, Zeitungen und Bücher. Auf verhältnismäßig knappem Raum ist eine reiche Menge von Wissenswertem über Japan geboten, auch sind die Angaben durchaus zuverlässig. Es wäre nur das eine zu wünschen gewesen, daß Lönholm neben den Lichtseiten, die die modernen japanischen Verhältnisse bieten, auch die Schattenseiten mehr hervorgehoben hätte, so z. B. neben den großartigen Erfolgen der Japaner auch die Fehlschläge, ohne die es infolge überhasteter Reformen und kritikloser Annahme neuer Dinge nicht abgegangen ist; neben den vortrefflichen Eigenschaften der japanischen Frau, an der mit Recht besonders die sittliche Reinheit gerühmt wird, die tiefen Schatten, welche das Leben der Frau in Japan und überhaupt das Familienleben trüben u. a. Daß die Lichtseiten zu sehr betont sind, mag darin seinen Grund haben, daß die Lönholmsche Schrift augenscheinlich dem dankenswerten Bestreben ihre Entstehung verdankt, Japan gegen die unrichtige und unbillige Beurteilung in Schutz zu nehmen, die es zur Zeit des Krieges vielfach, besonders auch durch den früheren deutschen Gesandten in Peking, von Brandt, erfahren hat. Erfreulich ist, daß Lönholm nicht wie mancher andere, der über Japan geschrieben hat, an der religiösen Frage vorbeigeht. Er behandelt sie in der Einleitung. Es kommt ihm darauf an, den Vorwurf des Christenhasses, den man den Japanern neuerdings gemacht habe, als unbegründet zurückzuweisen. Wir wissen nicht, wer ihn erhoben hat. In solcher Allgemeinheit wäre er gewiß nicht richtig. Doch giebt auch Lönholm zu: „Bei den Gebildeten war bis vor wenigen Jahren nicht viel von Abneigung gegen das Christentum zu spüren. Erst neuerdings hat sich eine besondere buddhistische Partei unter den Gelehrten herausgebildet, die der christlichen Propaganda scharf abwehrend gegenüber tritt“. Daß das Christentum solchen Kampf nicht zu fürchten braucht, darin wird man Lönholm beistimmen. Weiter tritt er energisch für eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung der für Japan bestimmten

Missionare ein: „Die Europäer sollen nicht glauben, daß man Japan durch halbgebildete Missionare bekehren kann. Wenn man über die Hefe des Volkes hinausgehen will, so muß man Männer hierherschicken, die auch dem gebildeten Japaner imponieren. Durch Absingen von Kirchenliedern und Straßenpredigten bekehrt man kein Volk, wie es das japanische ist. Und ebensowenig ist die neulich in Japan erschienene Heilsarmee geeignet, die Japaner dem Christentum geneigt zu machen. Die Leute haben japanische Kleider angezogen, die sie nicht zu tragen verstehen und machen sich dadurch und durch ihr aufgeregtes fanatisches Wesen zum Gespött des „heidnischen“ Landes. Wirklicher Bildung bei den Missionaren bezeigen auch die japanischen Kreise volle Achtung, wie das Beispiel der deutschen Mission beweist, deren Zeitschrift „Shinri“ sich hier ein hohes Ansehen erworben hat“. Dies Zeugnis eines in Japan selbst lebenden Unparteiischen über die Arbeit unserer Mission ist gewiß wertvoll. Ebenso werden die nachfolgenden, mit den Tendenzen unseres Vereins sich eng berührenden Ausführungen unsere Leser interessieren: „Wenn Japan an dem Tage, wo es christlich werden wird, sein Christentum mehr oder weniger japanisiert, so ist das sein gutes Recht, und nur, was auch die europäischen Nationen selbst gethan haben. Man sehe nur das Christentum bei den germanischen und bei den romanischen Völkern an! Welche Verschiedenheiten! . . . Eben darin liegt die Größe der Lehre Jesu und ihr unsterblicher Kern, daß sie sich allen Zeiten und allen Völkern anpassen kann und doch in ihrem inneren Wesen eins bleibt. Die Japaner haben nicht den geringsten Grund, alle die äußeren Zuthaten anzunehmen, welche die christliche Kirche in ihrem jahrtausendelangen Zusammenleben mit den europäischen Völkern aus deren Wesen in sich aufgenommen hat. Wenn die Japaner eine selbständige Form finden, in welcher sie ihrem nationalen Wesen die göttliche Gestalt des Weltenerlösers einfügen können, so soll niemand darum schelten; um so weniger, als das Christentum den Japanern in so vielgestaltiger Form dargebracht wird, daß die Wahl ihnen zur Qual wird. In den Straßen Tokyos trifft sich der Jesuitenpater aus Frankreich mit dem russischen Popen, der englische Orthodoxe oder Methodist mit dem deutschen Liberalen, und alle predigen sie dem Japaner ihre besondere Lehre, alle verkündigen ihm ihre Form als das allein seligmachende Christentum und nennen die anderen Ketzer. Wohin soll sich der Japaner wenden? Oder soll er das ganze Elend konfessioneller Zwistigkeit in sein Vaterland aufnehmen? Wenn bei solchen Verhältnissen der eifrige japanische Christ ängstlich nach einer neuen Form sucht, in welcher er die Heilswahrheiten des Christentums seinem Volke zugänglich machen könnte, ist das nicht sein Recht und seine Pflicht?“ — Das Schriftchen kann jedem empfohlen werden, der in knapper Form und in zuverlässiger Weise über japanische Verhältnisse orientiert sein will.

Oberroßla. O. Hering.

Immanuel Völter, Generalsekretär des Ev.-sozialen Kongresses, Aus England, Bilder und Skizzen aus dem kirchlichen, kulturellen und sozialen Leben. Heilbronn, Eugen Salzer 1896. 167 S. Preis 1 M. 60 Pf.

Die anschaulichen, auf gründlicher Beobachtung ruhenden Schilderungen Völter's berühren zwar zumeist die sozialen Verhältnisse Englands, streifen aber auch die Missionsthätigkeit der englischen Kirchen und verdienen darum unseren Lesern bestens empfohlen zu werden. „Man spürt in England, wie die Mission Volkssache geworden ist.“ Wer will es uns verdenken, wenn wir darum neidisch auf England blicken, denn in Deutschland hat es noch gute Wege, bis die Mission „Volkssache“ geworden ist? Unser Verein möchte dazu beitragen, darum begrüßt er freudig jeden Mitarbeiter, der die Mission „als Volkssache“ empfiehlt.

Berlin. **Th. Arndt.**

Max Löhr, a. o. Professor in Breslau, Der Missionsgedanke im Alten Testament. Ein Beitrag zur alttestamentlichen Religionsgeschichte. Freiburg i./B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. 40 S. Pr. 80 Pf.

Eine treffliche Monographie, die ihr Thema in gründlicher Weise nach wissenschaftlichen Prinzipien auf Grund der neueren litterar-kritischen Erforschung des A. T. behandelt. Max Müller hatte der jüdischen Religion grundsätzlich jeden Missionsgedanken abgesprochen. Dem gegenüber hatten E. Riehm (A. M. Z. 1880) vom apologetischen und G. Warneck (Ev. Missionslehre I, S. 136 ff.) vom dogmatischen Gesichtspunkte aus die Stellen geprüft, die als Belege für den Missionsgedanken im A. T. in Betracht kommen, und waren zu dem Ergebnis gelangt, daß der christliche Missionsgedanke seinem Kerne nach schon im A. T. enthalten sei. Löhr weist nach, daß im vorprophetischen Israel der Missionsgedanke des A. T., der — mit dem Missionsgedanken des N. T. keineswegs identisch, — als der Glaube zu verstehen ist, „daß einst die ganze Erde zur Erkenntnis der Herrlichkeit Jahwes kommen und alle Völker ihn anbeten werden“, überhaupt noch nicht vorkommt, durchaus an der Peripherie, nicht im Centrum des alttestamentlichen Gedankenkreises liegt, erst zur Zeit des Niederganges der prophetischen Bewegung auf seinem Höhepunkte erscheint und endlich infolge des Partikularismus des Gesetzes und des jüdischen Abscheus gegen alles heidnische Wesen niemals zur praktischen Bedeutung gelangt ist. Wenn der Verfasser weder Gen. 12, 3 (nicht zu übersetzen: „Durch dich sollen gesegnet werden alle Völkerstämme auf Erden“, sondern: „Deinen Segen werden auf sich alle Völkerstämme der Erde herabwünschen“) gegen Kautzsch-Socin, noch in der Bezugnahme des Sabbathgebotes auf den Fremdling gegen Kuenen Spuren des Universalismus findet, so stimmen wir ihm darin bei, können uns aber der Meinung nicht anschließen, daß dem Propheten Jesaja der Missionsgedanke völlig fern liege, denn Jesaja 2, 2—4, der Spruch von der Versammlung der Völker auf dem Berge Zion, den Löhr anscheinend für unecht hält, ist unseres Erachtens echt jesajanisch; der neueste Ausleger des Jesaja B. Duhm erblickt in dieser Stelle eine Dichtung aus dem Greisenalter des Propheten, „seinen Schwanengesang“. Die Ebed-Jahwe-Lieder im Deutero-Jesaja bringen den Missionsgedanken der Propheten zum vollendeten Ausdruck „in evangelischer Lauterkeit und Hoheit“; im Knechte Gottes steht, wie Löhr treffend bemerkt, vor uns „das Bild eines Heidenmissionars, in evangelischen Farben entworfen“.

Berlin. Th. Arndt.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Arndt, Der Allgem. evang.-prot. Miss.-Ver. (A. M. Z. 96, 10). Der Studenten-Bund für Mission (ebenda). Zahn, Die Norddeutsche Miss.-Ges. (ebenda, 11). Fabarius, Deportation von Verbrechern (ebenda, 11 u. 12). Schlicht, Der Jerusalems-Verein in Berlin (ebenda, 12). Gottschalk, Der Berliner Frauen-Verein für China (ebenda). P. Wurm, Die Niederländische Missionsgesellschaft (B. M. M. 96, 10—12). Vater Wangemann (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 11). Unser Jahresfest (Rhein. Miss. 96, 10). Missionskursus in Freudenstadt (Calw. Miss.-Bl. 96, 11). Was ist es mit Armenien? (ebenda, 12). G. Meinecke, Die Deportationsfrage I–III (D. Kol.-Ztg. 96, 38, 39, 41). Die Deutsche Kolonialausstellung XV—XVI (ebenda, 39, 40, 43). Deutschland und seine Kolonien 1896 (ebenda, 46). A. T. Pierson, William

E. Dodge, one of the promoters of missions (Miss. Rev. 96, 10 u. 11). T. Eaton, Bible motivs in missions (ebenda, 10). J. M. Kyle, The place of the school in the work of evangelisation (ebenda, 11). A. T. Pierson, The permanent basis of missions (ebenda, 12). G. Smith, Hannah Marshman: The first woman missionary (ebenda). D. Baron, The Jewish question (ebenda). Annual survey of the work of the American Board 1895/96. (Miss. Her. 96, 11). G. A. Gollock, Women's work and the three years' enterprise (Church Miss. Int. 96, 10). S. S. Hewlett, Adult bible-classes and the nature of weak adult christians (ebenda). C. F. Harford-Battersby, Young people and the three years' enterprise (ebenda, 11). J. E. Padfield, The three years' enterprise; a call to foreign workers (ebenda, 12). The new archbishop and foreign missions (ebenda). Fiftieth annual report (Americ. Miss. 96, 11). Fiftieth annual meeting (ebenda, 12). F. Munck, Israelsmissionaeren J. Chr. Moritz (Nordisk M. T. 96, 4).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Labrador (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 10). Trinidad (ebenda, 11). Moskitoküste (ebenda, 11 u. 12). Suriname (ebenda, 12). Leonard, Six years in Utah (Miss. Rev. 96, 11). Missions in South America (Church at home and abr. 96, 11). J. Ryder, Lights and shadows in the Indian work (Americ. Miss. 96, 10).

B. Afrika.

G. Kurze, Die Lage in Madagaskar IV. (A. M. Z. 96, 10). Prinz von Arenberg, Die römische Mission in den deutschen Schutzgebieten (ebenda). J. Richter, Das Christentum in Uganda (ebenda, 12). G. Kurze, Die Schreckenstage von Sirabe (ebenda). Fünfzig Jahre an den Ufern des Kalabar (B. M. M. 96, 10–12). Sirabe, Ein Blatt aus der neuesten Missionsgesch. von Madagaskar (ebenda, 10). Zur Lage der Dinge in Madagaskar (ebenda, 11). Nachrichten von unseren Stationen in der Kapkolonie (Berl. M. B. 96, 9); desgl. in Britisch-Kafferland (ebenda, 10); desgl. im Oranje-Freistaat (ebenda, 11). Südafrika-West (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 12). Winkelmann, Daressalam (D. evangl. Miss. 96, 12). Afrika. Sulumission. Betschuanenmission. (Hermbg. Miss.-Bl. 96, 10—12). Neueste Nachrichten vom Missionsfelde (Ostafr. M. N. 96, 10—12). Becker, Das Hauptopferfest der Waschamba (ebenda, 12). Namaland (Rhein. Miss. 96, 12). Evhe-hame-gbale-Evhe-Gemeindeblatt (Nordd. Miss.-Bl. 96, 11). Merensky, Bilder von der Halbinsel und Missionsstation Ikombe (Miss.-Freund 96, 9). Derselbe, Im dunkelsten Afrika (ebenda, 11). Derselbe, Zwei heldenhafte Bischöfe (ebenda). R. Davey, Mohammedan worship (Miss. Rev. 96, 10). The American mission in Egypt (ebenda, 12). Rev. H. M. Bridgman of the Zulu mission (Miss. Her. 96, 12). W. J. Humphrey, The Sierra Leone Hinterland (Church Miss. Int. 96, 10). J. Johnston, Missionary progress in Uganda (Church at home and abr. 96, 10). H. L. Larsen, Det berlinske (III) Missionsselskabs Mission i Ostafrika (Nordisk M. T. 96, 4).

C. Asien.

Warneck, Missionsrundschau, Japan (A. M. Z. 96, 11). Hartmann, Die China-Inland-Mission (ebenda). Knak, Unsere Missionare in China (Berl. M. B. 96, 10 u. 11). Th. Reichelt, Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine (D. evangl. Miss. 96, 10 u. 11). J. Macgowan, Ein Frauenleben aus der Londoner Mission in China (ebenda). J. Richter, Die Einführung des Christentums in Armenien (ebenda, 11). Derselbe, Die armenischen Greuel

(ebenda, 12). Indien, Napur (Hermbg. Miss.-Bl. 96, 10). Tirupati (ebenda, 11). Warber, Bilder aus dem Missionsleben in Indien (ebenda, 12). Sumatra (Rhein. Miss. 96, 10). China (ebenda, 11). Eidnäs, Einiges aus der Gemeinde St. Matthäuspur (Biene a. d. Missionsf. 96, 12). G. Wilson, Gospel work in Persia (Miss. Rev. 96, 10). S. M. Zwemer, The star-worshipers of Mesopotamia (ebenda). J. Rutherford, The Malabar-Syrians (ebenda). H. F. La Flamme, The power of the gospel in India (ebenda 10 u. 11). G. H. Jones, Advance in Korea (ebenda, 10). V. S. Worden, The tidal wave in Japan (ebenda). R. L. Mc Nabb, Foreign community-life in China (ebenda, 11). The Doshisha (ebenda). P. Martin, The attitude of the chinese government toward christian missions (ebenda). Li Hung Chang and the missionary representativs (ebenda). G. S. Miner, Christian education in China (ebenda, 12). R. Scott Moncrieff, The Jews returning to Palestine (ebenda). J. M. Gray, The Jews in Palestine and Syria (ebenda). Dright Goddard, Persecutions of chinese christians (Miss. Her. 96, 10). J. Smith, The crisis in Turkey (ebenda, 11). J. L. Barton, The Japan mission and its problems (ebenda). A. Hume, The semicentennial of the arrival of Rev. Dr. Fairbank (ebenda, 12). J. H. Bishop, Past and present of the Travancore and Cochin mission (Church Miss. Int. 96, 10). E. D. Price, The famine in India (ebenda, 12). L'hindouisme est-il encore tout puissant aux Indes? (Le Missionnaire 96, 11). Flood, China (Nordisk M. T. 96, 4). A. C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 40, 2). Java (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 96, 11). West-Java, De gods dienstige toestand der Soenda neezen (Org. d. Nederl. Zendelingsver. 96, 10—12).

D. Südsee.

Warneck, Wie es in den einheimischen Gemeinden auf Hawaii steht (A. M. Z. 96, 10). Missionsrundschau, Oceanien (B. M. M. 96, 10 u. 11). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 10 u. 12). Neu-Guinea (Rhein. Miss. 96, 11).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Stations- und Arbeitsbericht Dr. Christliebs über die Zeit vom Juni bis Oktober 1896.

„Die Zeit, die unser Bericht diesmal umfaßt, ist für die Mission immer wesentlich eine Zeit des Stillstands, da nicht bloß wir fremden Missionare der Hitze Tokyos entfliehen müssen, sondern auch die Japaner in den zwei heißen Monaten des Jahres weniger als sonst thätig sind. Die Schüler der verschiedenen Schulen haben im Juni Examen, was sie von unserer deutschen Schule, von Versammlungen und Besprechungen stark abhält, und im Juli und August Ferien, in denen selbst die Ärmsten es möglich machen, auf's Land zu gehen, sei es auch nur einige Stunden von Tokyo entfernt. Da meine Frau anfangs nicht reisen konnte, gingen wir erst am 20. Juli nach Nikko, und da durch die diesjährigen großen Überschwemmungen sowohl 3 unsrer Schüler in Osaka, als auch einer in Nikko festgehalten wurden, begann die Schule erst am 16. September. In

den Ferien, die ich auf den Rat des Arztes wesentlich zu weiten Spaziergängen verwendete, benutzte ich die Regentage, um mich einigermaßen mit dem chinesischen Wesen als der Grundlage der japanischen Civilisation bekannt zu machen. Die Anwesenheit Dr. Fabers, der 3 Wochen hier in Tokyo bei uns wohnte, war uns eine große Freude und besonders eine Anregung zu diesen Studien.

I. Theologische Schule. Das Semester schloß am 20. Juni, darauf folgte das Examen. Miyagawa mußte am 18. Juni zu seinem erkrankten Bruder reisen und machte deshalb das Examen erst im Anfang dieses Semesters; da Kikuchi auf unsre Veranlassung hin ausgetreten war, schlossen wir mit Aoki, Hiroi, Komai im Oberkurs und Miyagawa im Unterkurs, sowie Hemmi als Zuhörer. Die Themata des Examens waren:

I. Religionsgeschichte (Christlieb). 1. das Palikanon, 2. die Lehre Buddhas (Metaphysik, Psychologie, Ethik, Eschatologie).

II. Dogmatik. 1. Verhältnis zwischen Dogma und Wissenschaft. 2. Geschichtliche Entwicklung und religiöse Bedeutung der Lehre von der Trinität. 3. Schöpfung und Vorsehung. 4. Die christliche Lehre von der Sünde.

III. Geschichte der Philosophie: Das philosophische System Hegels.

IV. Neues Testament: Matth. 11, 2—15, Übersetzung und Erklärung.

V. Missionsgeschichte: Die alte römische Mission in Japan.

VI. Homiletisches Seminar: Predigt über Matth. 11, 28—30.

Mit den Resultaten des Examens waren wir recht zufrieden. Der beste ist Miyagawa, der auch diesmal den Preis erhält. Im neuen Semester begannen wir mit den 3 ältesten Schülern ihr letztes Jahr. Im Unterkurs ist Hemmi jetzt ganz eingetreten, was seiner Beharrlichkeit ein günstiges Zeugnis ausstellt, ebenso ein neuer Schüler Nakamura, der sehr begabt zu sein scheint, sehr gut englisch kann und ungewöhnliche Bibelkenntnis besitzt. Er kommt aus einer Vorschule der Episkopalisten, die ihm ein günstiges Zeugnis ausstellten.

Meine Stunden an der theologischen Schule sind:

Oberkurs: Christliche Dogmatik, letzter Teil, Lehre vom christlichen Heil, 4 Stunden. Christliche Ethik, I. Teil, 4 Stunden.

Unterkurs: Kirchengeschichte, I. Teil, 4 Stunden. Altes Testament, kursorische Lektüre in chronologischer Reihenfolge mit Einführung in die Geschichte und Religionsentwicklung, 4 Stunden.

Ober- und Unterkurs 2 Stunden Deutsch.

Außerdem für Miyagawa privatim: Deutsche Philosophie in deutscher Sprache, 2 Stunden.

Daneben in der deutschen Schule 2 Stunden Lektüre von Wilhelm Tell.

Deutschen Kindern, die zu diesem Zwecke aus Kobe hierhergekommen sind, gebe ich wöchentlich 4 Konfirmations-Unterrichts-Stunden; die Konfirmation soll diesen Monat noch stattfinden. Neben diesen 26 Stunden bleibt mir augenblicklich, da besonders die deutsche Kirche mit Bau, Defizitdeckung u. s. w. mich stark in Anspruch nimmt, und da durch den Eintritt der zwei Schüler eine Vorlesung über Kirchengeschichte plötzlich notwendig wurde, auf die ich durchaus nicht vorbereitet war, keine Zeit zu weiterer Arbeit, die regelmäßigen Beiträge für Shinri ausgenommen. Vom nächsten Monat an hoffe ich die Drucklegung der englischen Übersetzung von Ritters Missionsgeschichte beginnen zu können.

II. Shinri geht seinen Gang weiter. Die Abonnenten nehmen langsam zu, der Einzelverkauf ist jeweils aus den Einnahmen im Rechnungsauszug zu ersehen, die Beiträge aus den englischen Titeln."

Pfarrer Schillers Bericht über das III. Quartal 1896.

„Der diesmalige Bericht reicht bis vor die heiße Zeit zurück. Sobald diese herankommt, wird es in Tokyo leer; nicht nur die Studenten verlassen die Stadt, sondern auch die Zahl der übrigen mit uns in Verbindung stehenden Japaner

schmilzt zusammen. In Yotsuya schlossen wir die Sonntagsschule mit einer Kinderfeier und die Gottesdienste mit einer Abend-Agape nach vorhergegangener Abendandacht ab, an der ungefähr 30 geladene Personen teilnahmen.

Den größten Teil der Zeit verbrachte ich in Ikao. Es war das eine gute Gelegenheit, um wieder ein gut Stück in der Erlernung der japanischen Umgangssprache, wozu ich dort ungestört Zeit hatte, weiterzukommen. In Tokyo verhindert Schulthätigkeit und praktische Missionsarbeit ein intensives Studium der Sprache. — Der Aufenthalt in Ikao und die Bäder haben auch sicherlich auf meinen Gesundheitsstand günstig eingewirkt, der freilich leider immer noch zu wünschen übrig läßt und mich auch in der letzten Zeit gar sehr in meinen Arbeiten gehindert hat. (Zu unserer großen Freude teilte uns Herr Pfarrer Schiller in seinem letzten Brief mit, daß er jetzt wieder ganz gesund ist.) Von großer Bedeutung war für mich in Ikao das Zusammensein mit dem ehrwürdigen Senior unserer Mission, Dr. Faber aus Shanghai, der, wenn auch von manchen körperlichen Leiden gequält, doch in voller Geistesfrische sich befand. Aus seiner reichen missionarischen Erfahrung wurde mir durch den täglichen Verkehr mit ihm mancher Gewinn. — In Ikao haben wir auch mancherlei Samen ausgestreut, im gelegentlichen Verkehr mit zahlreichen japanischen Badegästen in mancherlei Lebensstellungen. Die regelmäßigen Sonntagsgottesdienste, die ich zuerst allein, später zusammen mit Dr. Faber abhielt, wurden von 20—40 Japanern besucht. Manche Verbindungen wurden angeknüpft, die in Tokyo von Wichtigkeit werden können. Durch den täglichen Umgang mit einer rein japanischen Umgebung aus den verschiedensten Ständen gelangte ich zu einem besseren Verständnis der Eigentümlichkeiten und Sitten der Japaner.

Seit das neue Schulsemester begonnen hat, erteile ich in der Theol. Schule Unterricht in folgenden Fächern: 3 St. Einleitung in die Bibel, II. Teil, für Unter- und Mittelstufe, 1 St. kursorische Lektüre des griech. Neuen Test. für die Mittelstufe, 4 St. Erklärung des Matth.-Evangeliums für Mittel- und Oberstufe, 4 St. prakt. Theologie (Homiletik und Katechetik) für Oberstufe, 2 St. prakt. (homiletisch-katechetische) Übungen für alle Schüler. Die drei Schüler der Oberstufe werden durch Dolmetschen, durch Unterricht in unserer Koishikawa-Sonntagsschule am Sonntag Vormittag und in der Yotsuya-Sonntagsschule am Sonntag Nachmittag, — in beiden unter meiner Leitung nach vorheriger Vorbereitung — sowie durch eigenes Predigen praktisch geschult.

Die Arbeit in Yotsuya wird in der gewohnten Weise fortgesetzt: Sonntags um 10 Uhr Gottesdienst, Nachm. 1½ Uhr Sonntagsschule. Im allgemeinen ist das Werk in Yotsuya jetzt in gutem Gange, wenigstens die Gottesdienste (Gesamtsumme sämtlicher Teilnehmer mit Prediger an den 5 letzten Sonntagen: 6, 11, 15, 12, 15); die Zahl der Sonntagsschüler ist leider zurückgegangen, nachdem der Reiz der Neuheit aufhörte und aus dem Vergnügen Ernst wurde (14, 10, 16 Kinder nebst 2 erwachsenen Hörern), ja am letzten Sonntage erschien merkwürdiger Weise kein Kind, ob durch Zufall (schönes Wetter nach endloser Regenzeit) oder aus Absicht, zurückzuführen auf die Gegenarbeit von seiten der Buddhisten, die sich schon im Sommer bemerkbar machte, wissen wir noch nicht. Jedenfalls werden wir das unsere thun, um die Kinder wieder zusammenzubringen.

In der deutschen Abendschule erteile ich jeder der beiden Klassen je 1 St. deutscher Konversation und beteilige mich außerdem an den monatlichen Versammlungen des Studentenvereins zur Förderung der Kenntnis der deutschen Sprache, der mit der deutschen Abendschule in Verbindung steht. Die Mitglieder üben sich in den Versammlungen durch Deklamation und kleinere Vorträge. Beide, Schule und Verein, liefern einen Teil der Besucher meiner zweistündigen Bibelklasse am Samstag-Abend, die auch in diesem Herbste wieder ein Dutzend Studenten ungefähr zusammenführt.

Privatim erteile ich wöchentlich 1—2 St. Pädagogik an Frl. Aikawa, die jetzt im Lehrerinnenseminar bei der Ausbildung der Kleinkinderlehrerinnen hilft, von der ich aber immer noch hoffe, daß sie sich einmal direkter an unserer Missions-

arbeit beteiligen wird. Am Mittwoch Nachmittag kommen regelmäßig 2 Studenten der Rechtswissenschaft, jeder je 1—2 St., die eifrig die Bibel studieren und bei mir über schwierige Stellen Aufklärung suchen. Diese mit ein paar anderen häufigen Besuchern hoffe ich nach einiger Zeit zu einem regelmäßigen Unterricht im Christentum zusammenfassen und eventuell unserer Gemeinde zuführen zu können.

Der Sonntag Abend ist nach wie vor für besuchende Studenten bestimmt, und es finden sich meist einige ein. Diese Einrichtung zusammen mit mancherlei Hausbesuchen dient dazu, mit Japanern in längere Verbindung zu treten und so allmählich dieselben aufs Christentum hin zu beeinflussen.

Alles dies ist eine langsame Arbeit auf Geduld. Unser ganzes Werk in Tokyo gleicht ja überhaupt keineswegs einer stolzen Fregatte, die mit geschwellten Segeln über die Wellen dahin fährt, sondern eher einem schwachen Kahn, dem Wind und Wellen bedrohlich sind. Gottlob, daß der bei uns ist, der Wind und Wellen gebieten kann, und uns, wenn unser Mut zu sinken droht, stärkt mit seinem Wort: „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam!" Im Vertrauen auf ihn werden wir unsern Kurs weiter steuern auch durch Wind und Wellen."

Aus dem Bericht unseres japanischen Pfarrers Minami pro III. Quartal 1896[1]).

„I. Die Missionsarbeit geht ihren friedlichen, aber nicht gerade erfolgreichen Gang weiter.

.... Die Trennung der Doshisha vom Amerikanischen Board wird auf lange Jahre hinaus für die japanische Mission keinen Vorteil bringen, sondern eine nachteilige Wirkung ausüben; denn die japanische Mission kann noch nicht selbständig getrieben werden, obgleich die Selbständigmachung das Ideal sowohl der fremden Missionen als auch unserer Christen sein muß. Da die Trennung zu gewaltsam und zu juridisch von seiten der japanischen Leitung der Doshisha vorgenommen wurde, mußten die Japaner das Vertrauen der amerikanischen Missionsgesellschaften, welchen die meisten der hier arbeitenden Missionare gehören, einbüßen. Infolgedessen haben sie ihre pekuniäre Unterstützung beschränkt und nicht mehr so großen Eifer wie früher für Japan. Es mag sein, daß das Ereignis betreffs des Silberkursus in Amerika und der glänzende Sieg Japans im letzten Kriege etwas dazu beigetragen haben, immerhin bleibt doch die Trennung von der Doshisha der Hauptgrund. Solange die Stimmung eine derartige bleibt, wird die japanische Mission wegen des Mangels an Unterstützung sehr gehemmt sein. Schon von Anfang an waren nicht nur unter den nicht kongregationalistischen Christen, sondern auch unter den Kongregationalisten selbst viele mit dem Vorgehen ihrer Landsleute unzufrieden und gegen die Sache mißtrauisch. Für die durch Naturereignisse (u. a. Springflut) Verunglückten, deren es in dieser Zeit viele gegeben hat, haben die Christen wie immer viel gethan.

Im letzten Monat haben einige christliche und buddhistische Pastoren, Priester und Redakteure es unternommen, eine Zusammenkunft beider Teile zu veranstalten. Sie kamen am 26. September zusammen, ihre Zahl war etwa 40, die meisten darunter Kongregationalisten und Buddhisten der Yen- und Shin-Sekte; außerdem waren noch einige Presbyterianer, Methodisten, Shintoisten und Konfuzianer vertreten. Über den Zweck der Zusammenkunft wurde verschiedenes gesagt; er ist schließlich dahin ausgelegt worden, daß man sich gegenseitig kennen lernen wollte Von solchen Unternehmungen darf man natürlich keine praktischen Erfolge für die

[1]) Zum ersten Male veröffentlichen wir mit nur unbedeutenden stilistischen Veränderungen den Bericht eines unserer japanischen Gehilfen. Wir glauben nicht fehlzugehen in der Annahme, daß vieles in diesem Bericht, namentlich die lebendigen Schilderungen aus dem Leben unserer Hongogemeinde, für unsere Leser von größtem Interesse sein wird.

Anm. d. Red.

Mission erwarten. Sie sind vielleicht ein Kennzeichen der Müdigkeit und des Herumtastens derer, denen ihr festes Ideal schwankend geworden ist. Die Zusammenkunft soll jährlich zweimal, im Frühling und Herbst, wiederholt werden.

II. Meine Hauptarbeit ist wie früher die Pastoration der Hongogemeinde. Der Besuch der Gottesdienste in dieser Zeit, wo die meisten verreist sind, schwankte zwischen 20 bis 8 Teilnehmern. Die Gemeinde erfreute sich in diesem Jahre der Graduation von 3 Mitgliedern, unter denen zwei zu den ältesten, das dritte zu ihren jüngsten Mitgliedern zählt. Von den älteren ist einer ein Mediziner, der die Examina ausgezeichnet bestanden hat, eine sehr begabte, religiöse Persönlichkeit. Er wurde vom Erziehungsministerium mit großer Auszeichnung gewählt und auf Staatskosten nach Deutschland geschickt, um ihn auf die später für ihn in Aussicht genommene Professur (in Kioto) vorbereiten zu lassen. Er hat mit mir vor seiner Abreise viel darüber gesprochen, daß er in Deutschland die Werke der Wohlthätigkeit, besonders im Gebiete der Krankenpflege kennen lernen möchte. So hoffe ich, daß seine Thätigkeit später für die Mission wieder fruchtbar werden möge. (Das genannte Mitglied unserer Gemeinde weilt gegenwärtig in Berlin und hat sich bei uns vorgestellt). Der andere hat die vergleichende Sprachwissenschaft studiert und geht bald nach Formosa, um dort die malaiische und chinesische Sprache zu studieren; später geht er dann vielleicht nach China und Korea. Sein Ziel ist nicht nur, die benachbarten Sprachen als Philologe zu studieren, sondern auch zu konstatieren, welche Beziehung die japanische zu ihnen hat. So können wir jetzt hoffen, daß wir nach dem Verlauf mancher Jahre unsere Vertreter in den Universitätskreisen wirken sehen. Der dritte Graduierte hat auf der Universität deutsche Litteratur studiert und setzt seine Studien dort noch weiter fort. Er ist jetzt ein eifriger Mitarbeiter für Shinri. Endlich konnte die Gemeinde noch einen vierten Graduierten aufzählen, der auf der höheren Handelsschule studierte und in diesem Sommer sein Examen ebenfalls absolvierte. Was für uns die Hauptsache ist, sie sind alle treue Mitglieder und feste sittliche religiöse Charaktere. Die Gemeinde wollte es auch nicht versäumen, für diese 4 Graduierten ihre Freude auszudrücken und hat sich am 28. Juni, Sonntags nach der Kirche, in meinem Haus zu einem ganz einfachen Essen und zur Unterhaltung zusammengefunden. Die Zahl der Versammelten war 27. Wir haben gebetet, Lieder gesungen, Glückwünsche ausgesprochen und unsere Freunde ermahnt, daß sie in ihrer neuen Stellung, in die sie nun eintreten und durch die ihr Einfluß ein viel größerer geworden ist, Christo treu bleiben und seine Zeugen sein möchten, wie sie es schon bisher gewesen sind. Einige Mitglieder wollten noch diese Gelegenheit dazu benutzen, für die Verunglückten bei der letzten Meeresüberschwemmung einen kleinen Beitrag zu sammeln. Sie kamen schon am Samstag zu mir und richteten in meinem kleinen Garten eine kleine Bude ein, in der Kleinigkeiten verkauft werden sollten. Der Reinertrag sollte den Verunglückten geschenkt werden. Er betrug 2 Yen; manche haben außerdem noch Gaben gespendet, so daß wir mit den Sammlungen bei den Mitgliedern der Yotsuya-Station 10 Yen 40 Sen aufbrachten. — Der regelmäßige Gemeindebeitrag für die Zeit vom 1. Mai bis 30. September betrug 18 Yen 64 Sen.

Im Mai wurde an jedem Sonntag Abend Bibelstunde und im Juni Vorträge gehalten. Im Sommer gebe ich keinen Taufunterricht; jetzt fange ich jedoch wieder an, in unserer deutschen Schule jeden Freitag Abend Bibelunterricht zu geben, den ich später in Taufunterricht zu verwandeln gedenke. In unserer Armenschule gebe ich zwei Stunden Religionsunterricht, in der Theologischen Schule 2 Stunden Exegese. Die Sonntagsschule der Hongogemeinde ist leider noch schwach besucht. Wir haben bisher 5 Kinder, die von Fujimoto unterrichtet werden.

Die deutsche Schule besteht nach wie vor. Sie wurde diesmal mit dem 1. Oktober eröffnet. An ihr sind thätig die Herren Dr. Christlieb, Pf. Schiller, Krug, Nagaye (der Graduierte und Mitglied der Gemeinde), ein Student und ich. Bis jetzt sind 32 Schüler gekommen.

Als Anhang zu dieser Schule habe ich schon früher einen Sprachverein, der sich „Freund der deutschen Sprache“ nennt, gegründet. Die Mitglieder versammeln sich monatlich einmal und in dieser Versammlung dürfen sie nur deutsch sprechen. Unsere Missionare sind immer so freundlich und beteiligen sich an dieser ihnen wohl sehr langweiligen Stunde geduldig; sie bilden den Stützpunkt, da wir im Unterhalten unbeholfen sind. Einige von uns tragen regelmäßig deutsche Gedichte vor, bisweilen versucht auch einer, eine kurze Ansprache zu halten. Es ist wieder meine Absicht, diesen Verein unserem Missionszwecke dienstbar zu machen. Ich werde auch in Zukunft versuchen, mit meinem gebrochenen Deutsch Vorträge religiösen Inhalts zu halten.

Der Plan, unser Missionswerk noch im östlichen Teil der Stadt auszudehnen, war schon lange vorhanden. Da ich in dieser Gegend einige Beziehungen habe, habe ich ihn im Sommer zu realisieren versucht. Dort wohnt nämlich ein älterer Mann, der mit seiner Frau in meine Gemeinde einzutreten wünscht, ferner sein Freund, der das Christentum kennen lernen will und schon einige Male Hongo besuchte, und endlich ein junger Mann, der Sohn eines treuen Mitglieds unserer Gemeinde, das vor Jahren gestorben ist. Diese vier kennen sich auch gegenseitig. Mit ihnen habe ich unseren Plan besprochen, und jetzt handelt es sich nur noch um ein passendes Lokal. Wenn es gefunden ist, beginne ich dort mit meiner Thätigkeit“.

Shinri.

August 1895 (Nr. 67) E. Schiller, Der sittliche Geist des Christentums. — Dr. Christlieb, Griechisch-römische Philosophie der Moral und Religion. — Derselbe, Hat der Buddhismus oder das Christentum mehr Anhänger? — E. Munzinger, Jesus und Paulus V. — Maruyama, Historisches Recht der Einführung des Christentums in Japan. — Dr. Wenckstern, Nationalökonomie und Medizin. — Dr. Groth, Lehr- und Lernfreiheit im Westen.

September 1895 (Nr. 68) E. Schiller, Einheit des religiösen und sittlichen Geistes im Christentum. — Dr. Christlieb, Mittelalterliche christliche Philosophie. — Derselbe, Die semitische Völkerfamilie und die Israeliten. — Dr. Wenckstern, Nationalökonomie und Medizin.

Oktober 1895 (Nr. 69) E. Schiller, Drei Regeln für christliches Leben. — Dr. Christlieb, Was wirkt die Heilsarmee auf dem Missionsfeld? — Derselbe, Natur- und Religionsphilosophie in der Renaissance. — Dr. Wenckstern, Nationalökonomie und Medizin. — Prof. Dr. Lipsius, In welcher Form sollen wir das Evangelium in einem civilisierten heidnischen Volke predigen? — Bismarcks Äußerung über seine religiöse und amtliche Pflicht. — Goethe über die Bibel.

November 1895 (Nr. 70) M. Maruyama, Wanderer in einem finstern Thal. Eine Meditation über ein Abenteuer. — Dr. Groth, Lehr- und Lernfreiheit im Westen. — Dr. Faber, Eine Missionsbetrachtung über den Konfuzianismus. — Dr. Christlieb, Der englische Empirismus im 17. Jahrhundert. — S. Fujita, Vergleichende Sprachwissenschaft und das Studium von Religionsschriften. — T. Kimura, Der ethische Gedanke des „Yi-king“.

Dezember 1895 (Nr. 71) M. Maruyama, Weihnachten unser Geburtstag zu einem neuen Leben. — Dr. Faber, Eine Missionsbetrachtung über den Konfuzianismus. — T. Kimura, Der ethische Gedanke des „Yi-King“. — Dr. Christlieb, Der französische Rationalismus. — S. Fujita, Vergleichende Sprachwissenschaft und das Studium von Religionsschriften. — Y. Hitomi, Die Lebensversicherung in ihrer Beziehung zur Moral und zu dem Glück des armen Volkes. — Goethe über das Christentum. — Religiöse Toleranz und die Königin von England.

Januar 1896 (Nr. 72) E. Schiller, Gedanken beim Jahreswechsel. — H. Minami, Das Christentum und sein Verhältnis zur sozialen Frage. — Derselbe, Der Radikalismus in der Kritik des Neuen Testaments. — Konkon Sei, Sanskrit-Schüler in Europa. — Dr. Christlieb, Das Veda, sein Ursprung und

Charakter. — Derselbe, Philosophische und religiöse Ideen in Goethes Faust. — Derselbe, Die Philosophie Spinozas. — Kashiu, Charakteristische Schätzung einiger alter japanischer Neujahrs-Gedichte.

Februar 1896 (Nr. 73) Heidnische Tugenden und ihre christliche Beurteilung. — Dr. Christlieb, Das Veda, sein Ursprung und Charakter. — Derselbe, Locke und Hume und die englische Aufklärung. — Derselbe, Die philosophischen und religiösen Ideen in Goethes Faust. — M. Anesaki, über die Natur des Gewissens. — H. Minami, Das Recht der Metaphysik. — Konkon Sei, Sanskrit-Schüler in Europa.

März 1896 (Nr. 74). Glaubensgehorsam. — M. Anesaki, Über die Natur des Gewissens. — Dr. Christlieb, Locke und Hume und die englische Aufklärung. — Derselbe, Die philosophischen und religiösen Ideen in Goethes Faust. — G. Minami, Der Radikalismus in der Kritik des Neuen Testaments.

April 1896 (Nr. 75) Wahre Kraft. — M. Anesaki, Über die Natur des Gewissens. — H. Minami, Wie unsere Kinder zu erziehen sind, bevor sie in die Schule gehen. — Dr. Christlieb, Die französische Aufklärung. — Derselbe, Die philosophischen und religiösen Ideen in Goethes Faust. — Derselbe, Max Müllers Gifford-Vorlesungen über natürliche, physische, anthropologische und psychologische Religion.

Mai 1896 (Nr. 76) Betrachtung über den Ostersonntag. — Dr. Faber, Die Lehre des chinesischen Philosophen Licius. — M. Anesaki, Über die Natur des Gewissens. — Dr. Christlieb, Der Ursprung der vedischen Mythologie nach Max Müller. — Derselbe, Leibniz' Philosophie. — Derselbe, Japan und die europäische Musik. Aus Anlaß des letzten Konzerts der Musikschule. — E. Schiller, Einige Bemerkungen über westliche Moral mit Bezug auf Dr. Katos Ansichten.

Juni 1896 (Nr. 77) Betrachtung über Pfingsten. — Dr. Faber, Die Lehre des chinesischen Philosophen Licius. — M. Anesaki, Über die Natur des Gewissens. — E. Schiller, Einige Bemerkungen über westliche Moral mit Bezug auf Dr. Katos Ansichten. — Dr. Christlieb, Die philosophischen und religiösen Ideen in Goethes Faust. — Derselbe, Entwicklung der deutschen Philosophie von Leibniz bis Kant.

Juli 1896 (Nr. 78) E. Schiller, Das Unglück der Springflut und das Christentum. — Dr. Faber, Die Lehre des chinesischen Philosophen Licius. — Bolljahn, Das Leben Pestalozzis. — Dr. Christlieb, Die Religion bei den Semiten.

August 1896 (Nr. 79) Dr. Faber, Wir lieben, weil er uns zuerst geliebt hat. — Dr. Christlieb, Israels Patriarchen in der Überlieferung und Geschichte. — Derselbe, Die philosophischen und religiösen Ideen in Goethes Faust. — Bolljahn, Das Leben Pestalozzis.

Aus China.

Aus Dr. Faber's Bericht über das III. Quartal 1896.

Unsere ganz besondere Beachtung beansprucht, was Dr. Faber über das Missionsfeld in Japan und die Aussichten der dortigen Mission schreibt:

„Man wird doch manchmal daran erinnert, daß das Kulturleben in Ostasien noch recht unentwickelt ist; denn selbst in Shanghai, mit allen Vorteilen des großartigen Handels und der vielen Ausländer, welche sich niedergelassen haben, werden dem Ausländer noch immer diese und jene Mängel zu Zeiten fühlbar. Durch trockenen, teilweise asthmatischen Husten zog ich mir schon vor Jahren eine Hernia zu. Diese wurde seit etlichen Monaten recht lästig. Ich kaufte wohl eine neue Bandage, so gut dieselbe hier zu haben war, konnte aber keine finden, die genau

paßte. In ganz China, die Hafenplätze und Hongkong eingeschlossen, ist nun aber noch niemand, der überhaupt chirurgische Instrumente anfertigen könnte. Nur in der Hauptstadt Japans, Tokyo, giebt es ein einziges einheimisches Geschäft, wo Brauchbares geliefert wird. Ich wandte mich deshalb an den Kollegen Schiller und ließ durch ihn Dr. Scriba befragen. Da die Antwort günstig lautete, so bestimmte ich meine diesjährigen Ferien für diesen Zweck und reiste nach Yokohama ab, woselbst ich am 3. Juli eintraf. Einige Tage später untersuchte mich Dr. Scriba in Tokyo und nahm das Maß, aber erst am 21. Juli wurde das Band fertig. Da Kollege Schiller mir freundlich seine Wohnung für die Zeit seiner Abwesenheit zur Verfügung gestellt hatte, so zog ich am 8. Juli dort ein, nahm auch gerne die gütige Einladung an, mit Herrn und Frau Dr. Christlieb bis zu deren Abreise am 20. meine Mahlzeiten zu nehmen. Dabei gab es viel lehrreiche und gemütliche Unterhaltung. Da Dr. Scriba am 22. Juli selber verreiste, so suchte ich Kollegen Schiller in Ikao auf, mußte aber am 27. wieder nach Tokyo zu einer Untersuchung kommen. Erst vom 29. Juli ab konnte ich dann ruhig in Ikao die Bergluft genießen. Am 26. August gings mit Tagesanbruch wieder ins Unterland und am 1. Sept. von Yokohama direkt nach Shanghai zurück, wobei ich zwischen Nagasaki und hier auch noch etwas Seekrankheit zu schmecken bekam.

In Tokyo durchstöberte ich eifrig die Buchläden und konnte mich überzeugen, daß die beste Litteratur, auch die fachwissenschaftliche, aus Deutschland, England und Frankreich in Japan eifrig studiert wird. Chinesische Studien scheinen im Rückgang begriffen, obschon ich neue Ausgaben chinesischer Philosophen mit japanischer Erklärung sah. Unbegreiflich ist mir die Vorliebe der Japaner für chinesische Wörter und Schriftzeichen, um technische Begriffe wiederzugeben. Dies schon deshalb, weil in China diesen Wörtern die scharfe Abgrenzung, also der wissenschaftliche Charakter noch abgeht und wahrscheinlich später in China anders ausfallen wird, als jetzt in Japan. Besonders reich vertreten fand ich Werke über Medizin, Staatswissenschaften, Agrikultur, Technologie, Pädagogik und schöne Litteratur. Die Japaner arbeiten auch bereits selbständig auf diesen Gebieten, jedenfalls durch Bearbeitung geeigneter Lehr- und Schulbücher für Japan. Von wissenschaftlichen Arbeiten wird aber auch vielerlei angefangen und dann nicht vollendet. Der gut angelegte und reichhaltige botanische Garten verwildert bereits. Der zoologische Garten ist kläglich, ein schöner Elefant in engem Raum mit drei Füßen gefesselt, — wohl als Enblem des Buddhismus? Dagegen ist das kaiserliche Museum gut, auch die verschiedenen Bazars. Besonders angenehm berührt den Besucher aus China die bequeme Reisegelegenheit. Ich mußte manchmal denken, wie gut haben es die Leute hier, aus den Städten in einigen Stunden per Eisenbahn die schönsten Berggegenden erreichen zu können, auch allerorten gut eingerichtete Hotels und bequeme Privatwohnungen vorzufinden, reinlich, luftig und billig (letzteres relativ). Pferdebahnen giebt es sowohl in den großen Städten als auch auf dem Lande. Zu den meisten Orten, sogar im Gebirge führen für Rikschas fahrbare Straßen. Man wird auch überall und jederzeit mit Freundlichkeit behandelt, hört nie einen Ausdruck wie „fremder Teufel" in China. Man sieht keine verkrüppelten Füße der Frauen und Mädchen, dafür deren stets heitere, wenn nicht lachende Gesichter. Unter den Männern trifft man öfter solche, die Englisch oder Deutsch verstehen, auch wohl das Ausland besucht haben und mancherlei Verständnis an den Tag legen. In Yokohama wurde ich gebeten, in einer Versammlung des Jünglings-Vereins eine Ansprache zu halten. Dies war in einer japanischen Kirche, wo ich an 600 Personen im elektrisch erleuchteten schönen Kirchenraum vorfand. Die Versammlung machte einen recht erfreulichen Eindruck auf mich. Auch die vom Kollegen Schiller in Ikao geleiteten Sonntagsgottesdienste waren der Örtlichkeit entsprechend gut besucht. Das deutet auf religiöse Bedürfnisse, zum mindesten auf Verlangen, sich genauer mit der christlichen Wahrheit vertraut zu machen. Erstaunlich ist die Menge der Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften, populäre und wissen-

schaftliche. Man findet solche allüberall. Verglichen mit China hat Japan einen großen Vorsprung entlang der ganzen Front des modernen Kulturlebens. Ich wünsche von Herzen weiteres fröhliches Gedeihen! Die Rückwirkung auf China kann nicht ausbleiben.

Ich kam körperlich wie geistig recht erfrischt von meiner Reise zurück. Im Laufe des Winters hoffe ich einige weitere Bände meiner Arbeit über die chinesischen Klassiker durch die Presse zu bringen. Wahrscheinlich werde ich den dritten Teil, die Kritik des Inhalts, zunächst folgen lassen, in drei bis vier Bänden resp. Heften, von der Größe der beiden ersten. Den zweiten Teil gedenke ich dann als chinesische Litteraturgeschichte zu bearbeiten und den vierten als Leitfaden der chinesischen Geschichte für höhere Schulen und gebildete Chinesen. Da ich keine fertige Vorlage habe, so wird das Programm mit dem Fortschritt der Arbeit noch hie und da modifiziert werden."

Aus Pfarrer Kranz' Bericht über das III. Quartal 1896.

„Wie ich in meinem Juli-Bericht als meine Absicht mitteilte, habe ich die heißen Monate dies Jahr in Kuling, einem Gebirgsort bei Kiukiang, zugebracht und dort den Bau eines Hauses für meine Familie angeordnet und teilweise selbst beaufsichtigt. Ich verließ Shanghai am 30. Juni bei Tagesanbruch und gelangte am Donnerstag, den 3. Juli, mittags nach Kiukiang. Hier fand ich, wie schon früher im Mai 1894, bei Rev. Jackson, dem Vorsteher einer Missionsschule der bischöflichen Methodisten, freundliche Aufnahme. Am folgenden Sonnabend suchte ich andere Missionare derselben Mission in ihren Sommerwohnungen am Fuße der Hügel auf und verlebte mit ihnen den Sonntag. Am Montag, den 6. Juli, stieg ich hinauf nach Kuling. Dies ist ein breites Gebirgsthal, 4500 Fuß über dem Meere gelegen, welches Rev. Little, ein Missionar derselben Mission, im vergangenen Jahr unter vielen Schwierigkeiten von den Chinesen gekauft hat. Das ganze Areal ist in 118 Parzellen eingeteilt, welche nun schon alle wieder verkauft sind, zumeist an Missionare, die dort Sommerwohnungen bauen wollen. Es wird dies bald ein großer Sammelplatz von Missionaren aus allen Teilen Chinas werden. Schon diesen Sommer waren wir dort 30 Erwachsene und 29 Kinder. Die durchschnittliche Temperatur ist hier am Tage im Schatten 75 bis 81 Grad Fahrenheit, das ist nicht mehr als die Sommertemperatur in Deutschland. Schon diesen Sommer verdanken mehrere Missionare, welche schwer krank aus der Hitze unten am Yangtzekiang in Tragstühlen heraufkamen, nächst der Gnade Gottes diesem Orte ihre Wiederherstellung. Ich bin überzeugt, daß meine Mutter, welche sich, wie wir hoffen, nun schon auf der Seereise nach China befindet (Dampfer „Preußen"), die Sommerhitze in der Ebene Chinas nicht vertragen würde, und auch meine Konstitution würde die Hitze auf die Dauer nicht aushalten. Deshalb hielt ich es für meine Pflicht, wenigstens den Versuch zu machen, uns einen kühleren Sommeraufenthalt in China zu verschaffen. Ich habe selbst einen einfachen Bauplan entworfen und einen chinesischen Baumeister mit dem Bau des Hauses beauftragt. Es war aber nötig, daß ich wenigstens den Anfang des Baues selbst beaufsichtigte, da die Chinesen mir sonst schlechte Arbeit geliefert haben würden. Große Schwierigkeit hatten wir mit dem Fundament, da wir viel Erde wegzutragen und Felsblöcke mit Pulver zu sprengen hatten, um einen ebenen Platz für das Haus zu gewinnen. Wegen etwa zu fürchtender heftiger Stürme bauen alle Ansiedler dort vorläufig nur einstöckig. Mein Haus wird 86 Fuß lang und 56 Fuß breit sein und 11 kleine Zimmer enthalten. Zwei Außenwände des Hauses werden aus behauenen Felssteinen gebaut, die beiden anderen Außenwände, welche durch eine Veranda geschützt sind, und alle inneren Wände werden aus Ziegelsteinen gebaut. Das Dach besteht aus Brettern, mit Eisenblech bedeckt. Alles Baumaterial außer Steinen und Ziegelsteinen muß von Kiukiang (6 Stunden weit) hinaufgetragen werden.

Einige Schritte entfernt vom Hauptgebäude lasse ich eine kleine Küche, zwei kleine Zimmer für Diener und ein Badezimmer für Herren bauen. Ich beabsichtige, so Gott will, jährlich 3 Monate (Mitte Juni bis Mitte September) in Kuling zuzubringen. In der Zeit unserer Abwesenheit vom Hause lassen wir, wie es allgemein Sitte ist, einen Chinesen als Wächter in den Dienerquartieren wohnen. In Kiukiang lasse ich einige sehr einfache Möbel anfertigen, die wir im Hause stehen lassen werden, da wir nicht jedesmal alles Notwendige von Shanghai mitbringen können. Meine Kasse ist aber durch diesen Hausbau und einige andere Extraausgaben für dieses und nächstes Jahr so sehr in Anspruch genommen, daß ich schwerlich Geld für weitere Bücherverteilung aus eigenen Mitteln werde aufbringen können. — Das Leben bot in diesem Sommer in Kuling zu wenig Komfort (ich lebte in einem kleinen mit Gras bedeckten Steinhaus), sodaß ich meine Frau und unser kleines Gretchen in Shanghai lassen mußte. Sie haben den Sommer gut überstanden, obwohl sie beide etwas blaß aussehen. Der Umgang mit den chinesischen Bauleuten und Arbeitern in Kuling, von denen niemand ein Wort Englisch verstand, gab mir Gelegenheit, den chinesischen Volkscharakter genauer kennen zu lernen. Der Baumeister und seine Leute waren von Ningpo, einem offenen Hafen in der Nähe Shanghais. Diese Leute haben sich bereits mehr von der europäischen Civilisation angeeignet, als die einfachen Bauern im Innern, und erfreuen sich eines größeren Wohlstandes. Die ansässigen, einheimischen Bewohner der Hügel Kiukiangs dagegen sind sehr arm. Sie sind arbeitsam und genügsam, doch nicht abgeneigt, um Kleinigkeiten unter einander Streit und Schlägereien anzufangen. Sie teilen sich in verschiedene Verwandtschaftskreise, deren Glieder in allen Dingen eng zusammenhalten, während die verschiedenen Verwandtschaftskreise sich gegenseitig neidisch gegenüberstehen. Nur sehr wenige von ihnen sind Christen, die große Menge denkt nur an Reis und Dollars und hat für Gott und göttliche Dinge kein Interesse. Doch werden wir im nächsten Jahre energische Anstrengungen machen, ihnen allen das Evangelium nahe zu bringen Schon dies Jahr fand sonntäglich ein Gottesdienst für die Christen statt, und an die Nicht-Christen wurden abends einige Ansprachen unter freiem Himmel gehalten. Ich hatte einige Exemplare meines Katechismus und einige Bücher der Diffusion Society bei mir, welche ich an solche, von denen ich den Eindruck hatte, daß sie etwas mehr Einsicht besaßen, verteilt habe. Nächstes Jahr werde ich eine Menge illustrierter Traktate, im leichtesten Stil geschrieben, mitnehmen. — Das Fundament meines Hauses nahm sehr lange Zeit in Anspruch, und so konnte ich nicht warten, bis das ganze Haus vollendet war. Doch habe ich dem Baumeister so genaue Instruktion hinterlassen, und der Bau war so weit gediehen, daß ich glaube, er kann den Plan nun auch ohne mich ordentlich ausführen. Nach Weihnachten muß ich noch einmal auf ein Paar Tage hinreisen, um das vollendete Haus zu inspizieren, es zu übernehmen und dem Baumeister den Rest des Geldes zu bezahlen. Ich verließ Kuling am 7. September und gelangte am 10. September wieder nach Shanghai.

Hier erwarteten mich mancherlei Geschäfte, Briefe für die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge, Geldangelegenheiten, ein neues Arrangement mit chinesischen Lehrern und anderes. Da ich voraussichtlich noch längere Zeit, ja vielleicht dauernd, in Shanghai wohnen werde, habe ich mir vorgenommen, jetzt den Shanghaidialekt zu lernen, welcher von dem Kuanhoa, d. h. der im größeren Teile Chinas üblichen Umgangssprache, gänzlich verschieden ist. Hierdurch werde ich einen Einblick erlangen in die verschiedene Art, in welcher der chinesische Geist sich in diesen beiden Dialekten einen Ausdruck verschafft hat, und ich werde dadurch manches Problem in China besser verstehen lernen; außerdem wird es mir dadurch möglich werden, an den chinesischen Gottesdiensten in Shanghai mit Verständnis teilzunehmen. Kuanhoa bleibt freilich die Hauptsache, es entspricht unserem Hochdeutschen und hat eine große Zukunft für China, aber für

die Gegenwart ist es wünschenswert, auch einen niederen Lokaldialekt zu verstehen. Ich habe deshalb jetzt zwei Lehrer engagiert (beide in Shanghai geboren), einen für den Vormittag, einen für den Nachmittag. Zwei von den Sekretären Dr. Fabers sind auch Shanghaileute.

In diesen Tagen werden hier Versammlungen gehalten von einem amerikanischen Evangelisten, Herrn Mott, dem Vorsitzenden des großen Student Volunteer Movement, welches darin besteht, daß Tausende von Studenten in Amerika, England und Australien sich unterschriftlich verpflichtet haben, so Gott will, Missionare zu werden. Li-Hung-Chang wird übermorgen in Tientsin zurückerwartet, und wir hoffen, daß seine Erfahrungen in Europa und Amerika die Einführung moderner Civilisation in China beschleunigen werden. Wenn erst Eisenbahnzüge das ganze Land durchbrausen, so wird es leichter sein, das Evangelium in die entferntesten Winkel zu tragen." —

Inzwischen ist auch die Mutter des Herrn Pf. Kranz nach einer glücklichen Fahrt mit dem Lloyd-Dampfer „Prinz Heinrich" am 25. Oktober in Shanghai zur großen Freude ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter gesund angelangt und wird nun gleichfalls in Shanghai ihren dauernden Aufenthalt nehmen.

Aus den Zweigvereinen.

Das Jahresfest des Badischen Landesvereins

wurde in Freiburg am 11. und 12. Oktober gefeiert. Das Fest wurde am Sonntag, den 11. Okt., nachm. 5 Uhr, durch einen Gottesdienst in der Christuskirche eingeleitet. Mit eindringenden Worten sprach der Festprediger Issel auf Grund von Röm. 1, 11—17 („Ich schäme mich des Evangeliums von Christus nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben") von der Kraft des Evangeliums, welche die Glaubensboten in die ferne Heidenwelt treibt und ihnen hilft, die größten Schwierigkeiten zu überwinden. — Oberkirchenrat Oehler begrüßte im Namen der Oberkirchenbehörde den Missionsverein in einer höchst bedeutsamen und wirkungsvollen Ansprache. Er mahnte die Richtungen in der Kirche dringend zur Einigkeit und zur gemeinsamen Arbeit angesichts der gewaltigen Aufgabe der Mission und angesichts des heidnischen Geistes, welcher in der Heimat Religion und Kultur zu vernichten droht. Die Zersplitterung der Kräfte sei eine große Gefahr; die Verschiedenheit müsse sein, ja sie sei gottgewollt; denn sie ruhe auf dem Goldgrunde der evangelischen Freiheit des Glaubens und Gewissens. — Am Abend versammelten sich zahlreiche Glieder der evangelischen Gemeinde Freiburgs in der Harmonie zu einem Familienabend. Bis auf den letzten Platz waren die geräumigen Säle besetzt. Der evangelische Kirchenchor eröffnete durch einen Vortrag den Abend und erfreute auch im Laufe desselben die Anwesenden durch trefflich gesungene Lieder. Stadtpfarrer Hasenclever begrüßte die Anwesenden. Hierauf erzählte Pfr. Barck (Holzen) von den Eindrücken, welche er auf dem allgemeinen Jahresfest des Missionsvereins in Kiel empfangen hatte, und gab ein kurzes Bild von dem Wesen und Wirken des Vereins. Gymnasiallehrer Schmiedel schilderte in fesselnder Weise einen Tag seiner früheren Arbeit in Japan. Die Gestalten der jungen Heidenchristen mit ihren Kämpfen und Anliegen zogen lebendig an dem Auge vorüber. Kirchenrat Professor Dr. Bassermann sprach davon, wie durch die Schriften von Pfarrer Dr. Buß der Sinn für Mission in ihm geweckt worden und wie er jetzt zu der Überzeugung gekommen sei, daß die Mission eine notwendige Lebensbethätigung der evangelischen Gemeinde wäre; jedes Gemeindeglied müsse die Missionspflicht erkennen und erfüllen. Mit einem freundlichen Mahnwort an die Anwesenden, doch nun ganze Missionsfreunde zu werden und ihre Teilnahme auch durch Gaben zu beweisen, schloß Stadtpfarrer Schück die Reihe der Redner. Vor dem Auseinandergehen

sangen die Anwesenden stehend das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Am Montag, den 12. Oktober fand im evangelischen Gemeindesaale eine Missionskonferenz statt, die etwa von fünfzig Personen besucht war. Nach Erledigung einiger geschäftlicher Angelegenheiten hielt Pfarrer Dr. Buß einen Vortrag über die Anfänge und Grundsätze des Vereins. Er zeigte, wie manche von den damals gefaßten Plänen verwirklicht wurden, wie anderes erst in späterer Zeit und allmählich erreicht werden könne, manches sich als unausführbar erwiesen habe. Die einzelnen Ausführungen des Redners waren äußerst fesselnd. Nach ihm sprach Pfarrer Dr. Hering in lebendiger und warmer Weise über die Notwendigkeit und die Aussichten der Missionsarbeit in Japan. In anschaulicher Weise schilderte er das Leben und den Charakter des japanischen Volkes und gab der Überzeugung Ausdruck, daß dies Volk von Gott dazu berufen sei, einmal das Licht des Christentums den zahlreichen Völkern Ostasiens zu bringen. Stadtpfarrer Schück sprach darüber, wie in der Heimat Sinn und Teilnahme für unsern Verein durch Schrift, Predigt und eifriges Sammeln geweckt werden könne. An die Vorträge schloß sich jedesmal eine kurze, anregende Besprechung. Oberkirchenrat Oehler sprach wiederholt sein lebhaftes Interesse für die Ziele und Arbeiten des Missionsvereins aus. Mit einem kurzen Gebet schloß die Konferenz. Bei einem einfachen Mittagessen im „Salmen" fand sich noch eine Anzahl von Missionsfreunden zusammen; manches herzliche und aufmunternde Wort wurde da den Heimkehrenden noch mit auf den Weg gegeben. Möge das so schön und befriedigend verlaufene Fest wie in Freiburg, so in Baden einen neuen Anstoß für die Entwicklung unseres Missionsvereins geben.

Zweigverein Gotha.

In der Generalversammlung am 21. Oktober mußte zum schmerzlichen Bedauern aller unserer Freunde mitgeteilt werden, daß Superintendent Haupt wegen eines schweren Leidens den von ihm seit Bestehen des Vereins geführten Vorsitz niedergelegt habe. Für seine großen Verdienste sprach die Versammlung ihren wärmsten Dank aus und beauftragte bis zur Neuwahl des Vorstandes im nächsten Jahr Pfarrer Lühr in Gotha mit der Führung der Geschäfte des Vorsitzenden. Es wurde ferner eingehend eine lebhaftere Thätigkeit für unsere Sache erörtert, die namentlich für diesen Winter durch Vorträge in den Dörfern und Städten unseres Landes in Aussicht genommen wurde, woran sich im Sommer, etwa in einem Badeort, ein Missionsfest schließen wird. An der Generalversammlung nahm auch der Japaner Munio Kubo aus Berlin teil.

Dieser Herr, bekannt schon von Vorträgen in Berlin wie auch auf dem diesjährigen Jahresfest in Kiel, sowie Frau Stadtpfarrer Bickel aus Wiesbaden (bekanntlich unsere frühere Missionarin Frl. Diercks) hatten es freundlichst übernommen, in einem zum gleichen Tage mit der Generalversamlung vorbereiteten Gemeindeabend, zu dem auch manche Pfarrer vom Lande erschienen waren, Vorträge zu halten. Der mehrere hundert Personen fassende Saal war gedrängt voll, namentlich von Frauen. Alle folgten mit gespanntem Interesse den feinen Schilderungen der einstigen Missionarin über das Leben der Frauen in Japan, ihre Grazie, ihre Kunst, ihre Mutterliebe, aber auch ihre Unmündigkeit und Knechtschaft; für die japanischen Schwestern und deren innere Befreiung machte die Rednerin die Herzen der deutschen Frauen warm. Sodann folgten die ganz frei in fließendem Deutsch vorgetragenen außerordentlich die Zuhörerschaft fesselnden Ausführungen des Japaners Munio Kubo, der, indem er zugab, daß die bisherigen Erfolge des Christentums in Japan schwach seien, dennoch das innerste Bedürfen des Volkes darnach betonte, und der christlichen und speziell der protestantischen Mission gute Verheißung und Aussicht gegeben sah, keinen Anstoß nehmend an der bunten Mannigfaltigkeit der protestantischen Missionen, weil die im Wesen des Protestantismus liege, aber die Wichtigkeit gerade der deutschen Mission hervorhebend; aus fernem Osten tönt hier-

her das Wort: „Komm herüber und hilf uns“. — Den Rest des Abends füllten einige Musikstücke aus. Warmer Dank wurde den Rednern bekundet und ausgesprochen. Wir hoffen, das dieser Abend nachwirken und der besonders an die Frauen gerichteten Aufforderung, zwar nicht einen eigenen Frauenverein zu bilden, aber in den Gesamtverein einzutreten, einen guten Weg verschafft haben wird.

Kieler Zweigverein.

Beim Centraljahresfeste im Sommer d. J. in Kiel wurde die Bildung eines Frauen-Missionsvereins angeregt. Zu diesem Zweck hatten wir zu einer Versammlung am Freitag, den 13. November d. J., nachmittags 5 Uhr, im Gesellschaftshause gegen 150 Damen eingeladen; folgende Damen hatten sich bereit erklärt, diese Einladung zu unterzeichnen: Frau Oberbürgermeister Fuß, Frau Professor Petersen, Frau Schulrat Kuhlgatz, Frau Pastor Mau, Frau Pastor Clausen, Frau Pastor Stubbe, Fräulein J. Ravit. Außerdem hatte der Vorstand des Ortsvereins, bestehend aus Past. Clausen, Rekt. Martens und Dir. Ferchen, unterzeichnet. In der Einladung war ein Vortrag der Frau Oberpfarrer Bickel aus Wiesbaden angekündigt, um Mitteilungen über die japanische Mission zu machen und Ratschläge für die zweckmäßigste Beteiligung der Frauen an den Bestrebungen des Vereins zu erteilen.

Außer 8 Männern, die bereits Mitglieder des Vereins sind, waren etwa 50 bis 60 Frauen und junge Mädchen erschienen, von denen einige ebenfalls schon dem Verein angehörten. In einer Ansprache wies der Vorsitzende, Herr Pastor Clausen, auf das Jahresfest hin, bei welchem die Gründung eines Frauenvereins angeregt ward, und betonte sodann die Notwendigkeit der Mission. Im Vortrage machte die Frau Oberpfarrer Bickel Mitteilungen über ihre Erlebnisse im Missionsgebiet, über die Schwierigkeiten bei der Erlernung der Sprache, über die Besuche in den Häusern der Japaner, über Charakter, Sitten und Lebensweise dieses Volkes. Sie schilderte ihre Thätigkeit auf dem Arbeitsfelde während der einzelnen Tage einer Woche beim Taufunterricht, in der Handarbeitsschule, bei Kranken- und Schülerbesuchen, bei der Erziehung der Jugend, als Mitglied eines Damenvereins, in Vorträgen zum Zweck der Förderung deutscher Bildung, in der Sonntagsschule, beim Gemeinde-Gottesdienst der Erwachsenen, in der Ausbildung des japanischen Fräuleins Inasawa, die ihre Kräfte ganz in den Dienst unserer Mission gestellt hat. Im zweiten Teil des Vortrages sprach sie sich aus über die Arbeit der Frauen in der Heimat für die Mission. Die deutschen Frauen haben die Pflicht, dazu zu helfen, daß die Japanerinnen Christinnen werden. Ihnen unsere Kultur ohne die Religion zu bringen, ist verfehlt, ja sogar gefahrvoll. Man wird am meisten für die Verbreitung des Christentums wirken, wenn die Frauen in Japan für das Evangelium gewonnen werden.

Der Vorsitzende dankte der Rednerin im Namen der Versammlung für den belehrenden und interessanten Vortrag, der im hohen Grade geeignet war, das Missionsinteresse zu wecken und zu beleben. Er forderte die Versammlung auf, sich darüber zu äußern, ob man geneigt sei, einen eigenen Frauenverein für unsere Mission zu gründen, oder ob man sich dem bestehenden Ortsverein eingliedern wolle. Man entschied sich für letzteres; reichlich 30 Damen traten als Mitglieder dem Verein bei und entrichteten sogleich einen Beitrag von zusammen 60—70 M. Es blieb vorläufig noch unentschieden, welche der anwesenden Frauen dem Vorstande beitreten werden.

Der Frankfurter Zweigverein

feierte am 26. November sein Jahresfest. Der Vorsitzende Konsistorialrat Dr. Ehlers begrüßte die Versammlung und dankte für das zahlreiche Erscheinen. Rückblickend auf das vergangene Vereinsjahr, führte er aus, daß unser Verein keine Ursache

habe, trübe in die Zukunft zu schauen, er sei durch eine schwere Krisis hindurchgegangen infolge heftiger und ungerechtfertigter Angriffe, aber die Krisis sei überwunden, ja zum Segen ausgeschlagen. Es gelte nur, treu an den edlen Zielen des Vereins festzuhalten, — das sei die Aufgabe, die jedem seiner Mitglieder gestellt sei. Was speziell den Frankfurter Verein anlange, so sei mit Dank zu berichten, daß das vergangene Jahr die Gründung eines Frauenvereins hervorgerufen habe, der die Bestrebungen des Missionsvereins zu unterstützen bemüht sei. — Nach einem Gesangsvortrage des Peterskirchenchors, der im Verlauf des Abends noch wiederholt durch seine Darbietungen erfreute, sprach Frau Pfarrer Bickel geb. Diercks, dem Frankfurter Verein bereits eine liebe Bekannte, über „Japans Frauen- und Familienleben". In schlichter, ansprechender Weise schilderte sie den Entwicklungsgang der Japanerin vom Kind durch die Mädchenjahre hindurch bis zur Frau, Licht und Schatten gerecht verteilend. Die Versammlung bezeugte der Vortragenden reichen Beifall. Oberlehrer Dr. Bernhardt gab diesem Beifall dankbaren Ausdruck und berichtete dann über die Thätigkeit des neugegründeten Frauenvereins, der sich langsam, aber stetig fortentwickelt. Der Frauenverein beabsichtigt, an dem im nächsten Jahre stattfindenden Bazar in Tokyo mit einer Gabensendung sich zu beteiligen und hat, wie schon Jahrg. 96 S. 256 berichtet, zur Ausschmückung der neuen Kirche daselbst durch das Geschenk eines Christusbildes beigetragen. — Den Schlußvortrag hielt Pfarrer Börsch aus Eschersheim über das Thema: „Der Prophet Mohammed". In den Einleitungsworten bezeichnete es der Vortragende als eine in der Entwicklung unseres Vereins auf Grund seiner Prinzipien unumgängliche Konsequenz, die Mission unter den Mohammedanern in Angriff zu nehmen. Denn wenn irgend wo, so zeige sich bei ihnen ein hoher Grad religiös-sittlicher Bildung, verdunkelt freilich durch Elemente sinnlich-niedrigster Kulturstufe. An der Hand einer Lebensskizze des Propheten, dem es gelungen sei, zerstreute Beduinenstämme zu einen und zu einer religiös-politischen Weltmacht zu erheben, zeigte der Redner die Entwicklung des Islam, indem er zugleich die Keime des Zerfalls schon in den ersten Anfängen der Entstehung nachwies. — Wer es weiß, wie schwer in einer Stadt wie Frankfurt konfessionell fundierte Vereinigungen um die Existenz ringen müssen, der wird erfreut sein dürfen, daß unser Verein in Frankfurt sich nicht nur behauptet, sondern in langsamem Wachstum begriffen ist.

Der Potsdamer Zweigverein

feierte sein Jahresfest am 6. Dezember v. J. abends 6 Uhr in der dortigen Heiligen Geist-Kirche, der Kirche unseres verstorbenen Freundes Ritter. Die Festpredigt hatte Pred. Persius übernommen, der in schönen, warmen Worten auf Grund von Luc. 21, 28 darauf hinwies, wie auch die Heidenvölker im fernen Osten Asiens die Häupter erheben und nach der Erlösung ausschauen, und betonte, daß es eine heilige Pflicht der heimatlichen Missionsgemeinde sei, das große Erbe Heinrich Ritters zu wahren und ihrem Danke dadurch einen Ausdruck zu verleihen, daß sie sein liebstes Werk weiter ausbauen helfe. Den Bericht erstattete der Vereinssekretär Lehmpfuhl. An den Gottesdienst schloß sich eine Nachversammlung, in der noch Landgerichtsrat Haeckel, der Vorsitzende des Zweigvereins, und Pred. Dr. Arndt manches anregende Wort über die Arbeiten unseres Vereins an die Teilnehmer richteten.

Der Pfälzische Hauptverein

feierte am 13. September v. J. in Edenkoben sein 10. Jahresfest, das von dem schönsten Erfolge begleitet war. Die protestantische Gemeinde daselbst hatte ihrem Gast einen herzlichen Empfang bereitet, die große Kirche war dicht besetzt. Nachdem der Ortsgeistliche, Pfarrer Stockinger, der Festversammlung in warmen

Worten den Willkommengruß entboten hatte, hielt Pfarrer Stepp aus Kaiserslautern die packende Festpredigt unter Zugrundelegung des Bibelwortes: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen". (1. Tim. 2, 4). Danach machte unser früherer Missionar Pfarrer Munzinger aus Sausenheim Mitteilungen über das japanische Missionsfeld, wobei er sich besonders bemühte, den Hörern ein klares Bild von dem zu geben, worin die Arbeit eines Missionars besteht. Auch die Nachversammlung war von einem frischen Geist durchweht. Kräftige Ansprachen der Pfarrer Munzinger, Künkele, Croneiß und Unger würzten die Geselligkeit, der Kirchenchor trug erhebende Lieder vor. Wir schieden von Edenkoben mit dem Gefühl, eins der schönsten Missionsfeste gefeiert zu haben.

Ein neuer Zweigverein,

und zwar ein Missionsfrauenverein, ist durch den Vorsitzenden der Züricher Sektion des Schweizerischen Landesvereins Pf. Schönholzer am 14. Juni v. J. ins Leben gerufen worden. Vorläufig ist ein provisorisches Komitee gewählt worden, über dessen Arbeit wir bald zu berichten hoffen. Die Zahl der Mitglieder beträgt bereits 50.

Aus dem Centralvorstande.

Unser Missionsverein und die Verhandlungen der Brandenburger Provinzial-Synode.

Die brandenburgische Provinzial-Synode hat die anerkennenswerte Einrichtung getroffen, daß ihr bei ihrer in jedem dritten Jahre stattfindenden Tagung auch ein Bericht über die Thätigkeit der in der Provinz Brandenburg domizilierenden Missionsgesellschaften erstattet wird. Da nun in Berlin nicht weniger als 7 Missionsgesellschaften (Berlin I und II, deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft, Jerusalems-Verein, Frauen-Missionsverein für China, Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande und unser Verein) ihren Sitz haben, so geben diese Berichte stets ein anschauliches und ziemlich umfassendes Bild von deutscher evangelischer Missionsarbeit überhaupt.

Diesmal waren auch wir gemäß einem Beschlusse der brandenburgischen Provinzialsynode vom Jahre 1893 aufgefordert worden, Bericht über unsere Thätigkeit während der Jahre 1893—1895 zu erstatten. Dieser Bericht kam in der Sitzung vom 20. October zur Verhandlung. Der Präses der Synode von Levetzow hatte das Referat unserem Vereins-Präsidenten Pred. Dr. Arndt übertragen. Das Referat war durchaus sachlich und objektiv gehalten und vermied jeden Hinweis auf die ungerechten Angriffe, denen der Missionsverein in den letzten Jahren ausgesetzt war, und die schließlich zu einer so erfreulichen Würdigung der Bestrebungen unseres Vereins in den weitesten Kreisen geführt hatten. Trotzdem konnte es der ehemalige Hofprediger Stöcker nicht unterlassen, zwar ohne Nennung Dr. Daltons, aber doch mit deutlichem Fingerzeig auf dessen Ausstellungen an unserer Thätigkeit die Frage aufzuwerfen, ob wir wirklich glauben, daß durch die kritischen Aufsätze unseres Freundes Schmiedel in der Zeitschrift „Shinri" über Inspiration und Wunder, worin sämtliche Auferstehungswunder des N. T. geleugnet würden, die Ausbreitung des Christentums gefördert werde. Diese Aufsätze hätten schädlich gewirkt und den Frieden unter den Missionsgesellschaften in Japan gestört. Der Centralvorstand solle doch seinen Missionaren verbieten, radikale Kritik in Japan zu verbreiten. — Kein einziges Mitglied der Synode ging auf diese Polemik Stöckers ein, im Gegenteil erhoben sich selbst auf der rechten Seite, die in der Synode mehr als $^2/_3$ der Mitglieder umfaßte, mehrere Stimmen, die offen die Leistungen unseres Vereins anerkannten. So rühmte Dr. Grundemann, indem er es ausdrücklich ablehnte, auf „missionstechnische" Fragen einzugehen, die Arbeiten Dr. Fabers, der ent-

schieden der tüchtigste unter allen Missionaren in China sei, den Eifer des Pfarrers P. Kranz und die Verdienste des Pfarrers. Lic. Hackmann um die kirchliche Versorgung unserer evangelischen Landsleute in Shanghai. Der Synodale Knak bemängelte nur den Satz des gedruckten Berichts, daß Shanghai „immer mehr der Mittelpunkt aller in China lebenden evangelischen Deutschen werde", unter Hinweis auf die segensreiche Thätigkeit des von ihm geleiteten Berliner Frauen-Missionsvereins in Hongkong, — einen Satz, den Dr. Arndt dahin erläuterte, daß Pfarrer Hackmann die in China zerstreut lebenden evangelischen Deutschen aufsuche und ihnen regelmäßig seine gedruckten Predigten zusende. Der Unterstaatssecretär des Auswärtigen Amts Synodale Humbert widmete der von Pfarrer Hackmann zu Shanghai ins Leben gerufenen deutschen Schule ein anerkennendes Wort. In seinem Schlußworte führte der Referent Dr. Arndt aus, daß er es ablehnen müsse, auf die Polemik Stöckers einzugehen, da die Synode weder der Ort sei noch Zeit biete für theologische Verhandlungen; aber er müsse dringend bitten, über den Missionsverein erst nach genauer Kenntnisnahme und Prüfung seiner Litteratur und seiner Arbeiten zu urteilen. Bei sorgfältiger Prüfung der angezogenen Schmiedel'schen Aufsätze dürfte sich leicht herausstellen, daß diese vielmehr apologetisch klärend als schädigend und verwirrend gewirkt haben. Dr. Arndt hob ferner hervor, daß die Missionare des Allg. ev.-prot. Missionsvereins Männer mit voller akademischer Bildung und für ein heimatliches Pfarramt wohlbefähigt seien, — solchen Männern könne der Centralvorstand keine gebundene Marschroute erteilen, sie wären selbst imstande zu entscheiden, was für die Mission förderlich sei. Dem Synodalen Dr. Grundemann, der herzlich gebeten hatte, daß der Missionsverein den Heiden doch nicht das „Scheidewasser der Kritik", sondern „Lebensbrot" bringen möchte, antwortete Dr. Arndt, daß dies durchaus den Absichten des Missionsvereins entspreche, wie denn schon vor Jahren Prof. Dr. Lipsius ausgesprochen habe, daß wir nicht menschliche Weisheit, sondern Christus allein den Heiden bringen wollen.

Das Resultat der Verhandlung war ein für uns höchst günstiges. Manches Vorurteil ist beseitigt. Die wider uns erhobenen Angriffe fanden auch bei den „Positiven" keinen Boden mehr. Ein Schritt weiter ist geschehen zur Verwirklichung des von uns angestrebten Zieles, das friedliche Nebeneinander- und Zusammenarbeiten aller Missionsgesellschaften zu fördern, und die rechtsstehenden kirchlichen Parteien erkennen an, daß auch wir berufen sind, unsere Kräfte der Heidenmission zu widmen.

Bitte für das Missionswerk in China.

Bereits im vorigen Jahre richteten wir an alle unsere Freunde in der Heimat die dringende und herzliche Bitte, in ihren Kreisen Gaben zur Verbreitung der Schriften Dr. Fabers zu sammeln. Diese Bitte ist damals beinahe ungehört verhallt. Wir konnten Dr. Faber nicht mehr als 139 M. senden. Wenn wir nun heute unsere Bitte wiederholen, so veranlassen uns dazu gerade in diesem Jahre ganz besondere Umstände. Wir brauchen wohl unsere Freunde nicht mehr darauf hinzuweisen, wie ungeheuer wichtig gerade eine litterarische Mission bei dem gegenwärtigen Stande des Missionswerks in China ist. Sie bahnt der eigentlichen Missionsarbeit, der Arbeit an den einzelnen, der Wirksamkeit von Person auf Person, die Wege, sie ist ein Mittel, chinesische Kreise, die sonst dem Missionar unzugänglich und unerreichbar wären, christlich zu beeinflussen, sie dient dazu, die breitesten Schichten des chinesischen Volkes mit christlichen Ideen bekannt zu machen und viele Vorurteile gegen die Fremden zu zerstreuen. Wir haben diese Gedanken schon oft ausgeführt und wollen hier nur bemerken, daß es gerade Dr. Fabers Schriften sind, die bei den Chinesen den größten Anklang finden. Eine große Menge von Dankschreiben aus allen Teilen Chinas wurde Pfarrer Kranz, der in uneigennützigster Weise große Geldsummen zur Verbreitung Dr. Faberscher Werke ver-

wendet hat, von englischen und amerikanischen Missionaren im Namen der Chinesen, die Fabersche Werke erhielten, zugesandt und liegen uns jetzt vor. Erst im vorigen Jahr erschien die Schrift eines Japaners, betitelt: „Wie ich ein Christ wurde?", deren unbekannter Verfasser unserem Freunde Dr. Faber für seine chinesischen Werke dankt, die ihm bei seinem Suchen und Ringen nach Wahrheit und Klarheit und dem Frieden der Seele den rechten Weg gewiesen haben. Unvergessen soll auch sein, daß eine Diakonissin im Innern Chinas eine chinesische Hütte fand, die mit Faberschen Schriften tapeziert war. Ihr Besitzer las sie täglich zu seiner und seiner Familie Erbauung. Und weit über China hinaus, selbst in Korea werden Fabersche Werke gekauft und studiert. Ist es nicht eine heilige Pflicht unserer Missionsgemeinde in der Heimat, die Arbeit dieses seltenen Mannes, der, wie selbst unsere Gegner anerkennen müssen, die anderen chinesischen Missionare an Bedeutung weit überragt, aufs energischste zu unterstützen? Pfarrer Kranz schreibt uns, daß seine Mittel in diesem Jahre durch den Hausbau in Kuling erschöpft seien und er nichts für Verbreitung Faberscher Schriften thun könne. Wir wenden uns daher um so dringender an unsere Freunde in der Heimat. Wir vertrauen, daß unsere Missionsgemeinde noch 2000—3000 M. besonders aufbringen kann. Wir wollen gern mithelfen, der ungeheuren Not des chinesischen Volkes, die ihren tiefsten Grund in der Unwissenheit hat, zu steuern — wird unsere Bitte auch diesmal ungehört verhallen?

Centraljahresfest.

Unser diesjähriges XIII. Centraljahresfest wird in den Tagen vom 17. bis 19. August in Glarus gefeiert werden. Den Vortrag in der Generalversammlung hat Professor Dr. Pfleiderer-Berlin übernommen. Wir hoffen, bald in den Kirchenzeitungen und im Missionsblatt das Festprogramm vollständig bekannt geben zu können, und bitten schon heute alle unsere Freunde, namentlich auch die Norddeutschen, recht zahlreich am Feste sich beteiligen zu wollen.

Unser Missionar Pfarrer Dr. Christlieb

und seine Gattin in Tokyo sind am 14. Januar durch die glückliche Geburt eines gesunden Sohnes hoch erfreut worden.

Unser Generalschatzmeister für Deutschland Ernst Stolze

verlegt am 15. März d. J. seine Wohnung nach Berlin W., Bayreutherstraße 3. Wir bitten alle unsere Freunde, vom 15. März ab Geldsendungen Herrn E. Stolze unter dieser Adresse einzuschicken.

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Seine Hauptthätigkeit wird er an der vom Verein unterhaltenen Theologischen Schule finden. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung. Die Aussendung soll Anfang 1898 erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Centralvorstand zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Der Centralvorstand
des Allgemeinen evang.-protestant. Missionsvereins.

Berlin, den 19. November 1896.

Prediger Dr. Arndt,
Berlin C. Friedrichsgracht 53.

Das Geistesleben des Japaners und die christliche Mission.

Von Pfarrer Karl Munzinger in Sausenheim.

In dem Geistesleben des Menschen bildet die Religion einen Bestandteil, und wenn auch die Betrachtung des modernen Menschen es zweifelhaft erscheinen läßt, so bezeugt doch die Geschichte der Völker und der Menschheit im ganzen, daß sie den Hauptfaktor bildet. Damit ist das innige Verhältnis zwischen Geistesleben und Religion von vornherein gegeben. Damit ist auch gesagt, daß keine Verkündigung der Religion statthaben kann, es sei denn im engsten Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben des Menschen. Wie in der Schule schon der Religionsunterricht nicht auf das Geratewohl geschehen darf, sondern nur in organischer Verbindung mit den übrigen Wissenszweigen und dem gesamten geistigen Gesichtskreis der Kinder, so ist eine Missionsmethode verkehrt, welche das Geistesleben der Heiden unberücksichtigt läßt. Die tiefste Religiosität und die gediegenste theologische Durchbildung machen noch lange keinen Missionar. Zum Missionar gehört notwendig, daß man den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche sei, wobei es sich nicht sowohl um oberflächliche Accommodation, etwa in den äußeren Lebensverhältnissen, handelt. So hat ja allerdings die katholische Mission zu allen Zeiten das Wort Pauli verstanden. So müßten es folgerichtig auch alle diejenigen Evangelisten verstehen, welche die Geistesmächte der Heiden, ihre Religion als die erste Geistesmacht an der Spitze, nicht für Gotteswerk, sondern für Teufelsmache erklären; denn eine Berührung damit wäre gleichbedeutend mit einer Berührung mit der Sünde selbst, und ein Gleichwerden mit den Heiden könnte sich naturgemäß nicht darauf, sondern nur auf die äußeren Verhältnisse, wie Nahrung, Kleidung und Wohnung beziehen. Wohl mag manchmal auch eine solche äußere Accommodation notwendig sein. Wenn in China die Leute einen unbezopften Missionar nicht hören wollen, so thut er wohl daran, sich einen Zopf flechten zu lassen. Kindischen Landsleuten, welche sich mit Vorliebe auf ihren Patriotismus besinnen, wenn es der Mission eins anzuhängen gilt, mag er dann ruhig überlassen, ungehalten zu sein, daß durch solches Gebahren der Nationalstolz der Chinesen gefördert, das eigene Vaterland aber herabgewürdigt werde. An anderen Orten aber, beispielsweise in Japan, ist von solcher Accommodation keine Rede. Der Japaner würde es sogar sehr peinlich empfinden, wollte der Missionar sich japanisch kleiden und japanisch essen. Um so mehr aber verlangt er geistige Accommodation. Daß es sich bei dem Wort des Apostels wesentlich um diese handelt, nämlich um ein tief innerliches Eingehen auf das ganze geistige Wesen der Missionsobjekte, dafür ist Paulus selbst mit seiner ebenso jüdischen als griechischen Weltanschauung der beste Beleg. Für Paulus war das freilich nicht so sehr schwer. In den Wänden seines Heimathauses sog er die jüdische, auf den Straßen seiner Heimatstadt die griechische Lebensluft ein. Beide Weltanschauungen, nicht bloß die des orthodoxen Judentums, sondern auch die des Hellenismus, waren ihm von Kind auf

nicht fremd, wenn er auch in Bezug auf letztere sich dessen nicht einmal bewußt war. Der Europäer aber, welcher sich heute nach Japan begiebt, tritt dort auf einen ihm gänzlich unbekannten, im vollen Umfang des Wortes antipodischen Boden. Das Geistesleben des Japaners ist von dem unsrigen durchaus verschieden, nach seinem geschichtlichen Werden sowohl als nach seinem ursprünglichen Wesen, nach seinen formalen Erscheinungsweisen nicht minder als nach seinem materialen Inhalt. Dieses Geisteslebens völlig Herr zu werden, nicht nur in theoretischem Erkennen, sondern auch in thatsächlicher Aneignung, ist für den Weißen eine Unmöglichkeit, sintemalen er nicht aus seiner weißen Haut herausfahren kann. Das darf ihm aber von dem ernsten Versuch nicht abhalten, in inniger Hingabe an den Volkscharakter denselben wenigstens bis zu den Grenzen der Möglichkeit zu durchdringen. Jahre nimmt das freilich in Anspruch; und darum ist es auch kein leeres Gerede, wenn man sagt, daß die rechte Wirksamkeit für einen Missionar erst nach mehrjähriger Missionsarbeit beginne, und mit Recht dringen unsere Missionsgesellschaften prinzipiell darauf, daß der Missionsberuf Lebensberuf sein solle. Der Missionar, welchem es aus irgend welchen Ursachen nicht vergönnt war, dieser Forderung zu genügen, empfindet, wo anders er ehrlich gegen sich selbst ist, die Berechtigung dieser Forderung selbst am schmerzlichsten.

Die Notwendigung der Bekanntschaft mit dem Geistesleben der Heiden ist damit anerkannt. Von welcher Bedeutung diese Bekanntschaft sein kann, sei hier an einigen Punkten mit Bezug auf die christliche Mission in Japan gezeigt.

Japan war bis vor kurzem das Missionsland *κατ' ἐξοχήν*. In keinem Land der Erde hatte die Mission in kurzer Zeit so große Erfolge zu verzeichnen als hier. Wo anders wäre das jemals bei einem großen Volke von 40 Millionen möglich gewesen, daß nach zwanzigjähriger Arbeit nicht bloß wundergläubige Schwärmer, sondern auch nüchterne Denker von einer vollständigen Evangelisation innerhalb der Spanne eines Vierteljahrhunderts sprachen! Heute freilich denkt im Ernst kein Mensch mehr daran. Heute sagt es sich der Missionar mit wehmütigem Lächeln über seine frühere Verblendung, daß auch hier das Höchste nur erreicht wird um den Preis sauren Arbeitens und unablässigen Betens. Von den Höhen der Hoffnung ging es plötzlich, mit einem Ruck, in die Tiefen der Enttäuschung. Und doch sprachen in den 80er Jahren, wo der Strom des japanischen Lebens in gewaltiger Bewegung zum Christentum hindrängte, die Thatsachen für die Erfüllung jener Hoffnung. Wer freilich hinter die Thatsachen blickte, wer durch den Strom der Erscheinungen hindurchschaute auf den Grund des japanischen Wesens, den konnte die Rückströmung nicht überraschen, die in dem Geistesleben des Japaners ihre volle Erklärung findet.

Der Japaner ist seiner ganzen Natur nach durch und durch Sanguiniker. Er besitzt alle Tugenden und alle Fehler des sanguinischen Temperaments. Er hat eine nicht geringe Ähnlichkeit mit dem Franzosen; leicht empfänglich für alles, rasch sich begeisternd, mit großem Interesse für Mögliches und Unmögliches; aber auch ebenso oberflächlich, flatterhaft und wankelmütig. So schwerfällig der Chinese, so leicht beweglich ist der Japaner. Sind die Gallier rerum novarum cupidi, so sind die Japaner rerum novarum cupidissimi. Rasch, wie in der Natur des Landes, ist

der Wechsel auch im Volk. Wie die Vulkane des Landes Jahrzehnte ruhen, um dann mit einem Male auszubrechen, wie mitten aus der größten Ruhe urplötzlich ein schrecklicher Taifun sich erhebt, so mag am politischen oder religiösen Horizont am Abend noch alles ruhig sein, am nächsten Morgen aber befindet sich das ganze Volk in Bewegung. Es fehlen die Übergänge, es fehlt die ruhig fortschreitende Entwicklung. Das ist nicht wie ein stetig vorwärts fließender Strom, das ist vielmehr wie Ebbe und Flut. Bestand hat nur die Unbeständigkeit. Die Japaner sind bekannt als Schlangenmenschen im Sinne ausgezeichneter Akrobaten und Jongleure, sie sind aber auch Schlangenmenschen im bildlichen Sinne, biegsam und geschmeidig, ein Volk, welchem ein festes gerades Rückgrat fehlt. Japan ist das Land der Überraschungen. Es ist unmöglich, hier den Propheten zu spielen.

Wie überraschend kam der chinesisch-japanische Krieg. Kurz zuvor hätte niemand auch nur entfernt daran gedacht, und zwar nicht nur unter den Laien, sondern auch unter den Diplomaten. Denn kaum ein Jahr früher hatte Deutschland das ostasiatische Geschwader aufgelöst, um die deutsche Vertretung unter den vierhundert Millionen Menschen Ostasiens den beiden kleinen Kanonenbooten Iltis und Wolf zu überlassen. Ein solches Vorgehen war an und für sich schon gewagt; es wäre aber unverantwortlich gewesen, wenn damals schon irgend welche, wenn auch nur entfernte Anzeichen auf Krieg gedeutet hätten. Unsere Diplomatie ahnte eben nichts davon, und Japan hat es vortrefflich verstanden, die Welt zu überraschen.

Aber wie hier in dem einen Fall, so ist es stets gewesen. Die ganze seitherige Entwicklung Japans war keine stetige, sondern eine sprunghafte. Ganz stetig geht ja wohl keine Entwicklung geistiger Kräfte. Denn der Geist liebt die Schablone nicht. Geradlinig aufsteigend, ohne Krümmungen ist auch unsere Geschichte nicht verlaufen. Die Völkerwanderung, die Reformation, die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, das sind Höhepunkte, wo mit einem Male, in gewaltigem Anstoß, die Linie steil nach oben stieg. Aber die Perioden, die auf diese Ereignisse folgten, haben doch weiter gearbeitet, stetig und ununterbrochen, haben keinen Rückschritt noch Stillstand geduldet, haben selbst in der vielverschrieenen Zeit des dunkeln Mittelalters aufwärts geführt, wenn auch nur in sehr langsamer, ruhiger Entwicklung. Anders die Epochen der japanischen Geschichte. Das ist kein allmähliches Aufsteigen, das ist vielmehr eine platte Ebene mit drei vereinzelten, unter sich zusammenhangslosen Höhen. Die drei Epochen der japanischen Geschichte, hervorgerufen durch die Berührung mit der chinesisch-buddhistischen, der mittelalterlich-katholischen und der modern-protestantischen Kultur, erinnern, in gewaltigem Ausbruch und ebenso plötzlichem Stillstand, lebhaft an das Märchen vom Dornröschen. Wie dort mit einem Schlag alles Leben in Schlaf, alle Bewegung in Ruhe sich wandelte, so auch hier; und wie dort mit einem Schlag das Leben von neuem erwachte aus tiefem, totenstillem Schlaf, so hier. Jedes Mal war's wie der plötzliche Ausbruch eines Vulkans, der vorher geruht, und jedes Mal war's, wie wenn die vulkanische Glut rasch in sich selbst zurücksinkt.

Und diese Erfahrung macht man auf allen Gebieten. Nirgends ruhiges Fortschreiten, überall Sprünge, das Fallen von einem Extrem in das andere. Während vor 30 Jahren der Absolutismus herrschend war, wo

man den Kaiser als Gott verehrte und eine eigene politische Meinung nicht zu haben wagte, haben heute fast alle Parteien das englische Regierungssystem zu ihrem Programm erhoben, ist heute das ganze Volk durchseucht von den Gedanken der Demokratie. Während man damals noch schwor auf die Autorität des Buddha und Konfuzius, ist man es heute gewöhnt, ihrer zu spotten. Während man damals in tiefer Ehrfurcht zu den Füßen seiner Lehrer saß und den Worten des „sensei" lauschte als einer höheren Offenbarung, gehören heute nicht nur kleine Reibereien, sondern regelrechte Schulstreiks von der Hochschule bis herab zu der niedersten Mittelschule nicht zu den Seltenheiten. Bekennt sich heute einer zu der orthodoxesten Form des Christentums, wie er es von dem einseitigsten methodistischen Missionar erhalten hat, bald hat er es rationalisiert und meint auch dann noch ein Christ zu sein, wenn er die Persönlichkeit Gottes, das ewige Leben und die Praxis des Gebets über Bord geworfen hat. Es ist ein Radikalismus des Denkens, wie man ihn bei keinem andern Volke trifft, und wenn es in früheren Zeiten nicht so gewesen ist, so war der Grund die eiserne Faust, die jede freie Regung mit Gewalt unterdrückte. Wohl mag ein gut Teil des radikalen und unsteten Charakters zurückzuführen sein auf die knabenhafte Unreife, die es noch nicht versteht, die eben erhaltene Freiheit auch recht zu benützen. Aber im wesentlichen ist sie begründet in der Eigentümlichkeit des japanischen Denkens.

Seiner Form nach ist dieses Denken impulsiv und stoßweise. Ein Sichvertiefen liebt der Japaner nicht, ein stetiges, ruhiges Durchdenken einer Sache ist ihm zuwider. Die Resultate übernimmt er gern, aber die Arbeit des Denkens erspart er sich. Die deutschen Professoren haben stets Klage zu führen, wie schwer es ist, den Studenten den Begriff der Entwicklung, diese Basis alles wissenschaftlichen Erkennens, beizubringen. Warum aber ist es so schwer? Weil die Form des japanischen Denkens nicht die der ruhigen, langsamen Entwicklung, nicht die des klaren, logischen Folgerns ist, sondern die des Impulses, des plötzlichen Erfassens. Das japanische Wissen ist mehr divinatorischer, als logischer Natur. Ein Standpunkt aber, der auf solche Weise gewonnen wird, ist niemals ein fester; durch neue Impulse kann er zu jeder Zeit radikale Veränderungen erfahren.

In Anbetracht dieser Züge eines eigenartigen Geisteslebens erscheinen die Strömungen und Schwankungen der japanischen Missionsgeschichte nicht mehr rätselhaft. Man ist gewohnt, dieselben mit äußeren Verhältnissen, mit wechselvollen politischen Konstellationen in Verbindung zu bringen. Zweifellos sind die geschichtlichen, politischen Faktoren nicht zu übersehen. Hängt doch das Religiöse in Japan gar enge, ja viel zu enge mit dem Politischen zusammen! Aber der tiefere Grund liegt in dem Charakter des Volkes selbst. In dieser Erkenntnis aber erspart man sich manche herbe Erfahrungen. In Zeiten der Flut verliert man sich nicht in dem Taumel allzu hochgespannter Erwartungen, die sich nachher nicht erfüllen; in Zeiten der Ebbe aber darf man sich mit Gewißheit dessen getrösten, daß auch ein günstiger Rückschlag nicht ausbleiben wird. In dieser Erkenntnis gelangt man aber auch zu einer gerechteren Beurteilung japanischer Missionsarbeit. Es giebt Leute, welche meinen, es hänge alles lediglich von dem gotterfüllten Streben der Arbeiter ab. In Zeiten des Erfolgs überschütten sie die Arbeiter mit Lobeserhebungen, zu andern Zeiten aber machen sie eben dieselben verant-

wortlich für Stillstand und Rückgang. Das erstere aber ist thöricht, das letztere ist ungerecht. Treue Arbeit ist gewiß nicht zu unterschätzen und vermag selbst einen mehr oder weniger festen Damm wider große Gegenströmungen zu schaffen. Darum ist auch das Gefühl der Resignation, welches in schweren Zeiten manchen Arbeiter zu dem Schluß treibt: „Laß es gehen, wie es geht; gegen die Verhältnisse kann ich nicht", durchaus vom Übel. Aber wahr bleibt es doch, daß der Mensch nicht alles vermag; und wenn die Verhältnisse sich gegen ihn stellen, so sollte er nicht vermessen meinen, daß er allein das ändern könne; denn es ist Gott selbst, der in den Verhältnissen wider ihn steht, und der da heißt geduldig warten, bis seine Zeit gekommen ist.

In den oben geschilderten japanischen Charakterzügen klärt sich aber nicht bloß die japanische Missionsgeschichte im großen, es klären sich auch die entsprechenden Erfahrungen, welche die Missionsarbeiter in Bezug auf ihre einzelnen Missionsobjekte machen. Wo in Japan zwei oder drei Missionare zusammensitzen, da haben sie über die Unbeständigkeit der Bekehrten zu klagen. Die Worte Jesu von denen, welche „das Wort, wenn sie es hören, mit Freuden annehmen, aber nicht Wurzel haben", passen trefflich auf die Japaner. Rasch wie Petrus begeistern sie sich für den Herrn, leicht wie Petrus verleugnen sie den Herrn. Ihre Begeisterung zuvor war keine Heuchelei. Durchaus nicht. Denn die Zahl der sogenannten Reischristen ist in Japan gering. Um leiblicher Speise willen ergreifen nur verschwindend wenige das Christentum; mehr allerdings lassen sich taufen um geistiger Speise willen, d. h. um im Verkehr mit dem Missionar irgend welchen Bildungsgewinn zu erzielen. Der Japaner ist klug und berechnend, und mancher hat es herausgefunden, daß der Verkehr mit dem Fremden ein treffliches Mittel ist, seinem Deutsch oder Englisch nachdrücklich aufzuhelfen. Bei weitaus der großen Mehrzahl aber spielen diese offenbar heuchlerischen und betrügerischen Motive nicht mit. Aus edeln Beweggründen kommen sie zu Christus, und bald sind sie Feuer und Flamme. Der Missionar aber läßt sich blenden von dem Schein dieser Flamme, und zu spät erst erkennt er, daß es in gar vielen Fällen nur ein flackerndes Strohfeuer gewesen ist, nicht aber die nachhaltige Glut des Glaubens und der Hoffnung und der Liebe. Ein Windstoß, und das Feuer erlischt, und leicht wie Spreu wird der eben noch so begeisterte Christ weit fortgetragen.

Das sanguinische Temperament des Japaners bietet der Mission außerordentlich günstige Handhaben. Der Missionar in China, welcher sich abmüht Tag für Tag, welcher täglich die Erfahrung machen muß, daß der ausgestreute Same zu dem gehöre, der auf den Weg fällt und auf dem harten Boden nicht eindringt, ist überrascht, die Willigkeit zu sehen, mit welcher die Japaner dem Christentum entgegenkommen. Wenn ein japanischer Kollege ihm sein Klagelied vorsingen will, so findet er damit wenig Verständnis bei ihm. Zudem ist es doch auch nicht so, als müßte der japanische Christ notwendig das bleiben, wozu er seiner Naturanlage nach neigt.

Die christliche Mission muß Mittel und Wege schaffen, um das zu verhüten, was aus der Naturanlage als verderblich und schädlich sich ergeben kann. Auch ein schwaches Rückgrat läßt sich stärken, das Leichte läßt sich

beschweren, das Oberflächliche läßt sich vertiefen, und manche Versuchung zur Unbeständigkeit läßt sich beseitigen.

Wer sich angesichts eines solchen Geisteslebens damit begnügt, seinen Missionsobjekten einen christlichen Anstrich zu geben, wird ernten, was er gesäet hat. Wenn die Wogen einer feindlichen Strömung darüber gehen, ist der Anstrich hinweggespült, und der alte Mensch kommt zum Vorschein. Wenn irgendwo ein vollständiges Durchdringen der bekehrten Persönlichkeit mit dem christlichen Glaubensgehalt notwendig ist, so ist es gegenüber diesem Volkscharakter. Und darum sage ich weiter, wenn irgend wo für den Theologen eine gründliche wissenschaftliche Bildung not thut, so ist es in Japan. In dem Strom der Zeitläufte, in der fortwährenden Flut und Ebbe des japanischen Lebens kann nur der stehen, welcher einen festen Standpunkt gewonnen hat. Gemäß seiner Natur ist der japanische Student geneigt, auf allen Gebieten etwas sich anzueignen, hier ein bißchen und da ein bißchen, und schließlich ist es viel zusammen, aber es ist nicht verdaut, nicht verarbeitet zu einem organischen Ganzen. Dieser Drang, welcher zu wissenschaftlicher Halbbildung und zu hohler Eitelkeit und Selbstüberhebung führt, wird durch die Menge der Privatschulen, welche im eigenen Interesse auf die Launen der Studenten eingehen müssen, bedeutend gefördert. Da hilft einzig und allein eine strenge, ja pedantische Gedankenzucht. Resultate nimmt der Japaner nur zu gern hin; denn er bringt da viel positives Wissen zusammen, ohne sich mit langwieriger Gedankenarbeit abplagen zu müssen. Aber auch der Missionar ist froh, wenn er sich mit der Mitteilung von Resultaten begnügen darf; denn das Eingehen auf die Fundamente führt leicht zu kritischen Gedanken, die er am liebsten vermeiden möchte. So kommt die Neigung des Lehrers der Neigung des Schülers in verhängnisvoller Weise entgegen. Aus nichtfundierten Resultaten schaffen die beiden zusammen Wissensgebäude, welchen die feste Grundlage fehlt. Ein Windstoß, und ein solches Gebäude fällt zusammen. Der orthodoxe japanische Prediger, welchem man mit systematischer Beharrlichkeit ängstlich alles fernhielt, was nach Unglauben schmeckt, läßt sich sofort überzeugen, wenn er nachher zufällig Pfleiderers Religionsphilosophie in die Hände bekommt; und wenn er tags darauf Schopenhauer liest, so wirft er auch Pfleiderer wieder über Bord, um seinem neuen Abgott begeistert zu huldigen. Von der äußersten Orthodoxie bis zum radikalsten Unglauben ist nur ein kurzer Weg. Der Theologe aber, mag er nun orthodox oder liberal sein, welcher an der Hand des Lehrers durch die Gedankengänge des Skepticismus gegangen ist, steht auf festem Boden; er kennt die Feinde, er hat sie selbst schon überwunden, er fürchtet sie nicht mehr. Wohl sei es offen zugestanden, daß mancher Schwache in den Gedankengängen des Skepticismus sich verliert und nicht mehr weiß herauszukommen; aber um des unendlich viel größeren Gewinnes willen muß auch die Tragik dieser Konsequenzen ertragen werden. So macht denn die Eigenart des japanischen Geistes eine gründliche Schulung des Theologen durchaus notwendig. Ist der Japaner leicht, so ist es gut, daß er durch Wissenschaft beschwert werde, damit er nicht wie ein schwankendes Rohr von jedem Windhauch bewegt werde. Hier liegt die Bürgschaft gegen einen sonst sehr gefährlichen Radikalismus.

Die Schaffung eines festen inneren Haltes durch wissenschaftliche Durchbildung der Theologen und, was noch mehr ist, durch religiöse Durch-

bringung aller Gläubigen ist das wirksamste Mittel gegen die natürliche Haltlosigkeit des Japaners. Das ist aber ein langwieriger Weg und der Bekehrte würde in den meisten Fällen längst wieder verloren sein, wenn ihm nicht bis zur Erreichung des Zieles andere Stützen geboten würden, an denen er sich halten kann.

Wir Christen im alten Europa brauchen nach einem Halt für uns nicht lange zu suchen. Wir sprechen freudig mit dem Dichter: Ich weiß, an wen mein Glaube sich hält. Wir halten uns an Jesus, der uns aus persönlicher Erfahrung von Jugend auf vertraut ist wie ein leibhaftiger Mensch. Für den Neubekehrten aber ist Jesus das nicht. Für ihn ist er kaum mehr als ein Abstraktum, eine Idee, wenn auch die höchste Idee, die er kennt. An der unpersönlichen Idee, nebelhaft und ungreifbar wie sie ist, ohne Fleisch und Bein, kann er sich nicht festhalten. Dazu bedarf er einer lebendigen Persönlichkeit, und das ist der Pastor. Das religiöse Leben des Neubekehrten wird geschaffen durch die lebendige Persönlichkeit des Missionars oder Pastors. In ihm sieht er die Gedanken Christi verkörpert; in persönlichem Vertrauen zu dem Seelsorger, welcher den bekannten Mittler zwischen ihm und einem unbekannten Dritten bildet, läßt er sich hinführen zu seinem Heiland. Geht ihm der Seelsorger verloren, so geht das Mittelglied zwischen ihm und Jesus verloren, so wird das Band mit Jesus für ihn durchschnitten, so wird er hilflos preisgegeben jeder widrigen Strömung, die ihn von Jesus wegtreiben könnte. Das persönliche Verhältnis zum Seelsorger ist es, das ihn festhält. Kommt einmal ein Windstoß, stark genug, um den leichten Japaner mit fortzureißen, so ist es gut, daß der Seelsorger mit dem ganzen Gewicht seiner autoritativen Persönlichkeit sich an ihn hängt und ihn zurückhält. Von der Wichtigkeit eines persönlichen Verhältnisses zwischen Seelsorger und Christ auf dem Missionsgebiet macht sich hier zu Land kaum jemand einen Begriff. In vielen unserer Kirchen steht der Seelsorger Sonntag für Sonntag auf seiner Kanzel, und Sonntag für Sonntag kommen die Zuhörer, die er persönlich nicht einmal kennt, aber sie kommen doch und halten aus. Für den Heidenchristen aber gewinnt Kirchgehen und Predigt erst dann an Interesse und Anziehungskraft, wenn er dem Prediger persönlich nahe steht. Ein Prediger, den er nicht kennt, kann ihn auf die Dauer nicht fesseln, und wäre er selbst der vorzüglichste Redner. Lebendige persönliche Beziehungen des Seelsorgers zu seinen Gläubigen sind darum für die heidenchristliche Gemeinde geradezu eine Lebensfrage. Wo sie fehlen, geht alles zu Grunde.

Außer dem Seelsorger aber ist es noch ein zweites, was dem widerstandsschwachen japanischen Christen einen festen Rückhalt bieten muß. Im alltäglichen Leben hat der Japaner seinen Rückhalt an der Gemeinschaft der Nation. Die Japaner sind eine Nation und zwar im höchsten Sinne des Wortes. Sie gehören zusammen als ein einheitliches Volk. Der einzelne existiert nicht für sich allein, sondern nur als Glied des Ganzen. Ganz Japan ist wie eine einzige Familie, und manchmal scheint es, als seien sie alle mit einander verwandt. Es herrscht ein Gemeinsinn, wie kaum bei irgend einem andern Volk der Erde. Als einzelne, losgelöst von den Wurzeln ihrer Kraft im Volksganzen, sind sie schwach. Umgekehrt ist es bei den Chinesen. Der Chinese besitzt wohl eine Heimat, aber er hat kein Vaterland. China als Volk, als Ganzes ist unbedeutend. Dagegen leistet

der Chinese etwas als einzelner. Überall stellt er seinen Mann. Die Japaner sind sich ihrer Schwäche in der Zersplitterung sehr wohl bewußt. Darum halten sie um so mehr zusammen. Was nun im politischen und gesellschaftlichen Leben dem Japaner die Nation ist, muß ihm im religiösen Leben die Gemeinde und die Kirche werden. Als einzelner entbehrt der japanische Christ des Haltes, im Gemeindeleben findet er diesen Halt. Der einzelne will von der Gemeinschaft getragen werden. Gemeinden wie die unsrigen in der Heimat, wo sich der Gläubige höchstens einmal Sonntags bewußt wird, daß er das Glied einer Gemeinschaft ist, wären auf dem Missionsgebiet von kurzer Dauer. Denn die Woche über wären die Christen als einzelne zersplittert und einzeln, preisgegeben den Mächten des Unglaubens, würden sie von diesen leicht überwunden werden. Es handelt sich also hier um festgefügte, wohl organisierte, lebendige Gemeinden, die ganz etwas andres sind als die zufälligen Vereinigungen am Sonntag. Der Seelsorger hat dabei das wenigste zu thun. Denn da der Japaner sich seiner Schwäche instinktiv bewußt ist und das Bedürfnis nach Anschluß empfindet, so drängt er selbst auf Organisierung hin. Zur Organisierung hat er die höchste Befähigung; das tritt besonders bei dem Staatswesen hervor, welches seinen festen Bestand nicht sowohl großer politischer Reife, als vielmehr einer geradezu musterhaften Organisation zu verdanken hat. Daß der Japaner organisatorisch so hoch veranlagt ist, ist gerade ein Beweis dafür, daß er seinen unsteten, rückgratslosen Charakter wohl ahnt; darum will er sich in dem organisierten Ganzen den eigenen Rücken stärken. Sulzesche Gemeinden haben in Japan große Aussicht auf Verwirklichung.

Gleichwohl ist es leicht erklärlich, daß besonders kleine Gemeinden und kleine Kirchen unter der brausenden Brandung der Zeit viel zu leiden haben. Junge, noch nicht festgewurzelte Gemeinden, besonders der kleinen Kirchen, wurden von der feindlichen Strömung der letzten Jahre buchstäblich weggespült. Hier erweist sich die Zersplitterung der Mission als höchst verderblich. Eine einzige japanische Nationalkirche würde, auch wenn sie numerisch nicht stärker wäre, etwas ganz anderes repräsentieren, als all die 30 und mehr Missionskirchen zusammen; sie würde den widrigen Strömungen einen energischen und erfolgreichen Widerstand entgegensetzen können; sie würde auch ihren Gliedern Schutz bieten gegen die Windstöße von außen, denen jene sonst in ihrem schwankenden, haltlosen Wesen zum Opfer fallen.

Von absichtlicher Schädigung einer Missionsgesellschaft durch die andere ist in Japan kaum die Rede. Selbst Kollisionen zwischen den katholischen und protestantischen Missionen, über die man auf andern Gebieten soviel zu klagen hat, kommen hier nicht vor. Man hält sich fern von einander und vermeidet Berührungen. Die Missionare gehen dabei vorsichtig zu Werk. Auch fängt man nicht über jede Kleinigkeit einen großen Streit an. Auch für die Heiden ist die große Zahl der Gesellschaften an sich kein schwerer Stein des Anstoßes. Der gewöhnliche Mann weiß nichts davon, und selbst für den Gebildeten ist doch eben alles Christentum. Er sieht viele Gesellschaften, aber alle arbeiten ihm doch für einen gemeinsamen Zweck. Diese Einwände gegen die Zersplitterung der Mission fallen also bis zu einem hohen Grade weg. Aber ein anderes ist nicht zu leugnen, nämlich, daß es die japanischen Christen selbst sind, welche vermöge ihrer eigentümlichen geistigen Veranlagung zur Unbeständigkeit und Neuerungssucht

die Vielheit der Missionen sich zum Fallstrick machen. Den Unzufriedenen und Eigennützigen, den Neugierigen und Unruhigen, den Halben und Unentschiedenen bieten sich hier treffliche Gelegenheiten. In der Regel nimmt man den Übertritt sehr leicht. Kein Vergleich mit einem konfessionellen Übertritt in unserm Land. Da ist keine allmähliche Entwicklung von einer Anschauung zur andern, sondern vielmehr ein impulsives plötzliches Hinüberspringen. Solche Überläufer sind aber äußerst selten zuverlässig und richten in der Zeit, wo sie in einer Gemeinde weilen, mehr Schaden als Nutzen an. Hier bedarf es der größten Vorsicht von seiten des Pastors. Ob diese stets in genügendem Maße vorhanden ist, muß bezweifelt werden. In einer Zeit, wo der Zuwachs zu einer Gemeinde so gering ist, wie in Japan seit Jahren, ist in der Regel jedes neue Glied willkommen. So kommt es zuweilen auf Proselytenmacherei hinaus, welche aus dem japanischen Christentum der Gegenwart sowohl mit Bezug auf diese Überläufer als auch mit Bezug auf Neubekehrungen nicht hinweggeleugnet werden kann, eine Proselytenmacherei, welche befördert wird durch den Wunsch der Heimatgemeinde, Zahlen zu sehen und durch das Bestreben, hinter andern Missionen nicht zurückzubleiben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die kleinen Missionen, welche ohnedies nur einen geringen ziffermäßigen Besitzstand aufzuweisen haben, von diesen Gefahren weit mehr heimgesucht werden, als die großen Kirchen, denen es auf ein paar mehr oder weniger Mitglieder nicht anzukommen braucht. Eine einzige Kirche statt der vielen würde all dem ein Ende bereiten. Die Versuchung zur Unbeständigkeit würde dann von selbst wegfallen, das ruhelose Wandern würde in dem Hafen dieser Kirche ein Ende finden.

Auf eine einzige nationale Kirche weist aber auch ein anderer Zug des japanischen Geisteslebens, der politisch-nationale Zug.

Die Politik ist für das japanische Leben von höchster Bedeutung. Sie spielt hier eine ähnlich centrale Rolle wie im alten Griechenland. Der weise Plato müßte an einem Volk wie die Japaner seine helle Freude haben. Hier scheint es in der That kaum angängig, das religiöse Moment für den Hauptfaktor des Geisteslebens zu halten, an seine Stelle tritt das nationale. Das Japanertum ist Grund und Krone aller Tugenden. Der einzige Zweck der Nationalreligion Schintoismus ist die Pflege des patriotischen Sinnes. Um des Vaterlandes willen muß Gut und Blut freudig geopfert werden. Japan ist kein reiches Land, aber die Mittel zum chinesischen Krieg wurden einstimmig bewilligt, und wenn es dem Parlament einfallen sollte, Gelder zur Verstärkung des Heeres und der Flotte zu versagen, würde das Volk einmütig dagegen aufstehen. Um des Vaterlands willen ist jedes Mittel erlaubt. Was das Vaterland groß macht, ist recht. Wäre der chinesische Krieg ganz und gar an den Haaren herbeigezogen gewesen, das Volk hätte ihn doch für einen gerechten erklärt. Wo das Vaterland ins Spiel kommt, hört jedes Gerechtigkeitsgefühl und jede Selbsterkenntnis auf. Spionage und Verrat, Gift und Dolch werden in seinem Dienste geheiligt. Machiavellis Grundsätze sind hier zur That geworden. Der Japaner ist geneigt nicht nur zu politischem Jingoismus, sondern zu politischem Fanatismus. Um der Politik willen verlassen Professoren ihr Katheder und christliche Prediger ihre Kanzel. Am Volksganzen zu arbeiten, das ist das höchste Ideal. Es ist darum durchaus nicht unbegreiflich, daß

vor einigen Jahren ein japanischer Universitätsprofessor vorschlug, eine Ethik auf dem Grund des Nationalbewußtseins zu schaffen, eine Ethik, welche zugleich die Stelle der Religion vertreten soll. Ersetzt doch faktisch in den heutigen japanischen Schulen die Pflege des Patriotismus den ethischen und den religiösen Unterricht. Das Japanertum allein hat absolute Berechtigung, alles andere existiert nur in seinem Dienst. Alles wird darauf angesehen, ob es geeignet ist, zum Wohl und zur Größe des Vaterlandes beizutragen. Die öffentliche Beurteilung, welche das Christentum erfährt, geschieht stets von diesem Gesichtspunkt aus. Die Gegner greifen es an, weil es sich nicht mit dem Patriotismus vertrage; die Freunde empfehlen es, weil es als Grundlage der neuen Kultur die einzige Gewähr für die Größe des Vaterlandes biete.

In dem ausgeprägten politisch-patriotischen Sinne des Japaners liegt für die christliche Mission Hemmendes und Förderndes. Davon sind wir ja zum Glück verschont geblieben, daß Japan um politischer Gründe willen von Staats wegen das Christentum annahm. Andrerseits aber läßt sich nicht leugnen, daß im einzelnen nicht wenige nur darum zum Christentum sich bekennen, weil sie hoffen, dasselbe werde ihr Vaterland zu Ehren bringen. Nationale Motive, allerdings edler Natur, spielen bei der Bekehrung weit mehr mit als das individuelle Sündenbewußtsein. Und doch soll das Sündenbewußtsein die erste Bedingung zur Seligkeit sein. An der Pforte zum Himmelreich steht Johannes der Täufer, und über dem Eingang stehen die von Jesus bestätigten Worte geschrieben: „Thut Buße!" Zur Buße aber ist der Japaner seiner ganzen Veranlagung nach wenig geneigt. Er besitzt eine frische freudige Schaffensnatur nach der Art der alten Griechen, bei dem Asketismus der Buße hält er sich nicht gern auf. Der Mangel an Sündenbewußtsein und ein Übermaß von patriotischen Empfindungen ist selbst bei epochemachenden Bekehrungen nachweisbar. Auch von dem Christentum Nishimas, den man den Apostel Japans nennt, läßt sich nicht leugnen, daß es einen stark politischen Beigeschmack hat. Er verstand es, die Schüler der Doshisha zu entflammen, und zwar hauptsächlich dadurch, daß er sie immer wieder darauf hinwies, was sie dem Vaterland schuldig seien. Das Christsein betonte er sehr viel in Verbindung mit dem Japanersein, und das Leuten gegenüber, welche infolge ihrer jungen Jahre sehr geneigt waren, seine Worte so aufzufassen, als sei das Christsein nur ein Mittel zu dem e i n e n Zweck des Japanerseins. Auch die Thatsache, welche seiner Zeit die ganze christliche Welt mit hohem Stolz erfüllte, daß der erste Präsident des japanischen Parlaments Christ war, und daß bis zum heutigen Tag durchschnittlich acht bis zehn Christen im japanischen Unterhaus sitzen, ist dem tiefer Schauenden ein Beweis dafür, daß das Christentum stark politisch durchsäuert ist. In Preußen verbietet man den Geistlichen die öffentliche Teilnahme an der inneren Politik. Wie würde ein zufällig an Japans Gestade verschlagener preußischer Konsistorialrat sich wundern, wenn er von so mancher Kanzel herab nicht bloß die Namen der radikalen, freisinnigen und konservativen Parteien hörte, sondern dazu noch ein buntes Durcheinander von „China, Amerika, Franz', Doits', Inglish, Russia u. s. w." Er würde nicht mit Unrecht vermuten, daß diese Predigten stark politisch seien. Man ist gewohnt, das Vorhandensein japanischer christlicher Staatsmänner dahin anszulegen, daß das Christentum eine Macht im Volks-

leben bilde. Es läßt sich aber mit nicht weniger Recht dagegen behaupten, daß in Japan das Christentum herabgewürdigt werde zu einer Magd, zu einem Appendix der Politik. Gewiß ist doch, daß die Bekehrung der alten Welt in anderer Weise vor sich gegangen ist, nämlich in völliger Indifferenz gegenüber der Politik, und daß auch die sonstigen modernen Missionen mit ihren Hauptfeldern in Indien, China und Afrika von diesem eigentümlichen Wesen wenig wissen. Gewiß ist aber auch, daß diese eigenartigen, durch den politisch nationalen Inhalt des japanischen Geisteslebens bedingten Verhältnisse ebenso große Gefahren in sich bergen, als sie segensreich bestimmt und benutzt werden können. Exempla docent. Schon einmal ist die unselige Verquickung mit der Politik dem japanischen Christentum verhängnisvoll geworden. Bei dem beispiellosen Erfolg der Jesuiten und Franziskaner vor 300 Jahren spielten politische Freiheitsgelüste gewisser Daimios bedenklich mit, und dieser politische Keim führte naturgemäß zur politischen Entscheidung über Sein und Nichtsein des Christentums.

Eine größere Unabhängigkeit des religiösen von dem politischen Moment muß mit Ernst angestrebt werden. Die Bekehrten sollen wissen, daß das Christentum nur mittelbar für das Volksganze, unmittelbar aber für die einzelnen bestimmt ist. Das individuell Erbauliche, worin zu allen Zeiten die eigentliche Kraft der Lehre Christi lag, muß auch in Japan in erster Linie betont werden. Wer in der Not des Leibes und der Seele Christus als Helfer persönlich erfahren hat, der ist festgewurzelt in Christo. Darum ist die persönliche Seelsorge über alle Maßen wichtig. Der Japaner ist es gewöhnt, alle Prüfungen von oben mit stoischer Ruhe zu tragen. »Shikata ga nai«, „es läßt sich nicht ändern", dieses immer wiederkehrende Wort ist bezeichnend für seine ruhige und doch so unendlich traurige Resignation. Dieses Gefühl ist so mit ihm verwachsen, daß auch der japanische Christ nicht leicht davon loskommt. Dieses Gefühl läßt von vornherein das Auge trocken, und das Herz macht es hart, und der Trost des Christentums bleibt diesem harten »shikata ga nai« gegenüber weit mehr unwirksam als da, wo man vor lauter Jammer und Weh erst nicht hören will auf Worte des Trostes. Hier muß die Seelsorge eintreten, muß das Christentum zu einer Sache der persönlichen Erfahrung machen. Und je individueller es auf diese Weise wird, desto mehr wird es von selbst von dem politisch nationalen, dem sozialen Charakter verlieren. Sobald der Schwerpunkt auf dem individuell Erbaulichen liegt, hört der verderbliche Einfluß des nationalen Inhalts japanischen Geisteslebens auf. Es ist ein indirekter Weg, aber er allein führt zum Ziel.

Daß von seiten der Mission alles vermieden werden muß, was den politischen Zug des Christentums fördert, versteht sich von selbst. Es ist aber gewiß nicht zufällig, daß die japanischen Christen den radikalen und radikalsten politischen Parteien angehören. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß ihre amerikanischen Lehrer daran nicht unbeteiligt seien, vielleicht ohne daß diese sich selbst dessen bewußt sind. Ein positiver Fehler in diesem Zusammenhange ist jedenfalls die amerikanische Art, Theologie zu docieren. Fast in allen theologischen Schulen Japans wird »Political economy, sociology und politics« unterrichtet. Man hat es der deutschen Mission nachgesagt, daß in der theologischen Schule zu Tokyo Dinge unterrichtet werden, die nicht hinein gehören. In Wirklichkeit ist die

deutsche theologische Schule die einzige theologisch konzentrierte. Die politischen Abschweifungen der andern aber sind für die jungen Studenten das reinste Gift. Politische Indifferenz, nicht bloß praktische, sondern auch theoretische, nach dem Vorbild des Apostels Paulus, ist in Japan wie auf jedem andern Gebiet für die Mission unbedingtes Erfordernis. Ein Eingehen auf das nationale Element ist ebenso gefährlich, als ein direktes Bekämpfen desselben. Ein antinationales Christentum hat am wenigsten Aussicht auf Erfolg; je mehr darum die wahre Natur der katholischen Kirche erkannt wird, um so weniger darf dieselbe hoffen, in Japan Wurzel zu fassen. Die einzig mögliche Kirche ist doch nur die, welche, wenn auch selbst neutral, auch dem Nationalen eine Stelle einräumt, und das ist einzig die evangelische.

So wichtig nun aber auch die in vorstehendem erwähnten Züge des japanischen Geisteslebens für die christliche Mission sein mögen, die wirklich entscheidende Frage ist die, in wie weit der Japaner religiös veranlagt ist. Unter den Fremden in Japan wird dieselbe viel diskutiert. Ihre Beantwortung geht aber selten von richtigen Voraussetzungen aus. Der europäische Gelehrte, Beamte und Kaufmann kommt meist nur mit den gebildeten Klassen in Berührung, welche von jeher konfuzianistisch und darum auch atheistisch zu denken gewohnt sind. Heutzutage huldigen sie dem modernen Positivismus, und die Europäer, welche nur sie kennen und das übrige Volk nach ihnen beurteilen, erklären die Japaner für unreligiös. Die Missionare dagegen, welche viel mit dem niederen Volk in Berührung kommen, wo der Buddhismus noch starken Boden hat, halten das Volk für durchaus religiös, und die Menge der Priester und Mönche, der Schreine und Tempel scheint ihre Meinung zu stützen. In Wirklichkeit aber läßt sich die Frage nicht aus solchen Zufälligkeiten lösen, sondern nur im Zusammenhang mit dem Geistesleben des Japaners.

Sicher ist, daß uns der Japaner an mechanischem Gedächtnis, an sinnlicher Receptionsfähigkeit, Schärfe der Auffassung und allen Vorzügen der Wahrnehmungsstufe mindestens gleichsteht, wenn nicht uns übertrifft. Was der Japaner in vier Jahrzehnten auf dem gesamten technischen Gebiet bis zur Technik des Unterrichts- und des Staatswesens geleistet hat, hätte ihm vielleicht kein Volk der Erde nachgemacht. Wenn er im Hinblick auf solche beispiellose Leistungen stolz geworden ist, so ist das nur begreiflich. Gleichwohl hat der Kritiker recht, wenn er meint, daß damit die Kultur noch nicht erschöpft sei. Die Kultur hat noch eine unsichtbare Seite, und diese hat der in der sinnlich-sichtbaren Welt heimische Japaner noch nicht erfaßt. Es ist nicht seine Sache, das Angeeignete auch geistig zu durchdringen. Schärfe ist seine Stärke, Tiefe ist seine Schwäche. Er hat Talent, großes Talent, aber wenig Genie. Denn er arbeitet mit gebotenem Material, er schafft aber wenig Neues. Quantitativ ist sein Geistesleben hervorragend, qualitativ steht es hinter dem unseren zurück. Es ist auffallend, wie wenig Interesse für metaphysische, ethische und religiöse Fragen er hat. Da ist wenig Neigung zum Idealismus. Er liebt das Wirkliche und Greifbare; weder die Gebilde Goethes noch die Spekulationen Hegels sind nach seinem Geschmack. Er kann es nicht verstehen, wie man sich über psychologische und dogmatische Fragen ereifern kann. Für die Geisteshöhen und -tiefen der Religion ist er weit unzugänglicher, als der Arier. Für die feineren

Unterschiede religiöser Anschauungen hat er weder theoretisches noch praktisches Verständnis. An der Universität zu Tokyo unterrichtet auch ein deutscher Professor der Philosophie, gleich seinem Vorgänger ein Idealist durch und durch; die Regierung drängt darauf, gerade die deutsche Philosophie in Japan heimisch zu machen; aber es will nicht recht gelingen. Viel lieber gehen sie in die Schule bei den praktischen Engländern. Die Namen Herbert Spencer und J. Stuart Mill sind jedem Gymnasiasten bekannt. Die Philosophie des Materialismus ist die in Japan gebräuchliche. Die ganze Weltanschauung ist materialistisch. Ich hielt einmal auf Wunsch einiger Mediziner, zur Hälfte Christen, eine Reihe von Vorträgen, um das Recht der idealistischen gegenüber der materialistischen Weltanschauung darzuthun. Als ich zu Ende war, wollte ich mich von dem Erfolg überzeugen. Und worin bestand er? Darin, daß einer der begabtesten mir sagte, daß er zwar als Christ gern an die idealistische Weltanschauung glaube, daß aber für sein Denken nach wie vor die materialistische die wirklich vernunftgemäße sei. Was der Japaner sieht, das ist; alles andere ist nicht. Schon die sprachlichen Begriffsbestimmungen des Christentums sind sehr schwer, da sich das Unsichtbare in der Sprache nur schwer ausdrücken läßt. Eine christliche Predigt zu halten, christliche Ideen so darzustellen, daß sie einigermaßen faßbar und verständlich werden, erfordert große Umschreibungen. Konkret, wie der Geist des Japaners, ist auch seine Sprache. Die beiden Geistesprodukte der Mongolen Ostasiens, Konfuzianismus und Schintoismus, zeichnen sich aus durch Mangel an Phantasie und Metaphysik.

Aber trotz dieser im japanischen Geistesleben begründeten positivistischen Weltanschauung muß dem Japaner zum hohen Lob ausgesprochen werden, daß der vulgäre und im schlechtesten Sinne des Worts gemeine Materialismus wenig zu finden ist. Mammonsdiener sind sie nicht, eher könnte man von Verachtung, als von Anbetung des Geldes und Besitzes reden. Ansehen, Ruhm, Macht, das sind ihre Ziele, und diese Ziele bringen naturgemäß wieder einen höheren Schwung in das japanische Leben. Was wir unter niedriger Gesinnung verstehen, liegt dem Japaner trotz der sinnlichen Natur seines Geisteslebens fern. Dadurch wird die Consequenz seiner sinnlich positivistischen Veranlagung bedeutend abgeschwächt.

Gleichwohl bleibt es erklärlich, daß unter solchen Umständen von einem bloßen Einfügen des Christentums in die andern Geistesmächte nicht die Rede sein kann. Auch von den Christen wird das Christentum meist so aufgefaßt, als sollte durch dasselbe diese oder jene Unvollkommenheit gut gemacht werden. Demgegenüber ist zu betonen, daß es sich nicht darum, sondern um eine vollständige Erneuerung handelt, wie es in dem Artikel über die neuere Entwicklung Japans 2c. von Munio Kubo (S. 18 dieses Jahrganges) richtig ausgedrückt ist. Eine solche Erneuerung geht nicht von heute auf morgen. Alle sanguinischen Hoffnungen auf die baldige Evangelisierung Japans rechnen nur mit mechanischen Faktoren, nicht aber mit dem Organismus japanischen Geisteslebens. Und wenn ja eine mächtige Strömung das Volk in den Hafen des Christentums über kurz oder lang einführen sollte, so steht zu befürchten, daß nicht das Christentum die Japaner erneuert, sondern daß die Japaner das Christentum mit ihrem Geist durchdringen und entchristlichen. In diesem Zusammenhang darf man sich nicht verhehlen, daß der

nicht aus klaren Vorstellungen, sondern aus zum Teil allerdings richtigen Instinkten geborene Begriff eines „japanischen Christentums“ große Gefahren in sich birgt. Es giebt auch einen „japanischen Buddhismus“, Kenner aber behaupten, daß derselbe mit dem echten Buddhismus gar nichts mehr zu thun hat. Der ursprüngliche Buddhismus ist eine tiefsinnige Philosophie und noch dazu eine mystische Philosophie, welche nur der sich aneignen kann, der sie innerlich durchdenkt und durchfühlt. Das ist aber nicht die Sache des sinnlich realistisch veranlagten Japaners. Das Nebelhafte und Verschwommene, Mystische und Abstrakte der ursprünglichen Lehre hat der Japaner zur greifbaren, faßlichen, grobsinnlichen, konkreten Wirklichkeit verdichtet; an die Stelle des ursprünglichen Atheismus traten Götzen aus Holz, Stein und Erz, der schwer faßbare Begriff des Nirwana wurde ersetzt durch Himmel und Hölle, und die Lebensweisheit des Pessimismus mußte einem dem Alltagsleben angepaßten, realen Optimismus weichen. So erhielt man japanischen Buddhismus, und wenn es in ähnlicher Weise zu einem japanischen Christentum kommen sollte, so würde das ein Unglück sein. Das würde aber geschehen, wenn das Christentum heute von der in ihrem Geistesleben noch keineswegs erneuerten Masse angenommen würde. Dann würde der japanische Geist Herr über den christlichen werden. Der einzig mögliche Weg ist nur der, daß das Christentum allmählich das Geistesleben einiger weniger umgestaltet; diese werden wieder ein Sauerteig für andere und in demselben Schritt, wie die Erneuerung japanischen Geisteslebens vor sich geht, schreitet auch die Evangelisierung voran. Sobald aber die Evangelisierung dieser geistigen Erneuerung vorausschreiten sollte und Namen und Charakter des Christentums solchen verleiht, welche noch ganz sinnlich positivistisch denken, fühlen und wollen, läuft der christliche Geist Gefahr, von solchen Elementen vergewaltigt zu werden. Ein langsames Fortschreiten ist demnach die Bürgschaft für einen sichern Bestand und für die innere Qualität des Christentums.

Die Stellen, wo eine entchristlichende Japanisierung des Christentums zu befürchten ist, sind naturgemäß da zu suchen, wo der japanische Geist, apriori im Gegensatz zu dem christlichen stehend, sich diesem gegenüber selbst zu behaupten sucht. Abgesehen von der Philosophie des Dogmas, welche den Japanern ewig unverständlich sein wird und bei ihrer auf das Praktische gerichteten Natur um so weniger Hoffnung auf Annahme hat, als ihnen ihre Annahme nicht als unumgänglich nötig erscheint, handelt es sich wesentlich um die mystische und metaphysische Seite des Christentums. Ihnen stehen in der realistisch sinnlichen japanischen Veranlagung die schwersten Hindernisse entgegen. Die Mystik des Abendmahls findet kaum je ein richtiges Verständnis oder auch nur eine entgegenkommende Aufnahme. Man denkt darüber allgemein rationalistisch. Die Mystik des Gebets fährt nicht besser. Überall tritt die religiöse Seite in den Hintergrund, die praktische voran; das Sittengesetz wird mehr betont als das Gebet. Man wird gut thun, darauf zu achten, daß das moralische Element das religiöse nicht ganz verdrängt. Die beiden metaphysischesten Begriffe „persönlicher Gott und persönliche Unsterblichkeit“ begegnen ungemein großen Schwierigkeiten. Es wurde mir versichert, und zwar von Christen, an deren Rechtgläubigkeit ich nie gezweifelt hätte, daß ihnen die Unsterblichkeit nicht bloß unnötig und überflüssig erscheine, weil sie auf ihr sittliches Handeln keinen

Einfluß ausübe, sondern auch unverständlich und unglaubwürdig. Charakteristisch waren mir diese Äußerungen auch darum, weil man dem religiösen Begriff des ewigen Lebens nur insofern Bedeutung zumißt, als er auf das sittliche Leben sich wirksam erweisen könnte. Der Gegensatz gegen den persönlichen Gott führt leicht zum Pantheismus, besonders bei den Halbgebildeten. In der Rikugo Zasschi stehen Artikel von angesehenen Professoren der Doshisha, in welchen der unverhüllteste Pantheismus gelehrt wird und die theistischen Missionare mit bitterem Spott übergossen werden.

An diesen Punkten gilt es einzusetzen, nicht um die japanischen Neigungen zu brechen, wohl aber um sie zu biegen. Denn darauf kann und soll man es nicht absehen, daß das Christentum in Japan jedes individuellen Beigeschmackes los und ledig wird. Hat aber die alte griechische Kirche wesentlich die Seite des Denkens am Christentum betont, was zur Ausbildung der Metaphysik des Dogmas führte, und hat die germanische Kirche das Christentum wesentlich zu einer Sache des Gefühls gemacht, wobei die Mystik zu einer hervorragenden Geltung gelangte, so werden die praktischen Mongolen Ostasiens den Hauptnachdruck auf die Seite des Wollens legen und dem Christentum der That zum Siege zu verhelfen suchen. Vielleicht, daß sie berufen sind, die seitherigen Erscheinungsweisen des Christentums in dieser Hinsicht zu ergänzen. Und wenn sich dann auch die vielfach gehegte Hoffnung nicht erfüllen wird, daß von Japans jungfräulichem Boden eine Neugeburt des Christentums ausgehen werde, so soll es uns genug sein, wenn die gelbe Rasse durch ihre besonderen Gaben dazu hilft, die Harmonie des Christentums, welche von keinem Volk und keiner Rasse ganz erschöpft werden kann, vollständig zu machen. Wenn es dann auch besondere Gaben sind —, sind sie wirklich einmal Jünger Christi, so wird es trotz alle dem heißen dürfen: Ein Geist!

Die Religion der Chinesen.

Von J. Genähr, Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft in China.

Die Frage, welcher Religion der Chinese angehört, ist leichter gestellt als beantwortet, da in China, außer dem viel später erst eingedrungenen Islam, drei total verschiedene Religionen, oder richtiger Systeme, in der Weise friedlich neben einander bestehen, daß die meisten eben zu allen dreien zugleich sich bekennen. Diese drei Religionssysteme, Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus sind so ineinandergemengt, daß es außerordentlich schwer ist, zu bestimmen, wo die eine beginnt und wo die andere aufhört, oder wie viel von einem Individuum zu dem einen oder dem andern gehört. Religion ist eben für den Chinesen nicht wie für uns eine Sache des ganzen Menschen. Der Begriff der Religion als einer den ganzen Menschen beanspruchenden Wahrheitsmacht ist für ihn ein fremder. Darum ist es unmöglich auch nur annähernd anzugeben, wie viele Konfuzianer, Taoisten oder

Buddhisten in China leben[1]). Die Chinesen werden, wie einer es treffend ausgedrückt hat, als Konfuzianer geboren, leben als Taoisten und sterben als Buddhisten, sind also im vollsten Sinne des Wortes Eklektiker. Sie verehren alle den Konfuzius und beten zu ihren Vorfahren; sie nehmen alle ihre Zuflucht zu den magischen Künsten und abergläubischen Firlefanzereien der Taoisten, um sich gegen die Angriffe der bösen Geister sicher zu stellen; und nehmen endlich alle teil an dem „Fest für die hungrigen Geister", und gebrauchen das buddhistische Begräbnisceremoniell. Sie feiern ihre Hochzeiten nach konfuzianischem Ritus, beim Häuserbau und bei beängstigenden Krankheitsfällen fragen sie den Priester der Tao-Lehre um Rat, und im Tode befehlen sie ihre Seelen dem Priester des Buddha, der für sie Seelenmessen liest. Der Höfliche sagt dort zu dem Andersgläubigen, der Aufgeklärte, der nichts mehr glaubt zu jedem, der es hören will: „Säm kän yat kän", d. h. „die drei Lehren kommen auf eines hinaus". Und um diese Einheit der Lehre auch äußerlich zur Darstellung zu bringen, hat man in China da und dort „Säm kän t'ong", d. h. „Tempel der 3 Lehren" errichtet, in welchen Lao-tse, der Stifter der Tao-Lehre, und Buddha auf der rechten Seite thronen, während Konfuzius auf der linken Seite seinen Platz gefunden hat. Dieses Arrangement soll aber einigen der eifrigeren Schüler das Konfuzius so anstößig gewesen sein, daß sie in einer Eingabe den Kaiser baten, die „Säm kän t'ong" zu zerstören, da ihr Meister „seinesgleichen nicht habe außer dem Himmel".

In der That läßt sich auch nicht leicht ein größerer Antagonismus denken als eben diese drei Systeme, von denen das eine den Moralismus (Konfuzianismus), das andere den Mystizismus (Taoismus) und das dritte den Pessimismus (Buddhismus) repräsentiert. Und es hat Zeiten gegeben, wo sich die Anhänger der „drei Lehren" in China bitter befehdeten. Von dem religiösen Haß, der in früheren Jahrhunderten die Taoisten gegen die Buddhisten und umgekehrt, und die Konfuzianer wieder gegen die Anhänger der beiden andern Religionen beseelte, ist aber wenig übrig geblieben. Die antagonistischen Elemente haben sich im Laufe der Zeit gegenseitig neutralisiert und zu ergänzen gesucht, und die „drei Lehren" sind längst bei dem Zustand eines stabilen Gleichgewichts angelangt, oder vielmehr sie haben sich zu einem festen Konglomerat verdichtet, so daß über die religiöse Zugehörigkeit des einzelnen nur in den seltensten Fällen etwas Bestimmtes ausgesagt werden kann.

---

[1]) Es ist von Dr. Warneck wiederholt nachgewiesen worden (z. B. in s. Evang. Miss. Lehre I. 87 Anm. 1, und zuletzt noch in Allg. Miss. Zeitschr. 1894, S. 564), daß es ein ungeheurer Irrtum ist, daß die Zahl der Buddhisten 400 Millionen und noch darüber betrage. Dieser Irrtum komme daher, daß man alle Chinesen und Japaner unbesehens als Buddhisten registriere. Es ist aber bei der in beiden Ländern herrschenden Religionsmischung ganz unmöglich, die Anhänger der verschiedenen Richtungen reinlich zu scheiden. „Wie groß die statistische Konfusion bezüglich der Buddhisten ist, geht aus folgenden Zahlenangaben hervor: F. Arnold berechnet sie auf 470, Newman auf 367, Hassel auf 315, Johnstone auf 245 Millionen. Slonier Williams hält 100 Millionen für eine hohe Schätzung. Reine Buddhisten in Siam, Barma, Tibet, Ceylon, Mongolei und Mantschurei giebt es kaum mehr als 40 Millionen, in dem eigentlichen China und Japan 50—60 Millionen". Nach Berghaus' physikal. Atlas umfaßt der Buddhismus 71, 2% sämtlicher Bewohner der Erde; Berghaus begeht aber den landläufigen Irrtum, die Anhänger des Konfuzius und des Laot-tse einfach den Buddhisten zuzuzählen (vgl. Tile, Kompend. d. Rel. Gesch. S. 159)!

Um nun die gegenseitigen Beziehungen dieser drei Lehren zu verstehen, mit andern Worten, um den religiösen Zustand des heutigen Chinas würdigen zu können, müssen wir unsere Aufmerksamkeit für einige Augenblicke auf die Entstehung und den Verlauf eines jeden dieser drei Systeme richten. Wir beginnen mit dem

Konfuzianismus,

der hervorgegangen ist aus der alten Staatsreligion der Chinesen, die „ein höchstes Wesen, Schangti, aber unter ihm unzählige Naturkräfte, Heroen u. s. w. anerkennt und mit der der Ahnendienst in engem Zusammenhang steht". Diese Religion bestand lange vor den Zeiten eines Konfuzius (551 v. Chr.), und hat, wenngleich sie mit viel Aberglauben behaftet erscheint, doch nicht wenige taoistische Anklänge. Konfuzius und seine Schüler, sowie seine späteren Nachfolger, die sich nicht weiter erheben konnten als zu dem unbestimmten Begriff „Himmel" und dessen Wolken nach eisernen Gesetzen, „des Himmels Bestimmung" (Vorsehung), und die sich den Schangti der Klassiker nur als göttliche Macht im Sinne des Deismus oder als unpersönliche Weltseele denken konnten, haben die alte Reichsreligion gerade von diesen theistischen Anklängen, die wie Lichtstrahlen der natürlichen Gottesoffenbarung (vgl. Röm. 1, 19 u. 2, 14, 15), des *λόγος σπερματικός*, überall auch im chinesischen Heidentum hindurchschimmern, soviel als möglich reinigen zu müssen geglaubt, und sie dadurch ihres religiösen Gehaltes entkleidet, so daß man nicht mit Unrecht gemeint hat, es als einen Irrtum bezeichnen zu müssen, wenn bei der Erwähnung der in China herrschenden Religionen neben dem Buddhismus und Taoismus auch der Konfuzianismus genannt wird. Denn drei Hauptfragen sind es ja, die nach Nägelsbach der Mensch an jede Religion stellt: „Ist Gott und was ist er? Wie wird der Mensch seiner Sünden quitt? Was wird mit ihm nach dem Tode?" Da nun der Konfuzianismus die Antwort auf diese Fragen schuldig bleibt, überhaupt „sorgfältig alles vermeidet, was mit einem Dogma Ähnlichkeit haben, oder sich auf den Zustand nach dem Tode beziehen könnte", so ist ihm allerdings der Charakter einer Religion, wenigstens der, wo er rein auftritt, abzusprechen. Da das aber selten der Fall ist, seine Morallehre vielmehr mit Ahnen-, Heroen- und Naturkultus stark vermischt ist, so dürfte es doch wohl kaum genügen, diese Geistesrichtung als „utilitarischen Moralismus" [1]) zu bezeichnen. Sie ist vielmehr, wie Tiele in seinem Kompendium der Religionsgeschichte kurz und treffend es ausdrückt, „ethischer Naturalismus", der sich auf die alte Reichsreligion der Chinesen gründet, wobei aber, wie schon bemerkt, manche Lehren des Altertums von Konfuzius und seinen Schülern wesentlich verpflanzt worden sind, wie z. B. die Lehre von Gott im „Himmel" u. s. w. Konfuzius spricht wohl viel von dem „Himmel", aber nicht als von einem persönlichen Wesen, sondern als von einer göttlichen Macht im deistischen Sinne, die in Beziehung auf den Menschen transcendent ist, ihm kalt und herzlos gegenübersteht. Darum ist es auch nicht zu verwundern, daß Konfuzius nichts oder nur wenig vom Gebet hielt. Zu einer bloßen moralischen Ordnung, einer Idee betet

[1]) Vgl. Allg. Miss.-Zeitschr. 1883 S. 163.



man eben nicht. Er hat sich wesentlich darauf beschränkt, eine gewissenhafte Verehrung und Handhabung der alten Gebräuche zu empfehlen, weil er in ihrer Befolgung das alleinige Heilmittel für seine in Sünden und Gräuel aller Art versunkenen Zeitgenossen erblickte.

Trotz so vielem Ausgezeichneten der Lehre des Konfuzius, besonders in Bezug auf das Verhalten der Menschen zu einander, kann man ihm doch den Vorwurf nicht ersparen, daß seine Lehre nicht wenig dazu beigetragen hat, das bißchen Wissen von Gott, das die Chinesen hatten, eher zu verdunkeln als zu erhellen, und so ihnen die Lust zu benehmen, „den Herrn zu suchen, ob sie ihn wohl spüren und finden möchten". Von einem persönlichen Verhältnis des Menschen zu Gott, von Liebe und Dankbarkeit gegen ihn, ist in dem System des Konfuzius keine Rede. Der berühmte Sprachgelehrte in Oxford, Dr. James Legge, der sich durch die Übersetzung der chinesischen Klassiker ein bleibendes Verdienst erworben hat, sagt mit Hinsicht auf das eben Getadelte: „Ich habe nun die Klassiker der Chinesen schon mehr als 40 Jahre zu einem Gegenstand meines Studiums gemacht, bin aber noch nie der Forderung begegnet, daß man Gott lieben müsse, finde auch in den alten Klassikern der Chinesen keine Spur davon, daß irgend einer der von Konfuzius verehrten Tugendhelden in einem solchen Verhältnis der Liebe zu Gott gestanden hätte".

Daß man Gott lieben darf und muß, ist darum den Chinesen ein völlig fremder Gedanke geblieben, wie auch den alten Griechen, mit Ausnahme vielleicht eines einzigen, des Aristoteles, dessen Gotteserkenntnis unter den griechischen Philosophen wohl die hellste war, und der die Lehre aufstellte, Gott müsse um seiner Vollkommenheit willen von den Menschen geliebt werden. Freilich fügt er hinzu, daß Gott seinerseits die Menschen liebe, dürfe man nicht sagen, denn es wäre seiner Vollkommenheit nicht würdig, sein Denken auf etwas anderes zu richten, als auf sich selbst. Konfuzius, der durchaus kein spekulativer Denker war, sich überhaupt nur ungern mit übernatürlichen Dingen beschäftigte, hat sich weder über das eine (unsere Liebe zu Gott), noch über das andere (Gottes Liebe zu uns) Reflexionen hingegeben. Die behutsame und kritische Art, mit der er sich über religiöse Dinge äußert, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, daß die Gelehrtenklasse in China im großen und ganzen dem religiösen Indifferentismus anheimgefallen ist, die Masse des Volkes aber, das von dem zwar humanen, aber prosaischen Konfuzianismus sich unbefriedigt fühlte, mehr und mehr dem Taoismus und später auch dem Buddhismus sich in die Arme warf. Bei dem dürftigen Charakter der von Konfuzius bestätigten und „gereinigten" Reichsreligion, die weder der Phantasie noch dem Erkenntnisvermögen des Menschen Stoff darbot, die das Herz öde und unbefriedigt ließ, konnten die politischen Machthaber in China ebensowenig das Aufkommen der einheimischen Tao-Lehre, als auch später, trotz aller Absperrung, das Eindringen fremder Lehre aus dem Auslande, der Lehre des Buddha, in China verhindern. Sie bürgerten sich hier trotz des Widerstandes, den die Anhänger des Konfuzius der von ihnen als häretisch gebrandmarkten neuen Religionen entgegensetzten, allmählich ein und haben mehr als einmal die konfuzianische Staatsreligion zu überwuchern gedroht.

Der Taoismus

oder die Lehre vom Tao, die in ihrem Kern wahrscheinlich uralt ist, ist auf den Philosophen Lao-tse, dessen Leben in die Jahre 604 — etwa 517 v. Chr. fällt, zurückzuführen. Ein Zeitgenosse des Thales und Pythagoras, war Lao-tse ein tiefer und genialer Denker, dessen Anschauungen vom Übersinnlichen zu dem Bedeutendsten gehören, was das Altertum hervorgebracht hat (Strauß, Allg. Miss. Zeitschr. I, 332). Man hat seine Lehre als einen unklaren und schwächlichen Ausläufer des indischen Bewußtseins, die ihrem Wesen wie ihrer Wirksamkeit nach einer weltgeschichtlichen Bedeutung entbehre, bezeichnet, ja geradezu ausgesprochen, der Taoismus in China sei weiter nichts, als der indische Buddhismus in chinesischem Gewande (Ad. Wuttke, Gesch. d. Heidenth. Bd. II, S. 76 ff. u. Eitel in s. Schr. über den Buddh. S. 28). Sehr mit Unrecht, denn die Tao-Lehre ist ganz Lao-tses Eigentum und echt chinesisch. Mag sein System, besonders in seinen Ausläufern, auch Berührungspunkte mit dem Buddhismus haben, was bei der Wechselwirkung der drei Lehren um so leichter zu erklären ist, so kann doch von einem teilweisen Zusammenfallen beider Systeme oder von einem Fortbilden der buddhistischen Moral durch Lao-tse keine Rede sein. Außer V. v. Strauß ist auch der Leidener Professor Dr. Tiele dieser Verkennung des Taoismus entgegengetreten in seinem Lehrbuch der Rel.-Gesch. mit den Worten: „Das im Tao-Te-King (so heißt das dem Lao-tse zugeschriebene hl. Buch der Taoisten) entwickelte, oft dunkle System ist rein chinesisch und wird mit Unrecht aus dem Einfluß der indischen Philosophie hergeleitet, mit der es mehr in der Form als im Geist übereinstimmt. Von der buddhistischen Lehre ist es sehr wesentlich verschieden. Es kennzeichnet sich durch eine krankhafte Askese (Mystizismus), tritt der Kultur und dem Fortschritt feindlich entgegen, zeichnet sich aber durch eine reine und zuweilen sehr erhabene Sittenlehre aus“ (S. 43).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der jüngere Zeitgenosse des Lao-tse, Konfuzius, sich gerade um der ihm imponierenden Sittenlehre von Lao-tse angezogen fühlte und, wie uns aus zuverlässiger Quelle berichtet wird, Belehrung bei ihm suchte. Die cynische Weise, mit welcher der damals 51jährige, für das graue Altertum schwärmende Konfuzius von dem alten Einsiedler abgefertigt wurde, scheint ihn aber nicht zu weiteren Besuchen ermuntert zu haben. Konfuzius, der sich trotz vieler Enttäuschungen damals noch immer mit Reformgedanken trug und sich der Hoffnung hingab, das im Argen liegende Reich nach den alten Mustern, die ihm als Ideale vorschwebten, umgestalten zu können, mußte aus dem Munde des alten Philosophen die bittern Worte hören: „Herr, die Leute, von denen Sie reden, sind samt ihren Gebeinen längst vermodert, nur ihre Worte sind uns geblieben. Findet ein Edler seine (d. h. eine ihm angemessene) Zeit, so steigt er (zu Ämtern und Ehren) empor; findet er sie nicht, so wandert er umhergetrieben wie eine Pungpflanze (die leicht vom Winde davon geweht wird). Ich habe gehört, ein guter Kaufmann verberge tief (seine Schätze), als wäre es (bei ihm leer), ein Edler von vollendeter Tugend stelle sich nie unwissend. Entsagen Sie Ihrem stolzen Sinne, (Ihren) vielen Wünschen, (Ihrem) äußeren Schein und hochfliegenden Plänen; das alles hat keinen Nutzen für Ihre Person. Ich sage Ihnen solches, und das ist alles“.

Enttäuscht von seiner Unterredung mit Lao-tse zog sich Konfuzius zurück und sagte zu seinen Schülern: „Ich weiß, daß die Vögel fliegen, die Fische schwimmen und das Wild laufen kann. Für die Laufenden kann man Fanggarne, für die Schwimmenden Netze, und für die Fliegenden Pfeile machen. Was aber den Drachen betrifft, so weiß ich in der That nicht, wie er auf Wind und Wolken reitend himmelan steigt. Heute sah ich Lao-tse und kann ihn nur mit dem Drachen vergleichen". Aus den Schlußworten ist ersichtlich, wie Konfuzius zu dem älteren Zeitgenossen, von dem ihn freilich viele Meinungsverschiedenheiten trennten, hinaufsah. Er soll aber nach diesem letzten Bescheid keinen Versuch mehr gemacht haben, sich ihm zu nähern, so daß kaum anzunehmen ist, daß die allerdings auffallende Ähnlichkeit in Bezug auf manche Lehren der beiden Philosophen auf eine Abhängigkeit des Konfuzius von Lao-tse zurückzuführen sei. Zur Charakteristik der Lehre des Lao-tse diene ein kurzes Citat aus dem Kompendium von Tiele: „Lao-tse macht im Tao-te-king (einem, wie schon bemerkt, ihm zugeschriebenen Buch, welches aus einer ersten und zweiten Abteilung besteht und die Begriffe des Tao [Logos?] und der Tugend bespricht und fünftausend und einige Worte enthält), einen Unterschied zwischen dem namenlosen, höchsten Tao, dem tiefsten Urgrund, und dem nennbaren, der Mutter des Alls. Diesem und der von demselben ausgehenden Kraft oder Tugend (te=virtus) gebührt nach ihm die höchste Verehrung. Der Weise findet darin sein Ideal. Sich ganz in sich selbst zu verschließen und sich los zu machen von dem Sinnlichen, um so, ohne Worte und Thaten, eine segensreiche Macht auszuüben, das muß sein Bestreben sein. Das ist die beste Lebensweisheit und die beste Politik" (S. 43). Aus dieser Tao-Lehre des Lao-tse wächst nun seine ganze Ethik heraus. Sie basiert auf dem Grundsatz, der Mensch müsse sich, d. h. das Tao bestimmen lassen. Tao ist ihm das Wesen, wie es dem Menschen gesetzt wurde mit dem Leben. Aufgabe des Menschen ist (so läßt sich vielleicht der Grundgedanke seiner Ethik am kürzesten ausdrücken), seine ihm gesetzte Wesensnatur (Tao) zur Entfaltung zu bringen. Dazu hat er weiter nichts zu thun, als die in ihm wohnende Kraft (Te) wirken zu lassen. Auf dem Wege des reflektierenden Handelns sich und andere veredeln zu wollen, was Konfuzius anstrebte, ist nutzlose Thorheit. In seiner Warnung vor der Geschäftigkeit, vor dem Etwasmachen-wollen, in seiner Mahnung zum „Nichtthun" berührt sich Lao-tse sowohl mit dem Quietismus eines Molinos als auch mit dem Prinzip der Entsagung, der Weltflucht des Buddhismus, was wohl Wuttke zu dem scharfen Urteil Veranlassung gegeben hat: „Lao-tses Lehre gehört schlechterdings nicht in die chinesische Gedankenwelt, ist ein indisches Schmarotzergewächs auf dem chinesischen Stamme" (Bd. VI, S. 79). Die Berührungspunkte sind aber nur zufällige. Bei näherem Eingehen auf die beiden Systeme, das wir uns aber versagen müssen, würde sich ihre Grundverschiedenheit im Ausgangs- und Zielpunkte, sowie in der Beschreibung der sittlichen Gesinnung und des sittlichen Handelns klar herausstellen.

Eine seltsame Erscheinung, dieser Lao-tse in seinem Jahrhundert, das für die Geschichte der Menschheit eines der interessantesten ist. „Ein Prophet aus den Heiden" hat ihn V. v. Strauß genannt (Allg. Miss.-Zeitschr. 1874 S. 329 ff.). Und er hat das Schicksal der Propheten geteilt. Schon bei Lebzeiten muß er klagen, daß das Geschlecht

seiner Tage ihn nicht versteht. Der spätere Taoismus, der den tieferen Gedankengängen des Meisters nicht mehr folgen konnte, entledigte sich bald all der metaphysischen Betrachtungen des alten Philosophen und stellte aus den Überbleibseln seiner Lehre ein System der verworrensten Mystik und des vernunftlosesten Aberglaubens zusammen. Die Folge war, daß auch die erhabene Sittenlehre des Lao-tse in der Folgezeit eine erhebliche Einbuße erlitt, war doch das höchste Streben seiner Anhänger nur darauf gerichtet, „durch Selbstkasteiung, Gebet und Wachen, aber auch durch gewisse Zaubermittel langes Leben und Unsterblichkeit zu erlangen". Leichtgläubige Kaiser haben Unsummen von Geld daran gewendet, die phantastischen Pläne taoistischer Adepten zu befriedigen, ihnen Genien-Tempel und -Paläste zu errichten. Wieder andere wußten nichts Höheres, als unter Anleitung dieser Wunderkünstler den Stein der Philosophen zu suchen und den Trank der Unsterblichkeit zu brauen. Nach dem Eindringen des Buddhismus in China konnte es nicht ausbleiben, daß die Tao-Lehre mehr und mehr mit buddhistischen Anschauungen vermischt wurde. Selbst die Lehre von Himmel und Hölle hat Eingang gefunden in taoistische Schriftwerke, obgleich sie der Tao-Lehre des Lao-tse, die wie die Lehre des Konfuzius alle Vorstellungen von der Glückseligkeit auf dieses Erdenleben beschränkt, schnurstracks zuwiderläuft.

Heutzutage verdient der Taoismus in China kaum noch den Namen einer Religionslehre. Die Priester dieser Sekte haben sich ganz den Lehren der Astrologie, Geomantie, Wahrsagerei, des Exorzismus, der Alchymie ergeben und mit Hilfe des in den Drachen- oder Tigerbergen, in der Provinz Kiang Si jeweilig residierenden Prälaten oder Papstes ihres Glaubens eine Menge von Lokalgöttern geschaffen, mit Yuh Wang Laang Ti an der Spitze. Der gegenwärtige Papst soll ein ganz unbedeutender Mann sein, dem jede Bildung fehlt und dessen moralischer Sinn ebenfalls sehr unentwickelt sein soll. Der geistige und sittliche Zustand dieses Mannes ist ein getreues Abbild des modernen Taoismus in China. Jede Spur von Philosophie und Wahrheit ist ihm abhanden gekommen, und an Stelle der kühnen metaphysischen Spekulationen, denen Lao-tse sich hingegeben hatte, treiben die heutigen Priester der Tao-Lehre die lächerlichsten Dinge, bloß um ihr tägliches Brot zu verdienen. Der Gebildete in China sieht darum auch mit souveräner Verachtung auf ihr Thun und Treiben herunter, was ihn freilich nicht hindert, im täglichen Leben ebensogut mit ihnen und den Priestern des Buddha zu paktieren, „wie sein nicht an den Brüsten der konfuzianischen Philosophie groß gezogener Nachbar, der Mann aus dem Volke".

In Europa würde der geschickteste Physiker, Chemiker oder Schwarzkünstler vor der Aufgabe, die Geister in der andern Welt mit Wohnung, Kleidung, Zehrgeld, Essen, Trinken, Dienern und Pferden zu versehen, zurückschrecken[1]). Nicht so der von den Priestern des Tao beratene Chinese.

[1]) Es giebt in großen Städten Läden, in denen man Bestellungen übernimmt für die Bewohner der anderen Welt. Da steht man Häuser, Kleider, Möbel, Wagen, Pferde, Tragsessel und Träger sorgfältig aus Papier angefertigt und bereit, sich jeden Augenblick abschicken zu lassen. Zu jeder Tageszeit kann man Vornehmen und Geringen auf dem Wege nach den Gräbern begegnen, wo diese Gegenstände verbrannt werden und verwandelt bei den Angehörigen in der andern Welt ankommen.

Traut er ihnen doch zu, daß sie unumschränkte Macht haben, auch über die bösen Geister, sie durchzuprügeln, zu enthaupten oder mit Enthauptung und Gefangennehmung zu bedrohen. Es ist nichts Ungewöhnliches in China zu sehen, wie diese Priester papierne Schiffe voll Dämonen packen, sie unsichtbaren Soldaten übergeben, um sie in die Verbannung zu eskortieren; oder wie sie mit einem rostigen Schwerte wütend durch die Luft streichen, um Häuser, Schiffe oder Wege von bösen Geistern, welche daselbst ihr Wesen treiben, zu reinigen; oder wie sie bei Nacht, in phantastische Kostüme gehüllt, wie Rasende herumtanzen, ihre Beschwörungsformeln herunterleiern, um Unglück abzuwenden oder Krankheiten zu heilen. Ja, bei der großen Herbst-Seelenmesse, Taotsiu genannt, bei welcher außer den Tao-Priestern auch Buddha-Priester amtieren, findet am Abend des dritten Tages beim Schlußakt des Festes die feierliche Verbrennung des Teufels selber statt. Unter den vielen Repräsentanten guter und böser Geister, die man da in einem aus Bambus und Palmblättern errichteten Gebäude sehen kann, erregt eine in einer besondern Nische aufgestellte Figur von 12—16 Fuß Höhe vor allem die Aufmerksamkeit. Die grimmige Gestalt, aus Bambus und Papier bestehend, ist der König der Teufel. Nach Mitternacht wird er von den Priestern hinaus und auf die Straße getragen. Vor ihm brennen Hunderte von Lichtern, neben ihm liegen Haufen von Opfergegenständen, auch Reis und Branntwein zur Erquickung der hungernden Geister. Nachdem ein Priester den König der Teufel angeredet und ihm befohlen hat, alle Gegenstände sorgfältig und unparteiisch an die dürftigen Geister zu verteilen, damit das Volk nicht länger durch ihr Klagen und Stöhnen beunruhigt werde, läßt er ihn samt den Opfergegenständen verbrennen. Während die Priester, Menschen und Tiere, welche man in die andere Welt gesandt hat, bis auf die letzten (Bambus-) Knochen sorgfältig dem Feuer überliefert werden, ist der eben spedierte Teufel beschäftigt, den versammelten Geistern die Gaben auszuteilen, welche ihnen die barmherzige Liebe der Gläubigen bereitet hat! So sehr ist der Taoismus in China zum Götzendienst und krassesten Aberglauben ausgeartet! Ja, die moralische Verkommenheit der Tao-Priester ist so groß, daß sie dem Volk bei der Ausübung der religiösen Gebräuche nicht einmal Achtung vor den Götzen beizubringen suchen. Folgende Geschichte möge als Illustration dienen: Beim Betreten einer chinesischen Stadt oder eines Dorfes fällt einem gleich ein zur Linken befindliches Tempelchen auf, in welchem sich ein Götze in Gestalt eines kleinen, weißbärtigen Mannes befindet. Das ist T'o ti Wong, in welchem man die Lokalgottheit verehrt. Eines Tages ging ein Bauer zum Viehmarkt, seine Kuh samt dem Kälbchen nach sich führend. Bei der Lokalgottheit angelangt, verrichtete er ein kurzes Gebet des Inhaltes: „T'o ti Wong, wenn Du mir heute zu einem guten Geschäft verhilfst, sollst Du zum Dank dafür das Kälbchen haben". Am Abend kehrte er zurück, ohne seine Kuh verkauft zu haben. Als er wieder an dem Götzen vorüberging, gedachte er seines Gelübdes und sagte: „Nun, T'o ti Wong, Du hast mich heute im Stich gelassen und mir zu keinem guten Geschäft verholfen. Ich will aber nicht so niederträchtig sein wie Du, Du sollst trotzdem mein Kälbchen haben". Mit diesen Worten band er den Strick des Kalbes um den Hals des Götzen und führte die Kuh weg. Es dauerte aber nicht lange, da hatte das Kalb den Götzen von seinem Sitz heruntergerissen und war seiner Mutter nachgerannt. Der

Mann wandte sich um und sagte: „Nun, T'o ti Wong, Du scheinst mein Kälbchen nicht zu wollen? Wenn Du's nicht willst, so will ich's wieder an mich nehmen." Den Götzen wieder von seiner Schlinge befreiend, fügte er noch die Worte hinzu: „So, T'o ti Wong, Du kannst nun wieder an Deinen Platz zurückkehren, ich will nach Hause gehen". So verspotten heidnische Chinesen ihre Götzen, denn es fällt den Priestern nicht ein, ihnen Respekt gegen die Götzen einzuflößen.

Ich fragte einmal einen Tao-Priester: „Warum treibst Du eigentlich diesen Hokuspokus und betest zu Götzen? Was hat denn das alles mit dem System des Lao-tse zu schaffen?" „Ich weiß wohl", gab er mir zur Antwort, „daß das alles Neuerungen sind, die schlecht zu der Lehre des Lao-tse, so wie sie uns überliefert ist, stimmen. Ja, ich halte unser Thun und Treiben selber für Humbug. Nichtsdestoweniger bleibe ich dabei, weil doch niemand der Wahrheit auf den Grund kommen kann. Das Volk sieht und hört den Spektakel und hat doch vielleicht $^{2}/_{10}$ Nutzen davon; andere sehen hinter den Götzen einen Geist, den sie verehren, und es fällt für sie vielleicht $^{5}/_{10}$ Nutzen ab. Wir Priester wissen etwas von dem Tao selber und schlagen $^{8}/_{10}$ Gutes dabei heraus; es ist aber niemand, der den ganzen Nutzen erschöpfen könnte". Anstatt nun die Wahrheit zu lehren, so weit er sie erkannte, gab er also zu, daß er im Grunde ein Betrüger sei und dem leichtgläubigen Volke Dinge vorspiegele, an die er selbst nicht mehr glaubte.

Wenn möglich schlimmer als der Taoismus ist der chinesische

Buddhismus,

der ums Jahr 65 n. Chr. seinen Weg von Indien nach China gefunden haben soll. Vor diesem Zeitpunkt wußte man in China wenig oder nichts von Buddha und seiner Lehre. Um das Jahr 65 soll aber der Kaiser Meng von der Hou-Dynastie einen merkwürdigen Traum gehabt haben, der die Einführung des Buddhismus in China zur Folge hatte. Im Traume sah er, wie er seinen Ratgebern erzählte, einen goldenen Mann, der in seiner Hand einen Bogen und zwei Pfeile hielt. Seine Räte erkannten in diesen Gegenständen die Elemente des Foh (Name des Buddha), wie er in der chinesischen Sprache geschrieben wird. Zugleich erinnerten sie sich eines Ausspruchs, den man dem Konfuzius zuschreibt, „daß der Heilige im Westen sei". So deuteten sie den Traum als einen Fingerzeig, daß die Lehre Buddhas aus Indien in China eingeführt werden sollte. Auf kaiserlichen Befehl ging eine Gesandtschaft nach Indien und brachte Buddha-Priester, Reliquien und Schriften nach China. Wenn sie, anstatt in Indien Halt zu machen, bis nach Palästina vorgedrungen wäre, so hätte sie vielleicht den Apostel Paulus veranlassen können, mit ihr nach China zurückzugehen! Wer kann sagen, welchen Verlauf die Kirchen- und Weltgeschichte dann genommen hätte?!

Für China war die Einführung des Buddhismus verhängnisvoll. Klöster und Tempel bedeckten bald das Land. Von der kaiserlichen Gunst getragen, erlangte der Buddhismus allmählich weite Verbreitung im Reich und darüber hinaus. Denn wenn auch die buddhistische Lehre von der Seelenwanderung im grellsten Widerspruch mit der Ahnenverehrung der

Chinesen steht, so brachte doch der Buddhismus eine Religion fürs Herz, welches sich angezogen fühlte von den farbenreichen Bildern von dem Zustande der Seligen in Nirwana, wie ihn der chinesische Buddhismus im Gegensatz zu dem indischen, ursprünglichen Buddhismus, der ein Aufgehen der gereinigten Seele in ein Nichts als höchstes Ziel hinstellt, lehrt.

Die Anschauung des indischen Buddhismus, um das hier kurz einzuschalten, ist wohl am kürzesten ausgesprochen in den sogen. 4 Wahrheiten, die Buddha zum Gegenstand seiner ersten Predigt gemacht haben soll: 1. Alle Existenz ist notwendig mit Elend behaftet. 2. Alles Elend entsteht durch die fortgesetzte Anhänglichkeit an die Objekte, durch die Begierde. 3. Es ist möglich, diese Begierde und damit den Schmerz auszulöschen. 4. Es giebt einen Weg zu dieser Vernichtung (Eitel S. 65). Und dieser Weg ist kein anderer als der der Selbstvernichtung. Denn darauf kommt beim Buddhisten alles an, das „Ich" frei zu machen von seiner Knechtung unter das materielle Prinzip. Der Buddhist muß darum, um aus der Maya (Schein) in die Nirwana zu gelangen, sich selbst, seine Individualität auf Schritt und Tritt praktisch negieren, um auf diese Weise die ersehnte Erlösung von den endlosen Wiedergeburten (Seelenwanderung) zu erlangen. Selbst als später an Stelle der 4 Wahrheiten die 12 Nidanas traten, durch welche der Beschaulichkeit ein Übergewicht vor der praktischen Sittlichkeit gegeben wurde, läßt sich dieser Charakter noch deutlich erkennen. Diese Beschaulichkeit ist nicht ein konkretes Denken, sondern Abstraktion von jeder Erscheinung, ein Zustand, der jede Willensbewegung, jede Empfindung im Keime erstickt und vernichtet. Grundforderung des indischen Buddhismus ist darum Vernichtung jeglicher Empfindung, Verleugnung der eigenen Persönlichkeit.

Solch' eine Lehre hätte keine Anziehungskraft für die Chinesen bieten können. Sie hat darum in China eine modifizierte Gestalt annehmen müssen. Man hat an die Stelle von der „endlosen Leere", vor welcher die große Menge zurückschauderte, einen jenseitigen seligen Zustand, eine Art buddhistischen Himmel treten lassen und aus der Nirwana einen Ort seliger Ruhe und Genießens gemacht (vgl. Tiele S. 159 und Eitel). Dieser Genuß in Nirwana ist der feinste, ätherische, ein alle Begriffe übersteigender. Von Stufe zu Stufe, d. h. die 33 (nach anderen 28) Himmel nach Nirwana nimmt der grobsinnliche Verkehr so ab, daß zuletzt der bloße Anblick den höchsten Genuß gewährt. Da ist alles Genuß auch ohne Aktivität. So gestaltet war der Buddhismus natürlich geeignet, die Chinesen anzuziehen. Die Lehre von der Seelenwanderung, welche sie in Gefahr setzte, in einem Ochsen den Vater oder den Bruder zu töten, schreckte sie nicht ab, der Lehre Buddhas zu folgen, weil ihnen die Jünger Buddhas, die Bonzen, Mittel an die Hand geben, jede Seele aus dem Fegefeuer zu holen und in den Himmel (Nirwana) zu führen.

So ist von der esoterischen Seite des ursprünglichen Buddhismus in China wenig oder gar nichts zu sehen. Desto üppiger hat die exoterische, dem Geschmack der großen Menge Rechnung tragende Seite um sich gewuchert. Die anfangs aller religiösen Äußerlichkeit so abgeneigte Religion artete allmählich mehr und mehr in Götzen- und Reliquiendienst aus. Man fing an, Buddha selbst göttlich zu verehren, ihm Standbilder zu errichten, die von der gläubigen Menge in der hingebendsten Weise angebetet wurden.

Man baute Tempel und Pagoden, die ursprünglich dazu dienen sollten, die sorgfältig gehüteten Reliquien des Buddhismus zu bergen, nach und nach aber mit einer Menge von Gottheiten bevölkert wurden. Ganz besondere Verehrung genießt die „Göttin der Barmherzigkeit" (Kwan jin), deren höchstes Verdienst darin bestand, daß sie, als sie die höchste Stufe der Nirwana erreicht hatte, es ablehnte, einzugehen in den Zustand des „seligen Nichts", es vorziehend da zu bleiben, wo sie die Angst- und Hilferufe der auf dem Weltozean umhertreibenden Menschen hören konnte, um ihnen behilflich zu sein, ans Ufer zu gelangen. Sie hat darum den Namen Tsz' poi Kwan jin bekommen, zu deutsch: „Die barmherzige Gottheit, die die Gebete der Menschen erhört".

In früheren Zeiten hat der Buddhismus neben großer Entsagungskraft auch einen regen Missionseifer gezeigt. Auch das ist anders geworden. Zwar leben die buddhistischen Priester und Nonnen im Cölibat. Sie stehen aber bei dem Volk in keinem guten Rufe, ein großer Prozentsatz ist dazu dem Opium ergeben. Die Priester oder Mönche scheren ihre Köpfe, tragen lange, schmutzig-graue Röcke und verbringen ihre Tage mit Nichtsthun. Sie zeichnen sich weder durch Weisheit noch durch Rechtlichkeit, sondern nur durch ihre stumpfsinnige Gleichgiltigkeit aus. Das ewige Herleiern der Litaneien stumpft eben den Geist ab. Die Ceremonien in den Tempeln (wie überhaupt manches in der Buddha-Religion) erinnert lebhaft an den katholischen Gottesdienst. Diese Ähnlichkeit erhellt nicht bloß aus der Anbetung der Kwan jin, sondern auch aus der Verehrung der „Himmelskönigin" (Plin Han). Man trifft ferner in buddhistischen Tempeln auch das Weihwasser, das Räuchern und die ewige Lampe; man findet hier, hinsichtlich der Diener des Tempels, wie schon bemerkt, dieselbe Verpflichtung zum Cölibat und die wenigstens scheinbare Armut, die auf alle Bequemlichkeiten des Lebens Verzicht leistet. Man sieht hier dasselbe Beten, Büßen, Fasten und Kasteien, man stößt auf Mönche und Nonnen, die im Namen des Heiligtums betteln gehen, ja selbst auf eine Tracht, die an die katholischen Geistlichen erinnert. Wenn man einen solchen Buddhapriester sieht, glaubt man einen Franziskanermönch vor sich zu haben, nur ist seine Kopfbedeckung eine Kapuze oder Kalotte anstatt der Kutte oder des breiten Hutes. Eine Eigentümlichkeit hat indessen der Buddhismus, die ihn vom Katholizismus, wie überhaupt von allen Religionen unterscheidet, — er ist auf die Priesterklasse beschränkt. Wir sehen nicht, wie es z. B. in katholischen Kirchen der Fall ist, wenige den Gottesdienst verrichten und die übrigen knieend daran teilnehmen, sondern nur einige Zuschauer stehen an dem Gitter, um ihrer Neugier zu genügen. Aber niemand ladet sie ein, näher zu treten, niederzuknien oder sich in irgend einer Weise an dem Gottesdienst zu beteiligen.

Der normale Einfluß der Priester und Mönche auf das Volk ist gleich Null. Nur als Litanisten bei Leichenfeierlichkeiten und durch Ausmalung der Strafen, welche die Menschen nach dem Tode in der Hölle zu erleiden haben, üben sie einen Einfluß auf das Volk aus. Wenn an den stillen, heiteren Abenden, welche im südlichen China so bezaubernd schön sind, die Weiber und jungen Leute sich unter den großen Banianen-Bäumen versammeln, dann sind nicht selten der Gegenstand ihrer Unterhaltung die Qualen der Hölle. Wenn sie dann einander geängstigt haben, daß ihnen die Haare zu Berge stehen, so kehren sie gewöhnlich in ihre Wohnungen

zurück und halten eine Art Seelenmesse für die verstorbenen Angehörigen, oder holen einen Priester, der dies Seelenamt verwaltet und Pässe ausstellt für die Seelen der Abgeschiedenen [1]).

In einem der ersten Tempel Kantons finden sich bildliche Darstellungen der buddhistischen Hölle, die schaudererregend sind. Da sieht man abgeschiedene Geister, die zur Strafe für ihre Sünden durchsägt, andere, die geröstet, und wieder andere, denen der Kopf gespaltet wird. Wälder von Schwertern sind abgebildet, worein diejenigen gestürzt werden, welche sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, andere mit ihren giftigen Reden zu verletzen, oder Verleumdungen ausgesprochen und verbreitet haben. Mit dem Ausstechen der Augen und mit dem Abschneiden der Zungen werden diejenigen gestraft, welche fluchen und schwören und Uneinigkeiten unter Freunden anstiften. Aufgeschnitten werden diejenigen, deren Herzen wie Dolche und deren Zungen wie Speere gewesen sind. Wer Männer und Frauen geschlagen hat, wird gepeitscht oder mit der Keule geschlagen. Unterdrücker ihrer Untergebenen und die, welche Vögel und andere Tiere mit Steinen und Pfeilen verletzt haben, werden von Tigern und Schlangen gemartert. Geizhälse müssen als hungrige Teufel umherirren, und diejenigen, welche ihre Nebenmenschen verführt und zur Sünde verleitet haben, werden in einen Wald von Speeren geworfen. So hält der Buddhismus in China die Menschen bei Furcht des Todes ihr ganzes Leben lang in Knechtschaft durch Betonung der Seelenwanderung und durch ab-

[1]) Ein solcher Paß, mit welchem der Priester einer Seele aus dem Hades hilft, lautet wie folgt:

„Ich, N. N. bevollmächtigter Beamter, Beförderer und Leiter der Angelegenheiten der Toten der Provinz Kwangtung ꝛc ꝛc.

Wir beklagen aufs tiefste den Tod der Frau Tschan, welche im 12. Jahre Taukwongs, am 10. Tage des 1. Monats, in der Stunde Tsz geboren und im 6. Jahre Hienfongs, am 8. Tage des 4. Monats, in der Stunde Mau, im 25. Jahre ihres Alters gestorben ist. Wir sind sehr bekümmert wegen ihrer Seele, welche diese Welt plötzlich verlassen hat und in die dunkeln Regionen des Hades gegangen ist. Wenn dieselbe nicht bald befreit wird, so wird es ihr schwer werden, den Weg nach der besseren Welt zu finden. Wir bitten darum, daß sie aus dem Hades befreit und es ihr gestattet werde, in die Gefilde der Seligen einzugehen. Dieses alles hängt aber von Deiner zärtlichen Barmherzigkeit, o ehrwürdiger König der Unterwelt, ab.

Wir haben darum heute einige Kollegen eingeladen, einen Altar errichtet und bringen jetzt dem Könige des Hades unsere Opfer dar, damit er die Seele aus der Unterwelt erlöse. Wir haben die ganze Nacht Räucherwerk vor den 10 Königen des Hades verbrannt. Wir sind tief bekümmert um die Hingeschiedene, und indem wir uns vor Dir niederwerfen, bitten wir Dich, o ehrenwürdiger König des Hades, um einen Erlaß zur Befreiung der Frau Tschan, weil sie ohne denselben den Hades nicht verlassen und sich nach dem Himmel begeben kann. Wenn sie durch das Thor des Hades und durch die dunklen Regionen der Toten geht, so möge es niemandem erlaubt sein, sie wegen der Sünden ihres vergangenen Lebens zu beunruhigen. Sollte es jemand wagen, ihr in den Weg zu treten, so komme Du, o König der Unterwelt, ihr zu Hilfe, damit sie den Ort der Seligen sicher erreiche. Der Paß muß aber der Frau Tschan selbst überreicht werden, weil sie desselben auf dem Wege nach dem Himmel bedarf.

Wir werfen uns vor Dir, ehrwürdiger König, nieder in den Staub und danken Dir für den Paß für die Frau Tschan, mit dem sie sich nach den Wohnungen der Seligen begeben kann.“

Instruktion für die Frau Tschan.

„Sobald Du den Paß erhältst, mußt Du Dich aufmachen nach dem Orte der Seligen, wo Du große Glückseligkeit und Frieden zu erwarten hast.

Gegeben im 6. Jahre Hienfongs, am 8. Tage des 4. Monats.“

schreckende Darstellungen der Höllenstrafen. Ein Gutes hat er aber doch, er hat die Gedanken an ein künftiges Leben und Vergeltung in demselben wach gehalten, so daß ihn der Vorwurf Martensens in seiner christlichen Ethik (Bd. I. 211) nur teilweise trifft, daß nämlich „alle Vorstellungen der heidnischen Ethik von der Glückseligkeit sich auf dieses Erdenleben beschränken, ohne daß irgend etwas Jenseitiges, oder gar eine Spur der Verbindung mit dem persönlichen Gotte durch diesen hindurchschimmerte". Auch hat er ohne Zweifel zur Milderung der Sitten beigetragen.

Es ist wahr, der chinesische Buddhismus ist gegenwärtig in einem recht jämmerlichen Zustande und durchaus ungeeignet, frische Lebenskraft den Millionen Chinas einzuhauchen. Ob aber diejenigen, welche dem Buddhismus in China jede Lebenskraft absprechen und glauben, daß es nur noch kurzer Mühen bedürfe, um, wie der Mr. Burlingame sich ausdrückte, „das leuchtende Kreuz auf jeden Hügel zu pflanzen", sich nicht in einer ähnlichen Täuschung befinden, wie diejenigen, welche die Lebenskraft des japanischen Buddhismus zu ihrem Schaden unterschätzt haben? Auf die Zeiten des Niedergangs und Verfalls werden ebenso gewiß, wie in Japan, Zeiten der Erhebung und Restauration in China folgen. Wir werden wohl in absehbarer Zeit eine Reaktion des Buddhismus in China erleben, bei welcher christliche Gedanken und Institutionen eine ähnliche Rolle spielen werden, wie in den Reaktionsversuchen des Heidentums in China und Indien und früher unter Julian. Dieses durch eine Verschmelzung von heidnischen und christlichen Ideen künstlich galvanisierte Heidentum wird aber wie seine Vorläufer nach kurzer Blütezeit wieder zusammenstürzen, weiter keine Spuren seines Daseins zurücklassend als die wichtige Lehre, daß es unmöglich ist, gegen den Strom der Geschichte zu schwimmen und den Fortgang des Christentums zu hemmen.

Wir haben nun die drei Religionen der Chinesen vor unsern Augen Revue passieren lassen, indem wir uns die Entstehung und den Verlauf eines jeden der drei Systeme zu vergegenwärtigen suchten. Das Gesamtbild, welches sich uns von dem religiösen Zustand des heutigen Buddhismus ergeben hat, ist ein wenig Erfreuliches gewesen und hat uns den für unsere Zeit nicht unmüßigen Beweis geliefert, daß hier ein Prozeß stattgefunden hat, der das gerade Gegenteil ist von dem, was unsere modernen Entwicklungstheoretiker als ein Fortschreiten der religiösen Entwicklung von der rohesten Urform des Fetischismus zu edleren und ausgebildeteren Formen, überhaupt vom Physischen zum Intellektuellen und Ethischen uns weiß machen wollen. „Zuerst Anbetung bloßer Naturwesen oder Fetische; dann Geister- oder Dämonenkult mit seinem tollen Zauberspuk und unheimlichen Beschwörungswesen; dann entwickelter Polytheismus nach Art des hellenisch-römischen Heidentums; endlich Vergeistigung der Gottesidee bis zum Pantheismus oder Monotheismus. So denken sich Tausende unserer heutigen „Gebildeten" die Aufeinanderfolge der Religionsformen in aufsteigendem Entwicklungsgange der Menschheit" (Allg. Miss. Zeitschr. 1880, S. 439). Selbst christliche Theologen und Religionsphilosophen meinen an der aufsteigenden Gradation: Fetischismus, Totemismus, Polytheismus, Monotheismus als dem allein naturgemäßen und logisch wie historisch möglichen Gang der Dinge fest halten zu müssen (s. ebenda). Der Entwicklungsgang, den die Religion der Chinesen genommen hat, ist dieser Fetischismustheorie nicht günstig, wie überhaupt die Geschichte ent-

schieden der modernen Anschauung, wonach die Entwicklung der Menschheit lediglich von unten nach oben, vom Tierischen zum Menschlichen gegangen sei, widerspricht. Die Religion des chinesischen Altertums weiß nur von einem Gott (Shangti), und Götzendienst ist erst etwas durch eigene Verschuldung (Röm. 1, 21.) Hinzugekommenes. Anstatt von einer Entwicklung in aufsteigender Linie, ist hier vielmehr von einer Verwicklung durch fortwährendes Hinabsinken in die verschiedenen Formen des Pantheismus und Atheismus zu reden.

Wir haben gesehen, daß die Millionen Chinas entweder „aufgeklärte" Anhänger einer atheistischen Philosophie oder aber Sklaven eines abgeschmackten, kindischen Aberglaubens geworden sind. Obgleich kein Mangel an Religionen vorhanden ist, so herrscht doch in allen Schichten eine höchst beklagenswerte religiöse Gleichgiltigkeit. Und wie die Priester, so das Volk — alle scheinen jedes ernsten Nachdenkens und jeder ernsten Religionsübung bar und ledig. Ungeachtet ihrer hohen Bildungsstufe und ihrer noch höheren Ansprüche ist doch der sittliche Verfall der Chinesen erschreckend groß.

Dieses Volk, welches den dritten Teil der Menschheit ausmacht, aus seiner Lethargie und Sorglosigkeit herauszureißen, in den Chinesen ein klares Bewußtsein ihrer Verschuldung und der Gefahr, in der sie sich befinden, zu erwecken und sie zum demütigen Glauben an Jesum, den Heiland der Welt, zu führen, ist Ziel und Aufgabe der Heidenmission. Unter diesem zahlreichen Volke den einzigen Namen, in welchem wir selig werden können, zu verkündigen, ist gewiß eine der wichtigsten und dankbarsten Angelegenheiten der Christenheit. Denn seine Bekehrung zum Herrn wird einen der wichtigsten Wendepunkte in der Entfaltung des Reiches Gottes auf Erden bilden.

Japanisches.

Von Pfarrer Dr. O. Hering in Oberroßla.

XXXI. Die Lage auf dem Missionsfelde.

Die Annahme, daß die Erfolge Japans im Kriege mit China das Selbstvertrauen der Nation stärken und die in den letzten Jahren vorwaltende nervöse Abneigung gegenüber dem europäischen Einflusse, besonders auch gegenüber der europäischen Religion, mildern würden, ist auch durch das vergangene Jahr mehr und mehr bestätigt worden. Diese Besserung ist um so nachhaltiger gewesen, als die Nation sich inzwischen weiterer wichtiger Erfolge und Fortschritte zu erfreuen gehabt hat. Die neuen Handelsverträge mit den auswärtigen Mächten sind ganz nach den Wünschen Japans ausgefallen. Die Regierung hat den großen Erfolg gehabt, die so sehnsüchtig erstrebte und vom Volke immer dringender verlangte Ausdehnung der japanischen Gerichtsbarkeit auf die im Lande wohnenden Ausländer mit dem Inkrafttreten der Verträge erreicht zu haben, während sie das von der anderen Seite anfänglich erstrebte Zugeständnis des Rechtes der Ausländer, Grund und Boden im Lande zu erwerben, nicht zu machen brauchte. Wohl

wird mit dem Inkrafttreten der neuen Verträge das ganze Land den Ausländern eröffnet, doch ist ihnen nur die Möglichkeit gegeben, Grund und Boden auf längere Jahre zu mieten. Sodann ist das neue bürgerliche Gesetzbuch, das nach dem Vorbilde des neuen deutschen ausgearbeitet worden ist, und das vor zwei Jahren unter dem Drucke der fremdenfeindlichen Stimmung vom Parlamente abgelehnt wurde, mit einigen Abänderungen zur Annahme gelangt, also noch vor dem deutschen Vorbilde. Japan hat nun das Bewußtsein, einen weiteren, wichtigen Schritt auf der Bahn der Civilisation vorwärts gethan und somit wieder einen Grund zu dem Vorwurfe der Inferiorität gegenüber den christlichen Mächten beseitigt zu haben. Freilich ist das Vertrauen in die Unparteilichkeit japanischer Gerichte durch die Freisprechung des an der Ermordung der Königin von Korea zweifellos beteiligten japanischen Gesandten und seiner Kreaturen ziemlich erschüttert worden. Der Handel Japans mit dem Auslande macht erstaunliche Fortschritte. Japanische Schiffe laufen bereits europäische Häfen an, und die Einrichtung regelmäßiger japanischer Dampferlinien nach Europa, Amerika und Australien wird angestrebt. Regierung und Privatgesellschaften arbeiten an der Ausdehnung und Ergänzung des das Land überziehenden Eisenbahnnetzes. Die Bevölkerung ist in steter Zunahme begriffen, aber auch die Entwicklung der Hilfsquellen des Landes hat bedeutende Fortschritte gemacht. Innerhalb fünfzehn Jahren hat sich die Produktion von Thee verdoppelt, die der Seide verdreifacht. Die Erzeugnisse japanischer Kunstfertigkeit finden immer größeren Absatz auf den Märkten des Auslandes. Der Gesamthandel mit dem Auslande hat sich in 22 Jahren versechsfacht. Allerdings liegt die Befürchtung nahe, daß auch in Japan nach einigen Jahren, wie in Deutschland nach dem Kriege mit Frankreich, ein Rückschlag eintreten könnte. Dieser würde um so empfindlicher sein, als die japanische Nation gegenwärtig alle ihre Kräfte anspannt, um die Verteidigungsmittel des Landes zu vermehren. Die Flotte wird so gut wie erneuert und bedeutend vergrößert, um es auch mit vereinigten Geschwadern fremder Mächte aufnehmen zu können. Die Landarmee soll auf eine Stärke von ½ Million Mann gebracht werden. Aber all dies hat, wie gesagt, nicht etwa größere Selbstüberhebung und wachsende Abneigung gegenüber dem Auslande zur Folge gehabt, sondern vielmehr zu einer Beruhigung der Gemüter geführt. Die Stimmung ist nach den verschiedensten Berichten eine zunehmend freundliche.

Dies zeigte sich auch auf dem Gebiete der Mission. Nicht bloß die Berichte unserer deutschen Missionare, sondern auch die ihrer englischen und amerikanischen Kollegen konstatieren einen bedeutenden und hocherfreulichen Fortschritt. Die tiefe Depression, unter der die Mission in den letzten Jahren zu leiden hatte, scheint überwunden zu sein. Allerdings läßt die letzte Statistik hiervon noch nichts erkennen. Denn das Jahr 1895 war das am wenigsten befriedigende bisher[1]). Die Zahl der protestantischen Missionare in Japan hat um 29, die der Stationen um 6, die der organisierten Gemeinden um 42 zugenommen, aber die Zahl der Gemeindeglieder ist um 530, die Zahl der Sonntagsschulen um 21 und die ihrer Schüler um 1765, die der Studenten der Theologie um 58 zurückgegangen. Die Beiträge einheimischer Christen sind um 10000 Yen geringer, als im Jahre

---

[1]) S. Z. M. R. 1896 S. 156 f.

vorher. Eine wesentliche Zunahme zeigt nur die Zahl der Schüler in den Tagschulen und die der Patienten in den Krankenhäusern. Im Gegensatz zu diesem traurigen Bilde lauten die Berichte aus dem Jahre 1896 außerordentlich hoffnungsfreudig. Wir wollen die uns vorliegenden Urteile aus verschiedenen Missionskreisen im Nachfolgenden wiedergeben:

Rev. J. P. Moore D.D. (Amerik. reform.) schreibt: „Nach den Wahrnehmungen, die man an der einheimischen religiösen Presse machen konnte, und nach den Erfahrungen fremder und einheimischer Missionsarbeiter kann behauptet werden, daß das neue Leben und das Interesse, das sich seit einem Jahre zeigte, nicht nur nicht nachgelassen hat, sondern daß ein allgemeiner Fortschritt stattgefunden hat, sowohl auf dem Wege der Gewinnung von Seelen, als auch in der Richtung der Entwicklung größeren Lebens in den Gemeinden. Dieser allgemeine Fortschritt, der sich in dem größeren Interesse auf seiten der Gläubigen und in der zunehmenden Aufmerksamkeit auf seiten der Ungläubigen äußert, zusammengenommen mit der Thatsache, daß die Opposition weniger häufig und weniger heftig ist als früher, scheint anzuzeigen und ermutigt uns zu glauben, daß die reaktionäre Periode in der Christianisierung Japans glücklich überwunden ist, und daß wir uns inmitten einer neuen und besseren Ära stetigen, gesunden und anhaltenden Fortschritts befinden“ [1]). Er sagt weiter, daß sich, trotzdem wir noch weit davon entfernt seien, von einer Popularität unserer Religion beim japanischen Volke reden zu können, doch zeige, daß die von früheren Generationen ererbten Vorurteile langsam im Aussterben begriffen seien. Er sucht auch nach den Gründen für den ungenügenden Besuch der Gottesdienste seitens der einheimischen Christen, über den von den verschiedensten Seiten in den letzten Jahren bittere Klagen geführt worden sind. „Sollen wir sagen, daß sie kalt, gleichgiltig — schwach im Glauben sind? Das ist gewiß die natürlichste Erklärung, und doch bin ich zu der Annahme geneigt, daß dies nicht das Ganze ist. Ich glaube, daß es ihnen ebenso an vollem Verständnis für den Wert und die Segnungen der Teilnahme an den Gnadenmitteln, wie an treuer Anhänglichkeit an die Kirche und Gemeinde ihrer Wahl mangelt. Sie vermögen garnicht die Notwendigkeit regelmäßigen Kirchenbesuchs einzusehen, und das Interesse, die Begeisterung, die Inspiration, die von großen Versammlungen ausgeht, ist für die betreffenden Gemeinschaften verloren. Wie hier eine Besserung zu schaffen sei, das ist für mich eine große, ernste Frage.“

Ein Zeichen der Zeit ist es auch, wenn die amerikanisch-presbyterianische Mission, die den ehrwürdigen, seit 1859 in Japan thätigen Rev. Verbeck von der Dutch Reform. Miss. zu einer Rundreise gewonnen hatte, schreibt: „Wir suchten, uns die Dienste eines guten japanischen Dolmetschers zu sichern, der Dr. Verbeck begleiten sollte, aber leider gelang uns das nicht. Da wir in arbeitsreicher Zeit leben, in einer Zeit des allgemeinen Erwachens zu neuer Thätigkeit unter den Kirchen, konnte keiner der japanischen Prediger von seinem Posten abkommen“ [2]).

An der allgemeinen günstigen Auffassung der Lage auf dem Missionsfelde nehmen auch die Missionare des American Board trotz ihrer trüben

---

[1]) Japan Evangelist, 1896 S. 265.
[2]) Church at home and abroad, Sept. 1896 S. 188.

Erfahrungen mit der Doshisha teil. Dr. Davis sagte, von einer zweiunddreißigtägigen Dienstreise nach Sendai und durch die Provinzen Aidzu und Echigo (nördlicher Teil der japanischen Hauptinsel) zurückkehrend: „Ich bin außerordentlich ermutigt durch diese Tour". Er faßt seine Wahrnehmungen dahin zusammen: „Japan ist bereiter für das Evangelium, als je zuvor. Die offiziellen Klassen sind günstiger gesinnt und die Menge ist geneigter, zu hören, als es je seit der Eröffnung Japans der Fall gewesen ist"[1].

Nun noch einige einheimische Stimmen! Rev. Kozaki, Präsident der Doshisha (Kyoto), spricht sich folgendermaßen aus: „Das letzte Jahr ist ein solches der Wiedererneuerung und der Beginn einer neuen Ära in der Christianisierung Japans gewesen. Eine bedeutende Zahl von Gliedern ist vielen der großen Kirchen verloren gegangen, daher die merkbare Abnahme der Mitgliederzahl in der Statistik der Kumiai (kongregationalistischen)-Kirchen. Wenn im Frühlinge ein neues Leben anhebt, fallen die alten toten Blätter ab. Die Krisis ist bereits überstanden, und wir dürfen das Kommen besserer Zeiten erwarten." Rev. Tsuyumu in Imabari sagt: „Die allgemeine Tendenz unter den Christen Japans der Gegenwart ist eher zu gehen, als zu denken" (d. h. mehr praktisch, als theoretisch zu sein). Rev. Katagiri in Sendai ist der richtigen Ansicht, daß der Einfluß des Christentums im japanischen Volke weiter reicht, als die Zahl seiner Bekenner vermuten läßt: „Die Kirchen machen nicht die Fortschritte, die wir erhofft hatten. Aber Gedanken, die von Jesus kommen, erfüllen Japan, und es wird nicht lange währen, bis das Reich Gottes kommt." Rev. Abe in Okayama: „In der Arbeit des letzten Jahres sind keine glänzenden Erfolge zu sehen. Aber wir haben keinen Grund entmutigt zu sein, wenn wir bedenken, daß wir uns in einer Zeit des Übergangs befinden. Ich bin immer der Meinung, so viel wir an Quantität verloren haben, so viel haben wir an Qualität gewonnen." Und endlich Rev. Tanaka in Sapporo: „Erfolglosigkeit der Mission ist die allgemeine Klage der letzten Jahre gewesen. Aber wir konnten starke Strömungen unter der Oberfläche wahrnehmen. Während des letzten Jahres sind diese Strömungen deutlicher hervorgetreten. Hier und da ließen sich laute Rufe nach geistigem Leben und praktischer Moral vernehmen. Wir sahen, wie sich unter Christen und christlichen Arbeitern ein schöner christlicher Geist bethätigte. Auf der anderen Seite fängt die Gesellschaft in weiten Kreisen an, das Verlangen nach einer wahren Religion zu empfinden. Unbefriedigt durch die alten Religionen strebt sie nach einer neuen, kraftvollen, will sich aber noch nicht dem Christentum zuwenden. Wenn wir Christen zeigen, daß wir eine lebendige sittliche Kraft und warmen religiösen Geist in uns tragen, wird sich das Volk auf unsere Seite stellen. Wie können wir dies erreichen? Ist der gegenwärtige Stand der Christenheit in Japan genügend für diesen Zweck? Das sind die Probleme für das kommende Jahr"[2].

Man sieht, daß alle Urteile darin übereinstimmen, daß sich die Verhältnisse in Japan im Jahre 1896 außerordentlich zu Gunsten der Mission geändert haben. Wir heben ausdrücklich hervor, daß wir nicht etwa bloß die günstigen Urteile herausgegriffen haben. Ungünstige sind uns überhaupt

[1]) Miss. Herald, Jan. 1897 S. 17 f.
[2]) Miss. Herald, Sept. 1896 S. 360 ff.



nicht zu Gesichte gekommen. Daß freilich, nachdem die vorhergehenden Jahre und namentlich das Jahr 1895 so trübe Erscheinungen zu Tage gefördert hatten, nun mit einem Male, so zu sagen im Handumdrehen, im Jahre 1896 die Verhältnisse so günstig geworden sein sollten, wie nie vorher seit der Eröffnung Japans, wie eine der Stimmen behauptet, das wird einem doch etwas schwer zu glauben, besonders, wenn man die Hochflut auf dem japanischen Missionsfelde Mitte der achtziger Jahre selbst miterlebt hat. Immerhin ist Japan von jeher das Land der Schwankungen und der Überraschungen gewesen. Möchte die gegenwärtige günstige Epoche recht lange anhalten.

XXXII. Der Amerikanische Board und die Doshisha.

Nachdem die vom Board in Kyoto begründete und bislang geleitete christliche Universität „Doshisha" sich, wie im vorigen Hefte berichtet wurde, von der amerikanischen Leitung emanzipiert hat, überschlägt die »Japan Mail«, wieviel Amerika für diese Anstalt seit ihrer Begründung aufgewendet hat. Es handelt sich um folgende Summen. Der Amerikanische Board bezahlte zur Begründung der Schule 40000 Doll.; für Bauten und Einrichtung 46500 Doll.; für die Töchterschule 14000 Doll. Freunde des Board haben außerdem noch 33000 Doll. gespendet und von den 100000 Doll. des „Harris-Fonds" sind 75000 Doll. verwendet worden, während der Rest von 25000 Doll. noch unter der Verwaltung des Board verblieb. Außerdem hat der Board einundzwanzig Jahre lang das Gehalt für die amerikanischen Professoren bezahlt und dazu kommen noch erhebliche Ausgaben für das Hospital und für die Pflegerinnenschule, ferner für die Häuser der Missionare, die nun ebenfalls der Doshisha zufallen. Alles dies zusammengerechnet haben der Board und seine Freunde nach den niedrigsten Ansätzen ³/₄ Millionen Dollars für die Anstalt aufgewandt. Die Mail sagt dem Board zum Troste, daß der Segen, der von der Anstalt für Japan ausgegangen ist und hoffentlich weiter ausgehen wird, mit dieser Summe nicht zu hoch bezahlt ist.

XXXIII. Statistik der christlichen Liebesthätigkeit in Japan.

Missionar J. H. Pettee in Okayama giebt eine Übersicht über die Anstalten, welche christliche Nächstenliebe in Japan begründet hat. Er kann nicht für Vollständigkeit einstehen, doch ist seine Aufstellung auch so interessant genug. Er zählt 37 Armenschulen mit 1317 Schülern. 17 von diesen Schulen unterhalten sich selbst oder werden von Mitteln des Missionsfeldes unterhalten, die übrigen sind ganz oder teilweise auf Unterstützung seitens der fremden Missionen angewiesen. Ferner bestehen 6 Heime und zwar für Alte, Hilflose, gerettete Frauen und Mädchen und für kleine Kinder der arbeitenden Klassen. Zahl der Insassen 106. In 22 Waisenhäusern haben zusammen 1189 Waisen Aufnahme gefunden. 6 von diesen Häusern unterhalten sich selbst oder werden durch Beiträge vom Missionsfelde unterhalten, die übrigen sind von den Missionen abhängig. Die Zahl der Krankenhäuser ist 16. 5 davon werden durch Beiträge vom Missionsfelde, die übrigen durch fremde Mittel unterhalten. Alle diese Anstalten

bis auf 28 stehen unter direkter Leitung von Japanern. 18 von ihnen sind begründet von den kongregationalistischen Kirchen, 15 von den Methodisten, 8 von den Presbyterianern, 18 von den Episkopalisten, 14 von der römisch-katholischen Mission, 2 von der deutschen Mission, 2 von den Baptisten und 2 von der „Gesellschaft der Freunde". Es ist ein interessantes Faktum, daß von allen Anstalten der römisch-katholischen Mission nur eine einzige finanziell selbständig ist, während eine große Anzahl von den Anstalten der evangelischen Missionen der Unterstützung durch die Missionen nicht mehr bedarf. Die ältesten dieser christlichen Anstalten sind eine Armenschule und ein Waisenhaus, welche die Soeurs de St. Enfant Jesus 1871 in Yokohama begründeten, die nächst älteste ein von denselben Schwestern 1873 in Tokyo eingerichtetes Waisenhaus [1]).

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Indien.

Von Pfarrer Julius Happel in Heubach (Großh. Hessen).

II.

Hat diese Welt keinen höheren Zweck, als der im Kreislauf des Werdens und Vergehens beschlossen liegt, dann spielen freilich die Götter und Menschen nur die Rolle der Schauspieler auf ihr, und es ist nicht abzusehen, wozu man sich für die geschichtlichen Ereignisse und ihren Zusammenhang interessieren soll.

Ist diese gründlich pessimistische Weltauffassung und der damit zusammenhängende Mangel geschichtlichen Sinnes eine Hauptschwäche des indischen Geistes, so müssen wir hier noch einer anderen Unart desselben gedenken, nämlich der Neigung zur Maßlosigkeit, wie sie bereits von Hegel — unter Zustimmung Lassens — als ein Grundzug der indischen Geistesart bezeichnet worden ist.

Maßlos zeigt sich Indien schon in seinen Zahlenverhältnissen, daß es mit Jahrmillionen um sich wirft, wo jede Anschauung und Vorstellung überhaupt ausgeschlossen ist, und denen gegenüber die Vergleichung mit dem Sand des Meeres und den Sternen des Himmels wie nichts erscheint.

Maßlos schweift die indische Phantasie aus in der Erfindung von Welten, die nur in der Vorstellung existieren, bevölkert von allen möglichen und unmöglichen Wesen, die doch jeder klaren plastischen Gestalt ermangeln und beständig ineinander übergehen und zerfließen.

Es gehört wohl keine geringe Einbildungskraft dazu, zwanzigtausend Höllen mit Wesen verschiedenster Qualen sich vorzustellen.

Maßlos sind die kolossalen Göttergestalten mit bald vervielfältigten, bald verstümmelten Gliedmaßen, mehreren Armen, dicken Bäuchen, heraus-

[1]) Church at home and abroad, Sept. 1896 S. 175.



hängenden Zungen und dergleichen widerwärtige Versinnbildlichungen, wie man sie sonst kaum bei den verwildertsten Naturvölkern wieder angetroffen hat [1]).

Von den maßlosen Selbstpeinigungen ist oben bereits die Rede gewesen.

Die ebenso maßlose Kehrseite derselben zeigt sich — nach Williams Indian thougths — noch heutzutage darin, daß bei einer vornehmen Hochzeit aus der Brahmanenkaste in Mahratta-Land das ganze in die Millionen gehende Vermögen der Familie durch Geschenke an die Brahmanen aufgewendet wird, um für künftige Weltperioden unermeßliches Verdienst sich aufzuhäufen und um deswillen einstweilen hier am Nötigsten Mangel zu leiden.

Von einem der eigenartigsten und jedenfalls tief in der Naturanlage des Hindu begründeten Zuge seines Wesens müssen wir nun aber hier noch sprechen, weil nicht nur seine religiöse Weltanschauung damit in innigster Verbindung steht, sondern diese die stärkste Wurzel seiner Kraft und vieltausendjährigen Dauer ursprünglich gewesen ist.

Wir meinen die Neigung des indischen Geistes zur Isolierung und Verkapselung des Volkslebens in lauter Teilorganismen, ein Vorgang, den man mit der Zellenbildung im Pflanzenkörper vergleichen möchte. In der That zeigt sich diese Analogie zwischen dem indischen Kastenwesen und der Zellenbildung im Pflanzenkörper auch darin, daß aus den ursprünglichen drei bezw. vier Kasten allmählich sich immer mehr abgelöst haben, so daß man vor kurzem bereits allein in Südindien 19 000 derselben zählen konnte. Diese Zellen des indischen Volkslebens führen nicht nur in einigen, sondern in allen das gesellschaftliche Leben betreffenden Äußerungen ein Sonderdasein, welches dadurch am stärksten verfestigt ist, daß es nicht bloß als eine uralte Sitte erscheint, sondern als ein vorzeitliches, übernatürliches und von der Gottheit prädestiniertes Dasein betrachtet wird. „Die Brahmanen sind Brahmas Mund, die Kschatrias seinen Armen, die Waisjas seinen Lenden, die Sutras seinen Füßen entsprungen". Durch sein früheres Leben prädestiniert, wird jeder eben in der Kaste wiedergeboren, in welche er kraft seines früheren Verdienstes oder seiner Schuld gehört. Das indische Kastenwesen wurzelt also offenbar in den tiefsten religiösen Grundanschauungen des Hindu, daher die Zähigkeit, mit der es sich bis heute durch die Jahrtausende erhalten und nicht bloß dem Mohammedanismus, sondern auch dem Christentum sich als eins der stärksten Bollwerke entgegengestellt hat. Was in China die Ahnenverehrung, das ist in Indien das Kastenwesen.

Zur Verstärkung dieser eigentümlichen religiösen Grundanschauung und der Neigung zur Kastenbildung haben offenbar eine Reihe von Umständen beigetragen, welche nicht unbeachtet gelassen werden dürfen. So weist denn schon der indische Name für Kaste — denn das letztere ist bekanntlich ein portugiesisches Wort — nämlich Varna d. i. Farbe auf nationale und Stammesverschiedenheiten, auf Verschiedenheit der Herkunft und Geburt und die damit zusammenhängende verschiedene Lebensweise und Beschäftigung, die überall ähnliche Einrichtungen wie das indische Kastenwesen hervorgerufen und befördert haben und es noch immer thun.

Die eigentlichen Hindu haben sich bei ihrer Einwanderung an Körperbildung und Geistesanlagen und in Lebensweise und allen Lebensinteressen den vorgefundenen Einwohnern des Landes dergestalt überlegen und von

---

[1]) „Als sich Vischnu dem Ardschuna auf dessen Bitte enthüllt, als er sich in seiner wahren Gestalt zeigt, in der ihn noch niemand gesehen hat, erscheint er zum Himmel emporragend ohne Anfang, Mitte und Ende, mit vielen Köpfen, Augen und Armen, Tausende von Gestalten in sich vereinigend, alle Wesen, alle Götter, alle Tiere, alle Schlangen sind in ihm zu sehen; Brahma selbst zeigt sich im Lotuskelche des Nabels Vischnus". W. v. Humboldt, Bhagavad-gita S. 41, 57; b. Duncker, a. a. O. 379. Auch Brahma wird mit vier Köpfen, vier Armen abgebildet. Schröder S. 357.

ihnen geschieden gefühlt, daß sie wohl auf den Gedanken kommen mochten, zwischen ihrer und jener Kaste bestehe nicht nur ein zeitlicher, sondern ein ewiger Unterschied und eine nie zu überbrückende Kluft.

Die arischen Hindu „sind Leute von schlanker Körperbildung, feinen Gesichtszügen, schönen schwarzen Augen, hoher Stirn, zierlichen Händen und Füßen, gelblicher Hautfarbe" (Gundert, Ev. Miss. S. 200, 2. Aufl. 1886).

Und in diesem feinen Leibe wohnte auch eine mit hohen geistigen Anlagen ausgestattete Seele. Das beweist allein schon ihre Sprache, die sie mit nach Indien nahmen, die unter allen arischen Sprachen die formenreichste ist und die Hindu als den genialsten Stamm der arischen Völkerfamilie erscheinen läßt. Sie besaßen auch höchst wahrscheinlich schon ein hoch entwickeltes und nach den verschiedensten Seiten ausgebildetes Kulturleben, als sie sich zunächst im Induslande niederließen, später im Gangesgebiet sich ausbreiteten und allmählich in ganz Indien die Oberherrschaft erlangten. Sie trieben nicht nur Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe, Handel, Künste und Wissenschaften blühten unter ihnen, sie gründeten Städte, stifteten eine Menge von meist untereinander unabhängigen Königreichen, die durch dieselben religiösen und sittlichen Grundanschauungen auf die Jahrtausende hin geistig vereinigt blieben und damit allen fremden Eroberungen, obwohl oft unterjocht, dennoch Trotz boten. Dagegen „scheint es kaum noch einem Zweifel zu unterliegen, daß so ziemlich das ganze Land vom schneebedeckten Himalaja bis hinab zum Kap Kamarin zuerst von einem Jäger-, Fischer- und Hirten-Volk eingenommen wurde, dessen unvermischte Reste sich noch in zahlreichen Bergstämmen mit dunkler Hautfarbe, niedrer Stirn, hervorstehenden Backenknochen, vollen Lippen, glänzenden, aber kleinen, tiefliegenden Augen und einem gutmütigen, fröhlichen, jedoch keineswegs intelligenten Gesichtsausdruck finden" (Missionsbilder, Asien, 2. Heft S. 30).

Aus diesem Gegensatz der hochbeanlagten Arier und der nie über den Zustand der Unkultur zu eigentlichem Kulturleben fortgeschrittenen Urbevölkerung hat ohne Zweifel die Neigung des Inders zur Kastenbildung viel Nahrung gezogen. Doch kann sie hieraus um so weniger erklärt werden, als die Kastenbildung auch unter den Ariern selbst um sich gegriffen hat, so daß z. B. die Brahmanen selbst, jetzt 14 Millionen, in mindestens 25 Genossenschaften zerfallen, die untereinander nicht heiraten, meist auch nicht miteinander essen (Gundert, ev. Miss. S. 201). Ja, selbst „die Moslim haben sich vielfach dem Kastenwesen anbequemt und essen nicht mehr mit allen ihren Glaubensbrüdern" (ib. S. 203).

Weit mehr als durch diesen natürlich nationalen Unterschied, der in Körperbildung, Geistesbegabung und Beschäftigung sich ausdrückt, ist aber die Neigung zur Kastenbildung befördert worden durch den tiefeingewurzelten religiösen Trieb auf Reinhaltung der eigenen Person und peinlichste Gewissensscheu, auch vor der geringsten Befleckung durch irgend eine von der Religion nichterlaubte Handlung. Die dem Arier bis in die kleinsten Details durch die Religion vorgeschriebene Lebensweise machte — um überhaupt nur leben zu können — ebensosehr den strengsten Ausschluß aller nicht derselben Kaste Angehörigen, als den engsten Zusammenschluß aller Kastenangehörigen notwendig. „So wurde das Kastengefühl durch strenges Meiden jeder Verunreinigung ausgebildet. Umgang mit Fremden, Essen von dem, was Niederstehende gekocht u. s. w., führte zum Ausschluß aus der Kaste" (Gundert, a. a. O. S. 200).

„Der Austritt, die Ausstoßung aus der Kaste bedeutet in Indien das Aufgeben aller Lebensbedingungen, den Verlust der sozialen Existenz, den Verlust der eigenen Familie, der nächsten Angehörigen, das Herabsinken auf die unterste Stufe, die des ausgeschlossenen kastenlosen Menschen. Niemand

verkehrt mit dem Ausgestoßenen; selbst die Nächsten, die ihm einen Trunk reichen, würden sich verunreinigen. Denn mit der Reinheit wird es ebenso ernsthaft genommen. Der niedrigste Bengale unterläßt noch heute nicht, den Beamten des herrschenden Volks, der in seine Hütte tritt, zwar demütig, aber bestimmt zu ersuchen, sie zu verlassen, da er sie verunreinigen würde" (Duncker, Gesch. d. Altert. IV. S. 427).

II.

Der geographisch-klimatische Gesichtspunkt.

Der Mensch, wie alle erderschaffene Kreatur, hat die Wurzeln seines Daseins nicht nur in sich selbst, in seiner eigenen materiellen Natur, sondern vor allem auch in der äußeren Natur, in welche er verpflanzt ist, die seine dauernde Umgebung bildet, von der er fortwährend auf das mannigfaltigste beeinflußt wird, und mit der er in körperlicher und geistiger Wechselwirkung steht. Es ist das ja eine uns sich so unmittelbar und alltäglich aufdringende Erfahrung, daß man sich wundern müßte, wenn die tiefgehende Beeinflussung des Menschen durch die äußere Natur, in welche er verpflanzt ist, zum Verständnis auch des Volks- und Völkerlebens nie benutzt worden wäre. An gelegentlichen Bemerkungen hierüber hat es ja auch nie gefehlt; wird doch insbesondere den geschichtlichen Darstellungen des Völkerlebens gewöhnlich eine Schilderung des Schauplatzes ihrer Thätigkeit, der Natur ihres Landes, in dem sie ihre Heimat hatten, vorausgeschickt. Aber das alles geschieht, unseres Erachtens, noch viel zu gelegentlich und aphoristisch und die Sache, um die es sich hier handelt, mehr nur oberflächlich streifend, als daß, wie es sein müßte, diesen tiefreichenden Zusammenhängen gründlich nachgegangen und die Wechselwirkung zwischen „Land und Leuten", der „Erde und die darauf wohnen", systematisch dargestellt würde.

Und doch besteht, wie einmal jemand treffend bemerkt hat, zwischen dem Menschen und der Pflanze nicht bloß eine Analogie, sondern mehr als das. Der Ausdruck, daß ein Mensch oder ein Volk an diesen oder jenen Ort verpflanzt sei, ist kein bloß bildlicher.

Zwar hat der Mensch von allen irdischen Geschöpfen die größte, weitestreichende Anpassungsfähigkeit in Beziehung auf örtliche und klimatische Verhältnisse; aber sie hat doch auch ihre Grenzen, und wenn nicht ursprünglich schon der Mensch — ich meine nicht den einzelnen, sondern die Kreatur Mensch — an verschiedenen Punkten der Erde angesiedelt wurde, so hat sich doch unter dem Einfluß der verschiedenen geographischen (tellurischen) und klimatischen Verhältnisse allmählich eine Differenzierung der Menschennatur herausgebildet, die keineswegs jedem Volk und nicht einmal dem einzelnen Menschen an allen Orten der bewohnbaren Erde sein Dasein zu führen gestattet.

Bei einem Überblick über die Verteilung der Völker auf der Erde, insbesondere ihrer historischen Wanderungen, legt sich einem die Vermutung nahe, daß schon ursprünglich eine wechselseitige Anziehung zwischen den Völkerfamilien und den Ländern, die ihre Heimat wurden, bestanden habe; daß eine instinktive Neigung — unter der Leitung Gottes, wie wir überzeugt sind — die Völker, ein jedes an seinen Ort gezogen habe.

Sei dem, wie ihm wolle, zweifellos aber ist ein tiefgehender und weitreichender Einfluß nicht allein auf das körperliche, sondern auch auf das innerste geistige Leben der Völker von dem Teil der Erde, in dem sie fest gewurzelt sind und auf dem sie Jahrtausende ihr Dasein führen. Es muß aber noch besonders hevorgehoben und betont werden, daß diese Versenkung

und Einwurzelung der Völker in ihren Grund und Boden nicht bei allen und nicht zu allen Zeiten in gleichem Maße stattgefunden hat, noch stattfinden konnte. Hierin zeigt sich eine große Verschiedenheit. Um hier gleich zwei äußerste Gegensätze zu nennen, so scheint mir, als ob jene Versenkung und Einwurzelung in den Landesboden in tief und weitreichendem Maße bei den alten Ägyptern und Indern, dagegen in sehr geringem Grade bei den Israeliten der Fall gewesen sei. Ich möchte annehmen, die letzteren hätten von vornherein oder doch sehr frühe eine weit größere Anpassungsfähigkeit an die verschiedensten Erdstriche zu eigen besessen.

Jedenfalls aber müssen auch die Zeiten unterschieden werden, und es ist anzunehmen, daß die Völker erst dann von ihrem Grund und Boden mehr loskommen und unabhängiger von ihm werden, wenn sie nicht mehr für sich bleiben können, sondern in den Strom der völkergeschichtlichen Bewegung hinein und mit fortgerissen werden. Hiervon scheint die indische und chinesische Völkerwelt im Gegensatz zu der im eigentlichen Sinn welthistorischen europäisch-arischen und semitischen Völkerwelt den besten Beweis zu liefern.

Es gilt nun, diesen Einfluß der geographischen und klimatischen Verhältnisse auf das Leben der Völker auch für das Verständnis ihrer Religionen systematisch zu verwerten. Es handelt sich also hier nicht bloß um gelegentliche aphoristische Bemerkungen über die Zusammenhänge des Landes Indien mit der Religion in diesem Lande, sondern um die grundsätzliche Betrachtung der Religion in Indien unter dem geographisch-klimatischen Gesichtspunkt [1]).

Ganz mit Recht hat ja Indien von jeher als das gepriesene Wunderland der Erde gegolten. Denn alle Schönheiten und alle Schrecken dieser Erde und dieses Himmels sind wohl in keinem anderen Teile der Erde so vollständig und verhältnismäßig so nahe zusammengestellt, wie in diesem großartigen Abschnitt der Erdoberfläche.

Hier sind überall riesenhafte Verhältnisse: Riesenhaft die Wetter und Stürme des Himmels, die auf die Erde und ihre Bewohner niederbrausen, die Berge der Erde, die in und über die Wolken dringen, die Wasserströme, die ihre Wogen in den Ocean wälzen, die Urgewächse, die in unaufhörlicher Fülle und Dichtigkeit aus dem geilen Schoß der sonnengluterhitzten und flutregengetränkten Erde schießen, die Tierwelt von der Maus bis zum Elephanten, vom Wurm bis zur Riesenschlange, von der Katze bis zum Königstiger, vom Spatz bis zum Steinadler; und zu dem allen ein Völkergewimmel von den mannigfaltigsten Farben, Gestalten, Lebensweisen, Sprachen und Religionen.

Und in diesen riesenhaften klimatischen, organischen und tellurischen Verhältnissen welche furchtbaren Gegensätze! Jetzt ein von wunderbarem Mond- und Sternenglanz einzig schön erleuchteter Nachthimmel; dann ein die Erde mit verzehrenden Feuergluten der Sonne überschüttender Tageshimmel; jetzt ein unter erderschütternden Orkanen in Nacht und Grauen sich plötzlich verhüllender, von feuerspeienden Blitzen und krachenden Donnerschlägen zerrissener Gewitterwolken-Himmel; dann ein in strömenden Fluten sich auf die Erde ausschüttender Regenhimmel, und zuletzt wieder Erde und Himmel aus dem Wasserbade der Regenzeit emporsteigend und in vollem Zauber ihrer jungfräulichen Schönheit erstrahlend. Das sind fürwahr Gegensätze und Wandlungen der Witterung, wie sie sonst kaum in solcher Stärke angetroffen werden.

Aber nicht nur in der Witterung, noch mehr im Wechsel des Todes und des Lebens zeigt die Natur Indiens die furchtbarsten Gegensätze! Je reicher

[1]) Vergl. Humboldt, Kosmos Bd. II. S. 39 ff. Lassen, I. 214 ff.

die Schönheiten des materiellen Lebens, um so ungeheurer und schauerlicher die Schrecken des Todes. Hier grenzen nicht bloß Länder von paradiesischer Pracht und Reichtum und wüste, grauenvolle Einöden nahe aneinander; hier stoßen auch unvergleichlich fruchtbare Jahre mit unerschöpflich scheinendem Überfluß an Jahre der Dürre, der Hungersnöte und Seuchen, die den Tod wie ein Hunderttausende zermalmendes und verschlingendes Ungeheuer erscheinen lassen.

Sollte ein so feingliedriges und feinnerviges, für die verschiedensten Eindrücke so empfängliches und bewegliches Volk, wie die Hinduarier, in einer Natur-Umgebung von so riesenhaften Massen und so furchtbaren Gegensätzen, nicht besonders auch in seinen religiösen Empfindungen und Neigungen tiefgehend und weitreichend beeinflußt worden sein?

Ja, in so hohem Grade ist dies der Fall, daß die Religion der Hindu vor allem atmosphärisch-klimatisch-geographisch begriffen sein will.

Unser gegenwärtiges Kapitel nimmt sich daher so aus, daß wir die Religion in der indischen Licht-, Luft-, Berg-, Fluß-, Baum-, Tier-, Menschen-Region betrachten. Nur setze man diese Regionen nicht kurzer Hand um in indische Licht-, Luft-, Berg-, Fluß-, Baum-, Tier-, Mensch-Götter. Zur Verhütung dieser irrigen Vorstellung haben wir absichtlich nicht von Göttern, sondern von der Religion gesprochen. Nichts liegt uns ferner als die Annahme, die Inder hätten ihre Götter in Licht-, Luft-, Berg- u. s. w. Götter eingeteilt. Vielmehr sollten mit jenen Namen nur die allgemeinen Sphären bezeichnet werden, in denen sich das anbetende Gemüt der Hindu auch geregt und bewegt hat, bezw. noch bewegt.

Es handelt sich daher nicht darum festzustellen, was Licht, Luft, Berge u. s. w., physikalisch betrachtet, „an sich" sind, noch was unsere Phantasie aus ihnen macht, sondern welche religiösen Motive das Gemüt des anbetenden Hindu aus jenen Erscheinungen empfangen hat, so daß sie ihm Träger anbetungswürdiger Namen geworden sind.

Es gilt, die Farben und Gestalten, welche Erscheinungen aus der Region des indischen Lichts, der Luft u. s. w. in dem religiösen Gemüt des Hindu angenommen und in eigenartigen Namen seiner Sprache Ausdruck gefunden haben, möglichst genau aufzufassen.

Was wir meinen, ist treffend ausgesprochen in einem geistvollen Worte Eugène Burnoufs (Le Bouddhisme p. 20), welches wir hier in möglichst genauer Übersetzung anschließen wollen: „Wenn es sich handelt um die genaue Würdigung der religiösen Systeme des Altertums, dieser großen und schönen Seite der Geschichte des menschlichen Geistes, kann man nicht genug Strenge auf die Erklärung der fundamentalen Begriffe verwenden, und es ist von äußerster Wichtigkeit den ursprünglichen Sinn dieser Begriffe zu kennen und sie mit ihrer wahren Farbe und unter ihrer wahren Gestalt zu sehen. Dies ist um so notwendiger, je älter und ursprünglicher sie sind. Denn es giebt Zeiten, wo man von der Theologie sagen kann: „nomina numina".

Ja, Namen sind die Götter; und was damit gemeint ist, läßt sich vielleicht am besten gerade an einem Beispiel aus der Gegenwart veranschaulichen. Papst Leo XIII. ist an sich auch nichts anderes als ein alter gebrechlicher Greis, aber er trägt den Namen des Statthalters Christi, und das macht ihn zum Gegenstand der Verehrung von ungefähr 200 Millionen.

(Fortsetzung folgt.)



Missionsrundschau.

Aus der Mission der Gegenwart.

Die deutschen Missionsgesellschaften und ihre Arbeiten 1895/96.

Von Pred. H. Lehmpfuhl.

II.

Einen ganz anderen Charakter als die eben skizzierten tragen drei andere ältere Missionsgesellschaften, die jetzt genannt werden müssen, wir meinen Berlin I, die Leipziger und die Hermannsburger Missionsgesellschaft. Sie haben ein streng lutherisch-konfessionelles Gepräge. Doch auch unter ihnen wieder welche Verschiedenheit! Während die Leipziger Gesellschaft direkt im Gegensatz zu den von Basel vertretenen Prinzipien gegründet wurde und zuerst nur akademisch gebildete Theologen aussandte, ist die Hermannsburger Mission aus der Initiative des Dorfpastors Ludwig Harms entstanden, der Bauernsöhne zum Missionsdienst heranbildete und durch Aussendung von Missionskolonieen am ehesten die Heidenvölker christianisieren zu können glaubte; und wenn auch diese Ideen des originellen Stifters längst aufgegeben sind, ihren besonderen Charakter einer Bauernmission, dies Wort in seinem edelsten Sinn gemeint, hat diese Mission doch behalten. Berlin I ist bei seiner Gründung von Männern wie Neander und Tholuck gefördert worden. Seine ersten Missionare sandte es 1824 aus, herangebildet in einem besonderen Missionshaus. Südafrika ist das erste Arbeitsfeld gewesen, und noch heute konzentriert diese Gesellschaft hierauf ihre Hauptkraft und feiert hier ihre schönsten Triumphe. Das ganze Gebiet ist in 7 Konferenzkreise, Kapland, Britisch-Kaffernland, Orange-Freistaat, Natal, Süd- und Nord-Transvaal und Mashonaland (letzteres erst 1892 in Angriff genommen) eingeteilt und umfaßt einen Länderkomplex, der etwa dreimal so groß ist wie Deutschland. Nicht weniger als 49 Stationen zählen wir hier mit 66 Missionaren. Es wäre nicht möglich, mit den Missionsgaben der Heimat ein solches Arbeitsgebiet aufrecht zu erhalten, wenn nicht auch ganz bedeutende Einnahmen auf diesem Missionsfelde aus allerlei Unternehmungen, wie sie die Beschaffenheit der einzelnen Konferenzkreise an die Hand giebt, erzielt würden. Ein ganz neues Gebiet wurde unter der Leitung des bewährten Missionsinspektors Merensky 1891 in Deutsch-Ost-Afrika im Kondelande in Angriff genommen; bis jetzt sind aber noch keine Taufen gemeldet worden. Geringe Erfolge hat auch diese Gesellschaft, wie so viele andere in China zu verzeichnen. Die Leipziger Mission, deren hervorragendster Leiter Graul einst alle Missionsfreunde streng lutherischer Observanz zusammenzufassen suchte, hat bis vor kurzem nur in Ostindien unter den Tamulen in Trankebar, dem Arbeitsfeld der alten dänisch-halleschen Mission, ihr reich gesegnetes Werk getrieben, nachdem ein erster Versuch in den 40er Jahren in Südaustralien mißlungen und ein späteres Unternehmen unter den Indianern in Michigan gleichfalls gescheitert war. Seit 1893 ist sie auch in Ostafrika unter den Wakamba und Wadschagga auf 2 Missionsfeldern thätig, wo sie kürzlich zwei ihrer Missionare durch den Tod verloren hat. Dieselben wurden auf einer Reise von den Eingeborenen erschlagen. Die Hermannsburger Mission, deren Direktor Harms gegenwärtig eine mehrjährige Inspektionsreise auf das süd-afrikanische Missionsfeld unternommen hat, hat im verflossenen Jahr ihre Arbeit im Sulu- und Betschuanenland, wie im Teluguland in Indien, mit Eifer und Erfolg fortgesetzt. Doch ist auch manches minder Er-

freuliche zu melden. Im Jahresbericht heißt es: „Unsere Sulu-Mission wird in Natal durch die Katholiken, die dort ein großes Trappistenkloster haben, und im Nord-Sululand durch die Heilsarmee beunruhigt. Das pomphafte Wesen beider sagt den Kaffern zu. Für Schwärmerei sind sie auch empfänglich". Doch hat das Werk bisher keine Einbuße erlitten. In einem anderen Zusammenhange lesen wir: „Schwerer betroffen (als durch kriegerische Unruhen im Betschuanenlande) ist unsere gesamte afrikanische Mission durch die lange große Dürre, durch die Pocken und durch die Heuschreckenplage .... In Transvaal ist nun noch die Rinderpest hinzugekommen, die in verheerender Weise das Land durchzieht ..." Zu alledem hat diese Mission auch manchen bewährten Mitarbeiter im verflossenen Jahr verloren, so den ehrwürdigen Propst Penzhorn, der 30 Jahre, und den Missionar Holst, der 25 Jahre seines Amtes gewaltet hatte. Insgesamt wurden 1895 auf 58 Stationen mit 59 Missionaren 4619 Seelen getauft, unter denen 2528 aus den Heiden waren.

Wenden wir uns nun zu den letzten beiden unter den älteren Missionsgesellschaften, der Goßner'schen und Norddeutschen (Bremen), so entbehren sie heute der charakteristischen Eigentümlichkeiten, die ihnen in der großen Zahl der deutschen Societäten einen besonderen Platz geben würden; ihre Arbeit wird darum aber kein Freund der evangelischen Mission missen wollen. Und es war auch wenigstens bei der Goßner'schen Mission nicht immer so, daß sie kein eigenartiges Gepräge hatte; dafür besaß Goßner, dieser seltene Mann, eine viel zu scharf ausgeprägte Individualität. Keine wissenschaftlich durchgebildete und auf ein bestimmtes Dogma verpflichtete Missionare, sondern Handwerker, die über eine tüchtige Kenntnis der Bibel verfügen, warme religiöse Persönlichkeiten sind und sich nach Pauli Beispiel durch ihrer Hände Arbeit den Unterhalt auf dem Missionsfelde selbst verdienen, — das waren die Gedanken, die ihn zur Gründung einer besonderen Gesellschaft 1836 veranlaßten. Heute sind diese Grundsätze im großen und ganzen aufgegeben. Es ist gegangen, wie es so oft in der Missionsgeschichte geht. Charaktervolle und von an sich wahren und richtigen Ideen beseelte Persönlichkeiten unternehmen etwas Neues, aber die rauhe Wirklichkeit, die besonderen Eigentümlichkeiten des Missionsfeldes, korrigieren dann diese Ideen. Keine Missionsgesellschaft wird sich aber diese ihre Männer, die sie ins Leben riefen, nehmen lassen, sondern nur mit um so größerer Ehrfurcht an ihnen hangen. Heute treibt die Goßner'sche Mission ihr Werk nur noch am Ganges und unter den Kols, nachdem die ersten Unternehmungen in Australien, Nordamerika und Westafrika keine weiteren Erfolge gehabt haben. 1895 konnte die Kohlsmission ihr 50jähriges Jubiläum feiern (vgl. Jahrg. 1896, S. 34). Im letzten Jahre hat die Arbeit ihren ruhigen Fortgang genommen; auf den 12 Hauptstationen arbeiten neben 21 Missionaren 22 eingeborene Pastoren, 9 Predigtamtskandidaten, 207 Katechisten, 10 Kolporteure und 35 Bibelfrauen; im ganzen sind im Laufe der 50 Jahre 85 920 Taufen zu verzeichnen gewesen. Eine eigenartige Erscheinung im letzten Jahre war das Auftreten eines falschen Messias, eines 22jährigen Christen, dessen Lehre ein Gemisch von christlichen, heidnischen und mohammedanischen Ideen war. Dem umsichtigen Vorgehen der Regierung ist es zu verdanken, daß dieser Pseudo-Messias kein größeres Unheil angerichtet hat. Er sitzt gegenwärtig hinter Schloß und Riegel. Das Gericht hat ihn wegen Anstiftung zum Aufruhr zu 2½ Jahren Gefängnis verurteilt, und bei der bethörten Menge ist allmählich wieder die Ernüchterung eingetreten. Mit Genugthuung kann ferner berichtet werden, daß die alten Feinde jeder protestantischen Mission, die Jesuiten, an den Kols gegenwärtig sehr wenig Freude erleben, daß sie zu den bedenklichsten Mitteln greifen müssen, um sich hier überhaupt zu halten, und es nicht selten vorkommt, daß ihre Christen evangelisch werden. Im Jubeljahr erschien auch

die Übersetzung des Neuen Testaments in Mundari, einer der beiden Kolssprachen; der Druck des Neuen Testaments im Uraudialekt wird eifrig befördert.

Die kleinste unter den 8 älteren deutschen Missionsgesellschaften ist die Norddeutsche, die auch wie keine andere schwer geprüft worden ist und es im vollsten Maße erfahren hat, daß unser Weg nur durch viel Trübsal geht. Von den drei Missionsfeldern in Neuseeland, Indien und Westafrika mußten zwei ganz aufgegeben werden, ebenso verlor die Gesellschaft bei der Verlegung des Sitzes von Hamburg nach Bremen ihr Missionshaus, dazu kamen konfessionelle Reibungen — und endlich die Thränensaat auf dem einzigen übrig gebliebenen Arbeitsfelde unter dem Evhevolke. Gegenwärtig drückt den Verein eine Schuld von 87 546 M., was bei einer jährlichen Einnahme von ca. 125 000 M. eine ganz gewaltige Last ist. Ihr gegenwärtiger Direktor D. Zahn, der Veteran der deutschen Missionsinspektoren und ein Missionsforscher ersten Ranges, hat mit bewunderungswürdigem Glaubensheroismus das oft so schwankende Schifflein durch alle Klippen hindurchgeführt und in den letzten 15 Jahren die schönsten Früchte auf dem so harten Arbeitsfelde ernten können. Hoffen wir, daß er auch bald Mittel und Wege finden wird, die beängstigende Schuldenlast zu tilgen.

Es bleiben uns nur noch die seit der Errichtung des neuen deutschen Reiches und vor allem auch durch den Eintritt desselben in die Reihe der Kolonialmächte gegründeten Missionsgesellschaften zu charakterisieren übrig.

Ehe wir aber dazu übergehen, müssen wir noch kurz einige andere kleinere Unternehmungen nennen, die früher ins Leben getreten sind und in erster Linie den Anregungen der inneren Mission ihre Entstehung verdanken. Wir meinen den schon 1842 gegründeten Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, der seit seinem Bestehen 25 Missionarinnen auf die verschiedensten Arbeitsfelder ausgesandt hat und stets auf das Bereitwilligste auch andere Gesellschaften, so z. B. Berlin I, die Goßner'sche Mission, Barmen, mehrere englische Societäten teils mit Arbeiterinnen, teils auch mit Geldmitteln unterstützt hat. Der Verein hat ein selbständiges Missionsfeld in Ostindien in Sekundra, wo er mehrere Schulanstalten mit 5 Missionarinnen, einigen eingeborenen Hilfskräften und mehreren Bibelfrauen unterhält. Er hat sich eine schöne und große Aufgabe gestellt. Wir unterschreiben voll und ganz, wenn sein Vorstand in der Jubiläumsschrift sagt: „Mehr Frauenherzen für die Frauenmission! .. Das traurige Los des Kindes (in Indien), das mit 4—6 Jahren verlobt, mit 8—12 Jahren von der Mutter getrennt wird, der Frau, die noch im Kindesalter stehend, ein Leben der Gefangenschaft und Sklaverei führt, bis sie stirbt, der Witwe, die als der Fluch der Familie betrachtet und wie eine Verbrecherin, die den Tod des Mannes stets verschuldet habe, mit grausamer Härte behandelt wird, oft von frühster Jugend an: Nur Frauenherzen können sich solch Elend vorstellen und sich dessen erbarmen". — Wir meinen hier ferner den 1850 gegründeten Berliner Frauen-Missionsverein für China, der das Findelhaus Bethesda in Hongkong unterhält, in dem gegenwärtig 140 von ihren heidnischen Eltern ausgesetzte Mädchen in Pflege und Erziehung sich befinden. Bereits 55 der in diesem Hause herangewachsenen Mädchen sind verheiratet und leisten vielfach der Mission erfreuliche Dienste, andere helfen im Findelhaus selbst. Selbst die Chinesen beginnen den Segen dieser Thätigkeit zu schätzen. Nicht weniger als 300 heidnische chinesische Kaufleute zeichneten im letzten Jahre Beiträge. Wir meinen endlich den Jerusalems-Verein in Berlin, der 1852 ins Leben trat und sich zur Aufgabe gesetzt hat, für die innere und äußere Mission im heiligen Lande unter den Eingeborenen und den daselbst ansässigen und reisenden Deutschen in den bereits gegründeten und noch zu gründenden Pfarren, Schulen, Krankenanstalten

und Hospizen thätig zu sein. Er hat jetzt drei eigene Missionsstationen in Bethlehem, Betdjala und Hebron. Es sind hier auch erfreuliche Anfänge einer Mohammedaner-Mission zu melden. Neben dieser eigentlichen Missionsarbeit versorgt der Verein auch die zahlreich in Palästina ansässigen Deutschen mit Pastoren und Lehrern, Kirchen und Schulen. — Was aber diesen drei Vereinen gemeinsam ist, das ist die Betonung der christlichen Liebesthätigkeit, das ist das Bestreben, durch Werke der Barmherzigkeit den Weg zu den Herzen der Heiden zu finden. Es ist das eine Missionsmethode, die in letzter Zeit durch die von fast allen größeren Gesellschaften unternommenen ärztlichen Missionen eine ganz besondere Bedeutung gewonnen hat und der unseres Ermessens noch eine große Zukunft bevorsteht. In China und Indien jedenfalls scheint uns der Erweis erbracht zu sein, daß dieser Weg am ehesten zum Ziele führt.

Und nun noch ein kurzer Blick auf die seit 1870 gegründeten 5 neuen Missionsvereine, die Schleswig-Holsteinische evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft in Breklum, den Neukirchener Verein, die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III), die Unternehmung der Anstalt Löhes in Neuendettelsau und endlich unseren Allg. evang.-prot. Missionsverein. Wir beginnen mit der Breklumer Gesellschaft, deren Arbeitsfeld auf der Ostküste von Vorder-Indien zwischen Madras und Calcutta liegt und zwei zwar räumlich aneinandergrenzende, aber sprachlich verschiedene Gebiete umfaßt. Sie hat seit dem Beginn ihrer Thätigkeit 1877 im Telugu-Gebiete 2 Hauptstationen und 6 Nebenstationen, im Jeypore-Lande 4 Hauptstationen und 5 Nebenstationen anlegen können. Neben den 10 Missionaren arbeiten 25 eingeborene Gehilfen, die aber den Missionaren manche Schwierigkeiten bereiten; so ging im vergangenen Jahre ein Gehilfe ab, weil er nicht genug Gehalt bekam, ein anderer mußte wegen sittlicher Vergehungen entlassen werden. Auch sonst ist der Weg dieser Gesellschaft durch manche Trübsal gegangen. Seit der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sie 4 Missionare durch den Tod verloren; 1890 zählte sie erst 60 getaufte Christen; dafür hat sich diese Zahl aber in den letzten Jahren beinahe versechsfacht. Seinen besonderen Charakter erhält der Verein dadurch, daß er nur von Schleswig-Holsteiner Freunden unterstützt wird. Er ist lediglich dem Partikularismus der dortigen streng lutherischen Kreise entsprungen.

Gleichfalls streng konfessionell ist die von Neuendettelsau 1888 ausgegangene Mission in Kaiser Wilhelmsland auf Neu-Guinea und in Queensland. Es ist ein überaus harter Boden, den sie zu bearbeiten unternommen hat. Taufen konnten von den 3 Stationen in Simbang, auf der Tami-Insel und dem Sattelberg in Kaiser Wilhelmsland bisher nicht gemeldet werden, und auch auf den beiden Stationen in Queensland sind nur 6 getaufte Christen zu nennen; dagegen haben die Missionare die Landessprachen erforscht und den Katechismus, einige biblische Abschnitte und einige Kirchenlieder in dieselben übersetzt. Auch ist mit Erfolg der Schulunterricht unter der Jugend aufgenommen worden. Am 25. Januar d. J. hat die Gesellschaft durch den Tod ihres Inspektors Deinzer einen schweren Verlust erlitten.

Wie anders ist dagegen die Signatur der von Neukirchen seit 1882 ins Leben gerufenen Mission auf Java, wo jetzt auf 6 Hauptstationen neben 6 Missionaren 26 eingeborene Gehilfen in der Arbeit stehen, und in Ostafrika, wo im Witulande auf 2 Hauptstationen gleichfalls 6 Missionare thätig sind. Ihr Begründer, Pastor Doll sagt: „Die Anstalt soll eine Glaubensanstalt sein .... nicht durch Kollekten, sondern einzig und allein durch gläubiges Gebet und Vertrauen auf Gottes Verheißung unterhalten und weiter geführt werden. Diese neue Mission soll, bei wesentlich reformierter Grundlage in der Lehre, den Standpunkt der evangelischen Allianz praktisch vertreten“.

Das erinnert vielfach an Goßner, der auch lieber die „Bet- als die Bettelglocke" ziehen wollte. —

Und nun die letzte der deutschen Missionsgesellschaften, die wir hier noch erwähnen müssen, die Ostafrikanische, die im Hinterland von Dar-es-Salaam, Usaramo, und in dem nordwestlich von Tanga gelegenen Bergland von Usambara auf 7 Stationen mit 12 Predigtplätzen arbeitet und 88 Heidenchristen zählt. Sie hat ihr besonderes Gepräge dadurch, daß sie nur in den deutschen Kolonien ihr Werk treibt und fast nur akademisch gebildete Theologen in ihrem Dienste hat. Unter ihren 17 Missionaren haben 14 eine Universität besucht. Diese Mission wird wesentlich von dem bekannten Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld gefördert, in dessen Anstalten die Missionare einen Teil ihrer Vorbereitungszeit zu bringen. Nach manchen Schwierigkeiten in den ersten Jahren ihres Bestehens scheint sie jetzt die richtigen Geleise gefunden zu haben, und demgemäß sind auch in den letzten Jahren die Erfolge auf dem Missionsfelde größere geworden.

Wir sind am Ende unserer Wanderung, da wir, wie billig, darauf verzichten, über unseren Verein an dieser Stelle zu berichten. Wir sehen, daß es eine große Reihe deutscher Gesellschaften giebt, die wenn auch noch so verschieden untereinander, doch das eine große Ziel sich gesetzt haben, Jesus Christus den Heiden zu bringen. Und wenn sie auch alle, jede an ihrem Ort, mit ihren besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, unser gemeinsames Werk geht doch vorwärts. Klein ist der Anteil, den unser Verein zur gesamten Arbeit beitragen kann, aber niemand, der es aufrichtig mit der Mission meint, wird ihn missen wollen. In dem großen Chorus der deutschen Missionsgesellschaften hat auch der Verein einen Platz, der auf seine Fahne die Devise geschrieben hat: „Das Evangelium den Kulturvölkern unter den Heiden" und der sein Ziel, wie es ihm durch die besonderen Missionsobjekte an die Hand gegeben ist, mit allen Mitteln unserer neueren wissenschaftlichen Theologie zu erreichen sucht. Wir wollen nicht negieren und zerstören, sondern aufbauen, aber in der Weise, die wir für die rechte halten und die nach unserer Überzeugung auch dem Evangelium Jesu Christi entspricht. Unser Gott aber, der es den Aufrichtigen gelingen läßt, kröne auch unser Werk mit dem Segen, der in so reichem Maße die evangelische Mission des 19. Jahrhunderts begleitet.

Litteratur.

Stosch, G. Im fernen Indien, Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherischen Mission unter den Tamulen. Berlin, Martin Warneck. (1896) kl. 8°, VI und 223 S. 2,80 M., elegant gebunden 3,60 M.

Mit diesem Buche hat der junge Verlag, der bekanntlich seit Anfang des Jahres die von D. Warneck herausgegebene „Allg. Miss. Ztsch." übernommen hat „seine erste größere Aufgabe gewagt" und damit einen glücklichen Griff gethan. Der fleißige Verfasser, der — von 1888—1892 Leipziger Missionar in Indien — sich durch tüchtige, sachkundige und besonnene Artikel namentlich im „Evang.-luth. Miss. Bl." (von 1888 an) und in der **A. M. Z.** (1891, 268 ff. 339 ff.; 1892, 97 ff. 234 ff. 553 ff.; 1893, 385 ff.), sowie besondere Arbeiten (Miss. u. soz. Frage, Berlin, Buchh. der Berliner Miss.-Ges. 1895, 20 Pfg. und Aufgabe der Mission in Indien nach ihrer innern Gestalt, westpreuß. Prov.-Miss.-Konf. 1892, 20 Pfg.) schon längst einen rühmlichen Namen gemacht hatte, hat in unserer Schrift „zerstreute Blätter

einer Anregung folgend vereinigt“ und bietet hier in der That eine Fülle von feinen und treffenden Beobachtungen, Kritiken, Anregungen und Vorschlägen, daß man sich zum lebhaftesten Bedauern darüber genötigt sieht, daß es dem Verfasser sein Gesundheitszustand nicht erlaubt hat, länger als Missionar in Indien zu weilen. Wir übergehen als weniger wertvoll die zwanglosen „Reisebriefe“ (S. 3—17), durch die man bisweilen viele Meilen weit wieder zurückgeworfen und von London mit seiner großartigen St. Pauls-Kathedrale und Westminster-Abtei, seiner unermüdlichen britischen Bibelgesellschaft, seinem gewaltigen britischen Museum über das weite, große Meer mit seinen Freuden, Leiden und Arbeiten nach Port Said, Colombo, Madras und Trankebar geführt wird. Wir übergehen auch die Beschreibung des Reformationsfestes (18—22), der Passions- und Osterzeit (27—31), einer Konfirmation (32—43) und des ersten Eindrucks in Indien (44—69), obgleich man schon hier — um einiges hervorzuheben — manchen interessanten Einblick erhält in die weltliche Seite auch kirchlicher Feste bei den Tamulen, die z. B. ohne Feuerwerk, den Inbegriff aller Wonne für den Eingeborenen, kaum denkbar sind (22—30), die Feier des Aschermittwochs als eines hochgehaltenen Feiertags mit Bußtagsgepräge (24), in tamulische Musik (26 f.) und Liturgie (30—21), Konfirmandenunterricht (24 ff.) und Konfirmation (40 f.), Indiens Schönheit, Hitze, Reichtum, Armut (44 ff.), Beamten-Bestechlichkeit und Parteilichkeit (50 ff.), Mission und Landwirtschaft (51 ff. Der Gedanke, den der Verfasser hier anregt, ist kürzlich dadurch verwirklicht worden, daß die Leipziger Missionsgesellschaft ein ganzes Dorf mit 230 Morgen fruchtbaren Reislandes, 30 Morgen Wiesen und 50 Morgen Brachland angekauft hat, um armen christlichen Parias eine Beschäftigung zu geben), in die tamulische Sprache mit ihrer Vieldeutigkeit und Wörtermenge (56 f.), den Kural mit seinen Rätselreden, Gedankenspielen, Übertreibungen, Bearbeitungen (58 ff.), das Heidentum in seiner Schwäche und seiner Macht (63 ff.), die Ursachen des langsamen Fortschritts des Christentums (64 ff.). Auch „die Besuche in tamulischen Heidendörfern“ und eine englische Schulprüfung (70—94) übergehen wir, nicht als ob hier nichts Interessantes geboten oder nicht treffende Bemerkungen gemacht würden, sondern weil das meiste in mehr oder weniger ähnlicher Form öfter schon beschrieben worden ist. Der Schwerpunkt des Buches liegt offenbar in seiner zweiten Hälfte, die ganz vortreffliche Einzelarbeiten enthält. Der Artikel „Ein heidnischer Munschi und sein christliches Lehrgedicht“ (95—106) beschreibt, wie Stoschs Munschi (Sprachlehrer), der zwar Heide geblieben ist, aber von dem auch Grundemann gelegentlich seines Besuchs in Indien sagte: „In der That dieser Mann ist nicht fern vom Reiche Gottes“, in einem wunderbar formvollendeten echt tamulischen, heiligen Gedichte das Leben Jesu von der Verkündigung an bis zur Himmelfahrt in 38 Gesängen dargestellt hat, einem Gedicht, das unter dem Titel „Die Herrlichkeit Christi“ auf Kosten eines deutschen Missionsfreundes in Trankebar gedruckt worden ist und das bei der Vorliebe der Tamulen für Verse wohl geeignet scheint, durch Benutzung bei Heidenpredigten und im Unterrichte für das Christentum zu wirken. Der Aufsatz „Natursymbolik bei den Tamulen“ (107—124) behandelt die von der unseren meist sehr verschiedene, oft überaus phantastische, sonderbare und rätselhafte Symbolik der Sonne, des Mondes, der Sterne, des Wassers, der Pflanzenwelt (besonders der Lotosblume, des Lieblings indischer Poesie) in der tamulischen Poesie, während der folgende (125—133), „Indischer Musikenthusiasmus“, die oft ein Lächeln hervorrufende, überschwängliche, naive Beschreibung einer musikalischen Soiree beim Gouverneur in Madras von seiten eines eingebornen Musikfreundes aus dem Jahre 1856 enthält. Ganz vorzüglich aber sind Stoschs Arbeiten über einige Grundbegriffe der Religion in tamulischer Sprache, die indische Kaste, das englische Schulwesen, die Aufgabe der Mission nach ihrer innern Gestalt. Dem Refe-

renten waren ja gerade diese Arbeiten schon bekannt, doch fesselt Stosch immer wieder durch den tiefen Blick in die tamulische Gedankenwelt, die scharfe Erfassung der springenden Punkte, die lichtvolle Darstellung, die besonnenen Vorschläge. Wer eine Ahnung bekommen will von der Schwierigkeit der christlichen Mission in Indien, der lese diese Artikel. Wie schwer ist es schon, ein geeignetes Wort für Gott zu finden in jenem polytheistischen, pantheistischen, atheistischen (alles geht durch einander) Lande, und wie verschieden sind darum schon die von den einzelnen Missionen gebrauchten Namen! Wie schwer ist's, den Tamulen die Begriffe „Seele", „Gewissen", „Glauben", verständlich zu machen! Den Höhepunkt bildet die Arbeit über „Die indische Kaste" (157—188), ihre Macht, Entstehung, Beurteilung und Überwindung. Gerade sie wird wohl auf Widerspruch stoßen [1]), namentlich von seiten englischer Missionsgesellschaften, und doch wüßten wir nicht, was sich Erhebliches einwenden ließe. Im vorletzten Artikel legt Stosch die Hand auf einen wunden Punkt im indischen Volksleben, nämlich auf die zahlreichen Mängel des englischen Schulwesens in Indien (187—207), besonders seine religiöse Neutralität, die die indische Jugend ruiniert und ein ehrgeiziges, egoistisches, sittenloses Beamtentum heranzieht, und seinen schädlichen Einfluß auf die Missionsschulen, in denen sich von Jahr zu Jahr die Lage der Dinge mehr zu Ungunsten des christlichen Einflusses verschiebt. Im Schlußartikel (208—223) behandelt Stosch den Kampf der Mission gegen „Die Gottlosigkeit Indiens im Gewande der Religion", die allein mit dem einfachen Gotteswort zu überwinden sei, ihren äußerlichen und innerlichen Erfolg und ihr letztes Ziel: Bekanntmachung ganz Indiens mit dem Evangelium von Christo und Zubereitung „Der Braut für die Hochzeit des Lammes". Zu diesen letzten, oft recht apokalyptischen Ausführungen haben wir viele Fragezeichen machen müssen. Warum der αἰὼν οὗτος so bald ein Ende nehmen und die moderne Mission wesentlich eine Johannesaufgabe haben soll vor dem nahenden jüngsten Tage, warum man nicht eine große indische Volkskirche für die Zukunft erhoffen soll (220 ff.), ist nicht ersichtlich. Gerade Indien mit seinem Familien- und Kastengeist weist doch darauf hin, daß die Mission ihr Augenmerk nicht nur auf Einzelbekehrungen, sondern auf Christianisierung ganzer Kreise zu richten hat (das ist ja wohl auch zunächst die Meinung Grundemanns, gegen den sich Stosch mit zu wenden scheint). Der Vergleich der apostolischen Gemeinden und der Christen der ersten Jahrhunderte, die ein völlig anderes Gepräge trugen, mit den indischen hinkt doch recht. Und mehrt sich nicht gerade jetzt die Zahl der Christen in Indien in erfreulicher Weise? Es will mir scheinen, als ob hier doch einmal der dogmatisch-eschatologische Standpunkt des Verfassers, der ja auch sonst bisweilen, besonders in der Dämonologie hervortritt (12, 25, 38, 62, 67, 181, 214), ihm die Feder geführt hatte. Der spezifisch ev.-luther. Standpunkt macht sich nur selten geltend (35, 39). Recht wohlthuend haben Referenten Stellen, wie S. 212 f. berührt, die eine schöne Weitherzigkeit bezeugen. — Fast möchte es klein erscheinen, hier noch auf einige Nebensächlichkeiten hinzuweisen, auf die unseres Erachtens nicht zutreffende Charakteristik des Bonifatius (180), den inkorrekten Satzbau S. 174 (unten), die verschiedene Schreibweise von Brahmine (28, 166), während sonst Brahmane geschrieben wird, von Madrás (105) während sonst Madras oder Madrâs geschrieben wird (z. B. 15, 106 f. 193, 197. Auch andere Wörter werden ebenso verschieden geschrieben wie Majáveram 16 cf. 27; es dürfte überhaupt die Grundemannsche Schreibweise Mayaveram richtiger sein, wie auf der Karte auch Tirupatie statt Tripatty 107, Arkot statt Arkád 93, Pattambakam statt Patnambakam 72 zu lesen ist), die Druckfehler (Tejo für Tajo 8, ereicht für erreicht 13, während bald mit bald ohne h, z. B. 27, 190, 193, m für n 46, i statt J 91, angeignet für angeeignet 95, könne für könnte 108, das für

[1]) Ist geschehen.

daß und umgekehrt 109, 187, Individiulität 189 und zahlreiche Interpunktionsfehler). Doch das nur nebenbei! Wir empfehlen das an feinen Bemerkungen, geistvollen Parallelen, treffenden Vergleichen, gesunden Betrachtungen reiche Buch allen Missionsfreunden. A. Schillbach.

Karl Mirbt, Dr., Professor in Marburg. Der deutsche Protestantismus und die Heidenmission im 19. Jahrhundert, 56 S., Gießen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1896. 1,20 M.

Das Büchlein, ein erweiterter Vortrag, den der Verfasser auf der theologischen Konferenz zu Gießen gehalten hat, giebt einen vortrefflichen Überblick über die Leistungen des deutschen Protestantismus auf dem Gebiet der Heidenmission im 19. Jahrhundert. Der geschichtliche Aufriß des Ganzen ist geradezu mustergiltig. Die vielen und oft recht feinen Anmerkungen im Anhange beweisen, daß der Verfasser seinen Stoff voll und ganz beherrscht. Man darf gespannt auf das größere Werk über Missionsgeschichte sein, das Prof. Dr. Mirbt in der Reihe der bei J. C. B. Mohr in Freiburg i. B. erscheinenden Grundrisse der theologischen Wissenschaft herausgeben will. Unser Verein wird an mehreren Stellen in wohlwollender Weise erwähnt; auch finden seine Bestrebungen Anerkennung. Freilich heißt es S. 54: „Ob es dem Verein möglich sein wird, gerade unter den eigentümlichen Verhältnissen Japans positive Wirkungen auszuüben und nach Seiten der religionsgeschichtlichen Forschung Verdienste zu erwerben, kann im Blick auf sein Alter erst die Zukunft lehren". Ein Irrtum aber, den wir nun schon Jahre lang fast bei jeder Gelegenheit zu berichtigen versucht haben, scheint unausrottbar zu sein. Prof. Dr. Mirbt sagt S. 54: „Daltons Vorwurf gegen die Überführung wissenschaftlich-theologischer Kritik kann bis jetzt nicht als widerlegt gelten, und es ist auch nicht einzusehen, unter welchem Gesichtspunkt dieses Verfahren gerechtfertigt werden könnte". Wir betonen hier aufs neue: 1. Es ist eine unrichtige Behauptung, daß unsere Vertreter in Japan durch die wissenschaftlich-theologische Kritik als solche die Japaner für das Christentum gewinnen wollen. Sie wissen gerade, weil sie akademisch gebildete Theologen sind, recht wohl, daß man einzig und allein dadurch, daß man Jesum Christum predigt, Seelen für sein Evangelium gewinnen kann. 2. Es beruht auf völliger Verkennung der eigentümlichen Verhältnisse in Japan, wenn man meint, ohne unsere moderne theologische Wissenschaft dort auskommen zu können. In Japan strömt die moderne Philosophie durch tausend Thüren und Thore ein. Wie will man sich aber mit Leuten, die sich diese angeeignet haben, anders auseinandersetzen, als daß man ihnen zeigt, daß alle die tausend Einwürfe, die ein modernes Denken gegen das Christentum erheben muß, doch nicht den Kern desselben zu berühren vermögen? — und das kann man nur durch Einführung der modernen Theologie. Wie hier in Deutschland, so ist auch draußen in Japan gerade die moderne Theologie eine positive, aufbauende Macht. Und daß unsere Bestrebungen von unbefangenen Kennern der japanischen Mission gebilligt und anerkannt werden, das beweist das Urteil Dr. Greenes, eines der ältesten Missionare in Japan, vgl. Z. M. R. 1895, S. 88 u. f. Die Japaner selbst wissen recht wohl den Wert unserer „wissenschaftlichen" Theologie zu schätzen. Auch der Amerikanische Board legt Wert auf gründliche theologische Ausbildung seiner japanischen Sendboten.

H. Lehmpfuhl.

J. Bolljahn, Lehrer an der kaiserlich-japanischen Kriegsschule in Tokyo. Japanisches Schulwesen, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand. Mit 3 Abbildungen. 78 S. Berlin, A. Haack. 1896. Broschiert 1,50 M., 25 Exemplare 25 M.

Es ist das erste deutsche Werk, das uns eine eingehende Darstellung geschichtlichen Entwicklung und des gegenwärtigen Standes des Schul-

wesens in Japan giebt, und wer weiß, welche Mühe gerade eine solche grundlegende erste Arbeit macht, wird dem Verfasser nur um so größeren Dank für seine Gabe zollen. Es ist ein gewaltiger geschichtlicher Stoff, der in den 78 S. bewältigt ist, und nur ein Mann, der wie der Verfasser lange Jahre als Schulmann in Japan thätig und dem der Einblick in die Quellen möglich ist, konnte ihn bewältigen. Vom mythologischen Zeitalter bis zur Neuzeit durchwandern wir alle die Unterrichtsformen und -Methoden, die es in Japan gegeben hat, lernen wir dies Volk in allen Phasen seiner geistigen Entwicklung aufs genaueste kennen. Hier und da hat die Fülle des geschichtlichen Materials den Verfasser verleitet, von seinem eigentlichen Thema abzuschweifen. Sonst wäre seine Darstellung an manchen Stellen noch konziser geworden, und das Ganze hätte noch eine größere Einheitlichkeit gewonnen; aber dies beeinträchtigt den Gesamtwert dieses Werkes nicht. Jeder, der sich über japanisches Schulwesen unterrichten will, wird es benutzen müssen. Und nicht nur Pädagogen, sondern alle, die sich über den gewaltigen Aufschwung dieses interessanten Volkes in den letzten 30 Jahren auf einem seiner wichtigsten Gebiete unterrichten wollen, werden es mit Dank lesen. Der Reinertrag ist für die Armenschule unseres Vereins in Tokyo bestimmt.

H. Lehmpfuhl.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Haccius, Die Hermannsburger Mission (A. M. Z. 97, 1). Der Morgenländische Frauenverein (ebenda). Berlin, Die modernen Allianz-Missionen (ebenda, 1—3). Richter, Bischof French (ebenda, 2). J. Haller, Augustin, De catechizandis rudibus (ebenda, 3). Ein Missionsjubiläum (B. M. M. 97, 1 u. 2). J. Richter, Auf apostolischen Missionswegen (D. evgl. Miss. 97, 1 u. 3). L. Schneller, Vater Schneller und das syrische Waisenhaus in Jerusalem (ebenda, 2). Schwarzkopf, Aus der Arbeit des Morgenländischen Frauenvereins in Berlin (Calw. Miss.-Bl. 97, 2). Zum hundertsten Geburtstage F. W. Beckers (ebenda, 4). Die Kultur eine Gehülfin der Mission (Beibl. d. Hermbg. Miss.-Bl. 97, 2). Pastor Dr. theol. Vietor (Nordd. Miss.-Bl. 97, 2). Die Förderung der Schulen in den Kolonien (D. Kol. Ztg. 97, 7). Zeller, Der Islam in seinem Verhältnis zum Christentum (Chrstl. Orient 97, 2). Drews, Die Anschauungen reformatorischer Theologen über die Heidenmission (Z. f. prakt. Theol. 97, 1). Ramseyer, Esclavage et mission (Le Missionaire 97, 3), D. Fraser, European extension of the volunteer movement (Miss. Rev. 97, 2). D. Wilkinson, Preparation classes for intending missionary candidates (Church Miss. Int. 97, 1). W. Pratt, The late Rev. B. Davis — in memoriam (ebenda, 3). Frederic E. Wigram — in memoriam (ebenda, 4). H. McNeile, The evangelisation of the world in this generation (ebenda). P. Shirreff, Sell's „Faith of Islam“ (ebenda). N. Hitchcock, Congregationalism in foreign missions (Miss. Her. 97, 1). The administration of the American Board (ebenda, 3). P. Beach, A successful experiment in the study of missions (ebenda). J. Vahl, Om nogle ev. Missionsselskaber og deres Virksomhed (Nordisk M. T. 97, 1).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

G. Kurze, Missionsrundschau über Amerika (A. M. Z. 97, 1). Missionsleben unter den Rothäuten Amerikas (B. M. M. 97, 3). Suriname (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 1). Labrador (ebenda, 1 u. 2). Alaska (ebenda). R. Young,

The Gospel among the Red Men (Miss. Rev. 97, 1). G. S. Fisher, The entrance of Ecuador (ebenda). Sunshine and shadow in the Far West (Church Miss. Int. 97, 2). J. Peck, Daily life on the Arctic Circle (ebenda, 3) C. Collins, Hospital work among the Indians (Americ. Miss. 97, 3). H. C. Minton, Presbyterianism in California (Church at home and abr. 97, 3)

B. Afrika.

Kornrumpf, Nacht und Licht im Hererolande (B. M. M. 97, 1). Schattenbilder aus der Vergangenheit Ugandas (ebenda, 2). J. Hesse, Die Jesuiten in Madagaskar (Evgl. Kirch.-Bl. f. Wttbg. 97. 8). Kleine Züge aus Ostafrika und Uganda (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 97, 2). Madagaskar (ebenda, 3). Missionserfahrungen in Natal (Calw. Miss.-Bl. 97, 1). R. Zihmann, Schreckenszeiten im Sudan (Miss.-Freund 96, 12). A. Merensky, Mogoera oa Basutho, oder: Der Basuto-Freund (ebenda, 97, 1). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Süd-Transvaal (Berl. M. B. 96, 12; 97 1, 3). Ephoralkreis Nord-Transvaal (ebenda, 1 u. 2). Nachrichten von der Station Tshibi (Maschonaland) (ebenda, 3). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Natal (ebenda). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 1—3). Urambo (ebenda, 2. Beiblatt). Ovambolomo (Rhein. Miss. 97, 2). Die neue Bergdamrastation Gaub (ebenda). Sulumission. Betschuanenmission (Hermbg. Miss.-Bl. 97, 1—3). Die Indier in Natal (ebenda, Beibl. 1). Die lutherische Mission auf Madagaskar (ebenda, Beibl. 3). Die Entwicklung von Deutsch-Ostafrika 1895/96 (Ostafr. M. N. 97, 2 u. 3). Herold, Rechtsprechung der Evhe-Neger (D. Kol.-Ztg. 97, 8). Pour les fétiches ou pour Jésus (Le Missionnaire 97, 2). W. E. Cousins, Trying times in Madagaskar (Miss. Rev. 97, 1). J. Johnson, An African clergyman's visit to Bonny (Church Miss. Int. 97, 1). Tucker, A visit to Toro (ebenda). Slavery in British East Africa (ebenda, 2). Tucker, Statistics of the work in Uganda (ebenda, 3). M. Dahle, Summenslutning til luthersk Kirkearbeide i Syd-Ost-Afrika (Nordisk M. T. 97, 1). Aas, En Hilsen fra Syden (ebenda). J. Vahl, Congo Uddannelsesanstalten for afrikanske Studenter (ebenda).

C. Asien.

Strümpfel, Dr. Mackay's Arbeit auf Formosa (A. M. Z. 97, 1 u. 2). J. Frohnmeyer, Die Basler Mission in Indien (B. M. M. 97, 1—3). Die Tibetische Pionier-Mission (ebenda, 2). A. Flex, Erzählungen aus der indischen Mission (D. evgl. Miss. 97, 1). Die Hungersnot in Indien (Calw. Miss.-Bl. 97, 3). Knak, Unsere Missionare in China (Berl. M. B. 96, 12; 97, 1—3). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 3). Die offenen Thüren in China (Rhein. Miss. 97, 1). Nias (ebenda, 1 u. 2). Sumatra (ebenda, 3). Die Teuerung und Hungersnot in Indien (Biene a. d. Missionsf. 97, 1). Indien (Hermbg. Miss.-Bl. 97, 1—3). Brown, Die Syrer in Persien und der Osttürkei (Christl. Orient 97, 1). Pfeiffer, Die Anfänge der protestantischen Kirche in Armenien (ebenda, 1—3). H. Jessups, The Mecca certificate (Miss. Rev. 97, 1). B. Shaw, The siege of Tibet (ebenda, 2). W. Ashmore, China, past, present and future (ebenda). G. S. Hays, The woman of China, heathen and christian (ebenda). L. Gifford, Polygamous applicants I (ebenda). A. H. Smith, Barriers of progress in China (ebenda). Hutchinson, The Indian government and christian missions (Church Miss. Int. 97, 1 u. 2), Special missions in India, I. Telugu country, II. Travancore and Cochin (ebenda, 4). Missionary Work in Fuh-kien (ebenda). J. Smith, The Indian famine (Miss. Her. 97, 1). Farnsworth, The Armenians (ebenda, 2). Some results of relief work in Turkey (ebenda, 3). Dwight, Fourth annual convention of the Fuhkien societies of Christian Endeavour (ebenda). G. Graafland, Bericht nopens den voortgang der

Evangelisatie in de Minahassa over 1895 (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 40, 3 u. 4). Statistieke opgaven in de Minahassa over het jaar 1895 (ebenda). A. C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (ebenda). Ons Jubeljaar (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 97, 1). Sovoe (ebenda, 2). Mòdjòwarnò (ebenda, 3). B. M. Alkema, Uit Bandoeng en Tjiandjoer (Org. d. Nederl. Zendelingsver. 97, 1). De inval der Roomschen (ebenda). L. Tiemersma, Eene Huwelijksvoltrekking en Doopscandidaten (ebenda, 2).

D. Südsee.

G. Kurze, Missionsrundschau über Australien und Ozeanien (A. M. Z. 97, 2 u. 3). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 2).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Über die Einweihung der neuen deutschen evangelischen Kirche in Tokyo schreibt Pf. Dr. Christlieb:

„Die Einweihung der neuen Kirche ist am 27. Januar, vormittags 10 Uhr, festlich begangen worden. Die Deutschen Tokyos hatten sich ohne Unterschied der Konfession fast vollzählig eingefunden; eingeladen und erschienen waren außer den Gesandten Österreich-Ungarns, der Niederlande, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten, eine Anzahl Deutscher aus Yokohama, sowie englische, amerikanische und japanische Gäste. Aus Anlaß der japanischen Landestrauer mußte auf die bereits zugesagte Mitwirkung der kaiserlichen Kapelle verzichtet werden; dafür übernahm Herr Keil aus Yokohama den musikalischen Teil des Gottesdienstes auf unserem prächtigen neuen Harmonium. Missionar Pf. Schiller las die Eingangsliturgie, unser japanischer Gehilfe Pred. Minami verlas eine Adresse, in der der Freude der Japaner über die Vollendung des Gotteshauses Ausdruck gegeben war; die Festpredigt und das Weihegebet hielt Pf. Dr. Christlieb. Die Kirche selbst war festlich geschmückt mit Blumen und mit all den schönen Gaben, die uns von unseren deutschen Glaubensbrüdern in der Heimat geschenkt worden sind".

Aus China.

Nach Pfarrer Kranz' Bericht über das IV. Quartal 1896.

Unser Missionar Kranz ist im letzten Vierteljahr leider an einem leichten Anfall von Typhus krank gewesen, von dem er jedoch mit Gottes Hilfe wieder völlig hergestellt ist. Er konnte deshalb nur in geringem Umfange seine Studien und Arbeiten fortsetzen. Er schreibt: „Am 10. Dezember hatte die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge Jahresversammlung, und als deren Sekretär hatte ich Anfang Dezember mit den Vorbereitungen zu der Versammlung viel zu thun. Den Jahresbericht, welcher schon Ende November bei dem Executive Committee cirkulieren mußte, hat nach von mir gegebenen Grundgedanken Rev. Williams abgefaßt. Die Versammlung verlief recht günstig. Wir haben 600 Berichte gedruckt, von denen ich etwa 200 hier in China verteilt und 230 nach England an Rev. Richard und die Christian Literature Society for China gesandt habe. Anfang Dezember habe ich auch meinen Aufsatz „Das Christentum ist die Vollendung des Konfuzianismus", welcher in Abschnitten in der Wan Kwoh Kung Pao erscheint, separat als Buch drucken lassen in 2000 Exemplaren und bereits 500 Exemplare davon verbreitet.

Der Grundgedanke des Schriftchens ist, daß das Christentum nicht auflösen, sondern erfüllen will; es will 1. das Gute am Konfuzianismus bewahren, 2. das Fehlerhafte verändern, 3. das Mangelnde ergänzen. Das Geld, welches ich vom Verein zur Verbreitung Faberscher Werke empfing (im Ganzen 189,54 M.), habe ich dazu benutzt, weitere Gesuche um Dr. Fabers Markuskommentar zu befriedigen; wir konnten dafür 210 Exemplare verbreiten. Von einem deutschen Missionar, der in Verbindung mit der China Inland Mission steht und auch 2 Exemplare bekommen hat, hörte ich kürzlich, daß das Werk in seiner Station einem heidnischen Gelehrten zum großen Segen gereicht und bei einem anderen heftige Zweifel an der kindlichen Pietät Jesu überwunden habe. Außerdem sind zahlreiche Anerkennungsschreiben von anderen Missionaren im Namen der eingeborenen Gehilfen eingetroffen. — Seit Mitte Dezember habe ich wieder einen chinesischen Lehrer, der in Shanghai geboren ist, also nicht Mandarin (Kuanhoa) versteht. Ich will von ihm den hiesigen Lokaldialekt, eine Art Plattchinesisch zu erlernen versuchen. Augenblicklich lese mit ihm eine Übersetzung von Bunyans Pilgerreise im Shanghai-Dialekt". Weiter schreibt Pf. Kranz, daß er jetzt beabsichtigt als Pendant zu seinem Katechismus: „Der heiligen Schrift wichtigste Lehren" eine gut illustrierte biblische Geschichte: „Der heiligen Schrift wichtigste Thatsachen" herauszugeben. Auch will er einzelne schöne große biblische Bilder, auf deren Rand er eine Erklärung dessen, was sie vorstellen, oder den biblischen Text der betreffenden Geschichte in Chinesisch drucken lassen will, verbreiten, da die Chinesen gern mit solchen Bildern die Wände ihrer Wohnungen schmücken. Endlich berichtet er: „Am 25. Oktober hatte ich noch krank im Bett die große Freude, meine Mutter wiederzusehen, die durch ihren Mut, beinahe 60 Jahre alt noch die weite Reise zu unternehmen, anderen jüngeren Leuten ein anspornendes Beispiel gegeben hat, daß sie sich nicht fürchten sollen, auch nach China herüberzukommen und an der Evangelisation dieses Millionenvolkes mitzuhelfen . . ."

„Über die allgemeine Lage in China läßt sich wenig Bestimmtes aussagen. Es scheint ja, als ob in den höheren Kreisen der Chinesen ein ernstliches Verlangen nach Reformen sich regte. In den Tageszeitungen wird viel von Einführung der Eisenbahnen geredet. Wenn nur nicht eine große, alles ins Chaos auflösende Revolution einen Strich durch die Rechnung macht. Ich kann das Gefühl nicht loswerden, daß eine solche Revolution bevorsteht. Gewiß würde es dabei nicht ohne viel Blutvergießen abgehen. Besser wäre es, wenn sich die Reformen auf friedlichem Wege stiller, ernster Arbeit einführen ließen, doch wer weiß, was Gott der Herr für dieses große Volk beschlossen hat?"

Aus den Zweigvereinen.

Der Berliner Hauptverein

feierte am Sonntag, den 21. Februar, abends 6 Uhr in der Lutherkirche sein Jahresfest. Der große Raum der herrlichen und im Glanze der vielen Lichter doppelt schönen Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt; weit über 2000 Personen waren erschienen, um der Feier beizuwohnen. Die Festpredigt hatte Prof. D. Harnack übernommen. Unser berühmter Kirchenhistoriker sprach nicht nur wie stets lebendig, packend, geistreich und mit persönlicher Wärme, — es waren auch missionstheoretisch hochbedeutsame Gedanken, die er unter Anknüpfung an Matth. 5, 2—10 über den rechten Inhalt der Predigt unter den Heidenvölkern vor seinen Hörern entwickelte: Die rechte Missionspredigt hat Jesus Christus selbst in den Seligpreisungen gehalten, die nicht bloß zufällig vom Evangelisten an den Anfang seiner Wirksamkeit gerückt sind. Matthäus wollte gleich an den Anfang die ganze Herrlichkeit des Evangeliums stellen. Aber was hat uns nun das Evangelium gebracht, und was sollen wir den fernen Völkern bringen? Was ist die rechte Seligkeit, und wem wird sie zu teil? Alle Religionen verheißen sie zu geben; aber sehr verschieden ist die Seligkeit, die die [ver]schiedenen Religionen verheißen. Ganz abgesehen von jenen, die sie in irgend

welchen unsittlichen Befriedigungen der Genußsucht zu finden wähnen, — welche Verschiedenheiten giebt es auch unter den ernsten Religionen! Die griechische glaubte durch Kunst und Wissenschaft die Dissonanzen des Lebens wegthun zu können. In der Empfindung für das Schöne sollte das Herz Seligkeit haben; aber das hat sich als ein falscher Wahn überall da herausgestellt, wo dem Herzen der Begriff des Heiligen, wo ihm ethische Güter zum Bewußtsein kamen. — Die römische Religion sagte: Wenn du für das große Ganze lebst, wenn du dich ganz in den Dienst der Menschheit stellst und selbst verschwindest, dann hast du Seligkeit. Aber auch diese Seligkeit zerrinnt, wo dem Herzen ein Strahl des Heiligen aufgeht. — In Japan und China hat man aber einen noch tieferen Begriff der Seligkeit. Da lehrt man, Schmerz und das, was uns das Leben so schwer macht und uns keine Ruhe finden läßt, Krankheit und Tod sind unüberwindlich. Ihnen gegenüber gebührt dem Menschen nur Schweigen und Verzicht. Wenn er selbst nichts mehr sein will, dann wird über ihn eine stille Ruhe kommen, dann wird er Seligkeit haben. Welche Lähmung und welche Täuschung! Denn welche Handlung ist noch da möglich, wo als das selige Ende der Tod umfaßt werden soll! Das ist eine tiefe Religion, aber eine Religion der Verzweiflung! So lange das Menschenherz schlägt, wird es wollen! — Da kommt nun Jesus und sagt: Selig seid ihr; denn ihr sollt getröstet werden. Er nennt Krankheit Krankheit und Tod Tod, aber er verheißt eine Kraft, die imstande ist, diesen Tod zu überwinden. Er bindet den Missionaren aufs Herz: Tröstet, tröstet mein Volk. Das Evangelium die Botschaft des Trostes. So soll es verkündigt werden in China, wo man keine Barmherzigkeit kennt, wo Tausende jährlich Hungers sterben, ohne daß sich jemand um sie kümmert, wo viele Hunderte Mädchen jährlich erbarmungslos ausgesetzt werden. Trost, Barmherzigkeit! Worte, sagt man, nichts als Worte! Entweder der Schmerz heilt selber, dann ist er nicht groß, oder er ist groß, dann giebt es keinen Trost für ihn. Und doch giebt es einen Trost! Selig seid ihr; denn das Himmelreich ist euer, denn ihr werdet Gottes Kinder heißen, denn ihr werdet Gott schauen! So sollen auch die Missionare zu den Heiden sprechen: Wer da weiß, daß er ein Bürger einer besseren Welt ist, der steht auf einem festen Grund, dem Grund, auf dem aller Heroismus erwächst. Aber nicht nur von einer ewigen Welt spricht der Herr, er sagt auch: Ihr sollt Gottes Kinder sein. Das ist eure Seligkeit. In dieser kalten Welt, da schlägt ein Vaterherz für euch. Und noch weiter geht Jesus, wenn er sagt: Ihr werdet Gott schauen! Zwar nicht mit Augen, aber so, daß er die sicherste Wirklichkeit euch im Leben wird. Und endlich verheißt er: Ihr werdet das Erdreich besitzen, und meint damit, daß dem, der fest gefügt ist im Bunde mit Gott, auch die großen Güter des Lebens zu teil werden. So ist die christliche Seligkeit Trost und Gotteskindschaft und fröhlicher Besitz aller der Güter, die zu besitzen das Leben wertvoll macht — und das muß der Inhalt jeder Missionspredigt sein. Aber am tiefsten erkennen wir erst die christliche Seligkeit, wenn wir beachten, wem sie verheißen ist. Viele Religionen wollen sie durch irgend welche zauberischen Veranstaltungen erlangen; das Evangelium weist aber einen anderen Weg, es stellt zur Gabe uns eine Aufgabe. Jesus sagt: Selig sind die Barmherzigen, die Sanftmütigen, die Friedfertigen, die reines Herzens sind, die geistlich arm sind, die hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Etwas Neues ist damit nicht gesagt, aber die Einfalt und der Ernst dieser Worte treffen uns tief! Gott giebt uns, was wir üben, das ist sein Gericht und seine Gnade. Wer Barmherzigkeit übt, soll sie erlangen, und wer reines Herzens ist, soll Gott schauen, weil er es zukehrt der Sonne der Gnade. Es gilt der Satz: Dir geschieht, wie du willst. Aber am tiefsten weisen uns den Weg der Seligkeit die Worte: Selig sind, die da geistlich arm sind und die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit d. h., die nach Erlösung ausschauen. An einem zweifeln die Menschen nicht, daß, wenn ihnen bestimmte Lasten abgerückt werden, sie selig werden. Doch wie viele falsche Erlöser giebt es! Nur Christus kennt ein Mittel, das hilft: Wo eine Seele Sehnsucht nach einem höheren Leben hat, da will dies der Herr für voll annehmen

und ein solches Herz nicht ungestillt lassen. — Das ist die Predigt von der christlichen Seligkeit. Selige Kinder mit reinen Herzen im Hause ihres himmlischen Vaters. Das sollen wir werden, das sollen unsere Missionare verkündigen. Möchte aus der Missionspredigt abfallen, was nicht aus diesem Wort Jesu geboren ist! — Den Bericht über die Arbeiten des Vereins im verflossenen Jahr erstattete unser neuer Missionar Pred. Wendt. — Die am Schluß des Gottesdienstes gesammelte Kollekte gab den reichen Ertrag von 144 Mark.

An den Festgottesdienst schloß sich eine Nachversammlung, die durch einige musikalische Vorträge eingeleitet wurde. Die Reihe der Ansprachen eröffnete Prof. Dr. Pfleiderer, der in seiner Rede davon ausging, daß die Schwierigkeiten, mit denen die Mission zu kämpfen habe, nicht im Missionsbetrieb unseres Vereins lägen, wie man sehr oft hört, sondern in den Verhältnissen Japans, wie sie durch den letzten Krieg geschaffen worden seien, und dann auf alle die bedenklichen Zeichen hinwies, wie den Zusammenbruch der berühmten Doshisha, der christlichen Hochschule, die darthun, bis zu welchem Grade das Nationalgefühl der Japaner gesteigert worden ist. Aber Christentum und Nationalität schließen einander nicht aus. Das beweist auch unser Volk; denn die Germanen haben das Christentum germanisiert. Und darum können wir den Japanern gegenübertreten mit der Gewißheit, daß sie das Christentum nicht entbehren können weder als Menschen noch als Nation. Es bahnt sich dort ein Neues an, Japan befindet sich in einer Gährung, ähnlich der der Völker in den ersten Jahrhunderten des Christentums. Die japanischen Volksreligionen haben sich ausgelebt, alles, was sie Hohes und Schönes hervorgebracht, ist im Schwinden begriffen, die älteren Japaner klagen über den Mangel an Pietätsgefühl bei der Jugend, und zu alledem kommen die Versuche, die alten Religionen durch Aufnahme christlicher Elemente wieder lebensfähig zu machen. Woher soll man da das Heilmittel nehmen. Die Wissenschaft giebt es uns nicht, wie viele moderne Japaner glauben; das innerlich den Menschen Bindende liegt im Gewissen, nicht im Wissen. Nur in der Gebundenheit an einen höheren Willen ruhen die starken Wurzeln unserer sittlichen Kraft. Das müssen wir den Japanern vorhalten. Sie geben ihre eigene Zukunft preis, wenn sie sich von Gott losreißen. Zurück kann Japan nicht mehr zu seinem alten Götterglauben; es kann nur vorwärts und aufwärts zu einem höheren und besseren, dem christlichen Glauben. Wir stehen zwischen zwei Festen, von denen das eine uns erinnert, was uns das Christentum bietet, das andere, was wir als Deutsche unserem Vaterlande zu verdanken haben. Beides, die Reformation und die Aufrichtung des deutschen Reichs, steht mit einander im Zusammenhang. Melanchthon hat aber unter den Reformatoren das besondere Verdienst, daß er gezeigt hat, wie die Reformation ins Volk eingeführt werden soll. Er hat uns die große Wahrheit nahe gebracht, daß die göttliche Gnade eine erziehende Macht ist. Darum nennen wir ihn mit Recht den Praeceptor Germaniae. Wir haben die Probe gemacht, daß das Christentum zur Nationalität stimmt, und darum sind wir Deutsche in erster Linie berufen, auch bei den Japanern das Evangelium zur erziehenden Macht zu machen, und haben deshalb auch die heilige Pflicht, es zu thun. — Nachdem noch Pred. Riemann in warmen Worten ausgeführt hatte, welchen Segen die Mission auch für die hat, die sie in der Heimat betreiben, sprach Pred. Dr. Arndt das Schlußwort, indem er für die große Teilnahme, die der Verein in der Luthergemeinde gefunden, in warmen Worten dankte und dem Missionsehepaar Wendt die herzlichsten Segenswünsche des Berliner Hauptvereins mit auf die Reise nach Japan gab.

Der Berliner Missions-Frauen-Verein

veranstaltete am 3. März seinen diesjährigen Familienabend, der einen höchst erfreulichen Verlauf genommen hat. In den mit größter Freundlichkeit dem Verein für seine Zwecke zur Verfügung gestellten prächtigen Räumen der Ravenéschen Gemäldegallerie hatten sich an jenem Abend weit über 700 Personen eingefunden — wohl die größte Zahl von Gästen, die unser Frauen-Verein in Berlin je bewirtet hat.

Den Bericht erstattete Prediger Dr. Arndt. Dann folgten einige Sologesänge des Herrn Dr. O. Schneider und mehrere Klaviervorträge der Kammervirtuosin und Hofpianistin Fräulein Martha Remmert, die wohlverdienten Beifall fanden. Den Schluß des ersten Teils machte eine Ansprache des neuen Missionars Pred. Wendt, der dafür das Jesaiawort: „Ich will euch trösten, wie einen eine Mutter tröstet" als Grundlage gewählt hatte und davon ausging, daß Jesaia hier die Liebe Gottes zu uns mit der einer Mutter, während Jesus sie mit der des Vaters vergleicht. Aber beides finden wir in der Liebe Gottes zu uns vereinigt: Sie ist frei von jeder Härte, aber doch eine ernst erziehende, sie ist keine verzärtelnde, aber doch eine tröstende und erbarmende. Diese Liebe, die von oben stammt, dringet uns, auch die zu trösten, die keinen Trost haben, sie dringet uns, den Heiden das Evangelium zu bringen ausharrend treu bis in den Tod. Diese Liebe in seinem Hause zu pflegen, in seinem Wirken zu bethätigen und den Japanern zu bringen, — das werde seine Aufgabe als Missionar sein.

In der Pause, die nunmehr eintrat, entwickelte sich ein reges Treiben. Die Vorstandsdamen hatten wie im Vorjahr Speisen und Getränke selbst geliefert, die teils am Buffet zu haben waren, teils von jungen Damen in japanischen Kostümen im Saale angeboten wurden. In einem besonderen Raume wurde endlich auch die Laterna magica vorgeführt, die der Frauen-Verein Prediger Wendt an jenem Abend als Geschenk für unsere Missionszwecke in Japan überreicht hatte. Die vielen Bemühungen der Damen fanden reiche Anerkennung und wurden reich gelohnt; in kurzer Zeit waren, eine Tellersammlung eingerechnet, über 850 M. vereinnahmt.

Den Schlußteil des Abends leitete eine Ansprache des Japaners Munio Kubo ein, der etwa folgendes ausführte: Unser heutiges Fest weist uns auf die Aufgabe, die uns für die japanische Frauenwelt gestellt ist. Zwar hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten die geistige Bildung der japanischen Frauen gehoben, aber in ihrer Gemüts- und Charakterbildung ist noch kein Fortschritt geschehen; namentlich ist die zersetzende Wirkung des modernen Lebens, das die alten Sitten und Gewohnheiten zerstört, für das japanische Frauenleben von großer Gefahr; der erziehenden Macht der letzteren beraubt, steht es auf einem sittlich unsicheren Boden, da noch keine geistige, versittlichende Kraft an ihre Stelle getreten ist. Die Bestrebungen der Japaner durch Reformierung des Shintoismus und Buddhismus oder sonstige Heilmittel diesem Mangel abzuhelfen, werden aber zu keinem Erfolge führen. Hierzu ist einzig und allein die christliche Heilskraft fähig, die dem Menschen in dem Geist der geschichtlichen Lebens- und Wahrheitsrealität Jesu von Nazareth offenbart ist. Die christliche Mission hat dieses Heilmittel in der sittlichen Not, die in Japan trotz aller Fortschritte für das Innenleben zu entstehen droht, auszuteilen. Jene Bestrebungen, welche neuerdings mit Eifer auftreten und das sittliche Leben des Volkes zu heben und befestigen suchen, sind trotz ihrer Aussichtslosigkeit in gewissem Sinne als Bekenntnisse einer bedrängten Volksseele anzusehen, sie sind Zeichen des Suchens und Verlangens nach einem innern Heile und Trost, welches dort erwacht ist. Die Zeit liegt vielleicht nicht mehr allzu fern, wo der Boden, den wir zu bebauen begonnen haben, für unsere Säemannsarbeit noch geeigneter wird. Darum dürfen wir unsere Geduld nicht verlieren, sondern wir müssen unverzagt an unserem heiligen Werk festhalten. Möchten sich insbesondere die Missionsfreundinnen ihrer Mitschwestern im fernen Osten annehmen und sie des christlichen Glaubens teilhaftig zu machen helfen! — Da unser Freund bald in seine Heimat zurückkehren wird, so dürften es die letzte Worte gewesen sein, die er an unsere Missionsgemeinde gerichtet hat. Möchten sie in den Herzen unserer Frauenwelt einen ebenso lebhaften Widerhall finden, als ihnen Beifall gespendet wurde! Zum Schluß ergriff Pred. Lic. Dr. Kirmß das Wort, um allen denen, die dazu beigetragen hatten, das Fest so schön und würdig zu gestalten, den aufrichtigsten Dank des Vereins auch öffentlich abzustatten und dem Missionsehepaar Wendt noch ein herzliches, gläubiges Glück auf! zur Reise nach Japan zuzurufen.

Der Wiesbadener Zweigverein und Frauenverein

feierten am 7. März ihr Jahresfest, das einen allgemein befriedigenden Verlauf nahm und zeigte, daß die Bestrebungen des Vereins auch in Wiesbaden immer mehr Anklang und Unterstützung finden. Für den Festgottesdienst, der des Vormittags in der Bergkirche unter Mitwirkung des Kirchengesangvereins stattfand, hatte Pfr. Veesenmeyer an Stelle des durch Krankheit verhinderten Oberkirchenrats Oehler aus Karlsruhe freundlichst die Predigt übernommen und sprach auf Grund von Phil. 2, 5—11 in eindringlicher Weise über unsere Hoffnung auf den Sieg des Kreuzes. Die für den Bau einer deutsch-evangelischen Kirche in Shanghai bestimmte Festkollekte ergab 93,71 Mk. Der „Familienabend" in der Turnhalle hatte sich einer ungewöhnlich starken Beteiligung aus den verschiedensten Kreisen zu erfreuen. Nach dem stimmungsvollen altniederländischen „Gebet", das der Kirchenchor vortrug, begrüßte der Vorsitzende, Pfr. Bickel die Versammlung und wies darauf hin, daß unser Missionsverein die Aufgabe der Mission in evangelisch weitherzigem Geiste auffasse und es daher auch den freier Gerichteten in der protestantischen Kirche ermögliche, sich mit voller Freudigkeit an der Mission als einer allgemeinen Christenpflicht zu beteiligen, da das Christentum, das von Anfang an die Verheißung und Bestimmung zur Weltreligion in sich getragen, sich selber das Todesurteil sprechen würde, wenn es zu missionieren aufhören wollte. Sodann gab der Vorsitzende einen kurzen Bericht über die Vereinsthätigkeit im letzten Jahre, forderte zum Beitritt auf und lud die Frauen und Jungfrauen zu den alle 14 Tage im Pfarrhause stattfindenden Versammlungen ein, in denen Handarbeiten für einen Bazar in Tokyo angefertigt werden sollen. Pfr. Munzinger sprach in einstündigem höchst interessanten Vortrag über „das japanische Geistesleben und die christliche Mission" und wußte sein Thema in so anschaulicher Weise zu behandeln, daß man einen klaren Einblick in den eigentümlichen Charakter des japanischen Volkes, aber auch in die großen, daraus sich ergebenden Schwierigkeiten der Missionierung desselben gewinnen konnte. Die Japaner, so führte der Redner aus, sind ein ungemein intelligentes, vorwärts strebendes, in Bezug auf rasche Auffassung und mechanisches Gedächtnis uns überlegenes Volk, das sich mit seiner staatlichen Organisation, Industrie und Technik &c. ganz auf europäische Grundlage stellen will. Der Japaner ist durchaus Sanguiniker mit allen Vorzügen und Fehlern desselben, gleich dem Meere mit seiner Flut und Ebbe auf- und niederwogend, sich rasch begeisternd, aber auch rasch wieder ermattend, von entschieden organisatorischem Talent, aber philosophisch und religiös nicht sehr tief beanlagt, hervorragend national, daher die Notwendigkeit für die Mission, japanische Prediger heranzubilden. Dieser Eigenart des japanischen Volkscharakters entsprechend, ist bei der Mission mehr das praktische, sittliche Element des Christentums zu betonen als das mystische und dogmatische. Pfr. Lieber dankte zum Schlusse allen, die zum Gelingen des schönen Festes beigetragen.

Der Züricher Frauen-Verein,

der im Sommer des vergangenen Jahres nach dem Muster der in Deutschland bestehenden Zweigvereine gegründet wurde, veranstaltete seine erste öffentliche Versammlung am Sonntag, den 21. Februar 1897 bei großer Beteiligung auch der Männerwelt. Nach einem Begrüßungsworte des Pfr. Schönholzer erhob sich Frau Pfarrer Bickel aus Wiesbaden, die in freundlicher Weise den Hauptvortrag übernommen hatte, und sprach in freier Rede über ihre Erfahrungen als Missionarin in Japan. Ein Gang durch die Arbeit während einer Woche belehrte über die mannigfachen Anforderungen, denen nachgekommen werden muß, über das strenge Tagewerk von Morgens bis Abends, über die vielfach trüben, aber viel häufiger guten und erfreulichen Erfahrungen, die man in solcher Stellung macht. In sehr geschickter Weise fügte die Vortragende an passendem Orte Angaben ein über die Schwierigkeit der Erlernung des Japanischen, über das Ceremoniell bei Besuchen, über die Geschicklichkeit der Japanerinnen für Handarbeiten, über ihren Charakter und ihre Familienverhältnisse und über die

Empfänglichkeit für das Evangelium. Sie erwähnte auch, daß sie in Fräulein Inasawa, die unsern Lesern bekannt sein wird, eine treue Freundin und Hilfe gefunden habe, die nun zusammen mit Frau Pfr. Dr. Christlieb im Dienste der Mission weiter wirke. Die anschaulichen und von herzlichem Eifer und großer Treue für die Sache zeugenden Schilderungen verfehlten nicht, bei den Zuhörern lebhaftes Interesse zu erwecken. Gewiß war es allen aus dem Herzen gesprochen, wenn darauf Pfr. Dr. Buß aus Glarus dem werten Gaste seinen warmen Dank aussprach. Er knüpfte an das Wort an: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über", und sprach die Hoffnung aus, er möchte heute der Mission neue Freunde und Freundinnen gewinnen. Im weitern Verlauf seiner Rede gab er Aufschlüsse über Gründung, Zuwachs, Mitgliederzahl und Leistungen unseres Vereins. Endlich richtete Pfr. Dr. Furrer einige Worte speziell an die Frauen und wies darauf hin, daß, wie den Frauen überhaupt bei der Pflege des religiösen Lebens eine wichtige Aufgabe zukomme, sie insbesondere bei der Mission an vielen Orten und in vielen Herzen Zugang finden, wo es den Missionaren unmöglich sei. Schlußwort und Gebet des Vorsitzenden beendigten die Feier, die durch Vorträge eines städtischen Kirchengesangvereins aufs Schönste eingerahmt wurde. Der Ertrag der Kollekte zur Bestreitung der Ausgaben belief sich auf 126 Frc. 50 Ct., zudem traten viele neue Mitglieder ein.

Aus dem Centralvorstande.

Großherzogin Sophie von Sachsen †.

Aus Anlaß des am 23. März d. J. erfolgten Ablebens Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen hat der Centralvorstand folgendes Beileidschreiben an den Protektor unseres Missionsvereins, Seine Königliche Hoheit Großherzog Karl Alexander von Sachsen gerichtet:

„Durchlauchtigster Großherzog! Gnädigster Fürst und Herr! Die Trauerkunde von dem unerwarteten Hinscheiden Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin hat uns alle mit tiefem Schmerz erfüllt. Wir bitten Ew. Königliche Hoheit unterthänigst, den aufrichtigsten Ausdruck unserer herzlichsten und innigsten Teilnahme bei diesem so großen und schweren Verluste gnädigst entgegennehmen zu wollen.

Nachdem Ew. Königliche Hoheit 55 Jahre lang mit der treuen Lebensgefährtin in Freud und Leid verbunden gewesen sind, wird die Lücke, die durch den Heimgang Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin gerissen worden ist, um so schmerzlicher sein, als gleiche Aufgaben und gleiche geistige Interessen es waren, denen auch die hochsinnige verklärte Fürstin alle Ihre Kräfte widmete.

Auch unser Missionsverein hat viele Beweise huldvoller Teilnahme der von uns so hoch verehrten Heimgegangenen erfahren. Erst vor wenigen Monaten wurde uns noch auf Befehl Ihrer Königlichen Hoheit höchstderen Anteil an unseren Bestrebungen zur Ausbreitung christlichen Glaubens und Lebens in der japanischen Frauenwelt versichert. Unser heißer, inniger Dank folgt der verklärten Fürstin in die Ewigkeit nach.

Wir bitten den gnädigen und barmherzigen Gott, daß er Ew. Königlichen Hoheit in diesen Tagen bitteren Leides mit seinem reichsten Troste nahe sein und die Kraft des Glaubens, der auch den Tod überwindet, schenken wolle.

In unwandelbarer Treue und tiefster Ehrfurcht verharret Ew. Königlichen Hoheit unterthänigster Centralvorstand des Allgemeinen evang.-prot. Missionsvereins".

Die Abordnung unseres Missionars Predigers Adolf Wendt

und seiner Gattin fand am 28. Februar, abends 6 Uhr, in der Heiligen-Geist-Kirche zu Potsdam statt. Das geräumige Gotteshaus war bis auf den letzten Platz gefüllt; sind doch sowohl Pred. Wendt wie seine Gattin in Potsdam auf-

gewachsen, und so wollte es sich die Gemeinde nicht nehmen lassen, beiden ihre ganz besondere Teilnahme zu zeigen. Nach dem Gesang des Missionsliedes: „Wach auf du Geist der ersten Zeugen!“ bestieg Pred. Wendt die Kanzel, um ein Wort des Abschieds an die Gemeinde zu richten. Er hatte sich 2. Kor. 6, 1—12 als Text gewählt. Mit einer Bitte hebt der Apostel in diesem gewaltigen Kapitel an, und diese Bitte gilt zuerst der in der Heimat zurückbleibenden Gemeinde. Wir ermahnen aber euch als Mithelfer, daß ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget. Es ist Gnade und Ehre für den Missionsverein wie auch für den Missionar, der hier ausgeht, etwas thun zu dürfen für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Die Heiden wissen, daß eine große Missionsgemeinde ihn hinaussendet, sie bilden sich aber ein Urteil über das Christentum nach dem Wandel seiner Glieder in der Heimat. Darum ist es für den Missionar so wichtig zu wissen, daß eine lebendige Christengemeinde hinter ihm steht. Nicht materielle Hilfen aus der Heimat allein thun es, sondern vor allem auch der Rückhalt einer Missionsgemeinde, die ihr Werk auf betendem Herzen trägt. Und schauen wir nun auf V. 3—12 unseres Textes, wie gewaltig packt uns da der Apostel! „Niemand, der ein Herz in der Brust hat, kann diese wunderbaren Worte lesen oder hören ohne tiefste Bewegung, ohne emporgehoben zu werden über die Stimmung des alltäglichen Lebens, ohne mitzufühlen die Freuden und Leiden des größesten aller Apostel, ohne zu erkennen, daß eine Kraft Gottes in ihm war, in ihm, der einen so schwachen Körper besaß, wie er selbst uns im 12. Kap. dieses 2. Kor.-Briefes beschreibt. Wir fühlen es unmittelbar, daß die Worte, die Paulus vom Herrn empfing, Wahrheit sind, die Worte: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig“, und daß Wahrheit sind des Apostels Worte: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark“. Und wir fühlen es als eine unentrinnbare religiöse Pflicht und Notwendigkeit, denselben Geist der Kraft und Geduld und Ausdauer und Freudigkeit, denselben Glauben, dasselbe Vertrauen, das uns hier entgegentritt, auch uns anzueignen, wenn wir wert sein wollen der göttlichen Gnade, wert, Glieder der christlichen Kirche, Kinder des ewigen Gottes genannt zu werden.

Was meinen diese herrlichen Worte in Bezug auf diesen besonderen Tag, auf das besondere Werk, das euch und uns vereint?

Die Zeit, in welcher der große Apostel seine heilige Aufgabe erfüllte, ist von unserer Zeit sehr verschieden, soweit äußere Dinge in Betracht kommen, aber ganz und gar nicht verschieden von unserer Zeit, soweit es sich handelt um all die wesentlichen Kernfragen, von denen die Menschenseelen bewegt und ergriffen werden. Als Paulus das Evangelium in Kleinasien und Europa predigte, hatte er Trübsale, Nöte und Ängste zu erdulden, die anders aussahen, als die, welche Christen in unserem Vaterlande und in Japan heutzutage tragen müssen. Selbst in Japan ist ja die Zeit vorüber, in der die Botschafter des Evangeliums Schläge, Gefängnis und Aufruhr befürchten mußten, und demzufolge ein vorzeitiges Lebensende. Da ist wenig Gefahr für Gesundheit und Leben heutzutage im japanischen Lande. Aber dennoch nehme ich diese Worte Pauli in dieser Stunde für uns in Anspruch, als ganz vortrefflich geeignet, um mit ihnen in mein neues Amt einzutreten.

Giebt es nicht überall in der Welt Schläge, die schmerzlicher, unerträglicher sind als wirkliche Schläge, die ausgeteilt werden mit einer Rute von unwissenden Menschen? Enttäuschungen aller Art können und werden sich ereignen im Leben eines Missionars in Japan, und wie groß auch immer die äußeren Schwierigkeiten der Mission in anderen Ländern sein mögen — wir haben dafür — so hörte und las ich allerwärts — um so größere innere Schwierigkeiten in Japan, wegen des eigenartigen Charakters des japanischen Volkes, wegen des übergroßen Mißtrauens, das Japaner gegen uns Europäer hegen, ungeachtet ihres erstaunlichen Eifers, mit dem sie seit etwa 25 Jahren die Kultur des Westens sich anzueignen suchen, und nicht zum wenigsten wegen ihres Strebens, so früh als möglich

unabhängig zu werden von ihrem europäischen oder amerikanischen Lehrer, sodaß diese alle Mühe haben, eine verfrühte Unabhängigkeit in religiösen Fragen zu verhüten.

Aus allen diesen und anderen Japans Volke eigentümlichen Eigenschaften erwachsen Schwierigkeiten, und eine Enttäuschung folgt der anderen, und gar zu oft findet man keine sichtbare Frucht von all der aufgewandten Mühe und Arbeit. Und Entmutigung droht zu fallen auf das Gemüt der Arbeiter, wenn die Zukunft ganz in dunkle Wolken gehüllt zu sein scheint, Entmutigung, die vielleicht länger anhält, als wenn sie durch wirkliche Rutenstreiche verursacht worden wäre. Paulus hatte in seiner Zeit beides zu ertragen, körperliche und geistige Schläge, diese verursacht durch den streitsüchtigen, parteiischen, unreinen Sinn von ihm selbst gegründeter Gemeinden, jene veranlaßt von seinen jüdischen Feinden, aber es kann kein Zweifel obwalten, daß er die geistigen Schläge viel schmerzlicher und tiefer empfand, als die leiblichen, seine Briefe bezeugen uns das klar genug. Und weiter! Finden sich nicht überall in der Welt Gefängnisse, die des Arbeiters Hände mehr hindern und fesseln können, als ein wirkliches Gefängnis mit Steinwänden und Eisenthüren? Kann nicht der gesundeste Mann im gesundesten Klima von Krankheit befallen und am Werke behindert werden für eine lange Zeit? Für eine längere Zeit als Paulus im Kerker zu Philippi zuzubringen hatte? und das vielleicht ohne die tröstliche Gesellschaft eines Silas!

O wie sehr, wie sehr bedürfen wir doch alle der göttlichen Geduld und Ausdauer Jesu und seines größten Apostels, wir draußen und ihr daheim, es müßte denn sein, daß uns nichts daran liegt, das herrliche Ideal christlichen Lebens in Thaten umzusetzen, es müßte denn sein, daß es uns gleichgültig ist, ob der sittlich-religiöse Zustand unserer Mitmenschen sich bessert oder verschlechtert, es müßte denn sein, daß wir herzlos genug sind, zu denken oder zu sprechen, wie Kain, der Brudermörder: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

Aber wenn wir wirklich, wie jeder aufrichtige Christ soll, teilnehmen an der Vertiefung des christlichen Lebens in uns selbst und in anderen, dann können wir schwerlich geistigen Schlägen, entmutigenden Enttäuschungen entgehen, auch nicht in unserem christianisierten Vaterlande. Geduld und Ausdauer bedürft ihr ebenso gut daheim, wie wir da draußen, wenn wir geistig und materiell uns gegenseitig helfen wollen in dem Hauptwerk unseres Lebens, in dem Aufbau des Reiches Gottes in jedem einzelnen Menschenherzen und in der Verwirklichung des christlichen Lebensideals in den verschiedenen Ländern und Völkern der Erde. Und wie das geschieht, zeigt uns der Apostel ausführlich. Geduld und Ausdauer ist nötig in Arbeit — wir sollen sie haben, wenn wir stets uns erinnern, daß, „wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen" — Geduld und Ausdauer ist nötig in Wachen — wir sollen sie haben, wenn wir nie vergessen, daß „der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht" — Geduld und Ausdauer in Fasten, d. h. in Einfachheit und Mäßigkeit des Lebens — wir sollen sie haben, wenn wir stets gedenken des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde, der den Menschen „giebt ihre Speise zu seiner Zeit" — Geduld und Ausdauer in Keuschheit — lasset uns nie vergessen, daß nur die, welche reines Herzens sind, Gott schauen werden. Geduld und Ausdauer in Erkenntnis — lasset uns immer gedenken, daß, obgleich all unser Wissen nur Stückwerk ist, wir dennoch forschen müssen nach den mannigfachen Spuren der Weisheit und Erkenntnis und Liebe Gottes, sowohl in den geschriebenen wie in den ungeschriebenen Offenbarungsurkunden, in der Schrift und in der Natur, in Theologie und Naturwissenschaft — dann werden wir nicht bloß nachbeten, sondern selbst mit überströmendem Herzen erfahren des Psalmisten Worte: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter" und die Worte dessen, der den Brief an die Römer schrieb: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege!" Geduld und Ausdauer brauchen wir in Langmut und in Freundlichkeit — wir sollen sie haben, wenn wir täglich uns demütigen vor dem, der durch den

Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmut uns zur Buße leitet, und wenn wir stündlich im Sinne tragen das heilige Vorbild des Gekreuzigten, welcher am Holze hängend seinen Mördern vergab. Geduld und Ausdauer in heiligem Geist — lasset uns stets im Gedächtnis behalten, daß nur die, welche der Geist Gottes treibt, Gottes Kinder sind. Geduld und Ausdauer in ungefärbter, ungeheuchelter Liebe — lasset uns mit Schauder Tag für Tag gedenken des unglückseligen Mannes, der das heilige Zeichen der Liebe im Garten von Gethsemane mißbrauchte und des Menschen Sohn durch einen Kuß verriet, und lasset uns mit Freudigkeit Tag für Tag dessen gedenken, der wie er hatte geliebt die Seinen, die in der Welt waren, so sie liebte bis ans Ende. Geduld und Ausdauer in dem Wort der Wahrheit, d. h. im Äußern dessen, was uns als die Wahrheit offenbar geworden — wir wollen uns täglich erinnern der Tage der Apostel, die kühnlich ihren Feinden sagten: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten was wir gesehen und gehört haben", denn „man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen". Geduld und Ausdauer in der Kraft Gottes — lassen wir täglich an unser Ohr und in unser Herz klingen des Apostels Wort: „Das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft", weil das Evangelium Christi die „Kraft Gottes ist, die da selig macht alle, die daran glauben".

Nennen wir Geduld und Ausdauer in allen diesen göttlichen Dingen unser eigen, dann haben wir nichts zu befürchten; denn wir sind geschützt „durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und Linken". Wir werden dann treue Kinder Gottes sein in allen Lagen des Lebens, wir werden imstande sein, das zu beweisen hindurch durch Ehre, die wir möglicherweise erlangen, wie durch Schande, die vielleicht uns treffen mag, hindurch durch gute Gerüchte über unser Werk, wie durch böse Gerüchte — wenn wir nur Gott lieben, so müssen uns ja alle Dinge, angenehme und unangenehme, zum besten dienen, zum Heile mitwirken. Dann mögen sie kommen, die da behaupten, daß wir ein falsches Evangelium verkünden, mögen sie überall ihr oberflächliches, einseitiges und parteiisches Urteil über unser Werk verbreiten, mögen sie überall alle verkünden, daß wir die, welche unsere Predigt hören, betrügen und verführen — wir werden stehen auf einem Felsen „als die Verführer und doch wahrhaftig" — würden wir nicht Betrüger, Verführer sein, wenn wir ein einziges Wort äußern wollten, das unserer Überzeugung widerspricht? Wir sind nicht unfehlbar, kein Mensch ist es, aber wir können wahr, wahrhaftig sein, wenn wir uns vielleicht auch irren. Mögen dann andere kommen und verächtlich uns und unser Werk behandeln, als wenn wir nicht vorhanden wären — wir jagen nicht nach Beifall und Ruhm von seiten der Menschen; als die Unbekannten sind wir doch wohl bekannt dem, der die Herzen und Nieren prüft, der nicht urteilt nach dem, was vor Augen ist. Lasset dann selbst die erklärten Feinde Christi frohlocken, wenn unser Werk fruchtlos zu sein scheint, laßt sie lachend prophezeien: „Sie sind im Aussterben begriffen und bald wird keiner mehr auf Erden sein, der das Märchen von einem Schöpfer und einem Heiland glaubt". Nun, wir sind vielleicht „als die Sterbenden, aber siehe, wir leben"; denn wir sind nur „gezüchtigt, aber nicht ertötet". Und so kommt es, daß im Grunde wir es sind, die frohlocken, trotz unserer Trauer, denn unerschütterlich wird sein unser Glaube an den, der versprochen hat, uns zu trösten, wie einen seine Mutter tröstet — „als die Traurigen, aber allezeit fröhlich". Laßt sie dann kommen, die Spötter, die über uns ihre Stimme erheben: „Wo ist ihr Gott? Wir können nicht sehen, daß er sie gesegnet, sie haben nicht kostbare Kleider, sie haben nicht volle Geldschränke, sie haben nicht großen Grundbesitz, noch stattliche, prunkende Häuser, sie haben nicht hohe, einflußreiche Stellungen, sie sind arm in jeder Hinsicht" — allerdings wir sind arm an den Gütern dieser Welt, aber reich in Gott! Wir haben einen Schatz gesammelt im Himmel, und je mehr wir anderen von diesem Schatze mitteilen, um so mehr nimmt unser Schatz zu, gerade das Gegenteil von dem, was mit irdischen Schätzen geschieht, wir stehen da als die Armen, aber die doch viele reich machen. Und wenn selbst unsere Armut an irdischem Gut die denkbar tiefste Stufe erreichen

sollte, sodaß wir dastehen, „als die nichts inne haben", selbst dann können wir doch alles haben, gemäß den Worten des 73. Psalms: „Wenn ich, Gott, nur. Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil".

„O ihr Korinther! unser Mund hat sich zu euch aufgethan, unser Herz ist weitgeworden" schreibt der Apostel nach der begeisterten Schilderung der Geduld und Ausdauer, Freude und Kraft der Diener Gottes, der Botschafter Christi. Dasselbe sage ich zu euch, meine Lieben in dieser Weihestunde: „Mein Mund hat sich zu euch aufgethan, mein Herz ist weit geworden" ja, und es will immer weiter werden von Tag zu Tag, je mehr ich werde gewürdigt werden zu schmecken und zu sehen, wie freundlich der Herr ist.

Und was ist der Grundton aller Worte, die ich in dieser Abschiedsstunde zu euch gesprochen? Trauer oder Freude? Furcht oder Hoffnung? Zweifel oder Vertrauen? Ihr werdet ohne Zaudern sagen: Es war Freude und Hoffnung und Vertrauen? Sehet hier! Das ist die rechte Weise, die christliche Weise, Abschied zu nehmen; freudvoll zu sein und hoffnungsvoll, vertrauend auf den himmlischen Vater. Und in diesem Lichte christlicher Freudigkeit, Hoffnung und Zuversicht lasset uns nun blicken auf den letzten Vers unseres Textes: „Unserthalben dürft ihr euch nicht ängsten. Daß ihr euch aber ängstet, das thut ihr aus herzlicher Meinung". So hat Martin Luther übersetzt, und obgleich der Sinn des Verses nach dem griechischen Grundtext ein anderer ist, so laßt uns doch der Lutherschen Übersetzung folgen, die sich so trefflich eignet für diese Stunde.

„Unserthalben dürft ihr euch nicht ängsten." Ihr dürft nicht! In eurer Mitte sind teure Verwandte und liebe Freunde, die es wohl lieber sähen, wenn wir nicht das Heimatland verlassen und unser neues Heim in einem fernen Lande begründen wollten, deren Herz um uns bangt wegen der langen Trennung, die in wenigen Tagen ihren Anfang nehmen wird. „Unserthalben dürft ihr euch nicht ängsten." Aber wir wissen es recht wohl, was euch veranlaßt, ängstlich besorgt um uns zu sein, „ihr thut es aus herzlicher Meinung". Meint ihr, daß wir nicht auch bewegt werden von denselben Gefühlen und Gedanken wie ihr? Auch unser Herz ist zum Überströmen voll! Wir stehen im Begriff, das Land zu verlassen, wo „die starken Wurzeln unserer Kraft" sind, das „Land, wo unsere Wiege stand", wo wir erzogen wurden, das Land, mit dessen Sitten und Bräuchen wir zusammengewachsen sind, das Land, dessen brennende religiöse und soziale Fragen unsere lebhafteste Teilnahme erweckt und unsere religiöse und gesellschaftliche Entwicklung beeinflußt haben. Wir wollen vom lieben Heimatland scheiden und nach einem anderen Lande ziehen, von dem wir leider nur gehört und gelesen. Und dort wollen wir arbeiten an einem Werke, das die Hingabe und Kraft unseres ganzen Lebens erfordert. Und alle 8 Jahre nur werden wir unser deutsches Vaterland wiedersehen und die, welche uns lieb und wert sind, auf einige Monate.

Im Blick auf die noch neue und schwere Aufgabe, die unser harrt, steigt auch in unseren Herzen die folgende Frage auf: Wie werden wir schwachen, unerfahrenen, jungen Leute unser Werk in befriedigender Weise ausführen? O wahrlich, wir sind ja nur schwache Menschenkinder — — — aber: als Christen, d. h. als Kinder des allmächtigen Gottes sind wir erzogen worden, und von echten Christen gilt immer, was von den Deutschen gelten soll, „sie fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt".

So ward ich gelehrt hier in dieser Stadt. Als ich ein kleiner Knabe war und die hiesige Privatschule besuchte, als ich größer wurde und im Gymnasium eingeführt wurde in die Elemente der Wissenschaft, und nicht zum wenigsten, als mein Vater mich zu dem vor nun fast 2 Jahren verstorbenen Prediger Ritter brachte, der nächst Gott und meinen lieben Eltern den Grund des Gottvertrauens in mir legte, das mir Kraft und Freudigkeit giebt, das Leben eines Missionars fern von der Heimat zu wählen, und, wie ich hoffe, auch in Zukunft uns Kraft

und Freudigkeit geben wird — immer und überall in der Zeit meiner Erziehung und Entwicklung sah ich mich dem Ideal christlicher Gottesfurcht gegenübergestellt. Und ob gleich viele Leute meinen Lebenspfad kreuzten, die sich nicht Mühe gaben, dies Ideal, von dem sie zu reden pflegten, in Wirklichkeit umzusetzen, obgleich ich selbst oft genug es versäumte, mit Aufwendung aller Kräfte dem Ideal nahe zu kommen — Gott selbst brachte mich ihm näher, er erweckte mich wieder und wieder, wenn ich Gefahr lief, in geistigen Schlaf zu verfallen. „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark" dieser Spruch, der einst am Tage meiner Konfirmation vor diesem Altar in mein Ohr klang, gewann eine mehr und mehr zwingende, verpflichtende Macht über mich, mein Gemüt, mein Gewissen, besonders durch den persönlichen Einfluß des teuren Mannes, der mich einsegnend diesen Spruch mir zurief, und der in späteren Jahren mir Gelegenheit gab, einige meiner ersten Predigtversuche auf dieser Kanzel zu machen.

Und weiter, im Blick auf all die Lieben, die wir hier zurücklassen wollen, gewiß wäre es uns eine große Freude, könnte die Entfernung zwischen ihnen und uns geringer sein, und wahrlich, wir sind uns wohl bewußt, was für einschneidende Wechsel im Laufe von 8 Jahren eintreten können, daß wir vielleicht diesen oder jenen unserer Lieben bei unserer ersten Rückkehr nicht wiederfinden werden, wir wissen, daß vielleicht weder sie uns, noch wir ihnen in der Stunde des Todes Worte der Liebe und des Trostes ins Ohr flüstern können. Das wissen wir, und die Ungewißheit, wen von unseren Lieben wir wiedersehen werden, und wen nicht, macht es begreiflicherweise unmöglich, mit Lachen und heiterem Scherz zu scheiden. Aber eurethalben dürfen wir uns nicht ängsten, noch auch ihr unserthalben. „Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich", in der Hoffnung auf ein ewiges, vollkommeneres Leben, das uns mitgeteilt wird durchs Evangelium und uns für ewig mit einander vereint — so laßt uns von einander scheiden!

Und so sagen wir Lebewohl dem lieben deutschen Vaterlande, dieser lieben Stadt, dieser lieben Gemeinde, allen denen, die im Lauf vergangener Jahre mit uns in nähere oder fernere Beziehungen getreten sind. Wir scheiden mit herzlichem Dank gegen Gott und alle diejenigen, durch welche er unser inneres Leben beeinflußt hat, die Lebenden und die Toten, und unsere Dankbarkeit — so geloben wir in dieser feierlichen Stunde — soll darin bestehen, daß wir immer völliger Gott suchen, immer hingebender für sein Reich arbeiten und immer mehr lernen wollen, daß ein ganzes Leben harter, doch freudiger Arbeit in Seinem Dienste nicht genug ist, um Ihm Dank zu erstatten für all Seine Gnade; denn wahrlich es ist schon überschwängliche Gnade, für Ihn arbeiten zu dürfen, als Sein Knecht, als ein Botschafter Christi. Amen."

Auf die Predigt des Missionars Wendt folgte seine feierliche Abordnung durch den Präsidenten unseres Vereins Prediger Dr. Arndt. Beide, Prediger Wendt und seine junge Gattin traten an den Altar, — an denselben Altar, an dem sie vor wenigen Tagen ihren Ehebund geschlossen hatten, und an dem einst Wendt von unserem heimgegangenen Freunde Prediger H. Ritter konfirmiert war. Pred. Dr. Arndt legte seiner Ansprache das Wort 1. Korinther 13, 13 zu Grunde und richtete folgende Worte an die Missionsgemeinde und das scheidende Missionarsehepaar:

„Die Stunde hat nun geschlagen, da wir diesem unserem lieben Freund und Bruder, der sich anschickt als ein Sendbote des Evangeliums zu den Heiden hinauszugehen, und seiner Gattin, die mit ihm ziehen will, unsere letzten Wünsche und Bitten zurufen sollen. Unsere Herzen sind tiefbewegt. Jetzt sind Sie, meine lieben Freunde, noch mitten unter uns, wie bald wird das Weltmeer uns von einander trennen, und wie manches Jahr wird vergehen, ehe Sie wieder den heimatlichen Boden betreten! Sie sind uns beide in kurzer Zeit lieb und wert geworden. Ihre freudige Bereitwilligkeit, mein lieber Bruder, in unsere Missionsarbeit einzutreten, hat unsere Herzen gewonnen. Und gerade jetzt in dieser Feierstunde, da Sie soeben mit so frischer Begeisterung von Ihrem künftigen Berufe gesprochen haben, erkennen wir es deutlich, daß unser Gott es selbst gewesen ist, der Ihnen den mutigen Ent-

schluß ins Herz gelegt hat, den schwierigen und verantwortungsvollen Posten eines Missionars zu übernehmen.

So ist es denn Freude und Schmerz zugleich, die uns in dieser Stunde erfüllen. Aber der Abschiedsschmerz wird durch hellen Freudenschein verklärt und muß sich auflösen zur seligen Gewißheit, daß auch in der Scheidestunde der gnadenreiche Gott mit der Fülle seines Segens unter uns ist. Wir nehmen dankbar an, was uns die Epistel des heutigen Sonntags darbietet. Wahrlich, eine bessere Gabe konnte weder uns, der Missionsgemeinde, noch Ihnen, dem scheidenden Missionar, und Ihrer Gefährtin beschert werden als das Hohelied von der Liebe, das da ausklingt in den herrlichen Siegesruf: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, die Liebe aber ist die größte unter ihnen". Wir schöpfen aus diesem Schlußgesange unserer Sonntagsepistel beides, das, was wir Ihnen, meine lieben Freunde, für Ihre Wanderung in die weite Ferne mitgeben, und auch das, was wir Ihnen für Ihre künftige Arbeit auftragen.

Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe! Warum sollen wir trauern und zagen, wenn wir uns von einander trennen? Wir bleiben eins im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe; sie sind die Mächte, die uns heben und tragen in allem Wechsel des Geschicks. Sie, mein teurer Bruder, haben die Kraft des Glaubens in Ihrem Herzen oft erfahren, in jener heiligen Stunde, da Sie von Ihrem treuen Lehrer und Seelsorger, dem unermüdlichen Vertreter unseres Missionswerks, an dieser Stätte eingesegnet wurden, und vor allem in jener ernsten Stunde, als Sie sich für den Missionsberuf entschieden. Dem Abrahamsbefehle: „Gehe aus deinem Vaterlande, aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen werde", — haben Sie den Abrahamsgehorsam entgegengebracht. Das aber haben Sie nur vermocht durch den Glauben, der alle Berge der Sorge und Angst, des Zweifels und der Furcht versetzt, durch den Glauben, der in fröhlicher Zuversicht die Hand Gottes ergreift und getrost seinem Rufe folgt! Wie würden Sie es sonst vermögen, sich von den treuen, lieben Eltern zu trennen, die über den Tagen Ihrer Jugend gewacht haben, und in deren Hause Sie mit wenigen Unterbrechungen die Jahre des Lernens und Ausreifens zugebracht haben. Aber im Glauben an Gottes ewige Vatertreue, dessen Eigentum die ganze Erde ist, setzen Sie getrost den Wanderstab vorwärts. Und in diesem Glauben wissen Sie sich eins mit Ihrer lieben Gattin, die vor wenigen Tagen den Bund fürs Leben mit Ihnen geschlossen hat und Ihnen auf Ihr Arbeitsfeld als eine getreue Lebensgefährtin folgen will. Als Jesus Christus seine Jünger aussandte, schickte er sie zu zweien, damit einer den anderen fördern und stützen sollte! So sendet unser Gott auch Sie, mein teurer Bruder, zu zweien aus, Sie und Ihre liebe Gattin! Wahrlich, wenn etwas Ihren Abschied von der Heimat erleichtern kann, so ist es diese gnädige Fügung unseres Gottes! Nun wird einer den anderen stärken im tapferen Mute, im fröhlichen Vertrauen auf Gott, in dem felsenfesten Glauben, der uns alle mit einander verbindet, ob auch die Länder und Meere uns von einander scheiden.

Und dieser Glaube darf nicht durch bange Ungewißheit getrübt werden! Ihm gesellt sich die Hoffnung zu! Man spricht viel von den Enttäuschungen, die eines Missionars warten, man schildert die Erfolglosigkeit seiner Arbeit oft in den dunkelsten Farben. Ja, es fehlt nicht an Stimmen einer trüben Weltanschauung, die alle Liebesarbeit an der Heidenwelt als verlorene Mühe betrachtet! Wie unsäglich schwer müßte uns doch diese Trennungsstunde werden, wenn wir solchen Stimmen Gehör leihen wollten! Nein, uns bleibt die Hoffnung, — die Hoffnung, die fest und unerschütterlich auf die Verheißung sich gründet: Es soll die ganze Welt der Herrlichkeit des Herrn voll werden, es soll eine Herde und ein Hirt werden! In dieser Hoffnung sind sie hinausgegangen zu den Heiden in den Ländern des ewigen Eises und in den Fieberländern der heißen Zone, die Sendboten des Evangeliums! Es muß das Evangelium aller Kreatur gepredigt werden, es muß und wird auch allen Menschen der Weg zum Vaterherzen Gottes gezeigt werden! Diese Hoffnung stärkt die Thatkraft und überwindet alle Hindernisse, sie achtet der Enttäuschung nicht

und führt endlich zum Siege. In solcher Hoffnung haben wir unser Missionswerk begonnen. Ein Funke dieser Hoffnung ist auch in Ihrem Herzen, mein teurer Bruder, angefacht, — wir haben nur einen Wunsch, daß das Feuer dieser Hoffnung nie in Ihnen erlösche — möchten Sie und Ihre Gattin aus dieser Scheidestunde mit sich nehmen einen vollen Eindruck von der Hoffnung, in der wir, die Missionsgemeinde, uns mit Ihnen eins wissen.

Aber das Lebensmark würde der Missionsarbeit ausgebrochen werden, wenn nicht die Triebkraft der Liebe in ihr waltete. Der Glaube weckt den Mut, das Evangelium hinauszutragen, die Hoffnung beflügelt den Schritt, aber erst die Liebe giebt die Kraft, auszuharren auf dem schwierigen Posten, wohin Gott den Sendboten des Evangeliums stellt. Aus der Liebe ist unser Missionsverein geboren; die Liebe zu unsern Brüdern und Schwestern, die noch nichts wissen von dem Trost des Evangeliums, von dem Lebensquell des göttlichen Wortes, dringet uns also, — wir können nicht anders, wir müssen ihnen unseren höchsten und wertvollsten Besitz mitteilen. Solange solche Liebe in unserem Vereine lebendig ist, solange wird er auch blühen und gedeihen unter Gottes Schutz. Darum können wir Ihnen, mein teurer Freund, nichts besseres mitgeben als unsere Liebe. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle! Erst die Liebe macht den Missionar, nicht die Kunst der Rede, noch die Kraft des Glaubens, noch die Feuersglut der Hoffnung, erst die Liebe, die da nimmer aufhört, die da alles hofft, trägt und duldet, ermöglicht dem Missionar die Ausdauer auf seinem Posten, erst die Liebe giebt ihm die Fähigkeit zu den größten Opfern. Solche aufopfernde, hingebende Liebe hat Sie, meine lieben Freunde, stark gemacht zum Abschied von der Heimat. Aber es ist ein und dieselbe Liebe, die Gott in die Herzen gepflanzt hat, die Liebe zu den Eltern und Geschwistern und der Heimat, und die Liebe zu den Brüdern und Schwestern, an deren Herzen Sie künftig arbeiten sollen, auch die Liebe, die Sie mit einander vereint, auch die Liebe, die Sie beide mit uns, der Missionsgemeinde, verbindet, darum ziehen Sie getrost hinaus. Wir bleiben ungetrennt und ungeschieden, uns verbinden Glaube, Hoffnung, Liebe, und die Liebe ist die größte unter ihnen.

Wir senden Sie hinaus als unseren Vertreter. Sie sollen das Werk ausrichten, das der ganzen Missionsgemeinde befohlen ist; denn so ist es Gottes Ordnung, daß der Missionar im Namen und im Auftrage der Christengemeinde an der Bekehrung der Heidenwelt arbeiten soll. Mir, als dem Leiter unseres Missionsvereins, liegt es ob, Sie zu ihrem Werke abzuordnen. Und wie ich Ihnen, lieber Freund, das Köstlichste mitgegeben habe, was eine Missionsgemeinde besitzt, Glauben, Hoffnung und Liebe, so trage ich Ihnen auch das Höchste und Heiligste auf, was eine Missionsgemeinde ihrem Missionar gebieten kann. Fragen Sie nicht zweifelnd: Was soll ich predigen? Diese Frage hat längst ihre vollgültige Antwort gefunden, eine Antwort, die auch in Ihrem Herzen widerhallte, als Sie den Missionarsberuf erwählten. Sie sollen nicht die Fündlein menschlichen Wissens predigen, noch die Lehrsätze, in denen der Verstand die Geheimnisse des christlichen Glaubens ausgeprägt hat, weder Philosophie noch Theologie ist der Auftrag, den Ihnen die Missionsgemeinde giebt, — sie gebietet Ihnen nur eins: Sie sollen den Glauben, die Hoffnung und die Liebe predigen.

Sie werden es bald erfahren, daß auch das Herz des Japaners sich sehnt nach dem Trost in der Gemeinschaft mit Gott, seine Seele ist auch von Natur eine Christin, sie schreit und ruft nach dem lebendigen Gott. Ein Wort, das mir vor wenigen Wochen ein junger Japaner, der noch kein Christ ist, sagte, kann ich nimmer vergessen, das Wort: „Ich bitte Gott täglich, daß er mich zum wahren Glauben führe". Fürchten Sie nicht, mein lieber Freund, daß Weltsinn und Zweifelsucht das Gemüt des Japaners völlig in den Staub hinabgedrückt haben, es verlangt nach der Erkenntnis des lebendigen Gottes, es möchte glauben wie wir, glauben an die Vaterliebe Gottes, glauben mit der verwegenen Zuversicht des Herzens, wie sie unsere Reformatoren, auch unseren Melanchthon erfüllte,

dessen Gedächtnis wir vor wenigen Tagen feierten, — solchen Glauben allein, der da gipfelt in der freudigen Hingabe des Herzens an Gott, solchen Glauben sollen Sie predigen, mein lieber Bruder, dieser Glaube bleibt, ob auch die alte Kulturwelt Japans in Stücke geht, ob auch in buntem Wechsel die Ströme der neuen Kultur über das geöffnete Japan sich ergießen.

Den Bekennern der Religion des Weltschmerzes sollen Sie die Hoffnung predigen. Wie trübe und dunkel ist doch das Leben des Japaners, der aus Buddhas Lehre nur den Trost einer endlichen Auflösung in das Nichts geschöpft hat! Wir haben die Hoffnung auf eine ewige, selige Gemeinschaft mit Gott, wir sind durch der Hoffnung Band mit unserem Herrn und Meister verbunden. Die Christen schreckt nicht das Dunkel des Todes, noch die Nacht des Grabes. Christen werfen den Anker der Hoffnung hinein in Gottes ewiges Erbarmen. Bringen Sie diese Hoffnung unseren Brüdern und Schwestern in der Ferne, sorgen Sie dafür, daß sie teilnehmen an der Seligkeit, deren Fülle uns das Evangelium erschließt.

Endlich unser letzter und höchster Auftrag: Predigen Sie draußen im japanischen Volke die Liebe, die da nicht das Ihre sucht, sondern das, was des anderen ist, die Liebe, an der jedermann erkennen soll, daß wir Christi Jünger sind. Predigen Sie die Liebe durch Wort und Beispiel. Im fremden Lande werden Sie, mein lieber Freund, Ihr junges Haus errichten! O, möchte Ihr Haus und Ehebund eine lebendige Predigt der Liebe für alle Japaner werden, die bei Ihnen das Wort des Lebens suchen; von Ihrem Hause müßten Ströme des Segens ausgehen für alle Herzen, die Sie einst sammeln werden um Gottes Wort! Den Helden des Glaubens bewundert der Heide, der Träger der Hoffnung erweckt sein Staunen, aber den Boten der Liebe nimmt er auf, von dem läßt er sich gern zu gleicher Liebe leiten, und was möchten wir lieber, als daß in der ganzen Heidenwelt das Feuer der Liebe Christi entbrennte, daß die Heiden mit uns eins würden in der Liebe zu Gott, zu unserem Heiland und zu allen Menschen. Sie sollen mitarbeiten, mein lieber Bruder, an der Erfüllung dieses Wunsches! Möchte Gott Ihnen Kraft geben, Liebe zu predigen mit dem Glaubensmute eines Paulus und mit der Hoffnungsglut eines Johannes.

Gott behüte Sie beide, meine lieben Freunde, auf Ihrer Wanderung, er segne Ihren Eintritt in die Missionsarbeit, er gebe Ihnen, mein lieber Bruder, Kraft, ein treuer Genosse und Mitarbeiter unserer Vertreter zu werden, die draußen sehnsüchtig Ihre Ankunft erwarten! Wir bleiben zurück, nicht müßig, nicht traurig, sondern als die Mitkämpfer und Mitstreiter, denn wir beten für Sie und geben Ihnen unser Bestes mit, unseren Glauben, unsere Hoffnung, unsere Liebe! Unsere Mitgabe ist unser Auftrag. So bleiben wir eins; denn die Lebensmächte, die Sie zu Ihrer Arbeit geleiten, verbinden uns miteinander in Zeit und Ewigkeit: Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen! Amen."

Auf diese Ansprache folgte die feierliche Verpflichtung des Predigers Wendt und seiner Gattin durch den Vereinspräsidenten Pred. Dr. Arndt und die Überreichung einer Bibel, die ein Freund unseres Vereins für diesen Tag gestiftet hatte, zwei Vota der Prediger Persius und Falk, ein Chorgesang und der Segen des Präsidenten beschlossen den feierlichen Akt.

Zur Feier des Tages hatte der Potsdamer Frauenverein 350 Mk. gesammelt, die Pred. Persius dem Vorsitzenden überreichte. An den Gottesdienst schloß sich im Bahnhofs-Restaurant ein Festmahl, bei dem dem scheidenden Missions-Ehepaare noch viele Wünsche mit auf den Weg gegeben wurden. Im Namen des Centralvorstandes sprach Pred. Dr. Arndt, im Auftrage der Potsdamer Gemeinde Pred. Falk. Auch die Studiengenossen riefen ihrem Freunde noch ein herzliches Lebewohl zu. Landgerichtsrat Haeckel toastete auf die Familien des Pred. Wendt und seiner Gattin, Pred. Lic. Dr. Kirmß auf die Frauen unserer Missionare, Pred. Lic. Kind auf den Potsdamer Zweig- und Frauenverein. Den Schluß machte ein kurzes Dankeswort des Pred. Wendt, der dem Volke der Japaner, vertreten

durch ein anwesendes Mitglied unserer Hongogemeinde in Tokyo, seine Wünsche aussprach.

Prediger Wendt hat mit seiner Gattin am 9. März in Genua mit dem Dampfer „Bayern" die Reise nach Japan angetreten. Am 9. April hat er dieselbe von Hongkong mit dem Dampfer „Nürnberg" fortgesetzt, der voraussichtlich am 15. April in Yokohama eintreffen wird.

Kirchenrat Professor Dr. Karl Holsten,

der Senior der theologischen Fakultät der Universität Heidelberg, ist am 26. Januar d. J. im fast vollendeten 72. Lebensjahre sanft entschlafen. Unser Verein hat durch seinen Tod einen treuen, aufrichtigen Freund verloren. So mancher unserer Missionare, die nach Japan gezogen sind, hat zu Holstens Füßen gesessen und ist durch seinen zündenden Vortrag mit warmer Begeisterung und heiliger Liebe für unsere protestantische Wissenschaft erfüllt worden und hat in seiner Schule die Grundlagen gelegt zu den Studien, die unerläßlich sind zur erfolgreichen Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden. Unser Werk war ihm allüberall eine Herzenssache, und stets hat er uns bereitwilligst mit Wort und That unterstützt. Unvergessen werden die Worte sein, mit denen er zuletzt beim Centraljahresfest in Pforzheim am 2. Oktober 1895 unseren Verein und seine Arbeit begrüßte, unvergessen auch die hohen Ziele, auf die er uns hinwies, mit aller Kraft zu arbeiten, daß die ganze Welt voll werde des Geistes Jesu Christi. Sein Andenken wird unter uns stets in Ehren bleiben. Unser Dank und unsere Verehrung folgen ihm in die Ewigkeit nach.

Unser Missionar Pfarrer Emil Schiller

hat sich mit Fräulein Lina Suhre aus Averfehrden bei Iburg in Hannover verlobt.

13. Centraljahresfest und Generalversammlung.

Für die Generalversammlung unseres Vereins, die diesmal, wie schon mitgeteilt, in Glarus vom 17.—19. August d. J. stattfinden soll, ist folgendes Programm vorläufig festgesetzt:

Dienstag, den 17. August, Vormittags 9 Uhr: Konferenz des Centralvorstandes im Regierungsgebäude. — Nachmittags 12½ und 5½ Uhr: Empfang am Bahnhof und Abgabe von Quartierkarten im Gemeindehause. — Abends 6 Uhr: Festgottesdienst in der Stadtkirche unter Mitwirkung des „Cäcilien-Vereins Glarus". Predigt: Professor Dr. Furrer aus Zürich. — Abends 8 Uhr: Begrüßungsversammlung im Gasthof „Zu den 3 Eidgenossen."

Mittwoch, den 18. August, Vormittags 9 Uhr: Generalversammlung, öffentlicher Teil, im Landratssaal des Regierungsgebäudes. 1. Eröffnung. 2. Begrüßungen. 3. Jahresbericht. 4. Vortrag von Professor Dr. Pfleiderer in Berlin. — Vormittags 11 Uhr: Geschäftlicher, nicht öffentlicher Teil, ebenda. 1. Ersatzwahl für die 5 statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes. 2. Wahl des Präsidenten. 3. Rechnungslegung. 4. Etat für 1897/98. 5. Anträge des Centralvorstandes. 6. Berichte und Anträge der Abgeordneten der Zweigvereine und Vertrauensmänner. — Nachmittags 2 Uhr: Festessen im „Glarnerhof". — Nachmittags 4 Uhr: Spaziergang aufs „Bergli". — Abends 8 Uhr: Volkstümliche Versammlung im großen Schützenhaussaal unter Mitwirkung des Männerchors „Frohsinn Glarus". Ansprachen.

Donnerstag, den 19. August, Vormittags 8½ Uhr: Fahrt nach Linthal (Bad Stachelberg) und Spaziergang auf die Klausenstraße.

Dr. Martins Charakteristik der chinesischen Zustände.

Von Dr. Ernst Faber in Shanghai.

Herr Pung, Sekretär der chinesischen Gesandtschaft zu Washington, ein Hanlin d. h. Gelehrter ersten Ranges, sagte im Religionsparlament zu Chicago: „Dr. Wilhelm A. P. Martin ist der einzige lebende Missionar in China, der gegenseitigen Verkehr pflegt mit Herzogen, Grafen und hervorragenden Staatsmännern und als völlig ebenbürtig unter Gelehrten und Beamten gilt. Seit Schaal ist er der einzige Missionar, welcher diese besondere Auszeichnung genießt. Alle Konfuzianer halten ihn deshalb in großen Ehren". (The Worlds Parliament of Religions, p. 437.) Dieser Dr. Martin, ein Amerikaner, der 1850 als Missionar der amerikanischen Presbyterianer in China landete, nahm kürzlich seinen Abschied aus chinesischem Staatsdienst als Präsident der Hochschule zu Peking (Tung wen kuân), welcher Anstalt er über 25 Jahre vorstand. Gegen Ende 1896 veröffentlichte derselbe ein Buch [1]), dessen Inhalt nach manchen Seiten von hohem Interesse ist. Nächst dem Generalzollinspektor Sir Rob. Hart hat kein anderer Ausländer je so gute Gelegenheit gehabt, die hohen und höchsten Würdenträger Chinas kennen zu lernen, wie Dr. Martin; sein Urteil ist daher von höchstem Wert für jeden, der über chinesische Zustände eine klare Anschauung gewinnen möchte. Ich werde dem Buche folgen, mich aber auf wenige Züge aus der früheren Zeit beschränken, um dann Dr. Martins Charakteristik der Verhältnisse in Peking eingehender darzulegen.

Die Taiping Rebellion.

Nanking fiel 1852 in die Hände Hungs, des Hauptes der Rebellen, 25 000 Mann Mandschu-Besatzung wurden niedergemetzelt. Die Städte im Umkreis wurden dann mit Leichtigkeit eingenommen. Dr. Martin machte einen Versuch, zu den Rebellen zu gelangen, was aber mißglückte. Er sagt aber selbst, daß zu der Zeit kein Ausländer hätte Einfluß erlangen können, da die Rebellen zu aufgeregt von ihren Siegen waren und wild durch Fanatismus, ihre Moral wie Flachs im Feuer, für theologische Belehrung unzugänglich, da sie Offenbarungen direkt vom Himmel empfingen. Zwei Jahre später gelangte ein amerikanischer Baptist, Missionar Roberts nach Nanking, der aber bald sich mit dem Rebellenkaiser überwarf und sein Leben nur durch die Flucht rettete. Der Rebellenkaiser nannte Gott seinen Vater, Christus seinen älteren Bruder. Die zehn Gebote wurden eingeschärft, der Sabbath gefeiert, aber Sonnabend statt Sonntag; die höchsten Offiziere bestiegen die Kanzel und eiferten gegen Götzendienst und gegen die Tartaren. Jede Kompagnie sang eine Hymne, ehe sie sich zur Mahlzeit niedersetzte. Traktate mit christlichem und auch phantastischem Inhalt, vom Kaiser selber verfaßt, wurden unter den Truppen verbreitet. Eine Bibel wurde in

[1]) A Cycle of Cathay or China, South and North with personal reminiscences. Fleming H. Revell Company, New-York etc.

Nanking gedruckt, und Texte wurden aus dem Alten und Neuen Testament für die Examina, anstatt der konfuzianischen, ausgegeben. Leider war Raub und Gewaltthat erlaubt, und Hung, der Kaiser, gab ein böses Beispiel in Vielweiberei. Er fröhnte der Wollust in Nanking, anstatt sein Werk zu Ende zu führen. Hätten damals die Westmächte sich freundlich gestellt zu dieser Bewegung, so hätten wohl die Übel in Schranken gehalten werden können, und China wäre in neue Bahnen gelenkt worden. Durch die Unterdrückung der Rebellion von seiten der auswärtigen Mächte wurde der Lauf der Geschichte zurückgewendet und die Annahme des Christentums von seiten der Chinesen wohl um etliche Jahrhunderte hinausgeschoben, S. 133ff. Die Franzosen eroberten Schanghaistadt, die Engländer Ningpo, ein Amerikaner Ward organisierte eine Fremdenlegion, welche später Gordon befehligte und Suchow eroberte, alles für die Mandschuren und das alte Chinesentum. 1864 fiel Nanking, der Rebellenkaiser hatte sich selbst entleibt und viele seiner Genossen ebenfalls; die übrigen wurden hingeschlachtet. Der Gouverneur von Kanton erhielt Befehl, die Familiengräber der Rebellenhäupter zu zerstören, ein Terrapin (Schildkröte) mit grünem Haar, daselbst gefunden, wurde mit Kupfernägeln festgenagelt, da man glaubte, das Tier habe etwas zu thun mit der Macht der Rebellen, S. 140. Noch übrige Reste der Rebellen ließ dieser Mandarin köpfen, zu 1000 pro Tag, drei Monate lang.

Als die verbündeten Engländer und Franzosen 1860 Peking genommen hatten, der Kaiser aber in die Tartarei geflohen war, wollte Lord Elgin mit den Rebellen verhandeln, dem widersetzte sich aber der französische Bevollmächtigte Baron Gros, als Vertreter der römisch-katholischen Mission, welche die Rebellen als Protestanten ansah, welche als Bilderstürmer keinen Unterschied zwischen römischen Heiligenbildern und heidnischen Götzen machten. Auch der (römische) Bischof Mouly reinigte seine Glaubensgenossen in einer „Eingabe an den Thron" von jeder Beziehung zu den Rebellen, da diese „Protestanten" seien. Aber sie wurden von keinem protestantischen Missionar anerkannt und von Gordon, einem frommen Protestanten, niedergeschlagen.

Blickt man jetzt im Lichte der späteren Geschichte zurück, so sind wir noch immer geneigt zu glauben, daß eine andere Politik besser für China gewesen wäre. Hätten die Westmächte beim Ausbruch des zweiten Krieges sofort den Rebellenkaiser anerkannt, würden dann nicht die Greuel, welche noch 15 Jahre währten, die erst mit der mohammedanischen Rebellion endeten und 50 Millionen Menschen hinrafften, abgekürzt worden sein? würde nicht die neue Regierung sich fähiger gezeigt haben, neue Ideen aufzunehmen, als die alte? S. 141. Es ereignet sich oft in internationaler Politik, daß augenblickliche Interessen den Ausschlag geben gegen künftige Vorteile. So geschah es mehr als einmal, daß, wenn die Rebellen auf dem Punkte des Erfolges waren, die Vorurteile kurzsichtiger Diplomaten gegen sie entschieden, und eine Gelegenheit verloren ging, wie sie kaum einmal in tausend Jahren wiederkehrt, S. 142.

Vertragsverhandlungen.

Zu Ningpo, seiner Station, erlernte Dr. Martin neben dem Lokaldialekt auch die Mandarinensprache und diente dem amerikanischen Konsul

daselbst als Dolmetscher. Später bewarb er sich um die Dolmetscherstelle in Verbindung mit der amerikanischen Gesandtschaft, welche er auch erhielt. Schon 1854 hatten der britische und amerikanische Gesandte versucht, nach Peking zu gehen, um dort direkt mit der chinesischen Regierung zu verhandeln, wurden aber in Taku angehalten und zurückgeschickt. Ein späterer Brief des Präsidenten Pierce, der direkt gesandt wurde, kam mit erbrochenem Siegel und der Weisung nach Fuchau zurück, daß er über Kanton gesendet werden müsse, um Beachtung zu finden. Nach der Einnahme von Kanton machten die Gesandten von England, Frankreich, Rußland und Amerika im Frühjahr 1858 einen neuen Versuch. Dr. Martin war dem amerikanischen Gesandten Reed als Dolmetscher beigegeben. Vom Vicekönig von Chili erhielten die vier Gesandten gleichlautende Antwort auf ihre eingesandten Briefe, worin der Name des fremden Staats um ein Wort niedriger gestellt war, als der von China. Nur der Russe nahm das hin, die anderen drei schickten die Antwort zurück, weil solche Dinge keine Kleinigkeiten sind bei einer arroganten Regierung, wie die von China, S. 149. Ehe Herr Reed die Zusammenkunft mit dem Vicekönig hatte, gingen Dr. Martin, Dr. Williams und ein amerikanischer Konsul ans Land, um die Details vorzubereiten, da die Chinesen die Fremden in mannigfaltiger Weise unziemlich und verächtlich behandelten, S. 150. Bei der Zusammenkunft bezeichnete der Vicekönig den Präsidenten der Vereinigten Staaten erst als Vasallenfürsten, als dagegen protestiert wurde, versuchte er das englische Wort wiederzugeben, sagte aber schließlich in höhnischem Ton „Euer großer Kaiser“. Während der Verhandlung wurde Herr Reed ärgerlich über eine Lüge des Vicekönigs, was den aber nicht rührte, „denn Wahrhaftigkeit ist keine Ehrensache bei den Chinesen“, es wird zugegeben, „daß gewandtes Lügen eine der Hauptqualifikationen eines Mandarinen ist“, S. 155. Die Verhandlungen kamen zum Schluß, ohne daß ein bedeutendes oder bleibendes Resultat erzielt worden wäre, S. 156. Erst nach vierzehntägigen Verhandlungen erhielt Herr Reed das kaiserliche Versprechen, „des Präsidenten Brief werde freundschaftlich beantwortet werden“. Herr Reed sandte darauf den Brief durch einen Schiffskapitän an den Vicekönig. Als die kaiserliche Antwort eintraf, gab es wieder lange Verhandlungen über die Ceremonie, denselben zu empfangen. Natürlich auf den Knieen, sagte der chinesische Abgesandte, ich kniee nur vor Gott, gab Herr Reed zur Antwort. „Aber der Kaiser ist ebenfalls Gott“, sagte darauf der Chinese. Herr Reed erklärte dann kurz und bündig, er werde das kaiserliche Schreiben mit keiner anderen Ceremonie empfangen, als der Vicekönig des Präsidenten Brief empfing. Das war stehend geschehen. Im kaiserlichen Brief wurde das Verhalten des Amerikaners gelobt, aber die Zulassung des Ministers in Peking abgelehnt.

Im amerikanischen Vertrag, der dann vereinbart wurde, machte am meisten Schwierigkeit die Toleranz-Klausel. Die chinesischen Abgeordneten hatten Verstand genug einzusehen, daß ein Element, so feindlich den heidnischen Institutionen wie das Christentum, sich nicht vertragen konnte mit der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes in China. Sie würden gerne das umgestaltende und neugebärende Prinzip ausgeschlossen haben, was nun, Gott sei Dank, nicht mehr in ihrer Macht steht, S. 181. Die Erklärung ihrer Einwilligung ist jedoch nicht weit zu suchen. Sie fürchteten, daß ihre

Weigerung die Westmächte zu den Rebellen treiben würde, welche damals noch mächtig waren. Die Annahme dieses Paragraphen kann darum nicht verglichen werden mit der freiwilligen Klausel in der japanischen Konstitution, welche völlige Gewissensfreiheit zusichert. Es war bei den Chinesen nicht das Resultat zunehmender Erleuchtung, sondern der Furcht, S. 183.

Ein Paragraph gegen den Opiumhandel wurde aus dem amerikanischen Vertrag zurückgezogen, da Lord Elgin drohte, er würde sonst einen aufnehmen zu gunsten desselben. Herrn Reeds Charakter wird im Zusammenhang damit nicht eben schmeichelhaft geschildert, S. 184, 185. Daß man Tientsin damals nicht zum offenen Hafen erklärte, war ein Fehler, welcher Erneuerung der Feindseligkeiten veranlaßte, S. 184. Vier Verträge wurden unterzeichnet, die aber eigentlich nichts ausrichteten, da noch ein zweijähriger Krieg hinter dem Schleier der Zukunft lauerte.

Auch 1859 wurde Dr. Martin der Begleiter als Dolmetscher des neuen amerikanischen Ministers John E. Ward. Der englische und der französische Gesandte bestanden darauf, nach Peking zu gehen, und verweigerten den beiden chinesischen Würdenträgern, welche nach Shanghai gekommen waren, mit den Westmächten deshalb zu verhandeln, eine Zusammenkunft. Mit 13 Kriegsschiffen erschienen die Gesandten vor Taku. Der Fluß war gesperrt und von neuerrichteten Forts beherrscht. In den Verträgen war kein Recht stipuliert, daß fremde Schiffe denselben befahren dürften. Die Engländer versuchten die Passage zu forcieren, was ihnen jedoch bei einem Verlust an Toten und Verwundeten von 460 Mann und sechs Schiffen nicht gelang. Sie mußten sich zurückziehen. Der amerikanische Gesandte Herr Ward blieb und erlangte die Erlaubnis, nach Peking zu gehen. Dort ließ sich Herr Ward mit seinem Gefolge in Karren durch die Straßen fahren, anstatt in Tragsesseln nach Art der höheren Beamten. So wurden sie vom Volk angesehen als Kriegsgefangene oder als Besiegte, welche sich nun unterwerfen wollen. Dann kamen wieder lange Verhandlungen wegen der Ceremonie des Niederwerfens (Koto) mit neunmaliger Berührung der Erde mit der Stirn. Herr Ward blieb fest in seiner Weigerung. Endlich wurde ihm gewährt, nicht zu knieen. Der Empfang sollte im Sommerpalast stattfinden. Als Herr Ward mit seiner Begleitung eben dahin abgehen wollte, kam ein Bote, d. h. ein ehemaliger Taotai von Shanghai, der sich überhaupt als Gegner bemerklich machte, und teilte mit, der Kaiser bestehe auf der vollen Etikette. Derselbe habe gehört, die Amerikaner hätten den Engländern mit einem Schiffe geholfen, auch während der Aktion 200 Mann gelandet, der Koto werde verlangt als Beweis aufrichtiger Reue. Herr Ward ging darum nicht und erhielt am anderen Tag einen kaiserlichen Befehl, die Hauptstadt zu verlassen und die Kopien des Vertrages an der Seeküste mit dem Vizekönig auszuwechseln. So zog diese amerikanische Gesandtschaft ab. Der Eindruck, den Peking gemacht hatte, war der von Verfall und Schmutz, S. 201.

Die unwürdige Behandlung der amerikanischen Gesandtschaft zeigte den Ministern von England und Frankreich, was sie in Peking zu erwarten gehabt hätten, und daß der Bruch beabsichtigt war, S. 217.

Die Alliierten rückten siegreich vor Peking, nahmen den Sommerpalast, wo man die unglücklichen Opfer des Verrats und der Grausamkeit als Leichen fand, etwa 20 Mann, welche Herrn Parkes begleitet hatten, der als

Parlamentär eine Sendung hatte, aber mit seiner Begleitung gefangen genommen wurde. Herr Parkes und Herr Loch wurden in Käfigen nach Peking gebracht und dort später befreit. Wegen dieser Greuelthat wurde der Sommerpalast zerstört, man wollte dem kaiserlichen Hof einen Schlag versetzen und doch das Volk schonen, S. 219.

Im Besitze von Peking zeigte Lord Elgin seine besondere Unfähigkeit, die Lage zu beherrschen. Wie es ein grobes Versehen war, Tientsin nicht den Fremden zu öffnen, da es in seinen Händen war, so war es kein geringerer Fehler, mit Peking in seiner Gewalt, es zu unterlassen, eine Reorganisation des Reiches nach europäischen Prinzipien vorzunehmen. Die Mandarinen würden sich ebenso der englischen Autorität gefügt haben, wie früher die in Kanton während der britischen Besetzung, S. 221.

In Peking.

Dr. Martin war zu dieser Zeit in Amerika, kehrte 1862 samt Familie zurück und zwar nun nach Peking. Dort fand er ein Haus, dessen früherer Bewohner ein Mandarin mit vier Weibern war. Eine davon erhängte sich; das war der Grund weshalb das Haus billig einem Fremden vermietet wurde. Ein anderer Mandarin hatte sechs Weiber, die sich öfter einander in die Haare gerieten, in welchen Fällen der Herr Mandarin den Wasserstrahl einer Kraftspritze wirksam fand, S. 230. Ein neuer Krieg mit England wurde durch Vermittlung des amerikanischen Ministers Herrn Burlingame verhindert. Die Chinesen hatten nämlich sieben Kanonenboote von England kommeu lassen unter dem Kommando des Engländers Osborne. Dieser weigerte sich nun, Befehle direkt von Chinesen anzunehmen, da nach seinem Kontrakt diese alle von Herrn Lay, dem Oberzöllner, gegengezeichnet sein sollten. Das erklärten die chinesischen Minister nun für Anmaßung. Auch war ihnen die Ausgabe von monatlich 70 000 Taels zu viel. Die Flotte wurde schließlich nach Indien geschickt und verkauft. Das war ein Rückschritt, S. 232, der wie mehrere andere Fälle die Stimmung der Chinesen gegenüber den Hilfsmitteln westlicher Civilisation kundgiebt. Die Chinesen nehmen keine neue Kraft an, die sie nicht kontrollieren können, und auch dann noch nicht außer genötigt durch die Logik der Thatsachen, S. 233.

Dr. Martin hatte angefangen, Wheatons Völkerrecht zu übersetzen, Herr Burlingame und Herr Hart begünstigten diese Arbeit und ermöglichten eine Unterredung mit den chinesischen Staatsministern, welche auch die Vollendung des Werkes wünschten, ihm vier der besten Gelehrten zur Verfügung stellten und es dann auch auf Staatskosten drucken ließen, S. 234.

Herr Hart stellte ihm auch 1500 Taels Regierungsgelder per Jahr zur Verfügung für Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt. Aber da zeigte sich die Schwierigkeit, Schüler aus guten Familien zu erlangen. Dr. Martin brauchte von der Geldsumme im ersten Jahre 900, im zweiten 600 und im dritten 500 Taels und nennt es ein halbverunglücktes Unternehmen, S. 235.

Die Regierungs-Hochschule.

Nach seiner Rückkehr von einer dritten Erholungsreise in die Heimat 1869 wurde Dr. Martin zum Präsidenten der Regierungsschule ernannt,

deren Ziel war, junge Leute für den Staatsdienst zu erziehen, besonders für den internationalen Verkehr. Im englischen Vertrage war vorgesehen, daß englische Depeschen drei Jahre lang mit chinesischer Übersetzung begleitet würden, in welcher Zeit sich China mit einem Stab kompetenter Übersetzer versehen könne. Es wurde deshalb eine Klasse für Englisch 1862 eröffnet und im folgenden Jahre für Französisch und Russisch. Russisch wurde nominell seit Mitte des 18. Jahrhunderts getrieben, aber seit Jahren gab es nur chinesische Professoren des Russischen ohne Schüler. Einer von diesen sollte für die neue Schule Verwendung finden, aber es stellte sich heraus, daß er kein Russisch verstand, S. 295. Im ersten Kontrakt hatten die Mandarine die Summe von 1000 Taels für Nebenausgaben angesetzt und Gehalt für Dr. Martin nicht erwähnt, später erhielt dieser dann 5000 Taels per Jahr. Er hatte sich auch ausbedungen, täglich nicht mehr als zwei Stunden seinen neuen Pflichten zu widmen. Nach etlichen Monaten schon bat Dr. Martin um seine Entlassung, da er nur 10 Knaben im Englischen zu unterrichten hatte, was ihm Zeitverschwendung schien, S. 298. Er ließ sich jedoch überreden zu bleiben. Dr. Martin unterrichtete seine Schüler auch im Gebrauch des Telegraphen und lud die Minister ein, den Experimenten beizuwohnen. Diese sandten die vier Herren, welche bei der Übersetzung des Völkerrechts von Wheaton geholfen hatten. Diese gafften die Instrumente an, und einer bemerkte, China sei seit 4000 Jahren ein großes Reich, auch ohne Telegraphen. Er brachte die Apparate zu den hohen Ministern selber, welche sich fast ebenso kindisch zeigten wie ihre Schreiber. Die Apparate standen dort ein ganzes Jahr lang und wanderten dann unter das alte Gerümpel im Schulmuseum, S. 300. Schon im Jahre 1865 war eine Eingabe des Prinzen Kung und der Minister an den Thron genehmigt worden, die Schule durch Unterricht in westlicher Wissenschaft zu erweitern. In dieser Eingabe verwahren sich die Antragsteller, daß nicht Liebe zu Neuerungen, noch der Zauber der Künste des Westens sie bewege, sondern die Erwägung, daß Einführung der Künste ohne Wissenschaft erfolglos und Geldverschwendung sein werde. Auch die Einwendungen wurden erledigt, wie „die Sache sei nicht dringlich“, „es sei Unrecht die eigne Methode zu verwerfen, um die des Westens anzunehmen“ und schließlich sei es „eine tiefe Schande für China, der Schüler des Westens zu werden“. Herr Hart reiste 1866 nach Europa und berief fünf Professoren, davon starb einer bald nach seiner Ankunft in Peking, der zweite mußte wegen tödlicher Krankheit zurück, ehe er angefangen hatte, zwei andere dankten ab und starben auch frühe, nur einer blieb übrig, der kürzlich starb.

Es gelang Dr. Martin, bald eine Druckerei mit Metalltypen in Gang zu bringen. Mehr Schwierigkeiten machte ein Observatorium, weil man fürchtete, dasselbe werde in Kollision kommen mit dem uralten astronomischen Kollegium. Dieses war längst veraltet, beobachtete nur Eklipsen durch Verbrennen von Weihrauch und Trommellärm, um die hungrigen Ungeheuer zu verscheuchen. Alte Instrumente standen da von guter Bronzearbeit, aber völlig nutzlos für praktische Bedürfnisse. Ein Teleskop war nicht vorhanden, es war auch wohl noch nie eins benutzt worden, auch nicht von den Jesuiten. Es dauerte zwanzig Jahre, bis endlich die Erlaubnis 1888 erteilt wurde, ein Observatorium zu bauen, aber nicht höher als drei Stockwerk dürfe es werden aus Furcht, die Glücksgeister zu stören (Geomantie), S. 310.

Astrologie hat im alten Observatorium noch die Herrschaft, und ganz China ist ihr unterthänig, S. 311. Jetzt sind neun ausländische Professoren an der Anstalt (darunter kein Amerikaner seit Dr. Martins Abgang), Herr Oliver, ein Irländer, Professor der Physik, ist nun Präsident. Die Zahl der Schüler ist auf 120 beschränkt, alle erhalten Monatsgeld. Die Hälfte beginnt mit dem Studium fremder Sprachen ohne viel chinesische Vorbildung. Von diesen lernt jeder nur eine der vier Sprachen, Englisch, Französisch, Russisch, Deutsch und bringt es selten zur Fertigkeit. Die andere Hälfte besteht aus chinesischen Graduierten verschiedener Grade, welche Wissenschaft studieren. Gelehrte aus den besten Familien bestreben sich nun, Zutritt zu der Hochschule zu erlangen. Das war nicht so im Anfang, da der Präsident der kaiserlichen Akademie Wojin es als eine Entehrung für Mitglieder der Akademie bezeichnete. Als eine Dürre das Land plagte, beschuldigte er diese Schule in einer Eingabe an den Thron als die Ursache. Die Wolken würden nicht eher Regen niedersenden, als bis dieser Greuel entfernt wäre. Die Ausländer bezeichnete er nie anders als „fremde Teufel", S. 313. Schließlich, als die Dürre trotz der Gebete des Kaisers fortdauerte, riet ein weiser Rat dem Kaiser an, es möge ein Tiger in den heiligen Wasserpfuhl geworfen werden. Prinz Kung und der Premier Wensiang, beide fortschrittlich gerichtet, mußten das ausführen, nahmen aber ein Tigerskelett anstatt einer lebenden Bestie, S. 313. Der Kaiser hat außer Chinesisch auch Mandschu und Mongolisch zu lernen. Der jetzige studiert auch Englisch und hatte dazu gleichzeitig zwei chinesische Professoren. Der eine zupfte einmal den andern beim Ärmel und korrigierte die Aussprache eines Wortes in Gegenwart des Kaisers, S. 317.

Dr. Martin organisierte gleich bei Übernahme der Anstalt ein Korps Übersetzer, bestehend aus Professoren und fortgeschrittenen Schülern. Es wurden Werke übersetzt über Völkerrecht, Nationalökonomie, Chemie, Naturkunde, Physik, Geographie, Geschichte, über den französischen und englischen Gesetzkodex, Anatomie, Physiologie, Materia Medica, Leitfäden für Diplomaten und Konsule rc. rc. Die Mehrzahl dieser Werke wurde von der Anstaltspresse gedruckt und gratis unter den Mandarinen des Reiches verteilt. Eine medizinische Klasse wurde gebildet und der Leitung des Dr. Dudgeon von der Londoner Mission unterstellt. Daß die Zöglinge im Hospital klinischen Unterricht empfingen, wurde von den Ministern nicht genehmigt. Nach zehn Jahren gab ein neues Ministerium die Erlaubnis, verweigerte es aber, die Klasse zu einer medizinischen Schule zu erweitern, um nicht in Konflikt zu geraten mit dem uralten medizinischen Kollegium, welches als Monopol medizinischer Wissenschaft galt. „Die Sache ist", sagte der leitende Staatsminister, „ich glaube selber nicht an die fremde Medizin". Der Vicekönig Li glaubte daran und eröffnete eine Schule für Militär-Chirurgie, leider zu spät, um für den Krieg mit Japan von Nutzen sein zu können, S. 321.

Die Studenten halten es für unwürdig, Gymnastik zu treiben, da es gegen die Vorschriften des alten Ceremoniells ist; ihre Bewegung besteht einzig in einem langsamen feierlichen Gang, S. 324.

Von den Studenten waren manche dem Christentum geneigt, aber keiner wagte den Übertritt, durch Familienverhältnisse abgehalten und auch durch die Rücksicht auf ihre Laufbahn als Beamte. Die Mehrzahl gaben schriftlich oder sonst ihrer Überzeugung Ausdruck, daß eine Zeit kommen werde, wo

das Christentum den Buddhismus und Taoismus verdrängen werde. Niemals gaben sie eine Andeutung, daß dasselbe mit dem Konfuzianismus der Fall sein würde, denn alle sind Konfuzianer. Während sie gewohnt sind, den Aberglauben des Volks zu verlachen, bewahren sie eine tiefe Verehrung vor ihrem großen Weisen, als einem Propheten vom Himmel gesandt. Der Stern des Konfuzius wird erbleichen, aber nicht verschwinden, wenn China das Christentum annimmt, S. 326. Der Erfolg der Hochschule war ein langes Ringen mit zähem Konservatismus. Verschieden von den Japanern waren die Chinesen völlig befriedigt von ihrem alten Erziehungssystem, daß sie nie davon träumten, es im größern zu reformieren oder zu ergänzen. Die Hochschule wurde gegründet als Zugeständnis gegen die Forderungen der neuen Sachlage, um eine beschränkte Anzahl vorbereiteter Beamten zu erlangen, aber nicht um das Mandarinat neu zu gestalten, S. 327. Unter den Mandarinen ist die Neigung, ihre Gelegenheit (zum Gelderwerb) aufs äußerste auszunutzen so allgemein, daß chinesische Schriftsteller behaupten, Korruption sei die Regel und Ehrlichkeit die Ausnahme, S. 333.

Die höchsten Würdenträger.

Die weisesten Pläne des Auswärtigen Amtes werden oft durch die direkte Eingabe an den Kaiser von seiten eines gewandten Censors oder mächtigen Vizekönigs zu Schanden gemacht. Dem Auslande gegenüber haben jedoch alle Mandarine nur eine Politik, welche ein Minister kurz so ausspricht, „die Fremden zu gebrauchen, aber sich nicht von ihnen gebrauchen zu lassen", S. 342.

Von Li Hungchang wird gesagt, daß er reich geworden sei durch Methoden, welche nicht von anständiger Moralität anerkannt sind, obschon sanktioniert durch die Gewohnheiten seines Vaterlandes, S. 347. Die That, welche ihn am besten bekannt machte, ist der schändliche Mord der Rebellenhäupter, während er sie bewirtete nach ihrer Kapitulation, wobei er sein Ehrenwort brach, S. 350. Sein Vater war wohlhabender Landbesitzer, der mehrere Weiber hatte, der Vizekönig ist der Sohn einer untergeordneten Frau, sogar illegal, da seine Mutter ebenfalls den Familiennamen Li hatte, den der Vizekönig später in Ki umänderte. Er gilt als Freund des Fortschritts, ist aber durchaus kein Freund der Fremden. Seine Bemühung ging nur dahin, China für den Krieg zu rüsten. Er gründete auch eine Kauffahrteiflotte, um die fremden Dampfer aus dem Feld zu schlagen. Li und seine Gemahlin wurden Patrone, nicht der medizinischen Mission, sondern etlicher Ärzte, welche ihr Vertrauen gewannen. Er sprach sich bitter über Amerika aus wegen des Ausschlusses der Chinesen, S. 352, die Missionare seien gute Leute, aber „eure Moral ist einseitig, legt zu viel Gewicht auf Liebe und zu wenig auf Gerechtigkeit". Herr Tung, ein alter Staatsminister und großer Gelehrter, bat Dr. Martin, keinen hohen Schornstein neben seiner Wohnung zu bauen, aus geomantischen Gründen. Sir Th. Wade nannte diesen Minister „den ausgezeichnetsten Lügner, den er je kennen gelernt habe", S. 358. Ein anderer Minister, ein Mandschu, der gerne Verse schrieb, verlachte vor den Studenten der Hochschule die tägliche Umdrehung der Erde, S. 360. Ein dritter ärgerte sich darüber, daß die englischen Studenten der Gesandtschaft (student-interpreters) den Drachenteich entweihten durch Baden und Schwimmen, S. 363.

Als der Marquis Tseng von England zurückkam, wurde er mit großen Ehren empfangen und zum Mitglied, also Minister, des Auswärtigen Amtes ernannt. Daselbst fand er sich sofort von Argwohn umgeben, ein anderer Minister, ein begabter Konservativer, wurde sein bitterer Gegner und that, was er konnte, seinen Einfluß lahm zu legen. Auch der Vizekönig Li war gegen ihn aus Furcht, die Oberleitung möge auf Tseng übergehen. Auch bestanden Privatdifferenzen. Eine Tochter des Marquis war an einen Neffen des Vizekönigs verheiratet, verließ aber mit Genehmigung ihres Vaters ihren Mann, der ein Taugenichts war, S. 367.

Von einem chinesischen Professor der Mathematik wird anerkannt, daß er außerordentlich begabt war, aber nichts Neues produzierte und schon im sechzigsten Jahre altersschwach wurde. Er war auch einmal nahe daran, Christ zu werden, aber die Rücksicht auf Vorrücken in amtlicher Stellung hielt ihn ab. Er flickte seinen Konfuzianismus mit Lappen aus Indien und dem Westen und äußerte sich einmal: „Warum sollten wir nicht Missionare in euer Land ebenso senden wie ihr zu uns?" — „Warum thut ihr's nicht!" war die Antwort, S. 370.

Diplomatische Missionen.

In früheren Jahrhunderten schickte China Gesandtschaften nicht aus gegenseitiger Höflichkeit, sondern als Oberherr, der Ehren verlieh oder Streit schlichtete, wenn darum angegangen worden war. Erst 1866 gelang es Herrn Hart, die Chinesen zu bewegen, einen Versuch zu wagen mit einer Beobachtungsmission. Pinchun, ein ehemaliger Präfekt, später Privatsekretär bei Herrn Hart, wurde dazu ausersehen. Er reiste mit zwei jungen Zollbeamten, einem Engländer und einem Franzosen, sowie drei Studenten der Dolmetscher-Schule. Diese fanden überall die beste Aufnahme. Nach seiner Rückkehr war Pinchun sehr vorsichtig in seinen Äußerungen, weil es damals ein Verbrechen war, Vorliebe für den Westen an den Tag zu legen. Für ein Wort des Lobes hatte er jedenfalls zehn des Tadels, S. 374. Dann kam der Amerikaner, Herr Burlingame, dessen Mission viel Lärm machte. Der Zweck wurde vielfach mißverstanden: Nicht Chinas Entwicklung zu beschleunigen, sondern Aufschub zu erlangen, war die Absicht. Burlingame sollte die Nachsicht der Westmächte erflehen und sie veranlassen, China das Recht zuzugestehen, seine eigene Zeit zu nehmen und seine eigenen Wege zu gehen. Die enthusiastische Aufnahme Burlingames alarmierte die Chinesen. Warum seid ihr Westlichen so ungeduldig, daß wir voran sollen? rief ein Staatsminister aus. Kein einziger Vertrag wurde abgeschlossen; diplomatisch war diese Gesandtschaft ein Mißerfolg, S. 377. Herr Burlingame starb auf dieser Gesandschaftsreise in Petersburg. In Peking hatte er guten Einfluß ausgeübt, welchem die kooperative Politik zu danken ist, die leider nicht lange anhielt, sonst hätte die moralische Kraftwirkung aus dieser Union der Legationen der Westmächte die wohlthätigsten Folgen für China gehabt. Die chinesische Regierung lernte nichts aus den Erfahrungen der Gesandtschaft. Die beiden chinesischen Begleiter des Herrn Burlingame wurden nach ihrer Rückkunft in ehrenhafte Verbannung geschickt, S. 379. Dann kam das Blutbad von Tientsin und die Sendung des Chunghan nach Frankreich. Er nannte Frankreich einen verwundeten Tiger, mit dem nicht zu

scherzen sei. Ihm und seinem Volk gab das aber eine um so höhere Idee von Deutschland, vor dem sie seither geneigt sind, sich zu beugen und anzubeten, S. 380.

Dann kam eine Gesandtschaft 1876 nach England wegen Ermordung des Engländers Margary. China gab dem Gesandten einen Vizegesandten bei und wollte dies als Regel beibehalten. Die fremden Höfe nahmen aber keine Notiz vom Vizegesandten, sondern behandelten ihn nur als Sekretär.

Yung Wing, der in Amerika studiert und in Yale graduiert hatte, gelang es, die chinesischen Minister zu überreden, 120 junge Chinesen nach Amerika zum Zwecke des Studiums zu senden. Herr Chan, ein Akademiker (Hanlin), konservativ wie diese alle sind, wurde ihm beigeordnet als Hemmschuh gegen fortschrittliche Neigungen. Diese beiden wurden dann diplomatisch verwendet, und der Akademiker Wu erhielt die Aufsicht über die Studenten. Dieser gab sich mit Photographie und westlicher Wissenschaft ab, hatte auch über fünfzig Jahre alt noch Englisch gelernt, seine alten Vorurteile saßen jedoch zu tief, um entwurzelt zu werden. Er machte eine Eingabe an die Regierung in Peking, daß die Studenten von republikanischen und christlichen Ideen angesteckt seien, etliche auch Amerikanerinnen geheiratet hätten. Der Erfolg war, daß alle zurückgeholt wurden, S. 383.

Chunghan wurde 1878 nach Rußland als Gesandter geschickt, die Rückgabe von Ili zu bewirken. Er durfte mit dem Zaren direkt verhandeln, ließ sich aber bethören, die besten strategischen Punkte an Rußland abzutreten, und reiste nach China zurück, ohne auf Erlaubnis zur Abreise zu warten. Sein Vertrag wurde in China verworfen, er selber eingekerkert und zum Tode verurteilt. Nur auf besondere Verwendung der Königin von England wurde er freigegeben, aber mit dem Verlust aller seiner Würden bestraft, selbst seine Ahnen ins dritte Glied wurden degradiert. Chunghan blieb seither politisch tot, S. 395.

Chinas Nachbarstaaten.

1. Rußland. Ein Zusammenstoß fand im Jahre 1685 statt. Die Chinesen zerstörten damals die russische Grenzfestung Albazin und führten die Besatzung gefangen nach Peking. Rußland wetzte diese Scharte niemals aus, setzte aber den Hebel seiner unvergleichbaren Diplomatie ein. Religiöse und politische Mission wurde in Peking unterhalten, hundert Jahre im Vorsprung vor anderen Mächten. Als Engländer und Franzosen siegreich in Peking einzogen, fanden sie die Russen daselbst als Freunde der Chinesen. Für seine Freundschaft und vielleicht indirekte Unterstützung erhielt Rußland die Abtretung eines Teils der Mandschurei mit nahezu tausend Meilen Seeküste und völliger Beherrschung des unteren Amur. Wegen Ili wäre es beinahe zum Krieg gekommen, aber General Gordon, der gerade zum Besuch nach Peking kam, riet den Chinesen an, einen Konflikt zu vermeiden, da sonst die Russen in sechzig Tagen in Peking seien. Die Russen ließen sich auch mit Geld abfinden. Die sibirische Eisenbahn brachte die Chinesen wieder in Aufregung. Man baute deshalb eine chinesische Bahn in die Mandschurei, dirigierte auch chinesische Ansiedler in die dünn bevölkerte Gegend. Obgleich die sibirische Bahn dreitausend Meilen dicht an der chinesischen Grenze hinläuft und leicht an vielen Stellen durch tartarische

Reiterei zerstört werden kann, hoffen doch die Russen eines Tages Peking zu besitzen. Wie früher aus den englischen Kriegen, so hat jetzt Rußland aus dem japanischen noch bedeutendere Vorteile erlangt. Rußland ist nun der Verteidiger der Mandschurei und der Finanzherr Chinas, S. 390.

2. Großbritannien. Die Mäßigung der Engländer, sich nach dem ersten Krieg mit einem Felsen (Hongkong) zu begnügen, als sie eine Provinz hätten nehmen können, und vom zweiten nichts zu behalten, als sie alles hätten haben können, beweist deren aufrichtigen Wunsch, China unabhängig und blühend zu sehen. Aber der Masse der Chinesen und der Mehrzahl ihrer Regierenden ist das nur ein Beweis von Schwachheit oder Thorheit, da niemand einen Besitz verschmäht, der sich stark genug fühlt, ihn zu halten. Argwohn und Feindschaft sind die Vermächtnisse dieser Kriege. England suchte einige Zeit China als Bundesgenossen gegen Rußland, aber es möchte leichter sein, die Chinesen zu gewinnen, die Engländer aus Indien zu vertreiben, als diese daselbst zu schützen. Die Illusion der Bundesgenossenschaft ist durch den japanischen Krieg zerstört. Seine Politik hat England schon seit einem Jahrzehnt geändert. Wie England gegen das Vorgehen der Franzosen im Süden Birma nahm und gegen Rußland Hamilton besetzte, so sucht es auch jetzt wieder nach dem Löwenanteil. Kommt es zur Zerteilung, so wird es jedenfalls ein Glück für China sein, wenn der größte Teil unter die Herrschaft von Großbritannien kommt. Da allein können die Chinesen lernen, sich selbst zu regieren, S. 392. Daß England nicht wie die andern Mächte Einsprache gegen die Friedensbedingungen Japans erhob, auch die Besitzergreifung Formosas zuließ, hat seinen Grund darin, daß England seinen künftigen Bundesgenossen nicht beleidigen wollte. Japan und nicht China ist der natürliche Bundesgenosse Großbritanniens. Von Japan ist das Bündnis heiß ersehnt, es wäre mehr als thöricht von England, die ausgestreckte Hand zurückzuweisen, S. 397.

3. Frankreich. Frankreich wird von China mit noch mehr Argwohn betrachtet als England. Da Frankreich seine indischen Besitzungen an England verlor, sah man es als Macht zweiten Ranges an. Frankreich schloß einen Vertrag mit China erst nach dem ersten englischen Krieg, und im zweiten kam es als der Bundesgenosse Englands. Daß Frankreich in seinem (Tongking-) Kriege gegen China nichts erreichte, das schreiben die Chinesen ihrer eignen Tapferkeit zu und dem Umstand, daß England nicht half. Aber man gab auch den Gedanken chinesischerseits auf, Frankreich aus Tongking zu vertreiben. In seiner Eigenschaft als Beschützer der römisch-katholischen Mission, wie als Nachbar in Tongking, ist Frankreich eine beständige Drohung für China. Wenige Seiten der Geschichte sind ehrenvoller für China als die, welche den zweiten Krieg mit Frankreich berichten. Beide Teile wurden durch Sir R. Hart bewegt, den Status anzunehmen, der vor dem Kriege bestand. Dieses negative Resultat war für China ebensoviel wie Sieg.

Sehr bedeutsam ist die Handlung Frankreichs, nach dem japanischen Krieg Rußland zu unterstützen. Bedeutende Vorteile in der Ausdehnung Tongkings und Eisenbahnkonzessionen wurden dadurch erreicht, S. 397.

4. Deutschlands Zusammengehen mit Rußland hat viele überrascht. Aber Deutschland beklagt den Mangel an Kolonien und macht verzweifelte Anstrengungen, solche zu erlangen. Die in Afrika &c. sind soweit von keinem

Nutzen. Formosa wäre unschätzbar, aber die Zeit wurde versäumt. Warum nicht Chusan nehmen? England würde nichts Vernünftiges einzuwenden haben. Die Bewilligung der Konzessionen in etlichen Häfen, obgleich das Land unter chinesischer Oberhoheit bleibt, ist für Deutschland die Nase des Kameels, S. 398. Alle West-Mächte könnten sich einigen als Christen zum Schutz der Christen. Damit wäre immer ein Grund der Einmischung gegeben. Geldentschädigung mehrt das Übel; offiziellen Versprechungen kann man nicht trauen; die Regierung will ihre Mandarine nicht bestrafen; da bleibt nur ein Mittel, daß jede der Mächte ein kleines Stück Land nimmt. Kommt es schließlich zur völligen Teilung, die nicht so kompliziert ist wie die des türkischen Reiches, so würden die nördlichen Provinzen an Rußland fallen, die südlichen, Teile von Yunnan und Kanton ausgenommen, an Frankreich, das Yangtse-Thal an England, Chekiang und Fukien an Deutschland, S. 399. (Den andern Mächten gönne ich gerne ihren Anteil, für Deutschland würde ich einen solchen Besitz in China als Unglück ansehen. Die Unkosten wären enorm, die Konkurrenz Englands, besonders von Indien her, Rußlands, Frankreichs, Japans und der Vereinigten Staaten Nordamerikas würde größere Erfolge unmöglich machen. Im Falle eines europäischen Krieges würde Deutschland abgeschnitten werden. Öftere Rebellionen der chinesischen Bevölkerung wären schwer vermeidlich und Reibereien unter den Teilungsmächten würden nicht lange auf sich warten lassen. Deutschland würde jährlich Millionen aufwenden müssen und etliche Hunderttausende würden den Kassen weniger Kaufmannshäuser zufließen. E. F.).

5. Japan. China hat in früheren Jahren mehrere erfolglose Versuche gemacht, Japan zu erobern, und japanische Seeräuber haben dafür die chinesischen Küsten heimgesucht, bis sich Japan überhaupt gegen das Ausland abschloß. Die auswärtige Politik Chinas und Japans blieben identisch bis 1854. Seither nahmen sie entgegengesetzte Richtung. Der ungeheure Vorteil, den ein lebendiges Streben zum Besseren über eine träge Anhänglichkeit an die Tradition hat, ist nirgends so auffällig zu Tage getreten, als im Ergebnis des letzten Krieges, eines Krieges, der den Sieger unter die Großmächte versetzte und die Zersetzung des Besiegten einleitete. Jeder Schritt in Japans Fortschritt verschärfte die alte Animosität. China haßt Japan als den Verräter der asiatischen Traditionen, und Japan verachtet China als einen Nachzügler im Wettlauf.

Li-Hungchang ist Schuld am Krieg mit Japan durch zwei diplomatische Versehen, daß er Korea erlaubte, in direkte Beziehungen zu auswärtigen Höfen zu treten, und daß er Japan eine Mitkontrolle bewilligte, S. 402. Für den ersten kühnen Schlag gebührt Japan der strategische Preis. Die versteckte Feindschaft Chinas hätte doch den Krieg früher oder später unvermeidlich gemacht; es war weise von seiten der Japaner loszuschlagen, als sie dazu gerüstet waren. Die Kriegsgefangenen wurden von den Japanern ausgezeichnet behandelt. In Japan kommen keine Pöbelexcesse vor gegen Christen und Massenmorde, trotzdem die Verträge keine Zeile dagegen enthalten, China dagegen zeigt sich immer mehr als heidnischer Verfolger trotz Verpflichtung und wiederholten Versicherungen, S. 405.

Die Zukunft Japans erscheint günstig, wenn ein Konflikt mit Rußland vermieden wird. Formosa ist eine gute Beute, ausreichend zur Kolonisierung

für die nächsten 25 Jahre. Borneo ist eine größere Beute der Zukunft und kann ohne Gewalt durch Diplomatie erlangt werden, S. 406. (Dieser Gedanke eines Amerikaners sollte den Holländern zu Herzen gehen. Die Sundainseln werden bald in den Strom der Ereignisse resp. Geschichte Ostasiens gezogen werden. Eine zeitige Allianz mit Deutschland erscheint mir die einfachste Sicherung. E. F.).

6. Amerika ist Chinas Nachbar wie der barmherzige Samariter, der weder verwundet noch beraubt. Da ist kein Verdacht einer Absicht auf chinesisches Territorium, auch ist Amerika frei von Rücksichten auf andere Mächte, kann deshalb leicht als Vermittler wirken. Peking ist an Bedeutung gestiegen, so daß es Konstantinopel den Rang streitig machen kann als Herd der Intrigue. Zwei populäre Irrtümer sind zu berichtigen, daß der amerikanische Einfluß sich verringert, während das Gegenteil der Fall ist, seit die Einwanderungsfrage von Chinesen nach Amerika erledigt ist. Zweitens, daß der amerikanische Handel abnimmt. Allerdings geht viel in englischen und japanischen Schiffen, die Ausfuhr z. B. von Tientsin nach den Vereinigten Staaten hat sich von 1893 bis 1895 fast verdoppelt.

Der Zolldienst.

Sir R. Hart ist trotz aller seiner großartigen Erfolge nicht eben sanguinisch für die Zukunft. „Ich fürchte, wir flicken einen zersprungenen Kessel“, sagte er etliche Monate vor dem Krieg mit Japan. Herr Hart hat 800 Europäer und an 4000 Chinesen unter sich im Zolldienst. Er wurde außerdem häufig von der chinesischen Regierung als Vertrauensmann benutzt. Im vergangenen Sommer wollte er die gesamten Staatseinnahmen reformieren, das wurde abgeschlagen aus Furcht vor den vielen Mandarinen, deren Einnahmen verkürzt würden. Die Zollverwaltung durch Ausländer gilt auch nur als temporäre Einrichtung, die Rollen der Ausländer und der chinesischen Hilfsarbeiter werden sich austauschen müssen, S. 418. Den meisten Taotais (Mandarineninspektoren) ist die Ehrlichkeit der ausländischen Zollkommissarien unangenehm, sie hassen deshalb das System, S. 420.

Die Audienz-Frage.

Sir Thomas Wade, seit 1843 in China, war der einzige Minister in Peking, der chinesisch sprach. Er war heftigen Temperaments, raufte sein Haar und ballte die Fäuste in Disputen mit Chinesen, so daß er auf die ruhigen Orientalen mehr den Eindruck ohnmächtiger Wut als der Gefahr machte. Im allgemeinen war er gerecht. „Er werde nicht die Interessen von 400 Millionen denen von 25 Millionen opfern“, sagte er einmal zu Dr. Martin. Der Engländer Margary wurde in Yunnan ermordet. Es war seine Aufgabe, eine neue Route nach Indien zu eröffnen, und die der chinesischen Beamten, jeden von diesem Wege abzuschrecken. Herr Wade drohte dem Prinzen Kung mit dem Verlust seiner persönlichen Freundschaft, worauf dieser kühl erwiderte, „er habe dabei nichts zu verlieren, da ihre Beziehungen öffentliche, nicht private seien“. Dasselbe gilt von allen chinesischen Ministern. Der Verkehr ist beschränkt auf formale Zusammenkünfte im Auswärtigen Amt oder den Legationen. Herr Wade, unterstützt vom deutschen Minister, machte einen Versuch, in sozialen Verkehr mit

den Chinesen zu kommen. Prinz Kung schien einzuwilligen und bestimmte einen Tag. Beim Empfang war er umgeben von einer großen Anzahl der chinesischen Nobilität. Jede Gesandtschaft wurde besonders empfangen und hatte nur eine halbe Stunde Zeit, jedermann vorgestellt zu werden. Diese Mandarine machten dann einzeln einen Besuch in den 10 Legationen, was sie in einem Tag abmachten. Die Herren Gesandten hatten dann jedem den Besuch zu erwidern, wozu sie in Peking allerorts herum mußten, um circa 40 Häuser zu finden, trafen aber nur zwei oder drei Herren zu Hause. Damit hatte die Sache ein Ende. Solcher Verkehr ist wie eine erzwungene Mischung von Oel und Wasser. Unter den vielen Mißgriffen der Gesandten war nicht der geringste der, daß sie einwilligten, die Audienz beim Kaiser zu verschieben, solange er minderjährig regierte. Als die Zeit der Selbstherrschaft gekommen war, fand auch die Audienz statt, nur mit drei tiefen Verbeugungen, aber nicht im Palaste, sondern in der Halle, wo Vasallen empfangen werden. Frankreich und Rußland weigerten sich entschieden, ihre Gesandten noch einmal dort empfangen zu lassen. Im November 1894 fand denn auch die erste Audienz der Minister der Westmächte im Kaiserpalaste statt nach mehr als vierzigjährigem diplomatischen Kampf um diesen Punkt. Aber es fehlt noch viel, daß wie in Japan den Gesandten dieselben Höflichkeiten erwiesen würden, womit die chinesischen an den Höfen Europas beehrt werden, S. 438.

Die Missionsfrage.

Frankreich gebührt die Ehre, zu der neuen Ära religiöser Freiheit in China den Anstoß gegeben zu haben. Es wäre nicht gut für die katholische Mission, wenn ein päpstlicher Nuntius sie vertreten würde anstatt des französischen Ministers, bis die chinesische Regierung aufhört, die Ausbreitung des Christentums zu hindern. Seit 1870 fanden zwanzig und mehr Pöbelausbrüche statt. Unter den Ursachen ist sicherlich auch die, daß der Handel immer mehr aus den einheimischen Segelbooten in Dampfer übergeht. Dann die Verleumdungen von Kinderstehlen und Morden, um Medizin mit magischer Wirkung zu bereiten. (Die Urheber davon sind hauptsächlich chinesische Ärzte und Apotheker, weil durch jedes Missionshospital Hunderte dieser überzahlreichen Klasse ihre Kundschaft verringert und ihre Existenz gefährdet sehen. E. F.). Die kaiserliche Proklamation von 1891 verbietet antichristliche Agitationen, wird aber von den Mandarinen nicht beachtet, weil sie wissen, daß es nicht der freiwillige Ausdruck des kaiserlichen Willens ist. Der Präfekt von Nanking, der persönlich mit dem Magistrat der Provinzialhauptstadt alle Missionsanstalten daselbst besucht hatte, befiehlt in einer Proklamation vom 4. Juli 1895 sämtlichen Magistraten der Distrikte außerhalb, dasselbe zu thun. „Obgleich es Chinesen giebt, denen es Vergnügen macht, Gutes zu thun, so giebt es doch keinen, welcher die Missionare übertreffe", S. 452. Schon früher hatte ein chinesischer Gelehrter von hoher Stellung seine Meinung veröffentlicht, „daß China mehr Nutzen von der christlichen Mission als vom fremden Handel habe", S. 457.

Auf Dr. Martins Ansicht in betreff des Ahnenkults kann ich hier nicht näher eingehen. Es ist das ein Punkt, worin Dr. Martin jedenfalls stark beeinflußt wurde durch seine abhängige Stellung unter den höheren Mandarinen Chinas. Daß Dr. Martin über viele andere Dinge sich

schroffer ausspricht, wie eben in Kürze mitgeteilt wurde, darüber können wir ihm nur dankbar sein. Anderes konnte nicht aufgenommen werden, da diese Abhandlung schon fast zu lang geworden ist. Ich hatte früher nie Gelegenheit, Dr. Martin persönlich kennen zu lernen, umsomehr war ich überrascht und erfreut, daß derselbe, während ich mit dieser Arbeit beschäftigt war, von Amerika zurückkommend in Shanghai landete. Eine Operation ist in New-York glücklich gelungen, so daß Dr. Martin sich frisch genug fühlt, 69 Jahre alt, noch einmal nach Peking zu gehen, um einige litterarische Arbeiten in chinesischer Sprache zum Abschluß zu bringen. Eine Verbindung mit der chinesischen Regierung scheint er nicht wieder eingehen zu wollen. Der Gesamteindruck, den man aus Dr. Martins Urteil, das auf 46jähriger Erfahrung unter den günstigsten Verhältnissen beruht, erhält, ist nichts weniger als hoffnungsvoll für China. China hat bereits seine beste Zeit und Gelegenheit versäumt, auch jetzt ist noch kein tieferes Verständnis über die Lage in den regierenden Kreisen vorhanden. Man verläßt sich, wie es scheint, zu viel auf die offenkundige Uneinigkeit der Westmächte. Diese ist allerdings kaum überbrückbar, was die Absichten auf China angeht. Rußland wird Schritt für Schritt mit ruhiger Sicherheit weiter gehen, Frankreich wird wahrscheinlich in unruhiger Eile sich weiter verwickeln. Vom Bündnis zwischen England und Japan war oben bereits die Rede. Ich halte das seit dem neuen englisch-japanischen Vertrag bereits für eine Thatsache, sonst wäre mir Englands Haltung während des Krieges und nachher ganz unverständlich. China könnte nichts besseres thun, als die Feindschaft gegen Japan überwindend ebenfalls ins Bündnis mit England-Japan einzutreten, also einen ostasiatischen Dreibund zu schließen. Deutschland wird den besten Gewinn haben, wenn es sich von den ostasiatischen Verwicklungen ferne hält. — Wie aber auch die politische Zukunft Chinas sich in den nächsten Jahren gestalten mag, jetzt gerade sind offene Thüren fürs Evangelium gegeben, dasselbe durch Wort und Schrift den Millionen verständlich zu machen und ans Herz zu legen mit der Bitte: Lasset euch versöhnen mit Gott!

Der Buddhismus in Japan[1].

Von Professor Dr. Lange in Berlin.

I.

Wie das Christentum seinen Namen einem Beinamen des Stifters der Religion verdankt, so leitet sich auch der Name des Buddhismus von einem Beinamen des Gründers dieser Religion ab, von Buddha (jap. buts') „dem Erleuchteten, Weisen", welcher Name ihm in seiner dogmatischen Würde als Überwinder aller irdischen Leidenschaft und alles Irrtums beigelegt wurde. Sein eigentlicher Name war Siddhartha; er stammte aus dem angesehenen Fürstengeschlecht der Çâkya ab, welches ein kleines Gebiet

[1]) Bereits in der Nationalzeitung 1896, Nr. 237, 254 und 272 erschienen und vom Herrn Verfasser uns freundlichst zum Abdruck überlassen.

zwischen dem Ganges und den nepalesischen Vorhöhen des Himalaya beherrschte. Von diesem Geschlechtsnamen erhielt er den Namen Çâkyamuni, d. h. Lehrer aus dem Geschlechte Çâkya, und unter diesem Namen ist er bei uns am bekanntesten geworden, während er in Japan nur Shaka oder O Shakasama, der hehre Herr Shaka, genannt wird. Alle seine übrigen Beinamen sind in Japan nur den Gelehrten, welche sich eingehend mit dem Buddhismus beschäftigen, bekannt geworden. Über die Zeit seines Erdenlebens gehen die Ansichten in den verschiedenen Ländern weit auseinander, sie schwanken zwischen dem zehnten und dem dritten Jahrhundert vor Christi Geburt. Die wahrscheinlichste Annahme ist, daß Shaka im sechsten Jahrhundert gelebt und um 480 vor Christi Geburt gestorben ist. Auch aus seinem Leben wissen wir wenig Zuverlässiges; er verheiratete sich früh, bekam einen Sohn, verließ aber, neunundzwanzig Jahre alt, in blühender Jugendkraft, Weib und Kind, gab Herrschaft, Reichtum und Wohlleben auf, um als wandernder Asket in der Stille der Einsamkeit durch Kasteiungen der verschiedensten Art den Frieden der Seele zu suchen. Endlich am Ende einer langen Nacht, die er unter Nachdenken am Fuße eines Feigenbaumes verbracht, überkam ihn das Gefühl allwissender Erleuchtung. Er glaubte nun das Wissen erlangt zu haben, wie das Leiden der Welt entsteht und welcher Weg zur Vernichtung dieser Leiden führt. „Da ich solches erkannte", soll er von dieser Zeit gesagt haben, „ward meine Seele erlöst von der Sünde der Begier, erlöst von der Sünde des irdischen Wesens, erlöst von der Sünde des Irrens, erlöst von der Sünde des Nichtwissens. In dem Erlösten erwachte das Wissen von der Erlösung, vernichtet ist die Wiedergeburt, erfüllt der heilige Wandel, gethan die Pflicht, nicht werde ich zu dieser Welt zurückkehren". Von dieser Zeit an ist er der Erweckte, Wissende, der Buddha. Er kehrt nun in die Welt zurück, um der Menschheit den Weg zu weisen, der aus dem ewigen Kreislaufe von Geburt und Tod zum höchsten Heil, zur Befreiung von der Wiedergeburt führt. Er wandert durch das Gangesthal und gewinnt durch die Kraft seiner Beredsamkeit treue Jünger und Jüngerinnen, die ersten Glieder der sich später über einen großen Teil der Erde ausbreitenden Gemeinde. Nachdem er so noch die allmähliche Ausbreitung seiner Lehre erlebt hat, stirbt er hochbetagt, achtzig Jahre alt, seine Jünger ermahnend, die Wahrheit im kleinen und großen als ihre Leuchte und Zuflucht zu betrachten.

Dies sind die einfachen, nackten Thatsachen aus dem Leben des Buddha, die auf historische Wahrheit Anspruch erheben können. In späteren Jahrhunderten haben sich zahlreiche Legenden um seine Person gebildet, und es finden sich in den Lebensbeschreibungen späterer Jahrhunderte sogar manche Züge, welche die größte Ähnlichkeit mit dem Leben Christi haben. Man will dies aus dem Einfluß nestorianischer Mönche erklären, welche im fünften Jahrhundert nach Christo nach Tibet kamen.

Der Kernpunkt und das Grunddogma der Lehre Buddhas ist nun die Lehre von den vier erhabenen Wahrheiten: Vom Leiden, vom Enstehen des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und von dem Wege zur Aufhebung desselben. In dieser Lehre von den vier Wahrheiten spricht sich der buddhistische Pessimismus aus, daß alles Irdische, alle Vorgänge des täglichen Lebens vergänglich und wesenlos seien. Das Leiden entsteht und beruht auf dem Gesetze der sittlichen Vergeltung, auf Verdienst und Schuld, welche

die Wiedergeburt in höheren oder niederen Sphären der Schöpfung bedingen. Von der fortwährenden Wiedergeburt aber zum Leiden, vom Gesetz der Kausalität wird befreit, wer von allem Irdischen abläßt, wer das Nichtwissen vom Leiden überwindet, mit einem Wort, wer in das Nirvâna, japanisch Nehan, übergeht. Kein Ausdruck der buddhistischen Terminologie ist dem Europäer geläufiger als dieser und über keinen ist mehr gestritten worden. Der Grund ist, daß dieser Begriff selbst bei den Buddhisten streitig ist und verschieden erklärt wird. Da Buddha ebensowenig wie Christus etwas Schriftliches hinterlassen hat und seine Lehren erst einige Jahrhunderte nach seinem Tode aufgezeichnet worden sind, so wissen wir nicht mit vollständiger Sicherheit, wie Buddha das Nirvâna aufgefaßt hat. Folgen wir aber den ältesten Aufzeichnungen, so hat er aller Wahrscheinlichkeit nach darunter einen auf Erden erreichbaren Zustand der Seligkeit und Heiligkeit verstanden, in welchem durch Überwindung aller irdischen Lust und Leidenschaft, durch vollständige Sündenlosigkeit Befreiung von allen Leiden erreicht ist. Die Alternative aber, ob der Heilige, Vollendete bei seinem Tode in das Nichts oder die ewige Seligkeit übergehe, ist von Buddha teils unbeantwortet, teils unentschieden gelassen, als unwesentlich für die Erkenntnis der Wahrheit und die Erlangung des höchsten Friedens. Erst in späterer Zeit, als sich die Lehre verflachte und die Erkenntnis durchdrang, daß es dem gewöhnlichen Sterblichen unmöglich sei, vollständige Sündenlosigkeit und Heiligkeit hier auf Erden zu erreichen, faßte man das Nirvâna einerseits als absolute Vernichtung des Lebens und Bewußtseins durch den Tod, andrerseits als das Jenseits im Paradiese auf, das den Menschen als Belohnung für gute Thaten nach dem Tode erwartet. Die letztere Auffassung findet sich in Japan wieder.

Welches ist nun der Weg, der zur Erlösung führt, welches sind die ethischen Gesichtspunkte des Buddhismus, die zum Nirvâna hinüberleiten? Wie Christus für uns das Ideal ist, dem wir im Wandel nachstreben sollen, so auch Buddha für die, welche seine Lehre bekennen. Der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, von der er nicht nur während seines letzten Erdenwallens, sondern auch in seinen früheren, angeblich fünfhundertfünfzig Existenzen Beispiele gegeben, sollen sie nacheifern. Als Voraussetzung aller sittlichen Vollkommenheit wird bezeichnet: Rechtschaffenheit im Wandel, Erkennen der Wahrheit und Sammlung des Geistes in stiller Einsamkeit. Rechtschaffen ist der, welcher nicht gegen die fünf Hauptverbote verstößt. Du sollst kein lebendes Wesen töten, Du sollst nicht stehlen, nicht lügen, Du sollst nicht unzüchtig leben, Du sollst keine berauschenden Getränke trinken.

Das erste, vierte und fünfte Gebot ist besonders verbindlich für die Priester, und es existiert daher für diese das Cölibat, das Verbot des Fleisch- und Fischessens und des Trinkens alkoholischer Getränke. Wohlwollen gegen alle, Vergeben und Feindesliebe, bis zur Selbstvernichtung getriebene Bereitschaft zum Wohlthun wird gefordert. Das Hauptgewicht sittlichen Thuns aber liegt in der Erkenntnis des Ich und unablässiger Selbstzucht; „Schritt um Schritt, Stück für Stück, Stunde für Stunde soll, wer da weise ist, sein Ich läutern, wie der Goldschmied das Silber läutert". Der Zustand des Sichversenkens in stiller Einsamkeit, in Bewegungslosigkeit, um den Geist zu sammeln und sich von den bösen Regungen zu befreien, ist eine der wichtigsten Vorstufen zur Heiligkeit, und eine der

größten buddhistischen Sekten in Japan stellt die Sammlung des Geistes durch Meditation als Hauptforderung zur Erlangung der Wahrheit und Erlösung hin. Es wird somit in der ältesten Lehre eine Erlösung durch die eigene Kraft des Menschen gedacht, bei der kein Vermittler, kein Erlöser zwischen die Gottheit und den Menschen tritt. Den alten indischen Göttern der Brahmanen weist Buddha überhaupt eine untergeordnete, nebensächliche Stellung an, er mißachtet das Opferwesen, geißelt die indische Schriftgelehrsamkeit der Brahmanen als eine leere Thorheit, verurteilt den brahmanischen Kastenhochmut und verwirft kleinliche und gedankenlose Gebräuche und leere Formen. Es ist nötig, dies hier zu betonen, weil die weitere Entwicklung der Lehre des Buddhismus und die Form desselben in Japan einen Rückschritt in dieser Beziehung zeigt.

Aus der ersten Zeit der Geschichte des Buddhismus wird schon von Spaltungen und Sektenbildungen berichtet, die Gegenstand der Erörterung auf verschiedenen Konzilien wurden. Unter dem buddhistischen Konstantin, dem berühmten Asoka, einem Enkel jenes Chandragupta, welcher dem durch Alexanders des Großen Einfall in das Indusgebiet entstandenen, macedonischen Reiche ein Ende gemacht hatte, wurde der Buddhismus Staatsreligion in dem nördlichen Indien; viele Klöster wurden erbaut und Türme oder sogenannte Pagoden zur Aufnahme von Reliquien errichtet. Wir sehen also hier schon das allmähliche Entstehen eines Kultus, den der Buddhismus nicht entbehren konnte, als er anfing, in die Massen des Volkes zu dringen. Asokas Sohn brachte den Buddhismus nach Ceylon, von wo er später nach Hinterindien, Birma und Siam, ja sogar nach Java verpflanzt wurde. Bald nach Asokas Regierung, noch vor Beginn der christlichen Zeitrechnung, scheint ein weiterer Schritt zur Popularisierung der Religion gemacht zu sein. Der Bilderdienst, dem wir in Japan überall begegnen, wurde zur dauernden Einrichtung der Kirche. Zur Zeit des Beginns unserer Zeitrechnung nun trat das wichtigste Ereignis für die weitere Entwicklung des Buddhismus ein. Unter Kanishka, einem Zeitgenossen des Augustus und einem der größten Förderer des Buddhismus, dem Eroberer von Kabul, Kaschmir und dem Pendjab, wurde in einem Kloster in Kaschmir das sogenannte vierte Konzil abgehalten; die Lehre und die heiligen Texte wurden von neuem geprüft und der Kanon abgeschlossen. Hierbei wurden eine Anzahl Schriften mit aufgenommen, die erst in den letzten beiden Jahrhunderten entstanden waren und von den Buddhisten in den südlichen Ländern, wie Ceylon, nicht anerkannt wurden. Diese verwarfen also die Beschlüsse des Konzils und die Autorität der in den genannten Büchern enthaltenen Religionslehren jüngeren Datums, und damit vollzog sich die für die Entwicklung und das Verständnis des Buddhismus wichtige Thatsache der Trennung in Nord- und Süd-Buddhismus. Für die beiden Systeme giebt es die beiden indischen Bezeichnungen Mahâyana und Hinâyana, japanisch daijō und shōjo d. h. große und kleine Überfahrt. Der Name erklärt sich leicht aus einem häufig gebrauchten Gleichnis, das die Leiden dieser Welt mit dem stürmischen Meere vergleicht, über welche die Lehre Buddhas an das jenseitige Ufer, den Hafen der seligen Ruhe, hinüberführt. — Kurz gesagt, enthält das Mahâyana die jüngere, durch viele Zusätze und Veränderungen entstellte Lehre, das Hinâyana dagegen die ältere, ursprüngliche Lehre, die das Hauptgewicht auf moralische Asketik legt. — Während nun

das System der kleinen Überfahrt allmählich an Boden verlor (dasselbe wurde durch den Brahmanismus im sechsten und siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt gänzlich aus Indien verdrängt, so daß es heute nur noch in Ceylon, Birma und Siam vorhanden ist), verbreitete sich das der großen Überfahrt über einen großen Teil Mittel- und Ost-Asiens. Von Kaschmir und Nepal gelangte es nach Tibet, wo sich im elften Jahrhundert bekanntlich eine Hierarchie entwickelte, die viele Analogien mit dem Papsttum aufweist, und von Tibet kam es nach der Mongolei und Mandschurei. In China wurde der Buddhismus, die Religion des Fo, wie man dort sagt, von der Regierung und auch bei Hofe um das Jahr 70 unserer Zeitrechnung angenommen. Es entstand ein lebhafter Verkehr zwischen den Priestern Chinas und Indiens, und es ist bekannt, daß wir zwei berühmten chinesischen Wallfahrern, von denen der erste um 400, der zweite um 630 die heiligen Stätten des Buddhismus in Indien besuchte, die wichtigsten Nachrichten über Blüte und Verfall der Religion in ihrem Mutterlande Indien zu verdanken haben. In China wurde auch seit dem 9. Jahrhundert der im Sanskrit geschriebene Kanon des Nord-Buddhismus, der im Laufe der Zeit große Dimensionen angenommen hatte, übersetzt, und diese Übersetzung brauchen die japanischen Priester noch heute bei religiösen Ceremonien zum Vorlesen; denn es giebt keine Übersetzung der buddhistischen Lehre in das Japanische. Ungebildeten Priestern, deren es in Japan nicht wenige giebt, und Laien bietet das Verständnis dieser Übersetzung die größten Schwierigkeiten. Für die Einführung des Buddhismus aus China nach Japan spielte das heute so heiß umstrittene Korea die Rolle des Vermittlers. Von dort kam der Buddhismus, wenn wir den Angaben der japanischen Annalen trauen dürfen, um das Jahr 550, also etwa tausend Jahre nach der Entstehung der Religion und fünfhundert Jahre nach dem Schisma, nach dem im äußersten Osten Asiens gelegenen Inselreiche.

II.

Wir haben es in Japan mit dem System des Nord-Buddhismus zu thun, und was über diesen zu sagen ist, paßt auch auf den Buddhismus in Japan. Toleranz gegen Andersgläubige ist ein hervorragender Charakterzug des Buddhismus und anstatt die abergläubischen Vorstellungen und polytheistischen Ideen der verschiedenen Völker, zu denen er kam, zu bekämpfen, suchte er sich dieselben anzupassen und in sich aufzunehmen. Der Bilderdienst war schon, wie erwähnt, vor der Trennung der beiden Systeme kirchliche Institution geworden, aber während anfänglich nur der Religionsstifter und seine gefeierten Schüler als Heilige bildlich verehrt wurden — die Zahl der Schüler, welche im Rufe der Heiligkeit stehen, wurde auf fünfhundert festgesetzt; sie werden heute in Japan als go hyaku rakan, d. h. fünfhundert Heilige, verehrt — entstand allmählich unter dem Einfluß fremder Religionen ein Pantheon mit vielen Buddhas und Millionen von Buddhakandidaten, den sogenannten Bôdhisattvas, d. h. Wesen, welche nur noch einmal in menschlicher Gestalt wiedergeboren zu werden brauchen, um zur Buddhaschaft zu gelangen. Die letztere Rangstufe wird z. B. dem erwarteten Messias des Buddhismus, dem Miroku zuerteilt, der fünftausend Jahre nach dem Eingehen des historischen Buddha erscheinen soll, um das

Rad der Lehre, wie es nach buddhistischem Ausdruck heißt, von neuem rollen zu lassen, und dessen Erscheinen der Religionsstifter selbst vorausgesagt hatte. Die scholastische und mystische Spekulation jener Zeit ging noch weiter und schuf die Lehre von den Buddhas der Beschauung, d. h. überirdischen, himmlischen Buddhas, den im Reiche der Ideen thronenden Urbildern eines in menschlicher Hülle in der Welt der Gelüste erschienenen Buddhas. So gelangt man dahin, daß man abstrakte Ideen personifizierte, und es ist eine merkwürdige Thatsache, daß zwei solcher Personifikationen die Hauptgottheiten des Nord-Buddhismus, somit auch des japanischen Buddhismus, geworden sind und die Person des Stifters der Religion in den Hintergrund gedrängt haben. Die erste ist Amida buts' und die zweite Kuwannon. Tausende erheben täglich ihre Hände zu den Statuen dieser beiden Gottheiten, ohne eine Ahnung von ihrer Bedeutung und Herkunft zu haben. Das Dogma von Amida buts' (Sanskr. Amitâbha Buddha) beruht, wie der Name besagt, auf einer Personifikation des unendlichen Lichts und scheint etwa um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geb. in Kaschmir entstanden zu sein. Eine der schönsten Götterstatuen in Japan, der sogenannte Daibuts', „Große Buddha" von Kamakura, einem kleinen Orte unweit Yokohama, zeigt ihn uns in seiner erhabenen Größe. Keine andere Statue veranschaulicht so vollkommen die Ruhe und den Frieden, hervorgegangen aus der Erkenntnis und Überwindung der Leiden dieser Welt. Amida thront nach dem Volksglauben in einem Paradiese im Westen, dem sogenannten „Reinen Lande", wo man frei von Leiden ist, wo man umgeben von wundervoller Scenerie, herrlichen Bäumen, Teichen und Lotusblumen, Pavillons von Edelsteinen, fortwährend Amidas Lob und Preis singt. Den Widerspruch, welcher in der Annahme von diesem Paradiese mit der älteren Lehre des Buddhismus liegt, hat man dogmatisch durch die Annahme zu lösen versucht, daß man das Paradies als eine Vorstufe des Nirvâna bezeichnet, in der die gläubigen Verehrer des Amida Ruhe, allerdings für Äonen, finden, bevor sie von neuem wiedergeboren werden. Aber der gewöhnliche Mann weiß davon nichts und glaubt an dieses Paradies ebenso, wie der Christ an die himmlische Seligkeit. Als Gegenstück zu dem Paradies dient die Hölle, ursprünglich eine brahmanische Vorstellung, die gleich vielen anderen in dem Buddhismus wieder Aufnahme gefunden hat. Sie steht unter der Herrschaft des Königs Emma (Sanskr. Yâma) sowie vieler Teufel und zerfällt in verschiedene Abteilungen, aus denen jedoch nach Läuterung durch die Qualen Wiedergeburt möglich ist. Die Qualen, welche die Unglücklichen nach der üblichen Vorstellung erleiden müssen, nachdem sie vor den Richterstuhl des Emma getreten und der Spiegel desselben ihre Sünden zurückgeworfen hat, sind oft Gegenstand der Malerei geworden; die Missethäter werden gebrannt, gekocht, zermalmt, müssen Berge mit Nadeln gespickt erklettern, geizige Leute werden in der Hölle der hungrigen Teufel wiedergeboren, wo sie Tantalusqualen erdulden. Denn so oft sie Speisen oder Trank an den Mund setzen, verwandelt sich dies in Feuer u. s. w. Eine der populärsten Figuren des buddhistischen Pantheons, Jizō, auch als Schutzgott der Wanderer bekannt (man findet seine Statue von Stein oft an Wegen), ist stets bereit, den Gemarterten zu Hilfe zu kommen und ihnen ihre Qualen zu erleichtern. Wie populär der Fürst der Hölle und die letztgenannte Gottheit sind, geht aus folgendem

japanischen Sprichwort hervor: Wenn man Geld borgt, macht man ein freundliches Gesicht wie Jizō, wenn man es zurückgiebt, ein fürchterliches, wie der Höllenfürst Emma.

Kuwannon, die zweite wichtigste Gottheit, nimmt dogmatisch eine niedrigere Rangstufe als Amida ein, sie ist nur ein Buddha designatus, aber der gewöhnliche Mann in Japan weiß nichts davon und zollt dieser Gottheit ebensoviel, wenn nicht mehr Verehrung, als Amida. Sie gilt als das geistige Oberhaupt der buddhistischen Kirche und als Personifikation der Gnade und Barmherzigkeit erhört sie die Bitten aller, die sich in geistiger oder körperlicher Trübsal vertrauensvoll an sie wenden, besonders aber errettet sie aus Lebensgefahr zur See, weshalb sie unter den Schiffern große Verehrung genießt. Eine chinesische Legende giebt die Erklärung dafür, daß die Statuen dieser Gottheit in China und Japan weibliche Züge tragen. Ursprünglich eine männliche Gottheit mit dem Sanskritnamen Avalōkitesvara, d. h. der herabschauende Herr, deren Kultus erst im dritten oder vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden, wird sie in China als Königstochter wiedergeboren und geht, als der König sie zwingen will, sich zu verheiraten, in ein Kloster. Hier soll sie auf Befehl des Vaters die niedrigsten Dienste verrichten, aber himmlische Wesen erscheinen und helfen ihr. Das Kloster wird auf Befehl des Königs angezündet, aber Regen löscht die Flammen. Auf erneute Weigerung, sich zu verheiraten, soll sie enthauptet werden, doch das Schwert des Henkers zerspringt in tausend Stücke. Als ein neuer Mordversuch geplant wird, entführt sie ein weißer Tiger in einen Wald. Ein Jüngling erscheint und befiehlt ihr, ihm in die Hölle vor den Richterstuhl des Emma zu folgen. Sie gehorcht ihm, die Hände zum Gebet aufeinanderlegend und fortwährend den Namen Amida buts' rufend. Die Hölleninstrumente zerbrechen, Blumenregen fällt herab, goldene Lotusblumen sprießen aus der Erde und Emma, aus Furcht, die Hölle würde dadurch zum Paradiese, schickt sie zurück, und nun erscheint ihr ein Buddha in der Gestalt eines Eremiten, um ihre Tugend zu prüfen. Sie besteht auch diese Prüfung und wird nun auf einer Lotusblume nach der Küste von China gebracht, wo sie viele vom Tode des Ertrinkens rettet. Dieser Gottheit mit dem Herzen voll Erbarmen sind in Japan Tausende von Tempeln geweiht, in denen ihre Statue die Hauptstatue ist; aber auch in den Tempeln, welche anderen Gottheiten geweiht sind, fehlt fast nie ihr Abbild. Einer der interessantesten Tempel dieser Gottheit befindet sich in der alten Residenzstadt Kyoto, wo Tausende von größeren vergoldeten Kuwannonstatuen in Reihen aufgestellt sind. Auf den Köpfen und Händen befinden sich wieder kleinere Statuen derselben Gottheit, so daß die Gesamtzahl der Statuen 33 333 betragen soll. Häufig zeigen die Statuen der Kuwannon mehrere Gesichter, 3 oder 11, und viele Hände, woher sie auch den Namen „tausendhändige Kuwannon“ hat. Meist sind es 40, welche die verschiedensten Embleme des Buddhismus halten, so eine Lotusblume, die das buddhistische Gesetz versinnbildlicht, eine Axt, die die Leiden der Welt abschneidet, einen Strick, um die Bösen zu binden, einen Donnerkeil (ursprünglich ein Attribut des Indra als Gott des Donners und des Blitzes), um die Feinde der buddhistischen Kirche zu zerschmettern, die Almosenschale der Bettelmönche u. s. w. — Ich übergehe hier die Namen der unzähligen dei minores des nordbuddhistischen und japanischen Pantheons. Um aber zu zeigen, welches

bunte Gemisch hier zu finden ist, sei noch erwähnt, daß der Buddhismus die Götter des einheimischen Kultus, des Shintō, einer Verbindung von Naturreligion und Ahnenkultus, für sich reklamiert und auch brahmanischen Gottheiten wieder Aufnahme gewährt hat. Unter dem Namen „die beiden Könige, Niō“ schützen Indra und Brahma die Tempel vor bösen Geistern und ihre Statuen finden sich oft in den äußeren Nischen der Tempelthore, meist in Riesengröße, mit bösem Gesichtsausdruck. Ein merkwürdiger Aberglaube knüpft sich an diese Statuen und mag hier erwähnt werden. Häufig sieht man an ihren Leibern kleine gekaute Papierkügelchen. Es herrscht nämlich der Glaube, daß ein Wunsch in Erfüllung geht, wenn die Kügelchen, welche aus einiger Entfernung gegen die Statue gespieen werden, sitzen bleiben. In den inneren Nischen der Tempelthore finden sich häufig Abbildungen der sogenannten vier Himmelskönige, ebenfalls brahmanische Gottheiten, die die vier Himmelsgegenden vor den Dämonen beschützen und daher mit Waffen in der Hand und Dämonen unter den Füßen abgebildet werden.

Während nun in vielen Ländern der Buddhismus die Alleinherrschaft erlangt hat und die ausschließliche Religion geworden ist, trifft dies für Japan nicht zu. Wohl ist der Buddhismus eine Zeit lang die bevorzugte Religion des Landes gewesen, dies gilt besonders für die Feudalzeit, die mit dem Jahre 1868 endete, wohl hat der Buddhismus den einheimischen Kultus beeinflußt und die Götter desselben für sich reklamiert, aber er hat diesen Kultus nicht zu verdrängen vermocht. Ganz abgesehen davon, daß er schon Anfang dieses Jahrhunderts aus einigen Fürstentümern durch den Einfluß der Landesherrn vertrieben war (wie z. B. in Mito), wurde er Anfang der 70er Jahre dieses Jahrhunderts, als der angestammte Kaiser wieder in seine Rechte eingesetzt wurde, von der Regierung diskreditiert und der einheimische Shintōkultus aus politischen Ursachen zur Staatsreligion gemacht. Wenn aber auch äußerlich die enge Verbindung des Buddhismus mit dem Shintōkultus, wie sie lange bestanden hat, gelöst worden ist, so bekennt sich doch der Japaner noch heute in seinem Herzen zu beiden Religionen, eine Erscheinung, die den Europäern merkwürdig und fast unbegreiflich erscheint. Er besucht die Tempel und die Tempelfeste beider und wendet sich in seiner Not an die Götter beider Religionen. Er gehört durch seinen Wohnsitz zu dem Sprengel des shintōistischen Schutzgottes des Ortes, in dessen Obhut er nach seiner Geburt gegeben wird, aber durch Abstammung, durch seine Familie zu einer der buddhistischen Sekten des Landes. Als reine Buddhisten können nur die Priester und Nonnen bezeichnet werden. Die Zahl beider zusammen betrug 1890: 114 720, worunter kaum 1000 Nonnen waren. Die Zahl der Tempel der verschiedenen Sekten betrug in demselben Jahre 72 154; in den letzten 10 Jahren hat nur eine ganz unbedeutende Vermehrung derselben stattgefunden. — Es existieren im ganzen 12 verschiedene Sekten in Japan, aber nur die Hälfte derselben ist bedeutend. Jede Sekte hat wenigstens einen Haupttempel in oder in der Nähe der ehemaligen Hauptstadt Kyōto und von diesem aus werden die kirchlichen Angelegenheiten geleitet. Die staatliche Aufsichtsbehörde, früher ein besonderes Ministerium, jetzt nur eine Abteilung im Ministerium des Innern, mischt sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Sekten. Mit den Haupttempeln sind in der Regel Priesterseminare verbunden, in denen die Priester ihre Ausbildung erhalten. Einige der Sekten sind aus China nach Japan ver-

pflanzt, andere später in Japan selbst aus diesen hervorgegangen. Die Sekten unterscheiden sich hauptsächlich durch eine mehr oder weniger tiefe Auffassung der buddhistischen Metaphysik und Philosophie, durch Mystik und den Glauben an die Kraft geheimnisvoller Formeln und Zeichen, sowie durch die Lehre von den verschiedenen Wegen zur Erreichung der Buddhaschaft oder des erwähnten Paradieses im Westen. So lehrt die sogenannte Sekte der Meditation, daß nur Nachdenken, das schon früher erwähnte Sichversenken und die dadurch erlangte Wahrheit zum Ziele führe, nicht das Studium der heiligen Schriften, nicht Worte und Thaten. Jedes japanische Kind kennt die sehr populäre Figur des angeblichen Stifters dieser Sekte, des Daruma, eine Personifikation des buddhistischen Gesetzes (Sanskrit Dharma), und weiß von ihm zu erzählen, daß er 9 Jahre lang in einem chinesischen Tempel unbeweglich, das Gesicht der Wand zugekehrt, in Meditation zugebracht hat. Eine andere Sekte, deren Stifter Nichiren oder „Sonnenlotus" sich durch seine Undulbsamkeit gegen andere Sekten auszeichnete, eine sonst seltene Erscheinung in Japan, und deren Anhänger heute durch ihren Glaubenseifer und Bigotterie bekannt sind, findet das Heil in der Anrufung des Titels eines heiligen Buches, des Lotus des guten Gesetzes, und das Gebet, Namu myō ho renge kyō „Heil dem Buch vom wunderbaren Lotus", von den glaubenseifrigen Anhängern oft stundenlang zum Takte eines Lärminstrumentes wiederholt, ist ein charakteristisches Merkmal dieser Sekte. Ganz besonders aber muß eine der jüngsten Sekten unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil ihre Lehre monotheistisch ist und in der Vereinfachung des Kultus und der Satzungen für die Priesterschaft u. s. w. an den Protestantismus erinnert. Es ist die Jōdoshinshu, „die wahre Sekte von der reinen Erde" d. h. dem Paradies im Westen, oder auch schlechtweg „Wahre Sekte" genannt (hervorgegangen im 13. Jahrh. v. Chr. aus der Jōdosekte). Von ganzem Herzen und von ganzer Seele an die höhere Macht des Gelübdes von Amida glauben und jede Hoffnung an die Erlösung durch eigene Kraft beiseite lassen, das ist die Lehre dieser Sekte; sie lehrt demnach gerade das Gegenteil der Lehre des Stifters der Religion und der meisten übrigen Sekten in Japan, die eine Erlösung durch eigene Kraft kennen. Das Gelübde Amidas aber lautet: „Ich werde nicht die vollständige Weisheit erlangen, wenn eins der lebenden Wesen auf der Welt, das an mich von ganzer Seele und von ganzem Gemüte glaubt und in Dankbarkeit meinen Namen oftmals wiederholt, nicht im Paradies wiedergeboren wird".

Die Menschen sind zu schwach, so heißt es in einer kleinen Schrift, welche die Grundsätze dieser Sekte darlegt, um sich durch eigene Kraft, durch religiöse und moralische Handlungen allein zur Erlösung durchzuringen; wollte man dies von ihnen verlangen, so könnte man auch von den Hühnern fordern, daß sie ins Wasser gehen. Ein Herz, das durch eigene Kraft gläubig ist, ist veränderlich wie ein Bild auf dem Wasser; ein Herz, das durch die Kraft eines andern gläubig ist, ist stark, wie ein Diamant. Wer das erstere besitzt, glaubt an viele Buddhas; wer das letztere besitzt, glaubt an einen Buddha, wie ein treuer Diener nicht zwei Herren dient. So verehren denn die Anhänger dieser Sekte nur Amida Buddha als das Haupt aller Buddhas, und es zeigt sich hier die merkwürdige Erscheinung, daß die ursprünglich atheistisch zu nennende Lehre durch den Polytheismus zum

Monotheismus durchgedrungen ist. Aber es ist festzuhalten, daß Amida sich wesentlich vom Gotte des Alten Testamentes unterscheidet, denn er wird im Bilde verehrt, er ist nicht der Schöpfer und Erhalter der Welt; er ist nicht ewig, denn es hat eine Zeit gegeben, wo er noch nicht Buddha war, er ist nicht allmächtig, er lenkt nicht die Geschicke der Menschen auf dieser Welt und straft nicht die Sünden; nur in der großen Liebe und dem Erbarmen zu den Menschen und dem Wunsche, daß alle gerettet werden mögen, kommt er der Gottesidee am nächsten. — Wer nun sein volles Vertrauen auf die Gnade Amidas setzt, der braucht nicht Haus und Hof zu verlassen und in klösterlicher Einsamkeit fern vom Treiben der Welt die Erlösung zu suchen, der braucht nicht das Verbot der Ehe, des Fleischessens u. s. w. zu beobachten, und so ist es daher allein den Priestern dieser Sekte von altersher gestattet, wie die Laien zu leben und sich auch äußerlich nicht, wie etwa durch Kleidung und das geschorene Haupt, von denselben zu unterscheiden. Das Amt des Priesters ist erblich und der Oberpriester Otani gehört als Nachkomme des prinzlichen Stifters der Sekte Shinran dem hohen Adel an; er ist der primus inter pares, der angesehenste unter allen Häuptern der buddhistischen Sekte. Bezeichnend für den Eklektizismus des Buddhismus ist, daß die Moral, welche die Anhänger dieser Sekte üben sollen, teilweise auf konfuzianischen Grundsätzen beruht. Das gute Verhältnis in den fünf Beziehungen der Menschen zu einander zwischen Eltern und Kindern, Mann und Weib, Geschwistern, Fürst und Unterthan, Freunden soll danach aufrecht erhalten werden. Ganz besonders wird auf die Pietät der Kinder gegen die Eltern Gewicht gelegt. Denn wie ein Patriarch der Sekte gesagt, Unkindlichkeit ist die Wurzel alles Übels; gelehrt sein und sich nicht um seine Eltern bekümmern, ist schlimmer, als nicht gelehrt sein und die Eltern lieben. Diese Sekte ist die größte und einflußreichste in ganz Japan. Von den 72 000 Tempeln im Lande gehören 19 000, also mehr als der vierte Teil dieser Sekte an.

III.

Die Tempel der „Wahren Sekte“ fallen durch ihre großartigen Dimensionen auf, und die beiden Haupttempel, welche in der alten Hauptstadt Kyōto liegen und in Tōkyō und andern Orten Nachbildungen haben, sind mit die größten des Landes. Sie bestehen aus einem größeren Gebäude, zu Ehren des Stifters der Sekte errichtet und aus einem kleineren, das dem Amida geweiht ist und einen reich vergoldeten Schrein mit der Statue dieser Gottheit enthält. Die weite Ausdehnung der Haupt- und Nebenräume, die einfache, aber geschmackvolle und gediegene Dekoration der Wände und der Decken und der oft mit Gemälden von Meisterhand bedeckten verschiebbaren Tapetenwände machen einen wohlthuenden und imposanten Eindruck und stehen im grellen Gegensatz zu den Tempeln anderer Sekten, deren Inneres oft mit den Statuen vieler Götter, sowie allerhand Gerätschaften überladen ist. — Ein gutes Beispiel für einen Tempel der letzteren Art bietet der besuchteste Tempel in Tōkyō, der Tempel der Kuwannon im Stadtteile Asaksa. Steigt man die Holzstufen, die zu der Front des Tempels führen, hinan, so gelangt man in die den Tempel umgebende, von dem mächtigen Ziegeldache des Tempels überragte, breite Veranda, deren Decke

mit zahlreichen riesigen Papierlaternen und Gemälden geschmückt ist, Geschenken von Gläubigen zum Dank für die Erhörung ihrer Bitten. Eine sitzende Holzstatue mit einem roten Lätzchen stellt einen der Jünger Shakas dar, der das Gelübde der Keuschheit übertreten und deshalb seinen Platz außerhalb des Tempels haben soll. Er gilt heute sonderbarer Weise als der Helfer der Kranken, und es herrscht der Glaube, daß man nur den entsprechenden Körperteil an ihm reiben brauche, um gesund zu werden. Infolgedessen ist die Statue schon ganz blank gerieben und der Kopf bildet eine runde Kugel, Nase, Ohren rc. sind vollständig verschwunden. Hier werden auch Amulette verkauft, welche Frauen in der Stunde der Geburt Erleichterung verschaffen sollen. Der innere Raum des Tempels ist wie häufig dem gewöhnlichen Tempelbesucher verschlossen und in diesem Falle durch ein Drahtgitterwerk abgeschlossen. Aber ein kleines Trinkgeld öffnet hier wie überall den Zutritt zum Innern. In dem mysteriösen Halbdunkel des innern Hauptraumes bemerkt man auf dem Hochaltar einen von Leuchtern, vergoldeten Blumen und heiligen Geräten umgebenen Schrein mit der heiligen Bildsäule der Kuwannon. Eine Menge anderer Statuen derselben Göttin und ihrer zwölf sogenannten Diener, sowie anderer untergeordneter Gottheiten füllen auf Seitenaltären den Raum, und die Wände sind mit geweihten Votivtafeln bedeckt. In der umittelbaren Umgebung des Tempels, zu der man durch ein hohes zweistöckiges Thor gelangt, befinden sich noch verschiedene Gebäude, die für viele Tempel charakteristisch sind, so eine fünfstöckige Pagode. Diese freistehenden Pagoden und die mächtigen schweren Ziegeldächer der Tempel sind das Wahrzeichen, an denen man von weitem den Tempel erkennen kann. Ferner eine offene Halle für Votivbilder zum Dank für Heilung von Krankheiten, ein Glockenturm mit großer Glocke, welche der Nachbarschaft die Stunden des Tages angiebt. Eigentümlich ist ein Gebäude mit einem drehbaren, schön lackierten Schrank, enthaltend den angeblich aus 6771 Bd. bestehenden buddhistischen Kanon. Wer diesen Schrank dreimal um seine Axe dreht, der erwirbt sich ein ebenso großes Verdienst, als wenn er den gesamten Kanon durchliest, und Glück und langes Leben ist seine Belohnung. Für ein kleines Trinkgeld an den Wächter kann man sich alles dies auf leichte Weise verschaffen. Heißt es doch scherzhaft im Sprüchwort: Auch Amidas Gnade und die Behandlung in der Hölle hängen vom Gelde ab. Oft finden sich auch Steinlaternen, von reichen Gläubigen geschenkt; dieselben sollen ihnen den Weg zum Paradiese erleuchten. Die Wohnungen der bei den Tempeln angestellten Priester liegen bei den größeren gewöhnlich hinter denselben, bei den kleineren sind sie mit den Tempelgebäuden verbunden. Das Einkommen der Tempel war bis Anfang der 70er Jahre sehr bedeutend, da sie große Ländereien besaßen; die jetzige Regierung zog die Tempelgüter ein, gewährt den Tempeln aber dafür Steuerfreiheit. So werden die Tempel heutzutage nur durch die Gaben und Sporteln der Gläubigen unterhalten. Diese bestehen aus dem Gelde, welches die Gläubigen, nachdem sie ein kurzes Gebet am Eingange des Tempels verrichtet haben, in den dazu bereitstehenden Kasten werfen, oder aus den Sporteln für Totenmessen und Begräbnisse. Außerdem bezahlen die Pfarrkinder eines Tempels gewöhnlich ein sogenanntes Theegeld, damit die Priester vor die im Tempel befindlichen Täfelchen mit dem Namen der verstorbenen Angehörigen Thee setzen. Auch erzielen die Tempel einigen

Gewinn aus dem Verkauf der schon erwähnten Amulette. Wie reichlich noch jetzt die Spenden für kirchliche Zwecke fließen, und welche Opferfreudigkeit noch heutzutage unter dem Volke herrscht, geht aus zwei Beispielen der allerjüngsten Zeit hervor. Eine arme Friseurin sparte 45 Jahre lang, um etwa 3000 Mark zusammenzubringen und diese Summe dem Haupttempel ihrer Sekte zu schenken, und als vor einigen Jahren durch den Neubau dieses Tempels eine Schuld von mehreren Millionen Mark entstanden war, wurde diese Summe in einem Jahre von den Gläubigen durch freiwillige Beiträge gedeckt.

Der Einfluß der Priester ist bei der ländlichen und gewerbtreibenden Bevölkerung weit größer, als bei den höheren Gesellschaftskreisen, welche im allgemeinen der Religion und demnach auch dem Buddhismus gleichgiltig gegenüberstehen. Daß die Regierung den Einfluß der Priester fürchtet, scheint daraus hervorzugehen, daß ihnen nach der neuen Verfassung das aktive und passive Wahlrecht versagt ist, was selbstverständlich große Unzufriedenheit unter denselben erregt hat. Früher hatten die Priester zum großen Teil den Elementarunterricht in den unteren Volksklassen in den Händen, und die Kinder lernten dadurch etwas von buddhistischen Lehren kennen. Heutzutage, wo ein öffentlicher Schulunterricht für die Kinder aller Stände besteht (früher bestand derselbe nur für den Krieger- und Beamtenstand), ist der Religionsunterricht aus den Schulen verbannt und an Stelle desselben Unterricht in der Morallehre getreten; es ist daher nicht zu verwundern, wenn die junge Generation wenig vom Buddhismus weiß. Aber auch die Kenntnisse der Priester selbst beschränken sich vielfach auf das Allernotwendigste, und es wird ihnen daher öfter in der japanischen Presse der Vorwurf der Ignoranz gemacht. Sie besitzen oft nur die allerdürftigsten Kenntnisse der Lehren ihrer eigenen Sekte und sind ohne Verständnis für die tieferen Fragen des Buddhismus und seiner Entwicklung. Auch dem Vorwurf der Immoralität und Habsucht der Priester begegnet man bisweilen in der Presse. Sarkastisch hat ein Japaner einmal geäußert: Wie es keine Frau in Japan giebt, die nicht raucht, so giebt es auch keinen Priester, der nicht die Verbote der Religion übertritt. Die Regierung hatte Anfang der siebziger Jahre das Cölibat und das Verbot des Fleischgenusses, das, wie erwähnt, für die Priester aller Sekten mit Ausnahme der „Wahren Sekte von der reinen Erde" bestand, aufgehoben, doch ist diese Verfügung ohne Wirkung geblieben. Die einzelnen Sekten beschlossen, es bei dem früheren Brauche zu lassen, und die Disziplin von seiten der Oberen soll in dieser Hinsicht jetzt sehr streng sein. Die Pflichten der Priester beschränken sich hauptsächlich auf die Ausführung der Begräbnisfeierlichkeiten, welche in den verschiedenen Sekten mehr oder weniger kompliziert sind; auf das Lesen von Totenmessen in und außer dem Tempel an Gedenktagen der Verstorbenen, die in bestimmten Zeiträumen wiederkehren, im Vorlesen von Gebeten und Stellen der heiligen Schriften an buddhistischen Feiertagen wie z. B. dem Totenfest in der Mitte des Jahres und schließlich im Predigen. Bei der Geburt und Hochzeit kommen die Priester nicht in Betracht. Es ist zu bemerken, daß nicht alle Sekten denselben Wert aufs Predigen legen, und daß kein bestimmter Tag, wie bei uns der Sonntag, dazu ausersehen ist. In manchen Tempeln finden täglich Predigten statt,

im anderen an bestimmten Tagen des Monats. Es giebt keine Kanzeln wie bei uns, sondern der Priester sitzt auf einem erhöhten Sitz vor der auf Matten hockenden Gemeinde, die meistens aus Frauen und Männern der niederen Stände besteht.

Mitford hat in seinem Buche „Geschichten aus Alt-Japan" eine Predigt mitgeteilt, die ein Priester der Nichirensekte in der populären Weise eines Abraham a Santa Clara über die Nichtigkeit der menschlichen Wünsche gehalten hat. Nicht alle Predigten jedoch sind in so populärem und verständlichem Tone gehalten; es wird bisweilen geklagt, daß die Predigten nicht für die Köpfe, sondern über die Köpfe hinweg gehalten würden. Am Anfang einer interessanten Unterredung über die Allwissenheit zwischen Laien und einem berühmten Priester der Shinshusekte sagt einer der ersteren: Es ist die Gewohnheit der buddhistischen Priester, beim Predigen Wunder aus dem Leben Shakas und seiner 500 Jünger zu erzählen und eine anschauliche Schilderung von Hölle und Paradies zu geben. Gelingt es ihnen nicht, die Hörer zu überzeugen, so vertiefen sie sich gleich in die metaphysischen, abstrusen Schlüsse des Buddhismus, die kein Mensch, selbst die Priester nicht verständen, und im Verlauf der darauf folgenden Predigt wird der Priester noch einmal von einem Laien erinnert, nicht über Dinge zu reden, die sich nicht beweisen ließen. — Es ist schon oft auf die große Ähnlichkeit des buddhistischen Kultus mit dem katholischen aufmerksam gemacht worden. Der reiche Schmuck der Altäre, sowie des Hauptraumes des Tempels, die prächtigen, pomphaften Seidengewänder der Priester bei religiösen Ceremonien, die Totenmessen, das Räuchern mit Weihrauch, das Abzählen der Kugeln am Rosenkranz, Umzüge durch den Ort und das oft ein großes Areal bedeckende Tempelgebiet, das Herumziehen von Bettelmönchen, Wallfahrten nach berühmten Tempeln, Enthaltung von Fleisch- und Fischspeisen, auch der Laien, an bestimmten Festen, alles dies und vieles andere, was bereits in der vorhergehenden Darstellung erwähnt ist, erinnert so lebhaft an den Katholizismus, daß man an eine gegenseitige Beeinflussung beider Kulte gedacht hat.

Die obige Darstellung des Buddhismus in Japan würde unvollständig sein, wenn ich nicht zum Schluß noch einer Bewegung gedächte, welche denselben seit etwa 10 Jahren ergriffen hat, und deren Resultat noch nicht abzusehen ist. Es ist dies die Frage einer etwaigen Reform oder Regeneration des jetzigen Buddhismus. Das erwachte, lebhafte Nationalitätsgefühl der Japaner, das in dem Satze gipfelt „Japan für die Japaner", läßt die Bewohner des Landes in dem allerdings nur langsamen Eindringen des Christentums eine große Gefahr erkennen, und es fehlt nicht an heftigen Angriffen gegen dasselbe. Man wirft dem Christentum unter anderm vor, daß es die Hauptprinzipien der japanischen Moral, den Patriotismus und die Kindesliebe, untergrabe. Man sucht nun nach einem Schutz- und Bollwerk gegen dasselbe, und manche finden es im Buddhismus. Man kann sich aber nicht der Einsicht verschließen, daß der letztere in seiner jetzigen Gestalt, seinen unverkennbaren, mannigfachen Mängeln diese Aufgabe nicht zu lösen vermag, und so fordert man von vielen Seiten eine Umgestaltung des jetzigen Buddhismus und Anpassung desselben an die Bedürfnisse der Gegenwart. Doch ist man sich über die Mittel und Wege zu diesem Ziel

noch nicht klar, und es fehlt an einer hervorragenden Persönlichkeit, welche der Reformator des heutigen Buddhismus werden könnte. Hier und da aber begegnet man in den buddhistischen Zeitschriften der verschiedenen Sekten Vorschlägen in dieser Richtung, z. B. daß die Regierung eine schärfere Kontrolle übe und höhere Anforderungen an die Kenntnisse der Priester stelle, daß die Lehren des Buddhismus in einer verständlichen Sprache erklärt würden, daß die Sekten sich wieder vereinigten, daß man die tieferen Wahrheiten des Buddhismus mehr in den Vordergrund stelle und den Aberglauben, sowie die vielfachen inhaltslosen Gebräuche verabschiede. Reformen in diesem Sinne würden dem Buddhismus, der im Grunde dem Christentum überlegen sei, zum Triumph über das letztere verhelfen und auch selbst in den Ländern der westlichen Kultur Eingang verschaffen, schon jetzt gäbe es in Amerika Anhänger des Buddhismus. In diesem Sinne wirken besonders zwei Gelehrte durch ihre Schriften: Nakanishi Gyuro und Inouye Enryō. Der erstere veröffentlichte unter anderem im April 1892 ein Buch, betitelt: Der neue Buddhismus. Er sagt darin: „Jeder wünscht die Reform des Buddhismus; die einen eine mehr äußerliche, mechanische, die andern eine geistige. Letztere ist selbstverständlich die einzig richtige. Der neue Buddhismus ist keine neue Sekte, keine neue Religion an Stelle des alten Buddhismus, auch nicht europäische Philosophie in buddhistischem Gewande. Er will nur die Sekten vereinigen, die jetzige kirchliche Organisation reformieren, die ursprüngliche Lehre dieser Weltreligion wieder herstellen und entwickeln und ihre Mission für die Gegenwart zeigen. An die Stelle des Aberglaubens und des Materialismus der höheren Klassen müsse der aufrichtige Glaube an die einfacheren Wahrheiten des Buddhismus treten und an die Stelle des toten Buchstabenglaubens Kritik und tieferes Verständnis der heiligen Schriften; Sanskrit und Pali müsse studiert werden. Der neue Buddhismus bestehe nicht auf einer ausschließlichen Lehre, sondern sei bereit, die Wahrheit anzuerkennen, in welchem Gewande sie erscheine, vor allem müsse er der Zeit angepaßt werden". Nakanishi wendet sich schließlich ganz besonders an die junge Generation; dieselbe solle Charakterfestigkeit aus dem neuen Glauben schöpfen und zwei Feinde stets im Auge behalten, den jetzigen Buddhismus mit seinem Aberglauben und das Christentum, das alle zu verschlingen drohe.

Die Wirkung dieser und ähnlicher Schriften auf die Gegenwart ist nicht zu verkennen und die Teilnahme der Gebildeten an Fragen der Religion, besonders des Buddhismus, ist im Zunehmen begriffen. Eine große Zahl von Schriften ist in den letzten Jahren erschienen, welche die Geschichte des Buddhismus und andere Fragen in verständlicher Weise erörtern. Auf der Weltausstellung von Chicago, zu der sich Priester verschiedener Sekten begeben hatten, wurde eine solche Geschichte des Nordbuddhismus verteilt. Mit frohen Hoffnungen sehen manche Buddhisten der Zukunft entgegen und prophezeien dem sogenannten neuen Buddhismus den endlichen Sieg über das Christentum. Einer der genannten Führer der Bewegung, Inouye Enryō, geht schon so weit, aus der Vergangenheit folgende genaue Berechnung für die Zukunft aufzustellen. 1867—1877 Herrschaft der Politik und des Materialismus, 1877—1887 Vernachlässigung des Buddhismus und Begünstigung des Christentums; 1887—1897 Reaktion

zu gunsten des Buddhismus, negative Ära; 1897—1907 der neue Buddhismus tritt an Stelle des alten, positive Ära; 1907—1917 endliche Annahme des reformierten Buddhismus als der Religion Japans. — Die Zukunft muß zeigen, ob diese hochfliegenden Pläne sich verwirklichen und ob die neue Bewegung stark genug sein wird, das Vordringen des Christentums aufzuhalten.

Japanisches.

XXXIV. Zur Loomis'schen Statistik über das Christianisierungs- und Missionswerk in Japan im Jahre 1896.

Die umstehende statistische Tabelle über das Christianisierungs- und Missionswerk in Japan für das Jahr 1896, verfaßt von Rev. H. Loomis in Yokohama, hat für die Freunde und Arbeiter dieses Werkes eine neue schmerzliche Überraschung gebracht. Wieder ist die Zahl der protestantischen japanischen Christen zurückgegangen, von 38 710 auf 38 361, also um 349 Seelen, wie sie schon im vorhergehenden Jahre von 39 240 auf 38 710, also um 530 Seelen, zurückgegangen war. Um die Abnahme voll und ganz zu verstehen, muß man den Zuwachs durch Taufen in Anrechnung bringen, nämlich im Jahre 1896 3578 und im Jahre 1895 3084 Seelen. So ergiebt sich also ein Totalverlust von 3927 Seelen im letzten und von 3614 Seelen im vorhergehenden Jahre, oder seit 1894 von 7541 Seelen, dem nur ein Neugewinn von 6662 Seelen gegenübersteht!!! Nun könnte man freilich die 973 Todesfälle der beiden letzten Jahre zu Hilfe nehmen und dann gar ein reines Plus von 94 Seelen erzielen. Aber unter normalen Verhältnissen sollte der Verlust durch Todesfälle reichlich gedeckt werden durch Kindertaufen oder Aufnahme von herangewachsenen Katechumenen, die aus christlichen Ehen stammen; thatsächlich übertrifft ja auch allein die Zahl der Kindertaufen in den beiden Jahren die Zahl der Todesfälle um 663! Und dennoch eine Abnahme! Im vorigen Jahre machte der Verfasser der Statistik am Schlusse noch die tröstliche Bemerkung: „In einigen der Berichte für 1895 sind die Kinder aus der Gesamtzahl der Mitglieder ausgelassen. Darum ist diese Gesamtsumme geringer als im Jahre 1894. Ich glaube, es hat kein thatsächlicher Rückgang stattgefunden". In diesem Jahre ist diese Bemerkung verschwunden, weil ein thatsächlicher Rückgang leider nicht mehr zu leugnen ist.

Zahlen beweisen und sie beweisen auch wieder nicht. Ein äußerer Rückgang könnte doch mit innerem Fortschritt verbunden sein. Wenn der Frühling kommt, und es in den Knospen sich zu regen beginnt, wird erst das letzte welke Laub abgestoßen, ehe das neue Leben hervorbricht. Leider sind aber augenblicklich keine besonderen Anzeichen einer Besserung der Lage vorhanden. Was den Missionsarbeitern in die Augen springt, ist vielmehr große religiöse Gleichgiltigkeit bei Christen und Nichtchristen, bei den Christen

Statistische Übersicht über die Missionen und das Missionswerk

1. Protestan-

Name der Missionsgesellschaft.	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen (wo Missionare ihren Wohnsitz haben).	Außenstationen (wo kein Missionar wohnt).	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Im Jahre 1896 Getaufte: Erwachsene.	Kinder.	Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Gegenw... Mitglieder: Männer.	Frauen.	Kinder.
Presbyterianische Kirche der Verein. Staaten	1859	16	1	22	55	9	21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reformierte Kirche in Amerika	1859	11	—	8	30	8	47	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Presbyt. Kirche Schottlands	1874	2	—	—	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die Kirche Christi in Japan	—	—	—	—	—	—	—	71	13	58	579	—	321	232	162	109	5256	5282	—
Reformierte Kirche in den Verein. Staaten	1879	4	1	2	11	1	28	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyt. Kirche in den Verein. Staat. (Süd.)	1885	9	1	9	28	7	60	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Frauen-Missionsgesellschaft der Ver. Staat. Amerikas	1871	—	—	5	5	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyterian. Kirche von Cumberland	1877	4	—	7	15	5	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Evang.-luth. Mission d. Verein. Staaten	1892	2	—	—	4	1	3	1	—	1	11	3	1	—	4	—	28	17	13
Amerikan. Protestant. Episkopal-Kirche	1859	12	2	8	34	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kirchenmissionsges.	1869	22	7	38	89	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Bischöfliche Kirche Japans (Nippon Seikokuwai)	—	—	—	—	—	23	102	60	1	61	421	213	28	39	2	45	—	—	—
Gesellsch. f. Verbreitg. d. Evangeliums	1873	6	2	7	21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Wyckliffe College Mission (Canada)	—	—	7	—	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Vereinigte Baptisten-Mission d. Ver. St.	1860	19	—	17	55	8	83	25	4	21	176	—	88	78	31	14	—	—	—
St. Hilda's Mission	—	—	—	8	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Jünger Christi	1883	8	—	8	24	2	6	3	—	3	50	—	—	—	—	2	226	144	17
Christl. Kirche Amerikas	1887	2	—	1	5	2	5	4	—	4	31	—	—	1	—	2	152	110	—
Bapt. südl. Konvention	1889	3	—	—	6	3	7	1	—	1	9	—	—	—	2	1	30	19	—
Die Kumiai-Kirchen in Verbindg. m. d. Amerikanischen Board (b)	1869	23	—	28	74	13	195	72	35	37	266	659	314	802	896	160	5224	4639	—
Amerikan. Methodist. Episkopal-Kirche (g)	1873	21	—	27	69	8	—	74	3	71	465	105	—	—	—	48	—	—	—
Methodistische Kirche von Canada (a)	1873	9	—	15	33	6	52	21	3	18	123	27	85	109		30	841	869	—
Evangel. Assoziation v. Nord-Amerika	1876	2	—	—	4	1	14	14	—	14	85	25	20	25	35	11	420	415	—
Meth.-Prot. Kirche (d)	1880	6	—	3	15	3	5	4	—	4	44	8	11	—	—	—	—	—	—
Amerik.-Method. Episkopalkirche (Süd.)	1886	15	1	4	35	8	11	12	2	10	66	15	57	67	23	13	—	—	—
Skand. Jap. Allianz	1891	2	—	5	9	6	27	—	—	—	13	—	—	—	—	—	—	—	—
Vereinigte Brüderschaft in Christo	1896	—	—	—	—	—	—	3	—	3	36	5	32	2	—	1	42	37	—
Allg. Ev.-Prot. Miss.-Verein	1885	1	1	—	3	1	1	1	—	1	4	4	4	—	—	—	57	35	—
Gesellschaft d. Freunde i. d. Verein. Staaten	1885	1	1	3	6	1	3	—	—	—	(c) 36	—	—	16	—	1	54	60	—
Intern. Miss.-Allianz	1891	2	—	1	5	2	22	—	—	—	6	—	—	—	—	—	—	—	—
Unitarier	1889	—	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Universalisten	1890	2	2	1	7	1	11	—	—	—	16	4	—	8	41	2	49	17	—
Heilsarmee	1895	2	1	5	10	3	1	(f) 6	—	(f) 6	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Hephzibah Glaubens-Miss.-Ges.	1894	1	2	—	4	1	—	—	—	—	12	—	—	—	—	—	15	3	—
Unabh. Gem. (Eingeb.)	—	—	—	—	—	3	—	6	6	—	64	—	47	15	12	11	169	146	—
Unabh. Gem. (Fremde)	—	1	—	2	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die protest. Missionsgesellsch. insges. 1896	—	208	30	234	680	130	716	387	67	312	2513	1068	1000	1394	1196	450	—	—	—
Desgl. 1895	—	200	31	225	654	139	711	426	80	244	2516	568	797	779	698	523	—	—	—
Zunahme i. J. 1896	—	8	—	9	24	—	5	—	—	—	—	500	206	615	498	—	—	—	—

2. Griechisch-katholische

Name	Jahr	Verheirat. männl.	Unverheirat. männl.	Unverh. Missionarinn.	Zahl	Stationen	Außenstationen	Organisierte Gemeind.	selbst erhalten	teilweise	Erwachsene	Kinder	Von anderen übernommen	Entlassene	Ausgestoßene	Verstorbene	Männer	Frauen	Kinder
Kirche i. Japan	—	—	1	—	1	1	224	168	1	167	937			—	—	360	—	—	—

(a) Statistik vom 31. Mai 1896. (b) Statistik vom 31. März 1896. (c) Annähernde Zahl. (d) Statistik vom … ondern Armee-Korps. (g) Statistik vom 30. Juni 1896. (h) Statistik vom 4. September 1896.

… Japan für das Jahr 1896. Von Rev. H. Loomis in Yokohama.

…che Mission.

…ganzen.	Knabenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge der einheimischen Christen in Yen. 1 Yen = 52 cents (Gold) = 2,30 M.
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
38	5	280	12	690	9	900	1870	102	5477	3	61	49	129	5	124	20	—	—	—	—	16160.19
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	—	—	—	—	—
58	—	—	—	—	—	—	—	4	100	—	2	—	2	—	—	1	—	—	—	—	70.50
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
37	5	325	9	319	30	1954	2598	91	3443	3	59	25	140	—	—	48	5	152	3	2500	7390.81
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
32	2	87	5	242	8	276	605	75	3083	1	14	5	42	—	—	21	—	—	—	—	2232.94
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
7	—	—	1	9	9	475	484	12	380	1	5	9	4	—	—	9	—	—	—	—	200.00
32	—	—	—	—	3	110	110	10	356	1	8	4	12	—	—	3	—	—	—	—	227.35
9	—	—	—	—	1	25	—	3	75	—	—	1	4	—	—	1	—	—	—	—	85.00
3	1	290	4	195	—	—	485	(c) 120	4302	1	6	27	71	—	—	17	—	—	—	—	18451.47
7	2	250	8	740	20	2228	3218	140	7340	1	32	85	50	—	—	32	—	—	—	—	7715.88
0	1	100	3	140	6	236	476	72	2337	1	6	21	68	—	—	16	—	—	—	—	3595.19
5	—	—	—	—	—	—	—	83	610	1	3	17	6	—	—	8	—	—	—	—	1050.00
9	1	45	1	43	—	—	88	20	370	1	5	3	7	—	—	8	—	—	—	—	511.71
2	1	102	2	120	7	274	496	66	1565	1	6	11	31	—	—	3	—	—	—	—	600.00
3	—	—	—	—	1	10	10	12	250	—	1	4	6	—	—	2	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	3	(c)100	—	—	2	5	—	—	1	—	—	—	—	175.28
	—	—	1	3	3	109	112	3	46	1	6	2	3	—	—	—	—	—	—	—	50.00
	—	—	1	26	2	25	51	7	305	—	—	—	7	—	—	2	—	—	—	—	43.00
	—	—	—	—	—	—	—	4	100	—	—	1	8	—	—	1	—	—	—	—	10.00
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	6	230	230	5	95	1	3	3	6	—	—	2	—	—	—	—	118.85
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	8	—	—	—	—	—	—	—	—	300.00
	1	19	—	—	1	29	48	—	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—
	1	22	—	—	—	—	22	5	290	—	—	3	7	—	—	3	—	—	—	—	1516.39
	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	15	1580	47	2527	105	6831	10903	837	30 624	17	223	281	610	5	124	204	5	152	3	2500	60504.56
	18	1221	51	3150	117	6510	10018	783	28 192	19	295	290	519	—	124	282	2	3869	8	14788	62939.84
	—	299	—	—	—	321	885	84	2432	—	—	—	91	5	—	—	3	—	—	—	—

…sche) Mission.

	1	53	1	77	2	69	119	—	—	1	11	22	170	—	—	—	—	—	—	—	5126.51.

…gust 1896. (c) Zum Christentum zugelassen durch öffentliches Bekenntnis des Glaubens an Christus. (f) Keine

sogar ein Mangel an energischem Bewußtsein von dem alles überragenden Werte des Christentums gegenüber den heidnischen Religionen des Landes. Schreiber dieser Zeilen sah einmal mit schmerzlicher Verwunderung, mit welcher Sicherheit japanische Christen im Buddhatempel bei Gelegenheit einer Beerdigung dem Verstorbenen Weihrauch opferten, und noch schmerzlicher war seine Verwunderung, als japanische Theologen, mit denen er darüber sprach, für seinen Standpunkt überhaupt kein Verständnis zeigten und ihn nur als lieblosen Rigorismus auffaßten. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die synkretistischen Bestrebungen im modernen Japan hingewiesen, die eine Annäherung aller vorhandenen Religionen bezwecken sollen und augenblicklich viele Köpfe verwirren (vgl. S. 51 f.).

Natürlich eine Statistik giebt allein kein klares Bild. Man muß hinter die Zahlen sehen können, um ihren wahren Wert zu verstehen. Vermutlich haben nicht bloß der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein und die Universalisten, sondern auch andere Gesellschaften im letzten Jahre ihre Mitgliederlisten einer Revision unterzogen, wie dies vor drei Jahren die Episkopalisten gethan haben. Andre Gesellschaften mögen noch mit einer Revision der Listen gezögert haben. Das mag der Grund sein, warum von den größeren protestantischen Gesellschaften allein die Episkopalisten, Baptisten und Methodisten eine Zunahme berichten können, nämlich die Episkopalisten von 5555 auf 6337, die Baptisten von 2327 auf 2580, die Methodisten von 7678 auf 7764. Überhaupt darf nicht vergessen werden, daß die Listenführung auf dem Missionsfelde naturgemäß eine andere ist, als in der Heimat. Für die heimatliche Statistik gilt jeder als ein Christ, der sich in der Volkszählung als solcher bezeichnet, mag er nun kirchlichen Sinn haben oder nicht, mag er ein moralisch reines Leben führen oder in groben Sünden dahinleben. In den heimatlichen protestantischen Kirchen kennt man keine Entlassungen und Ausschließungen in dem Umfange, wie auf dem Missionsfelde, während z. B. die protestantischen Kirchen Japans aus dem vorigen Jahre allein 1394 Entlassungen[1]) und 1196 Ausschließungen zu berichten haben. Darum reicht denn auf dem Missionsfelde der Einfluß des Christentums viel weiter, als die in den Listen angegebene Seelenzahl feststellt, er ist überhaupt zahlenmäßig nicht zu fassen. Andererseits wird die Listenführung bei den einzelnen Gesellschaften eine höchst verschiedenartige sein. Solche Kirchenkörper, wie die katholischen, die in einseitiger Überspannung der Bedeutung und Wirkung der Taufe jeden Getauften, so lange er lebt und seinen Austritt nicht meldet, zu den Ihrigen zählen, können naturgemäß beständig einen Fortschritt in der Mitgliederzahl anführen: So berichtet denn auch die griechische Kirche im letzten Jahre ein weiteres Anwachsen von 22 576 auf 23 153, also um 577 Seelen, die römisch-katholische gar von 50 302 auf 52 177, also um 1875 Seelen, wobei allerdings von den letzteren neben 2765 Erwachsenen 2905 Kinder getauft wurden, darunter allein 1315 Kinder heidnischer Eltern (!), — die griechische Kirche verschweigt das Verhältnis der Kindertaufen zu den Erwachsenentaufen vollständig.

---

[1]) In dieser Zahl sind allerdings auch die 1000 Übertritte von einer Kirchengemeinschaft zur anderen mitgezählt.

Doch alle diese Erwägungen können natürlich die Thatsache eines Rückganges nicht verschleiern. Was sind die Gründe dafür? Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die Missionsgesellschaften selbst einen Teil der Schuld tragen durch die Art ihres Betriebes. Man ist nicht immer vorsichtig und streng genug gewesen bei der Aufnahme der Konvertiten, man hat sich oft mit dem äußeren Bekenntnis des Mundes begnügt und nicht ernstlich genug die Umwandlung des Herzens und Lebens zur Bedingung der Aufnahme gemacht. Es gab eine Zeit, wo in Japan eine fürs Christentum besonders günstige Strömung herrschte. Damals zählte man in einem Jahre — es war das Jahr 1888 — allein in den protestantischen Missionen 6959 Taufen Erwachsener, eine Zahl, welche nie wieder erreicht worden ist, das Vorjahr hatte nur 2513 Erwachsenentaufen zu verzeichnen. Aber gerade Zeiten solchen Zudranges machen eine doppelte Vorsicht bei der Aufnahme nötig. Wie viele sind damals nicht Christen geworden, einfach der Zeitströmung, der Mode folgend, die in Japan noch mächtiger ist als in Europa, andere und das namentlich junge Leute, weil ihnen der Eintritt ins Christentum den Zugang zur westlichen Bildung bot, wie es denn kein Geheimnis ist, daß auch heute noch ein guter Bruchteil derer, welche den in der Landessprache der Missionare erteilten religiösen Unterricht und die gedolmetschten Predigten besuchen, es thut, um sich in den fremden Sprachen zu üben! Aber das alles trifft doch den Umschwung der Verhältnisse nicht an der Wurzel. Man muß tiefer graben, um die Abnahme der protestantischen Christen in Japan zu erklären. Der Japaner scheint gar nicht in erster Linie religiös, sondern national zu sein, das religiöse Empfinden scheint bei ihm an Stärke hinter dem nationalen zurückzustehen. Das ist eine Erfahrung, welche die Verkündiger des Christentums zu ihrem Schmerze beständig machen müssen. Für sein Vaterland ist der Japaner im höchsten Maße ehrgeizig, er wünscht, es zum mindesten gleichberechtigt unter den Nationen der Erde zu sehen. Um aber von den Kulturvölkern des Westens als ebenbürtig anerkannt zu werden, mußte Japan eine der christlichen angenäherte Civilisation besitzen. Das war der Grund, warum eine Zeitlang der Patriotismus des Japaners der Einführung des Christentums entgegenkam. Mittlerweile hat nun aber Japan das erstrebte Ziel in gewisser Weise erreicht, wie aus dem Abschluß der neuesten Handelsverträge mit den christlichen Mächten auf dem Fuße der Gleichberechtigung hervorgeht, und zwar ist dieses Ziel erreicht worden ohne Annahme des Christentums durch die Fortschritte in der äußeren Kultur, vor allem durch den Waffenerfolg im Kampfe mit China. Kein Wunder denn, daß für das japanische Volk eine Entwertung des Christentums vom nationalen Gesichtspunkte aus eingetreten ist.

Das wird den christlichen Beobachtern erfreulich oder bedauernswert erscheinen, je nach ihrem Standpunkte. Ich meine, ein Christ könnte sich in gewisser Weise sogar freuen, daß es so gekommen ist. Denn nun scheiden aus dem Missionsbetriebe eine ganze Reihe rein weltlicher Einflüsse auf die Japaner aus, und es bleibt mehr rein religiöse Einwirkung übrig. In dieser Weise macht allerdings das Missionswerk in Japan jetzt einen Läuterungsprozeß durch. Je mehr die Nebenmotive für die Entscheidung zum Christentum in Wegfall kommen, um so mehr werden die neu hinzu-

tretenden Bekenner von rein religiösen Absichten geleitet werden. Gott hat mancherlei Wege, um seine Heilzwecke durchzuführen, der Glaube schaut in allem Wandel der Zeiten nur den guten, wohlgefälligen und vollkommenen Gotteswillen.

Es wird interessant und lehrreich sein, hier nicht bloß die Statistik von 1896 mit der von 1895 zu vergleichen, sondern auch einen Rückblick zu werfen auf die ganze Entwicklung des protestantischen Christentums in Japan während des letzten Jahrzehntes. Wir geben darum die Zahlen von 1896 und von 1886 und setzen den Zuwachs während des Jahrzehnts in Klammern. Es betrug die Zahl der in Japan arbeitenden Missionsgesellschaften in den Jahren 1896 und 1886 34 und 22 (+ 12), die Zahl der Missionare (Frauen eingerechnet) 680 und 215 (+ 465!!), die Zahl der ordinierten eingeborenen Prediger 281 und 93 (+ 188), der übrigen japanischen Gehilfen 814 und 227 (+ 587), also der gesamten Missionsarbeiter 1773 und 579 (+ 1194), die Zahl der Hauptstationen 130 und 50 (+ 80), der Nebenstationen, wo keine Missionare wohnen, 716 und (211 + 505), also der Gesamtstationen, an denen das Christentum gepredigt wird, 846 und 261 (+ 585), die Zahl der organisierten Gemeinden 378 und 193 (+ 185), der Gemeinden, die sich selbst unterhalten, 67 und 64 (+ 3!!!), die Zahl der Gemeindeglieder 38 361 und 14 815 (+ 23 546!!!), die Zahl der Theologie-Studierenden 223 und 169 (+ 54), die Summe der Jahresbeiträge japanischer Christen 60 505 Yen und 26 866 Yen (+ 43 639 Yen). — Der Yen hat augenblicklich einen Kurs von 2,10 Mark.

Das ist doch ein gewaltiger Fortschritt innerhalb eines Jahrzehntes, der Anlaß genug bietet zum Dank gegen Gott. Aber auch hier springt deutlich in die Augen, daß der innere Fortschritt nicht so groß ist als der äußere. Die Zahl der Missionare ist zwar auf das Dreifache gestiegen, ebenso die Zahl der einheimischen Arbeiter und der Predigtplätze, die Zahl der japanischen Christen fast auf das Dreifache, die Summe der Jahresbeiträge auf weit mehr als das Doppelte, die Zahl der Gemeinden fast auf das Doppelte; aber die Zahl der Theologie-Studierenden ist nur um ein Drittel höher als vor zehn Jahren und die Zahl der selbständigen Gemeinden gar nur um 3 gewachsen! Gerade das letztere ist eine beschämende Thatsache, zunächst für die Missionsgesellschaften, denn die Missionsresultate können sicherlich auch an diesem Maßstabe gemessen werden, aber doch noch beschämender für die japanischen Christen, die trotz allen Rufens nach Unabhängigkeit von der Herrschaft der Missionare bei einem Zuwachs von 23 546 Seelen nur drei neue Gemeinden finanziell selbständig erhalten konnten. Gerade hier zeigt sich am deutlichsten ein Niedergang in der Energie der japanischen Christenheit. Es war im Jahre 1889, daß, vermutlich aus chauvinistischem Streben, die Zahl der selbständigen Gemeinden auf einmal anschwoll, um allerdings ebenso rapide infolge finanzieller Ermattung und mangelnden Eifers wieder zu sinken. Die Zahlen der selbständigen Gemeinden von 1886—1896 sind: 64, 73, 93, 153, 54, 49, 77, 78, 91 (in 1894), 80, 67.

Wie das Jahr 1889 dasjenige der Höchstziffer selbständiger Gemeinden, war, so das vorhergehende Jahr dasjenige der Höchstzahl der Erwachsenen-

taufen, nämlich 6959, was sicherlich mit einander in Verbindung steht, besonders auch wegen der schon oben angegebenen Gründe des Zudranges zum Christentum. Auch die Zahlen der Erwachsenentaufen fürs letzte Jahrzehnt sind höchst lehrreich, es waren, 1886 beginnend: 3640, 5020, 6959, 5007, 4431, 3718, 3731, 3636, 3422, 2516, 2513 (und dieses letztere bei 1773 Missionsarbeitern!). Man sieht auch hier ein beständiges Sinken seit 1888 so weit, daß die Zahl für 1896 nicht einmal ⅔ von der für 1886 ist!

Ebenso weist die Summe der Jahresbeiträge eine beträchtliche Abnahme auf, allerdings erst seit 1891, das mit 74 070 Yen die bisher erreichte Höchstsumme darstellt. Es ist traurig, daß auch hier trotz der Zunahme der Mitgliederzahl um über 16 000 Erwachsene eine Abnahme bis auf 60 505 Yen stattgefunden hat.

Es mag hier gleich ein Irrtum beseitigt werden, der vielfach in Bezug auf die japanische Christenheit verbreitet ist, daß nämlich die Zahl der männlichen Christen unverhältnismäßig größer sei, als die der weiblichen. Es wäre das nicht wunderbar bei der verhältnismäßig unselbständigen Stellung der Frauen auch im modernen Japan. Und doch ist es nicht richtig; denn die letzte Statistik zählt neben 12563 männlichen 11783 weibliche evangelische Christen, was wohl ziemlich genau dem Verhältnis in der Bevölkerung Japans entspricht, in welcher, abweichend von Europa, der weibliche Teil thatsächlich an Zahl geringer ist. Daß aber die Zahl der weiblichen Christen in Japan trotz aller Hindernisse so hoch ist, ist wohl auf die verhältnismäßig hohe Zahl der weiblichen Missionsarbeiter zurückzuführen. Es wirkten im Jahre 1896 in Japan nur 238 männliche Missionare, daneben aber 208 Missionarsfrauen und 234 unverheiratete Missionarinnen, zu denen noch neben den Frauen der japanischen Pastoren 204 eingeborene Missionarinnen, sogenannte Bibelfrauen, kommen.

Augenblicklich scheint allerdings die japanische Frauenwelt dem christlichen Einfluß oder wenigstens den christlichen Erziehungseinflüssen weniger offen gegenüberzustehen, als in früheren Jahren. Es besteht im japanischen Volke eine Reaktion, namentlich gegen den amerikanischen Einfluß auf die Frauenerziehung, der freilich auch die herrschenden Anschauungen radikal zerstören möchte. Der Schritt von der japanischen zur amerikanischen Frauenerziehung ist zu groß und darum unnatürlich. Es ist schade, daß hier nicht bei Zeiten eine deutsche Frauenerziehung vermittelnd dazwischen getreten ist. Die deutsch-christliche Stellung der Frau muß naturgemäß dem japanischen Volke sympathischer sein, als die amerikanische. Vielleicht ist es auf diese Opposition gegen amerikanisches Wesen zurückzuführen, daß im Vorjahre die in Pension der Missionsschulen befindlichen Japanerinnen an Zahl von 3150 auf 2527 zurückgegangen sind, während dagegen die Zahl der in Pension lebenden Knaben und Jünglinge von 1221 auf 1520 stieg.

In Bezug auf die größeren Kirchengemeinschaften ist schon hervorgehoben worden, daß nur die Episkopalisten, Methodisten und Baptisten im letzten Jahre Fortschritte aufzuweisen haben. Die Presbyterianer (Kirche Christi in Japan) sind von 11 100 auf 10 538 Mitglieder gesunken (— 562), d. h. auf den Standpunkt, den sie 1889/90 erreicht hatten,

über den sie sich überhaupt nur wenig erhoben haben. Die stärksten Verluste haben die in Verbindung mit dem American Board stehenden kongregationalistischen Kumiai-Kirchen, also die eigentlichen japanischen Nationalkirchen erlitten, deren Mitgliederzahl von 11 162 auf 9863 gefallen ist (— 1299!!), d. h. also wieder auf den Standpunkt von 1890/91. Der Streit, welcher gerade diese Kirchen erschüttert hat, sich anknüpfend an die Frage nach dem Verhältnis der Doshisha zum American Board, ist weltbekannt. Auch hier zeigt es sich wieder, wie schon auf manchem anderen Missionsfelde, daß das kongregationalistische Prinzip der Gemeindebildung wohl Feuer anfachen kann, daß dieses aber gar schnell verlöschende Strohfeuer sind.

Die betrübendste Erscheinung des letzten Jahres ist die Abnahme der Zahl der japanischen Prediger. Äußerlich zwar nur gering, von 290 auf 281 (also — 9), gewinnt diese Abnahme gleich eine größere Bedeutung, wenn man in Betracht zieht, daß im Jahre vorher doch 295 Theologie-Studierende vorhanden waren, von denen doch wenigstens $^1/_4$ bis $^1/_6$ in die Reihe der Prediger hätte einrücken müssen. Auch die Zahl der Theologie-Studierenden hat abgenommen, von 295 auf 223, also um 72 (!), d. i. ein Viertel, während doch im Jahre 1893 noch 367 Theologie-Studierende vorhanden gewesen waren. Schon damals gab es 202 eingeborene Geistliche, der Zuwachs seitdem ist also verhältnismäßig gering. Es wird daran ersichtlich, wie wenig japanische Theologen überhaupt Pastoren werden. Das hat noch andere Gründe, als das Aufblühen von Handel und Industrie, was allerdings in allen Ländern die akademischen Studien beeinträchtigt. Es ist in Japan das theologische Studium neben der Vorbereitung auf den Volksschullehrerberuf wohl das einzige, welches kostenlos ist. Da ist natürlich die Gefahr vorhanden, daß manche Elemente in die theologischen Schulen kommen, die nicht hineingehören. Die meisten allerdings, in dem Wunsche zu studieren, mögen sich wohl selbst zunächst darüber täuschen, daß ihnen die wirkliche Begeisterung für den Pastorenberuf abgeht. Der Rückschlag kann nicht ausbleiben, zumal in einem Lande, wo der Prediger nicht getragen wird von der religiösen Begeisterung der Gemeinde, sondern meist selbst das religiöse Leben in anderen erst erwecken soll. Kein Wunder, daß viele vor und manche noch nach dem Eintritt ins geistliche Amt ermatten. Als der Schreiber dieser Zeilen einen neuen Armenschullehrer suchte, erhielt er zumeist Angebote von früheren oder noch im Amte stehenden Predigern. Es ist natürlich besser, daß solche Leute ohne Begeisterung und Freudigkeit nun wirklich ihr Amt verlassen, als daß sie um des täglichen Brotes willen weiter dienen; aber es wird aus dem allen deutlich, warum der Predigerstand auf dem japanischen Missionsfelde eine so geringe Stetigkeit und Ausdauer zeigt.

Blickt man in die Zukunft, so ist trotz eines unverkennbaren Rückganges darum doch kein Grund zum Verzagen vorhanden. Die Begeisterung in christlichen Ländern für die Japanmission nimmt immer noch zu, wie das starke Anwachsen der Zahl der Missionare beweist: Soll das freilich einen Wert haben, so wird es unerläßlich sein, daß die Missionare sich wieder mehr, als im letzten Jahrzehnt geschehen ist, um das Studium der Landessprache bemühen. Es gab eine Zeit, wo man im Blick auf die raschen Fortschritte in der Christianisierung des Landes das Studium der schweren

japanischen Sprache von seiten des Missionars für Zeitvergeudung hielt, wo man den unmittelbaren „Dienst am Wort“ den japanischen Predigern allein überlassen zu können meinte. Die gegenwärtige Lage scheint deutlich gegen eine solche Missionsmethode zu sprechen. Es geht auch in Japan nicht mehr recht, Früchte zu ernten, ohne daß man genügend gesät hat, und ehe man ein rechter Säemann des göttlichen Wortes werden kann, muß man sich erst heiß um das Erlernen der Landessprache bemüht haben. Das mag viele Zeit kosten; aber was bedeuten im Reiche Gottes Tage und Jahre, wo „tausend Jahre sind wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache“.

Und noch an einem anderen Punkte setzt die christliche Hoffnung ein. Etwas, was allen Freunden und Arbeitern am Missionswerke in Japan besonderen Mut und besondere Hoffnung erwecken kann, ist das stetige ungestörte Anwachsen der Sonntagsschularbeit. 1886 gab es 9889, jetzt giebt es 30 624 (!) Sonntagsschüler, und dazwischen fand ein ununterbrochenes Anwachsen statt. So beträgt also die Zahl der Sonntagsschüler mehr als 3/4 der Zahl sämtlicher japanischer Christen. Das bedeutet mehr als eine starke Frequenz der Tagesschulen und der Pensionen der Missionsgesellschaften. Denn in den Sonntagsschulen wird eine rein religiöse Arbeit geleistet und zwar meist von freiwilligen, unbesoldeten Helfern. Das ist eine Saat auf Hoffnung, die emporsprießt trotz aller Feindseligkeiten, welchen Sonntagsschüler in der Schule und auf der Straße ausgesetzt sind. Wer die Kinder hat, hat die Zukunft. Es wäre wunderbar, wenn nicht das jetzt heranwachsende und von vornherein mehr christlich beeinflußte Geschlecht für die Aufnahme des Christentums williger sein sollte.

Nein, es ist kein Grund zum Verzagen. Sind auch die Zeiten trübe, so sind sie doch durchleuchtet von Hoffnungsstrahlen. Und außerdem waltet über uns der Rat und Wille des treuen Gottes, dessen Gnade ohne Ende ist. Er, der auch in Japan angefangen hat das gute Werk, er wird es auch vollenden.

E. Schiller.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Indien.

Von Pfarrer Julius Happel in Heubach (Großh. Hessen).

III.

Nach diesem Beispiel aus der Menschenregion folge eins aus der Tierregion. Wenn die Sivaiten einen Stier anbeten, so erweisen sie ihm diese Anbetung als einem Träger eines Namens des Gottes Siva. Hiermit soll nicht gesagt sein, als ob der Stier nur als Träger eines Namens Sivas habe angebetet werden können. Ursprünglich mochte er einen gar viel anderen verehrungswürdigen Namen getragen haben. Z. B. da die Kuh bei den Indogermanen den Namen der Erde getragen hat, also gleichsam eine Statthalterin der Erde war, so mag der Stier ursprünglich der Träger eines Namens des Himmels gewesen sein. Und wirklich ist der Name gô (masc.)

Statistische Übersicht über die Missionen und das Missionswerk

1. Protestan-

Name der Missionsgesellschaft.	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen (wo Missionare ihren Wohnsitz haben).	Außenstationen (wo kein Missionar wohnt).	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Im Jahre 1896 Getaufte: Erwachsene.	Kinder.	Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Gegenw. Mitglieder: Männer.	Frauen.	Kinder.
Presbyterianische Kirche der Verein. Staaten	1859	16	1	22	55	9	21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reformierte Kirche in Amerika	1859	11	—	8	30	8	47	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Presbyt. Kirche Schottlands	1874	2	—	—	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die Kirche Christi in Japan	—	—	—	—	—	—	—	71	13	58	579	—	321	232	162	109	5256	5282	—
Reformierte Kirche in den Verein. Staaten	1879	4	1	2	11	1	28	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyt. Kirche in den Verein. Staat. (Süd.)	1885	9	1	9	28	7	60	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Frauen-Missionsgesellschaft der Ver. Staat. Amerikas	1871	—	—	5	5	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyterian. Kirche von Cumberland	1877	4	—	7	15	5	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Evang.-luth. Mission d. Verein. Staaten	1892	2	—	—	4	1	3	1	—	1	11	3	1	—	4	—	28	17	17
Amerikan. Protestant. Episkopal-Kirche	1859	12	2	8	34	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Kirchenmissionsges.	1869	22	7	38	89	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Bischöfliche Kirche Japans (Nippon Seikokuwai)	—	—	—	—	—	23	102	60	1	61	421	213	28	39	2	45	—	—	—
Gesellsch. f. Verbreitg. d. Evangeliums	1873	6	2	7	21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Wyckliffe College Mission (Canada)	—	—	7	—	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Vereinigte Baptisten-Mission d. Ver. St.	1860	19	—	17	55	8	83	25	4	21	176	—	88	78	31	14	—	—	—
St. Hilda's Mission	—	—	—	8	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Jünger Christi	1883	8	—	8	24	2	6	3	—	3	50	—	—	—	—	2	226	144	17
Christl. Kirche Amerikas	1887	2	—	1	5	2	5	4	—	4	31	—	—	1	—	2	152	110	—
Bapt. südl. Konvention	1889	3	—	—	6	3	7	1	—	1	9	—	—	—	2	1	30	19	—
Die Kumiai-Kirchen in Verbindg. m. d. Amerikanischen Board (b)	1869	23	—	28	74	13	195	72	35	37	266	659	314	802	896	160	5224	4639	—
Amerikan. Methodist. Episkopal-Kirche (g)	1873	21	—	27	69	8	—	74	3	71	465	105	—	—	—	48	—	—	—
Methodistische Kirche von Canada (a)	1873	9	—	15	33	6	52	21	3	18	123	27	85	109		30	841	869	—
Evangel. Assoziation v. Nord-Amerika	1876	2	—	—	4	1	14	14	—	14	85	25	20	25	35	11	420	415	—
Meth.-Prot. Kirche (d)	1880	6	—	3	15	3	5	4	—	4	44	8	11	—	—	—	—	—	—
Amerik.-Method. Episkopalkirche (Süd.)	1886	15	1	4	35	8	11	12	2	10	66	15	57	67	23	13	—	—	—
Skand. Jap. Allianz	1891	2	—	5	9	6	27	—	—	—	13	—	—	—	—	—	—	—	—
Vereinigte Brüderschaft in Christo	1896	—	—	—	—	—	—	3	—	3	36	5	32	2	—	1	42	37	—
Allg. Ev.-Prot. Miss.-Verein	1885	1	1	—	3	1	1	1	—	1	4	4	4	—	—	—	57	25	—
Gesellschaft d. Freunde i. d. Verein. Staaten	1885	1	1	3	6	1	3	—	—	—	(e)36	—	—	16	—	1	54	60	—
Intern. Miss.-Allianz	1891	2	—	1	5	2	22	—	—	—	6	—	—	—	—	—	—	—	—
Unitarier	1889	—	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Universalisten	1890	2	2	1	7	1	11	—	—	—	16	4	—	8	41	2	49	17	—
Heilsarmee	1895	2	1	5	10	3	1	(f)6	—	(f) 6	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Hephzibah Glaubens-Miss.-Ges.	1894	1	2	—	4	1	—	—	—	—	12	—	—	—	—	—	15	3	—
Unabh. Gem. (Eingeb.)	—	—	—	—	—	3	—	6	6	—	64	—	47	15	12	11	169	146	—
Unabh. Gem. (Fremde)	—	1	—	2	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die protest. Missionsgesellsch. insges. 1896	—	208	30	234	680	130	716	387	67	312	2513	1068	1000	1394	1196	450	—	—	—
Desgl. 1895	—	200	31	225	654	139	711	426	80	244	2516	568	797	779	698	523	—	—	—
Zunahme i. J. 1896	—	8	—	9	24	—	5	—	—	—	—	500	206	615	498	—	—	—	—

2. Griechisch-

Name der Missionsgesellschaft.	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen	Außenstationen	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Erwachsene.	Kinder.	Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Männer.	Frauen.	Kinder.
Griech. Kirche i. Japan	—	—	1	—	1	1	224	168	1	167	937		[illegible]	—	—	360	—	—	—

(a) Statistik vom 31. Mai 1896. (b) Statistik vom 31. März 1896. (c) Annähernde Zahl. (d) Statistik von Kirchen, sondern Armee-Korps. (g) Statistik vom 30. Juni 1896. (h) Statistik vom 4. September 1896.

apan für das Jahr 1896. Von Rev. H. Loomis in Yokohama.

: Mission.

Knabenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge der einheimischen Christen in Yen. 1 Yen = 52 cents (Gold) = 2,30 M.
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
5	280	12	690	9	900	1870	102	5477	3	61	49	129	5	124	20	—	—	—	—	16160.19
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	4	100	—	2	—	2	—	—	1	—	—	—	—	70.50
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
5	325	9	319	30	1954	2598	91	3443	3	59	25	140	—	—	48	5	152	3	2500	7390.81
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
2	87	5	242	8	276	605	75	3083	1	14	5	42	—	—	21	—	—	—	—	2232.94
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	1	9	9	475	484	12	380	1	5	9	4	—	—	9	—	—	—	—	200.00
—	—	—	—	3	110	110	10	356	1	8	4	12	—	—	3	—	—	—	—	227.35
—	—	—	—	1	25	—	3	75	—	—	1	4	—	—	1	—	—	—	—	85.00
1	290	4	195	—	—	485	(c) 120	4302	1	6	27	71	—	—	17	—	—	—	—	18451.47
2	250	8	740	20	2228	3218	140	7340	1	32	85	50	—	—	32	—	—	—	—	7715.88
1	100	3	140	6	236	476	72	2337	1	6	21	68	—	—	16	—	—	—	—	3595.19
—	—	—	—	—	—	—	83	610	1	3	17	6	—	—	8	—	—	—	—	1050.00
1	45	1	43	—	—	88	20	370	1	5	3	7	—	—	8	—	—	—	—	511.71
1	102	2	120	7	274	496	66	1565	1	6	11	31	—	—	3	—	—	—	—	600.00
—	—	—	—	1	10	10	12	250	—	1	4	6	—	—	2	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	3	(c)100	—	—	2	5	—	—	1	—	—	—	—	175.28
—	—	1	3	3	109	112	3	46	1	6	2	3	—	—	—	—	—	—	—	50.00
—	—	1	26	2	25	51	7	305	—	—	—	7	—	—	2	—	—	—	—	43.00
—	—	—	—	—	—	—	4	100	—	—	1	8	—	—	1	—	—	—	—	10.00
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	6	230	230	5	95	1	3	3	6	—	—	2	—	—	—	—	118.85
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6	8	—	—	—	—	—	—	—	—	300.00
1	19	—	—	1	29	48	—	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—
1	22	—	—	—	—	22	5	290	—	—	3	7	—	—	3	—	—	—	—	1516.39
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
15	1580	47	2527	105	6831	10903	837	30 624	17	223	281	610	5	124	204	5	152	3	2500	60504.56
18	1221	51	3150	117	6510	10018	783	28 192	19	295	290	519	—	124	282	2	3869	8	14788	62939.84
—	299	—	—	—	321	885	84	2432	—	—	—	91	5	—	—	3	—	—	—	—

fische) Mission.

1	53	1	77	2	69	119	—	—	1	11	22	170	—	—	—	—	—	—	—	5126.51

ugust 1896. (c) Zum Christentum zugelassen durch öffentliches Bekenntnis des Glaubens an Christus. (f) Keine

sogar ein Mangel an energischem Bewußtsein von dem alles überragenden Werte des Christentums gegenüber den heidnischen Religionen des Landes. Schreiber dieser Zeilen sah einmal mit schmerzlicher Verwunderung, mit welcher Sicherheit japanische Christen im Buddhatempel bei Gelegenheit einer Beerdigung dem Verstorbenen Weihrauch opferten, und noch schmerzlicher war seine Verwunderung, als japanische Theologen, mit denen er darüber sprach, für seinen Standpunkt überhaupt kein Verständnis zeigten und ihn nur als lieblosen Rigorismus auffaßten. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die synkretistischen Bestrebungen im modernen Japan hingewiesen, die eine Annäherung aller vorhandenen Religionen bezwecken sollen und augenblicklich viele Köpfe verwirren (vgl. S. 51 f.).

Natürlich eine Statistik giebt allein kein klares Bild. Man muß hinter die Zahlen sehen können, um ihren wahren Wert zu verstehen. Vermutlich haben nicht bloß der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein und die Universalisten, sondern auch andere Gesellschaften im letzten Jahre ihre Mitgliederlisten einer Revision unterzogen, wie dies vor drei Jahren die Episkopalisten gethan haben. Andre Gesellschaften mögen noch mit einer Revision der Listen gezögert haben. Das mag der Grund sein, warum von den größeren protestantischen Gesellschaften allein die Episkopalisten, Baptisten und Methodisten eine Zunahme berichten können, nämlich die Episkopalisten von 5555 auf 6337, die Baptisten von 2327 auf 2580, die Methodisten von 7678 auf 7764. Überhaupt darf nicht vergessen werden, daß die Listenführung auf dem Missionsfelde naturgemäß eine andere ist, als in der Heimat. Für die heimatliche Statistik gilt jeder als ein Christ, der sich in der Volkszählung als solcher bezeichnet, mag er nun kirchlichen Sinn haben oder nicht, mag er ein moralisch reines Leben führen oder in groben Sünden dahinleben. In den heimatlichen protestantischen Kirchen kennt man keine Entlassungen und Ausschließungen in dem Umfange, wie auf dem Missionsfelde, während z. B. die protestantischen Kirchen Japans aus dem vorigen Jahre allein 1394 Entlassungen[1]) und 1196 Ausschließungen zu berichten haben. Darum reicht denn auf dem Missionsfelde der Einfluß des Christentums viel weiter, als die in den Listen angegebene Seelenzahl feststellt, er ist überhaupt zahlenmäßig nicht zu fassen. Andererseits wird die Listenführung bei den einzelnen Gesellschaften eine höchst verschiedenartige sein. Solche Kirchenkörper, wie die katholischen, die in einseitiger Überspannung der Bedeutung und Wirkung der Taufe jeden Getauften, so lange er lebt und seinen Austritt nicht meldet, zu den Ihrigen zählen, können naturgemäß beständig einen Fortschritt in der Mitgliederzahl anführen: So berichtet denn auch die griechische Kirche im letzten Jahre ein weiteres Anwachsen von 22 576 auf 23 153, also um 577 Seelen, die römisch-katholische gar von 50 302 auf 52 177, also um 1875 Seelen, wobei allerdings von den letzteren neben 2765 Erwachsenen 2905 Kinder getauft wurden, darunter allein 1315 Kinder heidnischer Eltern (!), — die griechische Kirche verschweigt das Verhältnis der Kindertaufen zu den Erwachsenentaufen vollständig.

---

[1]) In dieser Zahl sind allerdings auch die 1000 Übertritte von einer Kirchengemeinschaft zur anderen mitgezählt.

Doch alle diese Erwägungen können natürlich die Thatsache eines Rückganges nicht verschleiern. Was sind die Gründe dafür? Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die Missionsgesellschaften selbst einen Teil der Schuld tragen durch die Art ihres Betriebes. Man ist nicht immer vorsichtig und streng genug gewesen bei der Aufnahme der Konvertiten, man hat sich oft mit dem äußeren Bekenntnis des Mundes begnügt und nicht ernstlich genug die Umwandlung des Herzens und Lebens zur Bedingung der Aufnahme gemacht. Es gab eine Zeit, wo in Japan eine fürs Christentum besonders günstige Strömung herrschte. Damals zählte man in einem Jahre — es war das Jahr 1888 — allein in den protestantischen Missionen 6959 Taufen Erwachsener, eine Zahl, welche nie wieder erreicht worden ist, das Vorjahr hatte nur 2513 Erwachsenentaufen zu verzeichnen. Aber gerade Zeiten solchen Zudranges machen eine doppelte Vorsicht bei der Aufnahme nötig. Wie viele sind damals nicht Christen geworden, einfach der Zeitströmung, der Mode folgend, die in Japan noch mächtiger ist als in Europa, andere und das namentlich junge Leute, weil ihnen der Eintritt ins Christentum den Zugang zur westlichen Bildung bot, wie es denn kein Geheimnis ist, daß auch heute noch ein guter Bruchteil derer, welche den in der Landessprache der Missionare erteilten religiösen Unterricht und die gedolmetschten Predigten besuchen, es thut, um sich in den fremden Sprachen zu üben! Aber das alles trifft doch den Umschwung der Verhältnisse nicht an der Wurzel. Man muß tiefer graben, um die Abnahme der protestantischen Christen in Japan zu erklären. Der Japaner scheint gar nicht in erster Linie religiös, sondern national zu sein, das religiöse Empfinden scheint bei ihm an Stärke hinter dem nationalen zurückzustehen. Das ist eine Erfahrung, welche die Verkündiger des Christentums zu ihrem Schmerze beständig machen müssen. Für sein Vaterland ist der Japaner im höchsten Maße ehrgeizig, er wünscht, es zum mindesten gleichberechtigt unter den Nationen der Erde zu sehen. Um aber von den Kulturvölkern des Westens als ebenbürtig anerkannt zu werden, mußte Japan eine der christlichen angenäherte Civilisation besitzen. Das war der Grund, warum eine Zeitlang der Patriotismus des Japaners der Einführung des Christentums entgegenkam. Mittlerweile hat nun aber Japan das erstrebte Ziel in gewisser Weise erreicht, wie aus dem Abschluß der neuesten Handelsverträge mit den christlichen Mächten auf dem Fuße der Gleichberechtigung hervorgeht, und zwar ist dieses Ziel erreicht worden *ohne Annahme des Christentums* durch die Fortschritte in der äußeren Kultur, vor allem durch den Waffenerfolg im Kampfe mit China. Kein Wunder denn, daß für das japanische Volk eine Entwertung des Christentums vom nationalen Gesichtspunkte aus eingetreten ist.

Das wird den christlichen Beobachtern erfreulich oder bedauernswert erscheinen, je nach ihrem Standpunkte. Ich meine, ein Christ könnte sich in gewisser Weise sogar freuen, daß es so gekommen ist. Denn nun scheiden aus dem Missionsbetriebe eine ganze Reihe rein weltlicher Einflüsse auf die Japaner aus, und es bleibt mehr rein religiöse Einwirkung übrig. In dieser Weise macht allerdings das Missionswerk in Japan jetzt einen Läuterungsprozeß durch. Je mehr die Nebenmotive für die Entscheidung zum Christentum in Wegfall kommen, um so mehr werden die neu hinzu-

tretenden Bekenner von rein religiösen Absichten geleitet werden. Gott hat mancherlei Wege, um seine Heilzwecke durchzuführen, der Glaube schaut in allem Wandel der Zeiten nur den guten, wohlgefälligen und vollkommenen Gotteswillen.

Es wird interessant und lehrreich sein, hier nicht bloß die Statistik von 1896 mit der von 1895 zu vergleichen, sondern auch einen Rückblick zu werfen auf die ganze Entwicklung des protestantischen Christentums in Japan während des letzten Jahrzehntes. Wir geben darum die Zahlen von 1896 und von 1886 und setzen den Zuwachs während des Jahrzehnts in Klammern. Es betrug die Zahl der in Japan arbeitenden Missionsgesellschaften in den Jahren 1896 und 1886 34 und 22 (+ 12), die Zahl der Missionare (Frauen eingerechnet) 680 und 215 (+ 465!!), die Zahl der ordinierten eingeborenen Prediger 281 und 93 (+ 188), der übrigen japanischen Gehilfen 814 und 227 (+ 587), also der gesamten Missionsarbeiter 1773 und 579 (+ 1194), die Zahl der Hauptstationen 130 und 50 (+ 80), der Nebenstationen, wo keine Missionare wohnen, 716 und (211 + 505), also der Gesamtstationen, an denen das Christentum gepredigt wird, 846 und 261 (+ 585), die Zahl der organisierten Gemeinden 378 und 193 (+ 185), der Gemeinden, die sich selbst unterhalten, 67 und 64 (+ 3!!!), die Zahl der Gemeindeglieder 38 361 und 14 815 (+ 23 546!!!), die Zahl der Theologie-Studierenden 223 und 169 (+ 54), die Summe der Jahresbeiträge japanischer Christen 60 505 Yen und 26 866 Yen (+ 43 639 Yen). — Der Yen hat augenblicklich einen Kurs von 2,10 Mark.

Das ist doch ein gewaltiger Fortschritt innerhalb eines Jahrzehntes, der Anlaß genug bietet zum Dank gegen Gott. Aber auch hier springt deutlich in die Augen, daß der innere Fortschritt nicht so groß ist als der äußere. Die Zahl der Missionare ist zwar auf das Dreifache gestiegen, ebenso die Zahl der einheimischen Arbeiter und der Predigtplätze, die Zahl der japanischen Christen fast auf das Dreifache, die Summe der Jahresbeiträge auf weit mehr als das Doppelte, die Zahl der Gemeinden fast auf das Doppelte; aber die Zahl der Theologie-Studierenden ist nur um ein Drittel höher als vor zehn Jahren und die Zahl der selbständigen Gemeinden gar nur um 3 gewachsen! Gerade das letztere ist eine beschämende Thatsache, zunächst für die Missionsgesellschaften, denn die Missionsresultate können sicherlich auch an diesem Maßstabe gemessen werden, aber doch noch beschämender für die japanischen Christen, die trotz allen Rufens nach Unabhängigkeit von der Herrschaft der Missionare bei einem Zuwachs von 23 546 Seelen nur drei neue Gemeinden finanziell selbständig erhalten konnten. Gerade hier zeigt sich am deutlichsten ein Niedergang in der Energie der japanischen Christenheit. Es war im Jahre 1889, daß, vermutlich aus chauvinistischem Streben, die Zahl der selbständigen Gemeinden auf einmal anschwoll, um allerdings ebenso rapide infolge finanzieller Ermattung und mangelnden Eifers wieder zu sinken. Die Zahlen der selbständigen Gemeinden von 1886—1896 sind: 64, 78, 93, 153, 54, 49, 77, 78, 91 (in 1894), 80, 67.

Wie das Jahr 1889 dasjenige der Höchstziffer selbständiger Gemeinden war, so das vorhergehende Jahr dasjenige der Höchstzahl der Erwachsenen-

taufen, nämlich 6959, was sicherlich mit einander in Verbindung steht, besonders auch wegen der schon oben angegebenen Gründe des Zudranges zum Christentum. Auch die Zahlen der Erwachsenentaufen fürs letzte Jahrzehnt sind höchst lehrreich, es waren, 1886 beginnend: 3640, 5020, 6959, 5007, 4431, 3718, 3731, 3636, 3422, 2516, 2513 (und dieses letztere bei 1773 Missionsarbeitern!). Man sieht auch hier ein beständiges Sinken seit 1888 so weit, daß die Zahl für 1896 nicht einmal $^2/_3$ von der für 1886 ist!

Ebenso weist die Summe der Jahresbeiträge eine beträchtliche Abnahme auf, allerdings erst seit 1891, das mit 74 070 Yen die bisher erreichte Höchstsumme darstellt. Es ist traurig, daß auch hier trotz der Zunahme der Mitgliederzahl um über 16 000 Erwachsene eine Abnahme bis auf 60 505 Yen stattgefunden hat.

Es mag hier gleich ein Irrtum beseitigt werden, der vielfach in Bezug auf die japanische Christenheit verbreitet ist, daß nämlich die Zahl der männlichen Christen unverhältnismäßig größer sei, als die der weiblichen. Es wäre das nicht wunderbar bei der verhältnismäßig unselbständigen Stellung der Frauen auch im modernen Japan. Und doch ist es nicht richtig; denn die letzte Statistik zählt neben 12563 männlichen 11783 weibliche evangelische Christen, was wohl ziemlich genau dem Verhältnis in der Bevölkerung Japans entspricht, in welcher, abweichend von Europa, der weibliche Teil thatsächlich an Zahl geringer ist. Daß aber die Zahl der weiblichen Christen in Japan trotz aller Hindernisse so hoch ist, ist wohl auf die verhältnismäßig hohe Zahl der weiblichen Missionsarbeiter zurückzuführen. Es wirkten im Jahre 1896 in Japan nur 238 männliche Missionare, daneben aber 208 Missionarsfrauen und 234 unverheiratete Missionarinnen, zu denen noch neben den Frauen der japanischen Pastoren 204 eingeborene Missionarinnen, sogenannte Bibelfrauen, kommen.

Augenblicklich scheint allerdings die japanische Frauenwelt dem christlichen Einfluß oder wenigstens den christlichen Erziehungseinflüssen weniger offen gegenüberzustehen, als in früheren Jahren. Es besteht im japanischen Volke eine Reaktion, namentlich gegen den amerikanischen Einfluß auf die Frauenerziehung, der freilich auch die herrschenden Anschauungen radikal zerstören möchte. Der Schritt von der japanischen zur amerikanischen Frauenerziehung ist zu groß und darum unnatürlich. Es ist schade, daß hier nicht bei Zeiten eine deutsche Frauenerziehung vermittelnd dazwischen getreten ist. Die deutsch-christliche Stellung der Frau muß naturgemäß dem japanischen Volke sympathischer sein, als die amerikanische. Vielleicht ist es auf diese Opposition gegen amerikanisches Wesen zurückzuführen, daß im Vorjahre die in Pension der Missionsschulen befindlichen Japanerinnen an Zahl von 3150 auf 2527 zurückgegangen sind, während dagegen die Zahl der in Pension lebenden Knaben und Jünglinge von 1221 auf 1520 stieg.

In Bezug auf die größeren Kirchengemeinschaften ist schon hervorgehoben worden, daß nur die Episkopalisten, Methodisten und Baptisten im letzten Jahre Fortschritte aufzuweisen haben. Die Presbyterianer (Kirche Christi in Japan) sind von 11 100 auf 10 538 Mitglieder gesunken (— 562), d. h. auf den Standpunkt, den sie 1889/90 erreicht hatten,

über den sie sich überhaupt nur wenig erhoben haben. Die stärksten Verluste haben die in Verbindung mit dem American Board stehenden kongregationalistischen Kumiai-Kirchen, also die eigentlichen japanischen Nationalkirchen erlitten, deren Mitgliederzahl von 11 162 auf 9863 gefallen ist (— 1299!!), d. h. also wieder auf den Standpunkt von 1890/91. Der Streit, welcher gerade diese Kirchen erschüttert hat, sich anknüpfend an die Frage nach dem Verhältnis der Doshisha zum American Board, ist weltbekannt. Auch hier zeigt es sich wieder, wie schon auf manchem anderen Missionsfelde, daß das kongregationalistische Prinzip der Gemeindebildung wohl Feuer anfachen kann, daß dieses aber gar schnell verlöschende Strohfeuer sind.

Die betrübendste Erscheinung des letzten Jahres ist die Abnahme der Zahl der japanischen Prediger. Äußerlich zwar nur gering, von 290 auf 281 (also — 9), gewinnt diese Abnahme gleich eine größere Bedeutung, wenn man in Betracht zieht, daß im Jahre vorher doch 295 Theologie-Studierende vorhanden waren, von denen doch wenigstens $^1/_4$ bis $^1/_6$ in die Reihe der Prediger hätte einrücken müssen. Auch die Zahl der Theologie-Studierenden hat abgenommen, von 295 auf 223, also um 72 (!), d. i. ein Viertel, während doch im Jahre 1893 noch 367 Theologie-Studierende vorhanden gewesen waren. Schon damals gab es 202 eingeborene Geistliche, der Zuwachs seitdem ist also verhältnismäßig gering. Es wird daran ersichtlich, wie wenig japanische Theologen überhaupt Pastoren werden. Das hat noch andere Gründe, als das Aufblühen von Handel und Industrie, was allerdings in allen Ländern die akademischen Studien beeinträchtigt. Es ist in Japan das theologische Studium neben der Vorbereitung auf den Volksschullehrerberuf wohl das einzige, welches kostenlos ist. Da ist natürlich die Gefahr vorhanden, daß manche Elemente in die theologischen Schulen kommen, die nicht hineingehören. Die meisten allerdings, in dem Wunsche zu studieren, mögen sich wohl selbst zunächst darüber täuschen, daß ihnen die wirkliche Begeisterung für den Pastorenberuf abgeht. Der Rückschlag kann nicht ausbleiben, zumal in einem Lande, wo der Prediger nicht getragen wird von der religiösen Begeisterung der Gemeinde, sondern meist selbst das religiöse Leben in anderen erst erwecken soll. Kein Wunder, daß viele vor und manche noch nach dem Eintritt ins geistliche Amt ermatten. Als der Schreiber dieser Zeilen einen neuen Armenschullehrer suchte, erhielt er zumeist Angebote von früheren oder noch im Amte stehenden Predigern. Es ist natürlich besser, daß solche Leute ohne Begeisterung und Freudigkeit nun wirklich ihr Amt verlassen, als daß sie um des täglichen Brotes willen weiter dienen; aber es wird aus dem allen deutlich, warum der Predigerstand auf dem japanischen Missionsfelde eine so geringe Stetigkeit und Ausdauer zeigt.

Blickt man in die Zukunft, so ist trotz eines unverkennbaren Rückganges darum doch kein Grund zum Verzagen vorhanden. Die Begeisterung in christlichen Ländern für die Japanmission nimmt immer noch zu, wie das starke Anwachsen der Zahl der Missionare beweist: Soll das freilich einen Wert haben, so wird es unerläßlich sein, daß die Missionare sich wieder mehr, als im letzten Jahrzehnt geschehen ist, um das Studium der Landessprache bemühen. Es gab eine Zeit, wo man im Blick auf die raschen Fortschritte in der Christianisierung des Landes das Studium der schweren

japanischen Sprache von seiten des Missionars für Zeitvergeudung hielt, wo man den unmittelbaren „Dienst am Wort" den japanischen Predigern allein überlassen zu können meinte. Die gegenwärtige Lage scheint deutlich gegen eine solche Missionsmethode zu sprechen. Es geht auch in Japan nicht mehr recht, Früchte zu ernten, ohne daß man genügend gesät hat, und ehe man ein rechter Säemann des göttlichen Wortes werden kann, muß man sich erst heiß um das Erlernen der Landessprache bemüht haben. Das mag viele Zeit kosten; aber was bedeuten im Reiche Gottes Tage und Jahre, wo „tausend Jahre sind wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache".

Und noch an einem anderen Punkte setzt die christliche Hoffnung ein. Etwas, was allen Freunden und Arbeitern am Missionswerke in Japan besonderen Mut und besondere Hoffnung erwecken kann, ist das stetige ungestörte Anwachsen der Sonntagsschularbeit. 1886 gab es 9889, jetzt giebt es 30 624 (!) Sonntagsschüler, und dazwischen fand ein ununterbrochenes Anwachsen statt. So beträgt also die Zahl der Sonntagsschüler mehr als 3/4 der Zahl sämtlicher japanischer Christen. Das bedeutet mehr als eine starke Frequenz der Tagesschulen und der Pensionen der Missionsgesellschaften. Denn in den Sonntagsschulen wird eine rein religiöse Arbeit geleistet und zwar meist von freiwilligen, unbesoldeten Helfern. Das ist eine Saat auf Hoffnung, die emporsprießt trotz aller Feindseligkeiten, welchen Sonntagsschüler in der Schule und auf der Straße ausgesetzt sind. Wer die Kinder hat, hat die Zukunft. Es wäre wunderbar, wenn nicht das jetzt heranwachsende und von vornherein mehr christlich beeinflußte Geschlecht für die Aufnahme des Christentums williger sein sollte.

Nein, es ist kein Grund zum Verzagen. Sind auch die Zeiten trübe, so sind sie doch durchleuchtet von Hoffnungsstrahlen. Und außerdem waltet über uns der Rat und Wille des treuen Gottes, dessen Gnade ohne Ende ist. Er, der auch in Japan angefangen hat das gute Werk, er wird es auch vollenden. E. Schiller.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Indien.

Von Pfarrer Julius Happel in Heubach (Großh. Hessen).

III.

Nach diesem Beispiel aus der Menschenregion folge eins aus der Tierregion. Wenn die Sivaiten einen Stier anbeten, so erweisen sie ihm diese Anbetung als einem Träger eines Namens des Gottes Siva. Hiermit soll nicht gesagt sein, als ob der Stier nur als Träger eines Namens Sivas habe angebetet werden können. Ursprünglich mochte er einen gar viel anderen verehrungswürdigen Namen getragen haben. Z. B. da die Kuh bei den Indogermanen den Namen der Erde getragen hat, also gleichsam eine Statthalterin der Erde war, so mag der Stier ursprünglich der Träger eines Namens des Himmels gewesen sein. Und wirklich ist der Name gô (masc.)

auch ein Name des Himmels, und das griechische βοῦς (Stier) eins und dasselbe mit sanskr. bhûs (Erde).

Nun noch ein Beispiel aus der „Lichtwelt". Nach den Merseburger Zaubersprüchen war die Sonne unseren Vorfahren: 1. Sunna d. h. Erzeugerin oder Erzeugte (Tochter des Himmels); 2. Fulla, d. i. Fülle, Reichtum schaffende; 3. Froua, d. i. Frau, Herrin, oder attributiv, die frohe, herrliche, glänzende; 4. Sintgunt, d. i. Wandelstern. Außerdem ist sie wahrscheinlich auch noch Phols Pferd und Phol oder Balder selbst gewesen.

Es sind aber nicht alle Namen gleich „hoch" und „reich" an verehrungswürdigen Motiven. Z. B. der Name Puschan d. i. der Hirten- und Bauern-Gott steht nicht so hoch als der Name Indra d. i. der König- und Krieger-Gott, oder Varuna d. i. der Weisen- und Priester-Gott. Reicher als Bhaga ist der Name Agni, wenigstens in der altindischen Welt.

Dies führt auf die Bemerkung, daß die religiösen Motive, welche den Inhalt eines angebeteten Namens ausmachen, von sehr verschiedener Herkunft sind. Wir müssen unterscheiden zwischen solchen, welche in der dem Menschen äußeren Natur ihre Wurzel haben, und solchen, welche in der eigenen Natur des Menschen liegen; zwischen solchen „naturgeschichtlichen" und „völkergeschichtlichen" Ursprungs; zwischen solchen von mehr oder weniger individueller oder universeller und „gesellschaftlicher" Art.

Bei dem Namen eines Nationalgottes, wie Indra z. B. kommen alle diese Motive weiten Umfangs in Betracht. Ohne Zweifel ist Indra Gewittergott, er ist aber auch ebensosehr Kriegsgott. Wenn man fragt: „Was war er zuerst"? so scheint uns diese Frage ebenso klug, wie wenn man fragen wollte, was war für die Menschen zuerst da, der Krieg oder das Gewitter?

Heißt der Kriegsgott nach dem Gewitter Donar d. i. der Donner, so ist das noch lange kein Beweis dafür, daß man zuerst den Donner als Naturphänomen und dann erst als Kriegsgott angebetet habe. Dem schon vorhandenen Kriegsgott kann nachträglich der Name Donner gegeben worden sein.

Denn wer war der Kriegsgott? Der Name der Kriegslust, der Kriegskunst und des Kriegslärms.

In der Beziehung auf die äußere Natur finde ich nur eine Sphäre der, reicher und höher, aus dem eigenen (selbstverständlich nicht bloß Einzel-, sondern Volks- und Völker-) Leben der Menschen selbst gegebenen Motive anbetungswerter Namen.

Hier, unter dem geographisch-physikalischen Gesichtspunkt, soll aber in erster Linie die äußere Natur Indiens (das „Land") in seinem Einfluß auf die Götterschöpfungen, und es sollen die „heiligen" Sachen berücksichtigt werden. Wir beginnen mit der Lichtsphäre. Welch' tiefen Eindruck die wundervollen Lichterscheinungen der Urheimat der Arier auf ihr religiöses Gemüt gemacht haben, beweist schon die Thatsache, daß der allgemeine Name für das Göttliche (deva) vom Licht hergenommen wurde, wie bereits oben bemerkt, und daß derselbe auch durch alle Zeiten der allgemeinste Name für das Göttliche geblieben ist.

Es ist ferner Thatsache, daß die obersten Götter der indo-eranischen Völker, welche unter den Ariern einander näher gestanden haben, Lichtgötter gewesen sind, d. h. in dem Bereiche des Lichts ihren Hauptsitz, die Hauptträger und Medien ihrer Wirksamkeit gehabt haben.

An das Licht haben sich für das arische Gemüt, die tiefsten religiösen Empfindungen, die reinsten sittlichen Begriffe, überhaupt die höchsten Gedanken, deren es fähig war, angeschlossen.

Es hat die Arier vor allem auf den Gedanken gebracht, daß das, was man sieht, noch nicht alles ist, sondern daß es eine noch höhere, reinere,

vollkommenere Welt, als man mit dem leiblichen Auge sehen kann, geben müsse; und in diese höchste Lichtwelt einmal nach diesem Leben zu kommen, war schon in urältester Zeit der Arja zuversichtliche Hoffnung.

„Aditi (d. h. unendlich) ist das (höchste) himmlische Licht, in welchem die Aditjas ruhen und welche ihr Wesen ausmachen". (Roth, Z. D. M. G. VI, 67 ff.) Die Aditjas, die Söhne der Aditi, die höchsten Götter der arischen Völker, sind also die Söhne des „unendlichen" (Lichts). Und wie der Begriff der Unendlichkeit aus dem des himmlischen Lichts hervorgegangen ist, so ist Aditi überhaupt der Mutterschoß der höchsten religiös-sittlichen Begriffe, aller höchsten guten Geister für die Arja geworden. Nicht allein die Aditjas (die Unendlichen), sondern auch die Asuras (die Seienden, die Lebendigen), die Amartjas (die Unsterblichen) und überhaupt alle Dewas (die Leuchtenden) sind der Aditi (der himmlischen Lichtwelt) Söhne.

Aber auch schon für das altarische Denken ist ein Unterschied nicht allein zwischen Licht und Finsternis, sondern auch zwischen Licht und Licht. Zu dem Verstorbenen, dessen Leib verbrannt wird, wird gesagt: „Dies Feuer ist dir das eine, weiterhin ein anderes, mit dem dritten Lichte vereinige dich". (Ludwig, Rig-Veda II, 565, 1.)

Schon unter den Aditjas selbst ist ein Rang- und Stufen-Unterschied. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Djaus-Pitar d. h. der „Lichtvater" (Zeus, Jupiter, Tiu) einmal als der Herr des höchsten Lichtreichs angebetet wurde. Schon im vedischen Zeitalter freilich ist er nicht mehr der oberste Lichtgott, sondern hat seine höchste Würde bereits einem andern mächtigen Aditja abtreten müssen, ist selbst daran, zu einem toten Namen für den sichtbaren Himmel zu erblassen und abzusterben. Und doch leuchtet seine ursprüngliche höchste Würde nicht bloß aus seinem Namen, sondern auch z. B. aus dem schönen Gebete, welches Rig-Veda 6, 51, 5 uns behalten hat: „Himmelvater, treue Erdmutter, Bruder Agni, seid gnädig uns!" Hier haben wir offenbar in dem Namen Djaus-Pitar mit Prithivi und Agni eine der ursprünglichsten und allgemeinsten religiösen Empfindungen und Anschauungen der Menschheit überhaupt geborgen vor uns.

Aber wenn auch der mächtige Aditja, welcher an die Stelle des Djaus-Pitar getreten ist, diesen Namen nicht mehr trägt, sondern den Namen Varuna (Umhüller? Herr?) (Ludwig, Vedische Anschauungen S. 54, 6) angenommen hat, so hat sich auch an diesen Namen eine der tiefsten religiösen Empfindungen von der Lichtnatur der Gottheit angeschlossen. Der Name dieses höchsten Aditja Varuna hat dem arischen Inder die lebhafteste Vorstellung des unvereinbaren Gegensatzes von Licht und Finsternis, Lüge und Wahrheit, Recht und Unrecht, Gutes und Böses, Schuld und Freisein von Schuld in seinem Gewissen rege gemacht. Varunas Licht ist das Licht der Nacht, das auch im Verborgenen sieht und besonders in dem leuchtenden nächtlichen Himmel, seinem feuerfarbigen Kleid zur Erscheinung kommt.

Milder und freundlicher erscheint die Lichtnatur des mit Varuna oft zusammengenannten Aditja Mitra, steht aber auch schon eine Stufe tiefer. Ihn begrüßt man beim Anbruch des freundlichen Tageslichtes der aufgehenden Sonne. Und so stehen ihm am nächsten die andern Aditjas, Savitar (d. i. der Erreger, Beleber), Puschan (d. i. der Ernährer), Surja (der Glänzer) und Vischnu (der Wirker, der die drei Schritte macht?), lauter angebetete Namen, deren Träger das Tagesgestirn ist (Rig-Veda 7, 66, 4), die vielleicht ursprünglich auch nur Sonnengötter verschiedener Stämme waren (Hillebrandt, Varuna-Mitra S. 45; Kaegi, Der Rig-Veda 2. Aufl. S. 190).

Mit dem Sonnenumlauf steht das Licht der Morgenröte und des Zwielichts in naher Verbindung. So sind sie für den arischen Inder Träger der Uschas, d. i. der Aufleuchtenden, und die Brüder der Uschas,

aber „Söhne des Aufleuchtenden“ (divo napata, Dioskuren, die auch Açvin, Renner) heißen und Träger hochgefeierter Namen wurden.

Man müßte die Schrecken einer finsteren indischen Nacht, wie sie einer noch ganz in die Zauber-, Geister-, Spuk- und Gespenster-Welt alter Zeit eingetauchten Hinduseele sich aufdrängte, mitempfunden haben, um sich eine vollständige Vorstellung machen zu können von der sieghaften Freude und dem Auferstehungsjubel, mit der diese Seele das Wiedererscheinen der himmlischen Lichtmächte, der Uschas, der Aditi und aller Kinder der Aditi begrüßte:

„Komm', Uschas, vom Lichte des Himmels hoch herab auf günstigen Pfaden, laß die Roten dich in das Haus der Opfernden bringen. Die lichten Roten bringen die strahlende Uschas vorwärts; ihr Schein erblinkt im Osten. Wie kühne Krieger ihre Schwerter zücken, bringen die roten Kühe vor, schon leuchten sie hell; der Uschas lichter Strahl durchbricht am Rande des Himmels die dunklen Schleier der schwarzen Nacht. Wir sind hinüber über die Finsternis. Steige empor! Das Licht ist da, du hast der Sonne den Pfad geöffnet, steige empor, freudige Stimmen weckend. Erhöre unser Gebet. Spenderin aller Güter, mehre unsere Nachkommenschaft.“

Am unmittelbarsten und traulichsten, weil eben in der körperlichsten, erdnächsten Gestalt, kam dem vedischen Inder das Licht in dem Namen und der Gestalt Agnis (d. i. des Beweglichen, ignis, ogni). Die hellaufblitzende, rennende, fressende, aber auch reinigende, läuternde, umbildende Feuerflamme ist der Träger des einst hochgefeierten Namens Agni.

Er ist recht eigentlich, was sein Name sagt, der Bewegliche, der überall herumschweift, wie Loki in der nordischen Götterwelt, aber den Devas und Manusjas freundlich, nur den Unholden (Rakschasas) verderblich.

Aus dem himmlischen Licht ist er (im Blitz) auf die Erde herniedergekommen und in der Opferflamme fährt und führt er dorthin empor. Aus dem Bereiche des indischen Lichtes steigen wir herab in den der indischen Atmosphäre. (Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

XI. Mission und Kaste.

Fortsetzung.

Schon einmal, als wir von den hauptsächlichsten Hindernissen der Mission sprachen, haben wir die Kaste erwähnt, und wir verweisen hier auf das, was wir dort (IX. Jahrgang S. 225 f.) über ihre Entstehung und Bedeutung gesagt haben. Wenn wir noch einmal auf sie zurückkommen, so thun wir es, um die Stellung der evangelischen Mission zu ihr näher zu kennzeichnen, und weil gerade in unseren Tagen die Frage auch in weiteren Kreisen behandelt worden ist und behandelt werden wird (Grundemann wird demnächst seine längst in Aussicht gestellte Arbeit über die Kaste erscheinen lassen), weil sie also zu den brennenden indischen Missionsfragen gehört.

Um nur eins hervorzuheben, in Nummer 2 dieses Jahrgangs des „Evangelischen Kirchenblattes für Württemberg“ (S. 12 f.) erschien unter Hinweis auf eine zustimmende Besprechung des Stosch'schen Buches: „Im fernen Indien“ (vgl. auch die in diesem Jahrgg. S. 107 erschienene Rezension) in der „Christlichen Welt“ (1896 Nr. 52) eine starke Kritik der Leipziger Mission in Bezug auf ihre Stellung zur Kaste, die viel über das berechtigte

Maß hinausging und alte, längst abgethane Märchen wieder auffrischte, in Nr. 6 desselben Blattes aber eine Berichtigung des Leipziger Missionsdirektors von Schwartz mit einer erneuten ablehnenden Besprechung seitens des Herausgebers, während bereits die „Allg. evang.-luth. Kirchen-Zeitung“ (1897, 108 ff. Nr. 5) eine Darstellung der Leipziger Kastenpraxis gebracht hatte. Die Sache ist so wichtig, daß auch Warneck im 3. Teile seiner Missionslehre (Gotha, Perthes, 1897) ihrer Besprechung einen besonderen Abschnitt (S. 301—329) widmet, und wir halten es daher für unsere Pflicht, auch unsererseits Stellung zu nehmen.

Zunächst ist festzustellen, daß die Kaste in Indien, die alle Stürme und Umwälzungen der Jahrhunderte überdauert hat, trotz der hundertfünfzigjährigen Thätigkeit der evangelischen Mission — von der römischen ganz zu schweigen — noch immer im großen und ganzen als ein unerschütterter Felsen feststeht, an dem es nur hier und da ein wenig zu bröckeln beginnt, und noch immer eine Großmacht ist, die „das ganze Leben des Hindu mit eiserner Gewalt beherrscht“, der sich weder die hochgebildeten Brahmanen entziehen können, die im Grunde über die Kastenthorheiten lächeln und, wo sie sich unbeobachtet glauben, ohne jegliche Gewissensbedenken die oft sehr drückenden Kastenvorschriften brechen, auch gelegentlich gewaltige Reden über allgemeine Menschenverbrüderung u. dgl. halten, trotzdem aber sich nach einer etwaigen Verunreinigung — und wenn sie in einer glänzenden Europa-Reise bestanden hat — all den ekelhaften Reinigungsvorschriften willig unterziehen, noch die armen oft empörend behandelten Parias, die trotz alledem und obwohl sie die bei weitem überwiegende Majorität bilden, nicht den Mut haben, die drückenden, das ganze Leben von der Geburt bis zum Grabe, bei Tag und bei Nacht, zu Hause und auf der Reise, beim Schlafen, Wachen, Essen, Trinken, in der Kleidung und allen gesellschaftlichen Bräuchen unheimlich bindenden Fesseln zu sprengen, sondern sie als etwas Selbstverständliches tragen, ja sich wohl in ihnen fühlen und für sie eifern. „Einem Hindu kommt eben Himmel und Erde ins Wanken, wenn man ihm seine Kaste nimmt. Seine Gedanken sind die Gedanken seiner Kaste, seine Gewohnheiten das Herkommen seiner Kaste, seine Ehre die Kastengemeinschaft.“

Man hat die Zahl der einzelnen Kasten, für die jegliche Analogie in der heutigen Welt fehlt[1]), die teilweise durch hohe Schranken von einander getrennt sind, unter denen es keine Zwischenheirat und keine Tischgemeinschaft, ja nicht einmal einen Zwischenverkehr giebt, die unerwerbbar und unverlierbar, weil erblich, sind[2]), in ganz Indien auf 16 000 berechnet, indessen kann man 3 Hauptabteilungen unterscheiden, die Brahmanen, Sudras und Parias.

---

[1]) Chandavarkar, der Bombay-Abgeordnete für England, äußerte sich neulich hierüber folgendermaßen: „Ich habe von Apologeten der Kaste die Frage stellen hören: Existiert auch in England die Kaste? Wird es ein Lord nicht weit unter seiner Würde halten, die Tochter eines Bauern zu heiraten? Darauf erwiderte ich, daß die Kaste nirgends anders in der Form, wie in Indien, bestehe. Ein englischer Lord mag es als eine Herabwürdigung ansehen, wenn man ihm zumutete, eine Bauerntochter zu heiraten; dagegen kann aber ein Bauer hoffen, durch besondere Fügung selbst eines Tages ein Lord zu werden ..... In Indien dagegen ist und bleibt ein Brahmane ein Brahmane und ein Sudra ein Sudra, der letztere kann niemals hoffen, zu dem Stand des ersteren emporzusteigen. Es existiert zwischen den beiden lediglich kein Band der Zusammengehörigkeit. Das Prinzip der Kaste ist gegenseitige Abstoßung und Ausscheidung der Menschen“.

[2]) Die einzige Ausnahme ist für die Maharadschas von Travankore in Südindien von den schlauen Brahmanen aus Geldgier erdacht worden. Der jeweilige König, von Geburt ein Sudra, kann ein Devidschan, ein Zweimalgeborener oder Brahmane werden, wenn er durch eine goldene Kuh hindurch schlüpft, die an Gewicht ihm gleich ist. Hernach muß er aber die Kuh zerstückeln und an Brahmanen verteilen. Der Wert einer solchen Kuh, die einer der letzten Könige vor einigen Jahren anfertigen ließ, betrug ungefähr 6000 Pfd. Sterl. oder 120 000 M. (Evang. Miss.-Mag. 1896, 259 f.).

„Während meiner Reise im Süden", — um nur eins herauszugreifen, — erzählt Johnson, der 31 Jahre lang in Kalkutta im Dienste der Londoner Mission gestanden hat, „ging ich einmal mit meinem Freunde auf der Landstraße. Meines Freundes Pferd folgte mit dem Reitknecht. Wir sahen von fern einige Männer auf uns zukommen; plötzlich aber gingen sie ins Gebüsch und verbargen sich hinter Bäumen, bis wir vorüber waren. Ich fragte meinen Freund nach dem Grunde. Er sagte: Das war wegen meines Reitknechtes. Er wäre durch die Begegnung mit diesen Leuten unrein geworden. Wenn sie es gewagt hätten, an ihm vorbeizugehen, und ich wäre nicht dabei gewesen, so hätte er sie vielleicht durchgeprügelt". Besonders auffallend treten die Unterschiede zu Tage im Innern von Malabar. „Da schreitet der Brahmane im Bewußtsein seiner göttlichen Würde stolz des Weges daher; vor ihm her geht ein Herold, der durch lautes Rufen das Nahen des Erdengottes den niederen Kastenleuten kund thut. Diese müssen je nach dem Grade ihrer Kaste auf 10—300 Schritt eiligst über Stock und Stein von der Straße abweichen, auch wenn sie eine schwere Last auf dem Rücken tragen, damit der Brahmane durch sie nicht verunreinigt wird. Die verschiedenen Kasten dürfen einander nicht berühren, nicht beisammen wohnen und noch viel weniger mit einander essen. Jede Kaste hat ihre eignen Häuser vereinzelt für sich, die ihren besonderen Namen tragen". (Evang. Miss.-Mag. 1896, 333).

Unter allen Kasten sind die Pulayer (Aasmenschen) am meisten verachtet. Als der englische Missionar Lash die Station Tiruvella in Travankore besuchte, zu der eine Anzahl solcher armer Pulayer-Gemeinden und Schulen gehört, sah er einen sehr schwarzen Pulayerknaben auf sich zulaufen. Der Missionar blieb auf der Hauptstraße stehen, um mit ihm zu reden, aber er mußte ihn erst durch ein Buch mit buntem Umschlag herbeilocken, ehe er seine ängstliche Scheu überwand und sich getraute, die Straße zu betreten. Der Knabe nahm das Buch und begann auf Geheiß des Missionars 2 bis 3 Minuten lang vorzulesen. Der Missionar hörte zu; als er aber aufblickte, sah er, daß die Anwesenheit des Knaben auf der Straße den Verkehr auf beiden Seiten vor und hinter ihm unterbrochen hatte; denn die Leute blieben auf beiden Seiten stehen und wollten trotz des Winkes des Missionars nicht vorübergehen. Nur einige Sudrafrauen, die es sehr eilig hatten, machten einen weiten Umweg, indem sie das Ufer in möglichst großer Entfernung vom Knaben hinaufkletterten und weiter oben wieder die Straße betraten. Als der Missionar den Knaben entlassen hatte, begann der Strom der Leute wieder ungehindert zu fließen (Ev. luth. Miss.-Blatt 1893, 259 f.).

Die Kaste ist die Mutter eines Hochmutes und einer Selbstgerechtigkeit, die den jüdischen Pharisäersinn weit übertrifft und namentlich in Priestergeschlechtern an das Dämonische grenzt, und damit zugleich auch einer Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit gegen die niederen Kastenleute, die ihresgleichen kaum findet. Daß Parias Menschenrechte haben, ist den höheren Kasten ein unvollziehbarer Gedanke (Stosch, Im fernen Indien 51), mit Ausnahme der Kupfermünze oder der Hand voll Reis, die man dem Bettler bietet (aus gehöriger Entfernung), mit Ausnahme der Speisung von Armen, die bei Hochzeiten oder bei Trauerfällen Sitte ist, giebt es kaum eine über den Bereich der Kaste hinausgehende Übung der Barmherzigkeit in Indien. Denn selbst in jenen Rasthäusern, welche als Wohlthat für die Reisenden gegründet sind, herrscht das Kasteninteresse vor; Leute niederer Kaste werden hinausgewiesen, und es sind die Brahmanen, die auch hier das Fett des Landes essen (ebend. 173). Ein Brahmane würde auch ein niederes Kastenmitglied ruhig ertrinken lassen, wenn er es auch leicht retten könnte, denn er fürchtet die Verunreinigung.

Es lag einst ein Palmbauer unter einer Palme, die auf ihn gefallen

war, allein keiner der vielen Zuschauer wagte es, den armen Mann, dessen Beine gebrochen waren, aus seiner jammervollen Lage zu befreien, denn das Kastengesetz erlaubte es ihnen nicht (Ev. M. M. 1896, 327). — Ein Beispiel aus Vorderindien, aus der großen Stadt Kalkutta: Ein Wagen kommt scharf um die Ecke gefahren. Dort steht ein Knabe, seine kleinen Münzen zählend, die er für verkaufte Fische einnahm. Vertieft in seine Rechnung merkt er nicht die Gefahr, er wird überfahren und muß schweren Schaden genommen haben, da er sich nicht wieder erheben kann. Weder der Kutscher, noch die Insassen nehmen Notiz davon. Jener treibt seinen mit künstlich roten Flecken bemalten Schimmel nur noch heftiger an, um nicht etwa noch von einem Polizeidiener bemerkt zu werden. Da liegt der jammernde Knabe, aber niemand bekümmert sich um ihn. Ein Palankin hält dicht neben ihm. Ein Herr in reich gesticktem roten Gewand steigt aus. Es ist der Besitzer des nächsten Hauses. Aber, ohne den Verunglückten zu beachten, tritt er in seine Thür. Neugierig wirft nur der Thürhüter einen Blick heraus, aber das Haus darf nicht verunreinigt werden durch einen Menschen aus der niederen Fischerkaste. Verschiedene Handwerker gehen vorbei. „Er ist nicht von unserer Kaste". Auch der Hausierer fürchtet sich vor Verunreinigung. Alle gehen vorüber, wie einst der Priester und Levit. Endlich kommt ein Polizist mit seinem Stab daher. Er bemerkt, daß ein Unglück geschehen. Aber auch er legt nicht Hand an, sondern geht ohne Eile auf die nächste Polizeistation, um Meldung zu machen. Endlich kommen nach langem Warten ein Paar Kuli, die den Unglücklichen fortschaffen (Burkhardt-Grundemann, kl. Miss.-Bl. III, 150).

Noch andre nachteilige Folgen hat die Kaste für das Volksleben. Wir wollen nicht reden von der Verarmung der Nation, die aus dem Kastenverbote der Auslandsreisen und Handelsverbindungen mit fremden Völkern hervorgeht; auch sei nur angedeutet, daß mit dem Kastenwesen das schändliche Institut der Tempeldirnen oder Nautsches in engem Zusammenhang steht, wir wollen nur noch kurz auf die Kinderheiraten hinweisen, die auch eine Folge des Kastenwesens sind. Ein Verteidiger der Kaste hat es erst neulich offen ausgesprochen, daß die Kinderheirat nötig sei, damit die Mädchen nicht außerhalb ihrer Kaste heiraten. Das hat u. a. viele Kinderkrankheiten und eine physische Entartung und Abschwächung des Volkes, die traurige Lage der Frauen und besonders der Witwen zur Folge (Ev. M. M. 1896, 335 f.).

Freilich dürfen wir auch die guten Seiten des Kastenwesens nicht verschweigen. Die Kaste giebt dem Hindu bei seinem idealistischen Pantheismus und dem mangelnden Nationalgefühl fast den einzigen sittlichen Halt. Die Kaste ist in gewissem Sinne die Hüterin der Keuschheit, sofern durch sie besonders die Frauen unter die gute Sitte wenigstens äußerlich gebunden sind, sie ist der Hort der Sittlichkeit, sofern Kastenübertretungen, die ja auch sittlicher Art sein können, streng, eventuell sogar mit Ausschluß aus der Kaste, bestraft werden, sie hat nicht selten ein patriarchalisches Verhältnis, z. B. zwischen den höheren Kasten angehörenden Mirasdaren gegen ihre Pariatagelöhner zur Folge, sie bietet einen gewissen Schutz, indem sie den Hindu als Glied einer großen Familie anerkennt und ihm deren Schutz und Vorteile gewährt, doch sind diese Vorteile verschwindend gegenüber den angeführten Nachteilen, und es ist die Aufgabe der Mission, dieser ihrer größten Feindin möglichst entgegenzuarbeiten.

Vorgearbeitet wird, wenn wir auch die Bedeutung dieser Dinge nicht allzuhoch anschlagen, durch die Eisenbahnen, die einen Kastenunterschied nicht kennen und dulden, wenn wohl auch bisweilen gegenteilige Forderungen seitens der Brahmanen gestellt werden, durch die gemeinsamen Brunnen und Wasserreservoirs, aus denen die Angehörigen aller Kasten schöpfen, durch die öffentlichen Gerichtsverhandlungen, in denen man wohl selten den Kastenvor-

urteilen entgegenkommt, durch die Hospitäler und Gefängnisse, in denen ja auch Angehörige aller Kasten sich zusammenfinden, durch das Militär, in dem ja auch die Eingebornen möglichst ohne Kastenrücksichten dienen müssen, durch die Regierungsschulen, in denen — wenigstens ist das überall anzustreben — Kinder aus allen Kasten zusammen unterrichtet werden, durch die Besetzung von Regierungsstellen mit Gliedern niederer Kasten, was bis jetzt freilich nur sehr selten geschieht, durch die ganze abendländische Kultur, die sich viele Hindus zu eigen gemacht haben. Die Regierung kann in der That manches thun, und wenn man auch nicht von ihr verlangen wird, daß sie durch ein Gesetz die Kaste, wie einst die Witwenverbrennung und ähnliche Einrichtungen aufheben soll, was ja nur eine unheilvolle sittliche Anarchie und eine revolutionäre Erhebung des Volkes zur Folge haben würde, so kann man wohl fordern, daß sie — fern von aller Kastenstürmerei, aber auch Kastenfurcht — in den oben angegebenen Dingen streng vorgeht und keine Kastenunterschiede duldet. Und es giebt noch Richter in Indien. Nur ein Beispiel dafür: Als ein Christ aus der Pulayerkaste in Travankore von einem Mohammedaner, einem Polizisten und einem Sudra, denen er nicht in der gehörigen Weise aus dem Wege gegangen, durchgeprügelt worden war, wurde der Polizist mit 3 Monaten, der Sudra mit 40 Tagen und der Mohammedaner ebenfalls mit 40 Tagen Zuchthaus bestraft (Ev.-luth. M. Bl. 1889, 191 f.).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen,

deren Sekretär gegenwärtig unser Missionar Pf. Kranz ist, hat ihren 9. Jahresbericht herausgegeben. Wir teilen daraus folgendes mit: „Es steht unzweifelhaft fest, daß bei den denkenden Chinesen von Jahr zu Jahr die Erkenntnis von dem nur langsamen Fortschreiten Chinas in allen den Dingen, die die intellektuelle Entwicklung und die materielle Wohlfahrt betreffen, stetig wächst, und daß ebenso die Nachfrage nach westlicher Bildung und den Fortschritten des Erziehungswesens, der Landwirtschaft, der mechanischen Künste und aller Fächer der Staatsverwaltung immer größer wird. Zwar darf nicht geleugnet werden, daß allein die in den offenen Häfen wohnenden Chinesen in größerem Umfange nach alledem fragen, aber das gleiche Gefühl ergreift auch andere Plätze, selbst jene Festen des Konservativismus, wo man es am letzten erwarten würde". Diese Behauptung wird durch viele Beispiele belegt. Namentlich wird auf Hunan verwiesen, die Hauptfeste der fremdenfeindlichen Propaganda, wo der Provinzial-Examinator die chinesischen Studenten zur Beschäftigung mit der westlichen Bildung anhält, das gleiche thut der Provinzial-Examinator in Kiangsu, der Vizekönig Chan Chihtung ist nach wie vor ein Gönner der Bestrebungen der Gesellschaft, ebenso gab ein Regierungs-Beamter in Kwantung seiner Anerkennung Ausdruck. Die Gesellschaft hat beschlossen, für solche Studenten und Beamten, die keine Schule besuchen können, eine Reihe von Vorlesungen herauszugeben, die so angelegt sein sollen, daß sich jeder, der sie gewissenhaft studiert, eine genügende allgemeine Kenntnis von den im Examen verlangten Fächern verschaffen kann. Dabei betont die Gesellschaft in allen ihren Publikationen den durchweg christlichen Charakter der westlichen Civilisation. Die beiden Zeitschriften, die sie herausgiebt, die Van Kwoh Kung Pao und die Chung Si Kiao Hwui Pao, von denen die erstere politische und industrielle, die letztere religiöse Fragen behandelt, zeichnen sich durch Reichhaltigkeit des Inhalts aus und erfreuen sich eines stets wachsenden Leserkreises. Von 85 weiteren Publikationen im ver-

flossenen Jahr trugen 43 einen rein religiösen Charakter; unter ihnen befand sich auch eine Abhandlung Dr. Fabers betitelt: „Die Civilisation eine Frucht des Christentums". Von den sonstigen Werken hat namentlich die 12 Bände umfassende Geschichte des chinesisch-japanischen Krieges von Dr. Allen großen Absatz gefunden. Sehr bald war die erste Auflage von 3000 Exemplaren vergriffen. Für uns ist besonders der Nachweis interessant, daß schon 1882 von Li Hung Chang Pläne ausgearbeitet wurden, die die Billigung der Regierung in Peking fanden, Japan anzugreifen und die Insel Liu Kiu wiederzuerobern, eine Thatsache, die beweist, daß die Verantwortlichkeit für den Krieg nicht Japan allein trifft. Viel Aufsehen unter den Chinesen haben die beiden letzten Bände des Werks erregt, die über Erziehungsreformen handeln. .Es wird eine interessante Diskussion eines der höchsten chinesischen Würdenträger mitgeteilt, aus der jedenfalls das eine hervorgeht, daß diese Kreise solchen litterarischen Publikationen zugänglich sind und nachhaltig durch dieselben angeregt werden, eine neue Ermutigung auch für uns, auf den von uns in China eingeschlagenem Wege fortzuschreiten. H. Lehmpfuhl.

Die Hallesche Missionskonferenz

fand am 22. und 23. Februar im „Prinz Carl" in Halle statt. Im Eröffnungsgottesdienst am Abend des 22. Februar predigte der durch seine dämonologischen Streitigkeiten bekannt gewordene Pastor Hafner aus Elberfeld über Matth. 12, 30 (Das Sammeln des Herren, das Mitihmsammeln, das Nichtmitihmsammeln) recht langweilig, beständig sich wiederholend, treiberisch. In der Vorversammlung hielt nach der Begrüßungsansprache des Vorsitzenden, Prof. D. Warneck, der bekannte Pastor D. Grundemann einen originellen, sachkundigen, praktischen, bisweilen mißverständlichen Vortrag über die Einwurzelung einer elementaren Missionskenntnis in unserem Volke, in dem er zeigte, wie man in der Schule, im Konfirmandenunterricht und in der Gemeinde durch die sonntägliche Predigt mit planmäßigen Mitteilungen, durch besondere Missionspredigten und -stunden, Erstattung von Missionsberichten, Verbreitung von Missionsblättern und -litteratur (besonders auch die Missionsbilder mit Versen für Kinder), Benutzung des Skioptikums, des Missionsdramas, des Missionsoratoriums, des Missionsliedes wirken könne. Die Debatte, an der sich Missionssuperintendent Merensky, Pfarrer Gerlach, Missionsdirektor Buchner und ein Lehrer beteiligten, brachte fast nur Zustimmung.

Am frühen Morgen des 23. Februar fanden Spezialversammlungen der Provinzialvereine für Berlin I und II statt. Dort wurde das Thema behandelt: Was können die Provinzialverbände thun zur Entlastung des Direktors und der Inspektoren auf Missionsfesten und Reisen der Missionare? hier sprachen P. Notrott aus Spickendorf, der Verfasser eines soeben erscheinenden größeren Werkes über die Wendenmission, über die mittelalterliche Missionsgeschichte, besonders die wendische in ihrer Bedeutung für die Missionsarbeit der Gegenwart und berichtete Missionsinspektor Plath über den gegenwärtigen Stand der Kolsmission. Die Hauptversammlung brachte nach einer trefflichen biblischen Ansprache des Missionsdirektors Buchner über Apostelgesch. 9, 6 und einigen Mitteilungen des Vorsitzenden über die Thätigkeit des Vorstandes (hervorgehoben sei nur, daß im letzten Berichtjahre 3 Predigtreisen stattfanden, und daß die Herausgabe eines neuen Wegweisers durch die wissenschaftliche Missionslitteratur vorbereitet ist), sowie nach einstimmiger Annahme einer durch Pfarrer G. Müller, den Verfasser der bekannten Arbeit über den Branntwein in Kamerun und Togo, befürworteten Resolution gegen den Branntweinhandel in Afrika ein vorzügliches sehr zeitgemäßes Referat des rheinischen Missionsinspektors Dr. Schreiber über die Stellung der evangelischen Mission zum Mohammedanismus, der nicht als Konkurrent oder Wege-

bereiter, sondern als geschworener Feind des Christentums anzusehen ist, und der in unseren Tagen von seiten der evangelischen Mission besondere Beachtung verdient. In die Diskussion, welche von Pastor Zeller auf Grund eigner Erfahrungen und gründlicher Studien eröffnet wurde, griff außer Merensky, Grundemann und dem mit lebhaftem Beifall begrüßten Pfarrer Dr. Lepsius besonders der gerade anwesende armenische Pastor Amirchanianz glücklich ein. Nach dem gemeinsamen, durch ernste und heitere Reden gewürzten Mittagessen und einer Spezialkonferenz der Agenten, in der unter Leitung des Pastors Dietrich aus Breitungen der Gebrauch der laterna magica, die Missionspredigtreisen, die Missionshauskollekte besprochen wurden, fand die große Abendvolksversammlung statt, in der nach einem kurzen Willkommengruß des Vorsitzenden, Pfarrer Wächtler aus Halle, Missionsinspektor Winkelmann von Berlin III, Missionssuperintendent Merensky von Berlin I und Missionsdirektor Buchner von der Brüdergemeine über die Arbeiten ihrer Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika berichteten. Namentlich die Ansprache Winkelmanns war ergreifend. Die Leipziger Missionsgesellschaft, die durch ihren Direktor und Senior vertreten war (aber incognito), kam wohl aus konfessionellen Gründen nicht zum Worte. Am folgenden Abend fand eine allgemeine studentische Missionsversammlung statt, in der Missionsinspektor Buchner über „das Ideal eines Missionars" und Pastor Zeller über den „Orient unter mohammedanischer Herrschaft" sprachen.

Buttstädt. A. Schillbach.

Litteratur.

Reichelt, G. Th. Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine. Mit 19 Bildern. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896, kl. 8°. 87 S. 1 M., gebunden 1,50 M.

Wer das „Missionsblatt der Brüdergemeine" aufmerksam verfolgt, der findet unter den zahlreichen Missionsarbeitsfeldern derselben auch Britisch-Ostindien verzeichnet mit den drei schon seit Jahren wiederkehrenden Stationen Kyelang, Poo (Pu) und Leh (letztere nördlichste Station in Ladakh am Nord-Indus östlich von Srinagar in Kaschmir, letztere genau im Süden von Leh in Lahaul gelegen). Diese kleine, aber opferreiche „Himalaya-Mission", die seit 1857 betrieben wird, ist in unserem Schriftchen in durchaus objektiver, klarer und nüchterner Weise in ihren Anfängen, ihrer Entwicklung, ihren Aussichten beschrieben. Man bekommt einen tieferen Einblick in die Schwierigkeiten der Missionsarbeit, besonders die verschiedenen Sprachen und Dialekte, die Macht der Lamas, die Polyandrie, die gefahrvollen Reisen, das gesundheitsschädliche Klima, sowie in die äußere und innere Arbeit der Missionare (Predigt, Schulthätigkeit, die sich auf eine Strick- und Nähschule erstreckt, ärztliche Mission, Landwirtschaft) mit ihren bis jetzt allerdings noch geringen Erfolgen. Referenten haben namentlich die Abschnitte interessiert, die von „Missionar Jäschke und der tibetanischen Sprache" und von „Lamaismus als Haupthindernis" handeln (S. 25 ff. und 40 ff.). Es ist in der That staunenswert, was der anspruchslose und bescheidene Jäschke in Beherrschung der Bücher- und Umgangssprache mit ihrer ganz verschiedenen Aussprache und sonderbaren Grammatik und in Anfertigung von Bibelübersetzungen, Gesang- und Schulbüchern, belehrenden Schriften, Grammatiken und Wörterbüchern geleistet hat, eine Thätigkeit, die die lebhafte Anerkennung nicht nur der indischen Regierung, sondern auch deutscher Autoritäten, wie Lepsius, Schiefner, Prof. Fr. Müller in Wien, erfahren hat. Überaus traurig

aber ist es, wie noch heute sich das arme Volk infolge seiner Furcht vor den bösen Geistern von den Lamas, Ober-Lamas (den Kuschogs) und obersten Lamas (den 3 Lamas in Lhasa, Taschilungo und Urga) knechten und aussaugen läßt. Man freut sich, trotzdem von jungen eingeborenen Evangelisten zu lesen, die, wie die beiden Paulu —, um von dem unruhigen Nathanael zu schweigen, — schon manches Jahr in Treue arbeiten. Erschütternd wirken die zahlreichen schmerzlichen Todesnachrichten von jenem kleinen Missionsfelde. Beigegeben sind 16 meist gute Landschaftsbilder, die einen Blick in die großartige Gebirgswelt des Himalaya thun lassen, 2 Bilder, welche Lamas mit und ohne Masken, und ein Bild, welches christliche Frauen in Tibet darstellt. Der Satzbau ist einige Mal nicht ganz korrekt (S. 57 Z. 10, S. 68 Z. 17, S. 82 Z. 1). Etwas mehr Detailmalerei wäre wohl an manchen Stellen wünschenswert. Wir wünschen der sorgfältigen und gründlichen Arbeit recht viel Leser.

Buttstädt. A. Schillbach.

Stosch, G. Paulus als Typus für die evangelische Mission. Vortrag gehalten auf der Halle'schen Missionskonferenz. Berlin, Martin Warneck. 50 Pfg.

Da wir den Vortrag, der übrigens in der Allg. Miss. Ztsch. 1896, N. 10 abgedruckt ist, bereits gelegentlich unseres Berichts über die genannte Missionskonferenz (Jahrgg. 1896 S. 105) skizziert haben, so genügt hier nur ein kurzer Hinweis auf die tüchtige Arbeit.

Buttstädt. A. Schillbach.

Otto Beck, Dr. Pfarrer, Phantasie und Religion. Bremen, Max Rößler. 1896. 81 S. 0,80 M.

Vorliegende treffliche Broschüre ist ein Abdruck der Aufsätze, die der Verfasser in der Prot. Kirch.-Ztg. 1896, Nr. 1—7 veröffentlicht hat, und man muß ihm für diesen Sonderdruck ganz besonderen Dank wissen, da die Bedeutung, welche die Phantasie für die Religion hat, noch nicht so allseitig gewürdigt und behandelt worden ist, wie man es wohl erwarten sollte. Es wird noch lange währen, bis die Erkenntnis ein Gemeingut der protestantischen Theologie sein wird, daß die Formen unserer Dogmen dem vorstellungsmäßigen Denken entnommen sind, daß auch die Phantasie bei ihrer Bildung mitgewirkt hat, und daß es Aufgabe der Wissenschaft sein muß, sie dieses vorstellungsmäßigen Charakters zu entkleiden und auf reine Begriffe zu bringen, wie es Biedermann in seiner Dogmatik mit herzerfreuender Klarheit und unerreichter Meisterschaft gethan hat. Daß in den heidnischen Religionen die Phantasie eine Rolle gespielt hat, giebt man gern zu, von der christlichen Religion will man es dagegen nicht Wort haben. Wir empfehlen das vorliegende Schriftchen nicht nur solchen, die sich mit religionswissenschaftlichen Fragen beschäftigen, sondern vor allem auch den Missionaren, für deren ganze Arbeit es von größter Wichtigkeit sein muß, eine klare Einsicht in das Verhältnis von Religion und Phantasie zu haben. Es behandelt seinen Gegenstand in 7 Abschnitten mit folgenden Überschriften: 1. Bedeutung und Wesen der Phantasie. 2. Die Wirksamkeit der Phantasie in der Mythologie der Naturreligionen und in den vornehmsten geschichtlichen Religionen. 3. Die Wirksamkeit der Phantasie in der christlichen Religion und Theologie. 4. Ist die Religion eine Schöpfung der Phantasie? 5. Welcher Art ist die Verbindung zwischen Phantasie und Religion? 6. Ein Maßstab zur Beurteilung der religiösen Phantasiebildungen. 7. Die Bedeutung der religiösen Phantasie für die Kirche.

H. Lehmpfuhl.

Luise Oehler, Bilder aus Japan. Land, Leute und Mission des Inselreichs. 64 S. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung. 0,20 Pf.

Ein glatt und fließend geschriebenes und mit mehreren gut gewählten Bildern ausgestattetes Büchlein, das der Abdruck einer Reihe von Aufsätzen ist, die im vorigen Jahrgang des Baseler Missionsmagazins erschienen sind. Etwas Neues über Japan will es nicht bringen, es folgt vielmehr, wie es S. 54 selbst sagt, im wesentlichen dem Dalton'schen Buche, auch will es deshalb keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Wert erheben, sondern nur weitere Kreise mit Land, Leuten und der Mission in Japan bekannt machen. Seinen Zweck erfüllt es in angemessener Weise und eignet sich zur Verbreitung bei Missionsfesten. Über unseren Verein äußert sich die Verfasserin zurückhaltend und will erst die Entwicklung der nächsten Jahre abwarten.

H. Lehmpfuhl.

K. Kühnle, Die Arbeitsstätten der Basler Mission. 1895. VII. 76 S. Basel, Missionsbuchhandlung.

Die Basler Mission erfreut sich mit Recht weitverbreiteter Beachtung und Anerkennung. So wird vielen die Schrift von Kühnle, Lehrer am Missionshaus, willkommen sein. Ihre Aufgabe ist, „die Stätten, auf denen die Basler Sendboten in Indien, China, Goldküste und Kamerun arbeiten, die Schwierigkeiten, welche sich ihnen im Klima, in den eigentümlichen Lebensverhältnissen, im Götzendienst u. a. m. entgegenstellen, wie auch die Erfolge, welche trotzdem unter göttlichem Beistand errungen worden sind, in möglichst gedrängter Darstellung zu beschreiben“. Das Büchlein ist mit Übersichtskarte, Stationsbildern, Tabellen und Registern versehen und gewährt einen guten Überblick, nur sind die Mitteilungen über die Missionsstationen gar zu knapp geraten. Es soll, „einem Bedürfnis des Geographieunterrichts entsprungen, den Missionszöglingen in erster Linie dienen“ und verleugnet den Charakter eines Leitfadens nicht. Immerhin bietet es aber auch Freunden der Basler Mission eine rasche Orientierung und kann dafür empfohlen werden.

Aug. Kind.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

A. Schreiber, Der Islam und die evangelische Mission (A. M. Z. 97, 4). J. Haller, Augustin: De catechizandis rudibus (ebenda). P. Richter, Bischof French (ebenda, 5). J. Haller, Das Leben im Basler Missionshaus (B. M. M. 97, 4—6). Bischof Ridley von Caledonia (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 97, 6). Kratzenstein, Missionsinspektor D. Kratzenstein (Evangl. Miss. 97, 4). P. Richter, Bischof French (ebenda, 6). Jahresbericht der deutschen Kolonialgesellschaft 1896. Drews, Mission und Askese (Christl. Welt 97, 23). H. Blodget, The supreme aim (Miss. Her. 97, 4). G. Marsh, The support and mode of living of foreign missionaries (ebenda, 5). C. Perkins, The trials and joys of the foreign missionary (ebenda). De Forest, Missionaries and their children (ebenda). J. Gillespie, Missionary qualifications (Church at home and abr. 97, 6). A. King, Individualism in mission work (Miss. Rev. 97, 5). The Church and the C. M. S. in 1837 (Church Miss. Int. 97, 1). The ninety-eighth anniversary of the Church Missionary Society (ebenda). L. Leger, Les sources de la mythologie slave (Rev. de l'hist. des rel. 35, 2). A. Bouché-Leclerçq, Les précurseurs de l'astrologie grecque (ebenda). D. Bruce, Une récente controverse entre théologiens allemands sur l'origine de la

Sainte-Cène (ebenda). J. Vahl, Tabeller til Hedningemissionen 1894 og 1895 (Nordisk M. T. 97, 2). J. Vahl, De evang. Missionsselskaber og deres Virksomheder (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

L. Nottrott, Die Tschamár-Mission der deutsch-evangelischen Kirche Nordamerikas (Evgl. Miss. 97, 6). Labrador (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 4 u. 5). Moskitoküste (ebenda, 6). Grönland (ebenda). J. W. Butler, Missionary comity in Mexico (Miss. Rev. 97, 5), L. Pierson, The awakening of the American Negro (ebenda, 6). F. Beard, Sketches from the South (Americ. Miss. 97, 4).

B. Afrika.

G. Kurze, Die Wirren in Madagaskar II. (A. M. Z. 97, 4). A. Mischlich, Eine Untersuchungsreise im deutschen Sudan (B. M. M. 5 u. 6). Die Umtriebe der Jesuiten auf Madagaskar (Evgl. Miss. 97, 6). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 4—6). Deutsch-Südwest-Afrika (Rhein. Miss. 97, 6). Nachrichten aus den Stationen in Kapland (Berl. M. B. 97, 5). Sulumission (Hermbg. Miss.-Bl. 97, 4—6). Betschuanenmission (ebenda, 4 u. 6). Die Mission in Uganda (Beibl. z. Hermbg. Miss.-Bl. 97, 5 u. 6). Wohlrab, Aus den Anfängen der Schularbeit in Hohenfriedberg (Ostafr. M. N. 97, 4). G. Härtter, Mitteilungen aus Amedschovhe (Calw. Miss.-Bl. 97, 5). M. Ulich, Bilder aus der Mission in Deutsch-Südwest-Afrika (Miss.-Freund 97, 5). Dr. Esser, Sitten der Hereros (D. Kol.-Ztg. 97, 20). E. Cousins, Abolition of slavery in Madagascar (Miss. Rev. 97, 4). A. Gurney, The transformation of Uganda (ebenda, 6). J. Vahl, Svenske Kvinders Mission blandt Nordafrikas Kvinder (Nordisk M. T. 97, 2).

C. Asien.

O. Flex, Konstantinopolitanische Plaudereien (A. M. Z. 97, 5 u. 6) P. Meisel, Das Evangelium unter den Armeniern (ebenda). Zur religiösen Charakteristik der Chinesen (ebenda, 6). Fr. Rehm, Ein indisches Volksfest (B. M. M. 97, 4). L. Nottrott, Der Zustand der christlichen Gemeinden in der Kolsmission (Evgl. Miss. 97, 4). J. Warneck, Eingeborene Helfer in der Batamission (ebenda, 5). Genähr, Aus dem religiösen Leben der Chinesen (ebenda). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 4 u. 5). China (Rhein. Miss. 97, 4). Sumatra (ebenda). Borneo (ebenda, 5). Indien (Hermbg. Miss.-Bl. 4 u. 5). Hahn, Aus dem Jahresberichte der Generalkonferenz der Kols-Mission (Biene a. d. Missionsf. 97, 5 u. 6). Hungersnot und Pest in Ostindien (Calw. Miss.-Bl. 97, 5). Bilder aus Ostindien (ebenda, 6). S. Ament, The first convert in Peking (Miss. Her. 67, 4). J. Smith, A famine relief camp in India (ebenda, 5). R. Mott, The mission work in Japan (ebenda, 6). W. Stanford, Education in Japan (ebenda). M. Jewett, Woman's work for women in Persia (Church at home and abr. 97, 5). J. Chamberlain, Hinduism as it is (Miss. Rev. 97, 4). D. Gilmore, How the gospel spreads in Burma (ebenda). M. Leitch, Progress in Ceylon (ebenda). F. Wanless, Caste in India (ebenda). H. Wyckoff, Results of mission work in India (ebenda). E. Storrow, Female missions in India (ebenda). Medical school for christian women in India (ebenda). L. Gifford, Polygamous applicants (ebenda, 4 u. 5). C. Starbuck, Buddha and animal life (ebenda, 5). Gordon-Cumming, Work for the blind in China (ebenda). B. Bishop, A call from Korea (ebenda). Sp. Lewis, West-China (ebenda). W. V. Higgins,

The Lavaras — a hill tribe in Southern India (ebenda). E. Speer, Persian Mohammedans and Mohammedanism (ebenda, 6). R. Hoskins, Hinduism at Bindraban (ebenda). Special Missions in India (Church Miss. Int. 97, 4). Missionary work in Fuh-kien (ebenda). Troubles in Persia (ebenda, 5). H. Gill, The Indian famine (ebenda, 5). Hang-chow medical mission (ebenda). T. Hoyer, Missionsforholdene i China (Nordisk M. T. 97, 2). Johs. Flood, Armenien (ebenda). De Kost- en Dagschool voor dochters van Hoofden en aanzienlijken te Tomohon (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 97, 5). Deli. Zending onder de Karo-Bataks (ebenda, 6).

D. Südsee.

M. Paton, Aus dem Leben einer Missionsfrau auf den Neuhebriden (B. M. M. 97, 4—6). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 5). Neu-Guinea (Rhein. Miss. 97, 4).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Predigt, gehalten bei der Einweihung der neuen deutschen Kirche in Tokyo, am Geburtstag des deutschen Kaisers, 27. Januar 1897, von Pfarrer Dr. Max Christlieb.

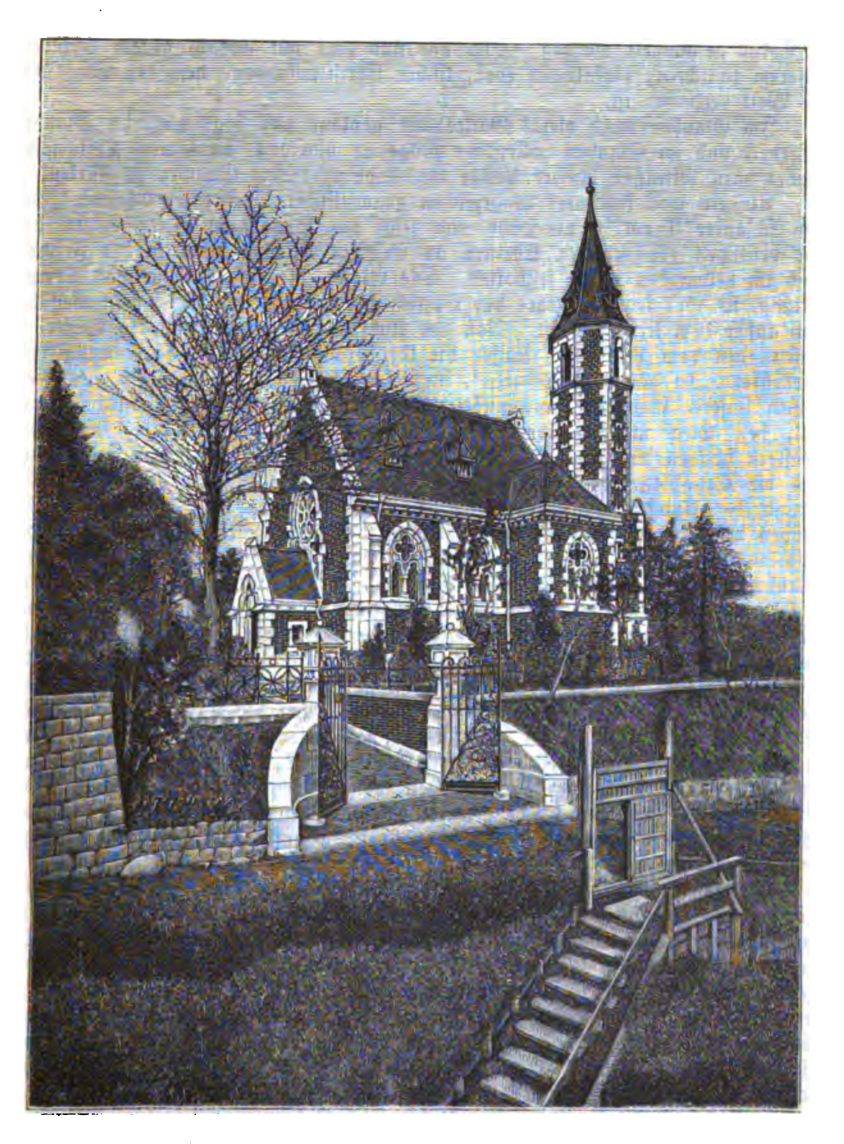
„Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." 1. Joh. 5,4.

„Zu einem doppelten und darum doppelt freudigen Feste hat sich heute eine Gemeinde hier versammelt, größer als wir sie jemals hier begrüßen durften. Gilt es doch, das Fest der Einweihung unserer neuen deutschen evangelischen Kirche zu feiern, zusammen mit dem Geburtsfest unseres deutschen Kaisers.

Die neue deutsche evangelische Kirche in Tokyo! Wie lange wird von diesem Plane schon gesprochen — schon seit im Oktober 1885 unsere Gemeinde hier gegründet worden ist! Wie lange wird an diesem Werke schon gearbeitet — schon seit im Jahre 1889 die erste Sammlung hier unter den Deutschen Tokyos und Yokohamas eröffnet worden ist! Wie viele Schwierigkeiten standen dem Bau dieser Kirche entgegen — darunter die größte und hauptsächlichste die fortwährende Abnahme der Zahl der Gemeindeglieder!

Und doch predigt uns gerade ein solches vollendetes Werk wie dieser Kirchbau laut und vernehmlich die Wahrheit unseres Textwortes, das wir an den Mauern dieser Kirche angeschrieben sehen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat". Darum lasset uns heute danken für diesen Sieg des Glaubens, danken zuerst dem gnädigen und gütigen Gott, der mit seinem Schutze über uns und auch über diesem Bau gewaltet hat, danken aber auch allen denen, die ihren Rat, ihre Zeit und ihre Kraft uns für diesen Bau zur Verfügung gestellt haben.

Ein Werk des Glaubens ist diese Kirche: Der feste und unerschütterliche Glaube der Männer, die das Missionswerk begründet und den Bau dieser Kirche zuerst geplant haben, und der Glaube unserer evangelischen Mitchristen in der Heimat, der Glaube, der in der Liebe zu uns thätig war, dieser Glaube hat es uns ermöglicht, das große Werk am heutigen Tage zu vollenden. Alle, die an ihm mitgeholfen haben, von dem höchsten Haupt unseres Reiches, der uns die



Die neue deutsche evangelische Kirche in Tokyo.

reichste Gabe zu dem Bau gegeben und an dessen Ehrentag wir heute die Kirche weihen, von dem gütigen Protektor unserer Mission und unserer Gemeinde, der mit nie nachlassender Teilnahme unser Werk gefördert und unterstützt hat — bis zu den Landleuten, in deren Dorfkirchen Kollekten zum Bau der deutschen Kirche in Tokyo gesammelt wurden — sie alle sind eins mit uns in diesem Glauben, unserem schlichten, einfältigen evangelischen Christenglauben, dem der Sieg über die Welt verheißen ist.

Im Glauben ward dieses Gotteshaus geplant und begonnen, im Glauben gefördert und im Glauben vollendet: Möge es nun auch an seinem Teile selbst wieder dazu beitragen, unsere hiesige Gemeinde in diesem Glauben zu stärken.

Als ein weit sichtbares Wahrzeichen evangelischen, christlichen Glaubens ragt sein schlanker Turm in die Höhe und zeigt den Bewohnern dieser Stadt, daß wir deutschen evangelischen Christen an unserem Glauben auch in der Fremde, auch im heidnischen Lande festhalten. Die Glocke, die einst in Buddhas Tempel erklang, sie tönt jetzt zur Ehre des Gottes, der Himmel und Erde geschaffen hat und außer dem kein Gott ist. Von der Außenpforte grüßen uns die Worte, in denen einst dem heidnischen Kaiser die Unüberwindlichkeit des Christentums sich darstellte: „In hoc signo vinces", in diesem Zeichen wirst du siegen, und verheißen unserer Gemeinde und unserer Mission, denen beiden die Kirche dienen soll, den Sieg unseres Christenglaubens auch über dieses Land. Von den Fenstern schauen die Sinnbilder der vier Evangelien auf uns herab und zeigen uns die Grundlage des Evangeliums, auf die unser Glaube erbaut ist, den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Das Zeichen des Kreuzes, das Bild des Erlösers, und das altchristliche Symbol des Namens Christi, das A und O, sie lehren uns, daß Anfang und Ende unseres Glaubens beschlossen sind in Jesus Christus, der da ist gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Die Orgel mit ihren vollen Klängen mahnt uns, daß wir uns emporschwingen über das Irdische auf Flügeln der Andacht und unser Herz mit emportragen lassen zur Einheit mit Gott unserem Vater. Der Altar mit dem Schmuck der Geräte und Gefäße weist uns hin auf die Fülle der Gaben, die wir aus der Gnade Gottes schöpfen dürfen. Von der Kanzel tönt das Wort des Lebens herab, das Wort des Herrn, das unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserem Wege sein soll, und der Schmuck der Teppiche erinnert uns an die liebevolle Teilnahme der deutschen evangelischen Frauen unseres Missionsvereins, die sie in unsere Kirche gestiftet haben. Freundliche Grüße und herzliche Wünsche sind von ihnen und von dem Vorstand unserer Mission zum heutigen Feste gesandt worden.

Möchte diese lebendige Predigt, die unser ganzes Gotteshaus uns zuruft, möchten alle die guten Wünsche an unserer Gemeinde sich erfüllen. Denn nicht das steinerne Haus trotz all seiner Schönheit ist das wahre Haus Gottes: Der Ewige wohnt nicht in Tempeln mit Menschenhänden gemacht; sondern wie das Reich Gottes inwendig in uns ist, so wohnt auch Gott in den gläubigen Herzen der Gemeinde. Möge unsere Gemeinde und ihr kirchliches Leben gesegnet werden durch die Vollendung dieses Gotteshauses, möchte sie das Wort beherzigen, das wir heute gehört haben: Ihr als die lebendigen Steine bauet euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum. Und an die Opferwilligkeit unserer Gemeinde und der evangelischen Deutschen in Japan müssen wir uns ja auch nach Vollendung der Kirche noch wenden, denn noch sind nicht alle Mittel gedeckt, die der Bau erfordert hat: Schon heute haben wir die Opferbecken aufgestellt, in die jeder legen möge, soviel sein Herz ihn geben heißt.

Nicht bloß unserer Gemeinde, aber auch dieser ganzen Stadt und dem ganzen Land, in dem wir leben, soll die Kirche zum Segen dienen: Von Anfang an ist sie, wie unsere Abendmahlsgeräte, den beiden Bestimmungen geweiht, den evan-

gelischen Deutschen Tokyos zu ihrem Gottesdienst zu dienen und von der deutschen Mission, wann sie ihrer bedarf, für die Förderung des Missionswerkes benützt zu werden. Und auch dadurch ist sie ein sprechender Beweis von der Macht des Christenglaubens, der die Welt und mit ihr auch die Schranken des Volkstums überwindet. Im Dienst und in der Arbeit für diesen christlichen Glauben reichen wir unseren japanischen Glaubensbrüdern, die uns heute durch den Mund unseres erstgewonnenen Predigers begrüßt haben, die Hand und geloben gemeinsame Arbeit für das Reich Gottes.

Aber auch über die Schranken des kirchlichen Bekenntnisses hinaus ist diese Kirche ein Wahrzeichen der Deutschen Tokyos, aller Deutschen hier, wie sie sich alljährlich ohne Unterschied der Konfession und Religion, und heute zum erstenmal in diesem neuen Gotteshaus, vermehrt um eine Anzahl willkommener Gäste, zusammenfinden, um den Geburtstag unseres Kaisers festlich zu begehen, der heute alles, was sich deutsch nennt und deutsch fühlt auf dem weiten Erdenrund, zu seiner Feier vereinigt. Und wie wir heute mit ganz besonderer Dankbarkeit unseres Kaisers gedenken, der zusammen mit unserem Protektor, dem Großherzog, uns durch reiche Gaben den Bau der Kirche erst möglich gemacht hat, so feiern wir sein Geburtsfest auch in vaterländischem Geiste, weil er das Haupt unseres Reiches ist, weil wir in ihm die Einheit und Macht unseres Vaterlandes verkörpert sehen, weil unser ganzes geliebtes, herrliches Vaterland in seiner lebendigen Persönlichkeit uns greifbar vor die Augen tritt. Auch er fühlt sich ja als Beschirmer unseres christlichen Glaubens und als Diener des höchsten Herrn, des Herrn aller Herren und Königs aller Könige, er bekennt sich zu diesem Glauben nicht bloß, wenn er auf hoher See seinem Schiffe predigt, sondern immer und überall legt er von diesem Glauben ein offeues und freies Zeugnis ab. Und wenn über dem Herrscherhause des Landes, dessen Gäste wir sind, jetzt Trauer liegt und rauschende Festfreude sich nicht zu der Trauer des Volkes schicken will, so feiern wir hier um so inniger vereint diesen Festtag, der uns alle eint in der Liebe zu Kaiser und Reich, in dem Gefühl, daß wir Söhne eines Vaterlandes sind, dem wir auch hier draußen in der Fremde angehören und dem wir Ehre machen sollen durch einen guten Wandel unter den Heiden.

Der gnädige Gott aber, der seine schützende Hand über uns allen, über unserer Gemeinde und unserer Kirche, über unserem Vaterland und unserem Kaiser, bis heute ausgebreitet hat, der walte auch ferner mit seinem Segen über uns allen, er lasse uns kräftig werden in allem Guten, er mache uns zu Bürgern seines himmlischen Reiches, und er lasse uns je mehr und mehr die Wahrheit des Wortes an unserem eigenen Leben erfahren: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Amen."

Shinri.

September 1896 (Nr. 80) Japan und das Christentum. — H. Minami, Was ist praktisches Christentum? — Dr. Christlieb, Einleitung in die Dogmatik I. — Hosanjin, Das Studium von Dialekten. — Mukayu-Kyojin, Die japanische Übersetzung von Schillers Maria Stuart.

Oktober 1896 (Nr. 81) Der Weg zum wahren Glück. — Dr. Christlieb, Einleitung in die Dogmatik II. — Derselbe, Die Philosophie Kants. — H. Minami, Die Richtung der Civilisation der Gegenwart.

November 1896 (Nr. 82) Die Wirklichkeit des wahren Glücks. — E. Schiller, In welcher Sprache predigte Jesus? — H. Minami, Die Richtung der Civilisation der Gegenwart. — Unyeishi, Über den Katalog der 12 Apostel.

Dezember 1896 (Nr. 83) Zwei Arten der Reue. — Dr. Christlieb, Was thun die Beweise für das Dasein Gottes wirklich dar? — Derselbe, Die Philosophie Kants. — Derselbe, Der Ursprung und der leitende Gedanke im zweiten Teil von Goethes Faust. — Religiöse Zustände auf Formosa.

Aus China.

Inhaltsübersicht über Pfarrer Kranz' chinesischen Katechismus.

Indem wir diese Skizze, die bereits S. 253 des vorigen Jahrgangs angekündigt war, veröffentlichen, erfüllen wir einen Wunsch des Herrn Pf. Kranz, gleichzeitig geben wir uns aber der Hoffnung hin, daß es für unsere Leser von Interesse sein wird, einmal einen Einblick zu erhalten in die Art und Weise, in welcher unsere Missionare den Chinesen die Wahrheiten des Christentums nahe zu bringen suchen. Pf. Kranz schreibt:

„Das Buch enthält 109 Blätter (außer Vorwort und Inhaltsangabe) in ziemlich engem Druck. Das Exemplar kostet etwa 27 cents (60 Pfennige), ich werde es für 25 cents verkaufen lassen. Ich bin mir wohl bewußt, daß das Buch noch manche Mängel enthält; immerhin glaube ich, daß es Missionaren und chinesischen Gehilfen, wenn sie nur selbst sich ein wenig eingehend mit dem Buch befassen wollen, als Handbuch beim Religionsunterricht von großem Nutzen sein kann.

Das Vorwort zum Buche geht aus von dem Satze der „Großen Lehre“ (Ta Hsio), einem der chinesischen Klassiker, daß wer das Reich reformieren will, zuerst seine Familie reformieren soll, wer seine Familie reformieren will, zuerst seine Person reformieren soll, und wer seine Person reformieren will, zuerst sein Herz reformieren soll. Dieser Grundsatz wird anerkannt und darauf hingewiesen, wie in der Gegenwart Hohe und Niedere dies vergessen und Geld und Macht als das Wichtigste ansehen. Das nennt aber die „Große Lehre“ selbst „das Land ruinieren“. Wie kann man denn sein Herz reformieren? Unser Herz hat in Gott seinen Ursprung und seinen Zielpunkt. Ohne Gott haben alle guten Lehren keine Kraft, die Begierden zu beherrschen und das Herz zu reinigen. Gottes Selbstoffenbarung ist in der Bibel niedergelegt. Der Katechismus faßt die wichtigsten Lehren der Bibel zusammen. Luthers Wertschätzung des Katechismus. Ermahnung zum Studium dieses Katechismus. —

Das Buch selbst zerfällt in drei Hauptteile: 1. Wie ich meine Sünde und meine Strafwürdigkeit vor Gott erkenne; 2. wie ich die sündenvergebende Gnade Gottes erlange; 3. wie ich im Vertrauen auf die Kraft Gottes in einem neuen Leben wandeln kann.

Im ersten Hauptteil (Frage 2—17) behandle ich die 10 Gebote, ihre Zusammenfassung durch Christus, gebe eine Anleitung zur Selbstprüfung, ein Sündenbekenntnis, den Begriff (Wesen) der Sünde, den Ursprung der Sünde, die Strafe der Sünde.

Der zweite Hauptteil (Frage 18—53) zeigt zunächst, warum wir uns nicht selbst erlösen können, und giebt dann den Weg der Erlösung durch den Glauben an Christus an. Die Erlösungslehre wird weiter entfaltet im Anschluß an das Apostolikum. Erstes Kapitel (Frage 21—25): Über Gott als unseren Vater. Die Erklärung des ersten Artikels lautet wörtlich übersetzt: „Ich glaube, daß Gott mich und alle Dinge geschaffen hat. Er hat mir meinen Leib und meine Seele, Augen und Ohren, fünf Sinne und hundert Glieder, Verstand und Fähigkeiten gegeben und sie mir bis heute erhalten. Er giebt mir auch Speise, Trank, Kleidung und alles, was ich sonst gebrauche. Und noch mehr, um des Verdienstes Jesu Christi willen, vergiebt er mir alle meine Sünden und behandelt mich als sein Kind. Deshalb kann mein Herz gelassen sein und ihm vertrauen, daß er mich beschützt, für mich sorgt und mir täglich giebt, was ich bedarf. Ich weiß auch, daß er die Welt zu meinem und aller seiner Kinder wahrem Besten regiert, weshalb ich in keine Gefahr, Krankheit oder Widerwärtigkeit geraten kann ohne (wörtlich: außerhalb von) Gottes Absicht. Durch alle Dinge dieses gegenwärtigen Lebens bereitet er mich vor und lehrt mich wie ein guter Lehrer, damit meine Seele das ewige Leben erlangen möge. Und dies alles, nicht um meines Verdienstes oder meines tugendhaften Wandels willen, sondern wegen seines tiefliebenden Herzens und aus seiner unergründlichen Barmherzigkeit,

wofür ich ihm mein Leben lang zu danken, zu dienen und zu gehorchen schuldig bin; das wünsche ich auch von Herzen zu thun". Dieser Artikel wird dann in weitere Fragen zerlegt. Frage 22: Beweise für das Dasein Gottes (Ordnung und Schönheit der Natur, Stimme des Gewissens, Völkergeschichte, vor allem Jesus Christus). Frage 23: Gottes Eigenschaften (Eigenschaften seines Könnens und Eigenschaften seines Wollens). Frage 24: Gottes Thun und Walten (Schöpfung, Weltregierung, Erlösungsplan, Fürsorge, Weltvollendung). Frage 25: „Dieser Glaube macht das Herz fröhlich und dankbar, im Glück gütig und demütig, im Unglück geduldig, hoffnungsvoll und ergeben".

Es folgt das zweite Kapitel des zweiten Hauptteils (Frage 26 bis 37): Über Jesus Christus, den Sohn Gottes. Frage 26: Der zweite Artikel und Erklärung. Frage 27: Sinn der beiden Namen Jesus und Christus. Frage 28: Das prophetische Amt Jesu. Frage 29: Das hohepriesterliche Amt Jesu. Unter den Bibelsprüchen zu dieser Frage habe ich zu Hebr. 12, 24 kleingedruckt folgende Bemerkung hinzugefügt, die im wesentlichen meine Auffassung der Versöhnungslehre enthält: „Das Blut Jesu gleicht einer Fürbitte, die vom Kreuz zu Gott aufsteigt, d. h. Jesus fleht für uns Gott an, uns die Sünde zu vergeben und uns mit ihm (Gott) in das Verhältnis der Versöhnung zu versetzen; dies war des ganzen Lebens Jesu feste Absicht, und mit seinem eigenen Blut drückt er nun ein Siegel darauf und bekräftigt so seine Absicht, die Menschen zu erlösen. Gott gestattet Menschen auch sonst, durch Gebete sein Herz zu beeinflussen. Ganz besonders aber liebt er seinen eingebornen heiligen Sohn Jesus und freut sich über die Absicht Jesu, die Menschen zu erlösen. Er gewährt deshalb sehr gern, was Jesus durch das Opfer seines Lebens erbittet, und läßt alle, welche Jesu im Glauben folgen, die Erlösung erlangen". Frage 30: Das königliche Amt Jesu. Frage 31: Sinn des Ausdrucks „eingeborner Sohn Gottes". Frage 32: Sinn der Worte „empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria". Frage 33: Die Bedeutung (das Resultat) des Leidens und Sterbens Jesu für uns. Die Antwort zu dieser Frage lautet wörtlich: „Durch die Erfüllung seines Berufes, die Menschen zu erlösen, und durch die freiwillige Hingabe seines Lebens offenbarte Jesus sein gehorsames, tiefliebendes, sündloses und nach der Erlösung der Menschen verlangendes Herz. Hierdurch bewegt Jesus, gemäß Gottes eigenem vorherbestimmten Plan, so sehr Gottes Herz, daß Gott allen, die auf Jesus vertrauen und Jesu nachzufolgen begehren, ihre Sünden vergiebt und sie als seine Kinder annimmt, und zwar alles um der Tugend (des Verdienstes) Jesu, des für sie eintretenden Bürgen willen. — Daß wir also Vergebung der Sünden empfangen und mit Gott wieder Gemeinschaft zu haben vermögen, das ist ein Resultat des Leidens und der Lebenshingabe Jesu. — Dazu kommt, wenn wir sorgfältig über die bitteren Leiden Jesu nachdenken, die er um unseretwillen ertrug, so müssen wir uns wegen unserer Sünden schämen, darüber leidtragen und weinen und für Jesu und Gottes Gnade Dank sagen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, überwältigt (dringet) Jesu Leiden und Kreuz unser Herz, daß wir tiefer (doppelt) Reue und Buße thun. Wenn er für uns derartige Schmerzen ertrug, was sollen wir dann thun für ihn? Er gab sein Leben für uns hin, damit wir forthin nicht unseren eigenen Gedanken folgen und uns selbst zu Gefallen leben, sondern auf daß wir gläubig vertrauen und gehorsam folgen dem Heiland, der uns geliebt und sein Leben für uns aufgegeben hat. Wenn wir so fähig werden, die an der Sünde sich freuenden selbstsüchtigen Begierden zu überwinden und einen die Sünde hassenden Willen entschlossen in uns zu errichten (etablieren), so ist dies auch ein Resultat des Leidens und der Lebenshingabe Jesu für uns". Es folgt Frage 34: Der Sinn der Worte „niedergefahren zur Unterwelt". Die Antwort zu dieser Frage lautet wörtlich: „Daß Jesus nach dem Tode seines Leibes hinging an den Ort, wo die

Seelen der Verstorbenen sind, um ihnen zu predigen, diese Geschichte (Sache) deutet an, daß wir hoffen dürfen, Jesus wollte nicht nur die gegenwärtig lebenden Menschen erlösen, sondern vielmehr er wollte auch die verstorbenen Menschen erlösen, welche früher nichts vom Evangelium gehört haben. Wir aber haben das Evangelium, wir können es hören und können an Jesus glauben. Wenn wir nicht an Jesus glauben wollen, so hat unsere Sünde keine Entschuldigung". Frage 35 behandelt die Bedeutung der Auferstehung Jesu für uns, Frage 36 die Bedeutung der Himmelfahrt (Erhöhung) Jesu, Frage 37 die Wiederkunft Jesu zum Gericht. Die Antwort zu dieser Frage lautet: „Gott hat Jesum zum Richter der Lebendigen und Toten eingesetzt, und Jesus wird bestimmt zu der von Gott bereits festgesetzten Zeit vom Himmel wiederkommen und mit Gerechtigkeit den Weltkreis richten. Diese Thatsache sollte uns aus dem Schlafe aufrütteln, daß wir unser Herz Jesu zur gehorsamen Nachfolge unterwerfen; denn außer dem Gehorsam gegen Jesus haben wir keine Mittel, um das Zittern vor dem Gerichtstage loszuwerden. Darum sollen wir Buße thun und schnell uns Jesu unterwerfen, im Glauben ihm folgen, auf ihn vertrauen und unser Herz ihm opfern und weihen. Wenn wir aber so wirklich ihm im Glauben folgen, wenn wir wirklich seine Jünger sind, und noch mehr, wenn er uns zu seinen Freunden erwählt, dann brauchen wir seine Wiederkunft nicht zu fürchten, sondern wir sollen uns nach ihm sehnen und ihn mit Freuden willkommen heißen; denn bei seiner Wiederkunft will er alle Dinge wieder herrlich gestalten und das Werk der Erlösung der Welt vollenden".

Es folgt das dritte Kapitel des zweiten Hauptteils (Fr. 38—53) über den heiligen Geist. Frage 38: Der dritte Artikel und Erklärung. Die Erklärung lautet: „Ich glaube, daß ich im Vertrauen auf eigene Weisheit und eigene Kraft nicht zu Jesus, dem Heiland, kommen kann, sondern der heilige Geist unterrichtet mich durch das Evangelium und macht, daß ich meine schwere Sünde erkenne, aufrichtig Buße thue und mein Herz Jesu zur gehorsamen Nachfolge unterwerfe. — Denn durch den Einfluß des heiligen Geistes werden wir fähig, Jesum Herr zu nennen und die Wohlthaten zu verstehen, die Gott uns durch Jesus geschenkt hat. Und noch mehr, er bezeugt uns in unserem Herzen und giebt es uns zu empfinden, daß wir die sündenvergebende Gnade Gottes erlangt haben, Gottes Kinder geworden sind und auf Gott als unseren Vater vertrauen können. — Der heilige Geist wohnt in unserem Innern und unser Leib ist sein Tempel. Darum, wenn dieser Leib von Fleisch und Blut vergangen sein wird, so wird Gott uns einen anderen seelischen Leib geben, stark, herrlich, unvergänglich, von Gott selbst geschaffen, und wird uns in der Zukunft vor dem Angesichte Jesu mit allen Gläubigen die ewigen Freuden des Himmels genießen lassen". Frage 39 behandelt nochmals die Wirksamkeit des heiligen Geistes im einzelnen Gläubigen: „Ich glaube, daß der vom Vater und Sohn ausgehende heilige Geist nicht nur in den Herzen von anderen Gläubigen, sondern auch in meinem Herzen wirkt, mich meiner Sünden überführt, mich auf die Erlösermacht Jesu hinweist, mich die sündenvergebende Gnade Gottes erkennen und fühlen läßt, mein Herz verändert, sodaß es dem Vorbilde Jesu zu folgen wünscht, und daß er mir die Hoffnung des ewigen Lebens im Herzen versiegelt". Frage 40: Warum nennen wir Gott einen Dreieinigen Gott? — „Gottes inneres, verborgenes Leben ist tief geheimnisvoll und undurchdringlich; wir nennen aber Gott einen Dreieinigen Gott, weil er sich selbst uns als Vater, Sohn und heiligen Geist in drei Formen (Uei) geoffenbart hat, und jede Form enthält (umschließt) Gottes volles Wesen. Wenn wir dem Sohne nicht folgen, so können wir den Vater nicht sehen, und wenn wir nicht durch den heiligen Geist beeinflußt werden, so können wir Jesum nicht als Herrn erkennen." Frage 41 u. 42 handeln vom Wesen der wahren Kirche und ihrem Verhältnis zu den sichtbaren Denominationen; Frage 43 von der evangelischen Kirche; Frage 44 von dem

Unterschied der römischen und der evangelischen Kirche; Frage 45: „Wie kann die wahre Kirche Jesu auf Erden blühen und wachsen?" Antwort: „Nicht durch Anwendung äußerlicher Mittel, geschweige denn durch Anwendung äußerlichen Druckes. Die Jünger Jesu sollen nur die reine Lehre Gottes verkündigen und selbst mit heiligem und reinem Herzen den Menschen Liebe erweisen und so allen Menschen ein Vorbild geben. In dieser Weise wird der heilige Geist das Wort Gottes und den guten Wandel der Jünger gebrauchen und die noch außerhalb der Kirche befindlichen Menschen beeinflussen, daß sie ihre Sünden erkennen und sich auch nach der Gnade des Heilandes sehnen. Darum sollen die Mitglieder von jenen sichtbaren, einen Namen tragenden Kirchen (Denominationen) über ihre Gemeinden sorgfältig wachen, daß ihre Gemeinde sei heilig und untadelig, und sollen alle Heuchler und solche, die nicht Buße thun wollen, aus der Gemeinde hinausthun". Frage 46 handelt, der Ordnung des dritten Glaubensartikels folgend, von der Vergebung der Sünden, und Frage 47 von der Auferstehung des Leibes. Die Antwort zu dieser Frage lautet: „Ich glaube, daß meine Seele im Himmel einen neuen Leib nötig haben wird als Werkzeug der Seele, um die Absichten der Seele ausführen zu können, und ich glaube auch, daß Gott mir in Zukunft einen solchen seelischen Leib geben wird, kräftig, herrlich, unvergänglich, und zwar nach der Art des seelischen Leibes Jesu, damit ich mit diesem neuen Leibe Gott dienen kann, ewig, ohne Ende". Frage 48: Was glaubst du vom ewigen Leben? „Ich glaube, daß das ewige Leben nicht erst nach dem Tode anfängt; das ewige Leben des Gläubigen beginnt schon in diesem gegenwärtigen Leben. Denn wenn wir wirklich Gottes sündenvergebende Gnade erlangt haben und wirklich mit dem Heiland und mit Gott Frieden haben, dann genießen wir schon im Herzen ewiges Leben, wir haben die Furcht vor dem kommenden Tode überwunden und wissen gewiß, daß wir nicht verlöschen und nicht verderben können, sondern mit Jesus sicher und gewiß im Himmel unerschöpfliches und unendliches Heil genießen werden; wie Jesus sagt, Gott zu erkennen und zu erkennen Jesum als den von Gott gesandten Erlöser, das ist ewiges Leben, und an anderer Stelle sagt er, wer an den Sohn glaubt, nämlich an den Sohn Gottes, der hat (schon) ewiges Leben". Frage 49 handelt vom Wesen der wahren Buße und des wahren Glaubens. In der Antwort heißt es am Schluß: „Wahrer, lebendiger Glaube besteht darin, daß ein Mensch im Herzen, wegen seiner Sünden betrübt ist, sich an die Verheißungen Gottes klammert, auf das Verdienst Jesu vertraut und sich auf Gottes Gnade lehnt; dies ist wahrer lebendiger Glaube. Man kann diesen Glauben also durch das eine Schriftzeichen „Vertrauen" erklären, nämlich vertrauen auf den Heiland. Dieser lebendige Glaube trägt (umschließt) ein bußfertiges Herz in sich und läßt im Herzen eine lebendig machende, mächtige Kraft ausgehen, sodaß der Mensch nicht träge sein (sich nicht gehen lassen) kann, sondern fortwährend mit Freuden Gutes thun muß, wie Feuer nicht sein kann, ohne zu leuchten, noch ohne zu wärmen". Frage 50: Wie entsteht dieser lebendige Glaube im Herzen? Frage 51: Was bedeutet die Lehre der heiligen Schrift von der Rechtfertigung durch den Glauben? Frage 52: Warum ist diese Lehre so köstlich und wichtig? Frage 53: Macht aber diese Lehre den Menschen nicht träge? Zu dem letzten Bibelspruch unter dieser Frage (Joh. 15, 5) habe ich folgende Anmerkung gefügt: „Dies zeigt den wichtigsten Unterschied zwischen dem Christentum und anderen Religionen. Andere Religionen, wie Konfuzianismus, Buddhismus, Taoismus haben zwar jede die gute Absicht, die Menschen zum Gutesthun zu ermahnen, aber diese Religionen vermögen alle nicht dem Menschen die Kraft zu geben, daß er wirklich in Übereinstimmung mit diesen Lehren sein Herz gerade mache und seine Person reformiere. Denn diese anderen Religionen wissen nichts von Gottes sündenvergebender Gnade, sie wissen nicht, wie der sündige Mensch mit Gott wieder Gemeinschaft erlangen kann. Wenn der Mensch mit Gott noch nicht

wieder Gemeinschaft hat, so kann er natürlich selbst nicht sein Herz gerade machen und seine Person reformieren, denn nur Gott kann einem Menschen diese Kraft geben. Darum veranlaßt Jesus zuerst den Menschen, seine Schwachheit zu erkennen, sodann bringt er ihn aufs neue in Gemeinschaft mit Gott und giebt ihm drittens die Kraft zu einem neuen Leben".

Es folgt der dritte Hauptteil: Wie ich im Vertrauen auf die Kraft Gottes in einem neuen Leben wandeln kann. Frage 54: Was ist das neue Leben des Gläubigen? Frage 55: Wie beginnt dieses neue Leben? Frage 56: Die Kraft zu diesem neuen Leben und seine Früchte. Erstes Kapitel des dritten Teils: Die Nachfolge Jesu. Frage 57: Was bedeutet die Nachfolge Jesu? Antwort: „Die Nachfolge Jesu bedeutet, daß wir uns selbst beherrschen und alles, was wir denken, reden und thun, durch den Geist und Willen Jesu leiten und regieren lassen. Derart Jesu nachzufolgen, ist durchaus keine schwermütige Sache, sondern giebt der Seele ein wahres, unvergängliches, reines Glück, Friede und Fröhlichkeit". Frage 58: Was ist der Geist und Wille Jesu? Antwort: „Es ist der Geist wahrer Liebe, sodaß wir Gott über alle Dinge lieben und den Nächsten wie uns selbst". Frage 59: Wie willst du deine Liebe zu Gott erweisen? Antwort: „Ich will mein Leben lang Gott danken für seine mir geschenkte Gnade. Ich will mein Herz, meinen Beruf und alles, was ich habe, Gott zum Dienste weihen. In Zeiten der Freude wie des Leides will ich auf ihn vertrauen. In allen Angelegenheiten will ich ihm gehorchen; auch in den Muße- und Erholungsstunden will ich stets an ihn gedenken. Vor den Weltmenschen will ich offen bekennen: Ich bin ein Mensch, der an Gott glaubt". Frage 60: Wie willst du deine Liebe zum Nächsten erweisen? Frage 61: Wie soll der Jünger Jesu sich in der Familie betragen? Frage 62: Wie dem Staate gegenüber? Frage 63: Wie seiner Kirche gegenüber? Antwort: „Jeder Gläubige bedarf des Umgangs mit anderen Gläubigen, damit sein Glaube erstarke und sein Glaubensleben gekräftigt werde. Darum soll der Jünger Jesu seiner Kirche gegenüber ein treues und eifriges Herz offenbaren, sich den Ordnungen seiner Kirche fügen, die nötigen Ausgaben seiner Kirche mit bestreiten helfen, jeden Sonntag zur „Lehrhalle" gehen, mit den Gemeindegliedern an einem Ort die Schrift studieren, die Predigt hören, beten und Gott preisen und sich selbst anstrengen, das Glaubensleben der Gemeindeglieder zu stärken. — Anderen Kirchen gegenüber soll er tolerant sein und nicht vergessen, daß der Heiland auch noch in anderen Kirchen wahrhaftige Jünger hat, und daß die wahren Jünger aller Kirchen jene eine, unsichtbare, wahre, große, heilige Kirche ausmachen. — Der Jünger Jesu soll auch, aus Dankbarkeit für Gottes Gnade, im Gehorsam gegen Jesu letzten Befehl und aus Mitleid zu den noch unerlösten Menschen, durch Fürbitte, Beiträge und persönliche Bemühungen, oder auch vielleicht durch Darangabe von seines ganzen Lebens Kraft, das Evangelium ausbreiten überall unter dem Himmel, damit alle Völker die wahre Lehre hören und so dem Heiland im Glauben nachfolgen können". Frage 64: Wodurch wird das neue Leben des Erlösten noch besonders gekräftigt? Durch das Wort Gottes, die Sakramente und das Gebet.

Es folgt das zweite Kapitel des dritten Hauptteils: Vom Worte Gottes und den heiligen Sakramenten. Frage 65: Was ist das Wort Gottes? Antwort: „Das Wort Gottes, das ist Gottes um unserer Erlösung willen geoffenbarter Wille. Diesen Willen hat Gott uns in der Bibel, d. h. im Alten und im Neuen Testamente geoffenbart. In diesem heiligen Buche begegnen wir Gott, und Gott begegnet darin uns, und Gott nimmt alles, was wir zur Erlösung unserer Seele (wörtlich, daß unsere Seele die Erlösung erlange) bedürfen, und offenbart es uns in der Bibel. Darum ist auch die Bibel unseres Glaubens und unseres neuen Lebens einzige und ausschließliche Richtschnur". Frage 66: Wie wirkt Gottes Wort an unserem Herzen? Frage 67: Wie sollst du Gottes Wort

gebrauchen? Frage 68: Was sind Sakramente? Frage 69: Wieviel Sakramente hat der Herr Jesus eingesetzt? Frage 70—74 über die Taufe. Frage 75—79 über das heilige Abendmahl.

Es folgt das dritte Kapitel des dritten Hauptteils, über das Gebet. Frage 80: Was heißt beten? Frage 81: Warum sollen wir beten? Antwort: „Erstens, weil dem Herrn zu danken und seine Gnade anzuflehen, unsere selbstverständliche, natürliche Pflicht ist; zweitens, weil wir durch das Gebet mit Gott in Verkehr treten und so unser neues Leben gestärkt wird; drittens, weil Gott selbst uns befohlen hat zu beten, und weil er uns versprochen hat, er wolle unser Gebet erhören". Frage 82: Wie sollen wir beten? Frage 83: Um was dürfen wir bitten? Frage 84: Wo und wann dürfen wir beten? Frage 85: Das Mustergebet des Vaterunsers. Frage 86—94 die Anrede, sieben Bitten und Beschluß.

Hierauf folgt der Schluß des Buches: Die eigene Entscheidung. Frage 95: Wie vollendet sich das neue Leben des Erlösten? Frage 96: Was willst du mit festem Entschlusse thun, um zu dieser ewigen Freude zu gelangen? Frage 97: Wie willst du Gott um Vergebung deiner Sünden anrufen? (Ein Beichtgebet). Frage 98: Wenn du so Gott anflehst, welchen Beweis hast du dann, daß du wirklich und wahrhaftig darauf vertrauen kannst, daß Gott dir deine Sünden vergiebt? Antwort: „Ich kann darauf vertrauen, daß Gott mir wirklich meine Sünden vergiebt, nicht wegen meiner guten Absichten, auch nicht wegen meines reuevollen und bußfertigen Herzens. Dies ist zwar unerläßlich, aber ich habe das Vertrauen, daß Gott meine Sünden vergiebt, allein wegen Gottes durch Jesus mir verheißener Gnade. So liegt der Grund meiner Erlösung nicht in dem, was ich denke oder thue, sondern allein in Gottes freier, unergründlicher und unendlicher Gnade. Gott hat seinen eingebornen Sohn gesandt zur Versöhnung für unsere Sünden, und er hat auch fest und bestimmt verheißen, er wolle allen, welche sich Jesu unterwerfen und im Glauben folgen, ihre Sünden vergeben, sie als seine Kinder annehmen und sie seine Gnade erlangen lassen. Darum will ich fest entschlossen mich nicht auf mich selbst verlassen, sondern nur auf Gottes Verheißung". Frage 99: Nachdem du Gottes sündenvergebende Gnade empfangen hast, was willst du dann fest entschlossen thun, um diese Gnade zu bewahren? Antwort: „Ich will fest entschlossen mit meinem Heiland Jesus beständig in Gemeinschaft bleiben und will ihn bitten, in meinem Herzen zu wohnen, meinen Willen und meinen Wandel zu regieren, meinen Glauben zu stärken, mir zu helfen, mich selbst zu beherrschen, die Menschen und Gott zu lieben und mit einem heiligen und reinen Herzen in Wahrheit ihm nachzufolgen. Ich will auch wiederholt mein Herz und alles, was ich habe, ausdrücklich Jesu zum Opfer weihen, um ihm damit zu dienen, und ich will vor den Weltmenschen mich nicht schämen, Jesu Namen zu bekennen. Ich will auch täglich beten, in der Bibel studieren, an jedem Sonntag zur Kirche gehen und die Predigt hören, oftmals das heilige Abendmahl genießen, mit Eifer mich selbst prüfen und, wenn ich dabei Fehler entdecke, sofort aufs neue mich Jesu unterwerfen, und vor allem will ich, nach dem Vermögen, das Gott mir darreicht, mit liebevollem Herzen anderen Menschen helfen". Frage 100: Was willst du thun im Leiden und beim Herannahen des Todes? Antwort: „Ich bin fest entschlossen, weder murrende Gedanken zu hegen, noch murrende Worte zu äußern, sondern mit demütigem und geduldigem Herzen will ich mich freudig beugen unter Gottes Willen und willig und gehorsam mich fügen in alle Lebenslagen, die er mir verordnet; und noch mehr, ich will fest vertrauen und nicht zweifeln, daß Gott mich wirklich und wahrhaftig lieb hat und zu meinem wahren Besten alle meine Angelegenheiten regiert und leitet. — Beim Herannahen des Todes will ich mich nicht fürchten, sondern auf den Heiland vertrauen und meine Seele dem allmächtigen Gott befehlen und mit Frieden und Freude im Herzen diese von Kummer und Schmerzen so volle Welt verlassen, weil ich gewiß weiß, Gott wird gemäß seiner durch Jesus geoffenbarten Gnade meine Seele durch

des Todes Thür sicher hinüberführen in sein ewiges Himmelreich. Da will ich Gott preisen, danken und anbetend dienen, ewig ohne Aufhören".

Auf jede der 100 Fragen und Antworten folgt eine umfangreiche Sammlung von Bibelstellen (im Chinesischen vollständig im Wortlaut abgedruckt), teils um das in der Antwort Gesagte zu begründen, teils um es noch weiter auszuführen und verständlich zu machen. Als ein Beispiel gebe ich hier nur die Sammlung von Bibelstellen, welche auf die Antwort der letzten Frage folgt und die auch vielleicht manchem schwergeprüften Christen zu Hause von Segen sein kann. — Hiob 2,10. Klagel. 3,39. I. Kor. 10,10. Matth. 11,28—30. Matth. 6,10b. Matth. 26,39b. Joh. 18,11b. Hebr. 2,10. Luk. 23,41. Röm. 8,28. Apostelg. 14,22b. II. Kor. 12,7—9. Hebr. 12,6—10. Hebr. 12,11. Röm. 5,3—5. I. Petr. 1,6—8, Vers 6 ist im Chinesischen Hauptsatz. Jak. 1,2—4. I. Petr. 4,12. 13. I. Petr. 4,16. Hier habe ich die Bemerkung hinzugefügt: „Die Leiden, welche uns Gott verordnet, bedeuten nicht alle, daß er uns wegen unserer Sünden strafen wolle. Gott gebraucht oft Leiden, um uns zu unterrichten, damit wir vollkommener werden, und noch mehr, er will, daß wir durch ein geduldiges Ertragen der Leiden Gott und dem Heiland Ehre machen". Hebr. 5,8. 9. Hebr. 2,10. Hebr. 12,3. Hebr. 11,36—38. Joh. 9,1—3. Joh. 11,4. II. Kor. 4,10. Phil. 1,20. Joh. 21,19. Jes. 55,8. 9. Ps. 73,3—5. 12. 16. 17. Luc. 16, 19. 22—25. Hebr. 12,5b.—8. Röm. 8,35. 37—39. II. Kor. 4,16. II. Kor. 4,17. 18. I. Thess. 5,16. Phil. 4,4. II. Kor. 7,4b. Ps. 103,2. 3. II. Kor. 1,3. 4. Hier habe ich die Bemerkung hinzugefügt: So oft wir Trost bedürfen, besitzen wir bereits diesen Trost in Gottes sündenvergebender Gnade und Liebe. Denn diese Gnade und diese Liebe ist mehr wert, als alle Dinge. Chinas dreizehn Klassiker haben keine Mittel zum Trost, denn sie wissen noch nichts von Jesus dem Heiland, noch nichts von Gottes sündenvergebender Gnade. Röm. 8,18. Ps. 42,12. II. Tim. 4,18. Hebr. 13,14. Röm. 6,23. I. Thess. 4,13. 14. Hiob 1,21b. I. Joh. 5,12. Joh. 5,24. Joh. 6,47. Joh. 11,25. Joh. 14,19b. Joh. 16,33. Jes. 43,1b. II. Tim. 1,10 (Hauptsatz). Hebr. 2,15. Ps. 23,4. II. Kor. 5,1—5. II. Kor. 5,6—9. Phil. 1,21—24. I. Thess. 4,17c. I. Petr. 1,3. 4. Röm. 14,7. 8. II. Tim. 4,6—8. Luc. 2,29—32. Luc. 23,46. Apost. 7,58. Offenb. 21,4. Offenb. 2,10c.

Als Anhang zu dem ganzen Buch habe ich ein Morgen-, Mittag-, und Abendgebet hinzugefügt und schließe mit Eph. 6,23. 24".

Aus Dr. Fabers Jahresbericht für 1896.

Die herrschenden Zustände in China charakterisiert Dr. Faber folgendermaßen:

„Über die Fortschritte Chinas im großen und ganzen läßt sich leider nicht viel berichten. Drei neue Häfen wurden zögernd eröffnet, militärische Instrukteure in Dienst gestellt, um Soldaten einzuexerzieren, etliche Kriegschiffe wurden in Bestellung gegeben, auch die Marineanstalt in Futschau wieder in Thätigkeit gesetzt. Die Eisenwerke zu Hanyang sind nun im Gang, eine Anzahl Seidenspinnereien, Baumwollenspinnereien und Webereien ebenfalls. Es wird sich nun bald zeigen, ob die Mandarin-Fabrikbesitzer den Ausländern, welche mit etlichen Fabriken in Konkurrenz getreten sind, ein fröhliches Gedeihen erlauben. Von irgend welchen Reformen zur Hebung der Lage des Volks und zur Besserung der allgemeinen Zustände verlautet gar nichts. Die kleinen Eisenbahnstrecken dienen nur dem Interesse der Mandarine, doch ist zu hoffen, daß, wenn erst größere Linien eröffnet sind, was aber allem Anschein nach noch manche Jahre anstehen kann, wichtige Änderungen nicht mehr aufgehalten werden können. Die Mandarine sind klug genug, das einzusehen, und werden deshalb Eisenbahnen nur bauen lassen, wenn sie es nicht mehr verhindern können. Das Zopfmandarinat verträgt sich nicht mit Dampf und Elektricität. Auch wird es sich

für die Zukunft unmöglich erweisen, an der Spitze eines solchen ausgedehnten Staatswesens einen absoluten Kaiser zu haben, der in seinem Palaste eingesperrt, von etlichen tausend Weibern und Eunuchen umgeben, von Intriguanten männlich und weiblich, beherrscht wird. Ist es nicht erschreckend, daß diese unheimliche Kaiserwirtschaft nun schon über 3000 Jahre China knechtet, ohne daß irgend ein ernstlicher Versuch zu radikaler Besserung gemacht worden wäre, trotz der unzähligen Rebellionen und ihren Menschenschlächtereien! Aber das Beamtentum (Mandarinat) ist eben nur ein autorisiertes Erwerbsystem, und die drei oder vier Religionen (Konfuzianismus, Taoismus, Buddhismus und Mohammedanismus) haben es nie zur Kirchenbildung gebracht und darum nicht zu einer Vertretung göttlicher Rechte und Anforderungen gegenüber der ausgearteten Staatsgewalt. Darum kann auch die Frau nicht die ihr gebührende Stellung erhalten; sie findet Schutz und notdürftiges Recht nur durch männliche Vertretung, hat kein Privateigentum, muß ihre Füße verkrüppeln lassen und lebenslang unter Schmerzen herumhampeln, hat sich auch gefallen zu lassen, daß der Ehemann noch andere Frauen hinzunimmt, mit denen sie in häuslichem Unfrieden auskommen muß. Auch jede andere illegale Verbindung ihres Mannes ist kein Ehescheidungsgrund, sie zu erlösen. Der Kaiser und die Mandarine sind die schlimmsten Übelthäter nach dieser Seite. Daß sich keine gesunden Rechtsverhältnisse unter solchen Umständen bilden konnten, ist leicht begreiflich. Nur Kriminalgesetze wurden kodificiert; Privatrecht und öffentliches Recht sind so gut wie unbekannt. Unter dem Volke hat sich notgedrungen ein Gewohnheitsrecht gebildet, das als örtliche Bildung überall verschieden ist. Dasselbe ist sogar der Fall mit Maß und Gewicht, ja mit der Silberwährung d. h. dem Verhältnis des Silberwertes zur Kupfer- resp. Messing-Scheidemünze. Zu dem Mandarinentum paßt ganz vortrefflich das alte chinesische Erziehungssystem, basiert auf der uralten (Bilder-) Zeichenschrift, deren Aneignung so schwierig ist, daß die große Mehrzahl des Volks von einer Teilnahme ausgeschlossen ist, auch den Gelehrten die Erlernung anderer Zweige des menschlichen Wissens ungemein erschwert, der Mehrzahl zur Unmöglichkeit wird."

Aus der Thätigkeit Dr. Fabers im verflossenen Jahre heben wir die fortgesetzte Weiterarbeit an seinem großen Werk über die Klassiker hervor. Leider konnte er immer noch nicht mit dem Druck der folgenden Bände beginnen, da er durch seine chinesischen Gehilfen viele Aufhaltung hatte. Auch schreibt er: „Das Werk erfordert noch viel mehr Arbeit, als früher vorauszusehen war, da ich nun viele historische Belege beibringe, die für die Chinesen schlagender sind als abstrakte Argumente. Die Kritik des Inhalts der Klassiker ist eine so wichtige Arbeit für die Zukunft Chinas, daß ich mit größter Vorsicht zu Werk gehen muß. Das Haupthindernis gegen das Eindringen westlicher Kulturgedanken ist die unbegrenzte Eitelkeit der chinesischen Gelehrten, gegründet auf der Überzeugung, daß im Konfuzianismus die höchste Weisheit, gültig für alle Völker und alle Jahrhunderte, enthalten und von ihnen erschöpft sei, auch daß die Kunst des chinesischen Schriftstils das Ideal menschlicher Bildung darstellt, das jede andere Bildung weit übertrifft. Da kann man nichts anderes erwarten, als daß überzeugende Beweise dagegen bei der Mehrzahl dieser in sich verschlossenen Gelehrten nur Zorn erregen. Auf solche Leute wirkt nur die Macht der Thatsachen. Die Zahl derer, welche Thatsachen anerkennen, ist glücklicher Weise auch unter den Chinesen im Zunehmen begriffen. Nur gilt auch hier: Was sind die wenigen unter den vielen? Die alte verstockende chinesische Gelehrsamkeit tyrannisiert noch Millionen Köpfe, während die prüfenden und das beste suchenden Geister kaum nach Tausenden zählen. Unter den höheren Mandarinen sind die letzteren leider noch immer vereinzelte Ausnahmen. Mir ist es jedenfalls ein ernstes Anliegen, die folgenden Bände meines Werkes sobald als möglich in die Öffentlichkeit zu bringen. Immerhin wird seine Wirkung mehr in der Zukunft liegen, als in der nächsten

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, tiefer religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für die Heidenmission wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Seine Hauptthätigkeit wird ihm neben der eigentlichen Missionsarbeit an der von unseren Missionaren geleiteten Theologischen Schule in Tokyo zugewiesen werden. Wo nicht dringende Verhältnisse es anders erfordern, soll das Amt des Missionars gemäß unserer Dienstordnung auf Lebenszeit geführt werden. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung. Nach einer sorgfältigen Vorbereitung soll die Aussendung im Frühjahr 1898 erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Vorsitzenden bis 1. August d. J. zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin, den 12. Mai 1897.

Der Centralvorstand des Allg. ev.-prot. Missionsvereins.
Prediger Dr. Arndt, Berlin C., Friedrichsgracht 53.

Ein neuer Bazar in Tokyo

wird Ende dieses Jahres unter Leitung der Frau Pfarrer Dr. Christlieb und Frau Pfarrer Wendt zum Besten unserer japanischen Mission stattfinden. Die Sammelstelle hat wieder freundlichst Pastor Burggraf in Bremen, Papenstr. 8, übernommen. Die Sammlung von Gaben wird am 15. September abgeschlossen werden. Wir bitten alle unsere Freunde und Mitglieder und namentlich die Damen unserer Frauen-Vereine um ihre gütige Unterstützung und Sendung recht vieler Geschenke.

Aufruf.

Der Bau der neuen deutschen vangelischen Kirche, die am 27. Januar 1897 eingeweiht worden ist, hat leider mit einem Defizit abgeschlossen, das aber unvermeidlich war, wenn wir nicht bei dem raschen und anhaltenden Steigen aller Preise und Löhne die Kosten des Baues um mehr als ein Drittel sich verteuern lassen wollten. Die Gemeinde in Tokyo hat im Jahre 1889 die Summe von 2300 Yen, und 1897 von 670 Yen, zusammen fast 3000 Yen, die übrigen Deutschen in Japan damals 615, jetzt 790 Yen, alle Deutschen in Japan zusammen also 4400 Yen oder 9250 Mark durch Sammlungen aufgebracht. Aber trotzdem fehlen uns noch 2300 Yen oder etwa 5000 Mark, um deren Aufbringung wir unsere Glaubensbrüder in der deutschen Heimat dringend und herzlich bitten. Helft uns, unsere Kirche, dieses schöne Wahrzeichen deutschen evangelischen Christenglaubens in Japan, schuldenfrei in den Besitz unserer Gemeinde zu bringen, und möge Gott allen denen lohnen, die zu diesem Werke ihr Scherflein beitragen.

Gaben nimmt in Empfang der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein entweder durch Vermittlung der Zweigvereine oder direkt durch den Vorsitzenden Prediger Dr. Arndt, Berlin C., Friedrichsgracht 53.

Tokyo, den 24. März 1897.

Der Kirchenvorstand
der deutschen evangelischen Gemeinde in Tokyo.

von Treubler, Vorsitzender. Dr. Max Christlieb, Pfarrer.
J. Volljahn, Schriftführer. Matsuno, Mitglied.

Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt.

Vortrag, gehalten von

Prof. Dr. Pfleiderer auf der General-Versammlung am 18. August 1897 in Glarus.

Indem ich als Thema für den heutigen Vortrag die apologetische Aufgabe der Missionspredigt aufstellte, konnte ich mir nicht verhehlen, daß mancher dabei den Kopf schütteln und fragen mag: Was soll die Apologetik vor den Heiden? Wird sie dort mehr ausrichten als bei uns, wo erfahrungsmäßig die apologetischen Predigten das Herz kalt lassen und in den Köpfen oft mehr Zweifel erregen, als beschwichtigen und überwinden? Die so fragen, pflegen an jene Predigten zu denken, die durch künstliche, mit dem Schein der Gelehrsamkeit und Wissenschaft prunkende Beweisführung die Wahrheit dieses oder jenes Glaubenssatzes zu beweisen oder zum Fürwahrhalten dieser oder jener biblischen Erzählung überreden wollen. Nun allerdings, von solcher Apologetik gilt ohne weiteres das Urteil Warnecks in dem Vortrag über die Missionspredigt, Allg. Miss. Zeitschr. 1880, daß es mit ihr auf dem Missionsfeld ist, wie daheim: „Die Apologetik führt selten zum Glauben und durch alle Disputation wird wenig erreicht". Ich möchte sogar noch weiter gehen und sagen: Solche Apologetik ist auf dem Missionsfeld noch wertloser als daheim. Denn der heimische Prediger kann sich bei seiner Beweisführung doch immer auf gewisse anerkannte Voraussetzungen stützen, von denen aus er argumentiert, sei es auf die Autorität der heiligen Schrift, die der Gemeinde als das geoffenbarte Gotteswort gilt, oder doch auf gewisse allgemeine Überzeugungen von den göttlichen Dingen, in denen die christliche Gemeinde von Jugend auf erzogen, die ihre Denkweise bestimmen, ihre Weltanschauung bilden, so daß es sich dann nur darum handelt, von dem feststehenden allgemeinen Grundsatz oder der Grundanschauung christlicher Gemeinden aus den Glauben an einzelne dogmatische Lehrsätze oder Geschichtsüberlieferungen möglichst plausibel abzuleiten. Aber in dieser günstigen Lage befindet sich der Missionar vor einer heidnischen Versammlung niemals. Er kann sich nicht auf die Autorität der heiligen Schrift stützen, denn die Voraussetzung, daß diese das unfehlbare Gotteswort sei, teilen eben seine Hörer nicht; er kann sich auch nicht auf eine gemeinsame Weltanschauung stützen, denn die Heiden haben entweder überhaupt keine bestimmte, in zusammenhängenden Gedanken auszudrückende Weltanschauung, oder sie haben zwar eine solche, aber dann eine von der christlichen grundverschiedene. Ersteres ist der Fall bei den Naturvölkern, letzteres bei den heidnischen Kulturvölkern, Indern, Japanern und Chinesen. Es ist klar, daß im ersteren Fall für den Missionar die Lage günstiger ist, als im zweiten. Denn die Naturvölker haben der christlichen Predigt nicht einen positiven Gegensatz entgegenzusetzen, sie gleichen den Kindern, die im Bewußtsein ihrer geistigen Inferiorität vertrauensvoll im Lehrer die höhere Autorität anerkennen und sein Wort willig annehmen, soweit sie es nämlich verstehen. Hier ist die Aufgabe des Missionars nicht

sowohl die, die christliche Wahrheit gegen Einwürfe zu verteidigen, als vielmehr sie für das noch kindlich unreife Verständnis verständlich zu machen, die weite Kluft zwischen den sinnlich rohen Vorstellungen der Wilden und der Religion des Geistes und der Wahrheit zu überbrücken, die Schüler allmählich zur Verständnisfähigkeit emporzuheben, zu erziehen — eine Aufgabe, die natürlich nicht durch Predigt allein, sondern nur durch eine das gesamte Volksleben sittlich-religiös beeinflussende pädagogische Wirksamkeit zu lösen ist. Das ist eines der wichtigsten Kapitel der Missionstheorie, von dem wir aber heute nicht zu reden haben. Bei den heidnischen Kulturvölkern, an denen unser Missionsverein zu arbeiten hat, liegt die Sache ganz anders. Sie haben teils ihre eigene alte Kultur, die sich stützt auf die Überlieferung und Schriften weiser Männer der Vorzeit, in deren Lehren sie erzogen sind und an welchen sie mit ähnlicher Pietät hängen, wie wir Christen an unserer heiligen Schrift; teils aber auch haben sie vielfach Bekanntschaft gemacht mit der europäischen Kultur, Litteratur und Wissenschaft und haben aus ihr mit Vorliebe gerade das entnommen, was darin der christlichen Predigt scheinbar oder auch wirklich entgegensteht. So setzen sie dieser einen doppelten Widerspruch entgegen: Sowohl den ihrer alten Religion und Sitte als auch den der modernen, religionslosen und religionswidrigen Verstandesaufklärung. Darf diesen Widerspruch der christliche Missionar einfach nur ignorieren? Ich fürchte, die auf ihre alte Sitte eifersüchtigen und auf ihre junge Verstandesbildung eingebildeten Heiden würden solches Ignorieren als Zeichen der Schwäche deuten, als Eingeständnis dessen, daß der christliche Missionar ihnen keine höhere, ihrem eigenen Glauben und Wissen überlegene Wahrheit zu bringen habe. Sonach wird also doch wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß der christliche Missionar bei den heidnischen Kulturvölkern die Wahrheit seiner Predigt gegen den heidnischen Widerspruch verteidige, daß er Apologetik treibe, und die Frage kann nur die sein, was er verteidigen soll und wie er es verteidigen soll?

Zur Beantwortung dieser Frage finden wir die beste Anweisung bei dem großen Vorbild aller christlichen Missionare, dem Apostel Paulus. Auch er hat das Evangelium hineingetragen in die heidnische Kulturwelt, in der teils der alte väterliche Glaube noch in den Anschauungen und Gefühlen der Menge und in den Institutionen der Gesellschaft feste Wurzeln hatte, teils eine philosophische Aufklärung mit dem Irrtum des alten Glaubens allen Glauben über Bord warf, Geist und Gott leugnete und in der Sinnenwelt die alleinige Wahrheit und alleinige Glückseligkeit zu suchen lehrte, teils endlich ernstere Gemüter im Suchen nach etwas Besserem Altes und Neues, Eigenes und Fremdes in trüber Mischung verquickten; taumelndes Hin- und Herschwanken zwischen naiver Weltvergötterung und trostloser Weltverneinung, zwischen wilder Lebenslust und müdem Lebensüberdruß, das war die Signatur des damaligen Heidentums, wie im Grunde alles Heidentums zu aller Zeit; denn es ist eben die Signatur des natürlichen Menschen, dessen Herz ohne Gott bald trotzig bald verzagt ist, bald der Welt Güter als Raub an sich reißt, bald unter ihren Übeln Mut und Hoffnung fahren läßt. In diese stolze Heidenwelt trat der Apostel ein mit dem Bekenntnis: „Ich schäme mich des Evangeliums von Jesu Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes zum Heil für jeden Glaubenden“. Das

war das Thema nicht bloß des Römerbriefs, sondern aller seiner Briefe und Missionspredigten; sie bezweckten alle nichts anderes, als die Botschaft von Jesus Christus als dem Gottessohn und Erstgeborenen vieler Brüder so darzustellen, daß er vom Glauben angeeignet zum Inhalt der Überzeugung und zur Kraft des Lebens werde, zu einer göttlichen Heilskraft, die Rettung aus der Heillosigkeit des Heidentums bewirke.

Hieraus ersehen wir zuvörderst, was der Gegenstand der missionarischen Apologetik **nicht** sein soll: Nämlich nicht irgend ein Lehrsatz, noch ein System von solchen, nicht eine kirchliche Dogmatik, wie sie aus theologischen Reflexionen und Konzilbeschlüssen hervorgegangen ist; auch nicht ein Gebot oder eine Summe von Geboten, eine kirchliche Gesetzgebung und priesterliche Institution; aber auch nicht ein Buch, eine Sammlung alter heiliger Schriften, in welchen Zeugnisse von den Thaten Gottes in der Geschichte zusammengeordnet sind. Das alles gehört wohl mit zur christlichen Religion, sofern sie in der Kirche zur geschichtlichen Erscheinung kommt, es sind die menschlichen Formen und Mittel, durch die sich ihre göttliche Heilskraft darstellt und mitteilt; aber diese selbst liegt nicht in jenen menschlichen, unvollkommenen Formen, sondern in dem eigentümlichen Geist christlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit, wie er von Jesus als dem urbildlichen Sohn Gottes ausgegangen ist und alle, die ihn aufnehmen, zu Kindern Gottes macht. Sonach wird auch der Gegenstand der missionarischen Apologetik nichts anderes sein können als eben dieser centrale Kern der christlichen Religion, die Gotteskindschaft des Menschen, die in der religiösen Persönlichkeit Jesu erstmals als lebendige Wahrheit und wahrhaftes Leben aus Gott offenbar geworden ist, die aber keineswegs auf ihn allein beschränkt war, da ja vielmehr sein Leben und Lehren und Sterben eben dazu diente, sie für alle offenbar und mitteilbar zu machen, und alle, die zu ihm kommen und von ihm lernen, auch seines Heils teilhaftig zu machen, jener welt- und todüberwindenden Lebenskraft, wie sie ihm aus dem Bewußtsein der Gotteskindschaft entsprang. Fassen wir nun also die christliche Predigt in diesem ihren Kerne, als das Evangelium von der Vaterschaft Gottes und Kindschaft des Menschen, so ist sie nicht schwer zu verteidigen, denn sie trägt den Stempel der Wahrheit schon derart an der Stirne, daß sie in der einfachsten, faßlichsten Form den tiefsten und reichsten Inhalt birgt. Diesen Inhalt nach allen seinen Seiten zu entfalten, seine Voraussetzungen und Folgerungen auseinanderzusetzen und ihn auf die mannigfachen Erfahrungen des Lebens der einzelnen und der Gesellschaft als Spiegel und als Norm anzuwenden, das ist die Aufgabe **jeder** evangelischen Predigt, die insofern immer, welchen besonderen Gegenstand sie auch behandle, mittelbar auch in irgendeinem Grade apologetisch ist, um so mehr, je mehr sie von ihrem besonderen Gegenstand auf das prinzipielle Wesen des Christentums zurückgeht, um das Besondere aus dem Allgemeinen zu verstehen und dieses hinwiederum an jenem zu bewähren. Gleichwohl bleibt noch ein bemerkenswerter Unterschied zwischen der Aufgabe des heimischen Predigers und der des Missionars bestehen. Jener setzt die Anerkennung des Christentums als der Wahrheit im allgemeinen bei seiner Gemeinde voraus und sucht nur die darin enthaltenen mannigfaltigen Wahrheitsmomente theoretischer und praktischer Art für das Verständnis und besonders für das Gemüt der Hörer eindringlich nahezulegen; hier ist also die Hauptsache die „Erbauung“ der Gemeinde in

dem Glauben, den sie schon hat; das Apologetische ist hier nur als Nebenerfolg in dem Erbaulichen mitenthalten. Anders bei der Missionspredigt vor Heiden: Sie kann nicht die Hörer erbauen wollen in einem Glauben, den sie noch gar nicht haben, sondern sie muß den Glauben in ihnen erst wecken, eine christliche Überzeugung begründen und die ihr entgegenstehenden Hemmnisse beseitigen; hier ist also die Apologie des Christentums die Hauptsache, in welcher die erbauliche Wirkung als Nebenerfolg mitenthalten ist.

Fragen wir weiter, wie die Missionspredigt ihre apologetische Aufgabe zu lösen habe? Erwiesen soll werden, daß das Evangelium von Christus eine göttliche Kraft zum Heil ist. Das setzt das Vorhandensein eines Unheils voraus, einer Krankheit, die der Heilung bedarf. Heilung aber ist nur möglich bei einem Organismus, der auch noch gesunde Lebenskräfte hat, die so gehoben und gesteigert werden können, daß sie über die Krankheit obsiegen. Soll also das Evangelium als göttliche Heilkraft für die Menschheit erwiesen werden, so ist beides zu zeigen, einerseits, daß es die Steigerung und Erfüllung ist des Göttlichguten und Wahren, was auch im natürlichen Menschen und Heiden vorhanden ist, andererseits, daß es die Überwindung dessen an ihm bezweckt, was nicht von Gott, sondern von der Welt und vom Fleisch ist, der Sünde und des Irrwahns, worauf sein Unheil beruht. Diese polemische und jene irenische Seite gehören notwendig zusammen für eine richtige und wirksame Apologetik. Denn ohne Aufdeckung des heidnischen Unheils könnten die Heiden vom Heilswert und der Notwendigkeit des Evangeliums nicht überzeugt werden; hinwiederum aber würde die bloße Polemik ohne alle Anerkennung von relativ Wahrem und Gutem an den Heiden nur verbittern und abstoßen und die Anknüpfung an ihre Gefühls- und Denkweise unmöglich machen. Wie Paulus in Athen ausging von dem unbewußten Gottesdienst der Athener, um sie zum Bewußtsein des wahren Gottes zu erheben, so findet jeder Missionar einen Anknüpfungspunkt in dem Gottesbewußtsein, das, ob auch nur als dumpfes Ahnen und Sehnen, in der Brust der Heiden lebt. Daß diesem über alles Endliche hinausweisenden religiösen Trieb des menschlichen Geistes die Vorstellung von beschränkten Naturgöttern oder Familien- und Volksgöttern nicht entspreche, daß bei ihnen weder der Verstand noch das Herz seine Befriedigung finde, dieser Einsicht können sich die Gebildeten unter den Heiden selbst nicht entziehen. Daher suchen nun die einen das Göttliche, statt in den einzelnen Weltdingen, in der Welt im ganzen, als dem Inbegriff der Erscheinungen, Stoffe und Kräfte: Pantheistische Naturvergötterung und materialistische Vergötterung der Sinnlichkeit und Sinnenlust ist überall nur die begriffliche Verallgemeinerung und Potenzierung des für das Heidentum von Anfang charakteristischen Naturalismus. Aber mit der Notwendigkeit einer inneren Dialektik, in der wir ein ewiges Gesetz der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit erblicken dürfen, schlägt diese Denkweise immer auch wieder in ihr Gegenteil um, in die pessimistische Verzweiflung an dem vernünftigen Sinn des Weltdaseins und an einem wertvollen Gehalt und Zweck des Menschenlebens. Diese beiden Denkweisen, pantheistisch-optimistische Weltvergötterung und pessimistische Weltverneinung sind überall die parallelen Erscheinungsformen, in die alle heidnische Kultur ausläuft; mögen sie auch heute sich mit den Scheingründen moderner Philosophie und modernster Naturwissenschaft drapieren, so sind sie doch im Grunde heute noch dieselben

unheilvollen Irrtümer und Quellen desselben allgemeinen Elends wie im ausgehenden Altertum; wie damals das Heil für die tiefkranke Menschheit nur von der rettenden Wahrheit des Evangeliums kam, so wird es genau auch wieder bei den heutigen heidnischen Kulturvölkern sein. Nur ist natürlich nicht zu erwarten, daß sie sich von heute auf morgen schon davon überzeugen lassen werden. Solche Prozesse der *μετάνοια*, der Umsinnung ganzer Völker, wollen ihre Zeit haben, und der Gang der Weltuhr läßt sich nicht durch die Wünsche unserer menschlichen Ungeduld beschleunigen.

Aber wenn auch auf Massenerfolge unserer Missionare in der heidnischen Kulturwelt noch auf lange hinaus nicht zu rechnen sein wird, so werden sie doch die künftige Entscheidung um so wirksamer vorbereiten, je tapferer sie den Kampf mit dem heidnischen Weltgeist aufnehmen und führen durch den Erweis des Geistes und der Kraft, die aus der göttlichen Wahrheit stammen. Zur rechten Handhabung dieser geistigen Waffenrüstung bedürfen sie allerdings des technischen Wissens und Könnens, das sie in Stand setzt, sich auf den Boden des Gegners zu versetzen, den Krieg in sein Lager hineinzutragen und ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Denn auch von geistigen Kämpfen gilt die Regel, daß die beste Verteidigung im Angriff besteht. Schwerlich würde ein Missionar viel ausrichten, der auf Entgegnungen des heidnischen Unglaubens nicht Rede stehen, sondern sich nur hinter die Schutzwälle seiner eigenen Glaubensfestung zurückziehen wollte. Das fromme Gefühl giebt wohl dem, der es hat, eine subjektive Gewißheit, aber für andere läßt sich daraus nichts beweisen, die Einwürfe des Zweifels lassen sich aus ihm nicht widerlegen; den falschen Gedanken der Gegner ist nur durch richtiges Denken wirksam zu begegnen. Will also der Missionar den Irrtum der Heiden überwinden, so muß er den Wahrheitskern, der auch in jedem Irrtum steckt und seine berückende Kraft bildet, kennen und anerkennen, um von dem Punkt aus, wo die Stärke des Gegners liegt, seine Schwäche aufzudecken und ihn über das Falsche hinaus zur reinen Wahrheit zu führen. Z. B. der Missionar steht einem heidnischen Pantheisten gegenüber, der die Natur, die sinnliche Erscheinungswelt für Gott hält; da wäre es nicht weise, wenn er diese Meinung einfach für eine teuflische Lüge und Gotteslästerung erklärte, sondern er wird den Heiden leichter von seinem Irrtum überführen, wenn er etwa zu ihm sagt: Du thust ganz Recht daran, wenn du in der Natur etwas Göttliches findest; auch wir glauben, daß die Himmel des Ewigen Ehre erzählen, und die Erde voll ist von seiner Herrlichkeit; du irrst nur darin, daß du diese Welt des endlichen, im Raum geteilten und in der Zeit vergehenden Daseins selbst für das göttliche Wesen hältst, da sie doch nur die Wirkung und Offenbarung des Einen Unendlichen und Ewigen sein kann; denn was du an der Natur bewunderst, mit Recht bewunderst, die Gesetzmäßigkeit aller ihrer Bewegungen und Veränderungen, die zweckmäßige und harmonische Zusammenstimmung aller Teile zum Ganzen, diese Ordnung, die dein vernünftiges Denken in ihr findet, kann doch nicht von ungefähr da sein oder von den einzelnen Teilen selbst hervorgebracht sein, sondern sie muß der Gedanke sein des ewigen schaffenden Geistes, der auch uns das Licht der Vernunft gab, damit wir seine ewige Kraft und Gottheit nachdenkend an seinen Werken wahrnehmen mögen (Röm. 1, 20). Darum eben erhebt uns die Natur und erfüllt uns mit ehrfürchtiger Andacht, weil wir in ihr nicht Gott selbst sehen, weil uns Gott nicht aufgeht in der blinden geistlosen

Naturkraft, die uns ja ewig fremd und feind bliebe, sondern weil wir in der Natur eine Offenbarung des Gottes finden, der als allmächtiger Geist über allen Himmeln thront und zugleich unseres eigenen Geistes innerstes Leben und Licht ist (Joh. 1, 4, 9). Oder ein anderer Fall: Der Missionar steht einem buddhistischen Pessimisten und Atheisten gegenüber, der in der Welt nichts anderes zu sehen vermag als einen sinn- und zwecklosen Kreislauf des Entstehens und Vergehens, aus dem es für die müde und hoffnungslose Seele keine Erlösung gebe als in der Verneinung alles Wollens, im Auslöschen alles Lebens, im Nirvana. Ihm mag der Missionar sagen: Du hast ganz Recht, daß du in dieser vergänglichen Welt keine bleibende Stätte, kein unbedingtes höchstes Gut findest; auch wir glauben, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, und daß die Welt mit ihrer Lust vergeht; aber wir fügen noch hinzu: Wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit. Wir glauben an einen göttlichen Willen, der dem Menschenleben sittliche Zwecke setzt und damit einen Inhalt giebt, der die flüchtige Spanne der irdischen Pilgerschaft überdauert und an Wert überragt. Auch wir leiden unter dem Leid der vergänglichen Welt, aber wir suchen die Erlösung nicht auf dem Wege des Todes, sondern wir kennen und haben die Erlösung zum Leben, denn unser Glaube an den Gott, der die Liebe ist und uns zu seinen Kindern und zu Mitarbeitern an seinem Reich des Guten bestimmt hat, dieser unser Glaube ist der Sieg, der die Welt und ihre Angst überwunden hat und immer neu überwindet. Und zwar hält er nicht bloß den einzelnen aufrecht unter den Bürden seines Lebens, sondern auch der christlichen Völkerwelt hat dieser Glaube Mut und Kraft gegeben, die Welt zu überwinden und zu gestalten, während die pessimistische Weltverneinung die Völker Asiens zu jahrtausendlanger Erstarrung verurteilt hat.

Dieser Beweis für die Wahrheit des Christentums aus seiner sittlichen Wirkung in der Geschichte hat nun zwar auch für den heidnischen Gegner ein hervorragendes Gewicht. Gleichwohl sucht er auch hiergegen sich zu decken durch ein Raisonnement, das man fast raffiniert klug nennen könnte. In einem Aufsatz eines japanischen Gelehrten über die moralischen Grundsätze des Orients und Occidents, von dem unser Missionar Schiller in der Z. M. R. berichtete (1896, 4. Heft, S. 212 ff.), wird behauptet, daß der Osten, d. h. die konfuzianisch-buddhistische Völkerwelt Ostasiens, den altruistischen Grundsatz der Selbstverleugnung und des Gehorsams gegen die Übergeordneten obenanstelle, der christliche Westen dagegen den egoistischen Grundsatz der Selbsterhaltung, der durch die christliche Forderung der allgemeinen Nächstenliebe nur wenig gemäßigt werde. Diesem falschen Betonen der individuellen Rechte verdanke zwar der Westen die zivilisatorischen Fortschritte der Gesellschaft, aber auf Kosten der Pietät und des Gehorsams, was der sittliche Vorzug des Ostens sei. Die vollkommene Moral werde daher erst in Japan entstehen, sofern es mit seiner orientalischen Pflichtenlehre den occidentalischen Geist der Selbständigkeit und Unabhängigkeit, der zum Fortschritt nötig sei, verbinde. In diesem echt japanischen Raisonnement den Irrtum aufzuweisen, fällt dem christlichen Apologeten nicht schwer. Denn eben das Ideal der Moral, das der selbstgefällige Japaner der Zukunft seines Volkes vorbehalten meint, ist in Wahrheit schon seit 18 Jahrhunderten das Prinzip der christlichen Sittlichkeit gewesen; in ihr ist von Anfang Selbstverleugnung und Selbsterhaltung der Persönlichkeit, Unterordnung der einzelnen unter die

Ordnung der Gemeinschaft und Selbständigkeit der Glieder in der Gemeinschaft zur grundsätzlichen Einheit verbunden. Aber dieses Moralprinzip, dessen Wahrheit und Heilsamkeit der Japaner wohl erkennt, ist nicht etwa durch kluge Nützlichkeitsrechnung erfunden worden und wird auch niemals auf diesem Wege zur lebendigen Macht eines Volkes erhoben werden können, sondern es ist gewachsen als die köstliche Frucht am Baume der christlichen Religion, es ist die Konsequenz unseres Glaubens an die Gotteskindschaft der Menschen. Dieser Glaube ist es, der die menschliche Persönlichkeit als solche in ihre gottgewollte Würde einsetzt und freimacht von der Knechtschaft der Menschen und der Institutionen, und der doch zugleich die einzelnen Personen an einander und an das geordnete Gemeinschaftsganze bindet durch das mächtigste soziale Band, durch das königliche Gesetz der Freiheit, welches Liebe heißt. Es war der Apostel Paulus, der zuerst das große Wort schrankenloser Humanität gesprochen hat: Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, sondern sie sind allzumal eins in Christo! Die christliche Liebe, die auf dem Glauben an die göttliche Liebe als die allverbindende und allbefreiende Macht ruht, sie ist die Freiheit in der Gebundenheit und die Gebundenheit in der Freiheit, sie ist das organisierende Prinzip der christlichen Gesellschaft, das die sittlichen Kräfte in allen ihren Gliedern entbindet und zu höchster Selbstbethätigung antreibt, aber alle diese mannigfaltigen Einzelkräfte in den Dienst des Ganzen stellt und zu Werkzeugen macht für den gemeinsamen Zweck des höchsten Gutes, des Reiches Gottes. Von der gewaltigen lebenfördernden Kraft dieses Prinzips weiß der Heide nichts; seine soziale Pietät, deren schöne Züge wir übrigens gerne anerkennen, ruht doch nicht auf dem Boden der persönlichen Freiheit, sondern der unpersönlichen patriarchalischen Sitte, mit dieser steht und — fällt sie. Die Zeichen dafür zeigen sich schon gegenwärtig in dem der westlichen Kultur nacheifernden jungen Japan in so bedrohlicher Weise, daß auch ernste Japaner davor die Augen nicht verschließen können. Damit steht dann aber die heidnische Kulturwelt des Ostens vor derselben entscheidungsvollen sozialen Frage, wie einst die alte Welt zu Paulus Zeit: Was wird dann, wenn unter der Emanzipation der Individuen die alte patriarchalische Sitte und Pietät sich auflöst, die Gesellschaft noch zusammenhalten? was sie retten vor dem drohenden Krieg aller wider alle? Ein Zurück zur Einfalt der Väter giebt es niemals für ein Volk, das einmal vom Baum der Erkenntnis gekostet hat; ihm bleibt nur die Wahl zwischen zwei Wegen: Entweder unter dem Wirbel der entfesselten Leidenschaften hinabzutaumeln in den Abgrund der Selbstzerfleischung, der allgemeinen Korruption und Auflösung aller sozialen Ordnung; oder aber sich durch christlichen Glaubens- und Liebesgeist erheben zu lassen zu einer neuen und dauernden Gemeinschaft, zu dem Reich Gottes, das Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste ist. Diese Alternative den kulturstolzen und sicheren Heiden immer wieder vor die Augen zu stellen, ihr Gewissen zu wecken, ihnen die Augen dafür zu öffnen, daß die Sünde der Leute Verderben ist und ganze Völker um so sicherer ins Verderben reißt, je mehr sie durch Kultur raffiniert sind, dann aber ihnen das rettende Heil zu zeigen im Evangelium von der Vaterliebe Gottes, von der Gotteskindschaft des Menschen und von dem Reiche Gottes, dessen Bürger in

Gegenwart, deshalb habe ich mein Bestes zu thun, daß es auch von bleibendem Wert ist".

Dr. Faber hat im verflossenen Jahr auch zur dreijährigen Versammlung der Education Association einen Vortrag gehalten, den wir im nächsten Heft unserer Zeitschrift mit einem Überblick über die Schuleinrichtungen der protestantischen Mission in China in einer Übersetzung veröffentlichen werden. Ferner revidierte Dr. Faber für eine neue Bibelübersetzung die Pflanzennamen, für die Endeavour Society übersetzte er den Bibellesezettel für 1896 und den viel eingehenderen für 1897 mit einem Thema für jeden Tag. Bei der Chinese Tract-Society ist er schon seit mehreren Jahren Mitglied des Examinations-Komitees und hat als solches sämtliche chinesische Schriften, welche der Gesellschaft zugehen, durchzulesen und sein Urteil abzugeben. Für einen kurz gefaßten Kommentar in chinesischer Buchsprache, der von der Traktat-Gesellschaft veröffentlicht werden soll, hat er die direkte Arbeit abgelehnt, ist aber Mitglied des Evecutive Committee's. Ebenso ist er Mitglied eines Jünglings-Vereins, Mitglied der Union Church- und der Missionary-Association, will sich aber mit der Zeit mehr und mehr von allen den Verpflichtungen, die solche Ämter mit sich bringen, zurückziehen, um nicht darüber die chinesischen schriftstellerischen Arbeiten zu versäumen, die außer ihm schwerlich jemand übernehmen kann.

Aus dem Centralvorstande.

Beschlüsse der Centralvorstands-Konferenz am 21. April 1897.

Über die Beschlüsse seiner Konferenz am 21. April d. J. in Eisenach hat der Centralvorstand ein Rundschreiben an die Zweigvereine und Vertrauensmänner am 20. Mai d. J. gerichtet, aus dem wir folgendes mitteilen:

„1. Unser Missionswerk in Japan und China nimmt seinen ruhigen Fortgang. Zwar ist die allgemeine Lage in Japan für die Mission gegenwärtig nicht günstig. Das Selbstbewußtsein der Japaner ist durch die Erfolge des Krieges gegen China gewaltig gestiegen. In allen Missionsgesellschaften streben die japanischen Christen nach größerer Selbständigkeit in der Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten. Die Missionare sollen nur noch Berater, nicht mehr Leiter der Geschäfte sein. Andererseits wird aber von sämtlichen Missionaren in Japan einstimmig erklärt, daß der Tiefpunkt der Reaktion gegen die Mission jetzt überschritten ist. „Wir befinden uns wieder in aufsteigender Linie". Unser Missionar Pfarrer Schiller konnte auf der von ihm wieder aufgerichteten Station in Yotsuya seine 4 ersten Taufen vollziehen. Er hat kürzlich eine Reise gemacht, um einen passenden Ort in der Nähe von Tokyo für Anlegung einer neuen Station zu suchen. Dies ist nötig und möglich geworden, da wir demnächst aus unserer Theologischen Schule 4 neue japanische Hilfskräfte, Kandidaten, die beide theologische Prüfungen bestanden haben, erhalten. Auf Ersuchen unserer Missionare haben wir zur energischeren Betreibung der Frauenmission die Mittel zur Errichtung eines Mädchenpensionats unter Leitung von Frl. Inasawa bewilligt. Im Zusammenhang hiermit beschäftigt uns ernstlich die Aussendung einer Missionarin; doch sind wir uns hierüber noch nicht schlüssig geworden. Ebenso konnten wir zu unserem größten Bedauern noch keine Entscheidung in der Wahl eines neuen Missionars als Ersatz für Dr. Christlieb treffen, der Sommer 1898 gemäß seinem Kontrakte, der ihn nur auf 6 Jahre verpflichtete, Japan verlassen will. Es sind bisher nur wenige Meldungen eingegangen und unter diesen war keine, die allen unseren Anforderungen entsprach. Wir bitten Sie herzlich und dringend, tüchtige junge Theologen aus Ihrem Bekanntenkreis zu Meldungen bei uns zu veranlassen. — Unser Missionar Wendt, der als Ersatz für Pfarrer Munzinger ausgesandt wurde, ist mit seiner Gattin am 14. April in Yokohama angekommen. Er wird ein volles Maß der Arbeit vorfinden.

2. Beim Kirchbau der deutschen Gemeinde in Tokyo hat sich ein Defizit von ca. 5000 M., veranlaßt durch erhöhte Arbeitslöhne, ergeben. Der Kirchenvorstand hat einen Aufruf erlassen, der in verschiedenen kirchlichen Blättern zum Abdruck gelangen wird, und den wir Ihrer freundlichen Beachtung empfehlen. Helfen Sie der deutschen Gemeinde, daß sie bald in den Besitz eines schuldenfreien Gotteshauses gelange!

3. Auch für unser chinesisches Arbeitsfeld müssen wir die Hilfe unserer Missions-Gemeinde in Anspruch nehmen. Wir haben 300 M. zur Verbreitung Faber'scher Schriften in unseren Etat aufgenommen, aber Pfarrer Kranz verlangt 3000 M. zu einem wirksamen Betrieb dieser für China so wichtigen litterarischen Mission. Helfen Sie uns auch hierbei!

4. Die deutsche evangelische Gemeinde in Shanghai will sich nunmehr auch ein eigenes Gotteshaus bauen. Ein Aufruf um Aufbringung der Mittel dazu, den auch die meisten unter uns unterschrieben haben, ist an das evangelische Deutschland gerichtet worden. Zu unserer großen Freude können wir mitteilen, daß beinahe sämtliche Kirchen-Regimente (Preußen, Weimar, Schleswig-Holstein, Meiningen) Kollekten für diesen Zweck bewilligt haben. An mehreren Orten haben sich auch Lokalkomitees gebildet. Aber die Kosten des Kirchbaus belaufen sich wegen des teuren Bauplatzes auf ca. 135 000 M. Wir bitten Sie, vorerst in den Kreisen Ihrer Gemeindemitglieder für diesen Kirchbau Gaben zu sammeln und namentlich da, wo Kollekten bewilligt werden, diese Gelegenheit zu benutzen, das Werk Ihrer Gemeinde recht warm ans Herz zu legen. Auch wollen Sie Ihre Amtsbrüder für dies zugleich patriotische Werk zu interessieren versuchen und sie namentlich zur Veranstaltung von Kirchen-Kollekten bewegen.

5. Pfarrer Lic. Hackmann hat jetzt für die deutschen Seeleute, da sich die Schulräume als ungenügend erwiesen, einen Saal mieten müssen, der jährlich 1200 M. kostet. Wir haben einen einmaligen Beitrag zu dieser Miete aus unserer Kasse bewilligt, aber zu dauernder Erhaltung des Seemannsheims in Shanghai ist die Hilfe weiterer Kreise nötig. Wir wollen uns auch zu diesem Zwecke in einem Aufrufe an das evangelische Deutschland wenden und bitten Sie um Förderung dieser Angelegenheit.

6. Wir verhehlen uns nicht, daß alles dies hohe Forderungen sind, mit denen wir an unsere Missions-Gemeinde herantreten. Aber die geschilderten Aufgaben sind aus unserer Arbeit herausgewachsen, und wir dürfen uns ihnen nicht entziehen. Lassen Sie uns durch die That beweisen, daß unser Missionseifer und unsere Opferfreudigkeit ebenso groß ist wie die unserer Gegner, die oft mit ironischem Spott auf die Geringfügigkeit unserer Mittel hinweisen!

Leider sind unsere Einnahmen im verflossenen Jahr um ca. 2000 M. zurückgegangen. Da wir vom nächsten Jahr ab außer unseren beiden Missionaren in China wahrscheinlich 3 Missionarsfamilien und eine Missionarin, 4 unverheiratete und einen verheirateten japanischen Gehilfen zu unterhalten haben werden, wozu noch die Errichtung einer neuen Station und der Bau eines Wohnhauses kommen wird, so bitten wir Sie dringend, unsere regelmäßigen Einnahmen vermehren zu helfen, damit wir nicht gezwungen werden, neue Schulden zu den alten aufzunehmen."

Das 13. Centraljahresfest

wird, wie schon mitgeteilt, in den Tagen vom 17.—19. August d. J. in Glarus gefeiert werden. Das Thema des Vortrags des Professors Dr. Pfleiderer in der Generalversammlung am 18. August lautet: „Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt". In der volkstümlichen Abendversammlung am gleichen Tage werden u. a. Oberhofprediger D. Spinner-Weimar, Professor Dr. Gerland-Straßburg und der Japaner Munio Kubo Ansprachen halten.

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, tiefer religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für die Heidenmission wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Seine Hauptthätigkeit wird ihm neben der eigentlichen Missionsarbeit an der von unseren Missionaren geleiteten Theologischen Schule in Tokyo zugewiesen werden. Wo nicht dringende Verhältnisse es anders erfordern, soll das Amt des Missionars gemäß unserer Dienstordnung auf Lebenszeit geführt werden. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung. Nach einer sorgfältigen Vorbereitung soll die Aussendung im Frühjahr 1898 erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Vorsitzenden bis 1. August d. J. zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin, den 12. Mai 1897.

Der Centralvorstand des Allg. ev.-prot. Missionsvereins.
Prediger Dr. Arndt, Berlin C., Friedrichsgracht 53.

Ein neuer Bazar in Tokyo

wird Ende dieses Jahres unter Leitung der Frau Pfarrer Dr. Christlieb und Frau Pfarrer Wendt zum Besten unserer japanischen Mission stattfinden. Die Sammelstelle hat wieder freundlichst Pastor Burggraf in Bremen, Papenstr. 8, übernommen. Die Sammlung von Gaben wird am 15. September abgeschlossen werden. Wir bitten alle unsere Freunde und Mitglieder und namentlich die Damen unserer Frauen-Vereine um ihre gütige Unterstützung und Sendung recht vieler Geschenke.

Aufruf.

Der Bau der neuen deutschen vangelischen Kirche, die am 27. Januar 1897 eingeweiht worden ist, hat leider mit einem Defizit abgeschlossen, das aber unvermeidlich war, wenn wir nicht bei dem raschen und anhaltenden Steigen aller Preise und Löhne die Kosten des Baues um mehr als ein Drittel sich verteuern lassen wollten. Die Gemeinde in Tokyo hat im Jahre 1889 die Summe von 2300 Yen, und 1897 von 670 Yen, zusammen fast 3000 Yen, die übrigen Deutschen in Japan damals 615, jetzt 790 Yen, alle Deutschen in Japan zusammen also 4400 Yen oder 9250 Mark durch Sammlungen aufgebracht. Aber trotzdem fehlen uns noch 2300 Yen oder etwa 5000 Mark, um deren Aufbringung wir unsere Glaubensbrüder in der deutschen Heimat dringend und herzlich bitten. Helft uns, unsere Kirche, dieses schöne Wahrzeichen deutschen evangelischen Christenglaubens in Japan, schuldenfrei in den Besitz unserer Gemeinde zu bringen, und möge Gott allen denen lohnen, die zu diesem Werke ihr Scherflein beitragen.

Gaben nimmt in Empfang der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein entweder durch Vermittlung der Zweigvereine oder direkt durch den Vorsitzenden Prediger Dr. Arndt, Berlin C., Friedrichsgracht 53.

Tokyo, den 24. März 1897.

Der Kirchenvorstand
der deutschen evangelischen Gemeinde in Tokyo.

von Treubler, Vorsitzender. Dr. Max Christlieb, Pfarrer.
J. Volljahn, Schriftführer. Matsuno, Mitglied.

Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt.

Vortrag, gehalten von

Prof. Dr. Pfleiderer auf der General-Versammlung am 18. August 1897 in Glarus.

Indem ich als Thema für den heutigen Vortrag die apologetische Aufgabe der Missionspredigt aufstellte, konnte ich mir nicht verhehlen, daß mancher dabei den Kopf schütteln und fragen mag: Was soll die Apologetik vor den Heiden? Wird sie dort mehr ausrichten als bei uns, wo erfahrungsmäßig die apologetischen Predigten das Herz kalt lassen und in den Köpfen oft mehr Zweifel erregen, als beschwichtigen und überwinden? Die so fragen, pflegen an jene Predigten zu denken, die durch künstliche, mit dem Schein der Gelehrsamkeit und Wissenschaft prunkende Beweisführung die Wahrheit dieses oder jenes Glaubenssatzes zu beweisen oder zum Fürwahrhalten dieser oder jener biblischen Erzählung überreden wollen. Nun allerdings, von solcher Apologetik gilt ohne weiteres das Urteil Warnecks in dem Vortrag über die Missionspredigt, Allg. Miss. Zeitschr. 1880, daß es mit ihr auf dem Missionsfeld ist, wie daheim: „Die Apologetik führt selten zum Glauben und durch alle Disputation wird wenig erreicht". Ich möchte sogar noch weiter gehen und sagen: Solche Apologetik ist auf dem Missionsfeld noch wertloser als daheim. Denn der heimische Prediger kann sich bei seiner Beweisführung doch immer auf gewisse anerkannte Voraussetzungen stützen, von denen aus er argumentiert, sei es auf die Autorität der heiligen Schrift, die der Gemeinde als das geoffenbarte Gotteswort gilt, oder doch auf gewisse allgemeine Überzeugungen von den göttlichen Dingen, in denen die christliche Gemeinde von Jugend auf erzogen, die ihre Denkweise bestimmen, ihre Weltanschauung bilden, so daß es sich dann nur darum handelt, von dem feststehenden allgemeinen Grundsatz oder der Grundanschauung christlicher Gemeinden aus den Glauben an einzelne dogmatische Lehrsätze oder Geschichtsüberlieferungen möglichst plausibel abzuleiten. Aber in dieser günstigen Lage befindet sich der Missionar vor einer heidnischen Versammlung niemals. Er kann sich nicht auf die Autorität der heiligen Schrift stützen, denn die Voraussetzung, daß diese das unfehlbare Gotteswort sei, teilen eben seine Hörer nicht; er kann sich auch nicht auf eine gemeinsame Weltanschauung stützen, denn die Heiden haben entweder überhaupt keine bestimmte, in zusammenhängenden Gedanken auszudrückende Weltanschauung, oder sie haben zwar eine solche, aber dann eine von der christlichen grundverschiedene. Ersteres ist der Fall bei den Naturvölkern, letzteres bei den heidnischen Kulturvölkern, Indern, Japanern und Chinesen. Es ist klar, daß im ersteren Fall für den Missionar die Lage günstiger ist, als im zweiten. Denn die Naturvölker haben der christlichen Predigt nicht einen positiven Gegensatz entgegenzusetzen, sie gleichen den Kindern, die im Bewußtsein ihrer geistigen Inferiorität vertrauensvoll im Lehrer die höhere Autorität anerkennen und sein Wort willig annehmen, soweit sie es nämlich verstehen. Hier ist die Aufgabe des Missionars nicht

sowohl die, die christliche Wahrheit gegen Einwürfe zu verteidigen, als vielmehr sie für das noch kindlich unreife Verständnis verständlich zu machen, die weite Kluft zwischen den sinnlich rohen Vorstellungen der Wilden und der Religion des Geistes und der Wahrheit zu überbrücken, die Schüler allmählich zur Verständnisfähigkeit emporzuheben, zu erziehen — eine Aufgabe, die natürlich nicht durch Predigt allein, sondern nur durch eine das gesamte Volksleben sittlich-religiös beeinflussende pädagogische Wirksamkeit zu lösen ist. Das ist eines der wichtigsten Kapitel der Missionstheorie, von dem wir aber heute nicht zu reden haben. Bei den heidnischen Kulturvölkern, an denen unser Missionsverein zu arbeiten hat, liegt die Sache ganz anders. Sie haben teils ihre eigene alte Kultur, die sich stützt auf die Überlieferung und Schriften weiser Männer der Vorzeit, in deren Lehren sie erzogen sind und an welchen sie mit ähnlicher Pietät hängen, wie wir Christen an unserer heiligen Schrift; teils aber auch haben sie vielfach Bekanntschaft gemacht mit der europäischen Kultur, Litteratur und Wissenschaft und haben aus ihr mit Vorliebe gerade das entnommen, was darin der christlichen Predigt scheinbar oder auch wirklich entgegensteht. So setzen sie dieser einen doppelten Widerspruch entgegen: Sowohl den ihrer alten Religion und Sitte als auch den der modernen, religionslosen und religionswidrigen Verstandesaufklärung. Darf diesen Widerspruch der christliche Missionar einfach nur ignorieren? Ich fürchte, die auf ihre alte Sitte eifersüchtigen und auf ihre junge Verstandesbildung eingebildeten Heiden würden solches Ignorieren als Zeichen der Schwäche deuten, als Eingeständnis dessen, daß der christliche Missionar ihnen keine höhere, ihrem eigenen Glauben und Wissen überlegene Wahrheit zu bringen habe. Sonach wird also doch wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß der christliche Missionar bei den heidnischen Kulturvölkern die Wahrheit seiner Predigt gegen den heidnischen Widerspruch verteidige, daß er Apologetik treibe, und die Frage kann nur die sein, was er verteidigen soll und wie er es verteidigen soll?

Zur Beantwortung dieser Frage finden wir die beste Anweisung bei dem großen Vorbild aller christlichen Missionare, dem Apostel Paulus. Auch er hat das Evangelium hineingetragen in die heidnische Kulturwelt, in der teils der alte väterliche Glaube noch in den Anschauungen und Gefühlen der Menge und in den Institutionen der Gesellschaft feste Wurzeln hatte, teils eine philosophische Aufklärung mit dem Irrtum des alten Glaubens allen Glauben über Bord warf, Geist und Gott leugnete und in der Sinnenwelt die alleinige Wahrheit und alleinige Glückseligkeit zu suchen lehrte, teils endlich ernstere Gemüter im Suchen nach etwas Besserem Altes und Neues, Eigenes und Fremdes in trüber Mischung verquickten; taumelndes Hin- und Herschwanken zwischen naiver Weltvergötterung und trostloser Weltverneinung, zwischen wilder Lebenslust und müdem Lebensüberdruß, das war die Signatur des damaligen Heidentums, wie im Grunde alles Heidentums zu aller Zeit; denn es ist eben die Signatur des natürlichen Menschen, dessen Herz ohne Gott bald trotzig bald verzagt ist, bald der Welt Güter als Raub an sich reißt, bald unter ihren Übeln Mut und Hoffnung fahren läßt. In diese stolze Heidenwelt trat der Apostel ein mit dem Bekenntnis: „Ich schäme mich des Evangeliums von Jesu Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes zum Heil für jeden Glaubenden". Das

war das Thema nicht bloß des Römerbriefs, sondern aller seiner Briefe und Missionspredigten; sie bezweckten alle nichts anderes, als die Botschaft von Jesus Christus als dem Gottessohn und Erstgeborenen vieler Brüder so darzustellen, daß er vom Glauben angeeignet zum Inhalt der Überzeugung und zur Kraft des Lebens werde, zu einer göttlichen Heilskraft, die Rettung aus der Heillosigkeit des Heidentums bewirke.

Hieraus ersehen wir zuvörderst, was der Gegenstand der missionarischen Apologetik nicht sein soll: Nämlich nicht irgend ein Lehrsatz, noch ein System von solchen, nicht eine kirchliche Dogmatik, wie sie aus theologischen Reflexionen und Konzilbeschlüssen hervorgegangen ist; auch nicht ein Gebot oder eine Summe von Geboten, eine kirchliche Gesetzgebung und priesterliche Institution; aber auch nicht ein Buch, eine Sammlung alter heiliger Schriften, in welchen Zeugnisse von den Thaten Gottes in der Geschichte zusammengeordnet sind. Das alles gehört wohl mit zur christlichen Religion, sofern sie in der Kirche zur geschichtlichen Erscheinung kommt, es sind die menschlichen Formen und Mittel, durch die sich ihre göttliche Heilskraft darstellt und mitteilt; aber diese selbst liegt nicht in jenen menschlichen, unvollkommenen Formen, sondern in dem eigentümlichen Geist christlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit, wie er von Jesus als dem urbildlichen Sohn Gottes ausgegangen ist und alle, die ihn aufnehmen, zu Kindern Gottes macht. Sonach wird auch der Gegenstand der missionarischen Apologetik nichts anderes sein können als eben dieser centrale Kern der christlichen Religion, die Gotteskindschaft des Menschen, die in der religiösen Persönlichkeit Jesu erstmals als lebendige Wahrheit und wahrhaftes Leben aus Gott offenbar geworden ist, die aber keineswegs auf ihn allein beschränkt war, da ja vielmehr sein Leben und Lehren und Sterben eben dazu diente, sie für alle offenbar und mitteilbar zu machen, und alle, die zu ihm kommen und von ihm lernen, auch seines Heils teilhaftig zu machen, jener welt- und todüberwindenden Lebenskraft, wie sie ihm aus dem Bewußtsein der Gotteskindschaft entsprang. Fassen wir nun also die christliche Predigt in diesem ihren Kerne, als das Evangelium von der Vaterschaft Gottes und Kindschaft des Menschen, so ist sie nicht schwer zu verteidigen, denn sie trägt den Stempel der Wahrheit schon derart an der Stirne, daß sie in der einfachsten, faßlichsten Form den tiefsten und reichsten Inhalt birgt. Diesen Inhalt nach allen seinen Seiten zu entfalten, seine Voraussetzungen und Folgerungen auseinanderzusetzen und ihn auf die mannigfachen Erfahrungen des Lebens der einzelnen und der Gesellschaft als Spiegel und als Norm anzuwenden, das ist die Aufgabe jeder evangelischen Predigt, die insofern immer, welchen besonderen Gegenstand sie auch behandle, mittelbar auch in irgendeinem Grade apologetisch ist, um so mehr, je mehr sie von ihrem besonderen Gegenstand auf das prinzipielle Wesen des Christentums zurückgeht, um das Besondere aus dem Allgemeinen zu verstehen und dieses hinwiederum an jenem zu bewähren. Gleichwohl bleibt noch ein bemerkenswerter Unterschied zwischen der Aufgabe des heimischen Predigers und der des Missionars bestehen. Jener setzt die Anerkennung des Christentums als der Wahrheit im allgemeinen bei seiner Gemeinde voraus und sucht nur die darin enthaltenen mannigfaltigen Wahrheitsmomente theoretischer und praktischer Art für das Verständnis und besonders für das Gemüt der Hörer eindringlich nahezulegen; hier ist also die Hauptsache die „Erbauung" der Gemeinde in

dem Glauben, den sie schon hat; das Apologetische ist hier nur als Nebenerfolg in dem Erbaulichen mitenthalten. Anders bei der Missionspredigt vor Heiden: Sie kann nicht die Hörer erbauen wollen in einem Glauben, den sie noch gar nicht haben, sondern sie muß den Glauben in ihnen erst wecken, eine christliche Überzeugung begründen und die ihr entgegenstehenden Hemmnisse beseitigen; hier ist also die Apologie des Christentums die Hauptsache, in welcher die erbauliche Wirkung als Nebenerfolg mitenthalten ist.

Fragen wir weiter, wie die Missionspredigt ihre apologetische Aufgabe zu lösen habe? Erwiesen soll werden, daß das Evangelium von Christus eine göttliche Kraft zum Heil ist. Das setzt das Vorhandensein eines Unheils voraus, einer Krankheit, die der Heilung bedarf. Heilung aber ist nur möglich bei einem Organismus, der auch noch gesunde Lebenskräfte hat, die so gehoben und gesteigert werden können, daß sie über die Krankheit obsiegen. Soll also das Evangelium als göttliche Heilkraft für die Menschheit erwiesen werden, so ist beides zu zeigen, einerseits, daß es die Steigerung und Erfüllung ist des Göttlichguten und Wahren, was auch im natürlichen Menschen und Heiden vorhanden ist, andererseits, daß es die Überwindung dessen an ihm bezweckt, was nicht von Gott, sondern von der Welt und vom Fleisch ist, der Sünde und des Irrwahns, worauf sein Unheil beruht. Diese polemische und jene irenische Seite gehören notwendig zusammen für eine richtige und wirksame Apologetik. Denn ohne Aufdeckung des heidnischen Unheils könnten die Heiden vom Heilswert und der Notwendigkeit des Evangeliums nicht überzeugt werden; hinwiederum aber würde die bloße Polemik ohne alle Anerkennung von relativ Wahrem und Gutem an den Heiden nur verbittern und abstoßen und die Anknüpfung an ihre Gefühls- und Denkweise unmöglich machen. Wie Paulus in Athen ausging von dem unbewußten Gottesdienst der Athener, um sie zum Bewußtsein des wahren Gottes zu erheben, so findet jeder Missionar einen Anknüpfungspunkt in dem Gottesbewußtsein, das, ob auch nur als dumpfes Ahnen und Sehnen, in der Brust der Heiden lebt. Daß diesem über alles Endliche hinausweisenden religiösen Trieb des menschlichen Geistes die Vorstellung von beschränkten Naturgöttern oder Familien- und Volksgöttern nicht entspreche, daß bei ihnen weder der Verstand noch das Herz seine Befriedigung finde, dieser Einsicht können sich die Gebildeten unter den Heiden selbst nicht entziehen. Daher suchen nun die einen das Göttliche, statt in den einzelnen Weltdingen, in der Welt im ganzen, als dem Inbegriff der Erscheinungen, Stoffe und Kräfte: Pantheistische Naturvergötterung und materialistische Vergötterung der Sinnlichkeit und Sinnenlust ist überall nur die begriffliche Verallgemeinerung und Potenzierung des für das Heidentum von Anfang charakteristischen Naturalismus. Aber mit der Notwendigkeit einer inneren Dialektik, in der wir ein ewiges Gesetz der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit erblicken dürfen, schlägt diese Denkweise immer auch wieder in ihr Gegenteil um, in die pessimistische Verzweiflung an dem vernünftigen Sinn des Weltdaseins und an einem wertvollen Gehalt und Zweck des Menschenlebens. Diese beiden Denkweisen, pantheistisch-optimistische Weltvergötterung und pessimistische Weltverneinung sind überall die parallelen Erscheinungsformen, in die alle heidnische Kultur ausläuft; mögen sie auch heute sich mit den Scheingründen moderner Philosophie und modernster Naturwissenschaft drapieren, so sind sie doch im Grunde heute noch dieselben

unheilvollen Irrtümer und Quellen desselben allgemeinen Elends wie im ausgehenden Altertum; wie damals das Heil für die tiefkranke Menschheit nur von der rettenden Wahrheit des Evangeliums kam, so wird es genau auch wieder bei den heutigen heidnischen Kulturvölkern sein. Nur ist natürlich nicht zu erwarten, daß sie sich von heute auf morgen schon davon überzeugen lassen werden. Solche Prozesse der *μετάνοια*, der Umsinnung ganzer Völker, wollen ihre Zeit haben, und der Gang der Weltuhr läßt sich nicht durch die Wünsche unserer menschlichen Ungeduld beschleunigen.

Aber wenn auch auf Massenerfolge unserer Missionare in der heidnischen Kulturwelt noch auf lange hinaus nicht zu rechnen sein wird, so werden sie doch die künftige Entscheidung um so wirksamer vorbereiten, je tapferer sie den Kampf mit dem heidnischen Weltgeist aufnehmen und führen durch den Erweis des Geistes und der Kraft, die aus der göttlichen Wahrheit stammen. Zur rechten Handhabung dieser geistigen Waffenrüstung bedürfen sie allerdings des technischen Wissens und Könnens, das sie in Stand setzt, sich auf den Boden des Gegners zu versetzen, den Krieg in sein Lager hineinzutragen und ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Denn auch von geistigen Kämpfen gilt die Regel, daß die beste Verteidigung im Angriff besteht. Schwerlich würde ein Missionar viel ausrichten, der auf Entgegnungen des heidnischen Unglaubens nicht Rede stehen, sondern sich nur hinter die Schutzwälle seiner eigenen Glaubensfestung zurückziehen wollte. Das fromme Gefühl giebt wohl dem, der es hat, eine subjektive Gewißheit, aber für andere läßt sich daraus nichts beweisen, die Einwürfe des Zweifels lassen sich aus ihm nicht widerlegen; den falschen Gedanken der Gegner ist nur durch richtiges Denken wirksam zu begegnen. Will also der Missionar den Irrtum der Heiden überwinden, so muß er den Wahrheitskern, der auch in jedem Irrtum steckt und seine berückende Kraft bildet, kennen und anerkennen, um von dem Punkt aus, wo die Stärke des Gegners liegt, seine Schwäche aufzudecken und ihn über das Falsche hinaus zur reinen Wahrheit zu führen. Z. B. der Missionar steht einem heidnischen Pantheisten gegenüber, der die Natur, die sinnliche Erscheinungswelt für Gott hält; da wäre es nicht weise, wenn er diese Meinung einfach für eine teuflische Lüge und Gotteslästerung erklärte, sondern er wird den Heiden leichter von seinem Irrtum überführen, wenn er etwa zu ihm sagt: Du thust ganz Recht daran, wenn du in der Natur etwas Göttliches findest; auch wir glauben, daß die Himmel des Ewigen Ehre erzählen, und die Erde voll ist von seiner Herrlichkeit; du irrst nur darin, daß du diese Welt des endlichen, im Raum geteilten und in der Zeit vergehenden Daseins selbst für das göttliche Wesen hältst, da sie doch nur die Wirkung und Offenbarung des Einen Unendlichen und Ewigen sein kann; denn was du an der Natur bewunderst, mit Recht bewunderst, die Gesetzmäßigkeit aller ihrer Bewegungen und Veränderungen, die zweckmäßige und harmonische Zusammenstimmung aller Teile zum Ganzen, diese Ordnung, die dein vernünftiges Denken in ihr findet, kann doch nicht von ungefähr da sein oder von den einzelnen Teilen selbst hervorgebracht sein, sondern sie muß der Gedanke sein des ewigen schaffenden Geistes, der auch uns das Licht der Vernunft gab, damit wir seine ewige Kraft und Gottheit nachdenkend an seinen Werken wahrnehmen mögen (Röm. 1, 20). Darum eben erhebt uns die Natur und erfüllt uns mit ehrfürchtiger Andacht, weil wir in ihr nicht Gott selbst sehen, weil uns Gott nicht aufgeht in der blinden geistlosen

Naturkraft, die uns ja ewig fremd und feind bliebe, sondern weil wir in der Natur eine Offenbarung des Gottes finden, der als allmächtiger Geist über allen Himmeln thront und zugleich unseres eigenen Geistes innerstes Leben und Licht ist (Joh. 1, 4, 9). Oder ein anderer Fall: Der Missionar steht einem buddhistischen Pessimisten und Atheisten gegenüber, der in der Welt nichts anderes zu sehen vermag als einen sinn- und zwecklosen Kreislauf des Entstehens und Vergehens, aus dem es für die müde und hoffnungslose Seele keine Erlösung gebe als in der Verneinung alles Wollens, im Auslöschen alles Lebens, im Nirvana. Ihm mag der Missionar sagen: Du hast ganz Recht, daß du in dieser vergänglichen Welt keine bleibende Stätte, kein unbedingtes höchstes Gut findest; auch wir glauben, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, und daß die Welt mit ihrer Lust vergeht; aber wir fügen noch hinzu: Wer den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit. Wir glauben an einen göttlichen Willen, der dem Menschenleben sittliche Zwecke setzt und damit einen Inhalt giebt, der die flüchtige Spanne der irdischen Pilgerschaft überdauert und an Wert überragt. Auch wir leiden unter dem Leid der vergänglichen Welt, aber wir suchen die Erlösung nicht auf dem Wege des Todes, sondern wir kennen und haben die Erlösung zum Leben, denn unser Glaube an den Gott, der die Liebe ist und uns zu seinen Kindern und zu Mitarbeitern an seinem Reich des Guten bestimmt hat, dieser unser Glaube ist der Sieg, der die Welt und ihre Angst überwunden hat und immer neu überwindet. Und zwar hält er nicht bloß den einzelnen aufrecht unter den Bürden seines Lebens, sondern auch der christlichen Völkerwelt hat dieser Glaube Mut und Kraft gegeben, die Welt zu überwinden und zu gestalten, während die pessimistische Weltverneinung die Völker Asiens zu jahrtausendlanger Erstarrung verurteilt hat.

Dieser Beweis für die Wahrheit des Christentums aus seiner sittlichen Wirkung in der Geschichte hat nun zwar auch für den heidnischen Gegner ein hervorragendes Gewicht. Gleichwohl sucht er auch hiergegen sich zu decken durch ein Raisonnement, das man fast raffiniert klug nennen könnte. In einem Aufsatz eines japanischen Gelehrten über die moralischen Grundsätze des Orients und Occidents, von dem unser Missionar Schiller in der Z. M. R. berichtete (1896, 4. Heft, S. 212 ff.), wird behauptet, daß der Osten, d. h. die konfuzianisch-buddhistische Völkerwelt Ostasiens, den altruistischen Grundsatz der Selbstverleugnung und des Gehorsams gegen die Übergeordneten obenanstelle, der christliche Westen dagegen den egoistischen Grundsatz der Selbsterhaltung, der durch die christliche Forderung der allgemeinen Nächstenliebe nur wenig gemäßigt werde. Diesem falschen Betonen der individuellen Rechte verdanke zwar der Westen die zivilisatorischen Fortschritte der Gesellschaft, aber auf Kosten der Pietät und des Gehorsams, was der sittliche Vorzug des Ostens sei. Die vollkommene Moral werde daher erst in Japan entstehen, sofern es mit seiner orientalischen Pflichtenlehre den occidentalischen Geist der Selbständigkeit und Unabhängigkeit, der zum Fortschritt nötig sei, verbinde. In diesem echt japanischen Raisonnement den Irrtum aufzuweisen, fällt dem christlichen Apologeten nicht schwer. Denn eben das Ideal der Moral, das der selbstgefällige Japaner der Zukunft seines Volkes vorbehalten meint, ist in Wahrheit schon seit 18 Jahrhunderten das Prinzip der christlichen Sittlichkeit gewesen; in ihr ist von Anfang Selbstverleugnung und Selbsterhaltung der Persönlichkeit, Unterordnung der einzelnen unter die

Ordnung der Gemeinschaft und Selbständigkeit der Glieder in der Gemeinschaft zur grundsätzlichen Einheit verbunden. Aber dieses Moralprinzip, dessen Wahrheit und Heilsamkeit der Japaner wohl erkennt, ist nicht etwa durch kluge Nützlichkeitsrechnung erfunden worden und wird auch niemals auf diesem Wege zur lebendigen Macht eines Volkes erhoben werden können, sondern es ist gewachsen als die köstliche Frucht am Baume der christlichen Religion, es ist die Konsequenz unseres Glaubens an die Gotteskindschaft der Menschen. Dieser Glaube ist es, der die menschliche Persönlichkeit als solche in ihre gottgewollte Würde einsetzt und freimacht von der Knechtschaft der Menschen und der Institutionen, und der doch zugleich die einzelnen Personen an einander und an das geordnete Gemeinschaftsganze bindet durch das mächtigste soziale Band, durch das königliche Gesetz der Freiheit, welches Liebe heißt. Es war der Apostel Paulus, der zuerst das große Wort schrankenloser Humanität gesprochen hat: Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, sondern sie sind allzumal eins in Christo! Die christliche Liebe, die auf dem Glauben an die göttliche Liebe als die allverbindende und allbefreiende Macht ruht, sie ist die Freiheit in der Gebundenheit und die Gebundenheit in der Freiheit, sie ist das organisierende Prinzip der christlichen Gesellschaft, das die sittlichen Kräfte in allen ihren Gliedern entbindet und zu höchster Selbstbethätigung antreibt, aber alle diese mannigfaltigen Einzelkräfte in den Dienst des Ganzen stellt und zu Werkzeugen macht für den gemeinsamen Zweck des höchsten Gutes, des Reiches Gottes. Von der gewaltigen lebenfördernden Kraft dieses Prinzips weiß der Heide nichts; seine soziale Pietät, deren schöne Züge wir übrigens gerne anerkennen, ruht doch nicht auf dem Boden der persönlichen Freiheit, sondern der unpersönlichen patriarchalischen Sitte, mit dieser steht und — fällt sie. Die Zeichen dafür zeigen sich schon gegenwärtig in dem der westlichen Kultur nacheifernden jungen Japan in so bedrohlicher Weise, daß auch ernste Japaner davor die Augen nicht verschließen können. Damit steht dann aber die heidnische Kulturwelt des Ostens vor derselben entscheidungsvollen sozialen Frage, wie einst die alte Welt zu Paulus Zeit: Was wird dann, wenn unter der Emanzipation der Individuen die alte patriarchalische Sitte und Pietät sich auflöst, die Gesellschaft noch zusammenhalten? was sie retten vor dem drohenden Krieg aller wider alle? Ein Zurück zur Einfalt der Väter giebt es niemals für ein Volk, das einmal vom Baum der Erkenntnis gekostet hat; ihm bleibt nur die Wahl zwischen zwei Wegen: Entweder unter dem Wirbel der entfesselten Leidenschaften hinabzutaumeln in den Abgrund der Selbstzerfleischung, der allgemeinen Korruption und Auflösung aller sozialen Ordnung; oder aber sich durch christlichen Glaubens- und Liebesgeist erheben zu lassen zu einer neuen und dauernden Gemeinschaft, zu dem Reich Gottes, das Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste ist. Diese Alternative den kulturstolzen und sicheren Heiden immer wieder vor die Augen zu stellen, ihr Gewissen zu wecken, ihnen die Augen dafür zu öffnen, daß die Sünde der Leute Verderben ist und ganze Völker um so sicherer ins Verderben reißt, je mehr sie durch Kultur raffiniert sind, dann aber ihnen das rettende Heil zu zeigen im Evangelium von der Vaterliebe Gottes, von der Gotteskindschaft des Menschen und von dem Reiche Gottes, dessen Bürger in

Freiheit und Liebe einander und dem gemeinsamen Haupte dienen — das wird die rechte wirksame positive Apologetik sein.

Freilich ein Hindernis steht ihrer Wirksamkeit bei den heidnischen Kulturvölkern noch immer im Wege, das nicht auf ihrer, sondern auf unserer Seite seinen Grund hat und zu wichtig ist, als daß wir es nicht ernstlich und ehrlich ins Auge fassen sollten. Sie sagen uns: Eure Verkündigung der Gotteskindschaft und des Gottesreichs hört sich wohl ganz schön an und könnte uns wohl überzeugen, wenn wir nur nicht so vieles andere mit in Kauf nehmen müßten, was in eurer heiligen Schrift und euren kirchlichen Dogmen uns zu glauben geboten wird und was wir doch nicht glauben können, weil wir darin nur altertümliche Sagen oder künstliche Menschensatzungen erblicken. Die Berechtigung dieses Einwurfs der gebildeten Heiden können wir um so weniger in Abrede stellen, als wir selbst uns ja in der gleichen Lage befinden, nur mit dem Unterschied, daß wir es schon längst gelernt haben, zwischen dem Wesen des Christentums, dem religiös-sittlichen Kern des Evangeliums, und seinen menschlichen unvollkommenen Formen, die aus den Vorstellungen vergangener Zeiten stammen, kritisch zu unterscheiden und in diesen Formen symbolische Hüllen des edlen Kernes zu erblicken, die wir achten können, ohne sie doch wörtlich fürwahrhalten zu müssen. Das geschichtliche Recht dieser kritischen Unterscheidung bedarf nicht erst einer Begründung auf dem klassischen Boden von Glarus, wo dereinst Zwingli durch stille Vertiefung in die heilige Schrift sich für sein reformatorisches Wirken vorbereitet hat, wo er jene freie und weitherzige humane Auffassung des Christentums gewonnen hat, in der wir unmittelbarer als bei irgendeinem anderen Reformator die Gedankenwelt der Gegenwart vorgebildet finden. Das sachliche Recht aber unserer Kritik an den überkommenen Formen des Glaubens liegt einfach darin, daß ohne sie eine ernsthafte und standhaltende Verteidigung des Evangeliums vor der Bildung der Gegenwart und der Zukunft einfach eine Sache der Unmöglichkeit wäre. Darum ist es nicht bloß ein Recht, sondern geradezu eine Forderung an eine ihrem Zweck entsprechende Apologetik, daß sie am rechten Ort auch Kritik zu üben verstehe. Nun meine ich, wenn wir es gelernt haben, an die Religion des Evangeliums zu glauben, ohne die biblischen und kirchlichen Mythen und Dogmen mit in Kauf zu nehmen, so wird eben das auch den Heiden zu lernen wohl möglich sein. Es kommt nur darauf an, daß sie in der rechten, pädagogisch weisen Art dazu angeleitet werden. In der That wird jede gesunde Apologetik in irgendeinem Grade auch kritisch verfahren, mindestens insofern, als sie das, was für den Hörer unverständlich, ungenießbar oder anstößig wäre, zurückstellt und die Hauptsache, auf die es für das religiöse Heil der Hörer ankommt, in Vordergrund rückt. In diesem Prinzip wenigstens dürften wohl die Missionare aller Richtungen, sofern sie wenigstens erzieherische Weisheit haben, so ziemlich einig sein. Dagegen gehen die Meinungen auseinander bei Beantwortung erstens der Frage: Was zu den Hauptsachen und was zu den kritisch auszuscheidenden oder zurückzustellenden Nebensachen gehöre? und sodann in der Beurteilung der Frage: Ob das kritische Verfahren nur indirekt und stillschweigend oder auch ausdrücklich, durch direkte Verneinung des Zweifelhaften zu geschehen habe? Auf die erstere Frage einzugehen, würde uns viel zu weit führen und eine Verständigung unter den verschiedenen theologischen Rich-

tungen wäre darüber zur Zeit doch nicht zu erreichen. Was aber die zweite Frage betrifft, so gehört sie, wie mir scheint, weniger in das Kapitel von der missionarischen Apologetik als von der Pastoraltheologie. Und diese wird für den Missionar schwerlich wesentlich andere Regeln geben als für den heimischen Diener des Wortes. Darum mögen hierüber einige kurze Bemerkungen genügen.

Die Kritik als solche wirkt, das wird jeder zugeben, nie erbaulich, schon darum nicht, weil sie nur Sache des Verstandes ist und das Gemüt entweder gleichgiltig läßt oder sogar schmerzlich berührt, weil sie liebgewordene Vorstellungen in Zweifel zieht. Daher wird für die Predigt des Missionars ebenso gut wie für die heimische die Regel gelten, daß sie nie direkt und ausdrücklich Kritik treiben soll. Sie hat einfach die religiös-sittliche Wahrheit des Evangeliums positiv darzustellen; je mehr sie diese in ihrem Centrum erfaßt und dieses auf das Centrum des Menschen, sein Herz und Gewissen so anzuwenden weiß, daß sie ihn zugleich beugt und erhebt, desto mehr wird sie religiöse Überzeugung und Gesinnung bewirken; dabei kommt auf die theoretischen Formen und Mittel der Darstellung nicht so viel an; genug wenn nur dem Hörer denkbare Gedanken geboten werden, die er sich aneignen kann, ohne daß sein Verstand daran Anstoß nimmt, denn das wäre allerdings ein Hindernis der Bildung religiöser Überzeugung; aber was denkbare Gedanken seien, das läßt sich schwer zum voraus und allgemein giltig bestimmen, weil hierfür alles auf die Empfänglichkeit und Geistesreife der Hörer ankommt. — Anders als bei der Predigt wird es sich mit dem Religionsunterricht für Katechumenen verhalten, weil hier der Stoff der biblischen und kirchlichen Geschichte zu Grunde zu legen ist. Hierbei wird sich die historische Kritik allerdings nicht ganz umgehen lassen, aus dem einfachen Grunde, weil sich die wirkliche Geschichte nicht erzählen läßt, ohne sie kritisch aus der Hülle der ungeschichtlichen Überlieferung herauszuheben. Indes fordert auch hierbei die pädagogische Weisheit ein richtiges Maßhalten; der Katechumene soll den Entwicklungsgang des Reiches Gottes in der biblischen Geschichte und die Entwicklung der menschlichen Gedanken darüber in der Dogmengeschichte kennen lernen; dazu genügt es völlig, ihm die Resultate der Geschichtsforschung in anschaulichen lebensvollen Bildern vorzuführen, aber ihn in das Detail der kritischen Operationen selber einzuführen, wäre völlig überflüssig und zwecklos; diese gehören zur technischen Arbeit des Gelehrten, also nicht in den Religionsunterricht, der ja nicht Gelehrte, sondern einfach Christen erziehen soll. Endlich noch eins: Auch da, wo der Kritiker die wörtliche Richtigkeit einer biblischen Erzählung oder eines kirchlichen Dogmas verneinen muß, soll doch die Verneinung niemals das letzte Wort behalten, sondern es sollen die zu Grunde liegenden idealen Motive aufgezeigt und auf die richtige praktische Verwertung der symbolischen Dichtung hingewiesen werden. Und daran mag sich noch die allgemeine Belehrung knüpfen, daß wie jede religiöse Gemeinschaft, so auch die christliche Kirche der symbolischen Ausdrucksformen zur gemeinverständlichen Darstellung ihrer religiösen Überzeugung bedarf, Ausdrucksformen, deren Wert nicht nach dem individuellen Verstandes- oder Geschmacksmaßstab, sondern nach ihrer Bedeutung als Band der kirchlichen Gemeinschaft zu beurteilen ist. Für diesen kirchlichen Gemeinsinn die Herzen zu

erwärmen, Gemeinden zu sammeln und zu erhalten, darauf muß zuletzt jede Missionspredigt abzielen. Dann hat sie an dem Thatbestand des christlichen Gemeindelebens selbst die wirksamste Apologie für die Wahrheit des Evangeliums, ein Zeugnis von Gott selbst geschrieben mit leuchtenden Zügen in den Herzen und dem Leben der gläubigen Gemeinde (II. Kor. 3, 2 f.).

Aussichten für die Verbreitung christlicher Litteratur in China.

Von Pfarrer **Paul Kranz** in Shanghai.

Es giebt zu Hause und auch hier draußen auf dem Missionsgebiet Christen, welche die Anstrengungen, dem Evangelium in China durch Verbreitung christlicher Litteratur Bahn zu brechen, mit zweifelndem Blicke beobachten. Sie meinen, andere Missionsmethoden, besonders öffentliches Predigen vor den heidnischen Volksmassen, sei mehr dem Vorbilde des Herrn und der Apostel entsprechend und habe auch bessere Erfolge aufzuweisen. Es liegt mir fern, den Wert einer rein evangelistischen Missionsthätigkeit zu unterschätzen, die Frage ist nach meiner Ansicht überhaupt nicht die, ob man das eine oder das andere thun solle, ich möchte nur darzuthun versuchen, daß neben der mündlichen Predigt, die ja von Hunderten, ja selbst von Tausenden eifrig betrieben wird, die Verbreitung christlicher Litteratur von ebenfalls nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, und daß speziell in China die Aussichten für eine solche Missionsmethode besonders günstig sind.

Das Neue Testament.

Es ist wahr, der Herr Jesus selbst hat während seines Erdenlebens kein Buch verfaßt. Welch' kolossales Aufsehen würde es doch erregen, wenn irgendwo in einem Kloster oder einer Felsenhöhle eine wirklich authentische Schrift Jesu aufgefunden würde! Solches ist nicht wahrscheinlich. Es war sein Beruf, das göttliche Leben in seiner Person durch sein eigenes Thun und Leiden, durch seinen Charakter offenbar zu machen. Doch würden wir darüber keine zuverlässige Nachricht haben ohne die schriftlichen Urkunden des Neuen Testaments. Dies erkennt der Verfasser des Lukasevangeliums, wenn er die schriftliche Abfassung seines Berichts mit der Absicht motiviert, daß Theophilus von der „Zuverlässigkeit" der Lehren, in welchen er unterrichtet sei, sich möge überzeugen können, und der Verfasser des Johannesevangeliums, wenn er sagt (Joh. 20, 31), diese (Zeichen) aber sind beschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus, der Christus, der Sohn Gottes ist, und damit ihr durch den Glauben Leben habet in seinem Namen. Was wären wir doch ohne jene schriftliche Sammlung der Herrenworte, welche jedenfalls eine Hauptquelle der drei ersten Evangelien bildet? Was wären wir ohne die Briefe des Paulus? Was hat im Laufe der Weltgeschichte mehr zur Verbreitung des echten Christentums beigetragen, die mündliche oder die litterarische Thätigkeit des Apostels? Ich sollte meinen, ent-

schieden die letztere. Jener Einwand gegen litterarische Missionsthätigkeit, daß sie dem Geiste des Neuen Testaments nicht entspreche, ist also durch den Einfluß des Neuen Testaments selbst als einer schriftlichen Darstellung des Christentums widerlegt.

Der Einfluß der Apologeten.

Man hört oft gegen litterarische Missionsthätigkeit und namentlich gegen die Bemühungen einzelner Missionare, durch gediegene Schriften die höheren Gesellschaftsklassen in China zu erreichen, den Einwand, daß das Evangelium vor allem den Armen gepredigt werden solle, und daß Paulus schon sage, daß nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle berufen seien (1. Kor. 1, 26). Wir bestreiten nicht jenes „vor allem den Armen", nur möchten wir die höheren Klassen in China nicht ganz vernachlässigt sehen. Jene Worte des Paulus und die Geschichte des Urchristentums lehren nach unserer Ansicht überhaupt nicht mehr, als daß in dem Anfangsstadium der Missionsthätigkeit vor allem die unteren Klassen als am ehesten empfänglich berücksichtigt werden sollen, sie schließen aber nicht aus, daß nach einem gewissen Zeitraum von Massenpredigt gerade die höheren Klassen eines Volkes die wichtigsten Missionsobjekte werden. So ist es gewesen bei der Ausbreitung des Evangeliums im römischen Weltreich. In dieser Hinsicht ist die Thätigkeit und der Einfluß der ersten Apologeten von hoher Bedeutung für eine weise Missionsmethode. Abt Uhlhorn giebt darüber in seinem vortrefflichen Buche: „Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum" lehrreiche Winke. In dem Kapitel: „Der wachsende Einfluß des Christentums" S. 241 ff. schildert er die Thätigkeit jener hochgebildeten Männer. Er konstatiert, daß vor dem Wirken der Apologeten die Zahl der Christen eine verhältnismäßig noch geringe war. Die litterarische Thätigkeit der Apologeten bedeutet einen epochemachenden Wendepunkt in der Geschichte der Ausbreitung des Evangeliums. Uhlhorn sagt: „Der Kampf mit dem Heidentum wird jetzt auch in der Litteratur begonnen". — „Hatte das Christentum sich bis dahin mehr in der Stille ausgebreitet, hatten seine Anhänger, ein stummes, nur in den Winkeln geschwätziges Volk, wie die Heiden spotteten, die Verteidigung nur schweigend und duldend geführt, jetzt traten in klassischer Wissenschaft geschulte, der Sprache mächtige Männer auch in Schriften dafür auf". . . . „Die nächste Aufgabe der Apologeten war, die Vorwürfe zu widerlegen, welche dem Christentum gemacht wurden". . . . „Dann galt es, überhaupt die Vorurteile zu beseitigen, welche die Heiden gegen den neuen Glauben hegten. Dieses konnte nur dadurch geschehen, daß man die Heiden mit dem neuen Glauben bekannt machte, denn aus Unkenntnis gingen die Vorurteile ja meist hervor. Deshalb legen die Apologeten offen dar, welches die Lehren und Grundsätze, die Sitten und Bräuche, welches das ganze sittliche Verhalten der Christen ist. . . . Dann aber gehen sie auch zum Angriff über. Die Apologie wird zur Polemik. Die Thorheit des Götzendienstes, die Sittenlosigkeit der Götter, . . . die Frucht, die davon im Leben der Heiden sich zeigt, das selbst ein Pfuhl von Unsittlichkeit ist, das alles wird den Heiden offen und scharf vorgehalten. Aber dabei allein bleiben die Apologeten doch nicht stehen. Sie kennen nicht bloß

die vom Christentum abgewandte, sie kennen die dem Christentum zugewandte Seite des Heidentums. Nicht die Kluft zwischen Christentum und Heidentum möglichst weit und klaffend zu machen, ist ihr Streben, sondern das Christentum dem Heidentum möglichst nahe zu bringen. Deshalb suchen sie nach Ahnungen des Christentums im Heidentum, nach Ähnlichkeiten zwischen den Lehren der Weltweisen und denen des Christentums, nach Typen und Weissagungen auf dieses mitten in der Heidenwelt". (Uhlhorn S. 244.) „Noch bestimmter sieht der Brief an den Diognet in der Zeit des Heidentums eine Vorbereitungszeit auf das Christentum. Indem er die Frage beantwortet, die von den Heiden oft aufgeworfen wurde, weshalb denn Gott seinen Sohn so spät gesendet habe, führt er aus, daß die Welt erst für diese Sendung reif werden mußte". . . . „Im ganzen und großen klingt durch die ganze Apologetik der Zeit ein Ton gewinnender Liebe hindurch, der seinen schönsten Ausdruck in dem oft erwähnten herrlichen Brief an den Diognet findet. Die Apologeten wollen nicht abstoßen, sondern heranziehen und benutzen dazu jeden Anknüpfungspunkt, den sie im Heidentum, den sie in der Seele der Heiden finden können. Galt den Heiden das Christentum als etwas aller Humanität Widerstrebendes (NB. jetzt gerade so in China), sie zeigen, daß es das eigentlich wahrhaft menschliche ist; denn wie Tertullian es etwas später so schön ausgesprochen hat, „die menschliche Seele ist von Natur eine Christin". (Uhlhorn S. 245.) Bedeutsame Lehren fürwahr sind in diesen historischen Sätzen für unsere moderne Missionsarbeit enthalten.

Und was war der Erfolg? Uhlhorn bemerkt: „Eine direkte Spur davon findet sich nirgend"[1]) (NB. auch bei moderner litterarischer Missionsthätigkeit darf man nicht viele statistische Angaben über direkte Bekehrungen durch Schriften erwarten; Gott allein sieht diese Erfolge), doch er fährt fort: „Aber das ist klar, ignorieren ließ sich eine Religion, die so auf den Kampfplatz trat, nicht mehr. Mit dem Ignorieren ist es jetzt auch für immer vorbei! Hatten noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die gebildeten Heiden es für unter ihrer Würde gehalten, sich um den barbarischen Aberglauben zu kümmern, jetzt ist das anders. In Rom disputiert der Philosoph Crescenz mit Justin über den christlichen Glauben. . . Der Rhetor Fronto, der Lehrer des Kaisers Marc Aurel, einer der gefeiertsten Männer der Zeit, den Zeitgenossen der unübertroffene, mit Cicero um den Vorrang streitende Meister der Beredsamkeit, hält es für nötig, seine Kunst zu einem Angriff auf das Christentum zu verwenden. Es ist die erste heidnische Gegenschrift, von der wir hören, die aber bald durch die viel umfassendere, auf wirklichem Studium des Christentums ruhende Schrift des Celsus in Schatten gestellt wird. Lucian, der vielgelesene Spötter, spottet auch über das Christentum, und selbst der Kaiser kann nicht umhin, es gelegentlich in seinen Monologen zu erwähnen. Sind die Urteile auch alle ungünstig, zum Teil stark gehässig, davon geben sie doch Zeugnis, daß das Christentum anfängt, eine spürbare Macht zu werden in dem geistigen Leben der Zeit". (Uhlhorn S. 246.)

Wenn wir doch auch in China erst einmal sagen könnten: „Mit dem Ignorieren ist es jetzt für immer vorbei". Das ist gerade das

---

[1]) Die spationierten Stellen rühren von mir her. P. K.

Gräßliche, daß vorläufig die Gelehrten im Lande die geistige Größe des Christentums ignorieren, oder wenigstens zu ignorieren vorgeben, daß nur sehr selten chinesische Gelehrte das Christentum wirklich studieren, daß wir also das eigentliche Herz der Nation noch nicht getroffen haben. Es ist meine Überzeugung, daß gerade wie in der alten Kirche, so auch in China wesentlich litterarische Missionsthätigkeit dazu beitragen wird, um diesem Ignorieren für immer ein Ende zu machen. Besser Kampf, Geisterkampf auf Leben und Tod als dieses Schweigen!! Enthält also nicht die Thätigkeit und der Erfolg der ersten Apologeten eine deutliche Mahnung an die Missionsgemeinde der Gegenwart, die litterarische Missionsthätigkeit nicht zu vernachlässigen oder als ein Stiefkind zu behandeln?

Der Einfluß von Litteratur in der weiteren Entwicklung der Kirche.

Dasselbe gilt von allen weiteren wichtigen Epochen der Kirchengeschichte. Man kann mit Recht behaupten, daß alle bedeutenden Männer der Kirchengeschichte auf ihre Zeitgenossen und besonders auf die Nachwelt fast ausnahmslos mehr durch ihre Schriften als durch ihr mündliches Wort eingewirkt haben. Ich weise nur hin auf den Einfluß, den Männer wie Origines und Augustin, Anselm und Abälard, Petrus Lombardus und Thomas Aquinas, Meister Eckart, Tauler, Thomas a Kempis, Hus und Wiclif, Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin, Johann Arndt und Jakob Böhme, Spener und Francke, Zinzendorf und Wesley, Kant und Schleiermacher 2c. durch ihre Schriften auf Generationen und Jahrhunderte ausgeübt haben. Und ist nicht seit Erfindung und durch immer steigende Verbesserung der Buchdruckerkunst der Einfluß christlicher Litteratur auf die Völker Europas stetig im Wachsen begriffen? Nehmt doch weg aus unserem eigenen deutschen Volksleben den gesegneten Einfluß aller christlichen Schriften, die Arbeit der Bibel- und Traktatgesellschaften, die Sonntagsblätter und christlichen Zeitungen, die Gesangbücher und Gebetbücher, die Tausende von gelehrten und populären Bibelerklärungen, die Millionen von gedruckten Predigten, nehmt sie weg und laßt nur übrig den Einfluß von Person zu Person, von des Predigers Mund zu des Hörers Ohr, und noch mehr, nehmt sie weg, aber überlaßt gleichzeitig diese furchtbare Waffe der Presse dem mächtig anströmenden widerchristlichen Zeitgeiste, — dann werdet ihr verstehen, was eine christliche Missionsthätigkeit unter einem litterarisch aufs höchste interessierten Volke, wie dem der Chinesen, ohne die Hilfe einer gediegenen christlichen Litteratur wäre, und wie unangebracht die Klage einiger Freunde ist, daß unser Verein in China wohl bis auf weiteres noch mit litterarischer Thätigkeit sich werde „begnügen" müssen. Möchte nur Gott geben, daß wir noch ein Dutzend Männer wie Dr. Faber, Dr. Allen, Dr. Fryer, Dr. Martin und Mr. Richard für litterarische Missionsarbeit in China hätten! Wenn irgend etwas außer den donnernden Schicksalsschlägen Gottes, so könnten deren Werke das Herz der Nation erreichen. Ich beklage nicht den Mangel an guten Gelegenheiten, ich beklage die eigene Unfähigkeit, sie besser ausnützen zu können. Es ist eine Arbeit, die einen Engel verlocken könnte, vom Himmel zur Erde zu kommen,

eine Arbeit, die ungeheuer schwer und aufreibend, aber zugleich ungeheuer aussichtsreich ist, und wenn ich vielleicht nicht fähig sein werde, selbst viel gute Bücher zu schreiben, so kann ich wenigstens helfen, die guten, die da sind, im Land zu verbreiten.

China für litterarische Missionsthätigkeit besonders geeignet.

Dazu kommt, daß China ein für litterarische Missionsthätigkeit besonders geeignetes Land ist, ganz anders z. B. wie Afrika. Warum? Weil das ganze nationale Leben Chinas sich um seine Litteratur bewegt und das höchste Streben aller Chinesen dahin geht, sich litterarische Ehren zu erwerben. 400 Millionen Chinesen, mehr Menschen als alle Einwohner Europas zusammengenommen, sind hier durch eine Schriftsprache mit einander verbunden, und während es zahlreiche verschiedene Dialekte giebt (Kantonesisch, Hakkadialekt, Futschaudialekt, Ningpo-, Shanghai-, Sutschau-Dialekt, Kuanhoa), die sich nicht, oder nur sehr schwer untereinander verstehen, sind dagegen die überall gleichen Charaktere der Schriftsprache das große Einheitsband und der seit beinahe drei Jahrtausenden bewährte Gedankenträger der Nation. Während also z. B. Dr. Faber zur Zeit, als er in Kanton lebte und kantonesisch redete, sich mündlich in keiner andern der vielen Provinzen Chinas hätte verständigen können, sind die Schriften, die er damals in chinesischem Wenli (Buchstil) verfaßte, ohne weitere Veränderung geeignet, durch das ganze Land zu gehen, und werden jetzt wirklich in den entferntesten Gegenden des Reichs gelesen, in Peking der Hauptstadt, im äußersten Norden der Mandschurei, im Centrum Chinas in Shanghai und Hankau, im äußersten Westen in Sz-tschuan, in den südlichen Provinzen und selbst in Korea und in den chinesischen Kolonien jenseits des Meeres. Wie kann ein Mensch so durch die Presse seine Kraft verzehnfachen, ja millionenmal verstärken! Der verstorbene Dr. Williamson, der Begründer der Diffusion Society (Gesellschaft zur Verbreitung christlicher und allgemeiner Kenntnisse unter den Chinesen) sagt einmal: The truth is that we cannot reach China as a whole but by the Press, d. h. die Wahrheit ist, daß wir China als ein Ganzes nur durch die Presse erreichen können. Vor nicht langer Zeit hat Dr. Bretschneider in Petersburg eine vorzügliche Karte Chinas veröffentlicht. Wenn ich diese Karte mit den vielen, vielen Städten manchmal studiere und mir dabei vorstelle, wie in all diesen Städten die bezopften Menschen wimmeln, Menschen, von denen ich die meisten nie von Angesicht zu Angesicht sehen kann, so ist es mir oft ein ermutigender Gedanke, daß wir sie alle doch mit unserer christlichen Litteratur von Shanghai aus erreichen können. Dies gilt nicht nur im geographischen Sinne; Bücher und Zeitschriften finden auch dahin ihren Weg, wo die Stimme des Predigers aus sozialen Standesrücksichten nie hinkommen könnte, in die Paläste der höhergestellten Beamten und den Kreis ihrer Familien. Ja, die einzige Art, wie man diesen einflußreichsten Personen beikommen kann, ist durch litterarische Arbeit. — Dazu kommt, daß ein gediegenes Buch auf jeden einigermaßen gebildeten Chinesen mehr Eindruck macht als viele Worte. Beredsamkeit ist von den besseren Kreisen der Chinesen bisher nur wenig gepflegt und in ihrem Werte wenig geschätzt. Märchenerzähler auf der Straße, Tausendkünstler und Schauspieler führen eine beredte Zunge, aber der wahr-

haft Gebildete drückt wichtige Dinge lieber schriftlich in charaktervollem Buchstil aus. China has been a literary country for several thousand years and she can only be elevated by literature, d. h. China ist seit mehreren tausend Jahren ein Land der Litteratur gewesen und kann nur durch Litteratur auf eine höhere Stufe gehoben werden, sagt Dr. Kung, ein höherer chinesischer Beamter in Shanghai in einem Brief an den früheren Lehrer des Kaisers mit Bezug auf ein neueres Werk Dr. Allens. Die bisherige Entwicklung des chinesischen Geisteslebens macht es unzweifelhaft, daß die Entscheidungsschlachten zwischen dem alten heidnisch-chinesischen und dem modernen christlichen Geiste auf litterarischem Gebiete müssen ausgefochten werden.

Was für Bücher sind nötig?

Was für Bücher sind denn nun aber nötig, um die Chinesen immer mehr in diesen Geisteskampf hineinzuziehen und zugleich diesen Kampf zu gunsten des christlichen Geistes zu entscheiden? Dr. Williamson in seinem vorzüglichen Aufsatz über diesen Gegenstand, gehalten auf der Missionskonferenz zu Shanghai 1890, sagt: Der ganze Kreis der westlichen Litteratur oder die ganze westliche Litteratur ist nötig. Gewiß eine umfassende Antwort! Ich würde lieber sagen non multa, sed multum, nicht zu vielerlei, aber doch eine gute Anzahl von Werken, in denen die Überlegenheit des christlichen über den altchinesischen Geist einen gediegenen Ausdruck findet. Sehr richtig bemerkt Williamson: „Nicht Übersetzungen, sondern Original-Kompositionen sind nötig. Jedes Land hat seine Eigentümlichkeiten; Bücher, die für das eine Volk passen, passen nicht oft für ein anderes, weder im Stil noch in der Anordnung des Stoffs. Dies ist besonders so in China. Wer also mit Erfolg westliche Kenntnisse an China übermitteln will, muß sie durch seinen eigenen Geist gehen lassen und sie der Eigentümlichkeit des Volks entsprechend darstellen. Dies vermehrt die Arbeit". Diesen Grundsatz hat Dr. Faber stets befolgt; er hat nie einfach Zeile für Zeile übersetzt, sondern erst den Stoff selbst ordentlich bemeistert und dann ihn von seinen chinesischen Sekretären gründlich durcharbeiten lassen. Dabei hat er oft ihre Arbeiten drei-, vier-, ja wohl zehnmal korrigieren müssen. Das Resultat ist dann, daß in einem solchen Buch der christliche Geist bereits gründlich den chinesischen Geist durchdrungen hat und so der Sieg in dem Buche bereits entschieden ist. Es würde zu weit führen, alle Gegenstände aufzuzählen, über die eine gründliche Abhandlung in chinesischer Sprache erwünscht wäre; wir haben auch schon eine große Anzahl gediegener Bücher in Chinesisch, und fortwährend erscheinen neue Bücher auf dem Markte. Es ist besonders der Standpunkt der Diffusion Society, welcher ich seit 1½ Jahren ziemlich viel Zeit gewidmet habe, daß wir nicht nur Bibeln und Traktate, welche direkt auf die Bekehrung des Lesers abzielen, bedürfen (obwohl sie sicherlich sehr nötig sind), sondern daß wir auch allgemeinere Gegenstände von einem christlichen Standpunkt beleuchten und auch die sozialen und nationalen Interessen Chinas berücksichtigen wollen. Wir wollen Anknüpfungspunkte suchen, welche für die Chinesen ein wirklich lebendiges Interesse haben, z. B. der Krieg mit Japan, die Armut des niederen Volks und selbst der meisten Gelehrten, die Sehnsucht nach Reform, nach einer besseren Erziehung, Einführung der Eisenbahn u. s. w., und wir sind überzeugt, daß jeder Fort-

schritt auf irgend einem sozialen Gebiet das Herz dieser konservativsten aller Nationen auch mehr dem Einfluß des Christentums öffnen wird, und daß es andererseits nach dem Grundsatz Jakob. 2,15. 16 auch direkt eine pflichtmäßige Bethätigung der christlichen Liebe ist, ein geistiges Scherflein beizutragen, um dem sozialen und nationalen Elend der Chinesen, das sie gegenwärtig am meisten drückt, abzuhelfen. Wessen Herz kann unbewegt bleiben, wenn er jährlich von Hungersnöten in irgend einer Provinz Chinas hört, wenn er das elende Leben der großen Massen der Bevölkerung in ihren erbärmlichen Hütten im Innern des Landes sieht, wenn er die Hilflosigkeit dieses einst so großen und mächtigen Volks im Kreise der modernen Großmächte bedenkt? Da ist es gewiß keine Verschwendung christlicher Streitkräfte, wenn zwei oder drei weitherzige Missionare, wie Dr. Allen und Rev. Richard, sich anstrengen, den Leitern des chinesischen Volkslebens durch litterarische Arbeiten die Augen zu öffnen über die nationalökonomischen Gesetze, welche den Fortschritt der Nationen regieren, gleichzeitig immer darauf hinweisend, daß alle rein intellektuelle und materielle Kultur nicht ausreicht, um ein Volk groß und glücklich zu machen, sondern daß dazu kommen muß die moralische Pflege des Charakters, welche wiederum nur wahrhaft gedeihen kann, wenn sie ihre Motive und ihre tägliche Kraft empfängt von der religiösen Wurzel des Christentums. Wir müssen auf alle mögliche Weise versuchen, die Aufmerksamkeit der Chinesen auf die rettenden Kräfte des Christentums hinzuweisen. Schöne moralische Phrasen haben sie genug, aber keine Kraft sie auszuführen. Da kann nur eine individuelle und nationale Wiedergeburt durch das Christentum helfen.

Die Verbreitung der Bücher.

Mit dem Schreiben der Bücher ist es nicht genug, sie müssen vor allem auch verbreitet werden. Das kostet Geld, viel Geld. Ist es nicht ein Jammer, denkt mancher, daß die idealsten Bestrebungen oft durch den Mangel an Geld gehindert werden? Andererseits ist es nicht auch schön, daß wir das Geld, „den ungerechten Mammon“, so bequem in Bücher umsetzen und damit Tausenden zum Segen werden können? — Die beste und weiseste Methode, christliche Litteratur in China zu verbreiten, ist jedenfalls die, welche sich auch mehr und mehr Bahn bricht, nämlich die Bücher zu verkaufen und die Chinesen mindestens den vollen Preis der Druckkosten bezahlen zu lassen. Diesen Grundsatz befolgen wir seit einigen Jahren namentlich in der Diffusion Society. Wir chargieren für den Einzelverkauf das Doppelte der Druckkosten, gewähren aber bei Bezügen von fünf Dollars und darüber 30% Rabatt, um die Leute zu größeren Einkäufen zu ermutigen, und wir verwenden den Rest der Mehreinnahme zur Deckung der mit dem Verkauf verknüpften Unkosten und zum Druck neuer Bücher. Nur auf diese Art kann eine solche Gesellschaft hoffen, allmählich von Beiträgen der Heimat unabhängiger zu werden. Die immer steigende Cirkulation der Bücher darf nicht einen fortwährend größeren Verlust der Gesellschaft bedeuten, wie es der Fall wäre, wenn als Regel (Ausnahmen sind natürlich oft zweckmäßig) unter Kostenpreis verkauft würde, sie muß vielmehr einen Gewinn abgeben, der es möglich macht, neue Werke zu drucken. Auf diese Art hat die Diffusion Society im vorigen Jahre über 6000 Dollars Bücher ver-

kauft. Um den Absatz der Bücher zu erhöhen, sind fortwährende Annoncen in wichtigen chinesischen Zeitungen und auch in englischen Missionsblättern nötig, auch ausführliche Besprechungen und Empfehlungen der Bücher in leitenden Blättern, was natürlich alles Geld kostet. Die Missionare im Innern leisten uns eine schätzenswerte Hilfe beim Verkaufe der Bücher, indem einer etwa 100 Exemplare mehrerer Werke übernimmt und sie an seinem Wohnort zu verkaufen sucht. Mehr und mehr stellt sich aber das Bedürfnis heraus, an größeren Orten Chinas feste Niederlagen unserer Bücher zu eröffnen. So hoffen wir im Laufe dieses Jahres eine Niederlage in Mukden in der Mandschurei, in Tientsin, in Hankau und vielleicht auch in Tschungking zu eröffnen. Damit sind viele Schwierigkeiten verbunden, da chinesische Agenten ohne Aufsicht eines Fremden unzuverlässig sind, und man andererseits von einem schon sonst mit Arbeit überhäuften Missionar im Innern nicht erwarten kann, daß er viel Zeit auf solche rein geschäftliche Dinge verwendet. Andere Gesellschaften, z. B. Bibel- und Traktatgesellschaften haben außerdem chinesische Kolporteure im Dienst, die beständig im Lande umherreisen und deren Gehalt von einem Procentsatz der verkauften Bücher bestritten wird. Die größte Schwierigkeit ist die, daß die Chinesen noch immer wenig geneigt sind, die Bücher der Fremden zu kaufen; welchen großartigen Absatz müßten unsere Bücher sonst unter diesem bücherliebenden Volke finden! Die Chinesen sind noch zu stolz auf die Weisheit ihrer alten Klassiker und haben den Wert christlicher Civilisation noch nicht begriffen. Die wenigen Christen aber, welche da sind, sind meistens zu arm, um Bücher kaufen zu können. Darum ist es nötig, daß wir soviel als nur irgend möglich auch gratis unsere Bücher unter die Leute bringen. Das Verschenken mehrerer Exemplare eines Buches ist die beste Annonce und reizt andere, das Buch sich durch Kauf zu erwerben. Auch bei solcher freien Verbreitung von Büchern sind viele Missionare im Innern gern behilflich. Gelegenheiten giebt es ja genug in China, Bücher loszuwerden, besonders auf Reisen; unsere Hauptsorge muß sein, die rechten Bücher an die rechten Leute zu bringen, sodaß die Bücher auch wirklich studiert und geschätzt werden. Das habe ich bei Verteilung es Markuskommentars angestrebt, und es ist mir, glaube ich, mit Hilfe vieler Missionare gelungen.

Die Staatsexamina.

Eine besonders günstige Gelegenheit zur Verbreitung von Büchern sind die chinesischen Staatsexamina, wo die Gelehrten des Landes zusammenströmen. Es giebt drei Hauptgrade für Gelehrte in China: 1. Den Grad der Siu Tsai, 2. den der Kü Ren, 3. den der Tsin S' (der letztere Grad oft ungenau allgemein als Hanlin bezeichnet, cf. dagegen Etienne, Examens Littéraires en Chine, S. 200 Anm. 1 u. S. 208, Anm. 1). Zur Erlangung eines jeden der drei aufsteigenden Grade ist das Absolvieren mehrerer Vorexamina nötig. Das Hauptexamen für den Siu Tsai-Grad findet in jeder Präfekturstadt jeder Provinz innerhalb von 3 Jahren zweimal statt; das für den Kü Ren-Grad in jeder Provinzialhauptstadt alle drei Jahre einmal im 8. chinesischen Monat (unser September), und das für den Tsin S' alle drei Jahre einmal im 4. Monat in Peking. Das Examen für den Kü Ren-Grad, welches alle drei Jahre einmal im 8. Monat in

jeder Provinzialhauptstadt gleichzeitig im ganzen Reiche abgehalten wird, ist das für die Verbreitung christlicher Litteratur wichtigste, weil dabei die größte Anzahl von Gelehrten zusammenkommt. Etienne giebt in seinem vorzüglichen französischen Buch über die Examina S. 123 an, daß bei diesem Examen sich in Nanking 10 000 bis 14 000 Gelehrte für die Provinz Kiangsu und 8 bis 10 000 für die Provinz An Wei versammeln, zusammen in Nanking 24 000 (von denen nach S. 118 nur 142 den erwünschten Grad erlangen); in Kanton 20 000 Gelehrte (von denen 86 promoviert werden); in Tschentufu in Sztschuan 18 bis 20 000 (von denen 80 promoviert werden); in Kaifongfu in Honan 14 bis 16 000 (von denen 79 promoviert werden); in Peking 14 bis 15 000 (von denen 280 promoviert werden); in Hangtschau in Tschekiang 13 000 (von denen 104 promoviert werden); in Tsinanfu in Schantung 12 bis 13 000 (von denen 71 promoviert werden); in Wutschang in Hupeh 11 bis 12 000 (von denen 57 promoviert werden); in Futschau in Fukien 10 000 (von denen 100 promoviert werden); in Taiyüenfu in Schansi 7000 (von denen 70 promoviert werden); in Kueiyang in Kueitschau 4000 (von denen 50 promoviert werden).

Soweit gehen die zuverlässigen Angaben des Père Etienne; es fehlen in seiner Liste noch die Provinzen Kiangsi, Hunan, Schensi, Kansu, Kuangsi, Yünnan, wo nach einer anderen Liste Etienne's noch 365 Gelehrte zu Kü Ren promoviert werden und sich also wenigstens noch 50 000 Bewerber einfinden, sodaß man sagen kann: Es kommen in den verschiedenen Provinzialhauptstädten alle drei Jahre wenigstens 200 000 Gelehrte (d. h. solche, die bereits Siu Tsai sind) zusammen, um sich um den Kü Ren-Grad zu bewerben, und davon werden im ganzen alle drei Jahre nach vom Kaiser fixierter Norm nur etwa 1500 Gelehrte (genau 1484 nach Etienne S. 118) zu Kü Ren befördert. Das ist nicht Traum, auch nicht Märchen, das ist Wirklichkeit! Welche großartige Gelegenheit, christliche Litteratur zu verbreiten!! An vielen Orten haben die Missionare diese Gelegenheit auch treulich ausgenutzt. Freilich drängt man den vom „Examenfieber" aufgeregten Kandidaten die Bücher nicht vor dem Examen auf, wo ihr ganzes Interesse sich auf das Examen und auf die Themata richtet, die sie erst in den Examenshallen erfahren; aber wenn das Examen zu Ende ist und die Thüren der Examenshallen sich öffnen, um die Kandidaten partienweise herauszulassen, dann stehen die Missionare mit ihren Gehilfen und eingebornen Christen bereit, um den Herauskommenden längst vorbereitete Packetchen mit allerlei Büchern und Glückwünschen zu überreichen. Auch in den Herbergen und Theehäusern der Stadt und bei den Booten findet sich Gelegenheit genug, die Bücher an den Mann zu bringen, und wenn dann die zumeist „durchgefallenen" Kandidaten etwas, obwohl nicht zu sehr enttäuscht, die Heimreise antreten, dann lesen sie gern auf der Reise diese Bücher der Fremden und nehmen sie heim in ihre Marktplätze und Dörfer. — Wie es bei einer solchen Bücherverteilung hergeht, darüber findet sich im Chinese Recorder 1894 (S. 598 ff.) eine vortreffliche Schilderung; sie ist zu lang, um sie hier wiederzugeben. Der Schauplatz war Tschentufu im fernen Sztschuan. Am Sonnabend, den 14. September 1894, morgens 6 Uhr, verteilten dort 7 Missionare und eine große Anzahl chinesischer Gehilfen 12 000 Päckchen mit Büchern an die heraus-

kommenden Gelehrten; leider waren der Bücher zu wenige, denn die Kandidaten, sagt der Verfasser des Artikels, betrugen 17,000. Mit sehr wenigen Ausnahmen wurden die Bücher mit Dank angenommen. Zum Schluß sagt der Verfasser jener Schilderung folgendes: „Jeder Winkel der Provinz hatte hier seinen Repräsentanten. Angenommen 10,000 erhielten ein Packet Bücher; in 10,000 Familien kommt so ein Teil des göttlichen Wortes. Diese Familien sind einflußreich; ein Sohn, welcher Siu Tsai und berechtigt ist, sich um den Kü Ren-Grad zu bewerben, macht nicht nur seiner Familie, sondern der Stadt oder dem Ort, wo er lebt, große Ehre. Bücher, welche bei einer so wichtigen Gelegenheit und unter so aufregenden Umständen empfangen sind, werden sicher gelesen werden; sie werden von Hand zu Hand herumgehen unter Freunden und Nachbarn. Die Geschichte vom Kreuz wird von vielen zum ersten Mal vernommen werden. Der Same wird ausgestreut werden, und wer dürfte die Zahl derer eingrenzen, welche selbst mit diesem schwachen Lichte eingehen werden in das Königreich Gottes?" Eine andere Notiz über Bücherverteilung bei den Examina in Nanking in demselben Jahre findet sich im Chinese Recorder 1894 S. 511. Manchmal finden auch außerordentliche Examina statt, durch die besondere Huld des Kaisers verordnet, so im Jahre 1893 zur Feier des 60. Geburtstags der Kaiserin-Witwe. Rev. Richard berichtet, daß die Diffusion Society bei den Examina 1893 60,000 Traktate und Büchlein verbreitet habe, und 1894 20,000 Broschüren, 3000 Exemplare einer Monatsschrift und andere Schriften, zusammen in 1894 260,000 Seiten. In dem Jahresbericht dieser Gesellschaft für 1894 schätzt Richard die Zahl der Gelehrten, welche sich zu den Staatsexamina stellen (einschließlich derer, die sich um den Siu Tsai-Grad bewerben) auf mindestens 600,000 (die anderen, die nicht mehr zu den Examina gehen, sind also nicht eingerechnet) und sagt: „Indem wir diese erreichen, erreichen wir in Wirklichkeit die 350 Millionen von China; wenn wir den Geist dieser beeinflussen, so haben wir praktisch wenigstens drei Viertel des Restes beeinflußt, denn die Massen in China blicken mit besonderer Verehrung auf zu den Gelehrten als zu den einzigen, die etwas wissen. Die Arbeit unserer Gesellschaft, indem sie Vorurteile von dem Geist der natürlichen Leiter des Volkes entfernt, öffnet neue und ungeheure Felder von Nutzbarkeit für andere Gesellschaften unter den Massen, und alle Klassen werden so berührt. Wie wichtig es ist, die Führer zu beeinflussen, wird deutlich sein, wenn wir bedenken, nicht nur daß die Bekehrung und Erhebung von Nord-Europa eintrat, nachdem zuerst die Führer Karl der Große, Alfred der Große, Wladimir der Große und andere Regierende beeinflußt waren, und daß das dauernde Werk moderner Missionen im stillen Ozean, in Madagaskar, in Süd-Afrika und an anderen Orten auch hauptsächlich durch die Führer geschehen ist, — sondern auch, wenn wir bedenken, daß das Hinschwinden des Christentums in Kleinasien, Ägypten und Nord-Afrika dem Abfall der Führer zum Mohammedanismus folgte."

Im nächsten September werden wieder solche Examina für den Kü Ren-Grad in allen Provinzialhauptstädten abgehalten, und auch die Diffusion Society wird wieder eine große Anzahl kleiner Büchlein mit angeheftetem Katalog verbreiten. Die Eile, mit welcher bei dieser Gelegenheit die Bücher an die Gelehrten abgegeben werden müssen, wenn sie aus den Examinationshallen kommen, macht es unmöglich, in dieser Situation an Verkaufen zu

denken; die Bücher müssen einfach geschenkt werden. Rev. Richard bemüht sich jetzt, in England christliche Freunde zu bewegen, jeder oder mehrere zusammen 20 Pfd. (400 M.) jährlich für Bücherverbreitung an je einer Centralstation für die Siu Tsai- und Kü Ren-Examina beizutragen. Mehrere haben sich schon bereit erklärt. Im letzten Jahr erhielten wir von Schottland (von der Christian Literature Society for China) 300 Pfd. (=6000 M.) für Schriftenverbreitung in China. Die Britische Bibelgesellschaft und verschiedene von England und Amerika unterstützte Traktatgesellschaften sind auch eifrig an der Arbeit. Möchte Deutschland diesem Beispiel folgen[1])! Wie ich schon sagte, es giebt ja außer den Examina auch unzählige Gelegenheiten zur Bücherverbreitung; namentlich ist es unsere Aufgabe, die chinesischen Christen mit guten Büchern zu versorgen. Es giebt kein Land der Erde, in welchem sich für die Verbreitung christlicher Schriften eine so großartige Aussicht eröffnet als hier in China. Wenn man an die Millionen unsterblicher Menschenseelen in China denkt, denen die Botschaft von der Erlösung durch Christus nahezubringen, ohne Zweifel die wichtigste Aufgabe der Kirche der Gegenwart ist, und wenn man dann auf die geringen Mittel blickt, die uns die Christen der Heimat zu diesem Zweck darreichen, so könnte man wohl manchmal verzagt ausrufen: Was ist das unter so viele? Möge der Herr, von dem die Evangelien erzählen, daß er einst mit fünf Broten fünftausend Menschen sättigte, auch das Wenige, was wir für China thun können, so segnen, daß es doch viel Frucht trägt. An Seinem Segen ist ja alles gelegen. Das Mittel aber, diesen Segen auf

---

[1]) Die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese empfing im Jahre 1896:

von der Chinese Literature Society of Glasgow	£ 200 =	Doll. 1762,55
von den Ladies auxialiary branch of Glasgow	£ 100 =	Doll. 912,58
von der American Tract Society		Doll. 183,—
	Summa	Doll. 2858,13

The Central China Religious Tract Society (Hankow) empfing 1896:

von der Religious Tract Society of London	Taels 2582,39
von der Upper Canada Religious Tract Society	Taels 666,05
von der New-York Religious Tract Society	Taels 325,97
Summa	Taels 3574,41
	= Doll. 4830.

The Chinese Tract Society of Shanghai empfing 1896:

von der American Tract Society (New-York) . . . . Doll. 919,35

The North China Religious Tract Society empfing 1895 (letzter zugänglicher Bericht):

von der Religious Tract Society of London	Doll. 2143,62
von der American Tract Society	Doll. 882,83
Summa	Doll. 3026,45

Das macht zusammen 11 634 Dollars; sagen wir, da die Beiträge jährlich wachsen, rund 12 000 Dollars, die England und Amerika zur Verbreitung von christlichen Traktaten jährlich nach China schicken. Es werden keine Gehälter gezahlt.

Außerdem haben für Bibelverbreitung (Gehälter der Agenten sind hier mit eingerechnet) 1896 für China ausgegeben:

The British & Foreign Bible Society	Doll. 60 000
The American Bible Society	Doll. 59 427
The National Bible Society of Scotland	Doll. 35 000

(ein Dollar = 2 Mark 10 Pfg.)

Summa der Ausgaben der englischen und amerikanischen Bibelgesellschaften für China pro Jahr rund Doll. 155 000!! What may we expect from Germany?

unser Missionswerk herabzuziehen, ist das Gebet. Die Einpflanzung des Christentums in chinesische Herzen ist eine durchaus übermenschliche und übernatürliche Angelegenheit. Da gilt das Naturgesetz in der Geisterwelt: Je mehr Gebet, desto mehr Segen, und je ernstlicher die Christen der Heimat für China beten, desto herrlicher und hoffnungsreicher sind auch die Aussichten für alle litterarische Missionsarbeit in China. Darum „liebe Brüder, betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde, wie bei euch."

Japanisches.

Von Pfarrer Dr. O. Hering in Oberroßla.

XXXV. Die Lage auf dem Missionsfelde.

Die von dem Rev. Loomis in Yokohama veröffentlichte Statistik über die Missionsarbeit in Japan im Jahre 1896, die wiederum in den meisten Kolumnen einen Rückgang gegenüber dem Vorjahre aufweist, ist von Missionar Schiller im vorigen Hefte unserer Zeitschrift zutreffend besprochen worden [1]). Heute liegen uns noch eine Reihe anderer Urteile vom japanischen Missionsfelde über die Lage und die Aussichten für die Zukunft vor. Sie verkennen nicht die Schwierigkeiten der Lage, lauten aber gleichwohl nicht hoffnungslos, sondern weisen auf viele erfreuliche Anzeigen einer kommenden Besserung hin. Den Hauptanteil am Verlust tragen die amerikanischen Kongregationalisten (American Board Mission), die im Anschluß an den Verlust der Doshisha [2]) im vergangenen Jahre allein 1300 Gemeindeglieder oder 11,6% eingebüßt haben. Die Missionary Review bemerkt hierzu in ihrem Septemberheft: „Besondere Ursachen haben dies Missionswerk, das lange Zeit das aussichtsreichste von allen war, beeinflußt, während die anderen Missionen günstigsten Falls ihren Stand behauptet haben. Es ist viel, daß sie ihren Stand behauptet haben, und viel, daß in der Mission, die so schwer hat leiden müssen, noch so viele feststehen und dem Glauben treu bleiben. Im Gesamtergebnis stehen sie an zweiter Stelle, in der Opferwilligkeit sind sie allen anderen voraus. Soweit wir wissen, ist niemand entmutigt. In den Tagen des Erfolges haben viele, wie in der ältesten Kirche unter der Leitung der Apostel, sich zum Glauben bekannt, die seine Kraft nicht kannten, und viele blühten eine Zeit lang, aber sie hatten keine Wurzel und welkten dahin. Aber viele von ihnen halten aus und aus ihnen wird die Kirche kommen, die andauert. Das Werk behauptet nicht mehr seinen alten Platz in den Augen der Öffentlichkeit, aber es geht fort und wird das Land besitzen. An vielen Orten zeigt sich lebendiges Interesse und treue Arbeit bringt Früchte. Missionare und Bekehrte befinden sich in größerer Harmonie, als in der Zeit vorher. Es giebt weniger Unruhe, weniger Fragen nach der neuesten Neuigkeit, und eine ruhigere,

---

[1]) Z. M. R. 1897, S. 157 ff.
[2]) Z. M. R. 1896, S. 150 ff., 1897, S. 22 f., S. 96.

nüchterne Auffassung der Arbeit, die gethan werden muß, greift Platz" [1]). Dr. Atkinson, Missionar des American Board in Kobe, berichtet: „Die Prediger und Evangelisten auf dem Missionsgebiete arbeiten mit einem Eifer, wie ich ihn seit geraumer Zeit nicht habe beobachten können. Im ganzen Lande wendet sich das Verhalten gegenüber dem Christentum zum Besseren" [2]). Der englische Bischof Dr. Awdry in Osaka spricht sich in einem Berichte an das Komitee der Church Missionary Society vom April 1897 dahin aus, daß die Fortschritte des Christentums, die in den letzten Jahren weniger ausgesprochen gewesen sind, als in der Zeit vorher, wieder merklicher werden. Einst, so sagt der Bischof, war das Christentum, wie alles Fremde, in Japan Modesache. Die Regierung erwog sogar den Gedanken, es zur Staatsreligion zu machen, ein Schritt, der für das Christentum große Gefahren in sich geschlossen hätte. Die verminderte Gunst, mit der das Christentum in der letzten Zeit betrachtet worden ist, und der damit zusammenhängende Abfall vieler, die nicht aus den rechten Beweggründen übergetreten waren, sei daher nur als erfreulich zu betrachten. Aber es sind Anzeichen vorhanden, daß die Flut wiederkehrt. Die Behörden erkennen die größere Vertrauenswürdigkeit der Christen an, und ein großer Teil von ihnen nimmt angesehene Stellungen ein. Unter den im vergangenen Jahre von ihm getauften 114 Japanern waren drei Richter, drei Bankiers, zwei oder drei Doktoren, ein Gefängnisvorsteher und mehrere Polizisten [3]). Ein amerikanischer Journalist, der Japan bereist hat, faßt im »North China Herald« vom 19. März 1897 die Hindernisse, die seines Erachtens der Ausbreitung des Christentums in Japan entgegenstehen, nicht unzutreffend in folgende Punkte zusammen:

1. Das japanische Nationalgefühl verleitet die Japaner zu der Meinung, daß sie ihren Weg allein gehen können, „ohne die Hilfe oder die Zustimmung einer anderen Nation".

2. Die Japaner sind ein sehr bewegliches Volk. Es findet daher ein häufiger Wechsel des Wohnsitzes statt. Die Folge ist, daß Christen, die in Orte kommen, wo sie keinen Anschluß an christliche Gemeinschaften oder Prediger haben, zu ihrem früheren Glauben zurückkehren.

3. Sehr hinderlich ist der Umstand, daß sich die christlichen Missionare in Japan in ungefähr 30 Sekten scheiden, von denen jede behauptet, diejenige zu sein, der die heidnischen Japaner beitreten müßten.

4. Viele, die dem Christentum an sich nicht abgeneigt sind, sind in Zweifel, ob es rätlich und angebracht sei, die Sitten und Gebräuche, die das soziale Leben des japanischen Volkes seit Jahrhunderten charakterisiert haben, aufzugeben, besonders die japanische Auffassung der Ehe.

5. Die in Japan lebenden, Handel und Gewerbe treibenden Ausländer stehen dem Missionswerk mit vollständiger Gleichgiltigkeit gegenüber, mit einer Gleichgiltigkeit, die eigentlich Feindschaft genannt werden muß. Denn der Durchschnitts-Kaufmann im Orient (ganz besonders in Japan) blickt mit einer Art von Verachtung auf das Missionswerk.

6. Es ist fremden Gesellschaften unmöglich, Kirchen, Schulen und anderes Eigentum sicher zu stellen.

---

[1]) Missionary Review, Vol. X No. 9, S. 669.
[2]) Miss. Herald, Sept. 1897, S. 360.
[3]) Proceedings of the Church Miss. Soc. 1896/97, London, S. 369.

XXXVI. Japan in den letzten zwölf Monaten.

Einem Aufsatze des amerikanischen Missionars Dr. Knox in der Missionary Review entnehmen wir die nachfolgenden interessanten Mitteilungen:

„Der Tod der Kaiserin Wittwe erfolgte im Januar 1897, und ihre Beisetzung gab den Japanern Gelegenheit zu zeigen, daß sie in einigen Dingen noch Freunde der Vergangenheit sind. Die Begräbnisceremonien waren lang, kostspielig, unaussprechlich langweilig (für ungeduldige Occidentalen wenigstens), übertrieben, veraltet. Das ganze Reich wurde durchsucht nach Ochsen von genau der rituellen Farbe, um den Wagen mit dem Sarg zu ziehen. Der Wagen selbst war von besonderer Gestalt, und seine Räder gaben beim Umdrehen einen traurigen Ton von sich. Nach langem Suchen war ein alter Wagner gefunden worden, der die Konstruktion eines solchen Wagens verstand. Die schließliche Beisetzung des Sarges fand in der Nacht statt, und eine Stunde wurde gebraucht, um den Sarg an seinen Platz hinabzulassen. Alles Alt-Japan mit seinem umständlichen Ceremoniell, seiner endlosen Zeit und seiner unerschöpflichen Geduld!

Eine Amnestie für Gefangene wurde erlassen. Sechzigtausend erhielten Ermäßigungen ihrer Strafen, Sechzehntausend wurden in Freiheit gesetzt. Vergebens protestierten einige der Zeitungen gegen diese alte Sitte. In den alten Zeiten waren alle Vermutungen gegen den Gefangenen, und er wurde oft Jahre lang festgehalten, manchmal für die Zeit seines Lebens, ohne daß eine Schuld festgestellt war, ja oft ohne förmliches Verfahren. Viele wurden auch verurteilt wegen ceremonieller oder unabsichtlicher Übertretungen, oft auch wegen solcher ihrer Verwandten. Für solche bot sich durch den Tod einer Person aus dem Herrscherhause eine ersehnte Gelegenheit, frei zu kommen. Aber jetzt, so wurde betont, unter dem neuen Recht, erhalten die Schuldigen nur, was ihnen gebührt, und ein solcher Straferlaß vollzieht sich nur auf Kosten der Gerechtigkeit. Es wurde auch prophezeit, daß eine Folge die Zunahme der Verbrechen sein werde, und die letzte Zeit schien dem Recht zu geben. Mehr in Übereinstimmung mit modernen Anschauungen war eine Gabe von 400 000 Yen (à 2¼ M.) für wohlthätige Anstalten aus der kaiserlichen Schatulle, wiewohl diese Gabe vielleicht in keinem Verhältnisse stand zu den Verlusten, welche Tänzerinnen, Schauspieler und Musikanten dadurch erlitten, daß ihnen verboten wurde, für fünfzehn Tage ihrem Lebensunterhalt nachzugehen. Bei all dem war die Kaiserin-Witwe nicht einmal die Mutter des Kaisers. Aber in den Familienverhältnissen, wie in den Leichenceremonien, ist das kaiserliche Japan noch ganz archaistisch und unreformiert".

„Äußere Politik. — Patriotische Heißsporne tadelten die Regierung scharf, daß sie nicht darauf drang, daß die auswärtigen Höfe bei dem Tode der Kaiserin-Witwe trauerten.

Ernster war die russische militärische Mission nach Korea, die dem zwischen den beiden Mächten über das fatale kleine Königreich abgeschlossenen Vertrage entgegen zu laufen schien. Doch wird jetzt berichtet, daß die Angelegenheit in befriedigender Weise erledigt sei. Nichtsdestoweniger bleibt Korea ein Dorn im patriotischen Fleische Japans. Niemand kann behaupten, daß es hier einen Frieden mit Ehren erreicht habe.

Auch nicht in Formosa. — Aufstände, Epidemien, Unzufriedenheit und das Schlimmste von allem, das Verhalten der Japaner selbst, erscheinen als Ursachen von Fehlschlägen und schlimmen Erfahrungen. Die Zeitungen sind heftig erregt über diese Verhältnisse und rufen laut nach Reformen".

„Innere Politik. — Hier hat's den gewohnten Zank gegeben, sowie den üblichen Ministerwechsel. Kein Ministerium scheint imstande zu sein, länger als zwölf Monate auszuhalten. Vielleicht hat das letzte ein freundlicheres Geschick. Zwei Maßnahmen von Wichtigkeit hat es bereits mit der willigen Unterstützung des Parlaments vollendet. Es giebt jetzt größere Redefreiheit und größere Freiheit für die Presse. In der That ist jetzt Japan hierin manchen europäischen Staaten, die sich auf der Höhe glauben, weit voraus. Auch hat es noch keine Unzuträglichkeiten gegeben, trotzdem es an Gelegenheit zu erregten Debatten nicht gefehlt hat. Wir wagen zu prophezeien, daß Freiheit in Japan konservativ und nicht revolutionär sein wird.

Offene Klagen werden laut über ernste Korruption in der Regierung. Es wird offen behauptet, daß der Ministerwechsel durch Bestechung des Parlaments möglich gemacht wurde. Sicher ist, daß eine feindselige Majorität auf geheimnisvolle Weise in eine unterwürfige verwandelt wurde, und sicher ist auch, daß eine rapide Wandlung in der japanischen Gesellschaft vor sich geht, eine Wandlung, die in vielen Beziehungen unheilvoll ist".

„Die Geldmacht. — Japan hat auf sozialem Gebiet bis jetzt seine feudalen Ideale und Grundsätze beibehalten. Im alten Japan waren Reichtum und Luxus verachtet. Der ärmste Samurai galt mehr, als der reichste Kaufmann. In den großen Klans wurden die jungen Edelleute als Soldaten erzogen und durch Vorschriften und Vorbilder gelehrt, daß Reichtum von Edelleuten nicht angestrebt werden dürfe. Knaben wuchsen zu Männern heran, ohne etwas vom Gelderwerb zu verstehen und ohne einen Dollar ihr eigen nennen zu können[1]). In den alten Samuraifamilien herrschte eine geradezu puritanische Einfachheit. Nach dem Fall des Feudalismus blieb der alte Grundsatz. Der kleinste Beamte hatte das Bewußtsein, zur regierenden Kaste zu gehören und hoch über dem gemeinen Volke zu stehen. Die niederen Beamten waren arm, aber über jeden Verdacht erhaben. Man konnte nicht einmal einen Polizisten bezahlen, auch nicht für außergewöhnliche Dienste. Das Ansehen, das diese Leute genossen, und die Macht, die sie ausübten, trotzdem sie aufs dürftigste bezahlt waren, war erstaunlich.

Aber mit der neuen Civilisation kommt eine Wandlung, die sich zumal seit Beendigung des Kriegs bemerkbar macht. Der alte japanische Ehrgeiz, den großen Mächten gleichzustehen, scheint nur durch Vermehrung des Wohlstandes erreichbar zu sein. Die Nation hat sich selbst nie für arm gehalten. Sie hatte genug, aber mit der neuen Lebensführung kommen neue Bedürfnisse. Civilisation im modernen Stile ist eine kostspielige Sache. Verglichen mit Europa und Amerika ist Japan thatsächlich arm, aber es muß in der neuen Gesellschaft standesgemäß auftreten. Die Ausgaben wachsen Schritt für Schritt und die Steuern mit ihnen. Aber man glaubt nun einmal, auf diesem Wege den westlichen Nationen gleichzukommen. Man

---

[1]) Ihren Lebensunterhalt erhielten sie in natura von ihren Lehnsherren.

sagt jetzt, daß es der Ehrgeiz jüngerer Leute ist, reich zu werden, und das Verhältnis in der sozialen Stellung der armen Beamten und der reichen Kaufleute ist plötzlich umgekehrt. Überall macht sich ein Haschen nach Geld bemerkbar. Neue Unternehmungen werden geplant und neue Geldquellen gesucht. Trotz der mächtigen Ausdehnung des Handels und der Industrie in den letzten Jahren fühlt sich die Nation noch arm und dürstet nach Wohlstand. Man kann auf diese neuesten Erscheinungen in Japan nur mit größter Besorgnis blicken. Zweifellos sind sie unvermeidlich. Aber was wird aus dem Reiz des alten Lebens werden, das so ruhig war, so voll Anmut, so weit ab von dem gemeinen Streit der modernen Welt? Der Gedanke ist peinlich, daß „christliche" Civilisation Japan erst gelehrt hat, wie man auf die bewährteste Weise Menschen tötet, und dann den Hunger nach mehr und mehr und immer mehr von den Gütern dieser Welt eingeführt hat. Es ist nicht erfreulich, wenn es heißt, daß Geld parlamentarische Majoritäten schafft und beseitigt, und daß ein Ministerium nur aushalten kann, wenn es mit Millionären verbündet ist. Wann werden wir imstande sein zu sagen, daß nicht allein westliche Kriegskunst und Handel und selbstsüchtige Politik, sondern daß Christi Lehre der Liebe und der Wahrheit Japan gewonnen hat? Nicht so bald, fürchten wir" [1]).

XXXVII. Ausstoßung eines christlichen Schülers.

Von verschiedenen Seiten wird darüber geklagt, daß in den höheren und niederen Schulen Japans neuerdings eine christenfeindliche Strömung herrsche. Es wird dabei hervorgehoben, daß namentlich die Volksschullehrer dem Christentum Opposition machen. Bezeichnend hierfür ist ein Fall, der sich unlängst im Lehrerseminar zu Yamaguchi zugetragen hat. Yamaguchi liegt im westlichen Japan. Die Provinz ist die Heimat mehrerer der bedeutendsten modernen Staatsmänner Japans, wie Ito, Inouye, Aoki und hat neben Satsuma den Hauptanteil an der neuen Entwicklung Japans. Um so auffälliger ist es, daß gerade hier solcher Fanatismus herrscht. Oritake, der einzige christliche Schüler des Seminars, hatte um seines Glaubens willen beständig Anfeindungen und Gehässigkeiten von seiten seiner Mitschüler zu erdulden. Aber er war ein tüchtiger Schüler. Sein Fleiß und sein Betragen waren tadellos. Es bot sich daher kein Anlaß, ihn aus der Schule auszuschließen. Unlängst stellten nun zwei Schüler einer höheren Klasse folgendes Examen mit ihm an. Frage: Wer steht höher, Gott oder Seine Majestät der Kaiser? Antwort: Natürlich steht Gott höher. Frage: Wer steht also tiefer? Gott oder der Kaiser? Antwort: Das ist ein unangemessener Ausdruck. Aber man könnte sagen, daß der Kaiser, verglichen mit Gott, der über alles herrscht, tiefer steht. Hierauf hielten die verschiedenen Klassen Versammlungen ab, in denen beschlossen wurde, bei der Leitung der Schule gegen Oritake Anzeige zu erstatten. In dieser wurden folgende Punkte hervorgehoben:

1. Oritake sagt: Gott steht höher als Seine Majestät der Kaiser.
2. Er übt Kritik an dem kaiserlichen Erlaß über den Unterricht.
3. Er liest öfter in der Bibel, als in seinen Lehrbüchern.
4. Er sagt, er habe noch mehr Verlangen gehabt, in das Seminar einzutreten, nachdem er zum Christentum übergetreten sei.

---

[1]) Missionary Review, Vol. X. Nr. 9 S. 665 ff.

5. Er hat während der letzten Sommerferien die Sonntagsschulkinder in Yoshikawa unterrichtet.
6. Er sagt, daß er die große Verantwortung hat, auch andere zur wahren Religion zu führen.

Einige Tage darauf wurde Oritake durch Beschlüsse der Schulleitung aus der Schule ausgestoßen. Der japanische Prediger Nishimura (bischöfl. Methodist) in Yamaguchi verwandte sich für ihn und suchte festzustellen, was der Grund der Ausschließung sei. Der Direktor des Seminars mußte ihm zugeben, daß die Anklagepunkte bis auf Nr. 2 das religiöse Gebiet beträfen, und daß der Kaiser selbst durch die Verfassung allen seinen Unterthanen Religionsfreiheit verliehen habe, sagte aber, daß Punkt 2 zur Ausschließung geführt habe. Oritake habe sich unehrerbietig über einen kaiserlichen Erlaß ausgesprochen. Es sei daher auch keine Hoffnung auf Wiederaufnahme in die Schule. Er soll nämlich geäußert haben, der kaiserliche Erlaß sage nichts von Gott, und auch ein kaiserlicher Erlaß könnte Unvollkommenheiten haben. Zweifellos wird man noch mehr über den Fall hören.

Der Segen der Mission für die Gemeinde in der Heimat[1]).

Von D. Dr. O. Riemann, Prediger in Berlin.

Die sanguinischen Hoffnungen, mit denen man früher die Mission in Japan betrachtete, sind zwar erloschen, und der Traum, das ganze japanische Volk werde sich in wenigen Jahrzehnten zum Christentum bekehren, ist freilich ausgeträumt, ja, die letzten Jahre haben drüben das politische und das materielle Interesse nur allzu sehr in den Vordergrund gedrängt und statt eines Fortschritts in der Christianisierung viel eher einen Rückschritt gebracht; aber, Gott sei Dank, diese Krisis scheint doch nun überwunden zu sein, und es wird mit des Herrn Hilfe wieder vorwärts gehen, und auch *unsere* Missionare — Gott mehre ihre Zahl! — sind wieder frisch am Werke.

Dabei freuen wir uns über jede Anerkennung, die ihrer Arbeit gezollt wird, und über jeden Erfolg, den sie erzielen. So wird am besten offenbar werden, daß der Allgemeine ev.-prot. Missionsverein in Japan und in China nur *ein* Ziel hat, und daß seine Arbeiter, freilich in ihrer eigenen Weise, aber doch mit allen evangelischen Missionsarbeitern drüben *gemeinsam*, nur ein Ziel verfolgen, das eine hohe, heilige Ziel, die großen Völker für unseren Heiland und das Christentum zu gewinnen.

Dazu sollen und wollen unsere Missionare jenen Völkern das Wort Gottes „*lauter und rein*“ verkündigen, d. h. geschichtlich zuverlässig und als Evangelium, und wir freuen uns, daß sie frisch und fröhlich in dieser Arbeit stehen, und sind gewiß, unser Gott bekennt sich zu ihrer Glaubensarbeit, und so kann ihnen sein Segen nicht fehlen — die Zukunft wird es

[1]) Aus einer Ansprache beim Missionsfeste des Berliner Hauptvereins im Februar 1897.

noch lichter beweisen! — und dabei wird auch auf uns selber, wenn wir in Treue hinter ihnen stehen, etwas von jenem Segen mit abfallen.

Das wäre doch sehr stolz und hochmütig oder ein starkes Stück von Selbsttäuschung, wenn wir so thun wollten, als stände es mit unserem Christentum hier in Kirche und Gemeinde, in Haus und Herz immer recht und stets gut. O wie vieles, wie vieles müßte in unserer heimatlichen Kirche besser sein, wieviel lebendiger und überzeugungsvoller der Glaube, wieviel treuer und thatkräftiger die Liebe, wieviel inniger und vertrauensvoller das ganze Gemeinschaftsleben! Oder sind etwa unsere christlichen Gemeinden, sonderlich hier in der großen Stadt, wirkliche christliche Gemeinden, in denen der paulinische Grundsatz gilt: „Wo ein Glied wird herrlich gehalten, da freuen sich alle Glieder mit, und wo ein Glied leidet, da leiden alle Glieder mit?“ Und weht durch unsere Häuser wirklich immer der Geist des Herrn, daß man es merkt, da wohnen Christen? Und beweisen wir in unserem persönlichen Christenleben immer, daß wir es wissen, was wir unserem Herrn und Haupte schuldig sind, und wachsen wir so an unserem inwendigen Menschen nach dem Maß und Vorbilde unseres Herrn Jesu Christi selbst? Oder spielen wir so und so oft nur mit dem Christheißen und Christsein?

Wer ist ehrlich unter uns und in diesem Augenblick von christlichem Ernste erfüllt, und fühlt die Vorwürfe nicht, die in diesen Fragen für uns alle ohne Ausnahme liegen? Nun dann ist der Beweis genugsam geliefert: Wir bedürfen jenes Segens so sehr, den unser Gott freundlich bei aller Reichsgottesarbeit für andere und an anderen auch auf diejenigen legen will, die diese Arbeit leisten oder unterstützen. Nur daß wir diesen Segen auch ja in seiner ganzen Fülle erkennen!

Gewiß, das ist auch schon ein Gottessegen, den die Missionsarbeit da draußen auf die Missionsgemeinde in der Heimat zurückflutet, wenn sie uns unseren geistigen Horizont weitet und uns genauere Kunde von fernen und fremden Völkern und Verhältnissen vermittelt, wenn sie den Verkehr zwischen den Nationen hebt und den Handel bereichert u. s. f. Aber es wäre eine unberechtigte Genügsamkeit, wenn uns das schon befriedigen würde. Nein, viel wichtiger ist der Segen auf sittlichem und religiösem Gebiete, den wir da gewinnen sollen!

Ich will nur an zweierlei erinnern: Da sehen wir speziell in Japan, daß auch das entwickeltste Kulturleben die Völker nicht gut macht, und daß der Mensch von Brot und Zubrot und erst recht von Leckerbrot nicht satt wird, sondern daß die höchste äußere Kultur mit einem inneren Bankerott verbunden sein kann, bei dem die Menschen immer tiefer in den Schlamm versinken und gänzlich ihren Beruf verfehlen, das zerstörte göttliche Ebenbild wieder herauszuarbeiten, welches der Menschheit ursprünglich aufgeprägt war, und den Adel der Gotteskindschaft zu offenbaren, zu dem sie verordnet sind; und wir erkennen es ohne weiteres: Auch unser liebes deutsches Volk hat in seinen Kulturfortschritten und Kulturerträgen, wenn dieselben auch noch viel herrlicher werden, keinen Schutz gegen sittlichen Niedergang und innere Verödung. Wir müssen uns vielmehr an die heiligen, erhaltenden Mächte halten, wie sie uns in unserer christlichen Religion allein an unsere Seite treten, oder besser gesagt, wir müssen uns ganz persönlich an unseren Heiland Jesus Christus selber halten, in dem wir allein das Leben haben und volles Genüge. Und diese Erkenntnis ist doch wahrlich ein Segen!

Und das andere, worauf ich aufmerksam machen will: Wo das Christentum in den jungen Christengemeinden wirklich lebendig wird, da trägt es auch noch immer etwas von jener Jugendblüte an sich und von jenem Jugendschmelz, den wir an den Gemeinden der ersten Christenheit, trotz aller Mängel, die ihnen auch anhafteten, bewundern. Da pulsiert das Herz so warm in der Liebe zu dem, von dem man weiß: „Er hat uns erst geliebt!" Da schließen sich auch diejenigen, die nun eines neuen Glaubens geworden sind, so innig in treuer Gemeinschaft zusammen. Da sieht man, daß ihr Christentum Leben ist, junges, frisches, reges, warmes Herzens- und Geistesleben. Speziell wird sich in Japan auch dies je länger je mehr zeigen, daß der japanische Geist, wo er sich mit dem christlichen vermählt, ein japanisches Christentum entwickeln wird, in voller Eigenart und Selbstständigkeit. Und ist es nun kein Segen, wenn wir durch das, was wir da werden und sich entwickeln sehen, auch in der alten und alt gewordenen Christenheit wieder jünger werden und aus unserem alten Schlendrian herauskommen und vertrauensvoll daran arbeiten lernen, auch unsererseits das Christentum Jesu Christi für uns und unsere Zeitgenossen wieder neu zu prägen und neu zu bewähren?

Ich möchte nicht mißverstanden werden! Das Christentum Jesu Christi muß selbstverständlich immer das alte bleiben, und es giebt nur einen Jesus Christus, den alten, welcher derselbe bleibt gestern und heute und für alle Menschen und Völker in alle Ewigkeit, und unsere Arbeit im Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein hätte weder ein Recht noch eine Verheißung, wenn wir diesen Jesus Christus nicht predigen wollten, wie sein Wort Ihn uns offenbart, und wie Er selber als der Auferstandene und als der Lebendige lebendig und persönlich noch immer in die Welt hineinwirkt und in das einzelne Menschenleben. Aber unsere Verbindung mit Ihm muß immer wieder neu werden und unsere dankbare Liebe zu Ihm und unsere Begeisterung für Ihn, und diese Begeisterung muß Ihn dann mit neuen Zungen so verkündigen, wie sie Ihn erkennt und wie sie Ihn erfährt, und da können wir bei der Missionsarbeit und aus der Missionsarbeit gar mancherlei lernen, was uns in diesem Verjüngungsprozeß fördert und in unserem Christwerden überhaupt. Ich sage in unserem Christwerden überhaupt — oder wie, wäre es nicht eine Selbstverhöhnung, wenn wir uns an die große, an die riesengroße Aufgabe machen wollten, Japan und China zu christianisieren, und vergäßen, selber Christen zu werden, wirkliche Christen und uns so zur Missionsarbeit die rechte Qualifikation zu erwerben?!

Die Qualifikation, Mission zu treiben, erwirbt man sich thatsächlich nur, wenn man unter dem Versuche, andere zu Christen zu machen, je länger je mehr Christ wird; und darin sehe ich recht eigentlich den Hauptsegen auch unserer Missionsarbeit in unserem Vereine, daß wir mit unseren lieben Missionaren unter dieser Arbeit je länger je mehr Christen werden, wirkliche Christen, und zwar durch unsern Herrn Jesum Christum, den Auferstandenen und Lebendigen selbst, durch Sein persönliches Einwirken auf uns.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Indien.

Von Pfarrer Julius Happel in Heubach (Großh. Hessen).

IV.

Das furchtbare indische Gewitter spiegelt sich dem religiösen Gemüt des vedischen Inders in dem Indra, der mit dem finsteren Wolkendämon, dem Vṛtra, kämpft und ihn erschlägt.

Vṛtra, d. h. der Umhüller, erscheint als das devafeindliche Ungeheuer, welches die Kühe oder Rinder d. h. die Wolken in seinen Burgen gefangen hält. Neunundneunzig Umwallungen werden ihm zugeschrieben. Er selbst in Schlangengestalt umlagert seine Burgen. Träg und in ununterbrochenem Schlafe liegt er da. Außer der Trägheit ist sein Hauptlaster der Geiz, aus welchem er die Kühe gefangen hält und dadurch den Erdbewohnern die Quelle des Reichtums verstopft. Vṛtra prahlt und rühmt sich seiner Zauberkraft, und niemand ist stark genug, ihn zu besiegen, außer Indra. Aber auch dieser könnte gegen Vṛtra nichts ausrichten, wenn die Deva's ihm nicht alle Kraft, Einsicht und Herrschaft übertragen hätten. Die höchsten göttlichen Kräfte aber liegen in „Soma“ (von su = erzeugen), dem unsterblichen Göttertrank, sowie in „Agni“ beschlossen. Daher muß „Twaschtar“ (hinter welchem Agni verborgen scheint) ihm den Donnerkeil schmieden, mit welchem er Vṛtras Umwallungen durchbricht und die Kühe aus dessen Burgen führt, um den Menschen Herden, fruchtbare Äcker, Reichtum an Rindern, Rossen und Helden zu verschaffen.

Zuvor aber muß sich Indra berauschen an dem göttlichen Naß, welches ungeheure Kraft ihm verleiht, dem Soma (Madhu, Meth). Von den Rischis, unter feierlichen Lobgesängen, vielmehr Zaubergesängen, Zaubersprüchen, von denen Indra ebenfalls ein Freund ist, wird der Soma bereitet und dann Indra zum Zechgelage eingeladen. Und siehe, er kommt in Gestalt eines gewaltigen Stiers, mit hohem Nacken, starken Kiefern. Er besitzt zwei gewaltige Bäuche, die er mit furchtbarer Gier zu füllen sucht. Er kann dreißig Kübel Madhu auf einen Zug leeren. Dementsprechend ist auch sein Appetit. Sein Freund Agni hat ihm einmal dreihundert Rinder geschlachtet. In einzelnen Liedern geht die sinnliche Ausmalung seiner Gestalt soweit, daß auch von seinen Därmen gesprochen wird. Er läuft wie ein durstiger Ochse zu dem Salzsee. Dabei besitzt er eine nicht minder gewaltige Zeugungskraft und eine dementsprechende Geilheit; wenn er die Kühe besamt, dann lassen sie fruchtbaren Samen auf die Erde strömen und unerschöpflicher Reichtum an Rindern ist die Folge.

Die geile Natur des indischen Landes ist in diesen Bildern zwar nicht fein, aber drastisch geschildert.

In den schauerlichen Gewitterstürmen seines Landes hörte des vedischen Inders Ohr das unwiderstehliche Heranbrausen, das Waffengeklirr und Kriegsgeschrei der ritterlichen Maruts (der Totengeister?) und des Rudras (d. h. des Heulenden?), der in der Einzahl auch als der Führer der Maruts erscheint. Und in den mächtig flutenden, reiche Fruchtbarkeit bewirkenden indischen Regenströmen spürte sein dankbares Herz die Wohlthat seines schon aus der arischen Heimat mitgebrachten Gottes Parjanya (lit. Perkun)[1].

---

[1]) „Eine der einflußreichsten Ursachen der klimatischen Eigentümlichkeit des heutigen Indiens liegt in den periodischen Winden, die Monsune genannt werden. Ihrer sind vorzüglich zwei, der eine von Südwest wehend, der andere von Nordost. Der stärkste

Übrigens gilt, was von den Göttern des sogenannten vedischen Zeitalters gesagt ist, auch von den späteren obersten Göttern der Hindu, insbesondere von der Göttertrias Brahma-Vischnu-Siva, daß ihnen Erscheinungen der Natur Indiens tief eingeprägt sind; nur hat an ihrer Ausgestaltung bereits

---

und einflußreichste ist der Südwestmonsun: „„Starke, stets wachsende Wolkenmassen türmen sich allmählich am Horizonte zusammen und kündigen die herannahende große Naturerscheinung an. Nach einigen Tagen angedrohten Ausbruches bricht in der Nacht gewöhnlich der Monsun unter unaufhörlichen Blitzen und majestätischen Donnerschlägen ein, die Flut der Gewässer stürzt sich über das Land. Der Himmel bleibt mehrere Tage in Nacht gehüllt und gießt fortwährend Regen herunter; dann zerreißt das Gewölk, die Luft ist heiter und gereinigt, die ganze Natur wie durch ein Wunder umgewandelt; statt des ausgetrockneten Bodens, der wasserlosen Strombetten, der stauberfüllten, trüb-schimmernden Atmosphäre ist plötzlich üppiges Grün, kein Bach ohne überströmende Fülle."" So ist nach Lassen, Altert. I[2], 251 ff. „„der Südwest-Monsun im größten Teile Indiens, nur bringen die höhere Breite, die größere Entfernung vom Meer und die Höhe der vorgelagerten Berge örtliche Änderungen hervor.""

„Hören wir nun Atris, des Sohnes des Bhumi, Schilderung Rig-Veda 5, 83:

1. Mit diesen Lobgesängen preis den starken,
erheb Parjanya, andachtsvoll ihn suchend.
Laut brüllend, spritzt der Stier den raschen Samen,
legt Lebenskeim in Pflanzen und Gewächse;
2. Er spaltet Bäume, schlägt zerschmetternd die Rakschas,
jedwede Kreatur flieht zitternd sein Geschoß.
Vorm Regenspender weicht selbst der von Frevel rein,
wenn er, Parjanya, donnernd trifft die Übelthat.
3. Gleich wie ein Wagenlenker, treibt mit raschem Hieb
er sein Gespann, die Regenschwangern, her zu uns;
Von fern erhebt sich schon des Leuen laut Gebrüll,
Wenn er, Parjanya, Wolken regenschwanger macht.
4. Die Stürme brausen, zuckend schießt herab der Blitz,
Gewächse sprießen auf, der Himmel strotzend schwillt.
Für jede Kreatur wird Labung, Trank geschaffen,
wenn sein, Parjanyas Same, der Erde Schoß erquickt.
5. Vor dessen Macht der Erde Grund erbebet,
bei dessen Wirken scheu entflieht die Herde,
Durch dessen Werk der Kräuter bunte Menge,
Du, du Parjanya, starken Schutz gewähre.
6. Des Himmels Naß, o Marut, spendet reichlich,
laßt schwellend strömen des kräftigen Hengstes Güsse.
Eil her zu uns auf jener Donnerwolke,
mit Wasser gießend; du bist unser Vater.
7. Auf donnre, brüll' heran und spende Samen,
umfliege uns auf deinem Wasserwagen.
Nach unten zieh den Schlauch mit offener Mündung:
Es sollen Höhen und Tiefen eben werden.
8. Heb hoch die große Kufe, gieße nieder,
entfesselt sollen strömen die Gewässer.
Mit fettem Naß durchtränke Erd und Himmel,
es werde herrliches Getränk den Kühen.
9. Du gabst uns Regen, halt jetzt an die Spende;
die öden Striche machtest du uns gangbar.
Du ließest sprießen zur Erquickung Kräuter,
Dafür ertönte dir der Preis der Wesen."

Vergl. noch Rig-Veda 5, 85, 4; 1, 19, 7; 1, 37, 6—8; 10—12; 1, 64, 8; 1, 88, 5; 1, 38, 5.

Zimmer, a. a. O. S. 42, 43.

Die Marut. Alb. Weber, Indische Streifen II, 229, 2: Nach Mahîdhara zu Vâj. S. 19, 49 (u. 60) werden die aushauchenden Seelen zu Luft vâtâtmâno vâtarûpam prâptâs. Kuhn hat vermutet, daß die Marutas (von mar sterben), die Winde, nicht die Tötenden, sondern die „Sterbenden", resp. Gestorbenen bedeuten, und erklärt sich

der reflektierende, philosophierende und dogmatisierende Geist — wie überall sonst auf mythischem Gebiet, sie mehr von ihrem ursprünglichen Naturzusammenhang losgelöst und auf ein näher in die Menschenwelt hereingerücktes Piedestal gestellt. Dennoch sind gerade in diesen Göttern der späteren Zeit die in der Natur Indiens mit besonders schroffen und gewaltigen Übergängen auftretenden und wirksamen Prinzipien der Erzeugung, Erhaltung und Zerstörung, — für das philosophische Denken das Ansichsein in ununterschiedener Indifferenz, das Aussichhervortreten in die Dualität des Daseins und das Zurückkehren in die Einheit des Wesens eindringlich und ausdrucksvoll dargestellt.

Ja, noch mehr! Wie namentlich Leopold von Schröder, Vorlesungen 2c. S. 341—351 nachgewiesen, tragen Çiva und Vischnu den Ort und die Landschaft ihrer Entstehung so tief eingeprägt an sich, daß sie beide als „höchste Götter neben einander bestehen und sich nicht vereinigen lassen", jener ist in der Gebirgslandschaft des Himalaya, dieser in dem unteren Gangesgebiet entstanden.

Gangadvara, der Ort wo die Ganga aus dem Gebirge hervortritt, gilt als ein Hauptsitz seiner (des Çiva) Verehrung. Auf dem Berge Kailasa im Himalaya soll er thronen. Arjuna ging zum höchsten Himalaya, um von Çiva die göttlichen Waffen zu erhalten. Auch in Kaschmir wurde er früher verehrt. Darum wird nun auch Çiva der Herr der Berge Giriça oder Giriça genannt; und eben darauf deuten auch die Namen seiner Gemahlin, Parvati oder Durga, denn Parvati heißt die „Bergestochter", und Durga „die schwer Zugängliche", Bezeichnung eines Gebirgspasses. Die Sage läßt die Durga vom Himmel herab auf das Haupt des Çiva stürzen, und von dort erst gelangt sie dann zur Erde, — offenbar wieder weil Çiva dort heimisch war, wo der heilige Strom entspringt. Dort im Gebirge ist ja auch der Sitz der furchtbarsten Stürme, dort mußte man der schreckenerregenden Gewalt dieses Gottes sich beugen. Für diese an erhabenen Schrecknissen der Natur reichen Gegenden war Çiva der rechte Gott, wie für das Gangesland der milde, wohlthätige Vischnu. Es war der dämonische Reiz des Furchtbaren und Übergewaltigen, was unzählige Inder zur Verehrung des Rudra-Çiva in schauernder Demut zwang. Schröder, 349.

Aus der Licht- und Luftregion steigen wir herab in die Region der Berge, Flüsse und Bäume. Hier finden wir der angebeteten Namen viele. Die „festen", „hochgepriesenen", „grasreichen" Berge, die „schwellenden" Flüsse, die „glänzenden", „raschen", mütterlichen Ströme, die süßen Bäume und „heilbringenden" Pflanzen werden neben und mit den andern (bereits genannten und noch weiter zu nennenden) Trägern mehr oder weniger hochangebeteter Namen (dem Himmel, der Erde, der Sonne, der Morgenröte u. s. f.) angerufen zu hören und angefleht um ihr „Madhu", Hilfe, Schutz, Heil, ja auch um Befreiung von Schuld[1]).

Einer ausgezeichneten Verehrung und Anbetung erfreuen sich die Gewässer, besonders die Flüsse und Ströme. Sie werden mit individueller Namennennung ausgezeichnet, und unter ihnen sind vorzüglich einige Träger hochgefeierter Namen. So im Rig-Veda schon vor allem die Sindhu (der Indus). Rig-Veda 10, 75 heißt es: „Eure Größe ohne gleichen, o Wasser, möge der Sänger hier an Vivasvats Sitze verkünden. Je sieben und sieben sind

---

so nur zur Genüge die sonst so befremdende enge Verbindung des Todes und der Manen mit dem Winde (und dessen Repräsentanten und Namensvetter, dem Hunde). Die ganze Luft ist von jenen ausgehauchten Seelen, abgeschiedenen Geistern erfüllt, und der Wind (mâtâli, Sarameja oder Hermeias) ist also ein wahrer ψυχοπομπός.

[1]) Bergl. Max Müller, Urspr. der Relig. S. 230—232.

sie dreifach hervorgekommen, aber die Sindhu übertrifft alle dahinlaufenden (Flüsse) an Stärke. Ausgefurcht hat vor dir Varuna deine Pfade, o Sindhu, als du nach den Preisen des Wettlaufs rannst. Auf einem abschüssigen Rücken der Erde gehst du hin, wenn du als Herr den Zug der Eilenden anführst. Zum Himmel über der Erde dringt der Schall; unendliches Brausen läßt sie ausgehen mit Lichtglanz. Wie aus einer Wolke rauschen die Regengüsse, wenn die Sindhu naht, brüllend wie ein Stier. Wie Mütter zu ihren Jungen fließen dir zu die brüllenden Kühe (Flüsse) mit ihrer Milch. Wie ein König im Kampf führst du die beiden Heeresflügel, wenn du an die Spitze dieser Strömenden trittst.

Empfangt, o Ganga (Ganges), Jamuna (Jumna), Sarasvati (Sursati), Sutudri (Sutlej), Parushni (Rani), mein Loblied! Mit der Asikni (Akesines), höre, o Marudhvridsa, und mit der Vitasta (Hydaspes, Behat), o Argikiya, höre mit der Sushoma!

Mit der Trishtania gehst du zuerst einig voran, mit der Susartu, der Rasa, der Sveti, gehst du, o Sindhu, mit der Kubha (Kophen, Kabulfluß), zu Gemati (Gomal), mit der Mehatnu zur Krumu (Kurum), um mit ihnen auf demselben Wege einherzuwandern. Schimmernd, strahlend, in großem Glanze wälzt sie die Fluten durch die Länderstrecken, die ungehemmte Sindhu, die Schnellste der Schnellen, wie eine schöne Stute, ein herrlicher Anblick.

Reich an Rossen, an Wagen, an Gewändern, an Gold, an Futter, an Wolle und Gras umgiebt sich die schöne und jugendliche Sindhu mit honigreichen Fluren. Die leichtrollenden Wagen hat die Sindhu bespannt, den rossegezogenen; möge sie auf diesem für uns Beute gewinnen in dem Wettlauf. Denn hoch wird die Herrlichkeit der Unwiderstehlichen, Glänzenden, Kraftvollen gepriesen".

Während aber in diesem Lobgesang auf die Sindhu das ästhetisch poetische Moment vorherrscht, kommt bei der in späterer Zeit unter allen heiligen Gewässern am meisten hervorragenden Ganga das religiöse Moment der Anbetung und Verehrung im höchsten Sinn immer mehr zur Geltung. Die aus dem Fuße Brahmas hervorgegangene jungfräuliche Tochter Vischnu's ist die Quelle der Weisheit und Reinheit in Indien bis auf diesen Tag. In ihr baden ist der Weg zur Sündlosigkeit, in ihr sterben Seligkeit. Darum hat die „holde" Ganga, die sich bewegen ließ, vom Himmel herniederzusteigen, um alle Sünden der in ihr Untertauchenden abzuwaschen, einst unzählige Opfer verschlungen. Eines der verdienstlichsten Werke, die ein frommer Hindu vollbringen kann, ist, den heiligen Strom von seinen eisigen Quellen im Himalaya bis hinab nach Ganga Sagar, wo sich der Huglyarm ins Meer ergießt, und von da auf der entgegengesetzten Seite wieder zurück nach Gangotri zu begleiten, denn auch seine Ufer sind geweihter Boden. Es ist das ein Weg von zweimal 860 Stunden und wird zu Fuß gerade in drei Jahren zurückgelegt.

Hat diese Art der Verehrung etwas Naiv-kindliches, so dürfen wir aber auch die schauerliche Gestalt nicht verbergen, welche diese Stromanbetung je und je angenommen hat. „Der Göttin Ganga pflegten bengalische Mütter zuweilen ein erst gehofftes Kind zu weihen, um dadurch in schweren Krankheitsfällen das Leben eines ihrer Lieblinge zu erkaufen. Dieses Gelübde nicht zu erfüllen, hätte nach der Drohung der Priester den Fluch der Göttin nicht auf die wortbrüchige Mutter, sondern auf den wiedergeschenkten Sohn herabgezogen, und so blieb dem gequälten Mutterherzen nichts übrig, als voll unsäglichen Jammers ihren Säugling in's Wasser zu schleudern, den hungrigen Krokodilen zur Beute".

„Sein Leben in den beseligenden Fluten der Ganga zu enden, scheint jedem von fernher gekommenen Pilger ein so beneidenswertes Los, daß in

Benares wie in Allahabad früher viele freiwillig den Tod suchten. Festlich geschmückt, ließ in Benares derjenige, welcher diesen Entschluß gefaßt hatte, sich von seinen Freunden in die Mitte des Stromes rudern und stieg dann, mit leeren Krügen behängt, in das Wasser hinab. Drüben am Ufer aber murmelte der Priester seine Gebete, während die allmählich sich füllenden Gefäße den Ertrinkenden in die Tiefe zogen. Und noch immer gilt es bei allen in der Nähe des Ganges Wohnenden für die erste Liebespflicht, die man einem Sterbenden schuldet, ihn an's Ufer des Stromes hinauszubringen, damit sein brechender Blick auf dem heiligen Flusse ruhe."

„Wie alle Kasten und die verschiedenen Lebensstadien eines Brahmanen ohne Tugend, ohne Kenntnisse, wie Opfer ohne Somasaft, so wäre die Welt ohne Ganga." Mahabharata 13. 1793. (Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

XII. Mission und Kaste.

Fortsetzung.

Aber die Hauptsache ist und bleibt doch die Verkündigung des Evangeliums, das den Menschen von Grund aus erneuert und den wahrhaft gläubig gewordenen Hindu von selbst dahin bringt, daß er die Kastenvorurteile ablegt. Die Predigt wird in Indien (vielleicht die Kolsmission ausgenommen, die unter der Kaste nicht zu leiden hat) vornehmlich die spezielle Aufgabe nicht aus dem Auge zu verlieren haben, wie die Kaste überwunden werde, wenn sie sich auch von allen direkten Angriffen gegen die Kaste freihalten, vor allem sie nicht lächerlich machen wird; sie wird — so schwer das auch zunächst verständlich sein wird — besonders auf die Vaterschaft Gottes gegenüber allen Menschen ohne Ansehen der Person, auf die Pflicht der Nächsten- und Bruderliebe auch gegen den Fremden und Niedrigen, auf die Bedeutung des Gottesreichs, das nicht mit äußeren Gebärden kommt und nicht im Essen und Trinken besteht, auf die Reinheit des Herzens, auf die es bei Gott vor allem ankommt, auf das Wesen der Sünde, die nicht in äußeren Ceremonien-Verletzungen, sondern in wirklich sittlichen Verfehlungen besteht, auf die Demut als eine der schönsten christlichen Tugenden und dgl. hinzuweisen haben.

Aber damit ist die Frage freilich noch lange nicht erledigt. Es handelt sich weiter um die Stellung der Mission zur Kaste in den Christengemeinden. Und da gehen die Meinungen sehr weit auseinander. Die verschiedenartige Stellung geht zumeist aus der verschiedenartigen Beantwortung der Frage hervor, ob die Kaste mehr eine religiöse, oder eine bürgerlich-soziale Einrichtung ist. Ich denke mir die Sache so ähnlich, wie bei unserer Sozialdemokratie, in der die einen eine prinzipiell atheistische Welt- und Wirtschaftsauffassung sehen, während die andern das bürgerlich-soziale Element als das Hauptsächlichste und den Atheismus nur als eine prinzipiell nicht zur Sache gehörende Anschauung der einzelnen Mitglieder betrachten. Stosch und Grundemann sehen mit der Leipziger Mission in der Kaste ein vorwiegend soziales Institut, das freilich mit den sozialen Unterschieden bei den alten Griechen, Römern und bei uns nur entfernt verglichen werden kann, Warneck dagegen behauptet: „Das bürgerlich-soziale Element ist nicht das

charakteristische Wesen der Kaste, sondern nur ein Accidenz, und noch dazu ein kaum zu isolierendes Accidenz; ihrer ganzen Natur nach ist die Kaste religiös-sozial". Gewiß sind noch jetzt beide Elemente aufs innigste vereint, aber die Kaste war vor der Religion da, und die Priester haben ihr nur den religiösen Stempel aufgedrückt, und so konstatieren objektive Beurteiler, wie Elliot (Gold-, Sport- and Coffee-Planting in Mysore, Westminster 1894, vgl. A. M. Z. 1895, 430 ff.) auf Grund eigener Erfahrung, daß die religiöse Seite der Kaste nicht unlöslich mit der sozialen verquickt sei. Die Aufgabe der Mission ist es daher, diese Trennung der beiden Seiten nicht aus den Augen zu verlieren, das bürgerliche Element, so weit es geht, zu dulden, dem religiösen dagegen entschieden entgegenzutreten.

Die römische Mission dagegen hat gar keinen Versuch gemacht, die Kaste zu überwinden; sie duldete die Kaste nicht nur, sondern pflegte sie sogar. De Nobili gab sich selbst für einen Brahmanen aus und trug die Brahmanenabzeichen, ja man gründete eine besondere Brahmanenkirche, die mit der Kirche aus den niederen Kasten keine Gemeinschaft hatte, und wenn auch die Geschichte ihr vernichtendes Gericht über dieses Akkommodationsverfahren gehalten hat, im Grunde steht die römische Mission noch heute nach dem eigenen Bekenntnis ihrer Kirche und dem praktischen Verhalten ihrer Missionare auf diesem Standpunkt, sie läßt die Kaste fortbestehen.

Im schroffsten Gegensatz dazu steht das Verhalten der englischen und amerikanischen Missionare. In einer Zeit, wo die politischen Machthaber, den Segen der Mission anerkennend, sich freundlich zu ihr zu stellen begannen, proklamierte man das Verdammungsurteil gegen die Kaste, deren Bedeutung man unterschätzte, und ist noch heute in der Theorie auf demselben Standpunkt geblieben, obgleich schmerzliche Erfahrungen nicht ausgeblieben sind. Wiederholt ereigneten sich bei jenen Proklamationen tumultuarische Scenen, die man leider in den Berichten verschwieg; es verschärften sich in den Gemeinden die Kastengegensätze innerlich, während sie äußerlich Gewalt litten, der Gegensatz des Heidentums wurde ein viel heftigerer, viele fielen ins Heidentum zurück oder traten zur katholischen Kirche über, die Kapellen und Kirchen leerten sich. Daß auch in neuerer Zeit solche Kastenstürmerei noch immer vorkommt und von jenen traurigen Folgen begleitet ist, beweisen u. a. die Tausende von Sudrachristen, die Anfang der 90er Jahre allein aus der Tinnevelly-Gemeinde der englischen Kirchenmissionsgesellschaft infolge der verletzenden Strenge in der Handhabung der Antikastenvorschriften zur römischen Kirche übergetreten sind. Grundemann sagt mit Recht (A. M. Z. 1892, 60): „Fasse ich meine Reiseeindrücke über diesen Punkt zusammen, so kann ich nicht umhin zu sagen, daß mit der strengen Praxis leider viele Illusionen verknüpft sind. Das Unternehmen, diese Macht radikal zu überwinden, kommt mir nicht anders vor, als wenn Menschen den Versuch machen würden, den St. Gotthard durch Dynamitsprengung zu beseitigen". Und so ist denn auch in der That die englische Kastenpraxis fast überall eine viel mildere geworden, als man nach den rigorosen Vorschriften, die noch auf dem Papiere zu Recht bestehen, vermuten sollte. Wenn es auch nicht fehlt an z. T. großen Christengemeinden, die die Kastengesetze nicht mehr befolgen, in denen die Christen aus den verschiedenen Kasten zusammen wohnen, gegenseitig heiraten, ohne jedes Bedenken mit einander essen[1]), so steht doch die

[1]) Ein Beispiel hierzu erzählt Missionar Walter (Ev. M. M. 1896, 339 f.) von der Baseler Mission: Am ersten Advent 1892 feierten wir ein schönes Tauffest in Kodakal, einer Baseler Station in Malabar. Es wurden da 172 Heiden, die verschiedenen Kasten und Altersstufen angehörten, durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Nach dem Gottesdienst fand ein gemeinsames Essen statt, an dem alle Täuflinge bereitwilligst teilnahmen. Vom Kastenunterschied trat keine Spur zu Tage. Friedlich saßen

Mehrzahl der englischen Missionsgemeinden noch in beträchtlichem Maße unter dem Einflusse der Kaste, selbst wenn letztere von jedem Übertretenden ostentativ gebrochen werden muß. Bei den Erkundigungen darüber hat Grundemann gerade auch von englischen Missionaren weitgehende Zugeständnisse gehört. In zwei Fällen ist ihm gesagt worden: „Wir sprechen nicht gern davon, die Leute daheim würden es nicht verstehen". Aber auch in der Heimat scheint sich nach und nach eine mildere Auffassung Bahn zu brechen. Wenigstens hat man auf der „allgemeinen kirchlichen Missions-Konferenz", die Anfang 1894 in London tagte, „sich nicht ermannen können", ein energisches Bekämpfen dieses eigentlichen Krebsschadens am indischen Volkskörper zu empfehlen (Allg. ev.-luth. K.-Ztg. 1894, 779 f.). Nun, da soll man wenigstens aufhören, über die mildere Kastenpraxis mit so großer Emphase den Stab zu brechen.

Diese mildere Praxis übt die Leipziger Mission, die Erbin der dänisch-hallischen Mission, ganz im Geiste unseres Missionsvereins, schon seit langer Zeit und zwar mit vollem Bewußtsein. Anfangs hatten jene alten deutschen Missionare überhaupt keine prinzipielle Stellung zur Kaste eingenommen, sie hatten alle Zwangsmaßregeln vermieden und bis zu einem gewissen Grad Kastengebräuche auch im Gotteshause geduldet. Namentlich hat der „Königspriester" Christian Friedrich Schwarz mit viel Weisheit und gesundem Takte die rechte Behandlungsweise der Kaste gefunden, die Hohen und Niederen das Herz abgewann; mit weitherziger Liebe hat er ohne allen Zwang die Kastenvorurteile zu überwinden gesucht. Erst in der Zeit ihres Niederganges ist die dänisch-hallische Mission in dem Entgegenkommen gegen die Kaste in Kirche und Schule zu weitgegangen, wenn es auch nur vereinzelt und vorübergehend vorgekommen sein mag, daß für die Sudra- und Pariachristen zwei verschiedene Kelche beim heiligen Abendmahl gebraucht wurden. Die Leipziger Mission, die diesen Mißbrauch nicht mitgemacht hat, — es ist das nachgerade so oft hervorgehoben worden, daß es kaum verständlich ist, wenn ein so sachkundiger Mann, wie Dekan Römer in Nagold, in dem oben angeführten Artikel des evangelischen Kirchenblattes für Württemberg das alte Märchen von neuem auftischt, — hat sich in gleich weitem Geiste, wie der alte Schwarz, von Anfang an zur Kaste gestellt und versucht, sie besonders durch Predigt, Seelsorge, Beispiel, Kirchenzucht, Hebung der niederen Kasten — auch in letzterer Hinsicht gilt es recht vorsichtig zu sein, um soziale Gefahren zu verhüten — von Innen heraus zu überwinden, den Kastengeist auszutreiben. Namentlich hat Graul schon 1858 auf Grund sorgfältiger Studien bestimmte Grundsätze aufgestellt, die noch heute von den Leipziger Missionaren befolgt werden, und wenn sie auch etwas allgemein gehalten sind und somit einen gewissen Spielraum übrig und feste Ordnungen für bestimmte praktische Fälle vermissen lassen, so sind sie doch fern von jener gesetzlichen Treiberei der englischen Mission und von wahrhaft evangelischem Geiste getragen. Auf einzelne Mißgriffe in der Leipziger Praxis werden wir nachher noch kommen.

Es giebt nämlich eine ganze Anzahl nicht unwichtiger praktischer Fragen, die hier zu lösen sind, und von deren rechten Lösung viel abhängt. Da erhebt sich zunächst die Frage: Wie ist der Übertritt eines Kastenangehörigen zum Christentum zu gestalten? Ist er, wie das grundsätzlich in der englischen Mission der Fall ist, mit dem sogenannten test, d. h. einem öffentlichen gemeinsamen Probeessen mit niederen Kastenleuten zu verbinden, das alljährlich zu wiederholen ist? Mir will das sehr bedenklich scheinen,

---

die jungen Christen in Reihe und Glied beisammen am Boden der schattigen Festhütte und ließen sich den Reis, der ihnen nach Landessitte auf grünen Bananenblättern gereicht wurde, trefflich schmecken. Nach den oben geschilderten Kastenverhältnissen war dies ein glänzender Sieg über die Kaste.

einmal weil nur zu leicht der Wahn erregt wird, als ob es im Christentum auf solche äußeren Dinge, auf Essen und Trinken ankomme, ein Wahn, der freilich durch den test gerade bekämpft werden soll, und weil der Kastengeist ruhig fortwuchern kann, wenn auch einmal seine Form gebrochen zu sein scheint, ferner weil es durchaus nicht immer Kastenhochmut ist, wenn ein höherer Kastenmann mit einem niederen nicht zusammen essen will. Viele Parias essen Gefallenes, namentlich das Fleisch der Kühe, die nicht getötet werden dürfen, sondern verenden. Und wenn auch christlichen Parias solches verboten wird, der Verdacht lastet doch auf ihnen; und es ergreift daher die höheren Kasten, die sich seit Jahrhunderten des Fleisches überhaupt enthalten haben, und die es für widernatürlich halten, Verendetes zu essen, nicht selten ein Gefühl des Ekels, wenn sie mit solchen Parias zusammen essen sollen. Stosch berichtet (S. 170) von einem der Leipziger Landprediger, die ja auch bei ihrer Ordination in einem besonderen formulierten Gelübde versprechen müssen, daß sie in ihrem amtlichen Verhalten, auch in Bezug auf die Tischgemeinschaft, sich nicht von Kastengesetzen beeinflussen lassen wollen, daß dieser ihm erzählt habe, welche körperliche Überwindung es ihn koste, das Haus eines Mannes zu betreten, von dem er wisse, daß er Gefallenes äße. Und er erzählt weiter von einem treuen alten Diener seiner Kirche, der den Seinen das Fleischessen erlaubt, sie aber gebeten habe, ihn selbst damit zu verschonen, weil sein Körper zu solcher Speise „Nein“ sage. Man soll also den test, besonders den Fleischgenuß, überhaupt die Tischgemeinschaft nicht erzwingen, ebensowenig wie den gesellschaftlichen Verkehr, wenn auch bei natürlich gegebenen Gelegenheiten höhere Kastenchristen mit niederen zusammen zu essen haben, wenn sie nicht wie einst Petrus den Vorwurf der Feigheit und Heuchelei auf sich laden wollen. Und wozu die Leute mit jener berüchtigten Tasse Thee quälen? Wenn wir beim Trinken die Tasse an die Lippen setzen, was hat es für einen Zweck, den Hindu auch dazu zwingen zu wollen, wenn er sich davor scheut? Hatte nicht jener Sudrachrist, sagt Stosch (S. 185) mit Recht, dem die Ordination unter der Bedingung angeboten wurde, eine Tasse Thee mit seinem Missionar zu trinken, zum mindesten das Recht der Ehrlichkeit auf seiner Seite, wenn er sagte: „Behalten Sie Ihre Tasse Thee und Ihr Amt; ich bedarf beides nicht“. Er ist nachher ohne jene Tasse Thee ordiniert und ein gesegneter Zeuge Christi geworden, der den geringsten Paria seinen Bruder nannte. Es dürfte wohl kein Zweifel sein, daß ein Kastenchrist, der in solchen Äußerlichkeiten von der Kastensitte nicht abweicht, sich viel freier unter seinen Standesgenossen bewegen und unter ihnen für das Christentum mehr wirken kann, als wenn er durch das Gegenteil ihnen Anstoß giebt. Durch die Macht des Christentums und durch die Fortschritte der Kultur wird die Reaktion gegen solche äußeren Dinge nach und nach von selbst überwunden. Die Annahme des Christentums aber bedeutet an und für sich schon einen völligen Kastenbruch. Hierüber kann kein Zweifel bestehen. Wozu also noch mit solchen nebensächlichen Dingen ein Hinduherz quälen? — Es möge bei dieser Gelegenheit auch darauf hingewiesen werden, daß selbstverständlich auch jeder höhere Kastenchrist verpflichtet sein muß, seinen niederen Volksgenossen auch dann beizustehen, wenn z. B. bei einem Unglücksfall oder in der Krankenpflege auch eine leibliche Berührung sich nötig macht, daß dagegen die Zwischenheirat, ohne die eine dauernde Überwindung der Kaste unmöglich ist, nicht befohlen werden darf, und Kastenbräuche bei Hochzeiten, Begräbnissen und sonst, soweit sie nicht heidnisches Gepräge tragen, zu dulden sind.

Das führt uns zu einem weiteren Punkt, zur Frage: Wie hat sich die Mission zu den äußeren Kastenzeichen zu stellen? Sind bei der Taufe Brahmanenschnur, Zopf und Stirnzeichen abzulegen? Wenn diese Zeichen

ein religiöses Gepräge tragen, so müssen sie entfernt werden. Und es will mir in der That so scheinen, als ob das — von den Stirnzeichen wollen wir schweigen, weil man da verschiedener Meinung sein kann — von Schnur und Zopf gelte. Letzterer insbesondere, der in einem kürzeren oder längeren nicht geflochtenen, sondern lose in einer Schleife zusammengeknoteten Haarschopf oder Haarbüschel besteht (der größere Teil des Kopfes wird rasiert) und von den Männern getragen wird, scheint mit heidnischem Aberglauben völlig verquickt zu sein. Er ist der Schutz des Scheitels, der heiligsten Stelle des Körpers, der Wohnung der Gottheit, des Sitzes der Seele; sein Anrasieren in früher Jugend ist mit feierlichen Ceremonien verbunden, er autorisiert den Hindu zu vielen religiösen Handlungen durch das ganze Leben bis zum Tode. Walter sagt (Ev. M. M. 1896, 332) vom Zopf: Der Hindu opfert alles lieber als seinen Zopf. Schneidet ein Hindu seinen Zopf ab, so wird er aus der Kaste verbannt und ist mundtot gemacht. Man muß Augenzeuge bei Übertritten zum Christentum gewesen sein, um einigermaßen begreifen zu können, welchen Kampf es einen Hindu kostet, seinen Zopf, diesen Lebensnerv des Heidentums, zu durchschneiden. Hierfür nur ein Beispiel: Im Jahre 1892 taufte ich die Erstlinge aus den Heiden in der Stadt Angedipuram, im Innern von Malabar, nämlich einen Mann mit seiner Frau und seinen beiden Kindern. Vor der Taufe bat mich der Hausvater, ihm seinen Zopf abzuschneiden. Als ich bereitwilligst zur That schritt, begann er am ganzen Leibe zu zittern, sank auf die Knie nieder, wehrte einerseits mit seinen Händen, damit ich die Haarlocke doch ja nicht zu nahe am Kopf abschneide, andererseits wünschte er, daß ich sein unwillkürliches Wehren nicht berücksichtigen möchte. Sobald der Zopf gefallen war, fühlte er den Bann der Kaste von sich gewichen, er erhob sich freudig von seinen Knien und war fortan ein anderer Mensch.

Wir können demnach die Praxis der Leipziger Mission und der englischen Ausbreitungsgesellschaft nicht billigen, die den Brahmanen ihren Zopf belassen. Die Schnur wird wohl allgemein abgelegt.

Daß bei der Feier des heiligen Abendmahls nicht verschiedene Kelche, Administranten und Tage für die verschiedenen Kasten verwendet werden dürfen, versteht sich von selbst. Eine sanitäre Gefahr für die höheren Kastenleute, die mit und unter den Parias das heilige Abendmahl genießen, und die Elliot (s. o.) so ausführlich behandelt, ist kaum vorhanden, da bis auf verschwindende Ausnahmen die christlichen Parias nicht mehr auf gleicher Stufe mit ihren Aas essenden Landsleuten stehen, und bei den Christen auch die Reinlichkeit eine ganz andre ist als bei den Heiden. Wenn aber nach dem Herkommen in den älteren Gemeinden der Leipziger Mission — in den neuen wird zumeist kein Unterschied mehr gemacht — erst die Sudramänner, dann die Pariamänner, dann die Sudrafrauen, endlich die Pariafrauen zum Altare treten, so haben wir dafür Parallelen in der Praxis vieler deutscher Landgemeinden, in denen auch nach alter, fester Sitte Großbauern, Kleinbauern, Dienstleute nach einander an den Altar herantreten oder an verschiedenen Tagen zum heiligen Abendmahl gehen. Gewiß ist es wünschenswert, daß gerade beim heiligen Abendmahl alle Unterschiede verschwinden, und das zu erreichen, ist ja auch das Ziel der Leipziger Mission, wie denn auch die aus Geistlichen und Ältesten bestehende 3. tamulische Synode in Madras 1893 auf Grund eines Referats des eingeborenen Pastors Periajánachen mit allen Stimmen gegen die des Laien-Deputierten von Koimbatur den Kastenunterschied beim Abendmahl für verwerflich erklärt und beschlossen hat, den energischen Vortrag des genannten Pastors drucken und in den Gemeinden verbreiten zu lassen, den Ältesten es aber zur Pflicht gemacht hat, mit gutem Beispiele voranzugehen (Ev. luth. Miss.-Bl. 1894, 163 ff. 183 ff.). Und daß

solche Beschlüsse nicht bloß auf dem Papiere stehen, beweist der Bericht des Leipziger Missionsdirektors v. Schwartz über eine Abendmahlsfeier, der er am Charfreitage 1894 in Trankebar, also einer der ältesten Gemeinden, gelegentlich seiner Visitationsreise beiwohnte, und bei der gegen 200 Abendmahlsgäste, Sudrafrauen und Pariamänner zusammen am Altar knieten, auch Sudrafrauen mitten unter Pariafrauen und die Ältesten der Gemeinden als die letzten das Sakrament empfingen. Das war wohl, schließt er diesen Bericht, eine gesegnete Frucht unsrer letzten tamulischen Synode und ein neuer Beweis, daß der Weg geistlicher Einwirkung auf die Eingeborenen langsam, aber friedsam zum Ziele führt, während gesetzliches Drängen von seiten des Europäers den Widerspruchsgeist weckt und die Erreichung des Ziels in die Ferne rückt (56, 162). Auch Grundemann berichtet von ähnlichen Erfahrungen, die er in den Leipziger Gemeinden gemacht hat. Wenn aber Leipziger Tamulenchristen, die in andere evang. Gemeinden ziehen, sich nicht an der Abendmahlsfeier dieser beteiligen, so mag wohl hier und da bei den Eingeborenen das Kastenbewußtsein mitsprechen, aber der wahre Grund ist der übertriebene lutherische Kirchenbegriff, aus dem es sich von selbst ergiebt, daß die eingebornen Christen, ebenso wie die Missionare nur an der Abendmahlsfeier solcher Kirchengemeinschaften teilnehmen, die unzweifelhaft auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses stehen; die Frage gehört also nicht hierher.

(Fortsetzung folgt).

Aus der Mission der Gegenwart.

Dem Gesamtbericht der akademischen Missionsvereine über das Winter-Semester 1896/97 entnehmen wir folgende Angaben: Es bestehen jetzt an 14 deutschen Universitäten und der Universität in Basel akademische Missionsvereine, die im verflossenen Winter 448 Mitglieder zählten, darunter 33 Nichttheologen, und 2491 M. vereinnahmten. Für kirchliche Zwecke wurden 1282 M. ausgegeben. Die meisten Mitglieder (76) hatte Greifswald; dann folgte Bonn (54), Heidelberg (48) und Halle (45), wogegen Berlin nur 15, Königsberg nur 13, Straßburg nur 12 und Breslau gar nur 10 Mitglieder aufzuweisen hatten. 41 Vorträge über äußere, 14 über innere Mission wurden gehalten. In den Berichten der einzelnen Vereine findet sich manches recht Erfreuliche; wir können uns aber dem Eindruck nicht erwehren, daß im großen und ganzen die Teilnahme eine äußerst geringe ist, und daß es in vielen dieser Vereine an einem frischen, kräftigen Leben fehlt. Es liegt z. T. an den ungünstigen Zeitverhältnissen, die alles Interesse auch der Studentenschaft auf die sozialen Fragen lenken, z. T. aber auch an der geringen Unterstützung, die die Vereine von seiten der akademischen Lehrer erhalten. Die Mission ist ein so großes und gewaltiges Werk, daß sie jedem das Herz abgewinnen muß, und wir können uns nicht denken, daß ihr unsere akademische Jugend so teilnahmlos gegenüberstehen würde, wenn sie von den Universitätsprofessoren immer wieder auf diese herrliche und heilige Arbeit im Reiche Gottes hingewiesen würde! Das Bestreben, eine Centralstelle für alle akademischen Missionsvereine zu gründen, ist mit Freuden zu begrüßen. Wir sind der Überzeugung, daß die Sache der Vereine dadurch nur gefördert werden wird. Sehr interessant waren uns die Auseinandersetzungen S. 47 ff. mit dem Studentenbund. Höchst überflüssig und vollständig unangebracht ist der Ausfall gegen die „glaubensarme Theologie“ S. 8. Wir raten dem jugendlichen Schreiber des betr. Passus, vorerst sich einmal gründlich in das Studium der Dogmatik zu vertiefen, und wenn er das gethan, sachlich die „zweifelsüchtige“ Theologie zu bekämpfen. In einen Bericht über akademische Missionsvereine gehören derartige Auslassungen nicht.

Die Rheinische Mission

hat durch den Tod des Missionars Dietrich, der am 8. Juli d. J. vom Typhus dahingerafft wurde, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Missionar Dietrich stand seit 1877 in den Diensten der Rheinischen Mission. Er hat in Zeiten, wo die Leitung an gänzliche Aufgabe des Werkes in China dachte, treu ausgehalten und nicht wenig zu dem Aufschwung neuerdings beigetragen. Am 19. März d. J. waren es 50 Jahre, daß die ersten Barmer Sendboten Genähr sen. und Köster chinesischen Boden betraten. Bei der Feier dieses Jubiläums hielt Missionar Dietrich noch ein Referat über die 50jährige Geschichte der Rheinischen Mission in China. Genauere Nachrichten über seinen Tod fehlen noch. Ebenso hat

die Pariser Missions-Gesellschaft

ein schwerer Schlag getroffen: Am 21. Mai sind zwei ihrer Sendboten, der frühere Senegalmissionar B. Escande und der erst wenige Wochen vorher auf der Insel gelandete Pastor P. Minault ein paar Tagereisen südwestlich von Antananarivo durch eingeborene Wegelagerer ermordet worden. Eine neue Heimsuchung für die so schwer geprüfte evangelische Mission auf Madagaskar! H. Lehmpfuhl.

Litteratur.

Kawerau, Prof. D. G.: Warum fehlte der deutschen evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts das volle Verständnis für die Missionsgedanken der heiligen Schrift? Breslau, Verlag von Wilh. Gottl. Korn. —

Über diese hochinteressante Frage hat Kawerau auf der schlesischen Missions-Konferenz in Breslau am 6. Oktober 1896 einen Vortrag gehalten, der auf Wunsch in Druck gegeben ist. Über das Thema zu reden, gehört nicht zu den dankbaren Aufgaben in dem Sinn, daß die gegebenen Ausführungen von vornherein der warmen, freudigen Zustimmung der Hörer gewiß sind; dazu nehmen sie zu viele Illusionen, mit denen wir meist an die Sache herantreten. Kann man doch selbst bei einem Luther, wenn man seine Stellung zur Mission gewissenhaft prüft, nicht sagen, daß er die Missionsaufgabe der Kirche erkannt, sondern muß sich dabei begnügen, daß er den Grund wieder freigelegt, auf dem in späteren Jahren dann die Mission bauen konnte, das Evangelium von der göttlichen Gnade, die da will, daß den sündigen Menschen geholfen werde, daß er die Arbeit der Mission im wesentlichen als abgeschlossen angesehen, wenn er auch einen Blick für die Geschichte der Mission gehabt, daß nur ganz vereinzelt der Gedanke durchblickt, das Evangelium müsse noch weiter laufen, ein Gedanke, der aber nie zu der Folgerung ausreift: So lasset uns denn das Evangelium hinaustragen! Lasset uns Mission treiben! Fast zwei Jahrhunderte mußten vergehen, ehe auf dem Boden der deutschen evangelischen Kirche der Missionsgedanke klar erkannt und ausgesprochen wurde. Warum das geschah? Kawerau giebt uns Aufschluß in seiner wichtigen Schrift, deren Grundgedanken kurz wiederzugeben mir gestattet sei.

Kawerau geht von einer Kritik der Missionsfreunde aus, die bisher das Thema behandelt und zum großen Teil besonders den Reformatoren dasselbe lebendige Missionsinteresse imputiert haben, das ihnen selbst innewohnt. Speziell

wendet er sich gegen Ostertag, der auf Grund zweier Lutherstellen (Psalm 117 und Himmelfahrtspredigt in der Kirchenpostille 1522) den Reformator als Zeugen für den Missionstrieb der reformatorischen Kirche reklamiert, sodann eigentümlicher Weise Erasmus mit seinen warmen, schönen Missionsworten als Streiter für die evangelische Sache ins Feld führt. Auch Plitts Ausführungen über Luther verschleiern künstlich die schlichte Thatsache, daß den Reformatoren Blick und Verständnis gefehlt hat für das, was wir Mission nennen. Warneck erst hat den Thatbestand erkannt und ausgesprochen, daß den Reformatoren der Blick für die Missionsgedanken der Schrift getrübt gewesen, und nach den Gründen dieser Erscheinung gefragt.

Kawerau beginnt nunmehr seine eigenen Ausführungen. Der Thatbestand ist der, daß sämtliche Reformatoren, nicht nur ein Luther und Melanchthon, sondern ebenso auch Zwingli und nicht weniger Calvin, der treffliche Exeget des Neuen Testaments, an all' den Stellen der hl. Schrift, wo uns heutigen Tages die Missionsgedanken des Evangeliums und die Missionsaufgabe der christlichen Gemeinde entgegenleuchten, durchaus nicht die gleichen Gedanken gespürt haben. Sie wissen von einer großen Missionszeit in der Vergangenheit, die Apostel sind in alle Welt ausgegangen, sie und ihre Schüler haben im wesentlichen das Missionswerk ausgerichtet, durch sie ist die Kirche aus den Heiden aufgerichtet. Die Missionsverheißungen der hl. Schrift sind also bereits erfüllt. Nur selten einmal kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß auch die heidnischen Völker das Evangelium noch hören werden. Wie das geschehen werde? An dieser Frage gehen die Reformatoren vorüber. Auch das direkte Gebot: Ihr sollt das Evangelium den Heiden bringen! kommt nicht zur Erkenntnis. Auch die Genfer Unternehmung in Süd-Amerika (1557) und die Gustav Wasas unter den Lappen (1559) können nicht als Belege für den Missionstrieb der reformatorischen Zeit dienen; jene ist keine Sendung von Missionaren, sondern eine Kolonialgründung, und die mitgezogenen Kolonialprediger geben schon 3 Wochen nach ihrer Ankunft die Hoffnung auf, die Heiden zu Christen zu machen; diese ist die einfache Anwendung des Grundsatzes: Cujus regio, ejus religio. Auch das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts beweist, wie fern den Reformatoren die Missionsgedanken gelegen. Der Türkenmission wird hie und da in der reformatorischen Zeit das Wort geredet. Für Luther sind die Türken ein wichtiger Faktor unter den Anzeichen des herannahenden jüngsten Tages. Die Eschatologie Luthers ist das Haupthindernis für die Erkenntnis der Missionsgedanken und die Entwicklung des Missionstriebs. Auch Melanchthon ist in diesen eschatologischen Anschauungen befangen gewesen. Die eschatologische Stimmung der Reformatoren, ihre Geschichtsbetrachtung (basiert auf ihrer Auslegung der Danielstelle von den 4 Weltreichen) in Verbindung mit der Thatsache, daß die Heidenwelt thatsächlich außerhalb ihres Gesichtsfeldes lag, macht es erklärlich, daß wir so wenig Missionsgedanken bei ihnen finden. —

Warum verhält sich aber das nachfolgende Geschlecht bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts den Missionsgedanken gegenüber nicht nur kühl, sondern geradezu ablehnend? Kawerau findet die Erklärung in der Lehre vom apostolischen Amt in seinem Unterschied vom Predigtamt. Nach Johann Gerhard war das Besondere, wodurch sich das Apostelamt vom Predigtamt unterschied, der Auftrag, das Evangelium in der ganzen Welt zu predigen und überall Kirchen zu gründen, und diesen Auftrag haben die Apostel ausgerichtet. Folglich ist er seitdem erloschen. Von nun an giebt es ein Predigtamt, das immer nur einer einzelnen Gemeinde gilt und für welches eine Berufung erfolgen muß. Zudem ist die Missionsausstattung der Apostel nunmehr verschwunden. Sie hatten die Gabe der Krankenheilungen, besonders aber die Gabe, in fremden Sprachen zu reden. Auch hier wieder das Folg-

lich: Da die Wunderausrüstung mit den Aposteln aufhörte, war auch der Missionsauftrag erledigt. Mit diesen Gedanken hat sich die alte lutherische Kirche die Hände für die Arbeit der Heidenmission gebunden. Das difficile Gewissen betr. ordnungsmäßige Berufung der Sendboten konnte nur beruhigt werden, wenn ein lutherischer Fürst heidnische Länder in Besitz nahm und nun kraft seiner Pflicht, in seinem Gebiet nur christlichen Kult zu dulden, und kraft seines Rechts als Landesbischof Prediger für seine heidnischen Unterthanen vocierte. Daher denn die lutherische Mission ihre Anfänge von Dänemark und Norwegen gehabt hat, d. h. von den Ländern, mit denen Kolonialbesitz mit heidnischer Bevölkerung verbunden war. Das Facit jener engherzigen, von Rücksichten der Dogmatik diktierten Anschauung war das: Das Heidentum, das noch vorhanden war, hat sich selbst verstockt. Ist die Predigt der Apostel auch nicht überall hingekommen, so ist doch ihr Schall durch alle Welt erklungen. Die Heiden haben sie verworfen, also stehen sie nun nicht mehr unter Gottes Gnade, sondern unter seinem Zorn. Ja, man schreckt selbst vor der grausamen Folgerung nicht zurück: Woher wißt ihr denn, daß es Gottes Wille ist, den Heiden den Weg der Seligkeit jetzt noch anders zu zeigen, als durch die allgemeinen Mittel seiner Providenz, durch die natürliche Gotteserkenntnis? Gottes gerechter Zorn liegt auf der Heidenwelt: So gnädig als er ist, so zornig kann er sein.

Mit dieser Betrachtung hat Kawerau sein Thema erschöpft. Er schließt ab mit dem erfreulichen Ausblick, den uns die kommende Periode zeigt; besonders mit den Ausführungen Christian Scrivers in seinem Seelenschatz. Hier sproßt neues Missionsleben. Alle Bedenken schwinden ihm, denn ihn hat die Liebe, das Mitleid mit den Heiden ergriffen, und er hofft, daß Gott sich ihrer annehmen werde. Damit hat Scriver den Kernpunkt alles Missionslebens getroffen. Die Liebe, die Liebe zu Christus und den verirrten Brüdern, ist Seele und Triebfeder der Mission. Wo das Herz so gestimmt ist den Heiden gegenüber, da will man ihnen auch helfen. Und wo ein Wille ist, da findet sich auch ein Weg. —

Soweit die Inhaltsangabe! Kaweraus Vortrag erscheint im unscheinbaren Gewand eines Schriftchens von etwa 27 Oktavseiten. Aber auf ihn kann man getrost das non multa, sed multum anwenden. In großen Zügen ist uns die Stellung der maßgebenden Kreise in der evangelischen Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts zu den Aufgaben der Heidenmission geschildert; klar, scharf in der Gedankenführung, voll wissenschaftlicher Tiefe und unbestechlicher Wahrheitsliebe. Auch wo er manche Illusion zerstört, geschieht es nur um der Wahrheit willen, und wohlthuend, versöhnend wirkt auch dann die warme Liebe zur heiligen Sache, die aus jeder Zeile hervorleuchtet. Besonders schätzenswert ist es, daß er sich nicht weiter bei den äußeren Gründen aufhält, die einer Entwicklung des Missionsgedankens in jener Zeit hindernd im Wege standen, sondern, wie nachgewiesen, aus der religiösen Gedankenwelt der beiden Jahrhunderte heraus es aufzeigt: Die Zeit war für die evangelische Mission noch nicht erfüllt. Kaweraus Vortrag ist nicht nur lesenswert — dazu allein ist er zu inhaltsreich bei seiner Kürze —, sondern verdient gründlich studiert zu werden. Er bleibt ein wichtiger Beitrag für das Verständnis der Missionsgeschichte. Wollte Gott, alle Kritiker auf christlichem Gebiet brächten auch das mit, was Kawerau bei seiner vorliegenden kritischen Arbeit sich bewahrt hat: Pectus facit theologum! E. Lachmann.

A. Keller. 1. Der Geisteskampf des Christentums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge. Leipzig 1896. Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). 90 S. 2 M.

J. Thoma. 2. Zwei Bücher gegen den Mohammedanismus von Petrus Venerabilus. Leipzig 1896. Ders. Verlag. 136 S. 2 M.

Andreas, Dr. F. C. 3. Die Babis in Persien. Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig und nach eigener Anschauung dargestellt. Leipzig 1896. Ders. Verlag. 60 S. 1 M.

Diese drei Schriften stehen im Dienste der Bestrebungen, die der Mission im Gebiete des Islam neues Interesse gewinnen und neue Bahnen eröffnen wollen, Bestrebungen, denen namentlich der Akademische Verlag in Leipzig bezw. Herr Pastor W. Faber in Berlin mit Eifer dient. Es bedarf nur eines Gedankens an die vielfältigen Fragen im Orient und andererseits an das europäische Kolonialgebiet in Afrika, wo auf Schritt und Tritt Islam und Arabertum Hindernis und Gefahr sind für das Festwerden und Weiterdringen der Kultur-Arbeit, um inne zu werden, wie weit über das engere Missionsinteresse hinaus die Frage: Was will mit dem Islam werden? von schwerwiegendster Bedeutung ist.

1. A. Keller schildert die verschiedentliche Gestalt innerer, geistiger Beziehungen zu dem gleich so gewaltig auftretenden Feinde seitens der mittelalterlichen Kirche, Versuche mehr einer geistigen Auseinandersetzung mit demselben, als einer Einwirkung auf ihn zu seiner Überwindnng durch das Kreuz. Der Islam selbst begnügte sich in den Gebieten, die er unterwarf, im wesentlichen damit, den dort vorhandenen Bekenntnissen und Kulten gewisse Schranken zu setzen inbetreff ihrer öffentlichen Ausübung. Er trat als erobernde, aber nicht als missionierende Religion auf, war es doch im wesentlichen die arabische Nation, die in und mit ihm einen staunenswerten Siegeslauf antrat und vollbrachte und ihre Herrschaft über die Völker aufrichtete. So konnte die unterworfene griechische Kirche nichts anderes thun, als in dogmatischen Kontroversen (die seitens des Islam in seiner Stellung als Herrscher meistens in der weitherzigsten Weise behandelt wurden, wenn es auch ab und zu einmal ums Leben ging für einen allzu eifrigen kirchlichen Dogmatiker) wenigstens geistig ihren Besitzstand zu wahren und ihre Überlegenheit trotz der Unterdrückung zu behaupten. Es ist nicht zu verkennen, wie der Islam seinerseits, und zwar nicht unbewußt, reichlich geistigen Gewinn daraus gezogen hat. Etwas wie Missionsinteresse regt sich aber in der abendländischen Kirche, die ja der neuen Erscheinung freier gegenüberstand. Die Kreuzzüge zwar hatten mit solcher Absicht nichts zu thun, hier galt es nur — abgesehen von den hierarchischen Interessen, die dabei mitspielten — durch Wiedergewinnung des heiligen Landes eine Schmach von der Christenheit abzuwälzen und ihr freien Zutritt zu den heiligen Stätten zu gewinnen. Auf die Welt des Islam als solche machten sie so gut wie gar keinen Eindruck. Aber in der zweiten Periode der Kreuzzüge treten zwei Männer auf, Raimundus Lullus und Peter Venerabilis v. Clugny, mit litterarischen Arbeiten, mit eindringenderer Kenntnisnahme vom Islam, mit praktischen Missionsbestrebungen. Diese wenigstens finden wir bei Lullus. Bei Peter will es uns weniger leicht werden, den christlichen Liebeseifer zu spüren, den Keller bei ihm findet. Jedenfalls ist er sehr tief eingehüllt in den kirchlichen Eifer des hierarchischen Dogmatikers. Wir haben gleich von ihm besonders zu sprechen. Keller schließt mit Schilderung einer Bekehrungsformel für konvertierende Sarazenen, in der zunächst die ganze stattliche Reihe von Verfluchungen gegen Mohammed und seine Lehre und Bräuche aufgeführt ist, die der Täufling aussprechen mußte; dann folgt ein rein dogmatisches Bekenntnis mit der ganzen Theologie, Christologie und namentlich auch Marienlehre jener Zeit, während eine Spur eigentlicher Religiosität kaum zu finden ist. Daß eine solche Auflegung eines anderen Jochs, doch desselben starrkirchlichen Charakters, wie das des Islam, keine Christianisierung bedeutet, ist klar, und es ist auch gar nicht ersichtlich, wie der Moslim dazu kommen sollte, seine „Gläubigkeit“ mit einer anderen ebenso gearteten, nur etwas verwickelteren, vertauschen zu wollen.

2. Der große Abt von Clugny, in gewissem Sinne das Gegenstück zu dem größeren Bernhard von Clairvaux, hat „Zwei Bücher gegen den Muhammedanismus" hinterlassen, oder wenigstens sind diese erhalten geblieben als Bruchstück einer größeren Streitschrift. Joh. Thoma legt sie uns in einer dankenswerten Übersetzung vor mit kurzem Vorwort. Wir haben eben schon angedeutet, daß wir hier in der That mehr eine Streitschrift, als eine Missionsschrift vor uns haben. Die gelegentliche Betonung der Liebe zu den Verlorenen nimmt sich doch neben durchgehender unbedingter Verwerfung alles dessen, was um sie und in ihnen ist, etwas frostig aus. „Vielleicht kann das herauszugebende Werk, heißt es z. B., auch bei unseren Glaubensgenossen geheimen Bedenken entgegentreten, die ihnen innerlich Unruhe machen, nämlich ob bei diesen unfrommen Leuten nicht doch eine gewisse Frömmigkeit zu finden sei, ob diese Diener der Lüge nicht doch auch ein Fünkchen Wahrheit besäßen". Für Petrus könnte es sich also, wenn es zur Sache käme, doch nur um einfache bedingungslose Unterwerfung der Mohammedaner handeln. Es ist höchst interessant zu sehen, wie sich hier diese unbedingt verkirchlichte Gestalt des Christentums, indem sie sich als schlechterdings göttlich giltig über den Islam erhebt, doch unwillkürlich als Parallele neben diese arabische Abart von rabbinischem Judentum einerseits und dogmatisiertem Christentum andererseits stellt. Immerhin, wie bedeutsam war es für jene Zeit, doch endlich einige wirkliche Einsicht in den Islam zu erhalten, zumal Petrus auch für eine lateinische Übersetzung des Koran gesorgt hat. Ein eigentliches Eingehen in die Materie findet indessen nicht statt. Wenigstens erschöpfen sich die uns vorliegenden Bücher in der Verhandlung über den frevelhaften Anspruch Mohammeds, ein Prophet sein zu wollen und seinen Koran als Gottes Eingebung verkündigen zu dürfen. Die Behandlung ist rein scholastisch nach einem willkürlich festgestellten Begriffe von Prophetie, dem natürlich nur die biblischen Propheten entsprechen dürfen.

3. Keller sagt am Schlusse seiner oben besprochenen Schrift: „Gelingt es einmal, einen gewissen abgegrenzten Kreis, eine Gemeinde, einen kleinen Stamm für sich für das Christentum zu gewinnen, so ist damit eine Bresche gebrochen, durch welche das Christentum sieghaft Einzug halten kann". Etwas Ähnliches und in seiner Art Verheißungsvolles dürfte sich darbieten, wenn innerhalb des Islam eine, wenn auch nicht unmittelbar christlich hervorgebrachte, doch auf christliche Ideen zustrebende Bewegung sittlichen Fortschritts sich zeigt, in der der „verbildete und verkümmerte Keim echter Gotteserkenntnis", der doch im Islam vorhanden, gesunder und reiner emporkommen möchte. Als etwas derartiges beurteilt Faber in einem kurzen Vorwort zu der Abhandlung Andreas' die Bewegung des Babismus in Persien, von der er sagt, daß sie nunmehr weit über Persiens Grenze hinaus bereits Millionen von Anhängern zähle. Er nennt ihn „die Morgenröte einer besseren Zeit (für Persien zunächst), durch welche die Strahlen der aufgehenden Sonne des Christentums durchleuchten". Nun, auf jeden Fall ist der Babismus, wie er uns in der liebevoll warmen und klaren Schilderung durch den früheren Docenten am orientalischen Seminar entgegentritt, der man zugleich die geschichtliche Sicherheit des Gelehrten und des Augenzeugen anmerkt, eine höchst ansprechende und auch zukunftsvolle Erscheinung.

Im Babismus hat sich ein kräftiger Schößling des Sufismus erhoben, jener eigentümlichen, im Grunde anti-islamischen Verbindung von morgenländischem Mystizismus mit dem persischen Schiitismus, dem Zweige des Islam, der in Ali, dem Sohne des Propheten von der Fatimeh, und dessen Nachkommen die legitime Nachfolge Mohammeds erblickt im Gegensatz gegen das Chalifat.

Die Bewegung begann im Jahre 1844 durch den 1820 in Schiraz ge-

borenen Mirza Ali Muhamed, Schüler sufitischer Weisen, der mit seinem Auftreten sich Bab nannte, die „Pforte“, nämlich durch die man zur Erkenntnis der Wahrheit kommt. Er ist 1850 den Märtyrer-Tod gestorben. Unter den Fortsetzern seiner Predigt ragt eine Frau hervor, Zerrin Tadsch, die goldene Krone, mit dem Beinamen Qurret ul Ain, die Augenfreude, eine begeisterte, ja mächtige und doch anmutende Gestalt, auch Märtyrerin ihres Werkes. Weiter dann, der dem Babismus von seiner Verbannung in Bagdad aus größte Kraft und weiteste Verbreitung schaffte: Mirza Huzein Ali, mit dem Beinamen Beha d. h. „Glanz“, 1892 in Akka in Syrien, wo ihm als einer Verkörperung der Gottheit von seinen Anhängern unbegrenzte Verehrung entgegengebracht wurde.

Der Babismus will nicht eine esoterische Lehre oder nur spekulative Theorie sein, „sondern das ganze Leben fordert er von seinen Anhängern, um es von Grund aus umzugestalten — er will Religion sein“, und er ist persischer Patriotismus, dessen Ziel auch die politische Rettung des Vaterlandes. Eben damit freilich hängt es auch zusammen, daß er nicht bloß in Märtyrerblut getauft ist, sondern auch selbst Blut vergossen hat, und nicht bloß in Gegenwehr, ja auch nicht bloß von Feinden, sondern auch im Parteizwist. Dennoch sind die Träger der Idee nicht bloß hochragende, sondern reine Gestalten. Der mystisch-spekulative Hintergrund der Lebensanschauung und des Bekenntnisses ist die Lehre, daß der Bab, das Medium aller wahren Erkenntnis, in besonderem geistigen Verkehr mit dem „Imam Mehdi“ steht, dem im Verborgenen fortlebenden, am Ende der Zeiten zur Einleitung des goldenen Zeitalters wiederkommenden letzten Nachkommen Alis. Es ist eine fortlaufende und immer weiter sich entwickelnde und vertiefende Offenbarung Gottes, der unveränderlichen Wesenheit, des ewigen Urwillens, durch Propheten zur Führung der Welt gedacht. Auch der Bab darf nicht als der letzte, alles ein für alle Mal abschließende gelten. Und wie die Propheten nur Einzelvertreter einer gleichsam fließenden Fleischwerdung des Urwillens sind, so scheinen die Menschen überhaupt, die Individuen, Einzelerscheinungen des Menschengeistes sein zu sollen, die ihre Unsterblichkeit haben in ihrem Abspiegeln des Urgeistes, aber in ihrer Besonderheit vergänglich sind. Bemerkenswerte Fortschritte nach der ethisch-sozialen Seite hin sind die freiere, würdigere Stellung der Frau, namentlich durch Einschränkung der Ehescheidung und der Vielweiberei, und die freundliche und liebevolle Beachtung der Kinder. Eine Reihe ritueller Vorschriften sind eigentlich für die Zeit erst möglich, wenn die Lehre allgemein geworden. Das heilige Buch ist der Beyan d. h. Erklärung, Darlegung, vom Bab, entstanden in den Jahren 47—50.

„Es läßt sich nicht bestreiten“, schließt Andreas, „daß der Bab und seine Jünger, getrieben von der Entrüstung über die Verderbtheit der Regierung und der Geistlichkeit, in großem Stile die nationale Wiedergeburt Persiens angestrebt haben“. — — — Ob die Verwirklichung gelingt, läßt sich einstweilen nicht entscheiden. Wenn nicht, würde der Babismus nur die Zahl der Sekten und Orden in Persien vermehrt haben. — — — „Wir können das weder für Persien noch für uns wünschen, denn, im Gegensatz zu der gehässigen Haltung des Islam gegen Andersgläubige, ist die Gesinnung der Babis gegen die Bekenner anderer Religionen eine durchaus freundliche und tolerante; und überdies haben wir ja auch einen hochwichtigen Gedanken mit ihnen gemein: Ihre Lehre von immer vollkommneren Offenbarungen ist ja völlig aus einer Anschauung hervorgewachsen, der wir alle huldigen, und die unser ganzes Leben beherrscht, aus der Anschauung von einem beständigen Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit“. M. Fischer.

Pierre Loti. Japanische Herbsteindrücke. Übersetzt von Robert Prölß. Stuttgart 1896. J. G. Cotta Nachf. 248 S. 3 M., geb. 4 M.

Der Franzose Pierre Loti ist nur wenige Monate als Marineoffizier in Japan gewesen und hält sich deshalb für unterrichtet genug, nicht nur Landschaften, Gebäude, Paläste und seine Erlebnisse im Reiche der aufgehenden Sonne zu schildern, sondern auch — ohne zu wissen, daß er damit den Pfad eines anderen wohlbekannten Schriftstellers wandert — Urteile über den japanischen Volkscharakter u. s. w. zu fällen, als ob er in der kurzen Zeit dem japanischen Volke hätte „ins Auge und Herz“ blicken können. Sein Aufenthalt in Japan fällt ins Jahr 1886, also lange vor den japanisch-chinesischen Krieg. Dieser Umstand ist verhängnisvoll für den Verfasser geworden. Er schreibt über die Geschichte von den 47 Ronins (S. 186): „Sie ist unbegreiflich wie ein altes Rätsel, wenn man die heutigen unmännlichen, entarteten Japaner kennt; sie erweckt die Vorstellung einer großen, edlen und ritterlichen Vergangenheit und wirft selbst noch jetzt für mich einen Schatten von Achtung auf dieses moderne Japan, das ich so sehr verspottet habe“. Daß dies Urteil so verkehrt ist, wie nur möglich, hat der Krieg gezeigt. Mag immerhin der plötzliche Umschwung, der in Japan im Laufe der letzten Jahrzehnte sich vollzog, manche Karrikatur europäischen Lebens gezeitigt haben, so ist doch des Erstaunlichen und Bewunderungswürdigen bei diesem schnellen Wechsel mehr als des Verspottungswürdigen. Doch für den Vertreter der Grand Nation, zumal wenn er Offizier ist, giebt's ja außer seiner Nation wenig Bewundernswertes in der Welt. Und außer den Wundern von Nikko, der Totenstadt der japanischen Kaiser, findet Pierre Loti in der That so gut wie nichts zu bewundern in Japan. Wenn er seine dienstfreie Zeit zu Reisen u. dgl. benutzt, so hat es wohl nur den Zweck, sich zu amüsieren und dabei Stoff für eine Reiseschilderung, für ein hübsch gebundenes Buch zu sammeln. „Bei einbrechender Nacht findet in einem besonderen Stadtteile die Ausstellung der Frauen statt. Sehr amüsant!“ schreibt er, wo er von der Prostitution in Kioto handelt (S. 34). Am letzten Tage, den er in Japan zubringt, ist er in Uyeno und um 8 Uhr abends befindet er sich am Halteplatz „der kleinen Wagen und Läufer“ und weiß nicht, was er nun anfangen soll. „Was thun? Geradeswegs nach dem Bahnhof zurückkehren, den Neunuhrzug nehmen, hübsch verständig nach Yokohama fahren und mit einem gemieteten Sampan mich zu meinem Schiffe auf der Rhede begeben? Mein Gott, ich hatte ja doch noch den Mitternachtszug, da wir erst bei Morgengrauen die Anker zu lichten beabsichtigten — den Mitternachtszug, der mir Zeit ließ, mich noch ein wenig herumzutreiben“ (S. 207). Und wohin läßt er sich fahren? „Nach dem großen Yoshiwara“. Zwar bittet er, „daß sich niemand entrüste“ und versichert uns der unschuldigsten Absichten, er will nur „ein einfacher Zuschauer sein“. Und er hält Wort. Aber er nennt die dort stattfindende Ausstellung der unglücklichen Frauen „keusch und anmutig“ (S. 212), „bewundert“ die „hübschen, stummen Puppen“ und wirft, bevor er wieder in seinen Wagen steigt, „den letzten Blick auf dieses magische Schauspiel“. Echt französische Leichtfertigkeit zeigt sich auch anderweitig in Pierre Lotis leider ins Deutsche übersetztem Buche, und hochmütige Herzlosigkeit fehlt nicht. „Alle meine Gefährten im Tramway saßen, abgezehrt, bleich und stumpf, mit herunterhängenden schlaffen Lippen da; meist kurzsichtig, hatten sie runde Brillen vor den Augen und rochen nach ranzigem Kameliennöl, nach wilden Tieren, nach der gelben Rasse. Und nicht eine hübsche Musme, auf der ich den Blick hätte ruhen lassen können! Wie sehr ich es bedauerte, Gott! mich in diesen Wagen des gemeinen Volkes verirrt zu haben“ (S. 195). Es ist überaus

betrübend, den Namen Gottes so oft ohne alle Ehrfurcht gebraucht, d. i. gemißbraucht zu sehen; doch der Verfasser ist ein Mann, der allem Anschein nach nichts von Gott wissen will, sondern nur an die Materie glaubt. Folgende beiden charakteristischen Stellen berechtigen mich zu dieser Annahme: „Sie [japanische Gräber] glichen den Gräbern, die sich auf unsern Dorfkirchhöfen dicht an die Kirche drängen; nur daß bei uns die Toten auf dem Gottesacker unsre Eichen, unsre Gräser, unsre französischen Blumen befruchten, während hier in der japanischen Erde die gelben, aus anderen Bestandteilen zusammengesetzten Körper andre Gewächse, Bambusse, Kryptomerien und Lotus ernähren. Hierin liegt der einzige Unterschied, sonst aber ist es hier wie dort ein letztes Gebet [?] beim Eintritt ins Nichts" (S. 118). „Daß diese [Japanerin] da so hübsch, so jung und besonders so ungewöhnlich frisch und gesund war, und ein unerklärliches Etwas in ihrem Blick den meinigen anzog, hatte plötzlich allein einen Zauber auf diese elende Hütte, in der sie lebte, geworfen; ich verspätete mich fast, ich fühlte mich hier nicht mehr allein und verbannt, eine Erschlaffung ergriff mich, die in einer Stunde vielleicht wieder vergessen war, die aber, ach, nur zu sehr jenen Dingen glich, die wir Liebe, Zärtlichkeit, Neigung nennen, und die wir uns bemühen, für groß und edel zu halten. Solche Wirkungen sind geeignet, uns einen erschreckenden Beweis von der Materialität unsers ganzen Seins und von der Nichtigkeit dessen zu geben, was folgt" (S. 178).

Sonderbar nimmt es sich daher aus, wenn der Verfasser schildert, wie er in dunkler Nacht am Grab des letzten der Schogune stehend, eine Art religiösen Gefühls empfindet: „Hier gab es selbst keine verspäteten Spaziergänger, nicht einen einzigen mehr, weder etwas Drolliges, noch etwas Lächerliches, noch ein Lächeln — nur Geheimnisvolles und zur A n d a c h t A u f f o r d e r n d e s" (S. 204).

Der einzige Weg, um einigen Nutzen von der Lektüre dieses Buches zu haben, ist, daß man von all den subjektiven Urteilen und Gefühlen des Verfassers absieht und sich einzig an die Beschreibung äußerer, sichtbarer Dinge und Vorgänge hält und bei den landschaftlichen Schilderungen nie vergißt, daß es sich um „Herbsteindrücke" handelt, also diese Schilderungen nur für einen kleinen Teil des Jahres zutreffend sind.

Das Buch ist durchaus nicht denen zu empfehlen, die wenig über Japan wissen und sich ein Urteil bilden wollen. Wer schon andere gute Bücher über Japan gelesen hat, wird einzelne nicht uninteressante Dinge aus Pierre Lotis Buch entnehmen, besonders was den offiziellen gesellschaftlichen Verkehr zwischen europäischen Nationen und Japan betrifft. „Ein Ball in Yeddo" und „Die Kaiserin Frühling" sind Abschnitte nicht ganz ohne Wert für den Missionsfreund und den Ethnologen. **A d. W e n d t.**

Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte. 2 Bde. Freiburg u. Leipzig. 2. Aufl. J. C. B. Mohr. 1896/97.

Es darf wohl als Zeichen des wirklich bei uns vorhandenen Bedürfnisses eines Lehrbuchs der Religionsgeschichte genommen werden, daß die „zweite völlig neu gearbeitete Auflage" eines so umfangreich angelegten Buchs innerhalb zehn Jahren möglich geworden ist, und daß dasselbe trotz seines auch jetzt nicht geheilten Grundschadens der Konstruktion, mangelnder religionsphilosophischer Geistestiefe, als „unser" Lehrbuch der Religionsgeschichte gilt. Der Titel „zweite völlig neu gearbeitete Auflage" betrifft wesentlich die Anlage des Buchs. Der allgemeine, wenn man so sagen durfte, religionsphilosophische und der ethnologisch-geographische Teil ist, gewiß zum Vorteil der Bestimmung des Buchs, hinweggefallen, so daß es nun als ein ausschließend religionsgeschichtliches Werk erscheint. Noch wesentlicher aber ist die Änderung, daß Herr Chantepie de la Saussaye eine Reihe von Mit-

arbeitern zur Ausführung einiger Völkerreligionen zugelassen hat, was als ein sehr zweifelhafter Gewinn und Fortschritt angesehen werden muß. Gerade das Beste, Eigenartigste, was ein Lehrbuch der Religionsgeschichte, im Unterschiede von andern denselben Stoff behandelnden, etwa allgemein weltgeschichtlichen Darstellungen geben kann, daß die einzelnen Völkerreligionen im Zusammenhang des Ganzen geschaut werden, geht durch eine solche encyklopädische Behandlung verloren. Chantepie's Werk ist nun kein Lehrbuch der Religionsgeschichte mehr, sondern der Religionsgeschichten. Das buntscheckige Aussehen, welches dem Buche dadurch gegeben worden ist, zeigt sich besonders darin, daß einige der Mitarbeiter, wie der Herr Redaktor selbst, „Entwicklungstheoretiker" sind, die andern nicht; der eine und der andere Artikel ein wirklich tieferes Interesse an der Sache spüren läßt; manche dagegen die Religion mehr nur als eine symptomatische Krankheits-Erscheinung des menschlichen Geistes, und ihr Wesen hauptsächlich in derb-realistischen und massiven Äußerungen der großen Menge erscheinen lassen; oder die Geschichte der Religion vorzüglich als eine solche der theologischen und sektiererischen Streitigkeiten behandeln. Für gediegenst halte ich den Artikel über die nordsemitischen Religionen von Dr. Friedrich Jeremias, und über die Religion der Perser hat Dr. Lehmann einen flotten Artikel geschrieben, auch den Verlauf dieser, wie der indischen Religionsgeschichte wesentlich richtig gezeichnet. In Professor Houtsma's Darstellung des Islam macht besonders die gerechte Beurteilung Mohammeds einen günstigen Eindruck; dagegen ist die Wurzel des Islam in der altarabischen Religion nicht genügend bloßgelegt, und die ganze Beschreibung nimmt zu sehr das Aussehen einer farblosen Sektengeschichte an.

Die speziellste Leistung des Herrn Redaktors, die Religion der Griechen, Römer, Germanen trägt die bekannten Vorzüge und Schwächen seiner religionsgeschichtlichen Leistungen: Ausgebreitete Kenntnis der Sachen und geschickte Darstellung derselben, Mangel an tiefer Erfassung des Objekts. Während sonst die 2. Auflage seines Werks insofern einen Fortschritt bedeutet, als sich die Darstellung wenigstens teilweise vom Bann der modernen Entwicklungstheorie freigemacht und die hölzernen Schachteln „Animismus, Fetischismus rc." schon ziemlich in die Rumpelkammer gestellt hat, ist ihnen leider gerade in der Geschichte der griechischen Religion von dem Herrn Redaktor selbst der Vortritt gelassen worden, und von dem tief-religiösen Geist, der die homerischen Gedichte durchweht, zeigt der Verfasser keine Ahnung.

Der Artikel über die Religion der Ägypter von Lange charakterisiert sich selbst am zutreffendsten durch folgende Sätze: „Eine gründliche Darstellung des theologischen Glaubens kann hier nicht gegeben werden". — „Die alten Formen der religiösen Vorstellung und der Kultus waren die wesentlichen Elemente der Religion . . . Das Bild, das wir nach den vorliegenden Quellen von der ägyptischen Religion geben können, wird mit Notwendigkeit lückenhaft, einseitig und unsicher sein" (S. 102). Daß Herr Lange Wort gehalten hat, bescheinigen wir ihm hiermit gern, wären aber doch an dieser Stelle lieber begegnet: Brugsch's Darstellung der ägyptischen Religion, obschon sie nach Herrn Lange „eigentlich im großen und ganzen eine Darstellung der theologischen Auffassung derselben ist, wie sie sich in Heliopolis ausgebildet hatte" (S. 142).

Über die Religion Israels hat Herr Valeton jr. einen Artikel geschrieben. Nach ihm ist „die israelitische Religion Jahvismus, und der Jahvismus war ursprünglich nur ein Rahmen, der sich allmählich mit immer reicherem Inhalt ausfüllen sollte" . . . „Die Unbestimmtheit in betreff der äußerlichen Formen ermöglichte es dem Jahvismus, sich nach

Bedürfnis in die verschiedenen Zustände einzuleben, oder besser gesagt (!), dieselben in sich aufzunehmen, ohne damit seinen eigentlichen Charakter einzubüßen". Sapienti sat!

Die Religionsgeschichte Japans, Leistung des Herrn Buckley aus Chikago, möge hier mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt bleiben.

Als Kuriosum zum Schlusse noch die Mitteilung, daß Herr Chantepie de la Saussaye seinem Herrn Verleger strengen Befehl gegeben hat, der Redaktion dieser Zeitschrift kein Rezensionsexemplar zukommen zu lassen, weil — die Rezension der 1. Auflage nicht nach Wunsch ausgefallen ist.

Julius Happel.

Verhandlungen der 9. Kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen am 25., 26. und 28. Mai 1897. Berlin, M. Warneck 1897, S. 150. Preis 1,20 Mk.

Zum ersten Male veröffentlicht die „Kontinentale Missionskonferenz", eine Vereinigung von Deputierten deutscher evangelischer Missionsgesellschaften, Vertretern der finnischen, schwedischen, norwegischen, dänischen, holländischen und französischen evangelischen Missionen, sowie besonders eingeladenen Missionsfachmännern, einen ausführlichen Bericht über ihre Verhandlungen. Die Konferenz hat bei ihrer im Mai d. J. seit 1866 zum 9. Male in Bremen abgehaltenen Versammlung fleißig gearbeitet. In 3 Tagen sind 8 ausführlichere oder kürzere Referate, die wörtlich mitgeteilt werden, erstattet worden, an jedes Referat schloß sich eine Diskussion, von der ein kurzer Auszug ins Protokoll aufgenommen ist. Fast alle Referate zeichnen sich durch ruhige, nüchterne Haltung aus, dringen in die Sache ein und sind von einem gesunden, evangelischen Geiste durchzogen. Missionsinspektor Dr. Zahn stellt in dem Vortrage über die Eheordnung für die evangelische Mission auf Grund der Schrift die ethischen Gesichtspunkte auf, die unbedingt für eine jede heidenchristliche Gemeinde gelten müssen, bezeichnet es aber als unevangelisch, ein bestimmtes Ehegesetz, das auch die Rechtsformen der Ehe regelt, den Heidenchristen aufzulegen. Prof. Dr. Warneck giebt eine vortreffliche Kritik der modernen Weltevangelisationstheorie, die auf Grund von Matth. 24, 14 „noch in dieser Generation" das Evangelium der gesamten Heidenwelt gepredigt wissen will, und weist nach, daß diese Theorie sowohl der von Christus gestellten Missionsaufgabe, als auch der von den Aposteln geübten Missionsmethode grundsätzlich widerspricht. Missionsinspektor Öhler will das Verhältnis des Missionsschulwesens zu dem kolonialen Regierungsschulwesen nach klaren Grundsätzen unter Wahrung der freien Bewegung der Missionsschulen regeln. Missionsinspektor Dr. Schreiber erteilt Ratschläge über die Organisation der Frauen-Missionsarbeit, empfiehlt nicht die Einrichtung besonderer Häuser für die Ausbildung der Missionsschwestern, möchte vielmehr die Diakonissenhäuser für diesen Zweck dienstbar machen. Prof. Dr. Plath warnt, den Privaterwerb der Missionare ohne Kontrolle zu lassen, und rät dringend, auch für diese Frage bestimmte Ordnungen aufzustellen. Missionsinspektor Merensky und Missionsdirektor von Schwartz kennzeichnen die Stellung der evangelischen Mission zur Beschneidung, über die sie wertvolle, auch in religionswissenschaftlicher Hinsicht bemerkenswerte Mitteilungen machen. Missionsdirektor Buchner schildert die römische Aggression und schlägt zu ihrer Abwehr vor, daß die evangelische Mission ihr passives Verhalten aufgeben und für sich dasselbe Recht, wie die Katholiken, beanspruchen soll, überall mit ihrer Arbeit einzusetzen, auch wenn in diesem Gebiet schon Katholiken thätig sein sollten; auch die katholische Taufe soll nicht in allen Fällen anerkannt werden, namentlich da nicht, wo sie leichtfertig erteilt worden ist. Missionsinspektor Dr. Zahn schildert zuletzt den Missionar als den Anwalt der Eingeborenen.

So ist in diesem Konferenzprotokolle eine Fülle von wertvollem Material sowohl zur Missionstheorie als zum praktischen Missionsbetrieb geboten, daß jeder Missionsfreund nur dankbar für die Veröffentlichung sein wird.

Auf der Konferenz, die im gastlichen Hause eines Bremer Kaufherrn (J. M. Vietor) tagte und einen „familienhaften Charakter" trug, waren 10 deutsche evangelische Missionsgesellschaften vertreten, deren Abgeordnete sich in einer Separatkonferenz über ein „Statut für den Ausschuß der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften" einigten. Die auf der Konferenz nicht vertretenen Gesellschaften: Berlin II und Neuendettelsau, sollen noch zum Beitritt aufgefordert werden. Pastor Lic. Weser, Vertreter des Jerusalemsvereins, und Pastor Schwartzkopff, Vertreter des Morgenländischen Frauenvereins, waren zwar auch zur Konferenz eingeladen und erschienen, konnten aber nicht sofort erlangen, daß auch ihre Vereine in den Verband der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften aufgenommen wurden, vielmehr wurden sie mit ihren Wünschen an den neugewählten Ausschuß (Öhler, Buchner, Schreiber, v. Schwartz, Warneck) verwiesen. Unser Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein ist weder zur „Kontinentalen Missionskonferenz" eingeladen, noch mit einer Silbe in den Verhandlungen oder bei der Konstituierung des Ausschusses erwähnt worden. Indem wir diese Thatsache konstatieren, stellen wir zugleich fest, daß bisher noch niemand an dem öfters kundgegebenen guten Willen unseres Vereins, mit und neben den älteren Missionsgesellschaften an der Ausbreitung des Reiches Gottes zu arbeiten, Zweifel erhoben oder unter Anführung von Thatsachen behauptet hat, daß unsere Praxis diesem guten Willen widerspreche. Selbstverständlich hat jede Vereinigung das Recht, einzuladen, wen sie will, aber in dem Augenblicke, wo deutsche evangelische Missionsgesellschaften einen Ausschuß ernennen, der sich öffentlich, auch den Behörden gegenüber, z. B. dem Auswärtigen Amte, als den Ausschuß der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften bezeichnet, so ist es unsere Pflicht, auf das Mißverhältnis des Namens dieses Ausschusses zu seiner wirklichen Entstehung und Zusammensetzung hinzuweisen. Dr. Th. Arndt.

G. Burkhardt, Die Mission der Brüdergemeinde in Missionsstunden. 1. Heft. Grönland und Alaska. 1897. 142 S. Leipzig, Jansa. 1,50 M.

Die Missionsarbeit der Brüdergemeinde darf auf einen Zeitraum von 165 Jahren zurückblicken. Missionsdirektor a. D. Burkhardt will nun diese Arbeit in einem gewissen Zusammenhang vorführen und zwar in Form fortlaufender Missionsstunden. Natürlich wird dabei keine vollständige Geschichte geboten, sondern nur Einzelbilder, aber diese werden so gehalten, daß man dadurch einen richtigen Gesamteindruck von der Arbeit eines bestimmten Gebietes erhält. Das erste Heft, das vorliegt, behandelt Grönland und Alaska. Auf Grönland entfallen 9 Missionsstunden, die von dem Herausgeber, auf Alaska 4 Missionsstunden, die von dem Prediger H. G. Schneider verfaßt sind. Dem Charakter der Missionsstunde entsprechend hat jedes Kapitel ein Bibelwort an seiner Spitze und beginnt mit einer erbaulichen Einleitung, die bei Schneider etwas ausführlicher als bei Burkhardt geraten ist und meist tiefe und gesunde Gedanken enthält. Die eigentlich erzählenden Partien sind frisch und anziehend geschrieben, machen in eindrucksvoller Weise mit Land und Leuten bekannt und zeigen in nüchterner und ehrlicher, aber von Ernst und Glaubensfreudigkeit getragener Darstellung, wie die treue Geduldsarbeit der Brüdergemeinde auch auf dem harten Boden Grönlands und Alaskas mancherlei Frucht gebracht hat. Das Buch, das fesselt, belehrt, stellenweise tief ergreift, wird sich gewiß viele Freunde erwerben und eignet sich auch zum Vorlesen. **Aug. Kind.**

Guinneß, L. E., Welches Haus? Eine Missionsstudie. Aus dem Englischen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 72 S. 1 M.

Ein mit großer Liebe zur Sache geschriebenes Büchlein, das der Christenheit ihre Missionspflicht warm ans Herz legt. Glühende Begeisterung spricht aus jeder Zeile, originell ist die Einkleidung des Ganzen. Möchte es recht viele erreichen, die die Mission als ein Aschenprödel behandeln! Allerdings dürfen wir nicht verschweigen, daß manches in dem Büchlein unsere ruhigere deutsche Art weniger anmutet. Das Beispiel aus der japanischen Mission S. 25 ist nicht glücklich gewählt. Der Grund, die dortigen Kräfte zu verstärken, sind gerade nicht die offenen Thüren, sondern die Hoffnung, daß nach der jetzigen Zeit des Stillstands und Rückgangs die Zeit der Flut wiederkommen wird, und die Pflicht, der jungen japanischen Christenheit über die gegenwärtige Krisis, die sie durchmacht, durch tüchtige europäische Missionare hinwegzuhelfen. H. Lehmpfuhl.

Holtzmann, H. u. Krüger, G., Theologischer Jahresbericht. XVI. Bd. enth. die Litteratur des Jahres 1896. 1. Abt., Exegese, bearb. von Siegfried und Holtzmann, 6 M., 2. Abt., Historische Theologie, bearb. von Lüdemann, Krüger, Ficker, Lösche, Hegler, Kohlschmidt und Furrer, 7 M., 3 Abt., Systematische Theologie, bearb. von Mayer, Troeltsch, Sulze und Dreyer, 4 M., Subskriptionspreis für alle 5 Abteilungen 20 M.

Der Theologische Jahresbericht ist ein unentbehrliches Mittel zur Orientierung über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Theologie geworden und genießt so allseitige Anerkennung, daß er keiner Empfehlung bedarf. Wir machen an dieser Stelle auf die für die Religionswissenschaft besonders wichtigen, vorzüglichen Arbeiten von Prof. Dr. Furrer über Religionsgeschichte, Prof. Dr. Mayer über Apologetik und Prof. Dr. Troeltsch über Religionsphilosophie aufmerksam. H. Lehmpfuhl.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

G. Warneck, Die moderne Weltevangelisations-Theorie (A. M. Z. 97, 7). Schowalter, Der Missionsgedanke in holländischen Studentenkreisen (ebenda). v. Örtzen, Der deutsche Studentenbund für Mission (ebenda). P. Wurm, Die niederländische Missions-Gesellschaft (ebenda, 8 u. 9). M. Zahn, Eheordnung für die evangelische Mission (ebenda). J. Richter, Die 9. kontinentale Missionskonferenz in Bremen (ebenda). P. Richter, Bischof French (Evangl. Miss. 97, 7). Erklärung des Missions-Departements (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 9). Unser Jahresfest (Rhein. Miss. 97, 9). Jahresbericht (Berl. M. B. 97, 6). Jahresfest und Generalversammlung (ebenda, 7). Gareis, Eine Predigt der Zahlen (Miss.-Freund 97, 8). Unser Missionsfest (Hermbg. Miss.-Bl. 97, 7). Jahresbericht (Nordd. Miss.-Bl. 97, 7). The Lambeth conference and foreign missions (Church Miss. Int. 97, 9). C. Berry, Medical missions (Miss. Her. 97, 7). Missionary schools (ebenda 9). H. Schodde, The protestant mission societies of Germany (Miss. Rev. 97, 8). A. T. Pierson, Spiritual movements of the half-century (ebenda, 7—9). H. W. Luce, Missionary instruction in theological seminaries (ebenda 7). Johnston, Commercial influence of foreign missions (Church at home and abr. 97, 8). G. T. Purves, Ch. H. Fowler, The reflex influence of missions (ebenda). Israel (Le Missionnaire 97, 8). G. Maspero, La table d'offrande des tombeaux égyptiens (Rev. de l'hist. des rel. 35, 3 und 36, 1). J. Goldziher, Du sens

propre des expressions „Ombre de Dieu, Khalife de Dieux“ pour désigner les chefs dans l'Islam (ebenda). E. Aymonier, Le Cambodge et ses monuments (ebenda 36, 1). L. Knappert, La Religion Germanique d'après le dernier ouvrage de M. Golther (ebenda). J. Vahl, De evangeliske Missionsselskaber og deres Virksomheder (Nordisk M. T. 97, 3). C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (Mededeel. van het Nederl. Zendelingg. 41, 1).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Grönland (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 7). Moskitoküste (ebenda, 7 u. 8). Suriname (ebenda, 8). J. O. Stringer, Work among the Eskimo of Makenzie Bay (Church Miss. Int. 97, 8). P. v. Schweinitz, The Moravian missions in Labrador (Miss. Rev. 97, 7).

B. Afrika.

A. Merensky, Süd-Afrika (A. M. Z. 97, 7—9). G. Kurze, Noch einmal die „Germania“ und die Jesuitenplage in Madagaskar (ebenda, 8 u. 9). L. Öhler, Die evangelische Mission auf Madagaskar (B. M. M. 97, 7 u. 8). Madagaskar im römischen Lichte besehen (ebenda, 7). Kuschke, Die Anfänge der Berliner Missionsarbeit in der Goldstadt Johannesberg (Evangl. Miss. 97, 7). Leipoldt, 50 Jahre Arbeit auf der Westküste Afrikas (ebenda, 8). Fr. Schlegelmilch, Die Baseler Mission in Kamerun (ebenda, 9). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 7—9). Südafrika-West (ebenda, 9). Nachrichten von unseren Stationen in Britisch-Kafferland (Berl. M. B. 97, 8). Johansen, Missionsarbeit unter den Wambugu (Ostafr. M. N. 97, 8). T. E. Alvarez, Pioneer work in Kuranko, the hinterland of Sierra Leone (Church Miss. Int. 97, 9). T. Harding, A visit to the Interior Yoruba Country (ebenda, 8). T. A. Gurney, The transformation of Uganda (Miss. Rev. 97, 7). J. Gillespie, The pigmies or dwarfs of Afrika (ebenda, 8). E. Wilder, Pandita Ramahai and her work military rule in Madagascar (ebenda, 9).

C. Asien.

O. Flex, Konstantinopolitanische Plaudereien (A. M. Z. 97, 7—9). P. Meisel, Das Evangelium unter den Armeniern (ebenda, 7). Zur religiösen Charakteristik der Chinesen (ebenda). Die Basler Chinamission vor 50 Jahren und heute (ebenda, 8 u. 9). R. Neumann, Die Mission auf den Sangi-Inseln (B. M. M. 97, 7 u. 8). J. Frohnmeyer, Zwei neueste Apostel des Hinduismus (ebenda, 9). Deutsche Mission in der Provinz Kanton (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 97, 7). J. Frohnmeyer, Hausbesuche in Malabar (ebenda, 9). Ein Fortschritt in der Leipziger Mission (Calw. Miss.-Bl. 97, 9). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 97, 8). Sumatra (Rhein. Miss. 97, 7). Aus unserer chinesischen Mission (ebenda, 8). Lorbeer, Missionsarbeit in Ghasipur (Biene a. d. Missionsf. 97, 7). Hahn, Hungersnot und Teuerung (ebenda, 8). Charmetant, Das sterbende Armenien und das christliche Europa (Chrstl. Or. 97, 7 u. 8). R. Harris, Briefe aus Armenien (ebenda, 7—9). Brown, Die Syrer in Persien und der Osttürkei (ebenda, 7 u. 9). Die Gelbbücher (ebenda, 7—9). Bishop, Missions in China Korea and Japan (Church Miss. Int. 97, 7). F. T. Cole, C. M. Gleaner, Special missions in India (ebenda). E. Day, A preaching tour to Rujhan (ebenda, 9). W. Banister, Opening of the West River (ebenda). De Forest, A two week's missionary trib in Japan (Miss. Her. 97, 8).

E. Speer, Persian Mohammedans and Mohammedanism (Miss. Rev. 97, 7). J. Vahl, The Skandinavian missions among the Santhals (ebenda). Blodgett, The worship of the earth in China (ebenda). G. Guinness, The focus of heathenism in India (ebenda, 8). E. Griffis, The religions of Japan (ebenda, 9). G. W. Knox, The year in Japan (ebenda). J. Batchelor, Something about the Ainu of Japan (ebenda). P. Hansen, Pundita Ramabai (Nordisk M. T. 97, 3). Derselbe, Pundita Ramabai's Oplevelser under Hungersnoden i Indien (ebenda). J. Genähr, Kinesernes Religioner (ebenda). West-Java, Lebenswijze der Soendaneezen (Nederl. Zendelingsver. 97, 8 u. 9). H. Rooker, De Kweekschool voor Inländsche Onderwijzers en Voorgangers te Tomohon (Mededeel. van het Nederl. Zendelingg. 41, 1). A. Kruijt, De school in hare beteekenis voor de Zending op Oost-Java (ebenda). H. Bettink, Een nog zelden besproken element van christelijke beschaving in de Minahassa van Menado (ebenda).

D. Südsee.

M. Paton, Aus dem Leben einer Missionarsfrau auf den Neuhebriden (B. M. M. 97, 7). R. Grundemann, Bilder von den Bismarck-Inseln (Evangl. Miss. 97, 7 u. 8). Neuguinea (Rhein. Miss. 97, 7).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Über die Einführung unseres neuen Missionars Pf. Wendt berichtet Pf. Dr. Christlieb:

„Die feierliche Einführung von Pastor Wendt in der Hongogemeinde fand am Sonntag, den 25. April, im Gottesdienst statt. Ausnahmsweise war an diesem Tag keine deutsche Predigt, da in der Charwoche sowohl in Yokohama als in Tokyo zweimal Gottesdienst gehalten worden war; dadurch war es möglich geworden, die Feier auf einen Sonntag zu verlegen, an dem natürlich die Mitglieder der Hongogemeinde viel eher sich zahlreich einfinden können als an einem Werktag. Frau Pastor Minami spielte zum Eingang ein Orgelstück; nachdem die Gemeinde ein Lied aus dem japanischen Gesangbuch gesungen hatte — wir Missionare hatten den neuen Ankömmlingen ein solches in lateinischer Schrift und ein eben solches Neues Testament zum Eintritt geschenkt — wurde Psalm 24 und Röm. 15, 15—33 verlesen, und Pastor Minami sprach ein Gebet. Als der älteste der Missionare begann ich die Reihe der Reden mit einer Ansprache über 2. Kor. 5, 20, in der ich ausführte, wie wir uns alle noch erinnerten, mit welchen zwischen Sorge und Mut schwankenden Gefühlen der neue Missionar einer solchen Feier beiwohnt, daß aber außer dem Bewußtsein, eine treue Helferin zur Seite und an uns gute Freunde zu haben, doch nur das Vertrauen auf unsere göttliche Sendung uns den Mut geben kann, in einem fremden Volke für das Reich Gottes zu arbeiten, und daß es nun Sache der Gemeinde ist, als Vertreter des Volkes, zu dem unser Freund gekommen, ihn freundlich aufzunehmen und in seiner Arbeit ihm beizustehen.

Nach mir trat der jüngste unserer theologischen Schüler, Nakamura, der

bereits bei Pastor Wendt Stunden hat, mit einer kurzen englischen Begrüßungsansprache auf. Sodann sprach Pastor Schiller über Apostelgeschichte 1, 8. Wie die Apostel in der Kraft des Geistes Christi ausgezogen sind, um von ihm zu zeugen bis an's Ende der Erde, so ist die Botschaft von der Erlösung jetzt vor dreißig Jahren auch nach Japan gekommen und Großes ist schon erreicht worden. Der Liebeseifer der Missionsfreunde in unserer deutschen Heimat hat jetzt wieder einen neuen Glaubensboten herausgesandt, der alles verlassen hat, um hier das Evangelium zu predigen. Möchte er mit Liebe aufgenommen werden, und seine Arbeit vom göttlichen Segen begleitet sein!

Nun sang Frau Pastor Minami ein Lied mit Harmoniumbegleitung, und dann begrüßte Pastor Minami den neuen Missionar im Namen der Gemeinde. Er wies auf die schwierige Lage der Missionen in Japan im gegenwärtigen Zeitpunkt hin, erinnerte an die Anfangszeit unserer Mission unter Spinner und Schmiedel und mahnte zur Hoffnung. Auch in der übrigen Kirchengeschichte sind solche Perioden der Verzögerung des Fortschritts vorgekommen, und so wird auch diese jetzt überwunden werden. Um so erfreulicher ist es, daß wir gerade jetzt eine neue Verstärkung unserer Arbeiterzahl erhalten haben.

Als letzter von allen sprach Pastor Wendt selbst. Herzliche Worte der Begrüßung, so führte er aus, haben er und seine Frau bisher gehört von allen, mit denen er bis jetzt in Japan bekannt geworden, und heute werden sie in ihr eigentliches Arbeitsfeld eingeführt. Dank gegen Gott erfüllt ihre Herzen, ein Dank, den sie abstatten wollen in Thaten freudigen Gehorsams gegen Gott und selbstloser Liebe gegen die Brüder. Und die Arbeit in diesem Dienste soll ihnen hinweghelfen über die Trennung von all ihren Lieben in der Heimat. Und daß diese Arbeit offene Herzen finden wird auch im fremden Volke, dafür ist ihm Bürgschaft, daß er neulich im japanischen Gottesdienst so oft das Wort „Kokoro“ = Herz in der Predigt gehört hat. Wo so viel vom „Herzen“ gesprochen wird, da muß auch Herz und Gemüt im Volke vorhanden sein, und an diese Herzen will er sich wenden mit der Botschaft: „Gott ist die Liebe“.

Nachdem die Feier mit Gesang und Gebet geschlossen hatte, gingen wir alle zusammen nach dem Uyeno-Park, wo wir in einem schön gelegenen Theehause, mit Aussicht über halb Tokyo, uns niederließen und die bei solchen Gelegenheiten übliche, einfache japanische Mahlzeit einnahmen. Herr Muko, unser ältestes Gemeindeglied, der jetzt als Lehrer des Deutschen an das Gymnasium nach Kanazawa kommt, hielt noch eine englische Begrüßungsrede und gegen 4 Uhr trennten wir uns.

Möge unserem neuen Freunde und Mitarbeiter ein reicher Erfolg der Arbeit, der er sein Leben weihen will, beschieden sein, und Gottes Segen auf seiner Thätigkeit ruhen.“

Lebensläufe unserer theologischen Schüler Komai, Aoki, Hiroi,

die am Schluß des Sommersemesters ihr 2. Examen bestanden haben und nunmehr als japanische Gehilfen an der Seite unserer Missionare für unser Werk in Japan thätig sein werden:

1. **Komai Kanao** ist geboren am 21. Mai 1865 in einem Vororte von Kumamoto auf Kyūshiū als ältester Sohn eines Samurai, der ein eifriger Konfuzianist ist. Von 1873—79 besuchte er die Volksschule seines Heimatortes, von 1879—83 eine private Mittelschule daselbst mit konfuzianischem Geiste, ohne fremde Sprachen, 1884 absolvierte er das Volksschullehrerexamen und begann englisch zu lernen; 1885—86 besuchte er die öffentliche Mittelschule zu Kumamoto und von 1886—90 die private Mittelschule des christlichen Pastors Ebina. Hier war er seit 1888 Hilfslehrer und von 1890—93 Lehrer der Mathematik und Aufseher im Alumnate. 1894 trat er in unsere Theologische Schule ein.

Von Hause aus war er Konfuzianist und nicht vom Buddhismus beeinflußt, er haßte das Christentum als die „böse Religion fremder Götzen". 1882 hörte er die erste Predigt eines griechisch-katholischen Predigers, in welcher ihm die Lehre von der Unsterblichkeit besonderen Anstoß bereitete. Doch begann er, sich mit dem Christentum zu beschäftigen. Seit 1883 erhielt er von einem kongregationalistischen japanischen Prediger Unterricht im Englischen und in der Bibel. Doch ließ er sich nicht taufen, weil er an den Wundern der Bibel Anstoß nahm. Eine fünfmonatliche Krankheit brachte ihn zu ernstem Nachdenken über religiöse Dinge, und er begann, das Christentum von der moralischen Seite aus zu verstehen. 1886 ließ er sich von der Möglichkeit der Wunder überzeugen und empfing die Taufe trotz mancher verbleibenden Zweifel. Seit 1886 las er Shinri, etwa von Nr. 15 an. Während seine Freunde in die Dōshisha eintraten, suchte er im Jahre 1894, durch die Lektüre von Shinri bewogen, unsere Schule auf, wo er vor wenigen Tagen graduierte.

2. Hiroi Tatsutarō wurde am 15. August 1874 zu Yanagawa im Fukuoka-Bezirk auf Kyūshiū als Sohn eines Landarztes geboren. Die einzige noch lebende Schwester bereitet sich in Nagasaki auf den Beruf einer Bibelfrau vor. Der Vater starb, als der Knabe 3 Jahre alt war. Von 1883—88 besuchte der Knabe die Volksschule seines Dorfes. Er hatte eine große Sehnsucht danach, englisch zu lernen, aber keine Gelegenheit und keine Mittel. Die Mutter setzte schließlich seinem Drängen keinen Widerstand entgegen, händigte ihm 5 Yen ein und ließ ihn im März 1889 nach Nagasaki ziehen, um dort sein Glück zu versuchen. In dem Hause eines reichen Advokaten gelang es ihm, Aufnahme zu finden, so daß er studieren konnte. Von September 1889—Mai 1893 besuchte er das sogenannte Cobleigh-Seminar, eine höhere christliche Schule. Die Eltern gehörten zur buddhistischen Shiushiū-Sekte, aber der Sohn hatte, wie es gewöhnlich bei japanischen Kindern ist, keine Religion, nur religiöse Gewohnheit. Allmählich wurde er durch den Einfluß der christlichen Schule fürs Christentum gewonnen und im Juni 1891 in einer methodistischen Kirche getauft. Im September 1893 trat er in unsere Theologische Schule ein.

3. Aoki Kitsuhikō wurde am 16. April 1873 zu Nojiri in Higo auf Kyūshiū als Sohn eines Arztes geboren. Der Vater gehörte zur buddhistischen Nichirensekte und that während einer schweren Krankheit des Kindes das Gelübde, den Sohn Mönch werden zu lassen, dem er darum auch nach dem Namen der Gottheit Kishimojin den Beinamen Kishihikō gab. Zunächst besuchte der Knabe die Dorfschule. Im 14. Jahre kam er nach mancherlei Zerwürfnissen mit dem strengen Vater nach Hyūga ins Haus eines Lehrers mit Namen Koga, der aber ein eifriger Christ war. Hier wurde er zuerst mit dem Christentume bekannt, von dem er früher nur gehört hatte, daß es die unmoralische Religion des Westens sei. Als die Zugehörigkeit Kogas zum Christentum bekannt wurde, verlor derselbe seine Lehrerstelle — er ist jetzt Pastor der bischöflichen Kirche — und sein Zögling wurde ins Elternhaus zurückgerufen, wo die Spuren christlichen Einflusses getilgt werden sollten. Im Jahre 1888 verließ er heimlich das Elternhaus und trat in die Chinzei Gakkō, eine höhere Missionsschule zu Nagasaki, ein, wo er durch die Unterstützungen des Rev. Spencer lebte. Allmählich wurde er fürs Christentum gewonnen; besonders die christliche Liebe, die er während einer Krankheit erfuhr, und die Nachricht vom Tode seiner Mutter gaben den Ausschlag, und im Mai 1890 wurde er durch Rev. Spencer getauft. Der Vater war darüber so erzürnt, daß er ihn bei einem Ferienbesuche im Sommer 1892 zu Hause behielt, um ihn für den Buddhismus zurückzugewinnen. Im Mai 1893 entschloß er sich, unsere Theologische Schule zu besuchen. Sein Vater gab ihm 30 Sen (= 65 Pfennig) mit auf den Weg, doch durch die Hilfe vieler Leute gelang es ihm, vom 13.—26. Mai bis nach Tokyo zu kommen, wo er in unsere Schule eintrat, die er nun, sowie seine Landsleute Hiroi und Komai absolviert hat.

Unser Missionar Pf. Dr. Christlieb

hat durch die Gnade Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen anläßlich der Einweihung der deutschen evangelischen Kirche in Tokyo den Großherzoglich Sächsischen Falkenorden II. Klasse erhalten.

Shinri.

Januar 1897 (Nr. 84) H. Minami, Unser Gruß zum Jahreswechsel. — Dr. Christlieb, Die Persönlichkeit Gottes. — Derselbe, Die Philosophie Kants (Fortsetzung). — Derselbe, Die Mythologie des Rigveda nach Max Müller und Oldenberg. — Derselbe, Das neue Werk von Eduard von Hartmann: Lehre von den Kategorien.

Februar 1897 (Nr. 85) H. Minami, Christentum und Menschenkenntnis. — M. Anegaki, Der Ursprung der Buddha-Kaya-Theorie. — Dr. Christlieb, Die Philosophie Kants (Fortsetzung). — Derselbe, Offenbarung.

März 1897 (Nr. 86) H. Minami, Eine Betrachtung. — Dr. Christlieb, Der Glaube und das Wesen des Christentums und Protestantismus. — Derselbe, Enthüllung der Philosophie des Brahmanismus. — Derselbe, Die Philosophie Kants (Fortsetzung). — Derselbe, H. J. Holtzmann's neues Werk über die Theologie des Neuen Testaments, 1. Teil: Das Evangelium Jesu. — E. Schiller, Melanchtons Leben. — Toseian-Schujin, Rathgens Erwachen des jungen Japan.

April 1897 (Nr. 87) H. Minami, Kennen die Christen ihre gegenwärtige Lage? — Dr. Christlieb, Enthüllung der Philosophie des Brahmanismus. — H. Ritter, Stammen alle lebende Wesen von der gleichen Urform des Lebens ab? (Mit Biographie Ritters). — Inasawa, Goethes Mutter. I.

Mai 1897 (Nr. 88) Dr. Christlieb, Formalprinzip der Dogmatik. — H. Minami, Messianisches Bewußtsein Jesu. — Derselbe, Japanismus und Christentum.

Aus China.

Aus Dr. Fabers Bericht über das 2. Quartal 1897.

Dr. Faber teilt mit, daß von seiner Flugschrift: „China in historischer Beleuchtung" nunmehr auch eine englische Übersetzung erschienen ist. Von seinem Werke: „The Mind of Mencius" ist eine 2. Auflage nötig geworden. Ebenso hat Rev. Dr. Kupfer in Chinkiang die Übersetzung der Faber'schen Arbeit über Micius übernommen; später soll auch der Licius in englischer Sprache erscheinen. Dr. Faber schreibt dann weiter: „Der Druck der Übersetzung von: „Sitten und Gebräuche 2c." (der englische Titel lautet: „Problems of Practical Christianity in China") geht in der Presse des Shanghai Mercury rüstig voran. Mit dem Druck der drei oder vier Bände meiner chinesischen Arbeit: „Kritik des Inhalts der Klassiker", resp. „Die heiligen Schriften des Konfuzianismus" hoffe ich gegen Ende des dritten Quartals beginnen zu können. Mit meiner Skizzierung der chinesischen Geschichte bin ich bis 1450 gekommen."

„Die heiße Zeit gedenke ich, so Gott will, in der Sommerwohnung des Kollegen Kranz zu verbringen. Diese Gelegenheit möchte ich benutzen, die dortige Flora zu durchforschen. Um für die chinesischen Pflanzennamen eine sichere Basis zu erlangen, habe ich mir schon vor Jahren die besten illustrierten chinesischen Werke verschafft. Außer der früher beschriebenen großen Encyklopädie besitze ich eine ältere Encyklopädie, San Tsai, jedoch von beiden nur noch die botanischen und zoologischen Teile. Diese letztere stammt aus der früheren d. i. Ming-Dynastie, ebenso ein Werk über Agrikultur mit mehreren hundert Bildern von eßbaren

Pflanzen und Pen tsao, die berühmte Materia medica. Weiter besitze ich das beste neuere Werk über Pflanzenkunde von einem hohen Mandarin mit vielen guten und noch mehr schlechten Figuren. Dann kommt noch eine umfangreiche botanische Encyklopädie in Betracht, welche ohne Bilder, aber reich an allerlei Notizen ist. Von der einschlägigen japanischen Litteratur besitze ich alles, was ich selber in Japan auftreiben konnte oder der gütigen Bemühung der Kollegen in Tokyo verdanke. Meine Absicht ist nun, ein Inhaltsverzeichnis jedes der genannten chinesischen Werke, in chinesischer Schrift, Romanisierung und wissenschaftlicher Benennung zu veröffentlichen. Etwa drei Viertel der Arbeit habe ich bereits als Resultat früherer Jahre daliegen und halte es der Mühe wert, womöglich die letzte Hand anzulegen, um nicht das mühsam gesammelte Material verloren gehen zu lassen. Zu diesem Zwecke habe ich wieder angefangen, ein Herbarium anzulegen, wenn auch nicht so großartig wie früher. Die Gegend von Kiukiang ist für meinen Zweck sehr geeignet, so daß ich mir reiche Ausbeute verspreche. Ohne die gute Gelegenheit, welche mir die gütige Einladung von Kollegen Kranz bietet, würde ich wohl die Herbariumsarbeit nicht wieder aufgenommen haben. Natürlich lasse ich durch Chinesen thun, was für sie möglich ist, aber leider findet man noch immer äußerst selten einen Chinesen, der aus Lust zum Lernen, resp. Forschungstrieb, dergleichen thun würde; der Geldverdienst ist stets maßgebend. Ich habe seit März schon den dritten jungen Mann zum Sammeln, die beiden ersten waren Fehlversuche; hoffentlich bewährt sich der Dritte. Mir ist die botanische Beschäftigung zugleich eine nötige Abwechslung in der anhaltenden Geistesarbeit, und die Bergluft wirkt hoffentlich auch erfrischend auf den leiblichen Organismus."

Aus Pf. Kranz' Bericht für das 2. Quartal 1897.

Meine Schrift „Das Christentum ist die Vollendung des Konfuzianismus" habe ich in revidierter Auflage als Bogentraktat drucken lassen und zwar 10,000 Exemplare in der American Mission Press und 8000 Exemplare in der Druckerei einer chinesischen Zeitung, der Tsh Nan Poa. Ich werde den Traktat zu halben Preisen verkaufen, d. h. tausend Exemplare für einen Dollar (etwa 2 Mark); so ist es nun in Anbetracht der Menge des darin bewältigten Stoffs wohl die billigste Schrift in China (5 Exemplare für 1 Pfennig). — Die Übersetzung der ersten Hälfte des Lehrbuches Kuan hoa Tsh Nan in den Shanghaidialekt, die Mr. Tsao, mein Shanghai-Chinese, unter meiner Aufsicht angefertigt hat, ist im Druck vollendet. Das Lehrbuch, den Mandarindialekt mit lateinischen Buchstaben schreiben zu lernen, welches Rev. Leaman auf meine Veranlassung angefertigt hat, wird nun auch in wenigen Wochen im Druck vollendet sein. Ich habe zum größten Teil die Druckbogen selbst revidiert und manche Verbesserungen eingefügt, namentlich im chinesischen Texte, 1000 Exemplare werden auf meine Kosten gedruckt. In den letzten Monaten habe ich mich bemüht, die chinesischen Handbücher der Theologie, welche von der Baseler Mission in der Kantonprovinz benutzt werden und zumeist von Missionar Schaub verfaßt sind, auch unter den Missionaren des mittleren und nördlichen Chinas bekannt zu machen, und zu diesem Zweck habe ich eine ausführliche Anzeige für den Chinese Recorder (englische Monatsschrift, von fast allen gebildeten Missionaren in China gelesen) drucken lassen und eine beträchtliche Anzahl der verschiedenen Werke zum Verkauf durch die Presbyterian Mission Press in Shanghai bestellt.

Zum großen Teil war meine Zeit im vergangenen Quartal wieder durch die Sekretariatsgeschäfte der Diffusion Society in Anspruch genommen. Wir haben bereits eine große Anzahl Bücher zur Verteilung unter den Studenten bei den Examina ausgesandt. Wir haben Tausende von Schriften gesandt nach Tshen tufu, Hauptstadt von Szechuen; Hsi ganfu, Hauptstadt von Shensi; Tai yuenfu, Hauptstadt von Shansi, Peking in Tshili; Moukden, Hauptstadt der Mandschurei;

Wuchang, Hauptstadt von Hupeh (20,000 Exemplare); Nanking, Hauptstadt von Kiangsu (25,000 Exemplare); Hangchow, Hauptstadt von Tshe kiang; und nach Tshu-Wang für Honan. — Nach der „Geschichte des chinesisch-japanischen Krieges", verfaßt von Dr. Allen, herrscht so große Nachfrage, daß wir nicht schnell genug neue Auflagen drucken können. Das Werk umfaßt 14 Bändchen; wir haben jetzt 3000 Exemplare im Druck. Ebenso wird Mr. Richards Übersetzung von Mackenzies' Geschichte der Civilisation im 19. Jahrhundert in so viel Exemplaren begehrt, daß ich noch in den letzten Tagen in Shanghai auf meine eigene Verantwortung den Neudruck von 2000 Exemplaren angeordnet habe, da ich voraussah, daß die soeben im Druck beendeten 1200 Exemplare in wenigen Monaten ausverkauft sein werden. Wir verkaufen das Exemplar zu 2 Dollars. Von Mr. Richard erhielt ich ein sehr ermutigendes Schreiben aus England. Die Baptist Missionary Society hat sich bereit erklärt, außer Mr. Richards Gehalt auch noch 100 Pfd. jährlich = 2000 Mark für Verbreitung von Litteratur zu zahlen. Mr. Richard hat in England einen sehr enthusiastischen Aufruf über den Wert und die Notwendigkeit litterarischer Missionsarbeit in China erlassen und mit den Sekretären der verschiedenen englischen Missionsgesellschaften eine Konferenz gehabt. Er hofft, daß noch mehr Gesellschaften dem Beispiel der Baptist Missionary Society folgen werden. Mr. Richard denkt im September oder Oktober über Amerika nach Shanghai zurückzukehren. In Amerika wird er wohl mit Rev. Gilbert Reid zusammentreffen, der in Peking eine spezielle Mission unter den hohen Mandarinen gegründet und in neuester Zeit den berühmten Dr. Martin zum Mitarbeiter gewonnen hat. Mr. Reid will in Amerika 100,000 Taels zusammenbringen zum Bau eines Auditoriums, eines Museums und einer Bibliothek für die Mandarin-Mission. Reids Ideen berühren sich vielfach mit dem, was unser Dr. Buß vor Jahren in seinem Buch über Mission ausgesprochen hat. Die Shanghaizeitungen haben Rev. Reid wiederholt voll Anerkennung lange Leitartikel gewidmet.

Anfang Juni hatten wir einige schon recht heiße Tage, und meine Mutter fühlte sich nicht recht wohl. So beschlossen wir, am 12. Juni unsere Reise nach Kuling anzutreten. Sonnabend, den 12. Juni, gingen wir abends an Bord des Dampfers Nganking und verließen Shanghai etwa nachts 2 Uhr. Wir hatten eine sehr günstige und interessante Fahrt den Yangtzekiang hinauf. Dienstag um 12 Uhr Mittags langten wir in Kiukiang an. Ich engagierte Träger für unser Gepäck und für Tragstühle und besorgte einige Einkäufe. Um 1/2 4 Uhr verließen wir Kiukiang und gelangten, durch üppige Felder getragen, bei prachtvollem Wetter nach 3 Stunden an den Fuß der Berge, wo das Kuling-Komitee ein kleines Haus für Fremde erbaut hat. Hier blieben wir die Nacht. Am nächsten Morgen um 1/2 6 Uhr traten wir den steilen Aufstieg an, jeder von 6 Mann in einem Tragstuhl getragen. Unterwegs hatten wir herrliche Aussichten in wilde Bergschluchten und in die Yangtze-Ebene. Gegen 9 Uhr morgens erreichten wir unser Haus in Kuling. Es liegt 4500 Fuß hoch in einem breiten Bergthal; die Berge ringsum sind noch etwa 1500 Fuß höher. Hier oben ist es sehr schön kühl, und meine Mutter, ich selbst und unser Gretchen fühlen uns hier sehr wohl. Meine Frau hat leider wieder einen Asthmaanfall gehabt und wird seit unserem Heraufkommen von einem langwierigen Schnupfen geplagt, der gar nicht weichen zu wollen scheint. In einigen Tagen erwarten wir Dr. Faber, der bei uns wohnen und die Flora dieser Berge erforschen wird. Bis jetzt sind hier etwa 50 Häuser teils vollendet, teils ihrer Vollendung nahe. In einigen Jahren wird dies im Sommer ein Sammelplatz sehr vieler Missionare sein und deshalb ein vorzüglicher Ort, um litterarische Arbeiten bekannt zu machen und wichtige Missionsfragen zu diskutieren. Da ich hier viel besser arbeiten kann als in der Hitze Shanghais und es auch meiner Mutter wegen notwendig ist, so beabsichtigen wir hier bis Ende September oder Anfang Oktober zu bleiben. Wir sitzen hier zwar oft in Wolken und Nebel und haben viel Regen, aber es ist doch besser als unten in der Hitze."

Die dreizehnte Jahresversammlung des Allg. evang.-prot. Missionvereins in Glarus am 17. und 18. August 1897.

Die diesjährige Generalversammlung des Vereins tagte am 17. und 18. August in Glarus, der malerisch am Fuße des Glärnisch gelegenen Schweizer Stadt, die in ihrem Wappen das Bild Fridolins, des ersten Apostels Alemanniens, führt, in der sich der Reformator Zwingli auf sein weltgeschichtliches Wirken vorbereitete, und die für uns die ganz besondere Bedeutung hat, daß aus ihr die Quelle unserer Mission entsprungen ist. Waltet doch in Glarus der Begründer unseres Vereins, unser Ehrenpräsident Pf. Dr. Buß, seines Amtes. Aus allen Teilen der Schweiz und Deutschlands waren die Vertreter des Vereins erschienen, um hier gemeinsam zu beraten, überall aufs freundlichste von der gastfreien Bevölkerung aufgenommen und bewirtet.

Der Centralvorstand vereinigte sich am Vormittag des 17. August zu einer fünfstündigen Konferenz, deren wichtigste Beschlüsse S. 255 f. mitgeteilt sind. Von den Centralvorstands-Mitgliedern waren anwesend: Pred. Dr. Arndt, Prof. Dr. Bassermann, Pf. Dr. Buß, Konf.-Rat Dr. Ehlers, Prof. Dr. Kesselring, Pred. Lic. Dr. Kind, Prof. Dr. Pfleiderer, Pf. Röhrich, Konsul R. Schöller, Oberhofprediger Dr. Spinner, Konsul C. E. Weber. Außerdem wohnte der Konferenz mit beratender Stimme bei Pf. Weber aus Zürich als Sekretär des Schweizer Landesvereins, Pfarrer Stähelin aus Schwanden als Zuhörer.

Ein Festgottesdienst abends 6 Uhr eröffnete die eigentliche Feier. Die Festpredigt hielt Prof. Dr. Furrer aus Zürich auf Grund von Gal. 1, 15 u. 16. Worin das Geheimnis der Kraft Pauli, eines der größten Geisteshelden für alle Zeiten, lag, das sagt er uns in vorliegendem Texte selbst. Lange Zeit hatte er nach Frieden gerungen; als er aber in dem Manne der Schmerzen die tiefsten Rätsel des Lebens gelöst fand, da brach für ihn ein neues Leben an, da wurde ihm aber auch die Gewißheit: Der ewige Gott wendet sich nicht bloß an ein einzelnes Volk, er will sich vielmehr ein Volk sammeln aus allen Menschen. Darum entschloß er sich, in die Welt hinauszuziehen und Seelen zu gewinnen. Man hätte wohl sagen können: Du bist ein Jude, Paulus, hast ein jüdisches Gesicht und willst Heiden bekehren? Du willst uns eine höhere Weisheit lehren als unsere Philosophen? Ist nicht die ungeschulte Menge der Heiden in stumpfen Aberglauben versunken? Wo sind Seelen, die nach einem höheren Leben verlangen? — Aber Paulus ging nicht mit Fleisch und Blut zu Rate. Muß nicht des Apostels Wort auch bei uns einen Wiederhall finden? Kann nicht auch zu uns heute wieder die Welt sagen: Ihr wollt das Evangelium unter den Heiden verkündigen? — die Zeit ist vorbei! Heute stehen die Fragen des Handels und der Industrie im Vordergrund. Und wie steht es denn mit den Christen unserer Tage! Einst waren alle ein Herz und eine Seele. Aber was heute der Protestant baut, das sucht morgen der Katholik wieder einzureißen. Ja, wenn ihr Männer hättet, wie Paulus war! Aber sind eure Sendboten nicht ganz gewöhnliche Menschen! Und werden euch die Gelehrten und Weisen unter den Heiden nicht abweisen, wie einst die Stoiker und Epikureer den Apostel Paulus! So wird man uns entgegenrufen: Die Mission sei eine Sache für kleine überspannte Menschen; die Menschen, die mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, werden mit der Mission nichts zu thun haben wollen. — Man wird uns wenigstens zugeben, daß wir die landläufigen Einwürfe kennen. Aber können wir die Mission aufgeben, wie einst die Christenheit lange Jahrhunderte gethan hat? Wir beten: „Unser Vater, der du bist im Himmel". Es giebt keinen Gott, der nur für uns da wäre. Der Gott, dem wir uns anbefehlen, ist der Gott für die ganze Menschheit. Es gilt auch für die christliche Kirche, daß sie nur durch die Macht erhalten wird, die sie einst er-

schaffen hat. Wenn anders Gott seinen Sohn in uns offenbart und wir überzeugt sind, daß alle Bildung uns das Evangelium Jesu Christi nicht ersetzen kann, wenn uns in Not und Angst nur die Liebe Jesu helfen kann, dann müssen wir auch dafür sorgen, daß der Geist Christi mächtig bleibe in der Welt. Wir sind keine Apostel wie Paulus. Wir haben einfach das Evangelium Christi zu verkündigen, und je schlichter wir es thun, desto mehr werden wir die Herzen gewinnen. Es mag uns wohl der Wilde abstoßend erscheinen, aber Jesus hat sich mit Vorliebe zu den Verstoßenen und Verachteten gesetzt. Auch die Seele des Wilden gleicht dem Diamant. Es müssen nur die Kräfte christlicher Liebe an ihr sich auswirken, so wird sie wunderbar erglänzen. Und wenn wir auch noch so wenig Erfolg hätten, Gott will es, daß wir sein Evangelium allen Völkern anbieten. Nur der Verein aller Völker kann seine Gedanken verwirklichen. Erst wenn wir ein Herz für die Liebe Gottes haben, die allen Menschen gilt, dürfen wir beten: „Unser Vater". Dann vereinigt sich unser eigenes Leben und Streben mit den Gebeten aller Menschen. Ja, Vater, dein Reich komme. Amen.

Gesänge des Cäcilienvereins und das Lied: „Herr, den ich tief im Herzen trage", gesungen von Frl. Buß, erhöhten den Eindruck der ergreifenden Worte des Festpredigers. Die Kollekte betrug 440 Frcs.

Um 8 Uhr fand im Hotel zu den drei Eidgenossen die Begrüßungsversammlung statt. Den Willkommensgruß entbot den Gästen der Vorsitzende des Kantonalvereins Pfr. Trüb-Ennenda. Es waren von Herzen kommende und zum Herzen gehende Worte, mit denen Redner die aus naher und weiter Ferne Herbeigeeilten begrüßte. Wem das Christentum nicht bloße Form sei, der könne sich der Ausbreitung des Evangeliums gegenüber nicht gleichgültig verhalten; die Lauheit der Mission gegenüber sei gewöhnlich eine Lauheit der christlichen Grundsätze überhaupt. Möge die Liebe das Werk krönen, die Liebe, die sich durch keinen Mißerfolg entmutigen läßt. Im Namen der Gäste erwiderte Prof. Dr. Bassermann, der darauf hinwies, daß aus der Schweiz und speziell aus Glarus, dem Domizil des Begründers und jetzigen Ehrenpräsidenten Pf. Dr. Buß, der Anstoß und die Anfänge des Vereins sich herleiteten. Konsul Weber trank auf das Wohl der Damen. Pf. Beesenmeier brachte den Schweizer Freunden die Grüße der Deutschen. Manches frohe Wiedersehen wurde gefeiert, alte Freundschaften wieder erneuert.

In der Generalversammlung am 18. August, vormittags 9 Uhr, im Landratsaal des Regierungsgebäudes begrüßte der Vorsitzende Pred. Dr. Arndt die zahlreich erschienenen Teilnehmer. Glarus ist die äußere, es ist aber auch die geistige Heimat des Vereins. Das Werk der Mission bedarf des weiten Blickes: Den geben uns die himmelragenden Berge der Schweiz. Nirgends wie da kommt es uns so zum Bewußtsein, daß wir unser Christentum hinaustragen müssen in die weite Ferne. Hier gewinnen wir aber auch die rechte Vertiefung. Glarus hat seine geheiligten Traditionen aus der Reformationszeit. Es durfte Zwingli zu seinen Predigern zählen, der zuerst die Hand zur Vereinigung der Reformierten und Lutheraner reichte. Dieser weitherzige Sinn wird in unserem Verein gepflegt. Ist er doch einer der wenigen, der über die engen Grenzen der Landeskirchen hinausgeht, und darf er es sich doch zum Verdienste anrechnen, eine Union aller evangelischen Kreise angebahnt zu haben. Wir haben manche Enttäuschung erfahren. Darum geben wir jedoch keinem Pessimismus Raum, sondern werden unverzagt unser Werk weitertreiben. — Darauf verlas der Vorsitzende die eingegangenen Telegramme. Der Protektor des Vereins, Großherzog Karl Alexander von Sachsen, hatte für die Einladung in einem huldvollen Schreiben danken lassen. Auf Beschluß der Versammlung wurde ihm folgender telegraphischer Gruß entboten: „Dem hohen Beschützer evangelischer Bestrebungen in christlicher Heimat und heidnischer Ferne, dem trotz schmerzlichen Verlustes nimmermüden treuen Förderer der heiligen Sache unseres Vereins, entsendet die 13. Generalversamm-

lung des Allgemeinen evangl.-prot. Miss.-Vereins zu Glarus den ehrfurchtsvollsten Ausdruck der Huldigung und Dankbarkeit." Am anderen Tage traf darauf folgende Erwiderung Sr. Kgl. Hoheit ein: „Dem Allgem. evang.-prot. Miss.-Verein danke ich von Herzen für seine Begrüßung und sende ihm die innigsten Wünsche für den Erfolg seiner Bestrebungen. Carl Alexander." Pf. Dr. Buß hieß darauf die Generalversammlung im Namen des Schweizer Landesvereins, des Glarner Kantonalvereins und der Stadt Glarus herzlich willkommen. Im Auftrage des Weimarischen Kirchen-Regiments entbot Kirchenrat Oberhofpred. Dr. Spinner dem Verein einen Gruß.

Es folgte der Vortrag des Prof. Dr. Pfleiderer: „Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt", der S. 193 ff. dieses Heftes vollständig abgedruckt ist. Prof. Dr. Furrer-Zürich gab dem Vortrage, der den größten Beifall fand, noch eine Ergänzung, indem er hervorhob, daß es vor allem die Persönlichkeit Jesu Christi sei, die in der Predigt in den Vordergrund zu stellen ist, namentlich der Legenden- und Mythenbildung gegenüber, die um das Haupt des religiösen Genius des Ostens, Buddhas, geflochten worden ist. Christus, Mohammed und Buddha seien die drei großen Namen, die schließlich den letzten Kampf um die Menschheit ausfechten würden, und wenn Christus gepredigt werde, wie er war, ist und sein wird, so werde der Sieg nicht zweifelhaft sein. Prof. Dr. Pfleiderer bekundete sein volles Einverständnis mit diesen Ausführungen. Die Versammlung sprach ihre Zustimmung zu den Worten der beiden Redner aus.

Den Schluß des öffentliches Teils der Generalversammlung bildete die Berichterstattung des Vorsitzenden Pred. Dr. Arndt über die wichtigsten Ereignisse des verflossenen Jahres auf Grund des allen Anwesenden eingehändigten Jahresberichts. — Festgaben hatten gesandt der Mannheimer Frauenverein und ein ungenannter Freund aus Pforzheim im Betrage von je 100 M.

Um 11½ Uhr fand im gleichen Raume der geschäftliche, nicht öffentliche Teil der Generalversammlung statt. An derselben beteiligten sich die stimmberechtigten Delegierten folgender Zweig- resp. Landesvereine: Baden (10 St.), Berlin (17 St.), Bremen (6 St.), Frankfurt a. M., (7 St.), Gotha (4 St.), Mannheim (1 St.), Schweiz (16 St.), Weimar (10 St.), Wiesbaden (5 St.). Außerdem war eine Anzahl von Vereinsmitgliedern mit beratender Stimme zugegen. Aus den Verhandlungen teilen wir an dieser Stelle nur mit, daß der statutengemäß aus dem Centralvorstande ausscheidende Präsident Pred. Dr. Arndt durch Akklamation wieder auf 3 Jahre gewählt wurde. Ebenso vollzog sich die Ersatzwahl der 5 statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes Pred. Dr. Arndt, Prof. Dr. Bassermann, Prof. Dr. Kesselring, Pastor Dr. Manchot und Konsul R. Schöller. Für die weiteren Beschlüsse verweisen wir auf das Rundschreiben des Centralvorstandes an die Vorstände der Zweigvereine und Vertrauensmänner S. 255 f.

Nachmittags 2 Uhr begann das Festessen im „Glarnerhof". Pf. Trüb toastete auf das Vaterland, Pred. Dr. Arndt brachte ein Hoch auf den Protektor des Vereins Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar aus, Pred. Dr. Kind dankte in humorvoller Weise für den herzlichen Empfang im Glarnerland, Konf.-Rat Dr. Ehlers feierte die Frauenvereine. Zwei weißgekleidete Mädchen überreichten jedem der ca. 70 Teilnehmer am Mahle ein Sträußchen nebst einem vom Glarner Verkehrsverein gewidmeten Kouvert, enthaltend den Führer durch das Glarnerland und eine Exkursionskarte. — Um 4 Uhr wurde ein gemeinsamer Spaziergang aufs „Bergli" unternommen, das einen schönen Blick auf Glarus und ins Linthal bietet. Auch hier wurde noch manches heitere und ernste Wort von Pf. Schönholzer, Kirchenrat Beglinger u. a. gesprochen. Nicht wenig überrascht wurden wir durch das plötzliche Erscheinen Fridolins, des Glarner Schutzpatrons, der in echter historischer Tracht aus dem Walde herabkam und die Versammlung mit folgenden Reimen, verfaßt von Pf. Dr. Buß, begrüßte:

Gruß St. Fridolins

an den Allgem. evang.-protestantischen Missionsverein.

Seid mir gegrüßt, hochedle Herrn!
Gegrüßet, tugendreiche Damen,
Die, wie ich seh', zu schönem Fest
In Glarus heut' zusammenkamen.
Von tausendjähr'gem Schlaf erwacht,
Ein Fremdling in vergangner Tracht
Und ungewohnt der jetz'gen Sitte,
Tret' schüchtern ich in eure Mitte.

Längst deckt mich schon die Erde zu;
Mein Grab liegt fern von hier am Rheine;
Doch hatt' im Grab ich nicht mehr Ruh'.
Urplötzlich ging durch mein Gebeine
Ein seltsam Regen leicht und froh;
Es war, als riefen irgendwo
Verwandte Geister mich nach oben;
Ich spürte Kräfte, die mich hoben.
Und wie ich nun entstieg der Gruft,
Auf's neue atmend Erdenluft,
Und forschte, wer in heißem Drange
Nach mir, dem Toten, wohl verlange,
Da wies mich unsichtbare Hand
In mein geliebtes Glarnerland.

Ha! dacht' ich, sollt's wohl Landolf sein,
Der noch mein Erbteil mir bestreitet,
Daß neu ich vor Gericht erschein',
Von Ursus nach Rankweil begleitet?
Der alte Streit war doch geschlichtet,
Des Landolf Habsucht streng gerichtet,
Das Land mir bleibend übergeben
Mit Grund und Grat für Tod und Leben.
So nahm ich denn den Stab zur Hand,
Verließ Säckingens grünen Strand,
Beschwert mit der Reliquientasche,
Drin von Hilarius' heil'ger Asche,
Und mit dem Evangelienbuch,
Zu lehren sie manch schönen Spruch,
Zum wahren Gott sie zu bekehren,
Wenn noch wie einst sie Heiden wären.

Nun seh' ich mich zum zweiten Male
In diesem mir geschenkten Thale,
Wo ich in längst vergang'ner Zeit
Das erste Gotteshaus geweiht,
Wo einst die Hirten mir gelauscht,
Den Mordstahl mit dem Kreuz vertauscht,
Für Wodan Christus angenommen,
Vom Licht der Wahrheit übernommen.
Aus Irland war ich hergekommen,
Der grünen Insel, Herd der Frommen,
Ein Fürstensohn von edlem Blut,
Entflohn der Welt und ihrem Gut,
Im Dienst des höchsten Herrn zu stehn,
Für ihn in alle Welt zu gehn,
War durch des Meeres wilde Wogen,
Zuerst nach Frankenland gezogen
Zum Grabe des Hilarius,
Zu weihn ihm Dankgebet und Gruß.
Es hatt' Chlodwig, der Franken König,
Mir Allemannien drauf gezeigt,
Des rohes Kriegervolk noch wenig
Dem Weg des Heiles war geneigt,
Daß ich zum Glauben sie möcht' führen,
Die harten Herzen ihnen rühren.
So war nach langen Wanderungen
Ich bis nach Glarus vorgedrungen,
Der erste, der in diesem Land
Dem Christentum den Weg gebahnt.
Vierzehn Jahrhundert sind es her,
Jahrhunderte zu großer Ehr'
Für mich geringen Erdensohn,
Der nie gefragt nach Menschenlohn.
Denn, wie ich sehe, bin ich jetzt,
In's Landeswappen hier versetzt;
Es wird mein Bild an Festestagen
Dem Volk zur Schau vorangetragen,
Daß es sich dankbar d'ran erhebe,
Mein Name stets bei ihm fortlebe.

Nun bin ich da in Glarus Gauen
Und weiß den Augen kaum zu trauen,
Was alles ich hier find' zu schauen.
Die alten Berge himmelhoch,
Sie steh'n am selben Platze noch,
Ihr Scheitel noch bedeckt mit Schnee,
Ihr Fuß bespült von klarem See.
Doch was da lebt und webt im Thale,
Das seh ich wie mit einem Male
In's schönste Gegenteil verkehrt,
Von höherm Geiste all verklärt.
Dem rohen Faustkampf ist gewehrt,
Die einst'gen Greu'l sind überwunden,
Blutrach' und Sklaverei verschwunden,
Mord, Rauflust, Spiel und Trunk gehemmt,
Wie man die Flüsse eingedämmt;
Die Götterhaine umgehauen,
Entthront die Macht der weisen Frauen,
Die über Krieg und Tod gesprochen,
Donars Altäre all gebrochen.
Ein friedlich Volk mit sanften Sitten,
Von andern Völkern wohl gelitten,
Wohnt hier in schmucken Dörfern, Städten,
Mit Kirchen, Schulen, Pflegestätten,
Asylen für die Waisen, Armen,
Erbaut von christlichem Erbarmen.
Was ich begann in schwachem Wagen,
Hat wunderbar doch Frucht getragen.
Des kann ich nur mich herzlich freu'n
Und wünsche ferner reich Gedeih'n.

Und hier nun gar, wo einst nur Feinde,
Wo Heiden nur, jetzt Heidenfreunde!
Das Volk in Eintracht schön beisammen,
Erfüllt von treuer Liebe Flammen,
Heilig bemüht, mit lieben Gästen
Aus nah und fern, aus Ost und Westen
Der Heidenwelt auf hundert Wegen
Des Vaters Lieb' in's Herz zu legen,
Sie zu erneu'n nach Christi Bild
Zu heil'gem Leben fromm und mild,
Und in ihr schmerzvoll dunkles Ringen
Des Glaubens Licht und Trost zu bringen,
Den süßen Trost des ew'gen Lebens,
Den sie bis jetzt ersehnt vergebens.

Ich seh, wie ich gethan, euch handeln,
In meiner Füße Spur euch wandeln,
Der Hoffnung Blick nach Osten wenden,
Ihm Glaubensboten zuzusenden,
Zu schaffen so an eurem Teil,
Der fernsten Völker Glück und Heil.

Willkommen drum, die hier im Namen
Auch meines Herrn zusammenkamen!
Willkomm'! Ihr seid nach meinem Sinn,
Es segnet euch St. Fridolin.

Die volkstümliche Versammlung abends 8 Uhr im Saale des Schützenhauses erfreute sich, wie die übrigen Zusammenkünfte, der regsten Beteiligung. Das Begrüßungswort sprach Dekan Heer aus Betschwanden, der zugleich die Glückwünsche der Kirchenkommission des Kantons überbrachte. Fesselnd war der Vortrag des Oberhofpred. Dr. Spinner über seine Wanderung durch Indien. Redner zeigte an den Begegnungen, die er dort mit den verschiedensten Personen und Bevölkerungsschichten gehabt, wie groß der indirekte Einfluß der protestantischen Mission in Indien ist. Was in den Berichten der Missionare steht, ist gewöhnlich nicht das Bedeutendste, was geleistet wird. Viel bedeutender ist oft das, was nicht geschrieben wird, und was nur der sieht, der draußen unter Heiden lebt. Wenn man da erlebt, wie die Mission die Hindus dazu bringt, daß sie die Kastenvorurteile fallen lassen, so ist etwas Größeres noch nicht dagewesen, solange die Welt steht. So manches Bild hat Redner auf seiner Reise geschaut, das ihm zeigte, daß der stille Einfluß der Mission in Indien ein weit größerer ist, als es nach den Berichten oft erscheinen könnte. Diese Bilder standen vor ihm wie ein verklärender Schimmer bei seiner Weiterfahrt, und er hörte die Worte: „Die Heiden werden wandeln in deinem Lichte und die Könige in dem Glanze, der über dir aufgeht".

Der Japaner Munio Kubo gab eine Entwicklung der Mission in Japan, die schon im 16. Jahrhundert von den Jesuiten begonnen worden ist, dann aber bis vor etwa 30 Jahren ruhte. Heute stehen dem Missionar ganz andere Schwierigkeiten im Wege als damals. Japan ist politisch und wirtschaftlich in den Weltverkehr eingetreten; aber was es von der modernen Kultur angenommen hat, ist nur ihre materielle Seite. Das wirkliche Wesen und der eigentliche Wert der modernen Civilisation, der christliche Geist, läßt sich nicht so leicht erkennen. Daher leiten sich auch die verhältnismäßig größeren Erfolge der jesuitischen Mission. Bisher ist von den Protestanten noch nicht viel erreicht. Es ist noch ein weiter Weg, bis das Kulturleben Japans sich in christlichem Geiste entwickeln wird. Pfr. Röhrich aus Genf schilderte in bewegten Worten in französischer Sprache die Schwierigkeiten, womit der Verein in der französischen Schweiz zu kämpfen hat. Bankdirektor Saxer aus St. Gallen feierte die Gemeinschaft des Fühlens und Denkens bei Schweizern und Deutschen. Den Schluß bildete eine mit großem Beifall aufgenommene Ansprache von Prof. Dr. Pfleiderer, der in schönen Worten an die großen Geisteshelden der Schweiz, an Calvin und Rousseau, an Zwingli und Pestalozzi, an Alexander Schweizer und Biedermann, an Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer erinnerte und zeigte, wie auch Deutschland der Schweiz so vieles verdanke. Sein Hoch galt allen denen, die zum Gelingen der Versammlung beigetragen hatten, dem Verein „Frohsinn" für seine Gesang- und Orchester-Vorträge, Frl. Buß für ein trefflich gesungenes Lied.

Es sind schöne dauernde Eindrücke, die wir vom Glarner Feste mit in die norddeutsche Heimat genommen haben. Wir sind überzeugt, daß von dem Feste nachhaltige Anregungen zur inneren weiteren Ausbreitung ausgehen werden. Groß ist unsere Aufgabe! Wir können viel Liebe und viel Teilnahme gebrauchen, — möchte darum auch das Glarner Fest zur Erhöhung des Eifers der Mitarbeiter an unserem Werke allerorts beitragen und uns neue Freunde erwerben!

Aus dem Centralvorstande.

Beschlüsse der Generalversammlung am 18. August 1897.

Über die Beschlüsse der Generalversammlung am 18. August in Glarus hat der Centralvorstand ein Rundschreiben an die Zweigvereine und Vertrauensmänner am 10. September 1897 gerichtet, aus dem wir folgendes mitteilen:

„1. Es ist uns eine große Freude, Ihnen melden zu können, daß wir nunmehr in der Person des Stadtvikars Hans Haas aus Aschaffenburg, der einstimmig von uns zum Missionar für Japan gewählt wurde, einen geeigneten Nachfolger für Pf. Dr. Christlieb in Tokyo (vgl. S. 21 des Jahresberichts) gefunden haben. Stadtvikar Haas hat seine Studien auf der Universität Erlangen betrieben, sich aber später theologisch und philosophisch selbständig weiter entwickelt. Zuletzt war er in Aschaffenburg als Stadtvikar und als Reiseprediger im Spessart thätig und hat sich auf diesem schwierigen Posten bewährt. Ende Oktober denkt er nach Berlin überzusiedeln, um sich gänzlich der Vorbereitung auf sein neues Amt zu widmen.

2. Unsere neue Missionarin Frl. Agnes Heydenreich (vgl. S. 12 des Jahr.-Ber.) wird ihre Ausbildung in Berlin, Weimar und London erhalten und sich über die verschiedenen Zweige der äußeren und inneren Mission unterrichten, damit sie unseren Missionaren eine thatkräftige Stütze in der praktischen Missionsarbeit sein kann.

Wir hoffen beide, Herrn Pfarrer Haas und Frl. Heydenreich, Ende 1898 aussenden zu können.

Wie Sie aus den Darlegungen unseres Jahresberichts S. 17 ff. ersehen, ist die allgemeine Lage in Japan für die Mission nicht sehr günstig. Wir sind aber fest überzeugt, daß nach der jetzigen Zeit der Ebbe die Zeit der Flut wiederkommen wird, und hoffen, daß unsere neuen Sendboten alsdann zur rechten Zeit in die Arbeit auf japanischem Boden eintreten. Freilich wird durch die Reisen, die Unterhaltung von 3 Missionsehepaaren und einer Missionarin und die Besoldung der 3 neuen japanischen Gehilfen der Etat unserer japanischen Mission, der jetzt 14 800 M. beträgt, sich im laufenden Jahre auf 21 850 M. erhöhen und vom kommenden Jahre ab ca. 24 000 M. betragen. Es wird daher nötig sein, alle Kräfte anzuspannen, um diesen Anforderungen unserer Mission gerecht zu werden, und wir bitten Sie, vor allem dafür zu sorgen, daß sich Ihre regelmäßigen Jahresbeiträge erhöhen, weil wir dauernde Verpflichtungen auf uns nehmen.

3. Die Generalversammlung hat beschlossen, die Verbreitung Faber'scher Schriften nach Kräften zu unterstützen; konnte aber bei der knappen Finanzlage nur 300 M. dafür bewilligen, obgleich Pf. Kranz schreibt, daß jährlich mindestens 3000 M. für diesen Zweck aufgewandt werden sollten. Daher bitten wir Sie dringend, immer wieder zur Sammlung von Gaben hierfür anzuregen.

4. Für den Bau der deutschen Kirche in Shanghai sind bisher 10 000 M. eingekommen; es sind daher außer den von der Gemeinde selbst aufgebrachten Geldern immer noch über 100 000 M. dafür nötig. Wir bitten Sie wiederholt, für dieses zugleich nationale Werk auch solche Kreise zu interessieren

und zu Spenden aufzufordern, die sich bisher an unserer Mission noch nicht beteiligt haben. Gaben sind an den Schatzmeister des Komitees für Erbauung der Kirche Herrn Bankdirektor Rheders, Berlin W., Unter den Linden 35, zu senden.

5. Für das Seemannsheim in Shanghai, das sich sehr erfreulich entwickelt, hoffen wir auch im kommenden Jahre eine Unterstützung des Komitees für deutsche evangelische Seemannsmission (vgl. S. 13 des Jahr.-Ber.) zu erhalten.

6. Von vielen Seiten sind kleinere, mehr populär gehaltene Flugschriften zu 5 und 10 Pf. gewünscht worden. Wir werden diesen Wünschen entsprechen und demgemäß mit der Herausgabe solcher Flugschriften beginnen.

7. Die Photographie-Sammlung der mitteldeutschen Geschäftsstelle, etwa 200 Bilder nebst Katalogen umfassend, ist in den Besitz des Centralvorstands übergegangen und wird von diesem auf Wunsch jedem Zweigvereine und Vertrauensmanne zum Zweck der Vorzeigung bei Versammlungen zugesandt. Wir bitten, von diesem Anerbieten recht fleißigen Gebrauch zu machen.

8. Die neue Geschäftsordnung ist von der Generalversammlung einstimmig genehmigt worden. Wir ersuchen Sie, sich von nun an nach allen Bestimmungen derselben richten zu wollen in der Hoffnung, daß durch diese einheitliche Regelung unserer Geschäfte dem Vereinswerke selbst ein segensreicher Gewinn erblühen wird.

9. Gemäß §. 23 der Geschäftsordnung übersenden wir Ihnen einen kurzen Auszug aus dem Jahresbericht und der Jahresrechnung, den wir Ihnen unentgeltlich und in jeder gewünschten Zahl zur Verfügung stellen. Ebenso machen wir Sie wiederholt auf unseren Werbebrief, das Konfirmanden-Flugblatt und die Sammelbücher aufmerksam, die Sie gleichfalls portofrei und unentgeltlich von uns beziehen können.

10. Der Vortrag von Prof. Dr. Pfleiderer auf der Glarner Generalversammlung: „Die apologetische Aufgabe der Missionspredigt", der großen Beifall und allseitige Zustimmung gefunden hat, ist bei unserer Verlagsbuchhandlung A. Haack, Berlin NW., Dorotheenstr. 55, (Separat-Abdruck aus Z. M. R. vgl. oben S. 193—202) erschienen und kostet 30 Pf. im Einzelkauf, bei sofortiger Entnahme von 50 Exemplaren tritt ein ermäßigter Preis von 10 Pf. pro Exemplar ein. Wir erlauben uns, Sie bei dieser Gelegenheit auch auf die schönen großen Photographien der neuen Kirche in Tokyo aufmerksam zu machen, die von uns zu beziehen sind und aufgezogen 1,50 M. pro Exemplar kosten.

11. Unsere Missions-Bibliothek in Straßburg, die in Verbindung mit der Kaiserl. Universitäts- und Landes-Bibliothek steht, ist komplettiert und neugeordnet worden. Es würde uns freuen, wenn dieselbe nunmehr auch recht fleißig benutzt würde. Für Entleihung genügt Bestellung per Postkarte, die an die Verwaltung der kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek zu adressieren ist.

12. Endlich teilen wir Ihnen noch mit, daß die General-Versammlung die Einladung des Zweigvereins in Frankfurt a. M. zur Feier des XIV. Centraljahresfestes 1898 daselbst (voraussichtlich im Oktober) mit großem Danke angenommen hat. Wir hoffen, daß dieses Fest wegen der günstigen Lage des Festortes sich eines recht zahlreichen Besuchs erfreuen wird".

In dem Artikel von Missionar J. Genähr, Die Religion der Chinesen, S. 79ff. sind leider folgende z. T. sinnentstellende Druckfehler untergelaufen, die wir zu verbessern bitten: S. 81, 12. Z. v. o. theistische für taoistische, ebenda 14. Z. v. o. Walten für Wolken, ebenda 7. Z. v. u. verflacht für verpflanzt, 15. Z. v. u. da, wo für der, wo, S. 84, 10. Z. v. u. Bd. II für Bd. VI, 23. Z. v. u. durch für d. h., S. 85, 25. Z. v. o. Si für Li, 26. Z. v. o. Schang für Laang, S. 87, 19. Z. v. u. Hon für Hou, S. 89, 9. Z. v. u. moralische für normale, 26. Z. v. u. Tin Han für Plin Han, S. 90, 21. Z. v. o. durch für bei, S. 91, 21. Z. v. o. Japan für China, 19. Z. v. u. chinesischen Heidentums für heutigen Buddhismus.



Dr. theol. Ernst Faber.

Sechste (Doppel-) Flugschrift
des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

China in historischer Beleuchtung.

Eine Denkschrift

zu seinem 30jährigen Dienstjubiläum als Missionar in China

von

Missionar Dr. theol. Ernst Faber
in Shanghai.

Mit zwei Abbildungen und einer Karte.



Berlin.
Druck und Verlag von A. Haack.
1895.

Vorwort.

Ein Jubiläum seltener Art konnte unser Missionar Dr. theol. Ernst Faber in Shanghai am 25. April d. J. feiern, — die dreißigste Wiederkehr des Tages seiner Ankunft als Missionar in China. Dreißig Jahre, beinahe ein Menschenalter hindurch, hat Faber seine Kraft in den Dienst des schwersten aller christlichen Werke, der Aussaat des Evangeliums auf dem so harten Boden des chinesischen Volkes, gestellt. Unsere aufrichtigsten Glückwünsche haben wir dem treuen Mitarbeiter am Baue des Reiches Gottes über das Weltmeer gesandt. Möge er noch recht lange unter Gottes Schutz und Segen zur Erneuerung der Herzen durch die Kraft des Evangeliums in dem Lande mitwirken, das ihm fast eine zweite Heimat geworden ist!

Die vorliegende Flugschrift, eine Frucht langjähriger Beobachtungen und Studien Dr. Fabers, ist eine Gabe, die er uns zu seinem 30jährigen Missionsjubiläum gestiftet hat. Wir lassen sie ausgehen, nicht nur um neue Teilnahme für unsere Mission in China zu wecken, sondern auch um allen Freunden der Mission das Bild des Mannes näher zu rücken, der einen wohlverdienten Ehrenplatz unter den chinesischen Missionaren einnimmt.

Ernst Faber, geboren zu Koburg am 25. April 1839, erhielt seine Ausbildung zum Missionar im Missionsseminar der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen vom Jahre 1858 bis 1862. Darauf besuchte er vier Semester hindurch die Universitäten Basel und Tübingen. Im Laboratorium des Zoologischen Museums zu Berlin und im Geographischen Institut von Dr. Petermann in Gotha erwarb er sich naturwissenschaftliche und geographische Kenntnisse, die ihm später vielfach von Nutzen bei seiner Missionsarbeit geworden sind. Am 14. August 1864 wurde E. Faber zum Missionar für China von der Rheinischen Missionsgesellschaft abgeordnet, am 25. April 1865 traf er in China ein. Sein erstes Arbeitsfeld fand er in der Kantonprovinz, wo er durch Predigt, Unterricht und medizinische Praxis missionarisch thätig war. Ende 1880 gab er sein Verhältnis zur Rheinischen Missionsgesellschaft auf und wirkte seitdem als unabhängiger

Missionar in China weiter. Am 30. September 1885 ist Faber in die Dienste unseres Vereins eingetreten, so daß wir nunmehr seit 10 Jahren mit ihm aufs engste verbunden sind in dem gleichen Bestreben, dem größten Volk der Erde das Licht unseres Evangeliums zu bringen. Zahlreich sind die **Werke** Fabers, die er in deutscher, englischer und chinesischer Sprache verfaßt hat, wir nennen nur das fünfbändige Werk über chinesische und christliche Civilisation, die Bearbeitung der chinesischen Philosophen Micius, Licius und Mencius, ferner die Erklärung des Markus- und Lukas-Evangeliums, sowie viele Teile des Alten Testaments und zahlreiche Bogentraktate in chinesischer Sprache, Aufsätze über die anthropologischen Theorien der Chinesen und den Konfuzianismus, den Apostel Paulus u. s. w. Wir irren nicht, wenn wir annehmen, daß Dr. Faber einer der fruchtbarsten Schriftsteller unter den Missionaren Chinas ist und vielleicht das Meiste unter diesen zur litterarischen Verbreitung christlicher Wahrheiten in China beigetragen hat. Im Sommer 1888 wurde er von der theologischen Fakultät in Jena ehrenhalber zum Doktor der Theologie ernannt.

Seit 1886 wohnt Faber in **Shanghai**. Er hat häufig Reisen ins Innere Chinas unternommen. Im Jahre 1893 nahm er am Religionsparlament in Chicago teil und sprach dort über den Konfuzianismus. Zwei Mal, im Jahre 1876 und 1881, war er auf kurze Zeit in Deutschland. Hoffentlich ist es uns vergönnt, den Veteranen chinesischer Missionare bald einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der gnadenreiche Gott wolle ihn auch ferner in frischer Kraft auf seinem Arbeitsfelde erhalten und ihm viel Frucht seines treuen Wirkens schenken!

Berlin, den 12. September 1895.

Prediger Dr. Arndt

Präsident des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Wer wüßte nicht, daß China der älteste Kulturstaat der Welt ist? Wer aber von den Lesern wird sich klare Rechenschaft darüber geben können, was den eigentümlichen Charakter der chinesischen Kultur ausmacht und wie sich dieselbe zu den Erscheinungen des christlichen Lebens verhält? Jetzt gerade ist China durch den Sturmwind von Japan her kläglich zu Boden geworfen worden. Chinas Kultur erscheint alt und abgelebt, den ernsten und unabwendbaren Anforderungen des modernen Lebens nicht genügen zu können. Auch China wird sich notgedrungen entschließen müssen, mit dem Alten zu brechen und eine neue Ära zu beginnen. Leider ist dies in China mit ungleich größeren Schwierigkeiten verbunden, als es in Japan vor dreißig Jahren der Fall war. Wie sich Chinas Zukunft mutmaßlich gestalten wird, ist eine so wichtige Frage auch für die Zukunft Europas, daß es sich der Mühe lohnt, einen Beitrag zum Verständnis zu liefern. Die Zukunft ist jedoch stets ein Produkt der verschiedenen Faktoren, welche in der Gegenwart wirken. Diese Elementarwahrheit bedarf keiner Erörterung. Daß es dennoch, selbst für den aufmerksamen Beobachter geschichtlicher Verhältnisse, ungemein schwierig ist, das Kommende mit annähernder Gewißheit vorauszusagen, hat darin seinen Grund, daß selten alle Faktoren, welche in Thätigkeit sind, frühe genug erkannt werden, daß es gewöhnlich schwierig ist, die Stärke der Wirkung jedes einzelnen richtig abzuschätzen, daß die Aufeinanderwirkung und Gegenwirkung im Leben sich unendlich mannigfaltig erweist, daß unberechenbare Umstände derartig eingreifen können, daß schließlich ein ganz anderes Ergebnis herauskommt, als der Weiseste vermuten konnte.

Alle in China das soziale und politische Leben bewegenden Kräfte lassen sich in zwei Gruppen zusammenfassen. Man kann diese kurz bezeichnen als Selbsterhaltungstrieb des überlieferten Chinesentums und Einfluß von außen durch die Fremden. Diese fremden Faktoren kann man wieder unterscheiden in Kaufleute, Politiker, Vertreter der Wissenschaft und Missionare, vier auseinandertretende Richtungen, die nach verschiedenen Methoden auf verschiedene Ziele hinarbeiten, alle aber im Gegensatz stehen zu den althergebrachten Gewohnheiten des Chinesentums. Das Chinesentum ist selbstverständlich auch nur ein Begriff, dessen wirkliche Vertreter der Kaiser und seine Familie, die Minister und Beamten, einschließlich Militär, die Gelehrten oder Gebildeten, gewöhnlich Litteraten genannt, die Landleute, Kaufleute und Gewerbetreibenden sind. Parasiten und gefährliche Elemente sind auch sehr reichlich vorhanden. Jede Klasse hat natürlich ihre Sonderinteressen und sucht dieselben entgegen den andern zur Geltung zu bringen. Der Zustand irgend eines Staats ist jederzeit das Ergebnis der Ausgleichung der Sonderinteressen der verschiedenen Körperschaften. Die einzelnen werden durch den Druck der Verhältnisse genötigt, sich zu Interessengruppen zusammenzuschließen. Darum sind in China die Gilden unter Handwerkern und Kaufleuten, die

Clans und Dorfgenossenschaften unter der Landbevölkerung, die Vereinigungen der Litteraten und der Geheimgesellschaften einflußreiche politische Faktoren.

Dieses alles zu verstehen, ist nicht möglich ohne Rücksichtnahme auf Chinas Vergangenheit. Eine eingehende Darlegung des geschichtlichen Werdens der jetzigen chinesischen Verhältnisse, also nicht nur der politischen, sondern besonders der Kultur- und Sitten-Geschichte Chinas wäre dazu erforderlich. Da aber weder der beschränkte Raum einer Flugschrift, noch meine durch chinesische Arbeiten in Anspruch genommene Zeit, noch die Umgebung in der Fremde eine erschöpfende und dabei für den deutschen Leserkreis genießbare Arbeit ermöglicht, so werden einige Originalskizzen Ersatz bieten müssen, bis etwas Besseres von berufener Seite geboten wird.

Der Inhalt meiner Flugschrift ist folgender:

Chinesische Namen werden, soweit nur möglich, vermieden. Wer solche wünscht, kann die Mehrzahl finden in S. v. Fries, Abriß der Geschichte Chinas, Wien 1884. Es ist ein kurzes aber sehr brauchbares Werk, das ich viel benutzt habe. China von M. G. Pauthier (Deutsch von Dr. C. A. Mebold, Stuttgart 1839) bietet wichtige Ergänzungen. A Short History of China, by Boulger ist ausführlicher in der neuesten Geschichte. Mayers, The Chinese Reader's Manual enthält historische Tabellen mit den chinesischen Zeichen, auch biographische Notizen in 974 Nummern. Desselben Verfassers Chinese Government ist ebenfalls handlich zum Nachschlagen. Leider fehlt noch ein gutes Handbuch der chinesischen Geschichte. Die Benutzung chinesischer Quellenwerke ist sehr mühsam und zeitraubend. Es war mir deshalb nicht möglich, jeden Satz nach den Quellen zu prüfen. Dieses ist erforderlich, da die chinesischen Kompendien nicht frei von Fehlern sind. Aber selbst die großen autorisierten Ausgaben der Dynastiengeschichten sind nicht ohne Irrtümer. Das gesamte Material zu bewältigen, ist aber kaum in einem Menschenleben möglich. Es haben viele Kenner durch Einzelforschungen den Weg zu bereiten. Mein Bestreben war es, so viel als möglich nur Thatsachen, und zwar verbürgte Thatsachen, reden zu lassen. Sollte sich ein Fehler unbemerkt eingeschlichen haben, so wäre der Verfasser für baldige Mitteilung unter der Adresse der Verlagshandlung sehr dankbar.

I. Umfang des chinesischen Reiches.

Vor etwa 50 Jahren besaß China seine größte Ausdehnung, nach bester Schätzung ungefähr 5 300 000 englische Quadratmeilen (9 englische □ M. = ca. 1 deutsche □ M.). Jetzt ist diese Zahl auf ungefähr 5 000 000 □ M. reduziert, und durch den Friedensschluß mit Japan gehen wieder circa 20 000 □ M. ab, es bleibt aber noch immer ein ungeheures Gebiet. China ist, nach seinem Quadratinhalt gemessen, der dritte Staat der Welt. Das brittische Reich steht mit 8 851 951 □ M. obenan, dann folgt Rußland mit 8 660 282 □ M., während die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit 3 596 521 □ M. und Brasilien mit 3 217 645 □ M. hinter China zurückstehen. Das gesamte Deutsche Reich umfaßt (ohne Kolonien) 208 590 □ M., also noch nicht ein Zwanzigstel der kompakten Masse der Oberfläche des chinesischen Reichs. Es wären 24 deutsche Reiche erforderlich, die Ausdehnung des chinesischen Reichs darzustellen, während die Einwohnerzahl Chinas nur achtmal so groß ist, als die Deutschlands. Das ergiebt eine dreimal dichtere Bevölkerung Deutschlands, als im Durchschnitt in China vorhanden ist. Die häufig gedruckte Behauptung der Übervölkerung Chinas stammt aus oberflächlicher Beobachtung von Reisenden, welche nur etliche der Hauptverkehrsstraßen Chinas gesehen haben. Nur die Flußniederungen sind übervölkert, während im Innern ungeheure Gebiete sehr öde sind. Mangelhafte Verkehrswege sind die Haupthemmnisse der Bevölkerungszunahme in den von den Wasserstraßen abgelegenen Gegenden. Das chinesische Reich besteht aus dem eigentlichen China, der Mandschurei, Mongolei, Turkestan, Rokonor und Tibet. Die früheren Vasallenstaaten Korea, Birma, Annam und Cochinchina kommen nicht mehr in Betracht.

Das eigentliche China hat eine ausgezeichnete Bodenbeschaffenheit. Hohe Gebirgszüge mit ihren weitgestreckten Ausläufern bergen viel edle Mineralien. Mehrere gewaltige Ströme und viele kleinere schiffbare Flüsse, auch zahlreiche Kanäle durchschneiden das Land als Hauptverkehrsadern. Die ausgedehnten Flußniederungen und Ebenen sind außerordentlich fruchtbar und volkreich. Eine langgegliederte Seeküste bietet viele ausgezeichnete Häfen. Unzählige Inseln entlang der Küste dienen der sehr ergiebigen Fischerei zur Stütze. Selbst das Hochland von Tibet und der Mongolei ist zu Viehzucht geeignet und war in früheren Jahrhunderten viel volksreicher als jetzt. Das Klima ist gemäßigt und abgestuft, die Regenmengen sind fast überall regelmäßig, vom Monsun abhängig. Alle Teile des großen Reichs, mit sehr

geringen Ausnahmen, sind gut bewässert. China sollte darum mindestens die fünffache Zahl seiner jetzigen Bewohner auskömmlich unterhalten können, denn es sind nicht nur die Boden- und Klimaverhältnisse günstiger als in Deutschland, sondern die Chinesen sind auch durchschnittlich genügsamer als die Deutschen. Schon dieses Zahlenverhältnis wirft ein ungünstiges Licht auf die chinesische Staatsverwaltung.

II. Geschichte der Ausdehnung.

Der Anfang der chinesischen Geschichte ist in mythisches Dunkel gehüllt. Das Herrschaftsgebiet war dreihundert Jahre vor Konfuzius, also circa 800 v. Chr. noch von sehr mäßigem Umfang am Gelbfluß, an dessen Biegung vom südlichen Lauf nach Osten. Es erstreckte sich zu beiden Seiten des Flusses, aber nicht bis zur Spitze der Shantung-Provinz reichend, auch nach Süden nur etwa die halbe Entfernung zum Yangtsze durchmessend. Die Feudalstaaten, welche zu Anfang der Tschao-Dynastie errichtet wurden, waren meist noch barbarische Gebiete, d. h. von teilweise unabhängiger Urbevölkerung bewohnt. Die Lehnsfürsten unterwarfen sich aber ihre Länder allmählich und dehnten so die chinesische Herrschaft nach allen Seiten aus. Nebenbei bekriegten sie einander mehrere Hundert Jahre, bis schließlich um 220 v. Chr. der König von Tshin (Westen) allen Feudalstaaten und dem Herrscherhause ein Ende bereitete. Damit beginnt der chinesische Einheitsstaat oder vielmehr der Kampf um die einheitliche Regierungsgewalt, welcher mit wenigen Ruhepausen bis in die gegenwärtige Zeit reicht. Die ganze Periode der Tschao-Dynastie (1122—221 v. Chr.) war eigentlich eine ununterbrochene Kriegszeit. Dabei wurden Millionen von Menschen hingeschlachtet. Die Vorstellung, daß das chinesische Kaiserreich seit circa 3000 v. Chr. bestanden habe, ist völlig unbegründet. Daraus, daß zu Anfang der historischen Periode, 800 v. Chr. die Urbewohner noch mächtig waren, nicht nur an den Grenzen und in den unzugänglichen Gebirgen, sondern in verschiedenen großen Feudalstaaten, an Flüssen und am Meeresstrande, geht hervor, daß das chinesische Reich vor Anfang der Tschao (1122 v. Chr.) nur auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt gewesen sein kann. Der sogenannte Kaiser war etwa das Oberhaupt über eine Anzahl Familienhäupter oder Geschlechter, welche je nach der Zahl ihrer Stammangehörigen verschiedene Rangtitel annahmen resp. erhielten. Es sollen solcher Fürsten 1800 existiert haben, aber nur die Namen von 124 sind erhalten und unter diesen befinden sich 55 Lehnsstaaten der Tschao. Nur etwa 24 dieser Staaten erlangten einige Bedeutung. Davon lagen fünf nördlich vom Gelbfluß, die andern südlich. Erst gegen das Ende der Dynastie Tschao überschritt China mit seinen südlichen Reichsgrenzen den Yangtsze. Unter

den folgenden Tschinherrschern erstreckten sich die Grenzen im Osten bis Korea, nach Norden nicht weit über Peking hinaus. Im Westen schloß das Reich nur die östlichen Teile von Kansu und Szechuan, nicht weit über den jetzigen Hafenplatz Chungking hinaus, in sich, im Süden bildete nominell Annam die Grenze. Von Norden her bedrängten mongolische Stämme die Grenze durch oft wiederholte Einfälle. Man suchte sich chinesischerseits zu schützen durch Wälle und Mauern, welche allmählich zur großen chinesischen Mauer vereinigt wurden. Der Anfang dazu wurde schon um 240 v. Chr. von drei Feudalstaaten gemacht, welche Mongolen zu Grenznachbarn hatten. Auch noch in der Ming-Zeit, 1547 n. Chr. wurden im Nordwesten von Peking 800 Li (chinesische Meilen) Mauer resp. Wall gebaut. Die große Mauer ist also das Werk von circa 1800 Jahren. Im Osten bildete seit circa 200 v. Chr. das Meer die natürliche Grenze. Im Westen war die Grenze eigentlich nie fest bestimmt. Eine Expedition, die von 135 v. Chr. an dreizehn Jahre in Anspruch nahm, drang bis ans Kaspische Meer vor, ohne jedoch bleibende Erfolge zu erzielen. Blutige Kriege mit den barbarischen Völkern des Westens, den Jung, den Tanguten, Turfanen, Turkomanen und Tibetanern ziehen sich durch die chinesische Geschichte von circa 1000 v. Chr. bis in die allerneueste Zeit. Daß die Mongolen sogar nach Europa vordrangen, bis sie bei Liegnitz 1241 auf energischen Widerstand stießen, ist allgemein bekannt. Erst die Kaiser der Mandschu-Dynastie haben aber die Nordländer, die Mandschurei und Mongolei, sowie die Westländer, Tibet und Turkestan, von Ilami bis Kaschgar und Ili dem chinesischen Reiche wirklich einverleibt. Kang Hi führte in Centralasien Kriege mit gewaltigen Armeen von 1691—1720. Weitere Kriegszüge in jene Gegenden fanden statt 1724, 1729—1734, 1756—1759. Im Jahre 1768 drang eine chinesische Armee von 200 000 Mann in Birma ein und machte diesen Staat tributpflichtig. Die Goorkhas machten 1791 einen Einfall in Tibet, wurden aber durch 70 000 Chinesen zurückgetrieben und verfolgt.

Gegen Korea wurden öfters Kriege geführt, so 108 v. Chr., dann um 600 n. Chr., 610, 613, 645, 668 ꝛc. Im Jahre 1593 vertrieb aber ein chinesisches Heer auf Bitten der Koreaner die japanische Invasion von dort. Mit Japan hatte China auch sonst oft Zusammenstöße, so 660, wo Japan einem von China bekriegten Nordstaat half, aber ohne Erfolg. Chinesische Unternehmungen gegen Japan scheiterten 1274 und 1281. Im Jahre 1374 wurde aber eine japanische Flotte bei den Liu Kiu Inseln gefangen. Japanische Seeräuber beunruhigten jedoch auch später noch öfters die chinesische Küste. Im Jahre 1873 landeten die Japaner eine Expeditionstruppe auf Formosa, da die chinesische Regierung sich geweigert hatte, Ersatz zu gewähren für ein gestrandetes Schiff, dessen

Vorwort.

Ein Jubiläum seltener Art konnte unser Missionar Dr. theol. **Ernst Faber** in Shanghai am 25. April d. J. feiern, — die dreißigste Wiederkehr des Tages seiner Ankunft als Missionar in China. Dreißig Jahre, beinahe ein Menschenalter hindurch, hat Faber seine Kraft in den Dienst des schwersten aller christlichen Werke, der Aussaat des Evangeliums auf dem so harten Boden des chinesischen Volkes, gestellt. Unsere aufrichtigsten Glückwünsche haben wir dem treuen Mitarbeiter am Baue des Reiches Gottes über das Weltmeer gesandt. Möge er noch recht lange unter Gottes Schutz und Segen zur Erneuerung der Herzen durch die Kraft des Evangeliums in dem Lande mitwirken, das ihm fast eine zweite Heimat geworden ist!

Die vorliegende Flugschrift, eine Frucht langjähriger Beobachtungen und Studien Dr. Fabers, ist eine Gabe, die er uns zu seinem 30jährigen Missionsjubiläum gestiftet hat. Wir lassen sie ausgehen, nicht nur um neue Teilnahme für unsere Mission in China zu wecken, sondern auch um allen Freunden der Mission das Bild des Mannes näher zu rücken, der einen wohlverdienten Ehrenplatz unter den chinesischen Missionaren einnimmt.

Ernst Faber, geboren zu **Koburg** am 25. April 1839, erhielt seine Ausbildung zum Missionar im Missionsseminar der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen vom Jahre 1858 bis 1862. Darauf besuchte er vier Semester hindurch die Universitäten **Basel** und **Tübingen**. Im Laboratorium des Zoologischen Museums zu **Berlin** und im Geographischen Institut von Dr. Petermann in **Gotha** erwarb er sich naturwissenschaftliche und geographische Kenntnisse, die ihm später vielfach von Nutzen bei seiner Missionsarbeit geworden sind. Am 14. August 1864 wurde E. Faber zum Missionar für China von der Rheinischen Missionsgesellschaft abgeordnet, am 25. April 1865 traf er in China ein. Sein erstes Arbeitsfeld fand er in der Kantonprovinz, wo er durch Predigt, Unterricht und medizinische Praxis missionarisch thätig war. Ende 1880 gab er sein Verhältnis zur Rheinischen Missionsgesellschaft auf und wirkte seitdem als unabhängiger

Missionar in China weiter. Am 30. September 1885 ist Faber in die Dienste unseres Vereins eingetreten, so daß wir nunmehr seit 10 Jahren mit ihm aufs engste verbunden sind in dem gleichen Bestreben, dem größten Volk der Erde das Licht unseres Evangeliums zu bringen. Zahlreich sind die Werke Fabers, die er in deutscher, englischer und chinesischer Sprache verfaßt hat, wir nennen nur das fünfbändige Werk über chinesische und christliche Civilisation, die Bearbeitung der chinesischen Philosophen Micius, Licius und Mencius, ferner die Erklärung des Markus- und Lukas-Evangeliums, sowie viele Teile des Alten Testaments und zahlreiche Bogentraktate in chinesischer Sprache, Aufsätze über die anthropologischen Theorien der Chinesen und den Konfuzianismus, den Apostel Paulus u. s. w. Wir irren nicht, wenn wir annehmen, daß Dr. Faber einer der fruchtbarsten Schriftsteller unter den Missionaren Chinas ist und vielleicht das Meiste unter diesen zur litterarischen Verbreitung christlicher Wahrheiten in China beigetragen hat. Im Sommer 1888 wurde er von der theologischen Fakultät in Jena ehrenhalber zum Doktor der Theologie ernannt.

Seit 1886 wohnt Faber in Shanghai. Er hat häufig Reisen ins Innere Chinas unternommen. Im Jahre 1893 nahm er am Religionsparlament in Chicago teil und sprach dort über den Konfuzianismus. Zwei Mal, im Jahre 1876 und 1881, war er auf kurze Zeit in Deutschland. Hoffentlich ist es uns vergönnt, den Veteranen chinesischer Missionare bald einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der gnadenreiche Gott wolle ihn auch ferner in frischer Kraft auf seinem Arbeitsfelde erhalten und ihm viel Frucht seines treuen Wirkens schenken!

Berlin, den 12. September 1895.

Prediger Dr. Arndt

Präsident des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Wer wüßte nicht, daß China der älteste Kulturstaat der Welt ist? Wer aber von den Lesern wird sich klare Rechenschaft darüber geben können, was den eigentümlichen Charakter der chinesischen Kultur ausmacht und wie sich dieselbe zu den Erscheinungen des christlichen Lebens verhält? Jetzt gerade ist China durch den Sturmwind von Japan her kläglich zu Boden geworfen worden. Chinas Kultur erscheint alt und abgelebt, den ernsten und unabwendbaren Anforderungen des modernen Lebens nicht genügen zu können. Auch China wird sich notgedrungen entschließen müssen, mit dem Alten zu brechen und eine neue Ära zu beginnen. Leider ist dies in China mit ungleich größeren Schwierigkeiten verbunden, als es in Japan vor dreißig Jahren der Fall war. Wie sich Chinas Zukunft mutmaßlich gestalten wird, ist eine so wichtige Frage auch für die Zukunft Europas, daß es sich der Mühe lohnt, einen Beitrag zum Verständnis zu liefern. Die Zukunft ist jedoch stets ein Produkt der verschiedenen Faktoren, welche in der Gegenwart wirken. Diese Elementarwahrheit bedarf keiner Erörterung. Daß es dennoch, selbst für den aufmerksamen Beobachter geschichtlicher Verhältnisse, ungemein schwierig ist, das Kommende mit annähernder Gewißheit vorauszusagen, hat darin seinen Grund, daß selten alle Faktoren, welche in Thätigkeit sind, frühe genug erkannt werden, daß es gewöhnlich schwierig ist, die Stärke der Wirkung jedes einzelnen richtig abzuschätzen, daß die Aufeinanderwirkung und Gegenwirkung im Leben sich unendlich mannigfaltig erweist, daß unberechenbare Umstände derartig eingreifen können, daß schließlich ein ganz anderes Ergebnis herauskommt, als der Weiseste vermuten konnte.

Alle in China das soziale und politische Leben bewegenden Kräfte lassen sich in zwei Gruppen zusammenfassen. Man kann diese kurz bezeichnen als Selbsterhaltungstrieb des überlieferten Chinesentums und Einfluß von außen durch die Fremden. Diese fremden Faktoren kann man wieder unterscheiden in Kaufleute, Politiker, Vertreter der Wissenschaft und Missionare, vier auseinandertretende Richtungen, die nach verschiedenen Methoden auf verschiedene Ziele hinarbeiten, alle aber im Gegensatz stehen zu den althergebrachten Gewohnheiten des Chinesentums. Das Chinesentum ist selbstverständlich auch nur ein Begriff, dessen wirkliche Vertreter der Kaiser und seine Familie, die Minister und Beamten, einschließlich Militär, die Gelehrten oder Gebildeten, gewöhnlich Litteraten genannt, die Landleute, Kaufleute und Gewerbetreibenden sind. Parasiten und gefährliche Elemente sind auch sehr reichlich vorhanden. Jede Klasse hat natürlich ihre Sonderinteressen und sucht dieselben entgegen den andern zur Geltung zu bringen. Der Zustand irgend eines Staats ist jederzeit das Ergebnis der Ausgleichung der Sonderinteressen der verschiedenen Körperschaften. Die einzelnen werden durch den Druck der Verhältnisse genötigt, sich zu Interessengruppen zusammenzuschließen. Darum sind in China die Gilden unter Handwerkern und Kaufleuten, die

Clans und Dorfgenossenschaften unter der Landbevölkerung, die Vereinigungen der Litteraten und der Geheimgesellschaften einflußreiche politische Faktoren.

Dieses alles zu verstehen, ist nicht möglich ohne Rücksichtnahme auf Chinas *Vergangenheit*. Eine eingehende Darlegung des *geschichtlichen Werdens* der jetzigen chinesischen Verhältnisse, also nicht nur der *politischen*, sondern besonders der *Kultur- und Sitten-Geschichte* Chinas wäre dazu erforderlich. Da aber weder der beschränkte Raum einer Flugschrift, noch meine durch chinesische Arbeiten in Anspruch genommene Zeit, noch die Umgebung in der Fremde eine erschöpfende und dabei für den deutschen Leserkreis genießbare Arbeit ermöglicht, so werden einige Originalskizzen Ersatz bieten müssen, bis etwas Besseres von berufener Seite geboten wird.

Der Inhalt meiner Flugschrift ist folgender:

1. Umfang des chinesischen Reiches.
2. Geschichte der Ausdehnung.
3. Produktion.
4. Staatsorganismus.
5. Selbstverwaltung.
6. Züge aus der Kaisergeschichte.
7. Die kaiserlichen Frauen.
8. Kaiserliche Familienangelegenheiten.
9. Die Eunuchen.
10. Minister und Beamte.
11. Kulturgeschichte.
12. Litteratur.
13. Taoismus.
14. Konfuzianismus.
15. Der Tempel des Konfuzius.
16. Buddhismus.
17. Dunkel der Nacht in der Gegenwart.
18. Sterne der Hoffnung.
19. Morgendämmerung.
20. Tagesanbruch.

Schlußbetrachtung.

Chinesische Namen werden, soweit nur möglich, vermieden. Wer solche wünscht, kann die Mehrzahl finden in S. v. *Fries*, Abriß der Geschichte Chinas, Wien 1884. Es ist ein kurzes aber sehr brauchbares Werk, das ich viel benutzt habe. China von M. G. *Pauthier* (Deutsch von Dr. C. A. Mebold, Stuttgart 1839) bietet wichtige Ergänzungen. A Short History of China, by *Boulger* ist ausführlicher in der neuesten Geschichte. *Mayers*, The Chinese Reader's Manual enthält historische Tabellen mit den chinesischen Zeichen, auch biographische Notizen in 974 Nummern. Desselben Verfassers Chinese Government ist ebenfalls handlich zum Nachschlagen. Leider fehlt noch ein gutes Handbuch der chinesischen Geschichte. Die Benutzung chinesischer Quellenwerke ist sehr mühsam und zeitraubend. Es war mir deshalb nicht möglich, jeden Satz nach den Quellen zu prüfen. Dieses ist erforderlich, da die chinesischen Kompendien nicht frei von Fehlern sind. Aber selbst die großen autorisierten Ausgaben der Dynastiengeschichten sind nicht ohne Irrtümer. Das gesamte Material zu bewältigen, ist aber kaum in einem Menschenleben möglich. Es haben viele Kenner durch Einzelforschungen den Weg zu bereiten. Mein Bestreben war es, so viel als möglich nur Thatsachen, und zwar verbürgte Thatsachen, reden zu lassen. Sollte sich ein Fehler unbemerkt eingeschlichen haben, so wäre der Verfasser für baldige Mitteilung unter der Adresse der Verlagshandlung sehr dankbar.

I. Umfang des chinesischen Reiches.

Vor etwa 50 Jahren besaß China seine größte Ausdehnung, nach bester Schätzung ungefähr 5 300 000 englische Quadratmeilen (9 englische □ M. = ca. 1 deutsche □ M.). Jetzt ist diese Zahl auf ungefähr 5 000 000 □ M. reduziert, und durch den Friedensschluß mit Japan gehen wieder circa 20 000 □ M. ab, es bleibt aber noch immer ein ungeheures Gebiet. China ist, nach seinem Quadratinhalt gemessen, der dritte Staat der Welt. Das brittische Reich steht mit 8 851 951 □ M. obenan, dann folgt Rußland mit 8 660 282 □ M., während die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit 3 596 521 □ M. und Brasilien mit 3 217 645 □ M. hinter China zurückstehen. Das gesamte Deutsche Reich umfaßt (ohne Kolonien) 208 590 □ M., also noch nicht ein Zwanzigstel der kompakten Masse der Oberfläche des chinesischen Reichs. Es wären 24 deutsche Reiche erforderlich, die Ausdehnung des chinesischen Reichs darzustellen, während die Einwohnerzahl Chinas nur achtmal so groß ist, als die Deutschlands. Das ergiebt eine dreimal dichtere Bevölkerung Deutschlands, als im Durchschnitt in China vorhanden ist. Die häufig gedruckte Behauptung der Übervölkerung Chinas stammt aus oberflächlicher Beobachtung von Reisenden, welche nur etliche der Hauptverkehrsstraßen Chinas gesehen haben. Nur die Flußniederungen sind übervölkert, während im Innern ungeheure Gebiete sehr öde sind. Mangelhafte Verkehrswege sind die Haupthemmnisse der Bevölkerungszunahme in den von den Wasserstraßen abgelegenen Gegenden. Das chinesische Reich besteht aus dem eigentlichen China, der Mandschurei, Mongolei, Turkestan, Rokonor und Tibet. Die früheren Vasallenstaaten Korea, Birma, Annam und Cochinchina kommen nicht mehr in Betracht.

Das eigentliche China hat eine ausgezeichnete Bodenbeschaffenheit. Hohe Gebirgszüge mit ihren weitgestreckten Ausläufern bergen viel edle Mineralien. Mehrere gewaltige Ströme und viele kleinere schiffbare Flüsse, auch zahlreiche Kanäle durchschneiden das Land als Hauptverkehrsadern. Die ausgedehnten Flußniederungen und Ebenen sind außerordentlich fruchtbar und volkreich. Eine langgegliederte Seeküste bietet viele ausgezeichnete Häfen. Unzählige Inseln entlang der Küste dienen der sehr ergiebigen Fischerei zur Stütze. Selbst das Hochland von Tibet und der Mongolei ist zu Viehzucht geeignet und war in früheren Jahrhunderten viel volksreicher als jetzt. Das Klima ist gemäßigt und abgestuft, die Regenmengen sind fast überall regelmäßig, vom Monsun abhängig. Alle Teile des großen Reichs, mit sehr

geringen Ausnahmen, sind gut bewässert. China sollte darum mindestens die fünffache Zahl seiner jetzigen Bewohner anständig unterhalten können, denn es sind nicht nur die Boden- und Klimaverhältnisse günstiger als in Deutschland, sondern die Chinesen sind auch durchschnittlich genügsamer als die Deutschen. Schon dieses Zahlenverhältnis wirft ein ungünstiges Licht auf die chinesische Staatsverwaltung.

II. Geschichte der Ausdehnung.

Der Anfang der chinesischen Geschichte ist in mythisches Dunkel gehüllt. Das Herrschaftsgebiet war dreihundert Jahre vor Konfuzius, also circa 800 v. Chr. noch von sehr mäßigem Umfang am Gelbfluß, an dessen Biegung vom südlichen Lauf nach Osten. Es erstreckte sich zu beiden Seiten des Flusses, aber nicht bis zur Spitze der Shantung-Provinz reichend, auch nach Süden nur etwa die halbe Entfernung zum Yangtsze durchmessend. Die Feudalstaaten, welche zu Anfang der Tschao-Dynastie errichtet wurden, waren meist noch barbarische Gebiete, d. h. von teilweise unabhängiger Urbevölkerung bewohnt. Die Lehnsfürsten unterwarfen sich aber ihre Länder allmählich und dehnten so die chinesische Herrschaft nach allen Seiten aus. Nebenbei bekriegten sie einander mehrere Hundert Jahre, bis schließlich um 220 v. Chr. der König von Tshin (Westen) allen Feudalstaaten und dem Herrscherhause ein Ende bereitete. Damit beginnt der chinesische Einheitsstaat oder vielmehr der Kampf um die einheitliche Regierungsgewalt, welcher mit wenigen Ruhepausen bis in die gegenwärtige Zeit reicht. Die ganze Periode der Tschao-Dynastie (1122—221 v. Chr.) war eigentlich eine ununterbrochene Kriegszeit. Dabei wurden Millionen von Menschen hingeschlachtet. Die Vorstellung, daß das chinesische Kaiserreich seit circa 3000 v. Chr. bestanden habe, ist völlig unbegründet. Daraus, daß zu Anfang der historischen Periode, 800 v. Chr. die Urbewohner noch mächtig waren, nicht nur an den Grenzen und in den unzugänglichen Gebirgen, sondern in verschiedenen großen Feudalstaaten, an Flüssen und am Meeresstrande, geht hervor, daß das chinesische Reich vor Anfang der Tschao (1122 v. Chr.) nur auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt gewesen sein kann. Der sogenannte Kaiser war etwa das Oberhaupt über eine Anzahl Familienhäupter oder Geschlechter, welche je nach der Zahl ihrer Stammangehörigen verschiedene Rangtitel annahmen resp. erhielten. Es sollen solcher Fürsten 1800 existiert haben, aber nur die Namen von 124 sind erhalten und unter diesen befinden sich 55 Lehnsstaaten der Tschao. Nur etwa 24 dieser Staaten erlangten einige Bedeutung. Davon lagen fünf nördlich vom Gelbfluß, die andern südlich. Erst gegen das Ende der Dynastie Tschao überschritt China mit seinen südlichen Reichsgrenzen den Yangtsze. Unter

den folgenden Tschinherrschern erstreckten sich die Grenzen im Osten bis Korea, nach Norden nicht weit über Peking hinaus. Im Westen schloß das Reich nur die östlichen Teile von Kansu und Szechuan, nicht weit über den jetzigen Hafenplatz Chungking hinaus, in sich, im Süden bildete nominell Annam die Grenze. Von Norden her bedrängten mongolische Stämme die Grenze durch oft wiederholte Einfälle. Man suchte sich chinesischerseits zu schützen durch Wälle und Mauern, welche allmählich zur großen chinesischen Mauer vereinigt wurden. Der Anfang dazu wurde schon um 240 v. Chr. von drei Feudalstaaten gemacht, welche Mongolen zu Grenznachbarn hatten. Auch noch in der Ming-Zeit, 1547 n. Chr. wurden im Nordwesten von Peking 800 Li (chinesische Meilen) Mauer resp. Wall gebaut. Die große Mauer ist also das Werk von circa 1800 Jahren. Im Osten bildete seit circa 200 v. Chr. das Meer die natürliche Grenze. Im Westen war die Grenze eigentlich nie fest bestimmt. Eine Expedition, die von 135 v. Chr. an dreizehn Jahre in Anspruch nahm, drang bis ans Kaspische Meer vor, ohne jedoch bleibende Erfolge zu erzielen. Blutige Kriege mit den barbarischen Völkern des Westens, den Jung, den Tanguten, Turfanen, Turkomanen und Tibetanern ziehen sich durch die chinesische Geschichte von circa 1000 v. Chr. bis in die allerneueste Zeit. Daß die Mongolen sogar nach Europa vordrangen, bis sie bei Liegnitz 1241 auf energischen Widerstand stießen, ist allgemein bekannt. Erst die Kaiser der Mandschu-Dynastie haben aber die Nordländer, die Mandschurei und Mongolei, sowie die Westländer, Tibet und Turkestan, von Ilami bis Kaschgar und Ili dem chinesischen Reiche wirklich einverleibt. Kang Hi führte in Centralasien Kriege mit gewaltigen Armeen von 1691—1720. Weitere Kriegszüge in jene Gegenden fanden statt 1724, 1729—1734, 1756—1759. Im Jahre 1768 drang eine chinesische Armee von 200 000 Mann in Birma ein und machte diesen Staat tributpflichtig. Die Goockhas machten 1791 einen Einfall in Tibet, wurden aber durch 70 000 Chinesen zurückgetrieben und verfolgt.

Gegen Korea wurden öfters Kriege geführt, so 108 v. Chr., dann um 600 n. Chr., 610, 613, 645, 668 ꝛc. Im Jahre 1593 vertrieb aber ein chinesisches Heer auf Bitten der Koreaner die japanische Invasion von dort. Mit Japan hatte China auch sonst oft Zusammenstöße, so 660, wo Japan einem von China bekriegten Nordstaat half, aber ohne Erfolg. Chinesische Unternehmungen gegen Japan scheiterten 1274 und 1281. Im Jahre 1374 wurde aber eine japanische Flotte bei den Liu Kiu Inseln gefangen. Japanische Seeräuber beunruhigten jedoch auch später noch öfters die chinesische Küste. Im Jahre 1873 landeten die Japaner eine Expeditionstruppe auf Formosa, da die chinesische Regierung sich geweigert hatte, Ersatz zu gewähren für ein gestrandetes Schiff, dessen

Mannschaft ermordet worden war. Durch Vermittlung der Engländer verstand sich China zur Zahlung von 500000 Taels, und die Japaner verließen Formosa bis auf gelegenere Zeit.

Durch den eben beendeten Krieg hat Japan über China ein bedeutendes Übergewicht errungen und wird wohl in Zukunft die entscheidende Stimme in Ostasien führen.

Aus obiger Skizze ist ersichtlich, daß es zweifelsohne die Militärmacht war, welche es China ermöglichte, seine großartigen Erfolge zu erzielen. Den überlegenen Heeren der Mongolen und Mandschuren dagegen konnte China nicht Stand halten, wurde deshalb so lange von diesen Ausländern beherrscht, bis auch sie aufgelöst waren in den chinesischen Brei. Japan siegte ebenfalls durch überlegene militärische Tüchtigkeit und zeigt dieselbe Tendenz, sich mit China zu vermischen. Dabei wird jedoch unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen die japanische Eigentümlichkeit herrschend bleiben. Dieses wäre für Ostasien kein Unglück, wenn Japan sich dem Einfluß des christlichen Geistes immer mehr erschließt. Ostasien als ein wohlregierter Staat oder Staatenbund wäre eine Garantie für den Weltfrieden, während eine Anzahl kleiner Staaten nur Krieg untereinander, dazu Eifersucht, wenn nicht Habgier unter den Westmächten mit möglichen blutigen Konflikten hervorrufen würde.

III. Produktion.

Produktion ist immer ein Resultat der Kultur. Unter Kultur versteht man mancherlei, eine der einfachsten Definitionen ist Dienstbarmachung der Natur für menschliche Zwecke. In China geschah das schon von den ältesten Zeiten an in einer Weise, welche die der Nachbarvölker weit übertraf. Der Ackerbau wurde stets hochgeschätzt, besonders zur Gewinnung von Getreide, auch von Bohnen, Melonen und anderen Früchten. Viehzucht reicht auch in die vorhistorische Zeit zurück, es werden namentlich erwähnt, Pferde, Rinder, Schweine, Hunde, Schafe und Ziegen, Geflügel, die Seidenraupe, etwas später Bienen und ein anderes Wachsinsekt (Coccos), auch Fischzucht. Wagen wurden verwendet für die Fortbewegung zu Lande und Schiffe für die zu Wasser. Bogen und Pfeile, auch allerlei Hieb- und Stoßwaffen, Schilde, Befestigungen der Märkte und Städte gehören ebenfalls der Urzeit an. Mancherlei Gerätschaften für Haus und Feld, Werkzeuge zu verschiedenem Gebrauch sind schon abgebildet in den Anfängen chinesischer Bilderschrift. Wohnungen zum Schutz gegen die Witterung wie zur Bequemlichkeit, Gräber und Monumente reichen bis ins 5. Jahrtausend (von jetzt) zurück. Kleidung, obere und untere, innere und äußere, Mützen, Schuhe, Schmucksachen, sind wohl eben so alt. Speise wurde damals schon

am Feuer bereitet und war sowohl vegetabilisch als animalisch. Von Industrieen waren im Gange: Weberei, Bearbeitung verschiedener Steinarten und Metalle, Keramik, Tischlerei und sonstige Holzarbeit, Flechtwaren von Bambus, Schilf und Grasarten, wohl auch Weiden, Baugewerke, Waffenverfertiger, Gerber, Felle und Lederwaren, Seiler u. s. w. Von den Künsten war besonders Musik viel geübt, man hatte Instrumente von achterlei Material. Wagenlenken und Bogenschießen galten ebenfalls als Künste. Die Kriegskunst hielt sich auf der Höhe der Zeit. Die Chinesen übertrafen bis um 1000 n. Chr. alle Nachbarstaaten in Bewaffnung, Heeresorganisation und Taktik. Die Heilkunst fand Pflege und nahm allmählich etwa 1500 Arzneimittel aus den drei Naturreichen in Gebrauch. Die Schreibekunst entwickelte sich zu einer Litteratur von bedeutendem Umfang, zu der sich die angrenzenden Nationen nur empfangend verhielten. Malerei, Skulptur und Schauspiel fanden auch allmählich Entwicklung. Von wichtigen Erfindungen seien nur etliche aufgezählt, davon sind einige über 2000 Jahre alt. Der Kompaß, das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, Porzellan, Papier, Tusche und Pinsel, Holzschneidekunst zu Illustrationen und Buchdruck, Branntwein, Thee, Räucherwerk, Feuerwerk, Fächer, Spiegel, Schminke, Schirme, Kochöfen, heizbare Betten, Farben, Zucker, Öle, Gewinnung und Läuterung von Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, Zinnober, Eisen, Schwefel; Steinkohle wird mit Erde vermengt in Formen gepreßt und so für den Küchengebrauch vorbereitet. Ferner ist schon seit Jahrhunderten bekannt die Herstellung von Emaille, Geld, auch Papiergeld, Kanäle, Brücken, Kettenbrücken, Fahrstraßen, Maße, Gewichte, die Wage, Laternen, Lampen, Lack und Firnisse, Stickerei, Glaswaren, Horn- und Elfenbeinarbeiten, ein Staatskalender, Staatszeitung, Post zu Regierungszwecken, sowie einzelne Privatpostanstalten, Gasthäuser, Wasseruhren, astronomische Instrumente, Maschinen zum Bewässern 2c. Als Lasttiere dienten Pferde, Ochsen, Esel, Maultiere, der Yack und das Schaf. Eine Liste sämtlicher Natur- und Industrie-Produkte Chinas, welche in der Neuzeit irgendwie Verwendung finden, ließ ich vor etlichen Jahren nach der großen chinesischen Encyklopädie anfertigen und erhielt 8093 Namen, nämlich für Getreide 862, für Bambus 257, für Blumen und Kräuter 1972, für Gemüse 832, für Früchte und andere Bäume 1097, für Vögel 514, für Säugetiere 251, für beschuppte Tiere (Fische, Schlangen, Reptilien) 786, für Insekten 297, für Industrieprodukte, mineralische 263, botanische 151, animalische 157, für sonstige Produkte menschlicher Arbeit 654. Im ganzen zur Botanik gehörig 5020, zur Zoologie 1848, zur Industrie 1225. Viele der Namen lassen sich jedoch nicht bestimmen ohne Vergleichung des betreffenden Gegenstandes mit andern. Ein Museum ist dazu unerläßlich. Viele dieser Produkte sind dem Auslande noch unbekannt, manche derselben könnten vielleicht Handelsartikel werden.

Außerdem giebt es hier noch manche Naturprodukte, deren Wert von den Chinesen bis jetzt nicht erkannt ist.

IV. Der Staatsorganismus.

Schon in ältester Zeit hielten in China die Blutsverwandten zusammen im Familienverband. Solche Familien vergrößerten sich natürlich in etlichen Generationen zum Clan oder Stamm. Der älteste Vater bildete das natürliche Haupt. In gemeinsamer Gefahr verbanden sich wohl eine Anzahl Stämme unter einem Anführer, bei dem dann die Würde der Oberherrschaft blieb, zum Wohl des Ganzen, erst durch Wahl auf den Besten übergehend, dann erblich auf einen Sohn. Schon der erste Oberherrscher der in den Klassikern erwähnte Yao, fand Beihilfe nötig, suchte sich deshalb tüchtige Leute aus, wovon jeder ein besonderes Amt resp. Staatsgeschäft übernahm. Diese waren, öffentliche Arbeiten, wie Regulierung des Wassers, Aufsicht der Arbeiter, Ackerbau, Unterricht in den sozialen Pflichten, Rechtspflege, Forstpflege, Religionsübung, Musik und Gesang. Besondere Fürsorge erhielt auch der Kalender. Da man dem Monde folgte, war es nötig, Übereinstimmung mit dem Sonnenjahr herzustellen, um bestimmte Jahreszeiten für den Feldbau &c. zu erhalten. Diese uralten Einrichtungen wurden später zu sechs Ministerien umgestaltet, Civil-Amt, Finanzen, Riten, Krieg, Justiz, öffentliche Werke. Jedes Ministerium hat zwei Präsidenten und vier Vizepräsidenten. Über die Ministerien sind zwei Kabinette, das Groß-sekretariat, das aus vier Sekretären und zwei Assistenten besteht. Zwei Sekretäre sind Mandschu. Zehn Räte sind beigegeben und etwa 200 andere Beamte. Die kaiserlichen Siegel, 25 Formen, sind hier aufbewahrt. Der General-Rat, gebildet aus den Häuptern der Minister und des andern Kabinetts, besteht erst seit 1730. Seine Beschlüsse werden in der Peking-Gazette veröffentlicht. Die Mongolei, Tibet, Ili und Turkestan stehen unter dem Kolonial-Amt. Die Beziehungen zu den Westmächten werden seit Januar 1861 vom Auswärtigen Amt, Tsungli Yamen, besorgt. Man berechnet, daß ungefähr 20,000 Beamte aller Grade in Peking beschäftigt sind, davon sind drei Teile Chinesen und ein Teil Mandschu. Die Einteilung des eigentlichen China in Provinzen und Distrikte war verschieden unter verschiedenen Dynastien. Gewöhnlich werden 18 Provinzen genannt, für das laufende Jahrhundert. Seit einigen Jahren zählte man aber auch Ili und Formosa, also im ganzen 20 Provinzen. Davon haben nur zwei Provinzen je einen Vizekönig, nämlich Chili und Szechuan, dreizehn Provinzen sind unter sechs Vizekönige verteilt, während vier Provinzen nur Gouverneure an der Spitze haben. Da die acht Vizekönige auch 12 Gouverneure zur Seite haben, so sind es zusammen 24 hohe Würdenträger.

Die Mandschurei hat ebenfalls einen Vizekönig, wird aber verschieden verwaltet. In sämtlichen Provinzen sind etwas über 2000 kaiserliche Beamte im Dienst. Die Provinzialregierung ist in manchen Stücken ziemlich unabhängig von der Centralregierung. Die Entfernungen von Peking sind meist groß und die Verkehrsmittel noch zu ungenügend, als daß diesem Mangel baldigst abgeholfen werden könnte. Etwas Besserung hat der Telegraph schon gebracht. Wie viel aber noch an einheitlicher Organisation nachzuholen bleibt, selbst bei der Armee und der Marine, hat der Krieg mit Japan bemerklich gemacht. Die Flotte blieb zerstreut, nur das Nordgeschwader kam in den Kampf. So oder ähnlich war es auch mit dem Landheer. Wo verschiedene Armeen zugegen waren, fehlte es an einheitlicher Leitung. Erfolg im großen ist unmöglich, so lange jeder höhere Mandarin thut, was ihm recht deucht, ohne die Zucht und Ordnung, welche das Ganze zusammenhält.

Die Zahl der Unterbeamten, welche entweder von jedem Mandarin nach persönlichem Belieben angestellt werden, oder welche bleibend Lokalposten füllen und genau mit allen örtlichen Verhältnissen bekannt den Mandarinen unentbehrlich sind, ist bedeutend größer als die Zahl der eigentlichen Mandarine. Daneben ist noch eine große Anzahl von Amtskandidaten in jeder Provinz vorhanden, welche auf Gelegenheit warten, in den aktiven Dienst zu treten. Eigentümlich ist, daß viele Lokalbeamte gar keine Besoldung erhalten, sich daher amtlich ihren Unterhalt und einen Reservefonds verschaffen müssen. Die kaiserlichen Beamten sind auf der andern Seite sämtlich zu niedrig besoldet, deshalb auch auf amtliche Nebeneinkünfte angewiesen. Dieses ganz ungewisse Einkommen hat natürlich zur Folge, daß die Gedanken der Beamten viel zu sehr auf Erwerb gerichtet sind und häufig genug alles amtliche Streben darauf ausgeht. Die Wohlfahrt des Volks wird vernachlässigt und die Stellung Chinas unter den übrigen Staaten der Welt erfährt eine nur aufgenötigte Berücksichtigung.

Was das Volk doch mit dem Mandarinat aussöhnt, ist, daß der Zugang zu den höchsten Ehrenstellen nicht an eine bevorzugte Klasse gebunden ist, sondern auch dem Bauern und Handwerker offen steht, wenn er die vorgeschriebenen Examina bestehen kann, was nicht selten der Fall ist. Erblichen Adel giebt es allerdings auch, derselbe ist aber für gewöhnlich beschränkt auf die Dauer einer Dynastie und geht nur auf den ältesten Sohn über. Nachkommen eines Kaisers sinken von Generation zu Generation eine Stufe, bis sie dem Volke ganz gleich geworden sind.

V. Selbstverwaltung.

Wenn auch der Kaiser theoretisch absolute Gewalt hat, so ist seine despotische Willkür doch vielfach gehemmt durch das Mandarinat, freilich

leider oft auch seine besten Pläne. Die Mandarine haben ebenfalls einen weiten Spielraum für Willkür und Despotismus, sind aber wieder gehemmt nach oben durch Vorgesetzte, nach unten durch Unterbeamte und alle durchs Volk. Das Volk findet seine natürliche Vertretung in den Graduierten. Manche von diesen haben früher hohe Staatsämter bekleidet, zogen sich aber dann wegen der gesetzlichen 27 Monate währenden Trauer um Vater oder Mutter, oder aus anderen Gründen zurück. Diese haben natürlich großen Einfluß auf ihre nähere und weitere Umgebung. Manche besitzen das Recht, Eingaben direkt an den Thron zu machen. Schon darum ist ihre Stimme von höchstem Gewicht bei den Lokalbehörden bis zum Vizekönig der Provinz.

Das Volk hat verschiedene Organisation. Die erweiterten Familien oder Clans haben ihre eigenen Oberhäupter, auch Centralpunkte in den Ahnenhallen, wo die Opfer, Schmäuse und Versammlungen stattfinden. Die Ältesten können auch Strafen verhängen, besonders Körperstrafen, Todesstrafe ist nicht gesetzlich, wird aber auch angewendet. Ausstoß aus der Gemeinschaft, was gleichbedeutend ist mit dem Verlust bürgerlicher Rechte, kommt häufiger vor. Oft fällt die Clangemeinde mit der Dorfgemeinde zusammen, aber es giebt auch viele Dörfer mit gemischter Bevölkerung, wo also Leute aus verschiedenen Stämmen entweder in getrennten Quartieren oder durcheinander wohnen. Diese wählen dann ihre Dorfältesten aus den alten und angesehenen Männern. Viele Dorfsitten, deren Beobachtung auch von den Ältesten erzwungen wird, sind oft eine schwere Last für Unbemittelte. So die Beiträge zu Götzenfesten, öffentlichen Schauspielen, unverhältnismäßiger Aufwand bei Heirat, Geburt von Söhnen, Begräbnissen 2c. Die Betreffenden müssen oft Haus und Feld verpfänden oder verkaufen, oder ihre Mädchen verkaufen, um den unsinnigen Gebräuchen zu genügen. Wenn einmal verschuldet, sind diese Leute auch dem Ruin nahe, weil der Zinsfuß sehr hoch ist, 36% und darüber. In den größeren Marktorten und den Städten sind die Kaufleute unter sich zu Gilden verbunden, wie die Thee-, Seiden-, Drogenhändler, auch die Geldgeschäfte. Handwerker, wie Schreiner, Schneider, Barbiere 2c. haben auch ihre Gilden. An der Spitze der Gilde steht gewöhnlich ein höherer Graduierter als Sachwalter vor den Mandarinen. Diese Gilden vermögen bedeutenden Druck auszuüben auf ihre Angehörigen, das Publikum und die Behörden. Selbst die Diebe und Bettler haben ihre Zunftvereinigungen. Polizei wird man aber nirgends gewahr. Wächter allerdings lassen sich bei Nacht hören und am Tage sehen zum Schutz gegen Diebe. Bettel dagegen ist jedermann erlaubt. Reinlichkeit ist ganz Privatsache. Jeder darf vor der eigenen Thüre kehren, wenn er Lust dazu hat, aber auch die abscheulichsten Kübel mit Düngmitteln davor aufstellen, wenn es ihm gefällt, was häufig der Fall ist. Die Toten werden irgendwo be-

graben, unzählige Särge sieht man aber auch auf offenem Felde oder auf Plätzen in den Städten dastehen. Der Geruchsinn bezeugt, daß dieselben nicht luftdicht verschlossen sind. Lärm zu machen in seinem Hause oder davor auf der Straße, dazu ist jedermann bei Tag und Nacht berechtigt, ohne Widerspruch der Polizei fürchten zu müssen. Die Wege und Brücken überläßt man in der Regel den eigenen Einfällen. Hie und da sorgt ein wohlthätiger Herr oder eine Gesellschaft solcher für deren Instandsetzung, aber immer sehr lokal beschränkt. Die Zollhäuser sind eine Landplage. Dieses gilt durchaus nicht von den Hafenplätzen, woselbst Ausländer den Zoll der fremden Schiffahrt verwalten. Im Innern des Landes sind die Zollhäuser verpachtet und leider hat man auf einer Handelsstraße eine große Anzahl zu passieren, wie etwa in guter alter Zeit auf dem Rhein. Diese Zollhäuser sind zugleich Schutzstätten gegen das Eindringen fremder Waren ins Innere. Die Durchgangsscheine vermindern das Übel etwas, heben es aber noch lange nicht, da jede Ware doch in die Hände chinesischer Händler kommen muß.

Religiöse Gemeinden giebt es nicht bei den Konfuzianern. Die Buddhisten haben Klöster, die Taoisten ebenfalls. Die Priester und Mönche sind ganz ebenso dem Strafrecht und den Mandarinen unterworfen wie die Laien.

VI. Züge aus der chinesischen Kaisergeschichte.

Wenn man in den Werken, welche über China handeln, liest, daß der Taoismus Gelassenheit und stilles Dulden als höchste Tugend predigt, daß der Buddhismus Schonung des Lebens und Selbstentsagung fordert, daß der Konfuzianismus Liebe und Gerechtigkeit und damit verbunden strenge Subordination einschärft, so vermutet man, findet es auch oft genug ausgesprochen, daß die Chinesen ein friedliebendes Volk seien, ihre Geschichte und ihre sozialpolitischen Verhältnisse viel idealer gestaltet seien als die betreffenden Zustände in den christlichen Westländern. Die im folgenden berichteten Thatsachen werden den unparteiischen Leser etwas Stoff zum Nachdenken geben und wahrscheinlich auch manche Veranlassung, vorgefaßte Meinungen bedeutend zu berichtigen.

Der letzte Kaiser der Tschao-Dynastie starb 256 v. Chr. in der Gefangenschaft eines seiner Feudalfürsten. Ein Attentat auf den Kaiser mißlingt 227. Der erste Kaiser der Han-Dynastie starb 194 v. Chr. an seinen Wunden, die er im Kampfe gegen einen Rebellen davongetragen. Nach dem Tode des kinderlosen Kaisers wurde 73 v. Chr. dessen Neffe von einem General eingesetzt und nach 27 Tagen wieder abgesetzt. Ein mächtiger Minister vergiftet seinen Kaiser 6 n. Chr. Im Jahre 25 floh der Kaiser vor einem siegreichen Verwandten, wurde aber auf der Flucht

ergriffen und hingerichtet. Ein Bruder der Kaiserin-Witwe vergiftet 147 den jungen Kaiser. Der Kaiser und die Kaiserin-Mutter wurden 190 abgesetzt, erst im Palaste gefangen gehalten, dann getötet. Ein General ließ 214 die Kaiserin und ihren Vater hinrichten und gab dann seine Tochter dem Kaiser zur Frau. Der Kaiser wurde 313 von einem Mächtigen entthront und nach einem Gastmahl mit seinen gefangenen Generälen und Beamten hingerichtet. Der Nachfolger wurde 317 ebenfalls hingerichtet. Der Thronfolger wurde in demselben Jahre mit der gesamten Familie des Herrscherhauses von einem General ermordet. Der Mörder und seine Familie wurde darnach auch erschlagen. Von 328—338 war eine Mordwirtschaft von Thronprätendenten. Diese Greuel gehen noch etliche Jahrzehnte weiter bis zur Bildung von sieben Staaten, die einander bekriegten. Ein Heerführer ermordet 419 seinen Kaiser. Drei Minister setzen 424 den Kaiser ab und ermorden ihn bald darauf. Der Nachfolger fiel 453 von der Hand seines Sohnes. Ein Kaiser wird 465 von einem Beamten, ein anderer 477 von einem General ermordet. Dieser General zwingt 479 den Nachfolger auf dem Kaiserthron zu seinen Gunsten abzudanken, ermordet ihn aber bald darauf und die ganze kaiserliche Familie. Ein Großonkel ermordet 494 nacheinander zwei Kaiser, läßt dann auch 7 Vettern und 17 Großneffen abschlachten. Der Kaiser wird 500 von seinem Bruder abgesetzt und dieser ein Jahr später von einem Statthalter vergiftet. Ein General schloß 549 den Kaiser in seinem Palaste ein, und ließ ihn Hungers sterben, den Thronfolger ließ er ermorden, desgleichen den nächsten Kaiser 551. Dieser General, der sich nun selbst zum Kaiser machte, unterlag im Kampf und wurde hingerichtet. Der folgende Kaiser verlor schon 558 Thron und Leben, sein Sohn wurde genötigt, zu Gunsten eines Prätendenten abzudanken, dann aber doch hingerichtet. Ein Onkel ließ 568 zwei Minister ermorden und stürzte den Kaiser. Im Jahre 588 versteckte sich der Kaiser mit etlichen seiner Palastdamen in einen Brunnen vor den Soldaten des Nachbarstaates, welche seine Hauptstadt eingenommen hatten. Er wurde aber entdeckt und endete in der Gefangenschaft. Ein schwelgerischer Kaiser wurde 618 von einem entfernten Verwandten ermordet, der Sohn und Nachfolger ebenfalls nach einem halben Jahr. Dieselben Greuel geschahen in den abgetrennten Staaten. Ein Kaiser der nördlichen Wei fiel 452 von der Hand eines seiner Beamten. Eine Kaiserin vergiftete um 471 ihren Gatten den Exkaiser. Eine Kaiserin-Mutter vergiftete 528 ihren Sohn, den regierenden Kaiser, und wurde mitsamt dem jungen Kaiser von einem General ertränkt. Als dieser von dem Nachfolger beseitigt wurde, rief der Bruder des gemordeten Generals einen Onkel des Kaisers zum Kaiser aus, den er 531 erdrosseln ließ. Den nächsten Kaiser entthronte er bald und setzte dessen Vetter auf den Thron, der von einem

andern Statthalter in ein Kloster gesteckt und vergiftet wurde. Ein anderer Statthalter vergiftete 535 dessen Nachfolger. Ein Usurpator ließ 559 von dem abgesetzten Kaiserhaus 25 Familien ausrotten, wird selber nach etlichen Monaten vom Onkel gestürzt und ermordet. Ein Nachbarstaat machte dann dem Reich ein Ende, und das Herrscherhaus wurde ausgerottet. Ein Kaiser versuchte 557 seinen mächtigen Minister aus dem Wege zu räumen, und wird selber von gedungenen Mördern beseitigt. Sein Nachfolger, ein Halbbruder, wird von demselben Minister 561 ermordet. Dieser Minister wurde aber vom Nachfolger enthauptet. Um 581 wird schon wieder die ganze Kaiserfamilie ausgerottet. Im Jahre 684 entsetzte die Kaiserin-Mutter ihren Sohn, ließ Hunderte von Beamten hinrichten, dazu auch Glieder des Kaiserhauses. Der Kaiser wurde 710 von seiner Gemahlin vergiftet. 821 wurde der Kaiser von den Eunuchen beseitigt. Ein mächtiger Minister mordet 905 den Kaiser und zwingt den Nachfolger 906 zur Abdankung, läßt ihn aber später ermorden. Ein Kaiser entehrt die Frauen seiner Söhne und wird 913 von seinem ältesten Sohn ermordet, dieser von seinem Bruder, der sich 923 selber den Tod giebt, weil er vom Feind in der Hauptstadt eingeschlossen wurde. Im Gefecht mit den aufrührerischen Musikanten des Palastes verlor 926 der Kaiser sein Leben. Ein Prätendent vertreibt den Kaiser 934 und läßt ihn samt seiner Lieblingsfrau und deren 4 Söhnen töten. Im dritten Jahre seiner Regierung unterliegt dieser dem Schwiegersohn des gemordeten Kaisers und verbrennt sich mit den Reichssiegeln. Um 950 wird der Kaiser im Treffen mit den Truppen eines aufständischen Generals erschlagen. Ein General wurde 960 von seinen Soldaten zum Kaiser gemacht und das sechsjährige Kind vom Throne gestoßen. Die Minister zwangen 1125 den Kaiser zur Abdankung zu Gunsten seines Sohnes. Dieser wird 1126 samt seinen Frauen von den Goldtataren in die Gefangenschaft abgeführt. Ein Tataren- (Kin) Herrscher wurde 1149 von seinem Vetter ermordet, welcher auch seine Mutter, seinen Onkel, seine Brüder und Vettern tötet, deren Frauen er in seinen Harem nimmt; er wurde 1161 von seinen Soldaten ermordet. Ein Minister ermordet den Kaiser 1213, ein Kaiser tötet sich aus Verzweiflung 1234. Im selben Jahre wurde der letzte dieser Dynastie im Kampfe getötet, dann noch geköpft. Die Mongolen führten 1276 den Kaiser und seine Mutter in die Gefangenschaft bis zu deren Tod. Der letzte Kaiser der Sung, seine Mutter und ein Minister ertränkten sich 1279 im Meer. 1324 wurde der Kaiser vom Sohne eines Ministers ermordet, der dafür hingerichtet wird. Der Kaiser wurde 1330 mutmaßlich von seinem Bruder vergiftet. Der letzte Mongolenkaiser flieht in die Mongolei. Ein furchtbares Blutbad wird 1402 vom Oheim des Kaisers angerichtet. Der Kaiser flieht als Mönch und stirbt im Gefängnis. Ein anderer Onkel

wird 1426 geschlagen. 1450 wird der Kaiser von Mongolen gefangen und 1451 ausgelöst. Ein Verdacht der Vergiftung des Kaisers durch die Eunuchen liegt vor 1620. Der letzte Kaiser der Ming erhängt sich 1644.

Ist es nicht haarsträubend, solche Menschenkinder, wovon die Mehrzahl recht unbedeutend, manche Verbrecher waren, alle aber mehr oder minder unzüchtig lebten, Söhne des Himmels, also Stellvertreter Gottes auf Erden, auch „Buddhas der Gegenwart" zu nennen! Daß diese sich anmaßten, nicht nur die Oberhoheit über alle Fürsten der Welt zu haben, sondern auch die unsichtbare Welt zu regieren, Verstorbenen Ämter und Würden verliehen oder auch noch an Leichen Strafen vollziehen ließen! Die chinesische Kaisergeschichte ist die schlagendste Widerlegung des Konfuzianismus. Gesunde Reform muß im Kaiserpalaste ihren Anfang nehmen, sonst werden sich alle Versuche als vergeblich erweisen. Man beherzige VII—IX.

VII. Die kaiserlichen Frauen.

Schon der älteste Idealkaiser des Konfuzius, Yao, führte Polygamie ein, indem er seine beiden Töchter dem erwählten Nachfolger zu Frauen gab. Aber erst 1000 Jahre später wurde das Haremwesen systematisiert. Als Kaiserin galt in der Regel nur eine Frau, bei den Mongolen und Tataren mehrere, bis auch für diese in neuerer Zeit nur eine gesetzlich bestimmt wurde. Daneben hat jedoch der Kaiser neun Frauen zweiten Ranges, 27 dritten, 81 vierten und unzählige weitere niedere Rangklassen. Die Zahl übersteigt manchmal 10,000, ist wohl selten niedriger als 2000 bis 3000. Mit jeder darf der Kaiser Umgang pflegen. Täglich hat eine Anzahl Zimmerdienst bei ihm. Die Kaiserin ist die Oberherrin über alle, steht aber selber unter der Kaiserin-Mutter, solange diese lebt. Diese Oberhoheit ist aber oft nur nominell resp. ceremoniell, denn gewöhnlich regiert eine Lieblingsfrau den Kaiser und folglich auch den Palast, manchmal sogar das Reich. Einige Beispiele sind erwähnt unter den berühmten Frauen Chinas. Der Erfolg des Konfuzius in seinem Vaterlande Lu wurde lahm gelegt durch 80 hübsche Mädchen, welche ein Nachbarstaat dem Herzog zum Geschenke sandte. Konfuzius fand nun kein Gehör mehr und zog 495 v. Chr. traurig in andere Lande. Kaum glaubwürdig ist die Geschichte von der Mutter des allgewaltigen Kaisers, der die Feudalstaaten Chinas zertrümmerte und als Bücherverbrenner bekannt ist. Seine Mutter soll erst die Nebenfrau eines Kaufmanns gewesen sein, der sie guter Hoffnung dem Prinzen (Vater) zuführte. Diesem gebar sie den Erbprinzen. Nach dem Tode ihres Gemahls nahm sie der erste Gatte wieder zu sich, fürchtete sich aber, sie zu behalten und gab sie deshalb einem anderen Manne. Dieser wurde verraten, und der König ließ ihn von 5 Pferden in Stücke zerreißen, die beiden Söhne, welche seine Mutter von ihm hatte, töten, die Mutter

schickte er in die Verbannung. 27 Beamte, welche deshalb Vorstellung machten, wurden hingerichtet, erst auf den 28. hörte der König und rief die Mutter zurück. Die berüchtigte Kaiserin Lü verstümmelte 194 v. Chr. eine Nebenfrau aufs unmenschlichste und vergiftete deren Sohn. Als der Kaiser, ihr eigener Sohn, starb, erhob sie den Sohn einer Palastdame, tötete diese aber, um selber allen Einfluß zu behalten. Bald darnach ermordete sie den Knabenkaiser und regierte selber 187—179 v. Chr. Im Jahre 71 n. Chr. wurde die Kaiserin krank. Eine Ministerfrau, welche ihre Tochter als Kaiserin zu sehen wünschte, bestach den weiblichen Arzt, der Kranken Gift beizubringen und der Plan gelang. Später plante dasselbe Weib mit ihren beiden Neffen, den Kaiser zu stürzen und ihren Sohn auf den Thron zu setzen. Das mißglückte, sie und ihre Neffen begingen Selbstmord, ihr Sohn aber wurde gefangen und halbiert. Um 102 n. Chr. wurde eine Kaiserin wegen Zauberei abgesetzt. Der König des Südstaats, mit Nanking als Residenz, hielt sich 5000 Schauspielerinnen in seinem Palast. Seine Herrschaft wurde ihm 279 vom Begründer der Tsin-Dynastie genommen. Im Jahre 300 n. Chr. vergiftete die Kaiserin den Thronfolger, Sohn einer Palastdame. Der Kaiser rührte sich nicht, aber sein Bruder drang mit Truppen in den Palast, tötete die Kaiserin und entthronte den Kaiser, wurde aber von zwei andern Brüdern besiegt und erschlagen. Eine Palastdame erstickte den Kaiser 396, weil er sie absetzen wollte. Die Kaiserin-Mutter vergiftete ihren Gemahl den Exkaiser 471. Eine andere Kaiserin-Mutter vergiftete 528 ihren Sohn, den regierenden Kaiser, weil er ihr unzüchtiges Leben tadelte, sie wurde darauf von einem General ersäuft. Kaiser Yang, 605—617 reiste in Begleitung von 4000 Palastdamen von einer Residenz zur andern. Die allgewaltige Kaiserin Wu begann ihren Palastlauf als eine untergeordnete Frau des Kaisers. Nach dessen Tod nahm sie der Sohn und Nachfolger in seinen Harem. Sie verstand es, sich so in dessen Gunst zu setzen, daß sie zur Kaiserin erhoben wurde. Sie ließ Hunderte von Beamten hinmorden, setzte den Kronprinzen ab, vergiftete dessen Bruder, setzte zweimal Kaiser ein und ab, und regierte dann selber bis 705. Sie lebte mit zwei Liebhabern, die dann ermordet wurden. Dieser Kaiserin wurde 690 die buddhistische heil. Schrift „der Große Wolken Sutra" gewidmet, darin wird sie Maitreya, der kommende Buddha, genannt. Sie verordnete die Verbreitung dieser Schrift übers Reich und gab manchen Buddhisten-Priestern öffentliche Ämter.

Die folgende regierende Kaiserin hatte Umgang mit einem Neffen der früheren Kaiserin. Sie vergiftete den Kaiser 710 und wurde von dessen Neffen getötet. Eine Prinzessin, welche gegen die Thronfolge intriguierte, wurde verhaftet und durfte sich selbst entleiben. Eine Palastdame veranlaßt die Hinrichtung der Kaiserin und ihrer drei Söhne 737. Die berühmte

Yang Kweifi beherrschte den Kaiser völlig, hatte aber ihren eigenen Liebhaber außerdem. Sie wurde 756 von den Soldaten umgebracht. Im Jahre 948 gab die Kaiserin Li ihrem Gemahl den guten Rat, anstatt neue Steuern aufzulegen, die im Palaste aufgehäuften Kostbarkeiten zu verwenden, was auch geschah. Keinen Erfolg hatte der ebenfalls gute Rat der Kaiserin eines Trennstaates jener Zeit, daß der Kaiser seine sinnlose Verschwendung aufgeben solle. Eine Geschichte aus der Zeit um 1000 zeigt die entsetzlichen Greuel, zu welchen die Eifersucht der Palastdamen treibt. Die Dame Li gebar einen Sohn. Dame Liu stahl denselben und zeigte dem Kaiser eine abgebalgte Katze als die Geburt. Der war darüber so entsetzt, daß er die Dame Li in den kalten Palast schickte, d. h. sie entließ. Den Knaben gab Dame Liu einer Sklavin, ihn in den Fluß zu werfen. Diese wurde unterwegs vom Obereunuchen abgefaßt, der das Kind dem Onkel des Kaisers zur heimlichen Auferziehung übergab. Die Dame Liu schöpfte später Verdacht und ließ die Sklavin durch den Obereunuchen peitschen, ein Geständnis zu erzwingen. Diese ließ sich jedoch zu Tode martern, ohne zu gestehen. Der Eunuche vollzog diese Grausamkeit, um das Kind und sich selber zu retten.

Der tüchtigen Kaiserin wurde 1064 durch den Staatsminister gewehrt, sich in die Regierung zu mischen. Um 1092 wurde die Kaiserin abgesetzt und eine Palastdame erhoben. Die Kaiserin säete 1190 Mißtrauen zwischen dem Kaiser und dessen Vater, dem Exkaiser. In Westliao leitete die Schwester 14 Jahre die Regierung, da der Kaiser zu jung war. Sie führte einen unzüchtigen Lebenswandel und wurde deshalb 1169 von ihrem Schwiegervater, einem General, getötet.

Die Lieblingsfrau des Kaisers Hien, 1465—1488, stellte jeder Palastdame, die Aussicht hatte, die kaiserliche Nachkommenschaft zu mehren, nach dem Leben. Sie ermordete die Mutter des Erbprinzen, der von den Eunuchen heimlich erzogen wurde. Im Jahre 1621 hatte die Amme des Kaisers, dessen Mutter bald nach der Geburt gestorben war, die Herrschaft. Sie wurde 1628 hingerichtet.

Die Ursache des Erfolgs der Mandschu in China ist auch auf ein Weib zurückzuführen. Die Frau des Generals, später Vizekönigs von Yünnan, Wu Sankwei war vom Rebellenhaupt Li entführt worden. Dieser hatte bereits Peking eingenommen und hoffte, daß Wu sich ihm anschließen würde. Der rief aber aus Rache die Mandschu zu Hilfe und vertrieb Li. Wu half dann den Mandschu, China zu unterjochen. Später rebellierte er, sein Aufstand wurde erst nach mehrjährigem Blutvergießen überwunden. Sehr häufig haben Frauen, besonders die Kaiserin-Mutter oder -Witwe, die Regentschaft in China geführt, wenn auch oft friedlich, sicherlich nicht zur kräftigen Entwicklung des ungeheuren Reichs, das eine starke Hand an

Zügel nötig hat. Kein Heil für China, so lange die Greuelwirtschaft des Kaiserpalastes fortbesteht!

VIII. Kaiserliche Familienangelegenheiten.

Schon im Anfang der Tschao-Periode verbündeten sich drei Söhne des verstorbenen Königs mit dem Bruder des entthronten Herrschers gegen ihren Bruder, den Herzog Tschao, der als Minister für den jungen König herrschte. Das Unternehmen mißlang und der älteste Bruder wurde hingerichtet, 1114 v. Chr. Der jüngere Halbbruder ermordet den regierenden Fürsten von Wei 719 v. Chr. Er und seine Mitschuldigen wurden dafür in einem Nachbarstaate enthauptet. Der Fürst von Lu machte mit seiner Gemahlin einen Besuch bei deren Halbbruder, welcher den Staat Tshi regierte. Dieser verübte Blutschande mit seiner Halbschwester und ließ ihren Gemahl, der das erfahren hatte, ermorden. Da der Staat Lu Genugthuung forderte, wurde der Mörder hingerichtet. Der schuldige Fürst von Tshi wurde später von einem Verwandten ermordet, dem 685 v. Chr. dasselbe Schicksal von einem Beamten bereitet wurde. Ein jüngerer Halbbruder des Königs führte 648 Unterhandlungen mit barbarischen Völkerstämmen. Sein Plan, sich zum König zu machen, wurde aber entdeckt, er floh und wurde später begnadigt. Im Staate Tshi stritten sich 642 fünf Prinzen um die Erbfolge. Der erste, welcher die Oberhand behielt, wurde ermordet und es mußte Ordnung durch einen Nachbarstaat geschaffen werden. In einem kleinen Feudalstaat ermordete 538 ein Sohn seinen regierenden Vater, weil er die Erbfolge auf den Bruder übertragen hatte. Auch nach dem Tode des Kaisers brach 520 ein Erbfolgestreit unter zwei Söhnen aus. Im Jahre 440 v. Chr. folgte der älteste Sohn auf den Thron, wurde aber schon nach drei Monaten von seinem Bruder ermordet, der fünf Monate später von dem jüngeren Bruder ermordet wurde, welcher dann 15 Jahre regierte. Der Erbprinz, welcher gegen den Massenmord der Gelehrten Vorstellung machte, wurde 213 verbannt und später zum Selbstmord veranlaßt. Sein Bruder mordete 209 v. Chr. 12 seiner Brüder und die Familien vieler hohen Staatsbeamten. Zwei Brüder des Kaisers rebellierten 177 v. Chr., wurden aber besiegt, der eine entleibte sich, der andere wurde verbannt. Sieben der kaiserlichen Familie angehörige Fürsten rebellieren 155 und zwingen den Kaiser, seinen Minister hinzurichten. Sie wurden später besiegt, drei entleibten sich und vier wurden geköpft. Der Erbprinz wurde 91 v. Chr. abgesetzt wegen angeblicher Zauberei, welche als Ursache galt der unruhigen Träume des Kaisers. Da der Prinz floh, wurde er gefangen und mit seiner Mutter hingerichtet. Eine Palastdame wurde zur Kaiserin erhoben und ihr Sohn zum Nachfolger bestimmt. Die Kaiserin mußte aber um 90 v. Chr. auf Befehl des Kaisers ihrem Leben ein Ende machen, weil

er fürchtete, sie möchte nach seinem Tode ihre Macht mißbrauchen. Der ältere Bruder des Kaisers und eine Prinzessin verbanden sich 80 mit zwei Staatsbeamten zum Sturz des Kaisers, wurden aber entdeckt und entleibten sich. Die beiden Würdenträger wurden hingerichtet. Ein kaiserlicher Verwandter erregte Neid wegen seiner militärischen Erfolge und wurde deshalb 23 n. Chr. hingemordet. Eine traurige Zeit war das Jahr 300. Die Kaiserin vergiftete den Thronfolger. Der Bruder des Kaisers drang mit Soldaten in den Palast, tötete die Kaiserin, schickte den Kaiser weg und bestieg den Thron. Zwei andere Brüder bekriegten und erschlugen ihren Bruder, sie holten dann den früheren Kaiser wieder herbei. Ein weiterer Bruder wurde eifersüchtig auf den ältesten der beiden und ließ ihn durch einen fünften Bruder ermorden. Dieser wurde dann durch die anderen beiden seines Lebens beraubt. Einer dieser fiel im Kriege gegen einen ferneren Bruder und schließlich folgte dann noch ein Bruder, der 25. Sohn des Kaiservaters, auf den Thron. Der Bruder des verstorbenen Königs eines Teilstaates beseitigte um 338 den Erben und bestieg selber den Thron, wurde aber von einem Verwandten ermordet, der dann herrschte. Ebenso erging es 349 in einem anderen Teilstaat. Der Onkel nahm dem König Thron und Leben, fiel selber nach sechs Monaten durch die Hand eines Verwandten, welcher zwei Monate darauf von einem Beamten ermordet wurde. Dieser ließ 350 die alte Königsfamilie ganz ausrotten. Er selber wurde zwei Jahre später von einem Nachbarstaat besiegt und hingerichtet. Im Jahre 355 wird ein König, der viele Menschen grausam hinschlachtete, durch seinen Vetter ermordet. Im Nordreich tötete ein Verwandter den Kaiser 409, und dessen Sohn erschlägt den Mörder. Der Kaiser wollte 453 seinen Sohn, den Thronfolger, absetzen, dieser ermordet den Vater und besteigt den Thron, wird aber schon nach 2 Monaten von seinem dritten Bruder gefangen und hingerichtet. Im Jahre 465 stellte der Kaiser seiner Schwester 36 junge Männer zur Verfügung, nach etlichen Monaten wurde der Kaiser ermordet. Der Neffe des Kaisers nahm 466 den Kaisertitel an; durch den Bruder des Kaisers gefangen genommen, wurde er enthauptet. Der Kaiser adoptierte den Sohn eines Günstlings und ließ eine Menge seiner Verwandten, die nähere Ansprüche auf den Thron hatten, ermorden. Ein Großonkel ermordete den Kaiser 494 und schon nach drei Monaten dessen Bruder und Nachfolger. Er bestieg den Thron und ließ 7 Vettern und 17 Großneffen hinrichten. Ein Onkel stürzt 568 den Kaiser, läßt zwei Minister ermorden und setzt sich auf den Thron. Der Kronprinz vergiftet seinen Vater, der einen andern Sohn zum Nachfolger bestimmen wollte, auch zwei Minister. Als Kaiser war er der größte Wüstling. Der weggeschobene Kronprinz konspirierte mit einem andern Bruder, verlor aber 627 sein Leben. Der Sohn des Kaisers bricht 710 mit Soldaten in den Palast ein und tötet

die Exkaiserin, welche ihren Gemahl vergiftet hatte. Eine Prinzessin, welche 713 einen Prinzen der direkten Linie auf den Thron bringen wollte, wird zur Selbstentleibung verurteilt. Wegen Erbfolge ermordet der übergangene älteste Sohn 761 seinen Vater. Der Kaiser entehrte 913 die Frauen seiner Söhne, während diese für ihn gegen einen Rivalen kämpften. Der älteste Sohn ermordete dafür seinen Vater, wurde selber aber von seinem vierten Bruder getötet, der dann den Thron bestieg und 10 Jahre später mit dem Staat zu Grunde ging. Ein Kaiser ließ 926 seine drei Brüder und deren Mutter ermorden, damit dieselben ihm den Thron nicht streitig machen könnten, auf den er illegal durch die Minister gekommen war. In demselben Staate vertrieb 934 ein Adoptivsohn des vorigen Kaisers den Sohn und Nachfolger und ließ ihn samt seinen 4 Söhnen und deren Mutter hinmorden. Der Schwiegersohn des gemordeten Kaisers zieht 936 gegen den Usurpator mit Hilfe von Tataren, dieser verbrennt sich mit den kaiserlichen Insignien in einem Turm. In dem Freistaat Tshu ermordet 961 der Bruder den König. Da dieser leidenschaftlich tyrannisch herrschte, sperrte man ihn ein und erhob seinen Bruder, der es nicht besser machte, aber schon 962 von einem Nachbarstaat unterworfen wurde. Ein wahres Scheusal von Grausamkeit regierte den Süd-Hanstaat 25 Jahre. Sein Sohn folgte auf den Thron, ohne um den Vater zu trauern. Er wurde im folgenden Jahre von seinem Bruder meuchlings ermordet. Dieser suchte seinen Vater noch an Grausamkeit zu übertreffen; der Staat hörte 971 auf zu existieren. Der König des Freistaates Min wurde 933 von seinem Bruder ermordet, dieser bald darauf vom eignen Sohn, der nach drei Jahren vom Onkel, welcher sein Leben ebenfalls durch Mord verlor. Der Mörder ging 946 mit dem Staat zu Grunde. Der Herrscher des Freistaates Yen ließ seinen Vater einkerkern und seinen älteren Bruder umbringen, legte sich 911 den Kaisertitel bei, wurde aber schon 916 vom Begründer eines andern Freistaates besiegt und mit seiner ganzen Familie hingerichtet.

Im Jahre 976 bestieg der Bruder des Begründers der großen Sung-Dynastie den Thron auf den Wunsch der Mutter, da die Söhne seines Bruders noch zu jung waren. Später bestimmte dieser aber seinen eigenen Sohn zum Kronprinzen und brachte seine beiden Neffen durch Mißhandlung zum Selbstmord. Im Freistaate West-Hia, ein Tangutenstaat in der jetzigen Provinz Kansu rc., wurde der regierende König von seinem Sohn 1048 ermordet, weil er ihm die Braut genommen. Um 1206 wurde der König von seinem Bruder ermordet. Der Herrscher der Goldtataren wurde 1149 von seinem Vetter ermordet. Dieser ließ dann auch seine Mutter, seinen Onkel, seine Brüder und Vettern hinmorden. Die Frauen der letzteren nahm er in seinen Harem. Im Jahre 1403 wurde ein Kaiser der Ming von seinem Onkel verjagt. Dieser sperrte des Kaisers zweijähriges

Söhnchen ein. Als der Knabe nach 54 Jahren befreit wurde, war er blödsinnig. Ein Prinz des kaiserlichen Hauses rebellierte 1519, wurde aber gefangen und hingerichtet. Um 1570 raubte ein mongolischer Prinz die Frau seines Enkels, um sie zu besitzen. Der Enkel begab sich selber an den Hof des Kaisers, scheint aber anstatt Recht nur Geschenke gefunden zu haben.

Ein Attentat wurde 1803 auf den Kaiser Kiahing gemacht. Man entdeckte dann eine Anzahl Verwandte des Kaisers unter den Verschworenen. Im Jahre 1813 wurde der Kaiser im Palaste überfallen. Wieder waren Prinzen verwickelt, viele wurden hingerichtet und mehrere hundert Angehörige des Kaiserhauses wurden verbannt. Der Kaiser Taokwang schlug 1831 seinen einzigen 20jährigen Sohn, daß er starb. Des Kaisers älterer Bruder strebte 1831 nach dem Thron, was mißlang. Ein nochmaliger Versuch 1850 hatte keinen bessern Erfolg. Die Regentschaft von 8 Prinzen der kaiserlichen Familie wurde 1861 beseitigt durch eine Palastverschwörung, an deren Spitze Prinz Kung und die beiden Kaiserin-Witwen sich befanden. Jene 8 Prinzen wurden gefangen, einer öffentlich enthauptet, die andern endeten privatim durch die seidene Schnur.

IX. Die Eunuchen.

In China scheint die Unsitte, Eunuchen zu halten, zu Anfang der Tschao-Dynastie, 1100 v. Chr., eingeführt worden zu sein und zwar mit der Organisation des kaiserlichen Harems. Diese Anstalt wurde natürlich von allen Feudalprinzen nachgeahmt. Kastration war eine der fünf gesetzlichen Leibesstrafen. Später wurden aber nicht nur Sträflinge verschnitten, sondern auch Knaben, welche gekauft oder von ihren Eltern dazu bestimmt wurden. Manche Eltern wünschten dadurch im Palast einigen Einfluß zu erlangen. Die Geschichte berichtet nur Übles von diesen Leuten. Damit ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß es auch edle Personen unter ihnen giebt und gegeben hat. Dieses sind jedoch sehr seltene Ausnahmen. Es gehört jedenfalls viel sittliche Kraft dazu, ein solches Geschick mit Ergebung zu ertragen, bei der Mehrzahl wird das Gemüt verbittert und alle bösen Anlagen aufgereizt, Vergeltung zu üben an der menschlichen Gesellschaft. Einige Beispiele werden genügen.

Ein Lehnsfürst um 651 v. Chr. hatte eine Lieblingsfrau und einen verschnittenen Günstling. Dieser wurde vom Erbprinzen beleidigt. Er erbitterte darum durch Lügenberichte diese Dame gegen den Erbprinzen. Sie beschuldigte endlich den Prinzen bei seinem Vater, daß er sie habe vergewaltigen wollen. Der Fürst befahl dem Eunuchen, den Prinzen zu enthaupten. Der aber floh und entkam mit knapper Not. Als er nach dem Tod seines Vaters den Thron bestieg, ließ er sofort den Eunuchen köpfen. Um 250 v. Chr. hielt der Kaiser 3000 Schönheiten für sich.

Unter seinen Eunuchen wurde besonders einer berühmt. Er half erst dem Minister den Erbprinzen beseitigen, später verhalf er auch dem Minister zum Tode. Er setzte 207 den Kaiser ab und tötete ihn, wurde aber darauf ermordet. Der berühmteste Historiker Chinas wurde 100 v. Chr. auf Befehl des Kaisers verschnitten, nur weil er eine humane Vorstellung gemacht hatte. Im Jahre 92 ließ der Kaiser einen mächtigen General mit Hilfe eines Eunuchen ermorden. Ebenso erging es einem mächtigen Minister 159 n. Chr., der mit seiner ganzen Familie hingeschlachtet wurde. Ein Gelehrter wurde 169 auf Anstiften der Eunuchen mit über 100 Schülern hingerichtet. Die Eunuchen ermorden 190 den Bruder der Kaiserin, werden dann aber von dessen Soldaten alle, man sagt 10 000, niedergemetzelt. Die Tochter eines Ministers war des Kaisers Nebenfrau. Um deren Sohn auf den Thron zu bringen, sollte der Kaiser ermordet werden. Ein Eunuche brachte um 300 den Mörder in den Palast, dessen Anfall jedoch mißlang. Darauf ließ der Eunuche denselben heimlich vergiften, damit niemand verraten würde. Ein Eunuche wurde 722 nach Annam geschickt, die Ordnung daselbst wieder herzustellen, was ihm auch bald gelang. Um dieselbe Zeit half ein anderer Eunuche dem ausschweifenden Kaiser 50 Jahre lang in seinen Extravaganzen. Ein mächtiger Eunuche ließ 762 die Kaiserin und ihre zwei Söhne ermorden, wird aber selber ein Jahr darauf auf Veranlassung des Kaisers heimlich hingerichtet. Ein Kaiser wird 821 heimlich von den Eunuchen beseitigt. Dann wird 827 ein Kaiser im trunkenen Zustand von den Eunuchen ermordet, dessen Bruder ebenfalls. Der folgende Kaiser wollte die Macht der Eunuchen brechen, aber diese kamen dem zuvor und machten zwei Minister und deren Anhang, an 1000 (oder 3000?) Personen nieder, setzten dann 841 auch den Kaiser ab. Den Nachfolger suchten sie durch Vergnügungen in ihrer Abhängigkeit zu erhalten. In Verbindung mit einem mächtigen Statthalter ermordeten sie um 900 den Minister und 10 Prinzen. Der Kaiser wollte dagegen einschreiten, wurde aber gefangen weggeführt und erst nach zwei Monaten von einem Offizier befreit, der dabei den Obereunuchen und andere tötete. Die Musikanten des Palastes, welche 926 den Kaiser erschlugen, waren jedenfalls auch Eunuchen. Im Jahre 1064 suchten sie Zwietracht zu säen zwischen dem Kaiser und der Kaiserin-Mutter, was den Erfolg hatte, daß letztere sich von der Regierung zurückziehen mußte. Ein Eunuche wurde 1408 auf eine Forschungsreise nach Siam und Bengalen geschickt, ein zweiter nach Java und Sumatra, ein dritter nach Tibet, den Oberlama nach Peking einzuladen.

Als der Kaiser 1410 eine Jagdexpedition unternahm, befahl er dem General Kang Ping den Palast zu beaufsichtigen. Da dieser böses Gerede fürchtete, verschnitt er sich und widerlegte dann leicht die Anklage, welche

nach der Rückkehr des Kaisers wirklich gemacht wurde. Der Kaiser machte ihn zum Obereunuchen und versetzte ihn nach dem Tod unter die Götter. Die Eunuchen verehren ihn seither als ihren Schutzgott und bauten ihm einen besondern Tempel.

Um 1443 bekam ein Eunuche die ganze Staatsregierung in seine Gewalt. Eine Verschwörung wurde 1510 entdeckt, deren Haupt der sehr begünstigte Eunuche war. Er wurde mit seinem Anhang enthauptet und sein Kopf öffentlich ausgehängt. Um 1522 verursachte ein Eunuche den Tod eines Schwiegersohnes des Kaisers durch falsche Anklage. Die Kaisertochter klärte die Sache auf und der Übelthäter wurde in Ölwatte gewickelt langsam verbrannt. Ein Eunuche öffnete dem Rebellen Li die Thore von Peking und wurde dafür von diesem Rebellen enthauptet. Ums Jahr 1621 gab es 12 000 Eunuchen im Palast. Manche Eunuchen wurden sehr reich, einer hielt über 10 000 Pferde, ein anderer hatte aufgehäuft 140 000 Pfund Gold, 16 Millionen Pfund Silber, zwei Maß Diamanten, zwei goldene Küraſſe und mehr als 4000 mit Edelsteinen verzierte Gürtel. Ein Obereunuche kam seiner Hinrichtung 1628 durch Gift zuvor. Sein Leichnam wurde vom Volk in Stücke zerrissen, mehrere Tempel, die ihm errichtet waren, wurden zerstört. Ein anderer Eunuche erhielt den Oberbefehl über die Armee gegen die Mandschu, ließ sich aber bestechen und wurde erdrosselt. Ein Obereunuche wurde 1662 geköpft und 4000 seiner Kollegen aus dem Palast gejagt. Ein Gesetz erging, daß künftig kein Eunuche Amt oder Würden erhalten dürfe. Dessenungeachtet waren die Eunuchen zur Zeit Kienlungs wieder so anmaßend, wie je zuvor. Auf die Eingabe eines einflußreichen Präsidenten wurden alle Eunuchen 1736 untersucht und viele noch einmal geschnitten, woran die Mehrzahl starb. In der Verschwörung der „Weißen Feder-Gesellschaft“, welche 1814 beinahe gelungen wäre, waren auch Eunuchen beteiligt und über 100 wurden geköpft. In neuester Zeit wurden Knaben verschnitten, deren Väter sich als Rebellenhäupter auszeichneten, wie Jakub Begs Söhne. Berühmt wurde kürzlich ein Eunuche der Kaiserin-Witwe, der als 12jähriger Knabe von seinen Eltern gezwungen wurde, sich verschneiden zu lassen. Die Kaiserin erlaubte ihm viel Freiheit und Geldmittel. 1867 machte er mit einem Gefolge von 30 Personen einen Ausflug in die Shantung-Provinz, daselbst wurde die ganze Gesellschaft durch den Gouverneur gefangen genommen und auf Befehl des Prinzen Kung hingerichtet. Nach dem Tode Tungchis 1874 versuchten die Eunuchen, die Herrschaft an sich zu reißen, aber die Ost-Kaiserin (Witwe) strafte die Häupter mit dem Tode.

Der Kaiser hat vorschriftsmäßig 3000 Eunuchen im Palast für die verschiedenen Dienstleistungen. Man behauptet (Stent Journal C. B. Royal As. S. Vol. XI), gegenwärtig seien es nicht mehr als 2000.

Außerdem hat jeder Sohn und jede Tochter eines Kaisers 30 Eunuchen im Haushalt. Jeder Neffe des Kaisers hat deren 20, jeder Enkel 10, ein Urenkel 6, deren Söhne je 4, also jeder Ururenkel eines Kaisers, deren es eine große Anzahl geben muß. Erbadel, d. h. die Nachkommen der Würdenträger, welche den Mandschu zur Herrschaft über China verholfen haben, sind nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, in jeder Familie 20 Eunuchen zu halten. Im Palaste sind auch 18 Eunuchen, welche als Lamapriester fungieren. Diese erhalten ein doppeltes Gehalt, sind aber meist ganz unwissend. 300 Eunuchen sind Schauspieler. Die übrigen sind in 48 Klassen geteilt, jede mit einem Vorsteher, alle unter einem Oberen. Die meisten Eunuchen rauchen Opium. Es sind deshalb 7 oder 8 Opiumhallen innerhalb der Palastmauern. Alle sind Spieler und verbringen fast alle freie Zeit mit dieser nichtsnutzigen Beschäftigung.

Jedes dritte Jahr kommt eine Anzahl 14—16 jähriger Töchter von Bannerleuten in den Palast als Stickerinnen. Diese bleiben 5 Jahre, kleiden sich aber als Männer während dieser Zeit, dann werden sie mit einem Geschenk nach Hause geschickt. Auch ältere Frauen sind angestellt für manche Dienstleistungen.

Im Rückblick auf die drei Kapitel „Geschichte aus dem chinesischen Kaiserpalast", möchte man die Dichterworte anwenden: „Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte" und „Alle Schuld rächt sich auf Erden". Wäre es nicht die größte Wohlthat für China, wenn dieser moralische Schandpfuhl ausgeleert würde? Wäre es nicht weitblickende Handelspolitik, wenn die enormen Summen, die in diesem Sumpfloche vermodern, zur Verbesserung der Verkehrswege zu Lande und Wasser Verwendung fänden, ja der Kaiserhof dazu genötigt würde? Das chinesische Volk (nicht seine Böcke) würde solche That beglückwünschen.

X. Minister und Beamte.

Der Eindruck, welchen der unbefangene Leser aus einer Unzahl von Büchern, welche über China handeln, bekommt, ist, daß die chinesischen Staatsdiener, wenn nicht alle, doch der Mehrzahl nach ausgezeichnete Leute sind, intelligent und gelehrt, da sie die schwierigen Staatsprüfungen bestehen konnten, daß sie dazu voll seien der Weisheit und Moral des Konfuzius. Diese Moral betont ja hauptsächlich den persönlichen Charakter, daß man sich angemessen benimmt in allen Lagen des Lebens, dann die Subordination, stets den Befehlen der Oberen, besonders dem Kaiser, unbedingten Gehorsam zu leisten. Die chinesische Geschichte bestätigt diese Annahme durchaus nicht. Wirklich tüchtige und zuverlässige höhere Beamte waren stets nur Ausnahmen, Bösewichter dagegen die Regel. Die große Mehrzahl hatte überhaupt keine Bedeutung, weder nach der guten noch nach der schlimmen Seite. Diese lebten, versahen ihre Geschäfte zur Zufrieden-

heit ihrer Oberen, gewöhnlich auch zur eigenen Befriedigung, sorgten für möglichst zahlreiche Nachkommenschaft und starben. Seither hindern sie das Land und den Fortschritt durch ihre Gräber.

Aus der klassischen Periode seien nur wenige Beispiele erwähnt, der „Frühling — Herbst“ des Konfuzius berichtet deren viel mehr. In dem Feudalstaate Sung ermordete 682 v. Chr. ein General wegen Beleidigung den regierenden Fürsten. Der Fürst eines anderen Feudalstaates wurde 606 v. Chr. vom Neffen seines Ministers ermordet. Im Staate Tshi mordete 547 der Staatsminister seinen Fürsten und dann drei Geschichtschreiber, weil diese darauf bestanden, die Unthat in die Annalen einzutragen. Ein General ließ 505 v. Chr. die Leiche des Königs von Tshu aus dem Sarge nehmen und durchpeitschen, weil der Verstorbene seinen Vater hatte hinrichten lassen. Ein Minister ermordete 480 in Tshi seinen Fürsten, weil derselbe die mächtige Familie (Clan) des Ministers vertreiben wollte. Im Nachbarstaate Tsin erlangten drei Ministerfamilien die Macht und teilten den Staat unter sich, wurden auch 402 v. Chr. vom Kaiser mit ihrem Raub belohnt. In einem der Teilstaaten wurde um 400 der Minister durch einen gedungenen Mörder beseitigt. In Tshi wurde 390 der regierende Fürst von seinem Minister entthront, dieser übernahm selber die Herrschaft und vererbte sie auf seine Nachkommen. In dem Feudalstaate Tshin wurde ein verdienter Minister des Hochverrats angeklagt. Er floh in einen Nachbarstaat, wurde aber ausgeliefert und 324 von 5 Pferden zerrissen. In dem nördlichen Feudalstaate Yen wurde der Fürst 313 von dem Minister gezwungen, zu seinen Gunsten abzudanken. Der Nachbarstaat Tshi benutzte diese Wirren zu einer Invasion und ließ den Minister mitsamt dem Fürsten hinrichten. Damals wurden zwei Staatsmänner berühmt durch die Bündnisse, welche sie zwischen verschiedenen Staaten zu stande brachten, ohne jedoch Bleibendes zu erreichen. Ein treuer Minister ertränkte sich 298, weil er zurückgesetzt wurde. Das bekannte Drachenbootfest verbindet damit seinen Ursprung. 27 Ratgeber wurden 237 nacheinander hingerichtet und dennoch hatte ein 28. den Mut, denselben Rat vorzubringen, nämlich des Kaisers Mutter aus der Verbannung zurückzurufen, und dieser hatte Erfolg. Einige Jahre später beging der Minister dieses Kaisers im Exil Selbstmord, ein anderer Minister wurde eingekerkert und vergiftet. Der Erbprinz und ein verdienter General wurden 209 durch den mächtigen Minister Li beseitigt. Dieser wurde zwei Jahre später mit seiner ganzen Familie hingerichtet. Hohe Staatsbeamte wurden 209 mit ihren Familien hingeschlachtet, nur weil sie im Verdacht standen, die Thronfolge nicht zu billigen. In demselben Jahre schon begannen mehrere Truppenführer, sich den Königstitel beizulegen. Diese bekämpften einander ein Jahrzehnt. Selbst der erste Kaiser der Han hatte noch bis ans Ende

seiner Regierung 194 v. Chr. Krieg mit solchen Königen zu führen. Er ließ mehrere hinrichten. Die Südprovinz, Kanton und andere Gebiete, hatten sich durch einen solchen König fast unabhängig gemacht, wurden dann 113 unterworfen und geteilt. Die Familie des Generals, der sich den Hunnen ergeben hatte und für den der auf S. 25 erwähnte Historiker plaidierte, wurde 99 dem Tode geweiht. Zwei Staatsbeamte wollten 80 den Minister ermorden und den Kaiser absetzen, wurden aber entdeckt und hingerichtet. Die Familie der Kaiserin-Mutter behielt den Ministerposten von 32 v. Chr. bis 23 n. Chr. Der letzte dieser Ministerdynastie wurde durch Aufständische besiegt, wobei der Kaiserpalast verbrannte, er selber wurde auf der Flucht in Stücke gehauen. Viele treue Staatsmänner wurden 147 hingerichtet durch den Bruder der Kaiserin-Witwe. Er brachte 57 Verwandte auf hohe Posten, wurde dann aber auf Befehl des Kaisers samt seiner Familie von Soldaten niedergemacht. Von 184—265 war fast ununterbrochen Krieg von Generalen gegeneinander. Das Reich war in drei Staaten geteilt und die Rebellen der gelben Turbane verwüsteten außerdem das Land mehrere Jahre. Der Oberbefehlshaber der Armee zog 322 gegen die Hauptstadt, so daß der Kaiser aus Angst starb. Ein anderer General ahmte das Beispiel 327 nach, fiel aber 328 nach harten Kämpfen. Ein Beamter ermordete 350 seinen Kaiser und dessen ganze Familie, wurde aber 352 hingerichtet. Ein mächtiger General setzte 371 den Kaiser ab und dessen Onkel dafür ein. Ein Minister beginnt 420 eine neue Dynastie, nachdem er einen Kaiser ermordet, einen andern zur Abdankung gezwungen und manche Staatsbeamte aus dem Weg geräumt hatte. Drei Minister setzen 424 den Kaiser ab und ermorden ihn, werden aber dafür vom Nachfolger hingerichtet. Der Oberbefehlshaber der Truppen ermordet den Kaiser 477, zwingt den Nachfolger zur Abdankung und setzt sich selber 479 auf den Thron, läßt dann den Exkaiser und seine Familie hinmorden. Viele hohe Beamte wurden 500 hingerichtet, nur weil sie dem Kaiser mißfielen. Ein General schloß 549 den Kaiser in seinen Palast ein, so daß er Hungers starb. Derselbe ließ auch den Adoptivsohn des Kaisers ermorden, sowie den nächsten Kaiser. Er setzte dessen Bruder ein und ab, und bestieg 551 selbst den Thron, wurde aber geschlagen und hingerichtet. Ein hoher Beamter richtet 557 einen Rivalen hin, setzt den Kaiser ab, zwingt den von ihm selber eingesetzten zur Abdankung und gründet eine neue Dynastie. Aufstände und Räuberbanden gab es 613 an vielen Orten. Damals war China in mehrere Staaten zerteilt, die Zustände aber überall dieselben. So ertränkte in einem andern Teilstaat ein General 528 den Kaiser und seine Mutter, wird aber 530 ermordet auf Anstiften des neuen Kaisers. Der Bruder des Gemordeten entführt darauf den Kaiser und läßt ihn erdrosseln, setzt einen Nachfolger ein und wieder ab, von andern

Statthaltern besiegt, giebt er sich 531 selbst den Tod. Ein Statthalter vergiftet 535 den Kaiser. Der Sohn dieses Statthalters setzt 550 seinen Kaiser ab und gründet selber eine neue Dynastie. Noch mehrere andere kurzlebige Dynastien wurden um diese Zeit von rebellischen Ministern gegründet. Ein mächtiger Minister ließ 557 seinen Kaiser, weil dieser ihn beseitigen wollte, durch gedungene Mörder umbringen, so auch dessen Nachfolger, bis er selber 572 hingerichtet wurde. Um 618 gab es elf verschiedene Revolutionshäupter, die sich Kaiser und Könige benannten, 622 kamen drei weitere hinzu, welche der Begründer der großen Tang-Dynastie alle zu überwinden hatte. Die Kaiserin-Witwe ließ 690 Hunderte von Beamten hinrichten. Die Kaiserin-Gemahlin köpfte 710 die fünf höchsten Würdenträger des Reichs. Ein Befehlshaber und Günstling erobert 756 die Hauptstadt und nannte sich Kaiser, wurde aber schon 757 vom eignen Sohn ermordet. Dieser wird von einem seiner Untergebenen gemeuchelt, der den Thron besteigt. Sein Sohn ermordet ihn, und diesen ermordet 763 ein Untergebener. Ein Minister ließ 762 die Kaiserin mit ihren 2 Söhnen ermorden und wurde dafür im folgenden Jahr auf kaiserlichen Befehl gemeuchelt. Mehrere Statthalter rebellierten 784. Dasselbe ereignete sich 815. Ein berühmter Minister, der den Kaiser von buddhistischem Aberglauben abriet, wurde degradiert und um 820 auf einen abgelegenen Posten befördert. Ein Militäraufruhr brach 822 aus, mehrere Statthalter werden ermordet. Dasselbe wiederholte sich 860 und 868. Eine Rebellion wütete von 874—878, bis es gelang, die Massen zu zersprengen und den Anführer hinzurichten. Die Aufständischen sammelten sich aber wieder und eroberten, unter einem neuen Anführer, die Hauptstadt, welche erst 883 zurückerobert wurde. Die unzufriedenen Rebellen ermordeten darauf ihren Führer, hielten sich aber noch als eine Anzahl kleiner Räuberbanden bis in den Anfang des 10. Jahrhunderts. Mehrere Statthalter befehdeten sich einander von 890 an, was 907 das Ende der Dynastie herbeiführte. Der Thronprätendent gab 30 Staatsbeamten und 9 kaiserlichen Prinzen den Tod. Fünf kurze Dynastien führten aber noch einen 50jährigen Krieg. Der Kaiser ließ 925 mehrere Beamte, die ihm Vorstellungen machten, hinrichten. Der Kommandant der Garde hilft 925 bei einer Palastrevolution und wird dafür 927 hingerichtet. Ein Statthalter gründet 901 eine eigene Dynastie, ein Minister desselben stürzt dieselbe 937 und nimmt selber den Kaisertitel an. Der Kaiser läßt 948 drei unbescholtene Minister hinrichten, nur weil sie dagegen waren, daß Staatsämter an alte Militärs gegeben würden. Zwei Generale werden 955 wegen Nichterfolg hingerichtet. Zwölf Staaten trennten sich ab von 890—979 und verursachten viel Blutvergießen. Ehrgeizige Statthalter standen an der Spitze. Ein Minister entthront 937 zwei Kaiser und setzt sich selber auf den Thron. Zu Anfang

der großen Sung-Dynastie, 960, gab es noch 6 abgetrennte Staaten, die unterworfen werden mußten. Freischaren trieben ihr Wesen in Südchina um 1042, im Norden gab es 1039—1044 Krieg mit einem sich loslösenden Staat. Der König desselben, dessen Vater vom Kaiser mit dem Königstitel beehrt worden war, erkannte die chinesische Oberhoheit nicht mehr an. Der geniale Minister Wang Ansche veranlaßte 1092 die Entlassung, respektive Deportierung, von über 800 Beamten, um brauchbare Werkzeuge für Durchführung seiner Pläne in die Ämter zu bringen. Um 1101 wirkten die Kronräte noch in diesem Sinn, wurden deshalb die 6 Räuber genannt. Die Goldtataren machten 1127 einen Staatsbeamten zum Kaiser über China, der jedoch so allgemeinen Widerspruch fand, daß er den Thron sofort wieder aufgab. Ein Minister verdächtigte 1140 einen erfolgreichen General, so daß derselbe samt Familie hingerichtet wurde. Durch den Zwist zwischen dem Oberkommandanten und einem hohen Offizier wurde um diese Zeit eine große Niederlage der kaiserlichen Truppen durch die Goldtataren herbeigeführt. Intriguen eines Ministers gegen einen andern werden auch 1195 berichtet, der berühmte Chu Hi wurde infolge davon seines Amtes entsetzt. Ein Militärkommandant, der 1206 zu den Tataren überging und auch vier chinesische Distrikte überliefern wollte, wurde von seinen Soldaten ermordet. Im selben Jahre wurde auch der Staatsminister enthauptet und sein Kopf in das Lager der Tataren geschickt als die Ursache der Friedensstörung. Der Kronprinz wurde 1225 durch den Minister vergiftet. Mehrere Beamte ermordeten 1321 den rechtschaffenen Minister. Rebellenbanden erheben sich seit 1348. Der Sturz der Dynastie erfolgte 1367, aber erst 1371 war der Friede überall hergestellt. Im Jahre 1381 mußte schon wieder ein Aufstand in Yunnan unterdrückt werden. Viele Beamte wurden 1403 samt ihren Familien hingerichtet, weil sie sich dem Kaiser als Usurpator nicht fügen wollten. Ein ausgezeichneter Minister wurde 1580 nach seinem Tode von Feinden verleumdet, seine Familie deshalb verbannt und ihr Vermögen konfisziert. Zwei Rebellionen unter verschiedenen Häuptern brachen 1629 aus, und auch der große Seeräuber Koxinga kämpfte gegen den Kaiser. Das Ende der Dynastie wurde 1644 dadurch herbeigeführt. Die Kämpfe mit den verschiedenen Thronprätendenten dauerten aber noch bis 1672. Der Vater des Seeräubers und Eroberers von Formosa, der sich schon 1628 unterworfen hatte, wurde 1661 mit zwei Söhnen hingerichtet, weil er seinen Sohn Koxinga nicht zur Unterwerfung bewegen konnte. Koxinga starb 1681 und sein Sohn übergab sich und Formosa 1683. Einer der Regenten, während des Kaisers Minderjährigkeit, wurde des Hochverrats angeklagt. Der 14jährige Kanghi, welcher eben die Regierung selber in die Hand genommen hatte, ließ ihn 1667 mitsamt seiner Familie hinrichten. Der

Aufstand des Vizekönigs von Yunnan, der bis dahin das meiste beigetragen hatte, den Mandschu zur Herrschaft zu verhelfen, begann 1673. Nach dessen Tod wurde der Kampf vom Enkel weitergeführt, bis er sich 1682 nach dem Verlust seines Hauptquartiers den Tod gab. Alle Offiziere und Beamte seines Anhangs wurden hingerichtet, manche unter Martern. In Turkestan gab es häufig Unruhen. Mit den Eleuten hatte der Kaiser von 1691—1697 anstrengenden Krieg zu führen. Nur Uneinigkeit im Lager des Feindes verschaffte den Chinesen den Sieg. Der feindliche Anführer Galdan hatte seinen Bruder ermordet und die Braut von dessen Sohn sich angeeignet. Dieser Neffe rächte sich durch kriegerische Angriffe und später durch ein Bündnis mit den Chinesen. Als Galdan sich endlich vergiftete, drang Kanghi auf Auslieferung seines Leichnams, dessen Gebeine er zerstreuen ließ. Der Neffe kam später auch in Konflikt mit China, er eroberte und plünderte Lhassa 1709, brachte auch den Chinesen bei Hami Niederlagen bei, so daß eine neue Mandschu-Armee erforderlich war, Hami wieder zu erobern. Er behielt seine Autorität bis zu seinem 1727 erfolgten Tod. Sein Sohn beherrschte das Gebiet mit Geschick. Die Chinesen bekriegten ihn 1729—1734 ohne Glück. Nach seinem Tode 1745 brachen Unruhen im eignen Lager aus. Der chinesische Kaiser sandte 1756 eine Armee von 150,000 Mann, welche erst siegte, dann aber aufgerieben wurde. Der Oberbefehlshaber wurde vom Feinde hingerichtet, 4 Generale wurden ihres Mißerfolgs wegen zum Gericht nach Peking beordert. Erst 1759 war das Gebiet unterworfen. Ein kleiner Aufruhr kam 1764 vor. Dann begannen Unruhen 1812, welche 1822 zum Aufruhr wurden. Kaschgar ging verloren, wurde aber wieder erobert und der Anführer hingerichtet.

Auf Formosa brach 1721 ein Aufruhr aus. Die Hauptstadt wurde genommen und alle Beamten des Lebens beraubt. Durch Militär vom Festland wurde die Ordnung wieder hergestellt. Von 1786—1787 war wieder Rebellion, bis der Führer gefangen und hingerichtet wurde. Der Statthalter von Yunnan wurde 1746 nach Peking gerufen und hingerichtet, weil es ihm nicht gelungen war, Räubereien zu verhindern. Ein Aufstand der Miaotsz 1771 verursachte viel Blutvergießen. Der Anführer ergab sich auf des Kaisers Wort, wurde aber doch samt Familie in Peking hingerichtet. Der in Pamir siegreiche General fiel in Ungnade und wurde ohne Ursache öffentlich hingerichtet. Die Tibetaner erhoben sich 1749 und massakrierten alle Chinesen, wurden aber bald wieder unterjocht. Ein Staatsminister hatte 80 Millionen Taels angesammelt und wurde deshalb 1796 enthauptet. Geheimgesellschaften machten Attentate auf den Kaiser 1803 und 1813. Auf Formosa brach 1830 wieder ein Aufstand aus, auf Hainan ebenfalls. Der Miaotsz-Aufstand von 1832 wurde nur mit Mühe unterdrückt. 1846 gab es wieder Unruhen in Kaschgar. Seeräuber

regten sich 1849 bei Kanton. Die Taiping-Rebellion verwüstete mehrere Provinzen 1850—1864. Die Nienfi hausten zur selben Zeit in etlichen Nordprovinzen. Die muhammedanischen Panthays beherrschten Yunnan 1855—1873, ihr Ende war ein verräterisches Blutbad in der Regierungsstadt, wobei 30,000 ermordet wurden. Eine gleichzeitige muhammedanische Rebellion der Tungani verheerte Shansi und Nachbargebiete 1862—1878. Jakub Beg machte sich in Kaschgarien unabhängig 1866—1877.

Man wird nach Durchlesung dieser Skizze geneigt sein anzuerkennen, daß es China an wichtigeren Dingen fehlt als an modernen Waffen und Maschinen. Es fehlt vor allem die Zuverlässigkeit und überhaupt der moralische Charakter seiner Beamten.

XI. Einiges aus der Kulturgeschichte Chinas.

Die älteste Zeit hatte patriarchalische Zustände, das Familienhaupt wurde zum Haupt des Stammes. Der mächtigste Stammfürst erlangte dann durch begünstigende Umstände eine Art Oberherrschaft über die andern Stammfürsten. Durch die Tschao, welche ein Stammfürstengeschlecht waren, aber 1120 v. Chr. durch Gewalt sich der Oberherrschaft bemächtigt hatten, wurden allmählich 55 erbliche Lehnsfürsten eingesetzt. Damit entwickelten sich die Feudalstaaten, welche allerdings die barbarischen Urbewohner allmählich ihrer Herrschaft und Kultur unterwarfen, aber auch mehrere Jahrhunderte lang fast ununterbrochen Krieg untereinander führten, bis um 230 v. Chr. einer alle andern verschlungen hatte. Beamte werden schon frühe erwähnt, welche den Hauptstaatsfunktionen vorstanden (siehe oben unter IV). Der geniale Minister eines der dominierenden Feudalstaaten förderte um 680 v. Chr. den Wohlstand seines Landes durch neue Erwerbszweige, Salzgewinnung, Bergwerke 2c., wie auch durch Handelsstraßen. Wie barbarisch die Feudalfürsten auch wohl hausten, beweist die That des Gewalthabers 640 v. Chr., der einen der Fürsten als Opfertier schlachten ließ, nur weil er zu spät zur Versammlung gekommen war. Mit dem nächsten Gewalthaber oder Führer der Feudalfürsten, der 623 v. Chr. starb, wurden ein Sohn des Verstorbenen, drei Kinder aus der Familie und 177 andere Personen tot oder lebendig in die Gruft gesenkt, um ihm in der andern Welt zu dienen. Diese barbarische Sitte wurde erst von dem als Bücherverbrenner berüchtigten Kaiser um 220 abgeschafft, aber in der Ming-Periode erneuert, dann 1457 wieder abgeschafft. Eine Reform des Verwaltungs- und Finanzsystems wurde 371 durch einen genialen Minister im Staate Tshin angestrebt. Er führte statt der frühern Fron ein Steuersystem ein, das nur leider bald in Vergessenheit geriet, denn 1070 wurde der Versuch erneuert. Ferner erkannte er die Notwendigkeit fester Beamtengehälter, weiter verordnete er die Haftpflicht von je 10 Familien

für einander, auch teilte er den Staat in Distrikte ꝛc. Sein Grundsatz war Strenge in den Strafen, also Abschreckung. Eine allgemeine Volksentwaffnung wurde 219 angeordnet. Das Gesetz, wonach die ganze Familie mit dem Verbrecher leiden mußte, wurde 179 v. Chr. abgeschafft, besteht aber trotzdem bis heute fort, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Geldprägung wurde 177 dem Volke freigegeben. Die allgemeine Wehrpflicht wurde zur selben Zeit abgeschafft, dagegen Militärkolonien an den Grenzen eingerichtet. Der Verkauf von Staatsämtern wird hier zuerst erwähnt. Im Jahre 1333 wird gesagt, daß es geschah Reis zu erlangen, um den vielen Notleidenden zu helfen. Leider ist dieses Reizmittel von Ämtern und Titeln noch heute erforderlich, um größere Beiträge zur Linderung von schreienden Notständen zu erlangen. Ein trauriges Armutszeugnis für den barmherzigen Sinn und den Stand der Mildthätigkeit in China! Die Strafe der Leibesverstümmelung, an Nase, Ohren und Füßen, wurde 167 abgeschafft und durch Haarabschneiden und Bastonade ersetzt. Die Todesstrafe wurde beschränkt, Landestrauer für den Monarchen auf drei Tage verkürzt. Eine Gelehrtenakademie wurde 136 gegründet und Professoren angestellt. Diese ging, wie es scheint, bald ein, wurde aber 502 erneuert, dann noch einmal 640. Der Ursprung der Staatsprüfungen fällt ins Jahr 134 v. Chr. Der Weinstock wurde 112 v. Chr. aus dem Westen nach China gebracht. Eine Forschungsexpedition in den Westen nahm 10 Jahre in Anspruch. Die neuerrichteten Lehnsstaaten wurden 113 wieder abgeschafft. Die Zeitrechnung, d. h. der Kalender, wurde 104 wieder mit den 12 musikalischen Tönen in Harmonie gebracht. Solche Harmonie des Universums ist ein Axiom der konfuzianischen Philosophie. Schwere Folter in der Untersuchung von Angeklagten anzuwenden, wurde 67 v. Chr. verboten (besteht aber noch immer). Ein Pavillon wurde 53 im kaiserlichen Garten errichtet und darin die Bildnisse der hervorragenden Staatsmänner aufgehangen. Auch um 627 n. Chr. ließ der Kaiser die Bildnisse von 24 Kronräten in einem seiner Paläste aufhängen.

Das alte Agrarsystem der gleichmäßigen Bodenverteilung (Neunfeldersystem) wurde 9 n. Chr. wieder eingeführt, desgleichen die Sklaverei abgeschafft (besteht aber auch heute noch fort). Mongolische Nomadenstämme wurden angesiedelt und ihnen, wenn sie seßhaft geworden, dieselben Rechte erteilt wie den Chinesen, ja die Möglichkeit geboten, in den chinesischen Staatsdienst zu treten. Ein Kanal wurde um 605 gebaut zwischen dem Gelbfluß und dem Yangtsze, allerdings zum Vergnügen des Kaisers, der seine Drachenschiffe durch 80,000 Mann fortbewegen ließ. An diesem Kanal bauten andere Dynastien weiter und 1291 wurde derselbe seiner ganzen Länge nach erneuert. Die Steuerrückstände wurden 821 erlassen und die Armee vermindert, um finanzielle Erleichterung zu verschaffen. Der Kaiser erleichterte die Lage des Volks, wo er konnte, 951—954. Den mit Vieh

aus Staatsmitteln Versorgten erließ er die hierfür fälligen Abgaben, den Pächtern von Staatsdomänen übergab er die Felder als Eigentum. Er erließ die jährlich dem Kaiser dargebrachten Geschenke, ließ sogar alle Pretiosen aus dem Palaste entfernen und zerschlagen. Auch die Unterthanen der Nachbarstaaten unterstützte er mit Feldfrüchten nach Mißernten. Sein Nachfolger, 955—960, ließ an allen öffentlichen Gebäuden die Statuen eines Feldarbeiters und einer Spinnerin errichten, um zu den Agrikulturarbeiten anzuspornen. Eigentümliche nationalökonomische Reformen suchte ein genialer und deshalb berüchtigter Minister um 1070 durchzuführen. Er zwang alle Grundbesitzer Staatsvorschüsse im Frühjahr zu nehmen und im Herbst nach der Ernte mit 20% Zinsen zurückzuzahlen. Allgemeine Wehrpflicht führte er wieder ein. Die Grundsteuer war in der langen Kriegszeit bedeutend erhöht worden, so daß der Kaiser 1296—1307 drei Zehntel davon erließ. Er unterstützte auch das Volk in Unglücksfällen freigebig. Steuern und Frondienst, beides bestand also wieder mit einander, erleichterte der Kaiser 1426. Derselbe unterzog auch den Strafkodex einer Revision und regulierte das System der öffentlichen Prüfungen. Das Rasieren des Vorderkopfes und Tragen des Zopfes wurde von 1644 an durch den ersten Mandschukaiser in China ein- und strenge durchgeführt.

Schon aus diesen flüchtigen Andeutungen ist ersichtlich, daß es in China nicht an guten Ansätzen fehlte. Die Neuerungen waren jedoch fast alle sporadisch, d. h. vereinzelt, nicht unterstützt von gleichmäßigem Fortschritt auf allen Gebieten. Manche Neuerung war schon deshalb nicht heilsam, weil nicht im Zusammenhang stehend mit dem Gesamtleben der Nation. Man ist in China zu sehr daran gewöhnt, das Bestehende als gut anzusehen, eben weil es besteht, und besonders wenn es lange bestanden hat. Fühlt man Mißstände, so führt man dieselben auf Abweichungen von den guten alten Einrichtungen zurück. Man sucht deshalb den Lauf der Geschichte etliche hundert Jahre, wenn nicht Jahrtausende, zurückzudrängen, ein Unternehmen, das schon oft versucht worden ist, aber sogar in China sich stets als eitel erwiesen hat.

XII. Zur chinesischen Litteraturgeschichte.

Die eigentümliche chinesische Schrift beruht auf etwa 100 ursprünglichen Zeichen, welche Figuren von so vielen Dingen darstellen. Diese einfachen Figuren wurden dann kombiniert, d. h. zwei oder mehr Figuren wurden zu einem Zeichen zusammengesetzt, das einen Begriff darstellte. Selbst damit konnte man jedoch noch keine Gedankenreihe in der Schrift wiedergeben. Man brachte darum den gesprochenen Laut, das phonetische Element, in der Schrift zum Ausdruck. Mit der phonetischen Schrift ist erst die

Möglichkeit einer Litteratur gegeben. Der Anfang der phonetischen Schrift in China kann nicht weit über 800 v. Chr. hinaufreichen, höchstens könnte man annehmen zu Anfang der Tschao-Periode, um 1100. Aufzeichnungen in der älteren Bilderschrift waren jedoch vielleicht seit mehr als 1000 Jahren früher auf Stein oder Metall ꝛc. vorhanden. Leider ist es jetzt noch nicht möglich, mit einiger Sicherheit über diese ältesten Denkmäler zu reden, weil die Überreste aus dem chinesischen Altertum noch nicht methodisch aufgesucht, resp. ausgegraben sind und die wenigen gelegentlichen Funde nur in notdürftig illustrierten Beschreibungen zugänglich sind. Es besteht kein Museum, woselbst man die Gegenstände selber sehen und mit andern vergleichen könnte.

Sehr zu bedauern ist, daß die Chinesen ihr Schriftsystem nie gründlich durchdacht haben. Anstatt, wie die Japaner, die Silben zu fixieren, oder, wie in alphabetischer Schrift, auf die Laute der Sprache zurückzugehen, überließ man die Lautbezeichnung dem Zufall. Man erhielt dadurch eine übergroße, nicht mehr zu bewältigende Anzahl von Schriftzeichen, welche sich jährlich mehrt. Von dieser Schrift wurde auch die Sprachentwicklung beeinflußt. Die Weiterbildung wurde gehemmt. Da jedes Sprachzeichen ein Wort darstellt, so wurden alle Wörter aus der ältesten Zeit festgehalten, neue Begriffe aber dem ersten beigefügt, dann wurden Begriffe abgetrennt und durch andere Zeichen dargestellt. Es bildeten sich auch feststehende Redensarten, bildliche Ausdrücke, Synonyme in verschiedenen Teilen des weiten Sprachgebiets u. dgl. Die Schrift blieb aber fürs Auge geschrieben, nicht fürs Gehör berechnet. Das Phonetische blieb dem Figürlichen untergeordnet. Für die Staatszwecke Chinas, von der primitiven Zeit herunter bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, war diese Schrift ein hinreichendes Mittel der Gedankenkommunikation. Man konnte in verständlicher Weise mitteilen, was man wünschte, unabhängig von den gesprochenen Sprachen und Dialekten des chinesischen Reiches und der Nachbarländer. Dieses war jedenfalls der Grund, daß keine der alphabetischen Schriften, welche nach China kamen, daselbst Verbreitung fand. Die Buddhisten brachten Sanskrit und Pali und übersetzten, aber ohne ein Alphabet aufzustellen für Translitteration von Namen und Wörtern, aus ihren heiligen Schriften ins Chinesische. Man begnügte sich, Silben durch einzelne chinesische Zeichen wiederzugeben und die Aussprache durch An- und Auslaut, d. h. durch zwei chinesische Zeichen zu bestimmen, ohne jedoch absolute Genauigkeit zu erreichen. Nach dem Sui-Katalog (circa 600 n. Chr.) gab es unter den 1950 buddhistischen Werken etliche, welche von Lautschrift handelten, aber es scheint, daß auch diese sich auf An- und Auslaut beschränkten, z. B. king = ki und ying. In Tibet wurde das Sanskritalphabet modifiziert für die tibetanische Schrift verwertet. Die Mongolen bildeten sich ihr Alphabet nach dem Uigurischen, in welchem das Syrische der Nestorianer verwendet ist. Die Mandschu

folgten den Mongolen mit wenig Änderung. Beide Völker schreiben aber perpendikulär (von oben nach unten), wahrscheinlich, weil das handlicher ist für den Pinsel und vielleicht auch zu Ehren des Chinesischen, die Zeilen aber folgen von rechts nach links. Die Nachbarstaaten, Korea und Japan im Osten, Siam und Birma im Westen, gebrauchten ebenfalls alphabetische Schrift (resp. Silbenschrift in Japan). Durch die Nestorianer war Syrisch, durch die Muhammedaner Arabisch, durch eine jüdische Kolonie Hebräisch nach China gedrungen, trotzdem blieb China bei seiner alten Schrift und behielt das Übergewicht bis zur Berührung mit den Westmächten. Jetzt ist diese Schrift ein Haupthindernis geistigen Fortschritts.

Die Litteratur in chinesischer Schrift ist sehr umfangreich, man könnte leicht über hunderttausend Bände zusammenbekommen. Gewöhnlich teilt man die Masse in vier Gruppen. 1. Die Klassiker oder heil. Schriften, nämlich der Konfuzianer. Das sind 13 Werke von ungleichem Umfang. Die Kommentare und Abhandlungen darüber füllen viele tausend Bände. Die Wörterbücher, deren es umfangreiche giebt, z. B. eins, das über 100 Bände umfaßt, werden auch hier eingereiht. 2. Geschichtswerke. Diese Gruppe ist sehr reichhaltig, gewöhnlich in 15 Abteilungen geteilt. Geographie, Biographie, Staatshandbücher und Altertumskunde ist hier mit eingeschlossen. In diesen Bänden ist viel wertvolles Material enthalten für Ortsbeschreibung, Produktion, Naturereignisse, Geschichte fast jeder bedeutenden Stadt, Klosters, Mannes, der Urbevölkerung, der umwohnenden Stämme und mancher Nachbarstaaten. 3. Philosophen. Der chinesische Ausdruck entspricht jedoch nicht unserem Begriff. Wissenschaften, soweit man im Chinesischen davon reden kann, sind hier mit eingeschlossen, auch die Künste. Man findet also Schriften über Militärwesen, Agrikultur, Medizin, Jura, Malerei, Musik, aber auch Encyklopädien, Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus. Vom Konfuzianismus sind hier nur Werke über Moral und Staatsweisheit aufgenommen, während vom Taoismus und Buddhismus auch deren heilige Schriften eingereiht sind. Die heiligen Schriften des Buddhismus füllen mehrere Hundert Bände, die gesamte buddhistische Litteratur mehrere Tausend, die taoistische Litteratur steht wohl an Zahl nicht viel zurück. 4. Die schöne Litteratur, Poesien und Aufsätze rc. ist noch am wenigsten bekannt. Ausgeschlossen davon sind Dramen und Novellen, sowie andere Tageslitteratur, welche verächtlich behandelt wird. Aufnahme findet nur, was politischen und moralischen Inhalts ist, nicht das rein Ästhetische. Diese gesamte Litteratur zeichnet sich deshalb aus durch einen guten moralischen Sinn und Geist, womit nicht behauptet ist, daß der moralische Standpunkt, sowie das Ideal überall das höchste ist. Der Ideengehalt ist am tiefsten in den taoistischen, klassischen Werken. Die übrige Litteratur bietet manche gute Beobachtungen über die Natur und das

Menschenleben, besonders über den Verkehr der Menschen unter einander, in den sozialen Zusammenhängen und im staatlichen Organismus. Die tieferen Fragen der menschlichen Natur werden kaum berührt. Nicht das Ewige, sondern das Zeitliche und dieses wieder in seiner ausschließlich chinesisch staatlichen Erscheinung beherrscht das Denken der zahllosen chinesischen Autoren. Die Einwirkung der Litteratur des Westens macht sich schon in den neuesten Publikationen bemerkbar. Der christliche Sinn und Geist, der ja schon im Semitischen und Arischen, sowie im Hamitischen (ägyptisch) seine siegreiche Kraft bewährt hat, wird sich auch im Chinesischen als Schöpfer eines neuen Lebens beweisen. Diese Wirkung steht jetzt in ihren Anfängen.

XIII. Der Taoismus.

Man nennt gewöhnlich Laotsz als Stifter. Das ist jedoch nur wahr in demselben Sinne als Konfuzius der Stifter des Konfuzianismus ist. Man sollte sagen, daß Laotsz der Hauptvertreter (oder Organisator?) des Taoismus sei. Der Taoismus faßt in sich die Urreligion Chinas und alle Richtungen des altchinesischen Geisteslebens, welche im Konfuzianismus kein Unterkommen fanden. Dahin gehören besonders die verschiedenen naturphilosophischen Versuche und im Zusammenhange damit der Glaube an die Möglichkeit der Überwindung des Todes durch Beihilfe des Unsterblichkeitstrankes. Der Mensch geht darauf mit Leib und Seele ins ewige Leben ein, lebt ein höheres Dasein, erhaben über die Gesetze der Materie, in schönen Grotten, auf den heiligen Bergen, oder auf den Inseln der Seligen u. s. w. Es ist merkwürdig, daß ein solcher Glaube, der entfernte Verwandtschaft hat mit dem christlichen Auferstehungsglauben, unter den nüchternen Chinesen von der ältesten bis in die neueste Zeit Anklang finden konnte. Man erwähnt Tausende von Personen, welche diesen Zustand der Unsterblichkeit erreicht haben sollen mit Namen, und von vielen wird die Lebensgeschichte erzählt. Es wird sogar behauptet, daß über Hunderttausend dieses Ziel erreicht hätten. Der berüchtigte Kaiser, welcher 220 v. Chr. die konfuzianischen Bücher verbrennen ließ, war dem Taoismus ergeben. Er ließ 217 einen taoistischen Gelehrten mit etlichen Tausend Kindern beiderlei Geschlechts übers Meer nach Osten fahren, die drei Berge (Inseln) der Religion aufzusuchen. Auch Goldmachen, Zauberei und Magie wurden schon frühe im Taoismus geübt. So überredete ein Adept um 133 v. Chr. den Kaiser, aus Zinnober Gold, aus Schnee Silber machen zu können. Dieser Alchimist starb auf einer Reise nach den Inseln der Religion. Als der Kaiser später seinen Sarg öffnen ließ, befanden sich nur dessen Kleider darin. Der Aufstand der Gelbmützen 184 n. Chr. war taoistischen Ursprungs. Die blutigen Wirren dauerten fort, bis 224 ein neues Herrscherhaus auf den Thron kam. Kung Ming, der Hauptheld der Kriegsgeschichte

jener Zeit, war ein taoistischer Zauberer. Ein geköpfter General derselben Periode wurde zuerst vom Taoismus zum Kriegsgott erhoben, aber Buddhismus und Konfuzianismus wetteiferten bald in dessen Anbetung. Er ist jetzt der Nationalgott der Chinesen. Im Jahre 446 ließ ein dem Taoismus ergebener Kaiser viele Buddhistenpriester töten und ihre Tempel und Klöster zerstören. Zwischen 550 und 560 wollte der Kaiser des Tshi-Staates den Buddhismus und Taoismus mit einander vereinigen. Er ließ 4 Taoisten hinrichten, weil sie sich weigerten, die Tonsur anzunehmen und Buddha anzubeten. Damit ging die Union durch. Ein Kaiser der Tschao 561—578 verbot sowohl Taoismus als Buddhismus. Er ließ sowohl die Bücher als Bilder zerstören und zwang deren Bekenner zum Abfall. Ein Zwangsunionsversuch wurde wieder 1119 gemacht.

Im Jahr 666 erhielt Laotsz den Titel „erhabener und tiefer Kaiser" und göttliche Verehrung. 674 wurde auf kaiserlichen Befehl das älteste taoistische heilige Buch als Textbuch in die Schulen und für die Prüfungen eingeführt. 824 starb der Kaiser am Lebenselixir, ebenso der Kaiser 846. Letzterer gründete zwei hohe Staatsämter für die Taoisten. 859 wurde schon wieder ein Kaiser an den Folgen des Elixirs hingerafft. Ein Kaiser der Sung 998—1022 ergab sich allem taoistischen Aberglauben. Seither hat der Taoismus wenig Einfluß auf den Kaiserhof ausgeübt. Der erste Mongolenkaiser Kublai Khan, ließ nach seinem verunglückten Krieg gegen Japan alle Bücher der Taoisten, mit Ausnahme des Taotz-Kanons, auf Anstiften der Lamapriester verbrennen, etwa um 1282. Um 1403 ließ der Kaiser alle Bücher der Taoisten, welche vom Unsterblichkeitstrank handelten, verbrennen. Aber von 1488 ab beschäftigte sich der Kaiser wieder mit Herstellung des Elixirs. Um 1540 sandte der Kaiser in alle Provinzen nach diesem Ewigkeitsmittel.

Der **taoistische Papst** erfreut sich noch heute derselben Würde, die sein erster Vorgänger im Jahre 423 n. Chr. vom Kaiser mit dem Titel „Himmels-Präceptor" erhielt. Diese Würde blieb seither erblich in der Familie. Man nimmt an, daß dieser Papst Oberherr sei über die Götter und Geister, welche im Reiche angebetet werden, daß er sie auf kaiserlichen — nicht Gottes! — Befehl einsetzt und absetzt, befördert und degradiert. Er giebt den Göttern eine Audienz am ersten jeden Monats, wozu alle vom Himmel, aus der Unterwelt, dem Meer ꝛc. herbeikommen. Er ist im Besitze des Zauberschwerts, womit er böse Dämonen bezwingt und sie in irdene Krüge verschließt. Er regiert als Stellvertreter des Jaspis-Gottes auf Erden. Die Taoistenklöster erhalten auch ihre Licenz von ihm. Die Taoistenpriester dürfen verheiratet sein. Sie sind besonders bekannt als Exorzisten und Verfertiger von Zaubermitteln, Amuletten, auch von Medizinen.

Der **taoistische Götzendienst** ist wenig verschieden vom buddhistischen.

Eine Trimurtia steht an der Spitze des Pantheons, dann kommt der Jaspisgott. Er wurde erst im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch den Kaiser zum höchsten Gott unter den Göttern erhoben. Unter ihm stehen die vielen Sterngötter, der 28 Sternbilder, der 60 Cyclussterne, der 129 glück- oder unglück-bringenden Sterne, dann die Götter der 5 Elemente, der Naturerscheinungen, der Krankheiten, der Medizin, der Tiergötter, wie Fuchs, Tiger, Drache u. s. w., der Litteratur, besonders auch die unzähligen Lokalgottheiten, an deren Spitze die Stadtgottheiten stehen. Die religiöse Gemeinschaft der Taoisten ist ausschließlich klösterlich. Aufs Volk wirkt der Taoismus durch seinen Götzendienst, Exorzismus und besonders durch Orakel. Gepredigt wird nicht. Belehrung geschieht schriftlich.

Die älteren heiligen Schriften des Taoismus gehören zum tiefsten, was die chinesische Litteratur besitzt. Es erscheinen immer wieder neue Kommentare. Leider fehlt es noch sehr an gründlichen kritischen Ausgaben, die Texte haben im Laufe der Zeit nicht unbeträchtlich gelitten. Von neueren taoistischen Produktionen sind besonders zwei populär durch moralischen Inhalt und durch Betonung der Vergeltungslehre, teilweise mit abschreckenden Ausmalungen der Höllenstrafen.

Überblickt man die Geschichte des Taoismus in der Vergangenheit, so kann man kein günstiges Prognostikum für die Zukunft stellen. Die innere Entwicklung ging aus der Fülle in die Leere, aus dem Lichte der Wahrheit ins Dunkel des Aberglaubens. Auch die Machtstellung der taoistischen Päpste blieb ohne Resultat. Obschon dieselben nahezu 1500 Jahre ihre Würde bekleiden, berichtet die chinesische Geschichte von keinem dieser Häupter des Taoismus, daß er einem kaiserlichen Wüstling strafend entgegengetreten sei, noch daß er einen wilden Rebellen vom blutigen Unternehmen bekehrt habe zu friedlicher Genügsamkeit. Da sind die römischen Päpste wie auch die byzantinischen Patriarchen doch ganz andere Faktoren in der Geschichte.

XIV. Der Konfuzianismus.

Obschon dieser seine Wurzeln ebenfalls im chinesischen Altertum hat, ist er doch wesentlich eine Reaktion gegen die damals, im 6. Jahrhundert v. Chr., herrschende Religion und Moral, also eine Reformbestrebung. Das Verhältnis ist sehr ähnlich dem des Protestantismus zum Katholicismus. Konfuzius wollte nichts Neues, sondern das Alte in humaner Reinheit. Er war durchaus nicht antireligiös. Einige Aussprüche werden von bücherschreibenden Ausländern viel zu häufig mißbraucht. Darüber, was man unter Konfuzianismus zu verstehen hat, entscheiden mit unwidersprechlicher Gewißheit die heiligen Schriften des Konfuzianismus. Man bezeichnet dieselben gewöhnlich als die chinesischen Klassiker. Es sind deren dreizehn. Davon sind acht ins Englische übersetzt, zwei weitere (Chow li und J li) ins

Französische und drei wären noch zu übersetzen. Man findet in diesen 13 Klassikern bereits ein sehr verzweigtes System religiöser Gebräuche, auch etliche Versuche theoretischer Erklärung, aber allerdings kein dogmatisches, noch weniger ein wissenschaftliches System. Man unterschied schon frühe drei Gruppen von Gottheiten, solche des Himmels, der Erde und der Menschen. Außerdem war der Ahnenkultus sehr ausgebildet. Opfer mancherlei Art wurden zu den festgesetzten Zeiten nach genau vorgeschriebenem Ritus dargebracht. Orakel wurden gefragt vor jedem Unternehmen, selbst den geringfügig scheinenden. Das häusliche wie das öffentliche Leben war und ist bis heute durchwoben von religiösen Gebräuchen. Jeder der 13 Klassiker ist ein Beleg dafür, aber in besonderer Fülle tritt das Gesagte in den drei Werken über Riten (li) zu Tage, ferner in den drei Erläuterungen (chüen) zum Frühling—Herbst (Annalen von Lu), besonders von Tso. Allerdings legte Konfuzius und seine Schule viel Nachdruck auf Moral, doch Laotsz und seine Schule nicht minder. Man übersieht häufig, daß nicht das das Unterscheidende des Konfuzianismus vom chinesischen Altertum war, die Moral gegen die Religion zu stellen, sondern die Moral der Aktivität, der Handlung zu betonen gegenüber der des Gehenlassens, der Passivität, resp. des Indifferentismus. Weiter machte der Konfuzianismus Front gegen den Sensualismus und gegen den Vulgär-Eudämonismus in der Politik. Der Konfuzianismus geht von den edlen Anlagen der Menschennatur aus, welche er zur Herrschaft bringen will im persönlichen Leben, in der Familie und im Staat. Das Prinzip der Autorität, also der Wille, nicht die Naturnotwendigkeit beherrscht die Moral und Politik des Konfuzianismus. Allerdings ist dieser Wille nicht der eigne Wille oder Freiheit, sondern die Geltung des Willens von Mitmenschen, von Vorgesetzten, also Subordination, Unterordnung des eignen Willens. In der Familie gilt der Vater, in der Gemeinde (Dorf 2c.) das Alter, im Staate der Kaiser, über alle das Altertum, besonders dessen gegenwärtige Stimme in den Klassikern oder heiligen Schriften.

Im Konfuzianismus wie im Taoismus sind Religion, Moral und Politik innig verschlungen, von Physik ist kaum die Rede, sie ist jedenfalls jenen drei Gebieten ganz untergeordnet. Dadurch, daß Konfuzius die alte Litteratur sammelte und seiner Schule zu Textbüchern überlieferte, half er seiner Sache zum Siege. Es vergingen allerdings noch Jahrhunderte, bis die Herrschaft schließlich errungen war, aber der nationale Gedanke, der sich in seiner Schule verkörperte, brach sich unwiderstehlich Bahn. Erst wurde der alte Rivale Taoismus überwunden, in langem Ringen, wobei der Konfuzianismus auch noch manche Veränderung durch die geniale Regsamkeit und eindringende Gegenwirkung des Taoismus erfuhr. Noch während dieses Kampfes erschien auch schon der andere große Rivale, der Buddhismus,

von Indien her. Gegen diesen behauptete der Konfuzianismus ebenfalls siegreich das Feld, aber nicht ohne weitere Umgestaltung zu erfahren. Es sind also zu unterscheiden der Konfuzianismus 1. der Klassiker, 2. der taoistisch veränderte, 3. der buddhistisch beeinflußte und 4. eine modern kritische Richtung durch Einwirkung des Westens.

Die erste Periode ist die der Originalproduktion in klassischer Form, ethisch und ritualistisch zugleich. Die zweite Periode ist exegetisch. Der Geisterdienst ist aber schon entartet zum Götzendienst, den Riten wird teilweise eine magische Bedeutung zugeschrieben. Dualismus und Elementenlehre werden ausgebildet. Das Schicksal oder Fatum wird stärker betont, darum erlangt Astrologie und Wahrsagekunst größeren Einfluß. Wundersucht erstickt jede kritische Regung. Die dritte Periode ist metaphysisch, besonders naturphilosophisch, denn alles wird aus Urkraft und Urmaterie abgeleitet. Betrachtung und Erforschung der Natur und ihrer stets wirkenden Gesetze wird vernachlässigt, darum wird das Studium immer mehr zur antiquarischen Gelehrsamkeit und Phrase. Die Exegese steht im Dienst der Theorie. In neuester Zeit sucht man grammatisch-exegetisch zu verfahren. Damit in Verbindung steht ein Anfang von Textkritik. Realkritik ist nicht ganz abwesend, aber noch sehr vereinzelt.

Was dem Konfuzianismus in China zur Herrschaft verhalf, ist unstreitig sein Verdienst um die Klassiker. Diese enthalten das Beste, was der chinesische Geist hervorgebracht hat, sind also der entsprechendste Ausdruck des chinesischen Ideals. Das heißt mit andern Worten, der Gedanke des Chinesentums findet sich verkörpert in den Klassikern und hat seine reinste persönliche Gestaltung in Konfuzius. Was die Klassiker auszeichnet vor andern Produkten chinesischer Zeitgenossen, ist die Erkenntnis des rein Menschlichen im Zusammenhang mit dem Staatsganzen. Die älteren taoistischen Werke sind vielfach tiefer und geistreicher, aber oft einseitig individualistisch an Skepticismus streifend, oder auch sozialistisch, den Staat nur als Organismus anerkennend für materielle Wohlfahrt, nicht in erster Linie als Pfleger aller ethischen und intellektuellen Anlagen, sowie überhaupt aller Güter des menschlichen Lebens, der idealen nicht minder als der materiellen. In seiner Moral schwankt der Taoismus zwischen den Extremen sensualistischen Epikuräertums und asketischen Einsiedlerwesens. Die chinesischen Klassiker sind also durchaus nicht zu unterschätzen in ihrem Wert für China. Der Konfuzianismus predigt eine moralische Weltordnung, welche der einzelne nicht ungestraft durchbricht, ethische Selbstvervollkommnung, worin der Weise sein Glück allein findet. Das war stets ein Antrieb zum Kampf mit den Versuchungen der Sinnlichkeit. Leider bot der Konfuzianismus nicht auch die Kraft zur Überwindung, darum zeigt die Geschichte Chinas ein Bild des Niedergangs, nicht des Aufschwungs. Der

Taoismus versenkt sich in den Gang der Natur, faßt auch den Geist als Natur, aber als reinste und feinste (ätherisch). Er will die Materie in den Geist erheben mit ethischen Mitteln, aber teilweise auch mit sinnlichen. Leider hat es der Taoismus weder zu gesunder Naturwissenschaft noch zu erhebender Geisteswissenschaft gebracht. Er führte jedoch seine Naturphilosophie, seine Dualkräfte, Elementenlehre, Zahlenmystik 2c. in den Konfuzianismus ein. Auf die Politik hat er teilweise günstig gewirkt durch seine Betonung des Naturlaufs und der persönlichen Freiheit.

Der Buddhismus predigt die Eitelkeit der Welt. Seine Moral hat weniger positiven Gehalt als die konfuzische, aber er wirkte auf den Konfuzianismus einerseits durch die Bedeutung der Meditation, also geistiger Betrachtung gegenüber der That, d. h. Abkehr des Geistes von der Außenwelt. Weiter imponiert in noch höherem Grad seine konsequente Vergeltungstheorie nach dem Tod. Der Tod ist nur eine Durchgangspforte in eine andere Form des Lebens. Sonst wirkt der Buddhismus zersetzend auf den Staat, konnte deshalb auf die praktischen Staatsmänner Chinas keinen Eindruck machen. Weiteres siehe unter XVI. Die regierenden Kreise Chinas erkannten im Laufe der Jahrhunderte auch immer deutlicher die Bedeutung ihrer Klassiker und ihres Konfuzius. Die Klassiker wurden die Textbücher in den Schulen und für die Staatsexamina. Jedermann, der eine Stellung im Staatsdienste hat, oder als Lehrer thätig ist, oder sich darauf vorbereitet, kennt den Inhalt der Klassiker (doch nicht aller 13) auswendig, dazu auch die autorisierten Erklärungen. Solcher Leute giebt es etliche Millionen in den Provinzen Chinas. Noch zahlreicher sind solche Personen, welche, ohne ihre klassischen Studien zu vollenden, einen Beruf des Erwerbslebens ergriffen haben aber doch etliche der Klassiker auswendig wissen. Dagegen ist eingehende Bekanntschaft mit den taoistischen und buddhistischen heiligen Schriften eine große Seltenheit selbst in den betreffenden Klöstern. Unter 1000 Kennern der konfuzianischen Schriften ist ferner kaum einer zu finden, welcher Buddhismus studiert hätte, mit dem Taoismus ist man dagegen besser bekannt, da dessen Hauptwerke der Nationallitteratur angehören. Die populären Ermahnungsschriften des Buddhismus sind am weitesten verbreitet und nicht ohne Wirkung auf die Massen. Immerhin kann es keine Frage sein, daß der Konfuzianismus und nicht der Buddhismus dem chinesischen Geist seinen Stempel aufgeprägt hat. Dieses war möglich, da der Konfuzianismus selber die kräftigste Ausgeburt dieses Geistes ist. Man mag Mongolen und Tibetaner, Siamesen und Birmaner mit Recht Buddhisten nennen, die Chinesen sind Konfuzianer, trotz des buddhistischen Flitters, der ihnen anhängt und der manchen europäischen Gelehrten die Augen geblendet hat.

Seit China im Wechselverkehr steht mit den übrigen Staaten der Welt, muß natürlich das Chinesentum, resp. der Konfuzianismus sich messen

und wird gemessen mit dem Christentum und dessen verschiedenartigen Ausprägungen. Darüber siehe die Abschnitte XVIII—XX.

XV. Der Tempel des Konfuzius.

Charakteristisch für den Grad der Verehrung des Konfuzianismus in China ist die Geschichte des dem Konfuzius geweihten Tempels. Merkwürdig ist, daß kein Kaiser der Tschao-Dynastie den Konfuzius der Beachtung wert hielt, trotzdem Konfuzius es sich angelegen sein ließ, die gesunkene Kaisermacht wieder zu befestigen. Erst der Gründer der Han-Dynastie besuchte 195 v. Chr. das Grab des Konfuzius, der 481 gestorben war, also fast 300 Jahre nach dessen Tod. 50 Jahre später wurde der erste Tempel im Geburtsort des Konfuzius errichtet. Im Jahre 1 n. Chr. ließ der Kaiser einen Tempel bauen, worin dem Konfuzius und dem Herzog von Tschao Opfer dargebracht wurden. Im Jahre 72 opferte der Kaiser dem Konfuzius und seinen 72 Schülern. Etwas später unter demselben Kaiser fand die Feier unter Musikbegleitung statt. Im Jahre 178 wurde ein Bildnis statt der Namenstafel aufgestellt. Blutige Opfer wurden dem Konfuzius 267 in der kaiserlichen Akademie und in seinem Geburtsort vieteljährlich dargebracht. 472 erschien ein Edikt, worin es den Frauen verboten wurde, im Tempel des Konfuzius um Kinder zu beten. Um 480 wurde in der Hauptstadt ein Tempel errichtet. Im Teilstaat Nord-Tshi wurde in jeder Regierungsstadt ein Tempel errichtet und seine Lieblingsschüler mit Konfuzius verehrt. Im Jahre 624 wurde Konfuzius zum Genossen des Herzogs von Tschao gemacht. Einige Jahre später wurden Tempel befohlen in jeder Präfektur und Kreisstadt, auch 22 Ehrwürdige kanonisiert zur Teilnahme an den Opfern. Im Jahre 712 wurde noch ein anderer Schüler zum Genossen erhoben. Einige Jahre darauf wurde die Klasse der 10 Weisen im Tempel eingeführt. Thonfiguren wurden 960 statt der hölzernen gebraucht. Mencius wurde 1084 als dritter Genosse beigefügt. Im Jahre 1267 wurden die vier Genossen bestimmt, wie dieselben noch heute in den Tempeln fortbestehen (der Enkel des Konfuzius ist der vierte). Ein Tempel wurde dem Konfuzius in Peking 1306 gebaut. Die Opfer wurden 1368 halbjährlich festgesetzt, und zwei Seitenhallen wurden jedem Tempel beigefügt für die Altäre der Schüler. Im Jahre 1530 wurde eine allgemeine Revision des Tempels vorgenommen, auch Holztafeln mit Namen wieder für die Thonbilder eingeführt. Der Kaiser verordnete 1645, daß der oberste Civilmandarin an jedem Orte die Feier leiten solle. Kanghi befahl auch den Militärmandarinen teilzunehmen. Er erhob auch Chu Hi unter die Weisen, später wurde noch einer beigefügt, die Zahl auf 12 gebracht. Die Ordnung wurde seither noch mehrere Male verändert. Der Tempel enthält jetzt außer Konfuzius die vier Genossen.

Sie sind gewissermaßen seine spezielle Tischgesellschaft, alle vier stehen im Range von Heiligen oder Makellosen. Dann folgen die 12 Weisen; es sind das anerkannt tüchtige Konfuzianer. Dann kommen die 79 Ehrwürdigen. Darunter sind viele, von welchen nur die Namen bekannt sind, über ihren Charakter und ihre Leistungen dagegen schweigt die Geschichte. Die 66 Mustergelehrten stehen zuletzt. Das sind zusammen 161 Namen. Mit dem Tempel in Verbindung steht, entweder hinten oder auf der Ostseite, eine Ahnenhalle für Konfuzius Vater seit 1008. Seine Vorfahren sind dort bis zur fünften Generation aufwärts aufgestellt seit 1724. Die Väter der vier Genossen und der fünf Begründer der Sungphilosophie sind auch da zu finden seit 1437 und ein Halbbruder des Konfuzius seit 1857. Dieses sind 15 Personen mit den obigen 161 zusammen 176 Mitgenossen der Ehren des Konfuzius und Teilhaber an den Opferfestlichkeiten in den circa 2000 Tempeln, welche dem Konfuzius in China geweiht sind. Daß aber auch diese Ehre eitel ist, haben manche Tafeln erfahren müssen, die für immer entfernt wurden, andere wurden auf Jahre oder Jahrzehnte entfernt, dann wieder aufgenommen, andere wurden erhöht oder erniedrigt.

Die Nachkommen des Konfuzius wurden auch vom Kaiser geehrt. Das Familienhaupt hat den Rang eines Herzogs erblich. Die Gesamtzahl der Nachkommen beläuft sich auf Tausende. Sie sind die Wächter des Grabes ihres Ahnherrn und seines Tempels an seinem Geburtsort. In der Nähe des Grabes von Konfuzius sind die Gräber der Häupter seiner Stammlinie, über 70 Generationen, ein Friedhof einzig in seiner Art. Dieser Kultus hat für den oberflächlichen Betrachter etwas Imponierendes. Wenn wir aber fragen, welchen Einfluß hat diese älteste Adelsfamilie auf die Geschicke Chinas ausgeübt? so suchen wir vergebens in der chinesischen Geschichte danach, aus dem einfachen Grunde, weil nichts darüber zu sagen ist. Wächter des Grabes, der Modergebeine, aber nicht des Geistes und der Sittenstrenge des Meisters sind diese Herzoge der Kung-Familie gewesen durch die Jahrhunderte und sind es noch. Wohl gab es einige Gelehrte von Bedeutung unter ihnen, aber keiner erhob eine Prophetenstimme in sittenverderbter Zeit, um dem Ruin seines Volkes zu wehren, keiner trat auf als Helfer der Armen und Unterdrückten in Zeiten der Tyrannei, keiner predigte die ideale Berufung der Nation, wenn China zertreten war unter den Füßen der kriegerischen Barbarenvölker. Wenn irgendwo zeigt sich in dieser Nachkommenschaft am Grabe des Konfuzius, daß der Konfuzianismus erstorben ist; er gehört der Vergangenheit an, ist nicht mehr eine Lebenskraft der Gegenwart.

XVI. Der Buddhismus.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß China schon in den ältesten Zeiten, wahrscheinlich schon in der prähistorischen Periode, vom Auslande

mancherlei Gutes empfangen hat. Die astronomischen Bezeichnungen für die Planeten, Monate, die Cyklusbestandteile, zwölf Namen und zehn, die Schriftzeichen dafür, die Zahlzeichen u. dgl., die Seidengewinnung, die Haustiere, Metallarbeit u. s. w. werden schon im ältesten Altertum als bekannt vorausgesetzt und mythologischen Herrschern zugeschrieben. Jedenfalls ist es beachtenswert, daß alles Gute von einem Kaiser herstammt oder auf kaiserlichen Befehl von einem Minister. Der Überlandweg von China zu den Kulturländern des Westens konnte wohl nur durch Turkestan nach Persien und von da nach Indien führen. Vielleicht auch von Persien nach Chaldäa und Arabien, möglicherweise von da weiter nach Ägypten. Aber Sicheres über diese urältesten Beziehungen ist bis jetzt nicht bekannt. Dasselbe gilt vom Seeweg durch die Straße von Malaka nach Indien und weiter ins Arabische und Persische Meer. Ob buddhistische Missionare schon im 3. Jahrhundert v. Chr. von Indien nach China kamen, ist ebenfalls fraglich. Dreihundert Jahre später erlangte jedoch der Buddhismus die kaiserliche Gunst und damit allmählich weite Verbreitung im Reich und darüber hinaus. Im Jahr 335 erhielten chinesische Unterthanen die Erlaubnis, Mönchsgelübde auf sich zu nehmen. Der Mönch Fa Hien machte 399 eine Reise nach Indien und kehrte 414 zurück. Sein Reisebericht ist mehrfach übersetzt. Auf ein Edikt des Kaisers wurden 426 die Götzen und Bücher der Buddhisten zerstört, auch viele Priester getötet. Erst 451 wurde Erlaubnis erteilt, in jeder Stadt einen Tempel zu errichten und 40—50 Priestern, mit jedem in Verbindung zu stehen. Der erste Kaiser, der den Buddhismus selber annahm, war Hien Wen, welcher 466—471 einen Teil Chinas regierte und blutige Kriege führte. Er ließ 467 eine 43 Fuß hohe Buddha-Statue anfertigen, dazu wurden 100 Zentner Bronze und 6 Zentner Gold verwendet. Er dankte bald ab zu Gunsten seines 5 jährigen Sohnes, um sich ganz dem Buddhismus zu widmen. Dessen ungeachtet ließ er den Günstling seiner Gemahlin umbringen, wofür diese ihn vergiftete. Zu Anfang des 6. Jahrhunderts gab es über 3000 Buddhisten aus Indien in China. Sie fanden gute Aufnahme. Mehrere Priester wurden 515 hingerichtet, weil sie angeblich Zauberei trieben. Im Jahre 518 ging ein Priester nach Indien, um Bücher zu sammeln und brachte 175 buddhistische Werke zurück. Kaiser Wu der Liang-Dynastie wurde 527 Mönch. Er beherrschte nur einen Teil Chinas und erlitt, von einem Rebellen im Palaste eingeschlossen, den Hungertod. Die Kaiserin-Mutter vergiftete 528 ihren Sohn, den regierenden Kaiser, weil er ihr unzüchtiges Leben tadelte. Sie war trotzdem eine eifrige Buddhistin, hatte auch eine mehrere hundert Fuß hohe Pagode errichten lassen. Auch Kaiser Wu der Tschen-Dynastie, 557—559, war ein Buddhist, was ihn nicht hinderte, den 16 jährigen Kaiser, der zu seinen Gunsten abgedankt

hatte, hinrichten zu lassen. Der berühmte Mönch Hientsung begann seine Reise nach Indien 629. Er brachte von da 657 Werke zurück. Dann übersetzte er mit 12 Mönchen, während 9 andere revidierten. Zu der Zeit gab es 3716 Klöster in China. Die heiligen Schriften wurden 684 in einer Sammlung vereinigt. 12,000 Priester wurden 714 gezwungen in die Welt zurückzukehren, auch wurde das Schreiben von Büchern sowie die Verfertigung von Götzen und Tempeln verboten. Ein Kaiser der großen Thang-Dynastie, 763—780, erklärte in einer Aula die buddhistischen Schriften vor Hunderten von Zuhörern. Er verlieh einem Priester den Fürstentitel. Zu seiner Zeit drangen die Tibetaner ins Reich und verbrannten den Kaiserpalast. Etwas später, 806—820, begünstigte ein Kaiser erst den Buddhismus, besonders den Reliquiendienst, 819 wurde ein Buddhaknochen mit großer Feierlichkeit empfangen. Dann begünstigte derselbe noch mehr den Taoismus, wurde aber zuletzt seiner Mordlust wegen von den Eunuchen hinweggeräumt. Der Kaiser, welcher 841—846 regierte, ging aus Abneigung gegen den Buddhismus zum Taoismus über. Er befahl 845 den Mönchen, das Haar wachsen zu lassen d. h. also wohl die Rückkehr in die Welt. Es gab damals 44,660 Tempel und Klöster, welche eingezogen resp. zerstört wurden, damit waren verbunden 260,500 Mönche und Nonnen und 150,000 Sklaven. 3000 Nestorianer-Mönche teilten dasselbe Schicksal. Sein Nachfolger restituierte den Buddhismus, verbot aber 852 doch den chinesischen Unterthanen, in ein Kloster zu gehen. 860—873 beschenkte der Kaiser die Mönche reichlich, schrieb selber heilige Bücher ab und ließ eine Reliquie des Buddha aus einem entfernten Kloster herbeiholen. Seit 915 befindet sich die Insel Puto südlich von Ningpo als kaiserliches Geschenk im Besitz der Buddhisten, der Tientai-Berg, ebenfalls in der Chekiang-Provinz, schon seit dem 4. Jahrhundert. Beide sind mit Klöstern übersät und berühmte Wallfahrtsorte. Der Kaiser von 955—960 ließ die bronzenen buddhistischen Götzenbilder einschmelzen und daraus Münzen prägen. Über 30,000 Tempel wurden eingezogen, auch allen Mönchen Selbstverstümmelung und Selbstpeinigung verboten. 965 brachte ein Mönch 40 Bände buddhistischer Bücher, die auf Palmblätter geschrieben waren. Von 1055—1101 herrschte bei den Liao (Nordreich) ein eifriger Beförderer des Buddhismus, der große Summen dafür ausgab. Unter den Mongolenkaisern wurde der Buddhismus besonders begünstigt. Es gab zu dieser Zeit 42,318 Tempel und Klöster und 213,148 Mönche innerhalb der Grenzen des Reichs. Die Zahl der Abschnitte (kuen) der heiligen Bücher wurde von 4271 auf 4661 erhöht. Ein Priester wurde 1260 zum Oberhaupt aller Lama und kaiserlichen Ratgeber ernannt. Damit wurde der Lamaismus in China eingeführt. Die Übersetzung der buddhistischen Schriften aus dem Tibetanischen

und Sanskrit ins Mongolische mit Uigurschrift wurde 1294 beendet. Eine weitere Übersetzung geschah 1324. Unter der Regierung von 1308—1311 erging der kaiserliche Befehl, daß jedem, der einen Lama schlage, die Hand abgehauen, wer einen beschimpfe, die Zunge ausgeschnitten werden solle. 1324 hatten die Mönche die Befugnis, Postpferde zu requirieren, welche das Volk liefern mußte und Mundvorrat dazu. Die Mönche führten zur Zeit ein sittenloses Leben und hatten großen Einfluß bei den Prinzessinnen. 1329—1332 wurde der Großlama mit den größten Ehren im Kaiserpalast empfangen, die Höflinge mußten ihm auf den Knieen dienen. Die heiligen Schriften wurden 1290 mit goldenen Lettern geschrieben, wozu 3200 Unzen Gold verwendet wurden. Eine neue Ausgabe von 1317 enthielt 3900 Unzen Gold in den Schriftzeichen. Um diese Zeit wurden auch reiche Geschenke an die Klöster gemacht. Im Jahre 1330 schickte der Kaiser 2000 Unzen Gold zu Abschriften der heiligen Schriften. 1332 wurden auf kaiserlichen Befehl umfangreiche buddhistische Werke in uigurischer Schrift mit Gold geschrieben. 1403 wurden 1800 Mönche, die vor dem 40. Jahre eingetreten waren, aus den Klöstern genommen. Fünf eherne Glocken, jede 120,000 Pfund schwer, wanderten in die Münze. 1450 wurde verboten, daß mehr als 60 Acker Land (6000 □ Fuß) einem Tempel zugehörten. Die beiden Kaiser von 1465—1487 und 1488—1505 waren eifrige Anhänger des Buddhismus. Auch der von 1522—1566, welcher zugleich dem Taoismus anhing und den Konfuzius degradierte. Die Zahl der Mönche belief sich auf 530,000.

Schun tschi, der erste Kaiser der Mandschu-Dynastie, schor sich das Haupt nach dem Tode seiner Lieblingsfrau 1661. Der Oberlama von Tibet hatte den Kaiser schon 1653 besucht, der ihm den Titel Dalai-Lama d. i. Ocean-Lama gab, weil seine Einsicht tief und unergründlich sei wie der Ocean. Wann der regierende Kaiser von China den Titel „Buddha der Gegenwart“ annahm, ist mir nicht bekannt. Dadurch erhält der Kaiser die Obergewalt über den Dalai-Lama, nicht nur im Leben, sondern auch nach dessen Tode, da er ihm die Neugeburt in einem Kinde zu verbieten vermag, was man gedruckt lesen kann in der Peking Gazette 1877. Die 16 Moralsätze des Kanghi, sowie die Erläuterungen durch seinen Nachfolger und andere sprechen sich scharf gegen den Buddhismus aus und warnen das Volk allen Ernstes vor der Teilnahme davor. Trotzdem begünstigte auch Kienlung den Buddhismus in freigebiger Weise. Man findet seine Büste in vielen Buddhistentempeln, wo ihr Weihrauch geopfert wird, wie den andern Götzen und Schülern Buddhas. Buddhistenpriester werden zusammen mit Taoisten sogar bei manchen staatlichen religiösen Feiern verwendet. — Durch die Taiping-Rebellion wurden Tausende von Klöstern und Tempeln zerstört und wahrscheinlich viele Mönche dem Tode überliefert. Man findet

noch an manchen Orten die Steintrümmer, aber anderwärts sind die Stätten schöner wieder aufgebaut, auch durch andere derartige Anstalten vermehrt. Leider giebt es darunter nur sehr wenige, wo die Insassen geistig regsam sind. Das Herplappern der Litaneien stumpft die Leute ab. Ein großer Prozentsatz ist dazu dem Opium ergeben. Auch ihre sonstige Moral steht nicht in gutem Rufe. Aufs Volk wirken sie besonders als Litanisten bei Leichenfeierlichkeiten und durch Indienststellung der Hölle, woraus sie Verstorbene zu erretten vorgeben. Die heiligen Schriften der Buddhisten sind fürs Volk viel zu schwer verständlich, nur einzelne Gelehrte vermögen den Sinn nach längerem Studium zu entziffern. Die populäre Litteratur betont besonders verdienstliche Werke, wodurch begangene Schuld ausgetilgt wird. Man hat Skalen aufgestellt, worin für jede Handlung der Betrag des Verdienstes oder der Schuld in Zahlen angegeben ist. Es kann danach jedermann seine Ewigkeitsrechnung selber führen. Findet er heraus, daß er Schuld auf sich hat, so sucht er unter den guten Handlungen diejenigen aus, welche mit geringster Mühe die höchsten Treffer bringen. Ja es wird niemand schwer fallen, nach diesen Schablonen die Vorsteher der Vergeltung zu seinen Schuldnern zu machen. Daß es der Tod edlen sittlichen Strebens ist, alles Gute zur Geschäftssache zu machen, bedarf keines Beweises. Die Pole des buddhistisch-religiösen Lebens sind Furcht vor Strafe resp. den Folgen böser Handlungen und selbstgerechter Dünkel, wenn man seine Skala günstig glaubt. Da ist kein Raum für Liebe weder gegen Gott noch für die Menschen. Es hat ohne Zweifel der Buddhismus auf die Völker seines Bekenntnisses sittenmildernd gewirkt, aber der Einfluß wird von Stubengelehrten weit überschätzt. Die Mongolen unter Timur, und bis heute, sind keine solchen sanften Lämmer, die Lama in Tibet und Peking nach allen Berichten ebenfalls nicht. In Chicago hörte ich einen berühmten japanischen Buddhisten, der „tiefer Glut des Fremdenhasses" öffentlichen Ausdruck verlieh. Die Sitten des chinesischen Kaiserhofes hat der Buddhismus trotz aller erfahrenen Gunst nicht veredeln können. Es floß wie immer das Blut der Ermordeten, Hingerichteten, der im Kriege Erschlagenen, es starben die Zehntausende an Hunger, Seuchen, Überschwemmungen u. dgl., was durch weise Maßnahmen hätte verhindert werden können.

Ferner ist ein großer Teil des Einflusses, welcher vom Buddhismus ausging, dem zuzuschreiben, daß die buddhistischen Glaubensboten zugleich Träger der indischen Kultur waren. Die sogenannte buddhistische Architektur, die Malerei und Skulptur, selbst viel Gedankeninhalt der buddhistischen heiligen Schriften sind alle indischen Ursprungs, haben nur buddhistische Färbung angenommen. Leider wird diese wichtige Thatsache in den Urteilen über den Einfluß des Buddhismus nicht beachtet, darum der buddhistischen

Religion zugeschrieben, was mit Recht der indischen Kultur angehört. Das Gleiche gilt vom Muhammedanismus als Religion und Träger der arabischen Kultur. Man kann etwa sagen, daß der chinesische Buddhismus bestehe aus 5 Teilen Chinesentum, nämlich 3 Teilen taoistisches und 2 Teilen konfuzisches; aus 3 Teilen indischer Kultur und etwa 2 Teilen eigentlichem Buddhismus. Der chinesische Buddhismus ist gegenwärtig in einem recht jämmerlichen Zustande, durchaus nicht geeignet, frische Lebenskraft den Millionen Chinas einzuhauchen. Er hat das Gute geleistet, die Gedanken an ein künftiges Leben und Vergeltung in demselben wach zu halten, aber Fröhlichkeit des Glaubens und beseligende Liebe kennt der Buddhismus nicht.

XVII. Dunkle Nacht der Gegenwart.

Es ist gar manches anders geworden im Laufe der Zeit, als es im goldenen Zeitalter des Altertums war! — Daß jene goldene Zeit auch nur eine Fiktion ist, das begreift kein chinesischer Gelehrter. Der Gedanke entspricht eben dem konfuzianischen Staatsideal resp. Idealstaat. Die wirklichen Zustände wichen stets mehr oder minder bedeutend davon ab. Ein Zusammenhang zwischen dem Jetzt und der Vorzeit ist aber noch immer vorhanden, in China sogar sehr bemerkbar, wie sonst nirgends in der Welt. Es sei hier nur auf einige Thatsachen hingewiesen. Eine genaue Beschreibung und Erörterung jeder Sitte würde mehrere Bände füllen.

Der Kaiser ist als solcher noch immer Oberpriester wie im ältesten Altertum. Er hat jährlich mindestens 43 verschiedene Opfer darzubringen, welche in drei Rangklassen geteilt sind. Zur ersten gehören drei verschiedene Opfer dem Himmel resp. Höchsten Gott, eins der Erde, eins den Ahnentafeln sämtlicher verstorbenen Kaiser der Dynastie, eins dem Feld- und Fruchtgott (Schutzgott der Dynastie). Vor jedem dieser sechs Opfer hat der Kaiser drei Tage zu fasten und abgesondert zu wohnen. Zum zweiten Grad gehören 9 Opfer, nämlich für Sonne, Mond, die Namen der früheren Kaiser (von Fuhhi an 190), dem Konfuzius, Agrikulturgott, Seidengott, den Himmelsgöttern, Erdgöttern und dem Jahresgott. Für jedes dieser Opfer sind zwei Fasttage vorgeschrieben. Zum dritten Grad gehören 28 Opfer, nämlich für die Wolken-, Wind-, Regen-, Donner-, Berg-, See-, Fluß-, Weg-, Thor-, Fahnen-, Kanonen-, Sternen- u. s. w. Götter. Für diese ist nur je ein Fasttag vorgeschrieben. Immerhin hat damit der Kaiser 64 Fasttage im Jahr. Dazu kommen noch etliche bei außerordentlichen Veranlassungen. Wie der Kaiser in seiner Hauptstadt, so hat jeder Mandarin in seiner Residenz jährlich bestimmten Opfern beizuwohnen und dabei Ceremonien zu verrichten, z. B. zweimal jährlich im Tempel des Konfuzius, im Tempel des Kriegsgottes, der Litteraturgottheit, der Himmelskönigin, des Jaspisgottes, des Drachengottes, Flußgottes u. s. w., der

Stadtgott, Getreidegott, Distriktsgott und die Lokalgottheiten überhaupt werden nicht von Mandarinen angebetet, welche im Rang über denselben stehen. Es richtet sich alles nach den Titeln, welche vom Kaiser verliehen sind.

Vom Volk werden fast ausnahmslos angebetet die Götter des Reichtums. Deren kleine Schreine sieht man in jedem Laden und oft auch vor der Hausthüre. Der Küchengott fehlt in keinem Haushalt. Besonders ist aber der Ahnenkultus allgemein verbreitet. Die Ahnen werden als die eigentlichen Schutzgeister des Hauses und des Stammes betrachtet. Es finden Ceremonien für sie statt im Hause, in der Ahnenhalle und am Grabe. Man hat einen reichhaltigen Festkalender, wohl an 50 größere und kleinere Götzenfeste werden jährlich gefeiert, manche mit Schaugepränge und Prozessionen verbunden, auch mit Theatervorstellungen. Besonders dadurch übt der Götzendienst eine solche Zaubermacht auf die Menge aus, daß er ihr bietet, woran sie sich ergötzen kann. Es sind das auch die einzigen Gelegenheiten, wo sich Frauen, verheiratete sowohl als junge Mädchen, in der Öffentlichkeit zeigen können. Dieses geschieht trotz mancher Verbote von seiten der Regierung. Sonstige öffentliche Belustigungen des Volkes giebt es nicht, außer am Neujahrsfest, das aber auch religiösen Anstrich hat. Auch die Drachenboote und das Laternenfest sind götzendienerisch. Papierdrachen und Federballschlagen sind Vergnügungen für Knaben und Jünglinge. Gesellige Schmausereien sind unter den Männern beliebt, auch Zusammenkünfte in Theehäusern bei Thee oder Fusel. Die Trunksucht ist gar nicht so selten, tritt aber nicht in die Öffentlichkeit.

Der Genuß des Opiums stammt nicht aus dem Altertum, läßt sich auch nicht aus den Klassikern rechtfertigen (Tabakrauchen auch nicht), nimmt aber doch jährlich zu. Die Einfuhr wird allerdings geringer wegen des hohen Zolls, der Anbau im Innern hat sich jedoch seit einem Jahrzehnt vervielfacht. Etliche Nordprovinzen treiben bereits Opiumausfuhr in andere Provinzen, ebenso Szechuan im Westen. Mittel- und Südprovinzen gehen ebenfalls mit dem Anbau voran. Der Konsum nimmt in den Gegenden der Produktion so zu, daß selbst Frauen und Kinder daran teilnehmen. Die Folgen werden sich bald zeigen. Es wird weder der Wohlstand des Landes, noch die physische Kraft, noch die sittliche und geistige Entwicklung der Bewohner durch Opium gefördert. Japan war weise genug, dieses Übel von seinen Grenzen fern zu halten. Was aber Japan vermochte, wäre für China auch möglich gewesen bei ernstem Willen. Es trifft daher die Schuld hauptsächlich China selber. Damit will ich die englische Opiumpolitik nicht rechtfertigen, wie überhaupt keine Handelspolitik, welche nur Geld, aber nicht höhere, humane Interessen anerkennt. Es rächt sich solche Politik gewöhnlich in kurzer Zeit. Ein schneller Gewinn, der die Verarmung eines Volkes verursacht, schädigt den Handel. Eine gesunde

Handelspolitik sollte darauf achten, daß durch den Verkehr die Produktionskraft des Volks erhöht würde, denn nur dadurch ist fortgehender Aufschwung des Handels erreichbar.

Schlimmer noch als Opium und andere Laster wirkt aber gegenwärtig in China die veraltete Erziehungsmethode. Was gut war vor 1000 und mehr Jahren, als die Nachbarstaaten alle in barbarischen Zuständen lebten oder ihre Kultur von China entlehnt hatten, was gut war, als China etwa ein Zehntel der jetzigen Bevölkerung in seinen Grenzen zu ernähren hatte — das taugt jetzt nicht mehr unter den ganz anderen Verhältnissen. Der Chinese lernt nur das Lesen, Schreiben und Litterarisches, besonders Phraseologie. Darin besteht die ganze Schulweisheit. Nichts von Realien oder was man etwa so nennen könnte, veraltetes Zeug, das mehr schadet als nützt. Die Schwierigkeit der chinesischen Schrift ist schon (XII.) hervorgehoben. Ein großer Prozentsatz der chinesischen Bevölkerung, besonders der Frauen, lernt überhaupt nicht lesen. Viele lernen nur soviel, als für ihr Geschäft nötig ist, können aber kein Buch verstehen. Die Begabteren unter den Geschäftsleuten bringen es aber so weit, leichte Lektüre, vielleicht auch eine Zeitung mit einigem Verständnis lesen zu können. Die eigentlichen Gelehrten arbeiten nur für die Examia. Sie müssen etliche der Klassiker ganz auswendig wissen, die autorisierte Erklärung dazu ebenfalls, sonst hauptsächlich die Technik der Aufsätze und poetischen Stücke. Chinesische Geschichte wird aus Kompendien gelernt, ebenso allgemeine chinesische Litteratur. Es ist ein ungeheurer Memorierstoff, den der chinesische Gelehrte zu bewältigen hat. Das ist seine Stärke. Aber der Stoff ist nicht gesichtet und darum beschwerend, wird nicht geistig durchdrungen und beherrscht, ist darum auch nicht förderlich fürs Leben. Vieles, das mit vieler Mühe gelernt wird, hat gar keinen Wert, sollte also von Anfang an ausgeschieden werden. Anderes ließe sich kürzen und dadurch seine Aneignung und Gebrauch erleichtern. Ferner ist vieles falsch, das sollte durch Wahres ersetzt werden, anderes ist ungenau, das der Berichtigung bedarf, oder ungenügend, wo Ergänzung nötig wäre. Aus den alten Werken saugt der Chinese seine Selbstüberhebung und Verachtung aller Ausländer als Barbaren. Seine Vertrautheit mit der alten Litteratur macht es ihm unmöglich, Fremdes unbefangen zu prüfen und sich über Vortreffliches zu freuen. Auch wird sich immer mehr zu erkennen geben, daß die chinesische Schrift, sowie sie jetzt ist, die Hauptbarriere bildet gegen wissenschaftliche Durchbildung der chinesischen Jugend. Diese Schrift ist ganz gut, wenn der Mensch sonst wenig oder nichts zu lernen nötig hat. Wenn aber alles im Leben von realer Durchbildung abhängig ist, so kann die Schrift nicht Selbstzweck bleiben, sondern muß jenem Hauptinteresse sich unterordnen. Die einfachste Schreibweise ist die beste.

Der Aberglaube aller Art, Geomantie, Astrologie, Wahrsagerei, Zauberei, Gespensterfurcht, Tagewählerei, Omina, Amulette, magische Symbole u. dergl. beruht ebenfalls auf ungenügender Realbildung. Es ist erstaunlich, was für dummes Zeug das chinesische Volk glaubt, und wie es über den ärgsten Unsinn in Aufruhr geraten kann. Viel geplagt sind aber die Chinesen besonders durch ihren Ahnenkultus. Man kann sagen, daß sie lebenslang Knechte deshalb sind. Wir müssen davon wohl unterscheiden die kindliche Ehrerbietung den lebenden Eltern gegenüber. Diese kann nicht genug eingeschärft werden. Über die Verstorbenen dagegen kann nur die christliche Religion Trost und Licht geben. Bei dem Herrn sein, verklärt und in Gemeinschaft aller Seligen, in vollem Genusse der himmlischen Güter und frei von jeglichem Erdenweh — das ist erquickende Hoffnung. Ihre Begründung hat dieselbe in der völligen Offenbarung Gottes als Liebe. Das persönliche Wesen des Menschen hat seinen Ursprung aus der Liebe Gottes und diese verbürgt eine herrliche Vollendung des persönlichen Daseins in Ewigkeit, wie Gottes Liebe ewig ist.

Die populäre Religion der Chinesen kennt nur Mangel in der andern Welt, diesem Mangel muß von den lebenden Nachkommen abgeholfen werden. Darauf gründen sich alle Thatsachen des allgemein geübten Ahnenkults. Es steht dies im Gegensatz zu der buddhistischen Doktrin des Karma und der Metempsychose. Das ist ein weiterer Beweis, daß das chinesische Volk nicht buddhistisch ist. Aber allerdings benutzt man teilweise buddhistische Ceremonien, um den Verstorbenen aus der Hölle zu helfen. Der eigentliche Ahnenkultus hat keine Hölle ewiger Pein, das Fortleben im Jenseits steht unter denselben Bedingungen wie auf Erden. Es giebt auch drüben Mandarine mit ihren Gerichtshöfen, Gefängnissen, Peinigungen und Exekutionen. Da sind denn auch Bestechungen nötig wie auf Erden.

Das Heidentum ist trostlose Nacht, trotz der vereinzelten Lichtstrahlen, die hie und da hindurchblitzen.

XVIII. Sterne der Hoffnung.

China liegt am Boden. Die Mandschu sind verweichlicht, die Mandarine verrottet, die Gelehrten versteinert, die Soldaten feige, das Volk unwissend, der Pöbel versumpft und frech. Was ist da zu machen? Man muß reformieren! Das ist leicht gesagt, geht aber sehr langsam, weil nicht ohne Widerstand im Leben. Es sollen nur etliche Gedanken Erwähnung finden, welche durch dreißigjährige Bekanntschaft mit den Thatsachen des chinesischen Lebens im Verfasser angeregt wurden. Der Übersicht wegen sind sie in wenige Sätze zusammengefaßt.

I. Nutzbarmachung 1. aller Naturmittel, 2. aller Arbeitskräfte. II. Abstellung 1. der Ausschweifung im Kaiserpalast und bei den Vor-

nehmen, 2. der Verschwendung durch Götzendienst ꝛc., 3. der Notstände im Volk, 4. der Laster, Opium, Spiel ꝛc. III. Vorbeugung 1. durch Erziehung, 2. Sanitätseinrichtungen, 3. Kommunikationsmittel, 4. Militärschutz. IV. Förderung des Wohlbefindens aller: 1. Rechtspflege, 2. Steuern und Zölle für die Bedürfnisse des Staats, 3. Sitten und Gebräuche einfach, 4. Heirat und Kindererziehung, 5. Freie Religion, aber ohne gemeinschädliche Ausartung, 6. Regulierung des Armen-, Kranken- und Versicherungswesens.

Zu I. China trieb Ackerbau, Viehzucht, Bergbau und Industrie schon in vorhistorischer Zeit. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß China auch darin in allen Stücken hinter den Westländern zurückgeblieben ist. Es ließen sich leicht alle Produkte vervielfältigen. Die Schätze unter der Erde sind ja noch kaum berührt. Das würde Gelegenheit geben, viele unbenutzte oder in verkehrter Weise verbrauchte Arbeitskräfte produktiv zu machen. Es ist auffällig, daß dieser wichtige Gedanke im Staatsleben, auch der Westländer, noch so wenig verwertet wird. Arbeitskräfte sind viel wichtiger als Gold. Dennoch erlaubt man einem bedeutenden Prozentsatz brach zu liegen, allen, die keine bestimmte Berufsthätigkeit haben, den Faullenzern reich und arm. Natürlich ist unter Arbeit nicht nur Handarbeit verstanden, sondern auch Geistesarbeit, wissenschaftliche Bestrebungen, Wohlthätigkeit u. dgl., überhaupt jede Beschäftigung zum eigenen Wohl und zum Besten anderer. Bettel ist Mißbrauch der Arbeitskraft, noch mehr natürlich Diebstahl, Schmuggel u. dgl. Leider werden, besonders in China, viele Arbeitskräfte auf Irrbahnen gedrängt, da die Gelegenheit und Anleitung zu produktiver Arbeit fehlt. Dafür sollte der Staat durch ein Arbeitsministerium sorgen mit einer ausreichenden Zahl von Unterbeamten, deren Pflicht es wäre, jedem Arbeitsfähigen auch entsprechende Beschäftigung zu verschaffen. Es wirkt demoralisierend, wenn kräftige Leute nach Arbeit suchen und lange Zeit nicht finden können. Es ist das sehr oft nicht sowohl Schuld der einzelnen, als der Staatsverwaltung. Weitere Schwierigkeiten werden erzeugt durch die schon weit vorgeschrittene Organisation der Arbeit in den großen Fabriken der Westländer, auch im Großbetrieb des Ackerbaus, der Viehzucht ꝛc. Jemehr der Großbetrieb den Kleinerwerb verschlingt, desto einfacher werden wieder die Verhältnisse nach manchen Seiten. Es kommt zu einheitlicher Leitung der Hauptindustrien, nicht mehr nur in Stadtzünften, sondern in Vereinigung derselben Zweige in ganzen Staaten. Jetzt schon spricht man von englischer Kohle und japanischer ꝛc., von deutschem Eisen und englischem, von amerikanischen Maschinen, englischen und deutschen, von chinesischem Thee und indischem. Es ist der Weltmarkt zu berücksichtigen, d. h. der Verkehr aller Staaten untereinander. Da hilft keine Gefühlspolitik, sondern nur gründliches Verständnis der bestehenden Verhältnisse in allen Ländern der Erde.

Wenn aber auch nach diesen zwei Seiten, der Heranziehung aller Naturmittel und Verwendung aller Arbeitskräfte das Mögliche in befriedigender Weise geschähe, so könnte doch China nicht zur Blüte kommen ohne gründliche Behandlung der vier Punkte von II. Was für Unheil der kaiserliche Harem und die damit verbundenen Eunuchen schon gestiftet haben, ist aus der historischen Skizze VII—IX ersichtlich. Monogamie muß strenge durchgeführt werden. Es ist eine Schmach für die Westmächte und deren Kultur, daß solche Zustände, wie sie in China und ähnlich in der Türkei herrschen, überhaupt geduldet werden. Man mache Ernst mit den moralischen Voraussetzungen gesunder staatlicher Verhältnisse. Auch die Korruption der Mandarine beruht zum Teil auf der Vielweiberei. Die notwendigen Kosten zahlreicher Familien- und Frauen-Anhängsel nötigen den Beamten, Erpressungen zu üben, um sein Haus zu versorgen, womöglich auch gegen eine ungewisse Zukunft. 2. Die Verschwendung an Material, welches jährlich für die Götzen verwüstet wird, ist ungeheuerlich, die Speiseopfer ungerechnet, welche nach der Ausstellung vor den Götzen oder den Ahnen von den Darbringern verzehrt werden. Was aber verbrannt wird an Kerzen, Räucherwerk, Papiersachen (Nachahmungen von Geld, Geräten, Häusern, Tieren rc.) und Seidenstoffen, ist im jährlichen Betrag viele Millionen Dollars. Berechnet man dazu, wie viele Menschen dadurch von nützlicher Arbeit abgehalten werden, dann die Kosten der Tempel, welche gar keinem andern Zwecke dienen, so wird man Milliarden rechnen dürfen. Ich betrachte Geld durchaus nicht als ein höchstes Gut für die Menschheit, sondern nur als Mittel, den höchsten Zwecken zu dienen. Das aber ist eben der Fluch des Götzendienstes, daß den höheren und höchsten Interessen der Menschen dadurch geschadet wird. Mit Götzendienst ist überall religiöse und sittliche Erniedrigung verbunden. Allgemeiner Götzendienst ist aber auch der wirtschaftliche Ruin eines Landes. Dasselbe gilt von den in China noch bedeutenderen Ausgaben für den Ahnenkultus. Außer dem, was verbrannt wird, kommt da noch in Betracht, was alles in den Sarg und ins Grab beizulegen Sitte ist, ferner die Gräber, welche nicht auf Friedhöfe beschränkt sind, sondern überall vorkommen, auch in den besten Feldern und Gärten, dann sind da eine Anzahl Mausoleen, wovon eins wohl mehrere Millionen Dollars kostet. Die Ahnenhallen wollen wir nicht rechnen, da sie auch als Schulen und Versammlungsorte (der Dorfgemeinde) dienen.

Unter 3. ist alles einbegriffen, was das Volk bedrängt, ohne daß der einzelne helfen kann. Teuerung und Hungersnot kommen fast jährlich vor in irgend einem Teile Chinas, Überschwemmungen ebenfalls. Von Krankheiten treten epidemisch auf die Pocken, Cholera und Pest. Kleinere und größere Aufstände, Räuber und Piraten giebt es auch jährlich irgendwo im Lande und auf der See, manchmal an mehreren Orten zugleich. Wilde

Tiere sind nicht häufig, aber Tiger, Leoparden, Bären, Wölfe und auch Giftschlangen machen sich in einzelnen Gegenden manchmal bemerklich.

Zu 4. Über das Opium ist oben (XVII) schon geredet worden. Daran kann kein Zweifel sein, daß Opium als Genußmittel kein Segen für China ist. Abgesehen von dem schädlichen Einfluß auf Körper und Geist, ist schon der Zeitverlust beim Rauchen ein bedeutender. Der Geldschaden ist unberechenbar, weil das importierte Quantum, wofür circa 70 Millionen Dollars ins Ausland gehen, gering ist im Vergleich zum Verbrauch von einheimischem Produkt, was vielleicht schon zehnmal mehr beträgt. Wenn dafür auch nicht Geld ins Ausland geht, so wird doch der Boden und die Arbeit anderer Kultur entzogen. Sonstige Genußmittel wie Tabak, Branntwein und Thee werden auch nicht weniger konsumiert. Die Spielsucht ist ein nationales Übel und wird sich nur dann beseitigen lassen, wenn für bessere Unterhaltung resp. Erholung gesorgt wird. Nicht nur, daß die Spieler viel kostbare Zeit vergeuden, sie kommen so unter die Gewalt dieser Leidenschaft, daß sie für anstrengende Arbeit die Neigung und Fähigkeit verlieren, dann auch alle Habe, Weib und Kind aufs Spiel setzen und, ist alles verloren, nur zwischen Selbstmord oder einer Verbrecherlaufbahn die Wahl haben. Der Schaden, pekuniär und moralisch, ist schwer zu berechnen. Es sind noch andere schwerwiegende Mißstände vorhanden, welche aber hier nicht besprochen werden können.

Daß es nicht genug ist, Übel zu beseitigen, sondern dafür gesorgt werden muß, daß dieselben nicht wiederkehren, ist alte Erfahrungsweisheit. Dies führt uns zu

III, den Vorbeugungsmaßregeln. Obenan steht 1. die Erziehung. Man vergleiche darüber das im vorigen Kapitel Gesagte. Was eine gute Erziehung für den Geist, sind 2. entsprechende Sanitätseinrichtungen für den Körper. China steht darin nicht besser als irgend ein Barbarenreich des dunkeln Kontinents. Man findet nirgends Vorsorge für frische Luft, klares Wasser, Reinlichkeit in den Straßen und Häusern, nicht einmal der Kleider und Haut der Menschen und Tiere. 3. Um eine dichte Bevölkerung möglich zu machen und dabei die übermäßige Anhäufung an begünstigten Stellen zu verringern, sind gute Verkehrsstraßen und Verkehrsmittel nötig. Es wird dann auch das Wohnen im Innern ermöglicht, wenn andere Umstände es wünschenswert machen. Auch Teuerung und Hungersnot läßt sich schnell beseitigen, Handel und Verkehr wird erleichtert und die Sicherheit von Person und Eigentum größer. 4. Daß auch ausreichende Militärmacht, gut ausgerüstet und geübt, vorhanden sein muß, nicht nur zum Schutz gegen das Ausland, sondern auch gegen innere Unruhen und einzelne Ausschreitungen, liegt nun einmal in der Natur des Zusammenlebens großer Menschen-Massen. Der Staat muß Sicherheit

gewähren der Person und dem Eigentum jedes seiner Angehörigen, nicht nur innerhalb der Staatsgrenzen, sondern auch außerhalb, womöglich auf dem ganzen Erdball. Dagegen muß auch jeder Verbrecher gewiß sein, daß er nicht ungestraft gegen die Gesetze sich vergehen kann. Nur darin liegt die Bürgschaft für Frieden und Wohlstand im bürgerlichen Leben.

Zu IV. 1. Das Wohlbefinden aller erfordert aber auch weiter eine wohlwollende und den Rechtssinn befriedigende Verwaltung der Justiz. Nicht nur, daß Bosheit und Willkür in Schranken gehalten werden müssen, es tauchen fast täglich Schwierigkeiten auf im modernen vielfältigen Verkehrsleben, welche friedlich geregelt werden müssen oder allmählich zu Krisen führen würden. Daß 2. Steuern und Zölle, überhaupt alle Abgaben, für das öffentliche Wohl bestimmt sein müssen und nicht dazu dienen dürfen, Beamte zu bereichern, ist eine Elementarwahrheit, aber in China wohl kaum in einer Generation zu erreichen. Das ganze Finanzwesen liegt fast hoffnungslos im Argen. 3. Manche Sitten und Gebräuche, wie bei Hochzeiten, Begräbnissen, Neubauten, Neujahrsfeier u. dgl. sind mit kostspieligen und zeitraubenden Ceremonien verbunden, denen der einzelne sich nicht ohne Gefahr entziehen kann. Gegen die Tyrannei ausgearteter Volkssitten kann nur eine weise Staatsregierung mit Erfolg, wenn auch in möglichst schonender Weise vorgehen. Daß 4. Verheiratung in reifem Alter ermöglicht wird, sollte eine Bestrebung humaner Staatskunst sein. Es ist nicht erreichbar, daß ein bestimmtes Einkommen, ausreichend zur Erhaltung einer Familie, für jedermann die Bedingung werde. Mit den Armenschulen könnte sehr wohl einfache Verköstigung verbunden werden. Damit würde sich der Staat Tausende kräftiger Leute heranziehen und das aufgewendete Geld noch dazu an Gefängnissen und Krankenhäusern ganz oder teilweise ersparen. 5. Religiöses Leben gedeiht in der Freiheit am besten und ist für den einzelnen wie für den Staat am heilsamsten. Der Staat soll durchaus nicht religionslos sein, aber niemand eine bestimmte Form aufnötigen. Allerdings hat sich der Staat gegen Auswüchse zu verwahren, dahin gehören Götzendienst, Mönchswesen, Prozessionen in den Straßen ꝛc. Dagegen sollte keine Religion gehindert sein, auf Propaganda abzielende Vorträge in dazu geeigneten Räumen zu halten. Religiöse Kritik und Polemik muß ebenfalls frei sein, nur nicht frivoler Art, welche das Heilige verspottet und den religiösen Sinn verletzt und schädigt. 6. Eine möglichst allgemeine Übung des Wohlthätigkeitssinns ist natürlich wünschenswert und sollte ermutigt werden. Aber da viel mehr bleibender Segen gestiftet wird unter einsichtsvoller Leitung, so ist dafür durch geeignete Organe zu sorgen, ohne die Freiheit der Bewegung zu lähmen. Linderung ist verschieden von Heilung, sowohl in der Armen- als in der Krankenpflege. Die Ursachen zu beseitigen, ist oft nicht in der Macht einzelner, selbst Gesellschaften sind

nicht immer dazu imstande, der Staat sollte hilfreiche Hand bieten, wo es erforderlich ist. Dasselbe gilt von Sparkassen und Versicherungswesen. Doch es möge genug sein mit diesen Andeutungen. Wohl sind es nur elementare Gedanken. Leider fehlt es China eben gerade an den gesunden elementaren Grundlagen für eine frische Entwicklung und bessere Zukunft. Als Freund dieses Landes und seiner 400 Millionen bedürftiger Einwohner darf man es sich nicht verdrießen lassen, auf das, was Not thut, hinzuweisen. Alle solche Reformen gleichen aber nur den Sternen der Nacht, sie sind tröstlich, freundlich, geben aber nur schwaches Licht und keine Wärme zum Leben.

XIX. Morgendämmerung.

Die Morgendämmerung verkündet den anbrechenden Tag. Ihr Licht ist von der Sonne, doch nur die vorauseilenden Strahlen derselben, nicht der Sonnenkörper selber. Dieses gilt von der Kultur des Westens, welche nach China vordringt. Sie ist durchdrungen vom christlichen Geist, auch wenn manche Träger dieser Kultur es nicht anerkennen wollen, ja das Christentum verleugnen. Das Christentum war dennoch und ist noch die innerlich treibende Kraft in den christlichen Ländern. Es ist auch Thatsache, daß nur Christenländer auf der Höhe der Kultur stehen, und weiter ist es Thatsache, daß alle Länder der Erde immer mehr unter die Herrschaft von christlichen Staaten kommen. In Asien sind es nun drei christliche Mächte, welche vorwärtsdringen, Rußland, das schon den größten Teil beherrscht, England, das den besten Teil regiert, und Frankreich, das einen verhältnismäßig kleinen und schwierigen Teil unter seine Obhut genommen hat. Wenn auch keiner dieser Staaten die Verbreitung des Christentums sich als Staatsaufgabe gesetzt hat, so ermöglicht doch jeder die Mission, obschon jeder in andrer Weise, Rußland und Frankreich leider bis jetzt nur in exklusiv sektiererischer Beschränkung. Diese drei Mächte haben auch bereits an den Grenzen Chinas gerüttelt und jeder Stücke für sich abgebrochen. Aber es sind auch Strahlen westlicher Kultur ins Innere Chinas gedrungen. Zu oberst steht da der Handel. Portugiesen, Spanier, Holländer, dann die Engländer und übrigen Westmächte versuchten schon seit Ende des 15. Jahrhunderts erst sporadisch, dann bleibend Handelsbeziehungen mit China. Hier soll jedoch nur hervorgehoben werden, in welcher Weise der Handel ein Träger der westlichen Kultur ist. Man wird zugeben müssen, daß dies der Fall schon dadurch ist, daß durch den Handel die Produkte der westlichen Kultur andern Völkern bekannt und zugänglich gemacht werden. Allerdings dienen nicht alle Handelsprodukte zur materiellen Hebung und moralischen Förderung der Chinesen. Manches ausländische Produkt wird jedoch bereits von den Chinesen im eigenen Lande und in immer größern Quantitäten

produziert. Obenan steht Opium, dann Tabak, Baumwolle, Mais, Kartoffeln, Erbsen, verschiedene Gemüse und Obstarten. Weiter sind es Gegenstände des täglichen Gebrauchs, welche schöner und billiger eingeführt werden, als der Chinese sie herstellen kann. Dahin gehören Baumwollen- und Wollen-Zeuge, Nadeln, Messer u. dgl., Waffen und Kriegsmaterial, auch Maschinen zu allerlei Zwecken, Farben ꝛc. Leider erkennt der Chinese zunächst hauptsächlich die Macht der Zerstörungswerkzeuge und den Nutzen solcher Maschinen, die schnell Geld einbringen. Bei diesem Trachten nach augenblicklichem Vorteil wird die Bedeutung des einzelnen für das Ganze, des jetzigen Zustandes für die Zukunft nicht beachtet. Ferner werden Habgier und Genußsucht gesteigert. Dadurch wird die Konkurrenz verschärft und in deren Gefolge gehen Lug und Trug. Soll der Handel sich kräftig entwickeln, so muß der erhöhten Einfuhr eine erhöhte Ausfuhr das Gleichgewicht halten. Dieses ist nur möglich, wenn die jetzt gangbaren Artikel eine erhöhte Nachfrage im Westen finden, oder wenn neue Ausfuhrartikel gefunden resp. produziert werden. Für die früheren Artikel kommt auch der Mitbewerb anderer Völker in Betracht, wie z. B. der indische Thee die Ausfuhr des chinesischen vermindert. Der Aufschwung des Imports ist abhängig von der Zahlungsfähigkeit der Chinesen, und diese ist bedingt vom Export. Was darum die Zunahme des Exports stört, hemmt auch die Zunahme des Imports. Eine bedeutendere Zunahme des Exports wäre wohl erreichbar, aber nicht ohne mancherlei innere Verbesserungen. Noch dringender ist, daß die zahllosen Arbeiter, besonders Weiber und Kinder, welche durch die billigen Einfuhrartikel ihren Erwerb verlieren, sich neue Berufszweige schaffen können, sonst fallen sie ihren Landsleuten zur Last und mindern die Kauffähigkeit. Zu dem allen wird eine fortschreitende und zweckmäßige Bildung gebieterische Notwendigkeit. Man kann sagen, daß der Handel einer höher gebildeten Nation ruinierend auf jede halbcivilisierte Rasse wirkt, außer wenn zugleich energisch an deren Erziehung gearbeitet wird, bis das gleiche Niveau annähernd hergestellt ist.

Des auswärtigen Handels wegen hat China mehrere Hundert Ausländer im Zolldienst. Man muß anerkennen, daß sich manche ausgezeichnete Männer unter dieser Zahl befinden. Die gute Bezahlung ermöglicht eine sorgfältige Auswahl. Die oberen Zollbeamten sprechen gut chinesisch und sind auch mit chinesischer Schrift, dem Geschäftsstyl, vertraut. Sie sind alle daran gewöhnt, die chinesischen Beamten und auch das Volk mit gebührender Achtung zu behandeln. Viele treffliche Einrichtungen sind der tüchtigen Leitung des Zolldienstes zu danken, wie Leuchttürme und andere Merkzeichen, Ordnung in den Häfen, genaue Vermessungen an der Küste und gute Karten, genaue Statistiken über Einfuhr und Ausfuhr, auch Monographien über die HauptHandelsartikel. Die Einnahmen für die chinesische Regierung

sind in steter Zunahme begriffen. Man sollte also annehmen, daß diese Herren bei den Chinesen in hoher Gunst ständen, aber das Gegenteil ist der Fall, man möchte sich dieser Fremden sobald als möglich erledigen. Viele Chinesen blicken mit Neid auf die hohen Gehälter und das herrliche Leben, das diese Ausländer auf Kosten des chinesischen Reiches führen. Die Leistungen für China als Ganzes berücksichtigt eben der geldgierige Chinese nicht. Ob einer der Herren Zöllner schon einen der Mandarine, mit welchen sie mancherlei Verkehr haben, zu westlichen Kulturgedanken bekehrt hat, ist mir nicht bekannt.

Außer den Zollbeamten stehen noch eine stets zunehmende Anzahl von Technikern und Instruktoren im Dienste chinesischer Mandarine resp. der chinesischen Regierung. Solche sind in den Bergwerken, Eisenhütten, Spinnereien, Seidenfiliaturen, Arsenalen, Pulvermühlen, Schiffswerften, Seemanns-, Militär- und Sprach-Schulen. Deren Schüler zählen nach Hunderten ja Tausenden. Man sollte also meinen, es müßte von da aus viel Licht verbreitet werden. Wirkungslos kann dieser Umgang auch nicht sein, ist aber doch zunächst nur auf einen engen Kreis beschränkt. Die volle Tragweite kann sich erst in etlichen Generationen zeigen, wenn diese Zöglinge ins Greisenalter vorgerückt sind, und andere, noch tüchtiger, im rüstigen Mannesalter stehen. Die Zahl ist auch noch zu klein im Verhältnis zu den in altchinesischer Weisheit Vernagelten, etwa wie 1 : 1000 und mehr.

Die Konsulatsbeamten der Westländer bilden auch eine ansehnliche Macht. Alle größeren Staaten haben Berufskonsuln in den Hauptplätzen. Das sind natürlich gründlich gebildete und in jeder Beziehung Achtung gebietende Männer. Sie gelten dem höchsten chinesischen Beamten des Orts als im Range gleichstehend. Manche unter ihnen sprechen chinesisch, einige sind auch tüchtige Gelehrte. Sie haben geschäftlich und auch gesellschaftlich mit den höchsten chinesischen Beamten mancherlei persönliche Berührung. Dieses geht schon seit etlichen Jahrzehnten in höflicher Weise seinen Gang. Manche Streitsache zwischen Chinesen und Fremden ist auf diese Weise befriedigend erledigt worden. Aber eine Annäherung der Chinesen an die Ausländer, irgend welche vertrautere Beziehungen sind nicht erreicht worden. Die Herren Chinesen sind, wie man hört, fast ohne Ausnahme ebenso erfreut über den Schluß einer Zusammenkunft wie die Herren Konsuln.

Am meisten Erwartung sollte man hegen von den Exzellenzen, den Herren Ministern und Gesandten in Peking. Dieselben stammen aus den höchsten Kreisen ihrer betreffenden Länder, sind ausgerüstet mit hervorragender Begabung und Bildung, sind umgeben mit dem Glanz ihres hohen Amts, sie haben tüchtige Gelehrte als Sekretäre, bedeutende Sinologen als Dolmetscher, alle Hilfsmittel der westlichen Kultur stehen zu ihrer Verfügung. „Wenn einen Menschen die Natur erhoben, ist es kein Wunder, daß ihm

viel gelingt". Leider bin ich jedoch nicht imstande die großartigen Leistungen dieser hohen Diplomaten hier aufzuzählen, denn dieselben entziehen sich völlig meiner Beurteilung und sogar meiner Kenntnis, da ich noch nicht Gelegenheit fand, der Hauptstadt Chinas einen Besuch abzustatten. Man hört nur wohl flüstern, jeder der hohen Herren halte sich einen Pudel, der auf Deutsch den Namen „Handelspolitik" trage. Der Abschluß von vorteilhaften Handelskontrakten sei aber des Pudels Kern. Dabei bleibe freie Zeit genug, sich eingehend abzugeben mit dem „Was man in China ißt und trinkt" und der Mission hie und da einen Fußtritt zu versetzen.

Die chinesischen Gesandtschaften und Konsulate mit ihrem Stab ausgesuchter Gelehrter in verschiedenen Staaten der Westländer tragen natürlich auch dazu bei, die Kenntnis der eigentümlichen Civilisation des Westens unter den Gebildeten Chinas, ja in den höchsten Kreisen eingehender bekannt zu machen. Daß das noch nicht mehr bemerkbar ist, hat wohl seinen Grund in der oft recht mangelhaften sprachlichen Vorbildung dieser Chinesen. Auch ist denselben sehr wohl bewußt, daß sie sich nicht in ausländische Sympathien verlieren dürfen, da dadurch Haß und Widerwärtigkeiten von seiten der maßgebenden Kreise in China auf sie gezogen werden würden. Ihre Aufgabe ist, keine Linie des althergebrachten Chinesentums aufzugeben, sonst aber so freigebig mit Bücklingen und schönen Redensarten zu sein, wie die jedesmalige Gelegenheit es erfordert.

Mehr Einfluß geht aus von den Tausenden von Arbeitern, welche jährlich vom Ausland, meist nach mehrjähriger Abwesenheit, zurückkommen. Die Hauptemigrationsplätze für Chinesen sind Singapore und die malaiischen Besitzungen der Engländer, Borneo, Sumatra, Java, die Philippinen, Tongkin und Annam, Siam, Birma, Japan, die Hawaiischen Inseln, Vereinigten Staaten, Canada, Peru, Chili, Australien, Neuseeland, Westindische Inseln, Congostaaten und andere Teile Afrikas, Korea und Sibirien ebenfalls. Natürlich sind die Erfahrungen dieser Arbeiter nicht überall gleich, auch durchaus nicht immer erfreulich. Doch aber werden sie mit andern Verhältnissen bekannt und finden gar manches besser als in der Heimat, sie bringen auch gewöhnlich eine Summe Geldes zurück. Wenn sie dann wieder längere Zeit in der Heimat zubringen, so empfinden gar manche die drückende Lage daselbst, und die fremden Lande erscheinen im rosigen Lichte.

Auch die Zeitungen üben Einfluß aus. Englische, welche auf Hongkong und in Shanghai erscheinen, werden in den Yamens der höheren Mandarine gelesen. Chinesische Zeitungen nehmen von Jahr zu Jahr zu an Zahl und an Abonnenten. Es werden die wichtigsten Nachrichten aus der ganzen Welt dadurch einem großen chinesischen Leserkreis bekannt gemacht. Manches altchinesische Vorurteil wird damit durchbrochen. Die Zirkulation ist aber noch zu sehr auf die Hafenplätze und deren nächste Umgebung be-

schränkt. Die vielen Millionen des Innern leben noch dahin in ihrer althergebrachten Finsternis.

Übersetzungen verschiedener wissenschaftlicher Werke hat die chinesische Regierung anfertigen und veröffentlichen lassen, z. B. Werke über Geographie, Geschichte, Schiffsbau, Navigation, Pulverbereitung, Chemie, Bergbau, Physik, Maschinenbau, Botanik, Eisen, Materia Medica ꝛc. Wenn dieselben auch nur für bestimmte Zwecke, Arsenale und Schulen brauchbar sind, so dienen sie doch dazu, von diesen Centren aus etwas Licht über ernstliche Wissenschaft und Industrie zu verbreiten. Aber der Masse chinesischer Gelehrten fehlen die ersten Elementarbegriffe ausländischer Wissenschaft, als daß sie Werke der Art mit Verständnis und Gewinn lesen könnten. Eine große Anzahl Elementarschulen ist erstes Bedürfnis. Immerhin können wir uns freuen über alle solche Lichtstrahlen, welche, wenn auch gebrochen durch die Schichten der irdischen Atmosphäre, doch Vorboten des hellen Tages sind.

XX. Tagesanbruch.

Christus ist das Licht der Welt und das Licht scheinet in die Finsternis. Die Mission ist so alt als die christliche Kirche. Nach China kamen, soviel wir wissen, zuerst Nestorianer als Glaubensboten, dann Katholiken. Von den Protestanten war im 17. Jahrhundert ein Anfang auf Formosa gemacht worden, doch lokal zu sehr begrenzt und für zu kurze Zeit, um tiefe Wurzeln schlagen zu können. Man erwarte hier indes keine Geschichte der protestantischen Mission, nur einige Grundlinien seien gezeichnet zur besseren Beurteilung derselben. Unsere Mission will nichts anderes als den Befehl Christi ausführen: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ Unser Motiv ist also der Befehl Christi, nicht das Elend der Heidenwelt. Elend ist noch viel in allen Landen, so daß jeder Missionar genug Arbeit in seinem Vaterlande finden könnte. Mit dem Elend wird die Christenheit nie fertig, bis zum Ende der Tage. Christus erschien für die ganze Welt, sein Heil ist für alle Menschen. Der Inhalt unserer Botschaft ist die Heilspredigt, die Einladung in das Reich Gottes.

Der Missionar ist aber nicht nur ein Verkündiger in Worten, sondern der Träger des christlichen Lebens. Nicht daß er eine allseitige wissenschaftliche Erkenntnis davon besitzen sollte oder könnte, aber das Leben selber muß in ihm vorhanden sein in inniger persönlicher Aneignung, gesund und kräftig. Ganz kann sich jedoch kein Mensch loslösen von der Gemeinschaft, in welcher er sein Gepräge empfangen hat. Jeder Missionar steht im Zusammenhang mit einer bestimmten Kirche und auch mehr oder minder mit einer theologischen Richtung. Das sind die menschlichen und örtlich bestimmten Verschiedenheiten innerhalb des Protestantismus, welche bemerklich genug auch

in der Mission zu Tage treten. Wir haben in China die Vertreter von nahezu 50 abgegrenzten Missionsgesellschaften, welche fast ebenso viele getrennte Kirchenkörper repräsentieren. Manche Missionare sind statutarisch verpflichtet, ihre heimatlichen Eigentümlichkeiten strenge festzuhalten und auf die Missionsgemeinden zu übertragen. Dazu kommen noch die nationalen Verschiedenheiten von Engländern, Amerikanern, Kanadiern, Deutschen, Schweden, Australiern und Dänen in Betracht. Das erschwert sehr die Einigkeit im Geiste unter etwa 1500 Glaubensboten (männliche und weibliche). Dennoch ist die ideale Einheit vorhanden und kommt auch gelegentlich zum Ausdruck. Oberflächliche Beobachter werden jedoch leicht irre geleitet. Die Mannigfaltigkeit ist durchaus kein Schade, sondern ein Gewinn. Verderblich wirkt die Verschiedenheit nur, wenn sie zur Sektiererei und gegenseitiger Verketzerung ausartet. Die Wahrheit ist allerdings nur eine, aber die Auffassungen derselben Wahrheit sind immer verschieden, individuell bedingt. Die eine Geisteswahrheit zerlegt sich aber auch in unendlich viele Einzelwahrheiten und kein Mensch wird je die Gesamtheit aller Wahrheiten in seiner Erkenntnis vereinigen. Wo Leben ist, da muß Mannigfaltigkeit herrschen, und je besser das Leben gepflegt wird, desto größer und zahlreicher werden die Variationen. So ist es in jeder Kultur. Wir sollten uns darum freuen über die reiche Mannigfaltigkeit im Protestantismus und Gott dafür danken, aber uns dessen auch bewußt bleiben, daß in allen lebendigen Gliedern dasselbe Leben, Leben aus Gott, pulsiert und daß der Geist Christi das Band der Liebe ist.

Weiter ist der Missionar aber auch ein Träger der westlichen Kultur, er mag wollen oder nicht, ob ein Gelehrter von Haus aus oder ein ehemaliger Handwerker. Es giebt viele Gewohnheiten resp. Sitten, woran jedermann Teil hat, z. B. Reinlichkeit, Wahrhaftigkeit, dann kennen wir wissenschaftliche Resultate, welche ein Gemeingut aller geworden sind, z. B. Erklärung der Sonnen- und Mondfinsternisse. Vieles ist dem Elementarschüler der Westländer geläufig, was noch jenseits des Horizonts der Gelehrten Chinas liegt. Die allgemeinste Verbreitung elementarer Wahrheiten unter den Massen des chinesischen Volks ist aber von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Macht des Aberglaubens und der Vorurteile wird dadurch gebrochen. Selbst der einfachste Missionar kann auch manche Not lindern und manches Gute anregen. Ferner ist die allgemeine Moralität der Missionare höher als die beste der Chinesen, z. B. in Monogamie, Wahrheitssinn, Reinlichkeit und Reinheit, Ehrlichkeit, Mitgefühl ꝛc. Der Einfluß der Missionare auf die Chinesen kann deshalb in der Regel nur segensreich sein und ist es auch. Nur sollte man nicht erwarten, daß ein sittliches Ideal in einer Generation erreichbar sei. In China steht der einzelne zu sehr im Zusammenhang mit der Gesellschaft,

als daß er sich ungestört entwickeln könnte. Durch die Mission sind aber auch selbst die chinesischen Heiden zu mancherlei Wohlthätigkeit und moralischem Streben angeregt worden, wie die Errichtung von Findelhäusern, Freischulen, Hospitälern, Predigtlokalen, bessere Fürsorge für Blinde, Arme und Alte bezeugen.

Der Missionar ist ferner aber auch Staatsangehöriger seines Heimatlandes und als solcher von seinem Konsul mit einem Paß versehen. So lange Pässe ausgestellt werden, ist es auch Ehrensache jeder Staatsregierung, daß der betreffende Staatsangehörige den bestehenden Verträgen gemäß behandelt werde. Abgesehen vom Recht wäre es auch sehr unpolitisch, der Mandarinwillkür irgend welchen Spielraum einzuräumen. Den Herren Konsuln und Ministern sollte es in jedem Falle gleichgültig sein, ob der Schutz- oder Rechtsbedürftige Forschungsreisender, Kaufmann, Missionar oder sonst was ist, vor dem Gesetz ist er Paßinhaber und hat ein Recht, als solcher behandelt zu werden. Es ist sehr zu bedauern, daß Aufklärung über diesen Punkt an manchem Orte nötig scheint. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß der Missionar unter allen Umständen auf sein Recht bestehen soll. Doch genug davon. Viel Wirrwarr kann in Zukunft vermieden werden, wenn die obigen drei Gesichtspunkte stets unterschieden werden: Der Missionar als Träger der Heilswahrheiten und göttlichen Lebens, als Träger westlicher Kultur und als Träger eines Passes der Staatsangehörigkeit.

Über gegenwärtige Missionsarbeit und Missionserfolge in China will ich jetzt nicht reden. In einigen Monaten wird ein Handbuch die Presse verlassen, welches alles Material darlegen wird. Unsere Arbeit an den Chinesen ist nicht vergeblich. Ich habe mich überzeugen können, daß das Evangelium eine Kraft Gottes an den Herzen ist und aus Sündern selige Gotteskinder macht. Aber so muß es auch verkündet werden als Gotteskraft, welche die Herzen erneuert. Alle christlichen Tugenden, sozialen Reformen und auch die politische Regeneration erscheinen dann als natürliche Folge des neuen Lebens, wie Blüte und Frucht am lebenskräftigen Baum, zu rechter Zeit.

Schlußbetrachtung.

Diese bitte ich den gütigen Leser nun für sich selber anzustellen und dabei auch etwas nachzudenken über die eigene Stellung zu Christus, seine Erlösung der Welt, seinen Missionsbefehl, das Reich Gottes und China in historischer Beleuchtung.



Ein Taoistenpriester und zwei Zöglinge.

Die altindischen Religionsurkunden und die christliche Mission.

Rede,

gehalten in der Pauliner-Kirche

zu Ehren des Geburtstages
Seiner Majestät des Königs Albert von Sachsen

am 23. April 1897

von

Prof. Dr. Ernst Windisch,
d. Z. Prorector der Universität Leipzig.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1897.

* * *

Ausser der Universität birgt unsere Stadt ein zweites Institut, das, wenn auch wieder in anderer Weise, Beziehungen zu Indien hat, das Collegium der Evangelisch-lutherischen Mission. Die Thätigkeit dieser Mission ist vorzugsweise Indien gewidmet, die Missionare des Leipziger lutherischen Missionshauses haben eine segensreiche Wirksamkeit im Lande der Tamulen entfaltet Vor einigen Jahren liess der gegenwärtige verdiente Missionssenior nach seiner Rückkehr aus Indien eine Schrift erscheinen, die den Titel führt „Der Kampf der Geister in Indien“. Er entwirft darin ein anschauliches, lehrreiches Bild von den religiösen Zuständen in Indien, aber auch von dem Widerstande, den die Bekehrung zum Christenthum findet. Von der indischen Seite her wirkt erschwerend der Stolz der Inder auf ihre einheimische Cultur. Und andrerseits hat der Missionar dadurch einen schweren Stand, dass die christliche Welt nicht mehr geschlossen gläubig hinter ihm steht. Die Stimmen der Ungläubigen und der Widersacher dringen bis nach Indien hinüber

und werden dort sehr wohl beachtet. Auch in Indien selbst fehlt es nicht an Europäern, die aus ihrer Geringschätzung des Christenthums kein Hehl machen.

Christen hat es in Indien schon seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gegeben. Die alte legendarische Kirchengeschichte lässt den Apostel Thomas nach Persien und Centralasien, den Apostel Bartholomaeus nach Indien selbst, nach der Küste Malabar gelangen; jedenfalls ist es Thatsache, dass Gemeinden der sogenannten Thomaschristen und der Nestorianer bis auf den heutigen Tag in Südindien vorhanden sind, und dass dieses orientalische Christenthum bis in das 2. Jahrhundert zurück verfolgt werden kann. Die abendländische Mission beginnt dann mit der Herrschaft der Portugisen im 16. Jahrhundert; von da an bis auf den heutigen Tag haben sich nach und nach die verschiedenen christlichen Kirchen an ihr betheiligt. Nach dem Census von 1891 betrug die Bevölkerung von ganz Indien mit Einschluss von British Burma 287 223 431 Seelen, darunter 2 284 380 Christen der verschiedenen Bekenntnisse. Man kann nicht sagen, dass diese Zahl einen besonders grossen Erfolg der christlichen Mission bezeichnet. Die Zahl der Christen in Indien ist verhältnissmässig kleiner als die der Juden in Deutschland. Denn in Deutschland kommen nach der Zählung vom Jahr 1890 auf 1000 Einwohner 12 Juden, während in Indien auf 1000 Einwohner nur 8 Christen kommen. Den Haupterfolg hat die christliche Mission in Südindien, und

in den niedersten Volksschichten aufzuweisen. Die Brahmanen, die Politiker und andere höhere Schichten der indischen Bevölkerung suchen sich des Christenthums zu erwehren. Wohl haben sie jetzt mehr denn je das Verlangen nach einer religiösen Reform, aber sie wollen dieselbe auf ihre eigenen alten Religionsurkunden aufbauen, höchstens mit einer gewissen Berücksichtigung des Christenthums, so weit sie diesem günstig gesinnt sind. „Die altindischen Religionsurkunden und die christliche Mission“ ist daher ein Thema, das unsere Aufmerksamkeit auf eine kurze Stunde in Anspruch nehmen darf.

In der erwähnten Schrift des lutherischen Missionars wird unter den modernen Reformern Indiens mit besonderer Achtung der Brahmane Bahadur Raghunātha Rāo in Madras, früher Minister des Staates Indore, erwähnt. Dieser hat als die Grundlagen der indischen Religion aufgestellt: 1. die Veden, 2. die Sūtras, 3. die Smṛtis, 4. die Purāṇas, 5. die Werke der Stifter der verschiedenen Sekten, 6. die Commentare dazu, 7. die eigene Ueberzeugung.

Eine buddhistische Schrift ist in diesem Kanon nicht enthalten, der Buddhismus ist etwa seit dem 7. oder 8. Jahrhundert im eigentlichen Indien mehr und mehr zurückgetreten. Philosophische Richtungen, die nicht ganz mit dem Veda brechen, religiöse Vorstellungen, die dem Volke verständlicher waren, vor Allem aber die alte Sitte des Hauses und der Familie haben den Sieg davon getragen. Der Brahmanismus ist in Indien

wieder zur Herrschaft gelangt. Raghunātha's Kanon enthält einen grossen Theil der ganzen brahmanischen Litteratur. Eine einheitliche Anschauung bietet dieser Kanon nicht, denn die einzelnen Werke stammen aus sehr verschiedenen Zeiten und stellen eine grosse geschichtliche Entwickelung dar. Eine Einheit wäre erst dann da, wenn Jemand gekommen wäre und hätte sagen können: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ Buddha hat dies nicht in befriedigender Weise gethan. Er hat zwar einer bestimmten Richtung, der weltflüchtig-asketischen, die Erfüllung gegeben, aber er hat nur einen Stand von Mönchen geschaffen, der zwar jedem ohne Unterschied der Kaste offen stand, der aber die ganze nicht asketisch gesinnte Menschheit zu wenig berücksichtigte.

Könnte sich nicht der christliche Missionar auf den Standpunkt stellen, dass er sagt: „Christus ist nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen“?

Christus kannte das Volk, zu dem er sprach. Und Paulus redete in Athen mit den Epikuräern und den Stoikern und knüpfte an den Altar an, auf dem geschrieben war „Dem unbekannten Gotte“. Die Griechen und die Römer sind anders bekehrt worden, als die alten Deutschen, und wieder anders die Armenier und die Iren. Jedes Volk hat seine Art, in der es gewonnen werden will, bald ist es die wilde Kraft, die gebrochen werden muss, bald die scharfe Dialektik der heidnischen Philosophen neben dem verirrten Aberglauben der grossen Menge.

So soll auch der christliche Missionar nicht nur zu den Indern sprechen „Ihr Männer von Athen, ich sehe euch, dass ihr in allen Stücken allzu abergläubisch seid“ (Apg. 17, 22), sondern er darf sich auch die Frage vorlegen, giebt es nicht auch hier Etwas, was zu erfüllen ist?

Dieses grosse Wort Christi „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen“ (Matth. 5, 17) ist für alle Zeiten gesprochen, es ist auch für uns gesprochen, die wir vielleicht auf den Höhen der Wissenschaft stehen und auch einen Altar aufgerichtet haben, auf dem geschrieben steht „Dem unbekannten Gotte.“

In Indien aber hat der moderne Reformer einen Fingerzeig gegeben, wohin der christliche Missionar seinen Blick richten soll. Generationen von Denkern und Dichtern und Gesetzgebern haben dort ihre Geistesarbeit hinterlassen. Es ist ein Stolz Indiens mit solcher Pietät die Gedanken der Jahrtausende bis auf den heutigen Tag bewahrt zu haben. Schon diese Pietät hat ein Anrecht darauf, von Anderen, die doch auch nur Menschen sind, geachtet zu werden.

In Raghunâtha's Kanon stehen an erster Stelle die Veden. Unter Veden versteht man in erster Linie vier Sammlungen von heiligen Texten. Vom religiösen, wie vom sprachlichen Standpunkte aus, ist von diesen vieren bei Weitem am Wichtigsten der Rigveda. Der Rigveda ist eine schon Jahrhunderte vor Christi Geburt veranstaltete Sammlung von Hymnen an die ältesten Götter der Inder, wie sie sich in ge-

wissen alten Priestergeschlechtern von Mund zu Mund fortgeerbt hatten. Manche dieser Hymnen lassen sich, abgesehen von ihrem mythischen Inhalt, einigermassen den Psalmen oder unseren Gesangbuchsliedern vergleichen. Sie waren zum grössten Theil von Anfang an für das Opfer bestimmt. Beim Opfer waren verschiedene Klassen von Priestern thätig. Der Rigveda ist vorwiegend der Veda derjenigen Priester, die beim Opfer den Hymnus an die Gottheit oder aus einzelnen Versen gebildete Litaneien mit lauter Stimme zu recitiren hatten. Ein zweiter Hauptpriester hatte beim Opfer zu singen. Die Texte der Verse, die für diesen Gesang bestimmt waren, sind in einem zweiten Veda, dem Sāmaveda, zusammengestellt. Einem dritten Hauptpriester lag die Besorgung der eigentlichen Opferhandlung ob; er hatte dabei mit leiser Stimme gewisse Formeln und Verse zu sprechen, deren Texte in einem dritten Veda, dem Yajurveda enthalten sind, in der einen Recension desselben getrennt von der Beschreibung des Opfers, in einer anderen Recension nur dieser Beschreibung eingefügt. Dieser zweite und dritte Veda sind, wenn man nicht das Opferwesen genauer studiren will, insofern von sekundärer Bedeutung, als die in ihnen zusammengestellten Verse zum grössten Theil dem Rigveda entnommen sind. Es giebt noch einen vierten Veda, den Atharvaveda, der wie der Rigveda eine Sammlung von ganzen Liedern ist. Er ist, was den Inhalt anlangt, der wichtigste nach dem Rigveda, aber er enthält zum Theil dieselben Lieder wie der Rigveda, nur in anderer

Recension, und seinen charakteristischen Bestandtheil bilden Zauberlieder und Zaubersprüche, so dass er als das Hauptbuch für den altindischen Aberglauben im engern Sinne des Wortes anzusehen ist.

Das altindische Opfer mit den Liedern an die alten Götter kann unmöglich wieder eine Macht über die Gemüther des Volkes erlangen. Welchen Sinn hätte es, die heutigen Inder wieder dazu bereden zu wollen, in Agni, dem als Gott gedachten Feuer, den Mittler zu verehren zwischen den Menschen und den höheren Göttern, wie Indra oder dem Sonnengotte, oder der Morgenröthe! Aber tief empfundene religiöse Gedanken bergen die Hymnen des Rigveda, besonders die dem Varuṇa geweihten. Die Hymnen an Varuṇa sollte jeder christliche Missionar kennen. Sie sind die edelste Aeusserung des altindischen Glaubens. In Varuṇa finden wir am ehesten eine Anknüpfung an den einen Gott der Christen. Varuṇa hat Himmel und Erde auseinander gehalten, dass der Himmel nicht auf die Erde stürzt; er hat die unverletzbare Ordnung im Weltall geschaffen, dass die Flüsse immer nach dem Meer strömen, dass die Jahreszeiten in unveränderlichem Wechsel auf einander folgen; er hat die Milch in die Kuh, die Schnelligkeit in das Ross, die Luft in die Wipfel der Bäume, die Sonne an den Himmel gesetzt, und in die Herzen der Menschen die geistige Kraft. Den Varuṇa allein fleht der schwache Mensch an, dass er ihm gnädig sei und ihn von der Sünde löse, mag sie wissentlich oder unwissentlich

gethan sein, das Schuldbewusstsein des Menschen Gott gegenüber hat in der ganzen indischen Litteratur nie wieder einen so einfachen und reinen Ausdruck gefunden. Merkwürdiger Weise tritt Varuṇa in der späteren Zeit zurück, er erscheint dann nur als der Gott der Gewässer, wenn er auch neben Indra, Yama und Agni einer der vier Welthüter ist. Neuerdings ist die Ansicht ausgesprochen worden, dass die erhabene Gestalt des Varuṇa im Veda fremden, vielleicht semitischen Ursprungs sei. Ich theile diese Ansicht nicht. Bei einer genauern Analyse seines Wesens zeigt sich kein Zug, der nicht Deutung aus indischen Verhältnissen finden könnte. Wenn der vedische Inder nur Varuṇa um Lösung von der Schuld anfleht, so hängt dies damit zusammen, dass Varuṇa unter dem Bilde eines Königs im Frieden angeschaut ist. Im altindischen Staate spricht der König Recht, er straft den Schuldigen, er allein kann die Strafe erlassen. Dieselbe Macht über den Frevler ist auch dem göttlichen König Varuṇa zugeschrieben.

Das Schuldbewusstsein des Menschen vor Gott ist neben dem Staunen vor der Herrlichkeit von Himmel und Erde und der Ordnung im Weltall, neben der Furcht und dem Ohnmachtsgefühl des Menschen und neben dem Verlangen des Menschen, seine Wünsche befriedigt zu sehen, einer der Kernpunkte der Religion. In unserer Zeit wollen viele moderne Menschen von der Sünde und dem Schuldbewusstsein nicht viel wissen. Ist dies die Linie, in der sich die Zeit weiter ent-

wickelt, und sollen wir darüber guter Dinge sein? Was für Gedankenströmungen für eine solche Entwickelung in Betracht kommen, ergiebt sich auch aus dem, was man in Indien beobachtet.

Die Aeusserungen des Schuldbewusstseins der Gottheit gegenüber treten in der weiteren religiösen Litteratur Indiens zurück. Zwei Richtungen des Denkens machen sich geltend, erstens dass der Inder glaubt, aus eigener Kraft, durch sein Werk, alle seine Wünsche verwirklichen und das höchste Gute erringen zu können; und zweitens, dass die wirkende Kraft der Götter durch eine philosophische Analyse mehr und mehr in Frage gestellt worden ist.

Schon in der Zeit der vedischen Hymnen mischt sich in die Ehrfurcht vor den göttlichen Mächten der Gedanke, dass der Mensch durch die Opferspende und das dem Gotte gewidmete Lied den Gott kräftige für das ihm obliegende Thun. Durch Opfer und Lied glaubte der Inder das Seinige beizutragen zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Weltall und zur Erfüllung seiner Wünsche. So ist für den Inder das Opfer ein Mittel zur Erreichung seiner Wünsche geworden, das mächtiger war als die Götter. Wie wir jetzt durch den methodischen Denkmechanismus Alles herauszubekommen glauben, so hat der Inder einst einen Opfermechanismus ausgebildet, von dem man Alles erwartete, wenn er nur richtig in Bewegung gesetzt wurde. War auch nur die kleinste Schraube, z. B. ein Accent in einem Spruche nicht in Ordnung, so versagte der Me-

chanismus, und fiel der Schade auf den Opfernden. Dieser Opfermechanismus ist in einer zweiten Schicht der vedischen Litteratur, den Brāhmaṇas, litterarisch verewigt, die sich als die Ritualbücher an die Hymnen und Spruchsammlungen anschliessen, und von denen für jeden der Hauptpriester eines, in verschiedenen Recensionen, vorhanden ist. Für den Missionar ist es ein wichtiger Gedanke, dass der Inder durch das Opfer das Glück und das Heil hat erzwingen wollen.

Die Fehler beim Opfer glaubte man durch gewisse Sühnceremonien wieder gut machen zu können. Aber nicht nur Fehler beim Opfer, sondern überhaupt die Vergehen und Sünden aller Art wurden durch Sühnungen, also durch das eigene Thun des Menschen, wieder gut gemacht. Wohl wurden bei solchen Riten die Götter angerufen, und ging man sogar so weit, den blossen vedischen Spruch als zur Sühne genügend zu bezeichnen, aber der Gott ist nur noch ein Name, von seiner vergebenden Gnade ist nicht weiter die Rede. Das Mysterium liegt in der Wirkung des Opfers.

In den Brāhmaṇas und in den grossen Epen lesen wir von den indischen Büssern. Man darf mit diesen nicht den Begriff der christlichen Busse verbinden. Das „Miserere nobis" erfüllte sie nicht, sondern sie wollten durch ihre Kasteiung und durch ihren festen Willen übermenschliche, den Göttern gleiche Kraft erlangen. Wir lesen häufiger von dem zornigen Fluche, als von der milden That eines indischen Büssers. Auch hier wieder der Gedanke, dass der Mensch durch eigene

Kraft sein Glück erreichen will, nicht durch den Gott, sondern sogar den Göttern zum Trotz!

Wenn aber der indische Reformer Raghunātha den Veda an die erste Stelle seines Kanons stellte, so wird er dabei vor Allem an die letzte Schicht der vedischen Litteratur, die Upanishads gedacht haben. Hier sind die Anfänge der indischen Philosophie aufgezeichnet, an die sich dann einerseits die brahmanischen philosophischen Systeme angeschlossen haben, andrerseits der Buddhismus. Wir sehen nicht ganz klar, in welchem Sinne diesen Texten der Name Upanishad gegeben worden ist, aber schon in diesen Texten selbst bezeichnet dieses Wort sachlich die geheimnissvolle Lehre vom innersten Kern alles Wesens. Die Erkenntniss dieser geheimnissvollen Lehre steht höher als jedes Opfer, jeder Sinnengenuss, jedes andere Gut. Die Götter und ihr Himmel und die bisherigen Güter werden nicht geleugnet, aber sie erleiden eine Entwerthung, denn das eigentlich Wahre, Seiende in Allem ist die Seele oder das Selbst, indisch der Ātman. Es war dies gleichsam der unbekannte Gott, den man suchte, weil man bei den alten Göttern doch nicht die völlige Befriedigung fand. Schon im X. Buche des Rigveda, das nicht zu dessen ältesten Bestandtheilen gehört, giebt es einen Hymnus (121), in dem jeder Vers mit dem Refrain schliesst „welchem Gotte sollen wir mit Opfer dienen?“ Der zweite Vers lautet: „Der den Odem giebt, der die Kraft giebt, dessen Geheiss alle Götter ausführen, dessen Schatten das

Unsterbliche, dessen Schatten der Tod ist, welchem Gotte sollen wir mit Opfer dienen?" Das zielt schon auf das grosse Wesen hin, das noch halb mythologisch Prajāpati, „Herr der Geschöpfe", dann unpersönlich Brahma genannt wird. Seinem Wesen nach ist das Brahma ātman, d. i. Seele oder Selbst. Wir können hier nicht dem Brahmanen in alle seine Mysterien folgen, aber es liegt auf der Hand, dass diese Lehre vom ātman zum vollendetsten Pantheismus führen musste. Am reinsten, mit einer Consequenz, die für uns wenig sachliche Wahrscheinlichkeit hat, ist diese Lehre in dem philosophischen System des Vedānta ausgebildet, dessen Name Ende oder Erfüllung des Veda bedeutet. Aus diesen Lehren zieht noch heute der Brahmane seine Hauptkraft. Will der christliche Missionar mit ihm den Kampf aufnehmen, so muss er diese Anschauungsweise und ihre Begründung in ihren Hauptzügen kennen, sonst versteht keiner den andern. Die Hauptlehren sind tief im Herzen des Inders sitzende Glaubenssätze, aber in den Beweisen giebt es manchen Punkt, an dem die Bekämpfung einsetzen kann.

Der Erste, der die Upanishads nach Europa brachte, war der Franzose Anquetil Duperron. Um seinen glühenden Wunsch, den Orient kennen zu lernen, erfüllt zu sehen, trat er als gemeiner Soldat in ein nach der französischen Colonie Pondichéry bestimmtes Regiment ein. Schon dies ist eine eines indischen Büssers würdige That. Bei seiner Rückkehr brachte er nicht nur die von einem Sultan des 17. Jahrhunderts

veranlasste persische Uebersetzung von fünfzig der besten Upanishads mit, sondern auch die Religionsurkunden der Parsen, in denen die Lehre des Zoroaster enthalten ist. Aber sein Herz hing an der Lehre der Upanishads, die er in einer Uebersetzung unter dem Titel „Oupnekhat“ (d. i. Upanishad) veröffentlichte, und in deren Vorrede er sich, unter den Schrecken der Revolution in der grössten Entbehrung lebend, folgendermassen aussprach: „Meine Nahrung besteht aus Brot, etwas Milch oder Käse und Brunnenwasser; mit vier Sous täglich muss ich meine Bedürfnisse bestreiten, ich entbehre im Winter des Holzes zum Feuern, ich habe keine Bettkissen, keine Decken, das Reinigen und Wechseln der Wäsche ist nur selten möglich. Ohne Einkommen, ohne Amt suche ich durch litterarische Arbeiten den Unterhalt zu erwerben; ich entbehre der Gattin, des Kindes, des Dieners, ich entbehre fast aller Güter der Welt und erwarte, nach dem höchsten Wesen lechzend, mit ruhigem Herzen die Auflösung meines Körpers.“ — Das ist fast der indische Asket; aber mehr christlich als brahmanisch, wenigstens wenn so betont, ist der Gedanke, dass er die Menschen liebt.

In diesem Punkte unterscheidet sich von ihm der nächste bedeutende Mann, ein Menschenverächter, der die Lehre der Upanishads aus Anquetil Duperron's „Oupnekhat“ kennen lernte und tief von ihr ergriffen wurde, der deutsche Philosoph Schopenhauer. Er sagt in einem Kapitel, dem er die Ueberschrift gab „Einiges zur Sanskritlitteratur“ unter Anderem: „. . wie

athmet doch das Oupnekhat durchweg den heiligen Geist der Veden! Wie wird doch der, dem durch fleissiges Lesen das Persisch-Latein dieses unvergleichlichen Buches geläufig geworden, von jenem Geist im Innersten ergriffen! ... Es ist die belehrendste und erhebendste Lektüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist, sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens seyn." Solche Bekenntnisse von Männern, die im Christenthum aufgewachsen waren, sind den indischen Pandits nicht unbekannt geblieben; man wird begreifen, dass sie nicht geeignet sind, die Herzen der Gebildeten Indiens für die christliche Lehre empfänglicher zu machen. Schopenhauer fand in den Upanishads und im Vedānta seine Lehre „Die Welt ist Vorstellung" (§ 1), und er citirt wiederholt den grossen Satz der indischen Einheitslehre „**tat tvam asi**" „dies bist du", oder wie diese Lehre in Anquetil Duperron's Latein ausgedrückt ist „Hae omnes creaturae in totum ego sum, et praeter me aliud ens non est."

Fragen wir nach der Autorität, auf die sich die indische Lehre stützt, so wird uns keine einzelne Person genannt, sondern die Autorität des Veda. Zwar werden in den älteren Upanishads die Lehren einzelnen Männern in den Mund gelegt, aber nicht auf sie beruft man sich, sondern unmittelbar auf den Veda, die geschaute Offenbarung der ewigen Wahrheit. Nach der äussersten Consequenz der indischen Offenbarungslehre giebt es für den Veda keinen menschlichen Verfasser,

sondern ist der Inhalt des Veda von Ewigkeit her da gewesen. Die Hymnen des Rigveda sind nicht von den Weisen der Vorzeit ersonnen worden, sondern diese haben sie „geschaut.“ Auch in den ältesten Upanishads treten die Lehren der Einheitsphilosophie als poetische Ergüsse in halb mythischer Sprache auf, ohne jede Begründung. Es ist unmittelbare Anschauung, unmittelbares Glauben. Eine Begründung und eine Discussion findet sich erst in den philosophischen Systemen.

Denn gegen die Wahrheit und Autorität des Veda hat es in Indien selbst, auch abgesehen von Buddha, nicht an Widerspruch gefehlt. Zwar erkennen alle brahmanischen Systeme im Princip den Veda an, aber nur die Brahmalehre des Vedānta schliesst sich auch inhaltlich eng an die vedischen Upanishads an. Die anderen brahmanischen Systeme gehen mehr ihre eigenen Wege und machen nur selten von den Aussprüchen des Veda Gebrauch. Sie setzen der Einheitslehre des Vedānta einen entschiedenen Dualismus entgegen, so besonders das unter dem Namen Sānkhya bekannte System, das in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung einen grossen Einfluss gehabt hat. Beide Systeme, Vedānta und Sānkhya, sind jetzt durch Uebersetzungen und Darstellungen leicht zugänglich. Während der Vedānta lehrte, dass Brahma das einzig Existirende sei, und dass allem Individuellen, der ganzen Aussenwelt nur eine Scheinexistenz zukomme, stellte das Sānkhyasystem den Dualismus von Seele und

Materie auf. Aber es ist nicht die eine Allseele, die alles durchdringt, sondern es sind unzählige Einzelseelen, über die sich im strengen System kein höchster Geist, kein Gott erhebt. Und doch kommt der Īśvara, der Herr, an die Spitze des Ganzen, wenn nicht im Sānkhya, so doch in dem nahe verwandten Yogasystem, obwohl in Indien keine Erzväter und keine Propheten den Glauben an den einigen Gott hochgehalten hatten. Es liegt im Menschen neben dem Denken ein Zug der Sehnsucht, ein Verlangen nach Hingebung, die ihr Ziel haben will. Auch die im Volke lebendigen religiösen Vorstellungen, die wieder ihre eigenen Wege gegangen sind, haben dazu beigetragen, einen Gottesglauben in Indien lebendig zu erhalten.

Vishṇu und Śiva sind auf uns noch unbekannten Wegen schon in den Zeiten vor Christi Geburt zu den grossen Gottheiten Indiens geworden, Vishṇuiten und Śivaiten in zahlreichen Sekten stehen einander gegenüber, und Thatsache ist, dass auch in den Anfangsversen zahlreicher philosophischer Werke der Verfasser namentlich dem Vishṇu seine Verehrung darbringt. In voller Entwickelung, aber auch voll von phantastischen Mythologemen tritt uns der Glaube an Vishṇu, Śiva und den Gott Brahmā in den Purāṇas entgegen, in denen aus alter Zeit stammende Kosmogonien, Mythen, Stammsagen und Legenden gesammelt sind.

Soweit in diesen Purāṇas das phantastische und mythische Element vorherrscht, haben sie für uns ein geringeres Interesse, obwohl sie dem heutigen Volks-

glauben besonders nahe stehen, nur den Gedanken der Avatāras der höchsten Gottheit, den sie besonders vertreten, dürfen wir hier nicht übergehen. Avatāra bedeutet etymologisch „das Herabsteigen“. Man versteht darunter gewisse Incarnationen des höchsten Gottes Vishṇu. Nach der Ansicht eines hervorragenden Indianisten würden diese Avatāras in der ihnen zu Grunde liegenden Idee, wie er sich ausdrückt, „aus einer Nachahmung des christlichen Dogmas von der Herabkunft Gottes“ entstanden sein. Die zu Grunde liegende Idee wird in dem Lehrgedichte Bhagavadgītā (IV 7 und 8) dem Gotte selbst folgendermassen in den Mund gelegt: „So oft eine Abnahme des Rechten stattfindet und das Unrecht sich erhebt, schaffe ich mich selbst. Um die Guten zu schützen und die Bösen zu vernichten, um das Rechte festzugründen, entstehe ich wieder und wieder in den Weltaltern.“ Aber in der Nähe angesehen, haben diese indischen Avatāras doch einen wenig christlichen Charakter, z. B. wenn Vishṇu die Gestalt eines gewaltigen Ebers annimmt, um die Dämonen zu vernichten, die die Erde niedergedrückt hatten (MBh. XII, adhy. 209). Aehnlicher Art sind auch die meisten andern Avatāras. Es wäre dies eine Verarbeitung von biblischen Ideen bis zur Unkenntlichmachung, so dass man in diesem System der Avatāras ebensogut eine echtindische Erfindung erblicken kann. Nur Vishṇu's Incarnation in Kṛshṇa und seine völlige Wesensgleichheit mit ihm hat einen besonderen Charakter. Hier hat man schon im Namen Kṛshṇa, der aber im Sanskrit „der

Schwarze“ bedeutet, einen Anklang an Christus finden wollen. Kṛshṇa ist ein in der indischen Litteratur sehr bunt schillerndes Wesen. Er erscheint als König eines Stammes, er erscheint als ein Hirtengott, der mit den Hirtenmädchen tanzt, hier kommt nur die Form in Betracht, in der ihm im IV. Buche des Mahābhārata das berühmte Lehrgedicht Bhagavadgītā, d. i. „der Gesang des Heiligen“ in den Mund gelegt ist. Ich möchte es nicht gerade als ganz unmöglich bezeichnen, dass, etwa durch die erwähnten Thomaschristen, in Südindien christliche Gedanken mit einen Einfluss auf dieses indische Werk gehabt haben könnten, aber erwiesen ist es nicht; charakteristische Lehren des Christenthums, die nur diesem eigenthümlich sind, fehlen gänzlich. Was von Kṛshṇa erzählt wird, hat nicht die geringste Beziehung zu Christi Leben und Sterben, er ist in der Bhagavadgītā nur Verkünder einer Lehre, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem späteren christlichen Mysticismus haben könnte. Der äussere Zweck aber, zu dem Kṛshṇa diese Lehre vorträgt, ist geradezu unchristlich: er will den Helden Arjuna, der Bedenken trägt, die mörderische Schlacht gegen seine eigenen Verwandten zu beginnen, zu diesem Kampfe durch die Lehre vom ātman anstacheln, indem er ihm auseinandersetzt, dass das Selbst oder die Seele das einzig Seiende und unberührbar sei, dass sie weder tödte, noch in einem Andern getödtet werden könne! Man ist versucht zu sagen, das Mittel soll hier den Zweck heiligen.

In der breiten didaktischen Ausführung der Bhagavadgītā verliert sich die Erinnerung an diesen äusseren Zweck. Ehe wir aber noch einen wichtigen religiösen Gedanken aus diesen Lehren hervorheben, soll erst die Frage beantwortet werden, was ist in den philosophischen Systemen der Brahmanen, die älter sind als die Bhagavadgītā, an die Stelle des Gottes Varuṇa getreten, den der vedische Inder um die Erlösung von der Sündenschuld anflehte? Die wahre Erkenntniss als solche, wie sie freilich ein jedes System wieder anders lehrt, hat eine auflösende Kraft. Hier liegt wieder ein indisches Mysterium. Die wahre Erkenntniss aber befreit den Menschen nicht nur von dem Bösen, das er in Gedanken, Worten und Werken gethan hat, sondern hebt auch das Gute auf; sie verbrennt wie ein Feuer dürres Gras alles, was sich im Innern des Menschen von seinem Thun her als Stoff zu künftiger Auswirkung in einem neuen Dasein angesammelt hat und schneidet in Folge davon jede neue Geburt ab. Denn der Glaube an die Seelenwanderung ist seit Jahrtausenden ein Grunddogma Indiens, das schon im Alterthum und nicht minder in den neuesten Zeiten bei uns als ein genialer Gedanke angesehen worden ist, den die Inder, auch um dieser Anerkennung willen, nicht so leicht aufgeben werden.

Aber die Inder sind nicht bei der Erkenntniss der Wahrheit stehen geblieben, sie sind weiter gegangen zur Versenkung in die Wahrheit. Sie haben die praktische Consequenz ihrer Erkenntniss der Wahr-

heit gezogen, dass nun auch das Leben nur noch in dieser Erkenntniss der Wahrheit fortgesetzt werden solle. Um davon nicht abgezogen zu werden, musste eine völlige Abkehr von den Sinnengenüssen und eine vollständige Herrschaft über die Sinne gewonnen, musste die geistige Thätigkeit nur auf das höchste Princip oder die Symbole desselben concentrirt werden. Ein Wort für diese Concentration ist Yoga. Es hat dem einen der philosophischen Systeme den Namen gegeben, in dem diese mystische Praxis in ihren verschiedenen Stadien und mit ihren verschiedenen Hülfsmitteln besonders eingehend gelehrt wird. Wir beschränken uns hier auf die Art des Yoga, die in ihrem höchsten Stadium in der Versenkung in die Gottheit besteht. Derselben Erscheinung begegnen wir in der christlichen Mystik, sie gehört gewissermassen zur Naturgeschichte der Religiosität, und ist auf der christlichen Seite meines Wissens litterarisch erst später nachweisbar als in Indien. So lehrte der orthodoxe Mystiker Hugo von St. Victor im 12. Jahrhundert, dass dreierlei den Menschen zu Gott emporhebe, die cogitatio, die meditatio und die contemplatio. Die cogitatio ist das Anschauen Gottes oder das sich ihn Vorstellen, das Sinnen der meditatio lässt schon in diesem Leben die Süssigkeit der ewigen Ruhe im Voraus schmecken, und die contemplatio ist die intuitive Vereinigung der Seele mit Gott. Solche Aufstellungen entsprechen ziemlich genau dem indischen Yoga. Auch bei diesem kommt mehr oder weniger neben der Erkenntniss

das Gemüth und das Element des Glaubens in Betracht.

Ein ältestes indisches Wort für Glaube, śraddhā, findet sich schon im Rigveda, es ist verwandt mit lateinisch credo und bedeutet etymologisch „sein Herz setzen“ auf den Gott. Aber der spätere terminus technicus für die völlige Hingebung an die Gottheit ist bhakti. Es ist dies eine letzte Phase der innerlichen Entwickelung der indischen Religiosität. Wir finden eben diesen Begriff in der Bhagavadgītā und in den Lehrsätzen des Śāṇḍilya, die mit zu den ältesten der Werke zu rechnen sind, die der indische Reformer Raghunātha in seinem Kanon unter der Rubrik „Werke der Stifter verschiedener Sekten“ zusammengefasst hat. Dieses Princip der bhakti, der gläubigen Hingebung an die Gottheit, ist es vornehmlich, in dem man christlichen Einfluss hat erkennen wollen. Fasst man diese Ansicht dahin auf, dass die Inder ohne den Einfluss christlicher Anschauungen auf ihre Lehre von der bhakti überhaupt nicht gekommen sein würden, so wäre dies sicher zuviel behauptet. Es ist zu bedenken, dass die besondere Betonung des Glaubens und Sichhingebens eine allgemein menschliche Stufe der religiösen Entwickelung bezeichnet, die in ihren Anfängen bis in vorchristliche Zeiten zurückverfolgt werden kann; dass die Inder wie in der Jetztzeit so vermuthlich auch schon früher nicht sehr geneigt gewesen sind, christliche Gedanken in sich aufzunehmen; und dass schwerlich schon bei den Thomaschristen, die man

doch hier als die Vermittler in Anspruch nehmen müsste, diese mystische Form der Hingebung im Vordergrunde gestanden hat. Im Sūtra 76 des Śāṇḍilya wird gelehrt, dass schon ein kleiner Act der bhakti grosse Sünden aufhebe, und Aehnliches findet sich in der Bhagavadgītā. Nicht die Gnade Gottes ist es, die vergiebt, sondern die Hingabe an die Gottheit als solche hebt unmittelbar die Sünde auf. Es ist das ein echt indischer, aber nicht christlicher Gedanke, der sich an das anschliesst, was zuvor über die mystische Kraft des Opfers und der Erkenntniss gesagt worden ist. Auf alle Fälle aber sind Bhagavadgītā und die Lehrsätze des Śāṇḍilya Werke, die der Beachtung des christlichen Missionars werth sind.

In den ältesten Zeiten richtete sich das Grübeln des Inders auch auf die Aussenwelt, auf den Ursprung des Weltalls. Wir finden in den Upanishads wiederholt den Satz „Im Anfang war alles dies Wasser." Er erinnert an die ionischen Naturphilosophen der Griechen. Cicero sagt von Sokrates, dass dieser zuerst die Philosophie vom Himmel herabgerufen und auf den Menschen hingelenkt habe. Socrates autem primus philosophiam devocavit e caelo. Eine ähnliche Entwickelung zeigt sich in Indien. Wohl ist dem Inder schon im Rigveda das grosse Welträthsel vor die Seele getreten, bald hat er daran verzweifelt, es zu lösen, bald hat er kindliche Versuche gewagt: der tieferen Erforschung der Natur hat er sich nicht zugewandt, er hat seinen Scharfsinn auf den

Menschen, die menschliche Seele gerichtet. Und zwar hat er dies gethan, theils in einem unverkennbar wissenschaftlichen Interesse, er hat die Seelenthätigkeit in feiner Weise analysirt, theils im Interesse der Frage, was soll ich thun, um selig zu werden. Ohne Frage liegt die Stärke der indischen Philosophie auf dem Gebiete der Seelenlehre. Der Inder hat den Erkenntniss- und Denkprocess in einer Weise analysirt, die an Kant erinnert. Wie sehr der Mensch mit seinem Denken und Wahrnehmen im Mittelpunkte des Interesses stand, zeigt sich nirgends deutlicher als in der merkwürdigen Darstellung der Principien der Sānkhyalehre. Wenn es daselbst heisst (Kārikā 22), „Aus der Urnatur entstand der Verstand, aus diesem das Ichorgan, aus diesem das innere Centralorgan, die fünf Sinnesorgane, die fünf Actionsorgane und die den fünf Sinnen entsprechenden feinen Naturelemente, aus diesen die groben Naturelemente“, so ist das weiter nichts als die kosmogonisch gewendete Analyse des Wahrnehmungsprocesses. Wie schon aus diesen Angaben hervorgeht, hat die indische Philosophie nicht nur die fünf Sinne, sondern auch das Ichorgan und das die Erkenntniss abschliessende Denkorgan auf die materielle Seite gestellt. Alles dies sind nur feine Organe der Seele, zum Wesen der Seele, des ātman oder purusha gehören sie nicht. Die Seele selbst ist unthätig, ist nur, wie es in einem bildlichen Ausdruck der Sānkhyalehre heisst, Zuschauer und Zeuge alles dessen, was, durch die Organe ihr vorgeführt,

im Menschen und um den Menschen vor sich geht. Hier können wir den grossen Unterschied zwischen Brahmanismus und Buddhismus verstehen: der Brahmane steht dem Christen eine Stufe näher als der Buddhist. Denn während der Brahmane in seinen verschiedenen Systemen an einem Seelenwesen, dem ātman oder purusha festhält, hat der Buddhist diesen ātman als eine überflüssige Annahme gestrichen. So sind in der buddhistischen Seelenlehre nur die geistigen Organe übrig geblieben, die auch nach der brahmanischen Lehre materiellen Ursprungs sind. Und die weitere Folge hiervon ist, dass das buddhistische Nirvāṇa in seiner strengen Consequenz, wenn nicht fremde Gedanken dazu kommen, das Nichts ist, während für den Brahmanen die Erlösung in der Befreiung der Seele aus den Banden des Leibes besteht, mag nun die im Einzelnen befindliche Seele identisch mit der Allseele sein oder als eine Individualität aufgefasst werden.

Bei dieser weltflüchtigen Richtung der indischen Philosophie ist es begreiflich, dass der Inder sich wenig in die Erforschung der Natur vertieft hat. Es giebt ein brahmanisches System Vais'eshika genannt, das allerdings eine Art Naturphilosophie ist. Wir finden hier den Begriff des Atoms und eine Aufzählung von allgemeinen Eigenschaften der Körper, aber es ist doch höchstens ein erster Anfang zur wirklichen Naturforschung, und Aehnliches gilt von der Anatomie in der indischen Medicin und von den wenigen der beschreibenden Naturlehre angehörigen Werken. Sie

haben ebensowenig einen bedeutenderen Einfluss auf die indische Geistesrichtung ausgeübt, als die indische Mathematik. Ueberall begegnen wir der Lehre von den fünf Elementen, Feuer, Wasser, Luft, Wind, Erde, die ebenso aus dem griechischen Alterthum bekannt sind. Es sind dies zwar fünf grosse Erscheinungsformen der Natur, aber immerhin ist es auffallend, dass Inder und Griechen sie so gleichmässig aufgestellt haben. In Indien bilden sie ein organisches Glied in der gesammten geistigen Entwickelung, denn es sind einerseits dieselben Sphären der Natur, denen die alten Naturgötter des Veda angehören — in der Bezeichnung der Elemente als der „grossen Wesen" (mahābhūta) klingt noch ihre frühere Vergöttlichung nach —, und sie stehen andererseits in der indischen Seelenlehre in so engem Zusammenhang mit den fünf Sinnen und dem Wahrnehmungsprocess, dass sie wohl als ein Stück indischer Erfindung angesehen werden dürfen.

Aber nicht der gesammte Brahmanenstand ist die einsamen Wege der weltflüchtigen Philosophie gegangen. Viele Brahmanen, namentlich soweit sie Priester waren, blieben bei älteren Formen der Religion, in die sich breitere Schichten des Volkes eingelebt hatten, stehen. Auch die Philosophen billigten dies, weil sie von jeher die Neigung hatten, nicht das Alte aufzuheben, sondern nur die in ihm verborgene höhere Wahrheit aufzufinden. Trotz der Verehrung des Vishṇu und des Śiva und der zu ihrem Gefolge gehörigen Götter und Göttinnen, und trotz des zum Theil abstossenden Aber-

glaubens, der mit dieser Verehrung verbunden ist, hängt doch die Religion der eigentlichen Hindus noch immer mit modificirten indischen Formen des Glaubens zusammen. Das äussert sich auch darin, das Vishṇu und Śiva nicht nur in götzendienerischer Weise verehrt werden, sondern dass auch die tiefen Gedanken der alten Religion und Philosophie auf diese Gottheiten übergegangen sind.

Weder die Philosophie noch die entarteten Formen der Götterverehrung haben die alte Sitte der Lebensführung und das alte Recht verdrängen können. Auch hier treten uns als die Hüter des Alten die Brahmanen entgegen. Die weltflüchtigen Philosophen hatten für diese Dinge kein Interesse, aber es hat immer auch Brahmanen gegeben, die eine praktischere Richtung verfolgten, für die die Gliederung des Volkes in Stände, und neben der geistigen Macht der Brahmanen die schützende Herrschaft des Königs göttliche Institutionen waren. Begreiflicher Weise haben die Brahmanen in ihren Aufzeichnungen ihren eigenen Stand am meisten berücksichtigt, aber wir finden in ihren Werken auch die Grundlinien der Rechte und Pflichten der anderen Stände. Die Normen alles dessen, was das indische Leben der Hindus geregelt hat und noch regelt, ist in den Schriften niedergelegt, die in den Rubriken Sūtra, d. i. Lehrsätze, und Smṛti, d. i. Tradition, des indischen Reformers enthalten sind. Von den Sūtras kommen in Betracht die Lehrsätze über die häuslichen Gebräuche und die Lehrsätze über das Recht.

Beide Schriftgattungen sind ganz und gar von der Religion durchdrungen. Das indische Recht, das uns nicht nur in kurzen Lehrsätzen oder Sūtras der vedischen Schulen, sondern auch in ausführlicheren zur Smṛti gerechneten Werken, wie dem Gesetzbuche des Manu, vorliegt, ist ganz durchsetzt mit religiösen Vorschriften und lässt sich am ehesten mit unserem kanonischen Recht des Mittelalters vergleichen. Wie aber die Rechtsprechung in Indien noch immer auf diese einheimischen Rechtsquellen Rücksicht nehmen muss, so muss auch der christliche Missionar die tief im Hinduvolke sitzenden Rechtsanschauungen, z. B. in den Eheverhältnissen, beachten und zu verstehen suchen, selbst wenn er sich ihnen nicht anpassen, sondern sie bekämpfen will. In den Regeln über die häuslichen Gebräuche ist mindestens eine äussere Form einer religiösen Regelung des gesammten Familienlebens gegeben, wie sie besser kaum bei uns zu finden ist. Andacht am Morgen, am Mittag und am Abend; Geburt, Namengebung, Einführung in den Unterricht, Entlassung, Hochzeit, Hausbau, Bestattung, alles dies mit religiöser Weihe verbunden. Kann man es dem gebildeten Hindu, der die innere Geschichte und die Litteratur seines Volkes kennt, so sehr verdenken, wenn er mit Genugthuung auf solche Werke hinweist und in ihnen schon zu besitzen glaubt, was ihm Fremde geben wollen? Der christliche Missionar kann diese Formen mit anderem Inhalt füllen, aber es würde seiner Sache nur schaden, wenn er nicht Bezug nehmen

wollte auf die uralte Sitte der Hindus. Zu den Grundlagen des indischen Rechts gehört die Eintheilung des Volkes in Kasten. Den Europäer überkommt ein gewisses Grauen, wenn er diesen Namen hört. Dieser übertriebene Abscheu vor den Kasten, stammt aus den Zeiten, in denen man in Europa nur allzu radical beflissen war, alle alten Gliederungen des Volkes aufzulösen. Das Kastenwesen in Indien mag der Reformen bedürfen, die sich langsam Bahn brechen müssen, aber es gänzlich beseitigen zu wollen, hiesse dem indischen Volke seinen historischen Halt rauben. Das heutige Kastenwesen ist eine sehr complicirte Erscheinung. Die bekannten alten vier Kasten haben für die jetzigen Verhältnisse fast alle praktische Bedeutung verloren; denn an Stelle von vier giebt es jetzt hunderte von Kasten. Ihr Wesen zu ergründen ist jetzt mit in den Vordergrund der wissenschaftlichen Forschung getreten. Bald ist es die Gleichheit der Beschäftigung, bald die Gleichheit der Lebensweise, bald sind es andere mehr zufällige Eigenthümlichkeiten, die eine Kaste zusammenhalten. Diese Mannigfaltigkeit der Kasten reicht in ihren Anfängen schon in jene frühen Zeiten zurück, in denen die alten vier Kasten wenigstens im nördlichen Indien eine alte ständische Gliederung der arischen Hindus darstellten. Der christliche Missionar braucht an diesen Ständen, von denen der Stand der Brahmanen noch immer in hohem Ansehen steht, und an den modernen Kasten an und für sich ebensowenig einen Anstoss zu nehmen,

als die christliche Kirche in unseren Ständen des Mittelalters etwas Widerchristliches erblickt hat. Ein Punkt ist allerdings von Wichtigkeit: Die vedische Religion der arischen Hindus war nach dem alten Rechte nur für die drei oberen Kasten bestimmt. Das ist kein christlicher Gedanke. Christi Lehre soll allen Menschen gepredigt werden, ohne Unterschied des Standes oder der Kaste. Die Consequenzen jener religiösen Exclusivität, namentlich für die Religion der untersten Schichten der Parias, sind noch nicht in klarem Ueberblick dargelegt. Aber in diesem Punkte hat die christliche Mission von jeher eingesetzt. Es ist kein Zufall, dass das Christenthum fast ausschliesslich in den unteren Volksschichten und vorwiegend in Südindien, wo nichtarische Stämme die grosse Masse bilden, Annahme gefunden hat. Aber von den untersten Schichten aus ganz Indien für das Christenthum zu gewinnen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Dazu müssen die oberen und die gebildetsten Schichten besonders gewonnen werden, und der Weg zu ihnen führt nur über ihre alte Litteratur, die der Christ zu durchdringen, zu benutzen, oder wo es nöthig ist, zu widerlegen suchen muss.

Unter dem allgemeinen Namen Smṛti ist aber noch ein Werk verborgen, das als ein Hauptschatz der Hindus zu bezeichnen ist, das Epos Mahābhārata, dessen gewaltiger Umfang, über 120000 Disticha, gleichsam im Verhältniss steht zu den Millionen und aber Millionen von Menschen, die den Boden Indiens bevölkern. Wir würden den Hindu aus seiner Litteratur

nur zur Hälfte kennen, läge nicht dieses riesige Panorama vor unseren Augen ausgebreitet. Den Grundstock bilden die Kämpfe verwandter Königsgeschlechter und Bruderstämme. Wieviel davon historisch, wieviel davon mythisch, wieviel davon märchenhafte Erfindung ist, wird sich nie mit völliger Sicherheit abgrenzen lassen. Aber die höhere Wahrheit ist die lebensvolle Schilderung der echt indischen Sitten, Charaktere und Anschauungen. Wilde Tapferkeit im Kampfe und Weisheit im Rathe, das unruhige Leben am Hofe und die Seelenruhe in der Waldeinsamkeit, Treue und Verrath, vom Duft der Poesie umwobene Frauengestalten und rohe Gewalt, alle Leidenschaften und alle Tugenden der Menschen treten uns hier in plastischen Gestalten entgegen. Es ist charakteristisch, dass der Inder sein grosses Epos zum Dharma rechnet, zu den Lehrbüchern des Rechts und der Moral, es ist ihm ein Spiegelbild alles dessen, was der Mensch nach göttlichem und menschlichem Recht thun und nicht thun soll. Wer dächte hier nicht an das ganz ähnliche Lob, das Horaz dem Homer gespendet hat, von dem er sagt, dass er klarer und besser als jeder Philosoph zeige, was schön, was schimpflich, was nützlich und was nicht nützlich sei (qui quid sit pulchrum quid turpe quid utile quid non, planius ac melius Chrysippo et Crantore dicit)? Das Mahābhārata mit seinem Reichthum von grossen und kleinen Geschichten, und neben ihm ähnlicher Art das Rāmāyaṇa, die Geschichte von Rāma, ist für den Hindu, was für uns das alte Testament, Homer und

Nibelungenlied zusammengenommen sind. Jene Stoffe sind dem indischen Volke ebenso bekannt, wie unserem Volke die Geschichten des alten Testaments. Und dabei sind sie auf dem eigenen Boden Indiens entstanden, sind das eigenste Gut und Blut des Volkes. Welch hohes Gut besitzt ein Volk in seiner Dichtung, in der nicht nur die einseitige Denkarbeit des Philosophen und Gelehrten, sondern mit elementarer Gewalt der ganze Mensch mit seinem ganzen Denken, Fühlen und Wollen, zum Durchbruch kommt, wie er sein soll und wie er nicht sein soll! Sollen wir dem Hindu sagen, dass er aufhören müsse an seinem Mahābhārata und Rāmāyaṇa Gefallen zu finden? Das wäre eine unerfüllbare Forderung. In gewissem Sinne darf auch hier wieder an Christi Wort erinnert werden „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen". Den Geschichten des Mahābhārata und Rāmāyaṇa gegenüber die rechte Stellung zu finden, wird dem christlichen Missionar nicht schwer werden. Von St. Patrick, dem Apostel der Iren, wird erzählt, dass er von den Werken der heidnischen Zeit bestehen liess, was nicht in offenem Widerspruch zu Gottes Wort stand.

Ich bin am Schlusse. Man könnte den Vorwurf erheben, dass ich doch zuviel von allerlei Bedeutendem und Gutem in der altindischen Litteratur gesprochen habe. Aber sollte ich die Bilder Vishṇu's mit seinen vier Armen und seiner sonderbaren Bewaffnung vorführen, oder die Processionen mit Götterbildern, oder die Tänze der Tempelmädchen, oder den Lingadienst

und andere abergläubische Verirrungen? Diese Dinge sind es nicht, die hauptsächlich dem entgegenstehen, dass Indien noch nicht in grossem Stile für das Christenthum gewonnen worden ist, sondern den eigentlichen Widerstand leistet hier, wie überall, das mancherlei Grosse, Gute und Schöne, das auch das Volk der Hindus besitzt, und das einfach fahren zu lassen, der Hindu nicht gewillt ist. Denn, abgesehen von der natürlichen Liebe zu seinem Eigenthum, sagt er von vielen einzelnen Gedanken des Christenthums, das er diese oder ähnliche auch schon in seiner Religion besitze.

Wird aber vom christlichen Missionar nicht zuviel gefordert, wenn er wie ein Sanskritphilologe in Indien auftreten soll? Letzteres ist nicht zu verlangen, wohl aber ist wünschenswerth, wenn er sich nicht auf die Wirksamkeit in den untersten Volksschichten beschränken will, dass er mit einiger Kenntniss des Sanskrit ausgerüstet sei, damit er im Stande ist, den Hindu auf dem Boden seiner eigenen Litteratur aufzusuchen. Die Verhältnisse, in die er gestellt, werden ihm von selbst lehren, was er zuerst und was er zuletzt braucht. Geduldige und treue Arbeit ist aber auch hier von Nöthen. Auch die europäischen Gelehrten sind wenigstens insofern seine Helfer, als sie das Verständniss der alten Litteratur Indiens und ihrer Gedankenwelt durch eindringende Arbeit bedeutend erleichtert haben, wenn sie ihrer Arbeit auch nicht die Tendenz gegeben haben, der christlichen Mission zu dienen. Erst objectiv erkennen, dann verwerthen und verwenden.

Es liegt uns ferne, die bisherige Arbeit der Missionare gering zu achten. Sie ist hauptsächlich den Aermsten und Geringsten zu Gute gekommen und hat Tausenden inneren Frieden und manches andere Gut gebracht. Auch ist das blosse Dasein der christlichen Mission, selbt wenn sie wenig unmittelbaren Erfolg hätte, von nicht zu unterschätzender Bedeutung: ihre Lebensführung und ihre Lehren geben ein Beispiel und einen Maassstab ab, nach dem sich unwillkürlich auch die andersgläubige Umgebung richten wird. Die christlichen Geistlichen haben nicht nur in Indien die geschichtliche Aufgabe der Propheten des alten Testaments, die am Glauben an Jehova festhielten, auch wenn das Volk von ihm abfiel.

Berichtigung:

S. 11, Z. 10 für Gute lies: Gut.
S. 28, Z. 3 für indischen lies: vedischen.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.

